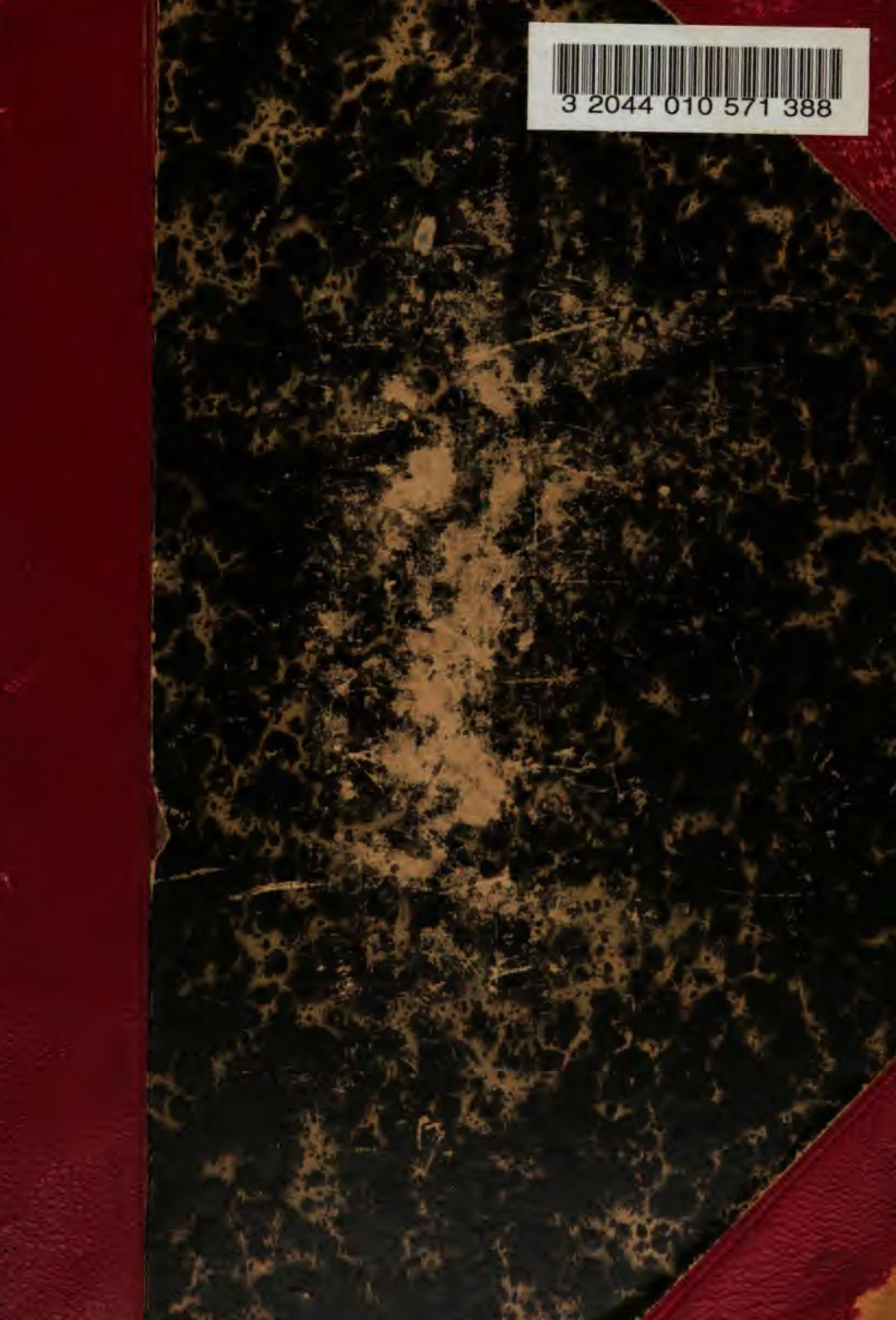
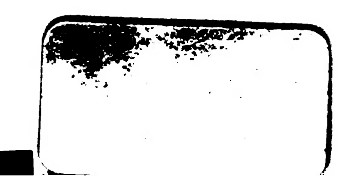







VE RI
TAS





ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITTERATUREN.

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG.

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL UND ADOLF TOBLER.

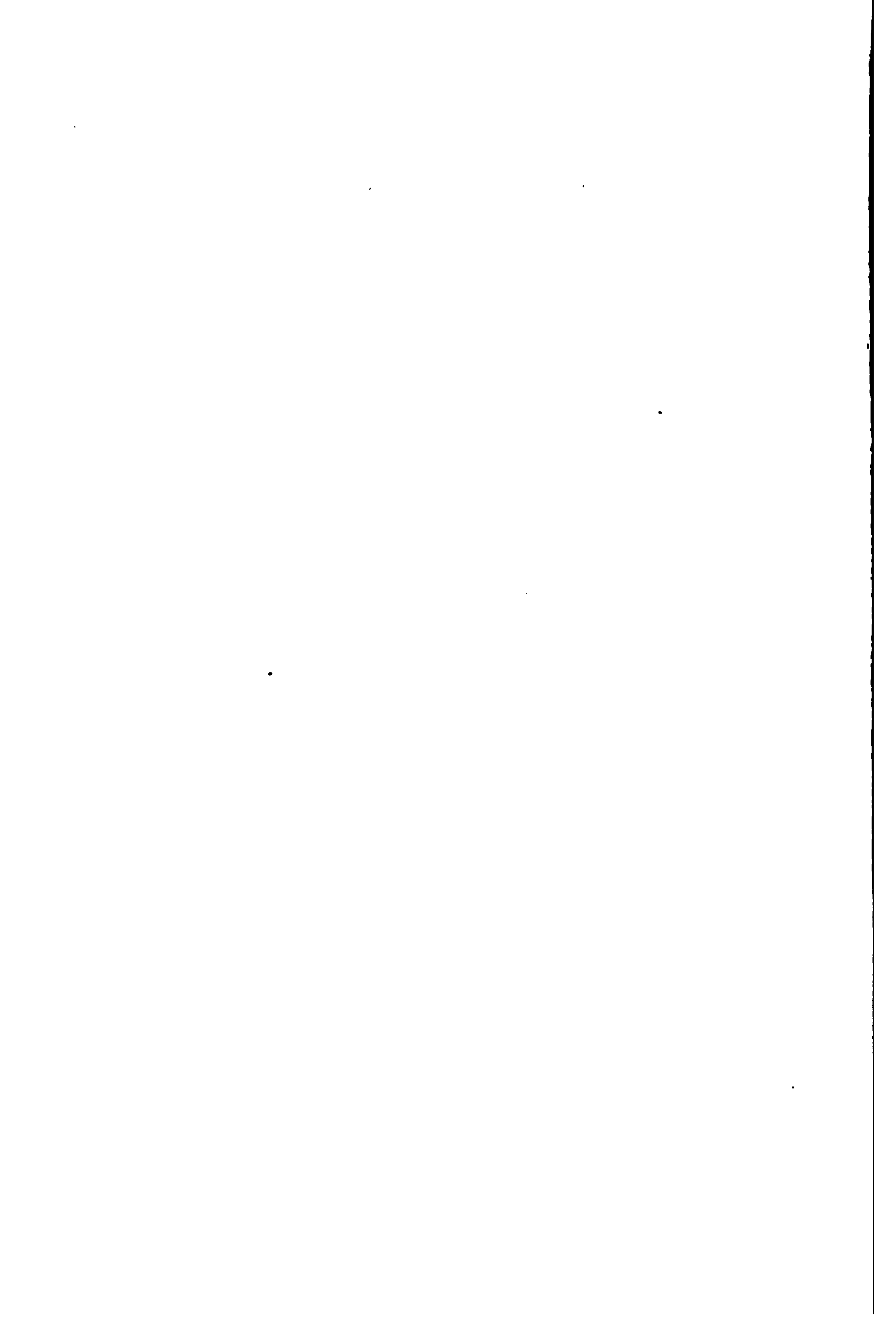
LIV. JAHRGANG, CV. BAND,
DER NEUEN SERIE V. BAND.

BRAUNSCHWEIG.
DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.
1900.

Inhalts-Verzeichnis des CV. Bandes,

der neuen Serie V. Bandes.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.





ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITTERATUREN.

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG,

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL UND ADOLF TOBLER.

CV. BAND, DER NEUEN SERIE V. BAND,
1. u. 2. HEFT.

BRAUNSCHWEIG,
BREITESTRASSE 2.
DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.
1900.

Inhalt.

CV. Band, der neuen Serie V. Band,

1. u. 2. Heft.

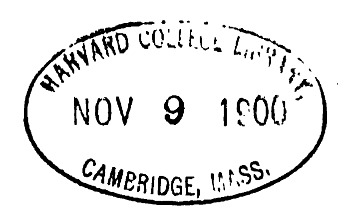
Schlufs der Redaktion 1. Oktober 1900.
(Jährlich erscheinen zwei Bände. Vier Hefte bilden einen Band. — Preis pro Band 8 Mk.)

Abhandlungen.

Kleine Mitteilungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

(Fortsetzung des Inhalts auf der 3. Seite des Umschlags.)



Nicholas Grimald und das Oberammergauer Passionsspiel.

Vor kurzem hat J. M. Hart (Publications of the Modern Language Association of America Vol. 14, Nr. 3) einen sorgfältigen Neudruck des englischen Forschern bisher unbekannt oder unerreichbar gebliebenen lateinischen Osterspiels von Nicholas Grimald, dem jungen Oxforder Magister und Dichter (geb. 1519, gest. 1562), veranstaltet: 'Christus redivivus, comoedia tragica, sacra et nova' (Coloniae, Joan. Gymnicus, 1543) und damit ein wertvolles litterarisches Denkmal allgemein zugänglich gemacht. Leider ist ihm entgangen, dafs sich das den englischen Landsleuten des Dichters so lange fremd gebliebene Stück in Deutschland einer ziemlichen Verbreitung und Nachwirkung erfreut hat.

Dies geht schon aus dem Umstande hervor, dafs sich nicht nur auf den öffentlichen Bibliotheken zu Berlin und Wolfenbüttel, die Hart anführt, Exemplare des Kölner Druckes vorfinden, sondern auch in Dresden, Heidelberg, Kopenhagen, Leipzig (Universitätsbibliothek), München, Rudolstadt, Trier und Zwickau. Ferner wurde bald darauf zu Augsburg ein Nachdruck veranstaltet, der sich auf der Münchener Hof- und Staatsbibliothek und auf der Münchener Universitätsbibliothek erhalten hat. Er zeigt in einer allerliebsten Blumenbordüre den Titel:

CHRISTVS | REDIVI- | VVS COMOE- | dia Tragica, Sa- cra & noua. AVTORE NICO- | lao Grimoaldo. | AVGVSTÆ RHETIÆ | *Philippus Vlhardus* | *excudebat.* | 5 Bogen 8° o. J.

Die Vorrede (Oxoniae, é Collegio Martonensi. Anno M.D.XLIII) nimmt mit dem Personenverzeichnis die Seiten A2a—A7b ein, während sie im Kölner Drucke schon auf S. A7a schliefst. So

verschiebt sich der Text des Dramas (A 8 a — E 8 a), der sonst seiten- und zeilengetreu mit dem Kölner Drucke übereinstimmt, im Verhältnis zu diesem um eine Seite. Vermutlich verdankt dieser Nachdruck einer Augsburger Schulaufführung, für die nicht genügend Exemplare zu beschaffen waren, seine Entstehung. Das Exemplar der Münchener Hof- und Staatsbibliothek enthält nämlich neben verschiedenen Einträgen seiner Besitzer (Philippus Rechlingerus Augustanus 1556, Joh. Wolmuet 1567, Carolus Hieber minorita, Georgius, Hanns Manng von Reytlingen) auf dem vierten Vorsatzblatte einen offenbar von der Hand jenes Philipp Rechlinger oder Röchlinger herrührenden Theaterzettel,[1] der uns auf eine um 1556 zu Augsburg veranstaltete Aufführung schliefsen läfst:

Magdalene	1	Jo: Sporerus
Cleophis	2	Jo: Schenckius
Salome	3	Joas Schidner
Josephus Arimathiensis	4	Dawerckh
Nicodemus	5	Hie: Krayer
Caïaphas	6	Th: Jecklinus
Annas	7	Nicolaus
Dromo	8	Leonhardus Curtius
Dorus	9	Dauid Hoserus
Sangax	10	—
Brumax	11	Georgius Kugelmannus
Cacodemon	12	M. Kintzius
Manes piorum	13	—
Christus	14	Ph: Rechl[inger]
Petrus	15	Ca: Seylianus [?]
Johannes	16	Jo. Georg (Palderstain)
Angelus 1	17	Maxus Sulzingen [?]
Angelus 2	18	Elias Meysenberg [?]
Chorus discipulorum	19	—
Alecto	20	Georgius Celenius
Cleophas	21	Romel [?]
Thomas Didymus	22	Geigus [?] Ruch
Johanna	23	Hub: Volandt [?]
Amaon	24	Hie: Manlich
Chorus Galileidum	25	—

[1] Wer diese Personenliste mit der des Kölner Druckes (Bl. A 7 a) vergleicht, wird einige Umstellungen und Zusätze (Salome, Johanna) entdecken. Diese Abweichungen finden sich aber schon im Augsburger Drucke (Bl. A 7 b).

Aufserdem sind auf den hinten und vorn eingehefteten weifsen Blättern deutsche Argumente der einzelnen Akte eingetragen, welche den ungelehrten Zuschauern das Verständnis der Handlung vermitteln sollten. Ich teile sie hier mit, wenn es auch keine sonderlichen Verse sind.

Actus I.

Hert zu, jr freindt, vnd merckt vorab,
Es khumbt erstlich zu disem grab
Ein weiblin Christo wol erkhant,
Maria Magdalena genant,
5 Mit sampt auch anderen weiberen guett,
Bewäynt vnd klagt mit schwerem muet
Den todt Christi, den sy gedacht
Nun gantz erwürgt vnd vmgebracht
Vnd seins lebens gantz sein beraubt;
10 Dan sy noch nit verstandt vnd glaubt,
Daß jn Gott auferwecken wolt,
Welchs sich doch balt erzaygen solt.
Es sprücht sy Nicodemus an,
Desgleich Joseph, ein reicher man,
15 Der Christum auch hat hertzlich lieb.
Si bittendt sy, dass nit betrieb
Ir Hertz vnd allso heyl vndt wain,
Befelchs Gott vnd gang mit inn haim,
Gedenck auch zu jrem trost hiebey,
20 Das er jetz ebig selig sey,
Bey Gott hab funden rechte Rhue.
Nun secht mit ernst der handlung zue!

Actus II.

Nun gat die ander handlung an;
Darin (vermerck mich jederman)
25 Dritt brachtlich fur her Caiaphas,
Der Christo auch zuwider was,
Frewt sich seins totts von hertzen hoch
Wie all sein andere feynnt och.
Er sagt, es sey sein rechter lon,
30 Man solts jm lengest han gethon.
Es samlet sich daß gantz geschlecht
Der gleysner, pfaffen, templ khnecht,
Hatt dag vnd nacht khayn rast noch rhue,
Lofft Pontio Pilato zue,

Lesarten: V. 1 merck — 6 klagt] legt — 8 vmbegracht — 10 globt

35 Bit, das er sey vor weytterer gfar,
Daß Grab durch kriegsleuth wol verwar,
Verbitschier auch den stain voraus.
Pilatus richts durch Annam aus;
Derselb versicht al sachen wol,
40 Sagt jedem huetter, das er soll
Wachen vnd halten vleysig huett,
Erfordert [?] wein vnd leben guett.
Si sagent zu jrn hochsten vleys,
Vnd wil ein jeder han den Breys,
45 Rumbt sich seiner sterck vnd manlichayt
Vnd mist im zu gross dapferkhayt.
In dem Cristus zur helle fert;
Deß der Teufel erschrecket hert,
Fleucht raus mit gschray, wayst nit wo aus.
50 Jedoch Christus sein ampt richt aus,
Erlöset aus der helle quall,
Die auf jn habendt gwartedt all.
Das werdt jr jezundt sechen fein;
Ich bit, jr welt aufmerckig seyn.

Actus III.

55 Nun folgt, waß sich verloffen hab
Mit Christo an dem dritten tag.
Gott, der alles jn henden hallt,
Den ertboden erschutt mit gwalt.
Zwen engl thont vom grab die thur,
60 Christus gaet lebendig herfur,
Vnd weyl er hat vmbracht als, daß
Im selber vnd vns zuwider waß,
Vnd aufgehebt des tottes bein,
Hayst er vns vorthin frolich sein
65 Als syt, vns trosten seiner vrsthent,
So fer mir selig werden wendt.
Die wechter all erschrecken sehr,
Khayn vnderstatt sych, daß er wehr,
Ir manlich hertz ist gar dahin,
70 Vnd khayner wil der hinderst sein.
Maria khumbt am morgen frue
Sambt anderen, daß sy ehr anthue
Dem herren Christo, bringt herbey
Kostliche salb vnnd spetzlerey.
75 Die weyber sorgendt, wehr den steyn
Von grab jnen hinweg wel thon.

37 Verbit hier — 41 halen — 43 jrent — 46 grossen — 49 Fleuch — 57 all — 74 Klostliche

Vnd als sy nach hinzu sindt khumen,
Habendt sy daß grab offen gfunden,
Ein engel auch sitzen darbey,
80 Der gsagt, Christus erstanden sey.
Johanni sy zu wyssen thondt,
Auch Petro, waß sy gesechen handt.
Die bayt sych machent gleich auf Ban,
Wend aller ding ein wissen han,
85 Ein jeder d sach grundlich erferdt.
Zum grab Maria wider khert,
Die Engl findt sy schon dar ston,
Sicht Christum selbs zunechst bey jr ston,
Halt jn für ein gartner, kent jn nit,
90 Biß er sich selbs zerkhennen geyt,
Wie er dan andern weybern guet
Sich auch hernach erzaygen thuet.

Actus IV.

Nun sendt al stil vnd horent zue,
Waß jetzundt weyter folgen thue!
95 Nach dem die weyber s grab verlandt,
Die wechter jn sich selber gandt,
Verwundern sich nach langer weyl,
Loffendt zum priester hin in Eyl
Vnd brichtens aller sachen woll.
100 Khainer weiß, was man drin halten soll;
Es samledt sich der gantze Rhat.
Nach langem es also zuegat,
Daß niemandt [weiß] wa auß, wa an,
Auch khayn nichts gwisses wollen [?] than.
105 Das ist dem Theyuel glebt jm saus;
Er schickt sein bottenfraue [?] auß,
Ein hellisch weyb vol list vnd trug;
Die fert mit frewt hin ohn verzug
Vnd rhat den Briestern al gemain,
110 Wie sy den sachen sollendt thain,
Die wechter bstechen mit vil gelt,
Damit es nit auskhumb in d welt,
Vnd daß jr jeder due sagen,
Man habe Christum hingetragen,
115 Als jr ein jeder gschlaffen hett.
Mit frewd folgen sy jrem Rhatt.
Die wechter nement s geldt an
Vnd sagendt d lüge jederman.

---

89 jm — 90 sebs — 103 nemandt — 108 hin vnd verzug — 109 al jn an

Actus V.

Als Christus sich hat sechen lan
120 Von Jungern, die sich zamen schon [?],
Vnd Thoma mit ist gwest dabey,
Hat er nit globt, daß allso sey;
Ob sy [s] jm schon anzayget klar,
Noch hat ers nit ghalten für war,
125 So lang biß Cristus selber khumbt,
Macht im sein vhrstendt so als khundt,
Sagt, daß er mit den finger reg
D malzaychen, [d] handt jnd seyten leg.
Den jungern gibt er bschayt zuhandt
130 Wie [sie] solchs machen sondt bekhant
Inn aller welt durch jre leer.
Die jungern geben Gott die ehr,
Lobendt seyn guet, die er gewendt
An vns. Damit hats als ein endt.

124 ghaln — 126 Macht] Khint — 130 man

Über das Datum dieser Aufführung teilt mir Herr Stadtarchivar Dr. Ad. Buff gütigst mit, daſs das Augsburger 'Baumeisterbuch' (d. h. Stadtrechnung) von 1556 unter der Rubrik 'Gemains ausgeben' S. 94 'a die 18. Aprillis' folgenden Eintrag enthält:

> fl. 36, kr. 13, hlr. 3 zalt umb allerley uncosten sampt vererungen, so uber die Comoedi der uffersteung Christi zu Sannt Annakirchen gehalten worden, uffgeloffen & gegangen ist; thut alles laut 2 zetl [zweier nicht mehr vorhandener Rechnungen] fl. 36. 13. 3.

Daraus ergiebt sich, daſs Grimalds 'Christus redivivus' von Schülern des Gymnasiums zu St. Anna, an dem Sixt Birck die Sitte lateinischer Schulkomödien eingeführt hatte, am Ostertage (5. April) 1556 oder kurz darauf gespielt worden ist. Jener Philipp Rechlinger aber, der sich in dem Münchener Exemplare des Druckes selbst als den Darsteller des Christus bezeichnet, war ein damals vierzehnjähriger Augsburger Patriziersohn, über den uns das alte Geschlechterbuch der Rehlinger S. 42 (nach Herrn A. Buff) vermeldet: 'Hans Philipp Rehlinger der erste, geb. A° 1541, ist ledigs standt inn Ungern im Krieg wider die Turckhen im feldleger zue Raab gestorben A° 1566.' Seine Eltern waren nach dem Hochzeitsbuche der Patrizier (15. Juni 1541!) Hans Erasmus Rehlinger und Felicitas Gaßnerin. — Die

Augsburger Schüleraufführung von 1556 beansprucht endlich auch deshalb unser Interesse, weil durch sie eine deutsche Bearbeitung hervorgerufen zu sein scheint, deren Zusammenhang mit Grimalds Stück bisher noch nicht erkannt worden ist.

Der Augsburger Schneider, Schulmeister und Meistersänger Sebastian Wild hat 'ein schöne Tragedj, auß der heyligen schrifft gezogen, Von dem Leyden vnd sterben, auch die aufferstehung vnsers Herren Jesu Christi, in reymen vnd Spilweiß' gedichtet, die 1566 in seinen zwölf 'Comedien vnd Tragedien' (Augspurg, Mattheus Franck) und in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts noch einmal einzeln (Augspurg, Marx Anthony Hannas) gedruckt und 1880 durch August Hartmann (Das Oberammergauer Passionsspiel in seiner ältesten Gestalt S. 101—198) von neuem herausgegeben wurde. In diesem Stücke hat Wild für die Vorgänge nach der Kreuzigung Christi, also von der Mitte des zweiten Aktes an, die lateinische Dichtung Grimalds frei benutzt, indem er sich im Gang der Handlung, bisweilen auch in einzelnen Ausdrücken an sie anlehnte.[1] Nachdem er den Anschlag des hohen Rates wider Jesus, seine Gefangennahme, die Verhandlung vor Pilatus und die Wegführung zur Kreuzigung vorgeführt hat, läſst er die Vorgänge am Kreuz durch verschiedene Boten (Cayphas, Malchus, Joseph, den Hauptmann) berichten. Dann beginnt V. 973 (S. 140 ed. Hartmann) die Klage der drei Marien um den ins Grab gelegten Leichnam Christi entsprechend Grimald I, 1. Vgl. z. B. Maria Magdalenas schlichte Worte (V. 980 f.):

O ir schnöden Juden verwegen,
Was noht hat euch gegangen an,
Das ir also ein ghrechten than,
Der nyemand schädlich ist gewesen,
Sonder vil Armer thet erlösen
Von grosser noth vnd schwerer sucht!

mit den pathetischen Versen des Engländers:

O vos iniqui Judaei, o scelere inflammati acerrimo,
O vos feri, o violenti, o et multo crudelissimi,
Dicite, qua tandem cote hanc insignem vestram invidientiam
Plus plusque sic exacuistis? — — — —

[1] A. Hartmanns (S. 232) Behauptung, Wilds Passion sei eine Originaldichtung, ist also nicht mehr aufrecht zu erhalten.

In hunc spectatum hominem — quid, hominem dico? imo sane quidem
Divinum et coelestem prophetam appellarem veracius,
Ut qui stupenda potentia miserrimis mortalibus
Opem et auxilium ferens haec (etsi valde ingrata immania
Ac turbida) lustrare loca minime recusaverit.

Darauf (V. 1061. Grimald I, 2) treten Joseph und Nicodemus hinzu und führen die Frauen hinweg. Mit Übergehung von Caiphas' Monolog (Grim. II, 1) schildert Wild (V. 1121) die Verhandlung zwischen diesen und den vier Kriegsknechten Prunax, Marcurinux, Romox und Troma, denen er die Bewachung des Grabes überträgt. Diese Scene ist eine breitere Ausführung von Grimalds (II, 2) drastischer Vorführung der bramarbasierenden Maulhelden Dromo, Dorus, Sangax und Brumax; zwei dieser Namen, Dromo und Brumax, bezeugen unwiderleglich den Zusammenhang beider Dramen. Ebenso entspricht die Unterhaltung der Wächter am Grabe (V. 1213) der Scene II, 3 bei Grimald. Die beiden Reden des aus dem Grabe auferstehenden Christus (V. 1328. 1364) haben ihr Vorbild in Grimalds III, 2; die drei Teufel (V. 1340) sind an Stelle des einen Cacodaemon (Grimald II, 4) getreten. Das Erwachen der Wächter (V. 1382) wird jedoch nicht nach Grim. III, 1, sondern nach IV, 1 dargestellt. Im Gange der drei Marien zum Grabe (V. 1476. Grim. III, 3), dem Gespräche von Petrus und Johannes (V. 1514. Grim. III, 4), Magdalenas Begegnung mit dem Engel und Jesus (V. 1538. Grim. III, 5) und ihrer Meldung an die Jünger (V. 1566. Grim. IV, 2) tritt wiederum der Einfluſs des biblischen Berichtes stärker zu Tage. Die von Grimald erfundene Motivierung der Bestechung der Wächter durch eine dem Caïaphas erscheinende höllische Furie (IV, 3—5) fehlt im deutschen Stücke, dagegen hat die humoristische Bestechungsscene (IV, 6) Nachahmung gefunden (V. 1606). Die Wanderung der Jünger nach Emaus und die erste Erscheinung des Heilands im Kreise der Jünger führt Wild (V. 1764. 1932) ausführlich vor, während Grimald sie geschickter als einen Bericht des Cleophas und des Petrus in V, 1 eingeflochten hatte. Der Streit des ungläubigen Thomas mit dem überzeugten Petrus (V. 1996) und seine Überführung durch die Erscheinung Christi (V. 2039) entsprechen den beiden letzten Scenen Grimalds (V, 1. 2).

Aus diesem Passionsspiel Wilds und einem noch älteren Augsburger Passionsspiele aus St. Ulrich und Afra[1] ist nun, wie A. Hartmann (S. 205) nachgewiesen hat, der älteste erhaltene Text der Oberammergauer Passion vom Jahre 1662 zusammengesetzt worden, der 1720 und 1730 neu überarbeitet wurde. Ferner ist nach Hartmann (S. 231) der letzte Teil von Wilds Drama (V. 1121—2170) in zwei Auferstehungsspielen der Passionsgesellschaft zu Erl am Inn aus dem 17. und 18. Jahrhundert[2] fortgepflanzt. Wir gewahren hier somit denselben Vorgang wie bei der aus Hieronymus Zieglers Protoplastus[3] übersetzten Komödie des Hans Sachs von der Schöpfung, aus der verschiedene Bauernspiele Süddeutschlands geflossen sind.

Endlich zeigt sich noch eine Spur von Grimalds Einfluſs in den 1599 und 1604 zu Freiburg i. Br. geschriebenen Passionsspielen, welche E. Martin[4] 1873 herausgegeben hat. Hier treten S. 72. 75 und wiederum 183. 189 vier Grabeshüter auf, deren Namen Dromus, Sangor, Dorus und Brunax fast genau mit Grimald übereinstimmen, also direkt aus diesem, nicht aus Wilds Passion übernommen sein müssen.

---

[1] Nach einer Handschrift des 15. Jahrhunderts abgedruckt bei Hartmann (1880) S. 1—100. [2] Hartmann, Volksschauspiele (1880), S. 391. [3] Bolte, Allgem. deutsche Biographie 45, 174. [4] Zeitschr. der Gesellsch. zur Beförderung der Geschichte von Freiburg 3.

Berlin. Johannes Bolte.

Das Bild vom Herzensschlüssel.

Dû bist mîn, ich bin dîn,
des solt dû gewis sîn.
dû bist beslozzen
in mînem herzen:
verlorn ist daz slüzzelîn
dû muost immer drinne sîn.

Die ersten zwei Zeilen dieses anmutigen, unter den Mädchenbriefen Werinhers von Tegernsee aus dem 12. Jahrhundert aufbewahrten Gedichtes stellen eine schlichte, festgeprägte Formel dar, die in der deutschen Dichtung überaus häufig erscheint, meist am Schlufs einer Liebesversicherung als letzter und stärkster Ausdruck. Das ist wiederholt mit reichen Belegen nachgewiesen worden. Ich will hier, indem ich auf die betreffende Litteratur verweise,[1] die vielen Beispiele nicht wiederholen, sondern nur kurz betonen, dafs diese vorzugsweise unserem Volksliede eigentümliche Formel auch von Kunstdichtern vom 12. Jahrhundert bis in die Gegenwart in lyrischen, epischen und dramatischen Dichtungen verwendet worden ist.

Es mufs hierbei nicht an bewufste oder unmittelbare Anlehnung gedacht werden. Die enge Gemeinschaft Liebender und das Bewufstsein ihres sicheren Glückes kann kaum treffender bezeichnet werden als mit diesen schlichten Worten, die sich in

[1] J. Bolte in der Zeitschrift für deutsches Altertum 34, 161/7 und im Anzeiger 17, 343; R. M. Meyer, Zeitschrift 29, 133; Strauch, Anzeiger 19, 94; Hauffen, Die deutsche Sprachinsel Gottschee S. 175/8; F. A. Mayer, Die Mondsee-Wiener Liederhandschrift. (Acta Germanica IV, S. 422.)

dem bezeichneten Augenblick wie von selbst einstellen. Und so finden wir die ersten zwei Tegernseer Zeilen in wörtlicher Übereinstimmung oder mit kleinen Varianten nicht nur in den deutschen Volksliedern aller Zeiten, sondern auch bei den Minnesängern und den alten Fabeldichtern, bei Hans Sachs und im deutschen Drama der englischen Komödianten, bei Schiller und Goethe, bei Alexis[1] und Heyse. In den gereimten Dichtungen finden wir hierbei gewöhnlich (beim Volkslied fast immer) auf dein den naheliegenden Reim: sein, wie in dem oben citierten Gedichte. Auch Goethe läſst Faust im Augenblick höchster Liebeserregung nicht nach einer ungewöhnlicheren Reimbindung greifen, V. 5092/4:

Ich bin dein und du bist mein,
Und so stehen wir verbunden,
Dürft es doch nicht anders sein.

Die vielverbreiteten Zeilen bildeten wahrscheinlich eine alte deutsche Rechtsformel, die bei Verlobungen angewendet wurde und als Eheversprechen bindende Gewalt hatte. Bolte hat (a. a. O.) aus Luthers Traktat von Ehesachen eine hierfür bezeichnende Stelle angeführt. Es ist aber schon früher von Schmeller (Bayerisches Wörterbuch II, 588) ein älterer Beleg beigebracht worden. 'Usus loquendi in partibus Bavariæ quo usu utuntur amatores et amatrices se invicem amare ... Du pist mein, ipsa respondente Ich bin dein.' Causa matrimonialis (Eheversprechen betreffend 1486). Dies bestätigen Volkslieder und Märchen, die mit dieser Formel die Unzertrennlichkeit des geschlossenen Bundes bekräftigen, z. B. ein hessisches Volkslied (Mittler Nr. 832):

Du bist mein und ich bin dein,
Morgen soll die Hochzeit sein.

Oder im Märchen von den zwölf Jägern (Brüder Grimm, Nr. 67), wo der König am Ring seine erste echte Braut erkennt, sie küſst und zu ihr spricht: 'Du bist mein und ich bin dein, und kein Mensch auf der Welt kann das ändern.'

Die beliebt gewordene Formel wurde auch für andere Be-

---

[1] Zu den Beispielen a. a. O. füge ich hier hinzu: Alexis, Ellas Bräutigam:

Nun bin ich für immer dein,
Nun bist du für immer mein.

ziehungen verwendet als die irdische Liebe. So (wie Bolte gezeigt hat) in deutschen und lateinischen geistlichen Liedern für die Liebe zu Gott. Aber auch für die Liebe des Teufels, wie die antijesuitische Dichtung Wundergeburt des 16. Jahrhunderts (Alemannia 20, 104) zeigt. Hier sagt Belzebub zum Pabst:

Denn ich bin dein und du bist mein,
Ewig wir ungeschieden sein.

Endlich ist sie auch als Zauberformel zu belegen. Aus Frauenreuth im Egerlande hat mir Herr Schreitter den folgenden Diebssegen nach dem Volksmunde mitgeteilt:

Wegen deiner bin ich hier,
Mach dich auf und geh' mit mir.
Ich bin dein und du bist mein,
Marsch mit dir in den Korb hinein.

Doch dies alles wollte ich nur einleitend zu älteren Ausführungen hinzufügen. Meine eigentliche Aufgabe ist es, hier zu zeigen, dafs auch die letzten vier Verse des Tegernseer Gedichtes mit dem schönen Bilde vom Herzensschlüfsel an der Spitze einer reichen poetischen Überlieferung stehen, einer langen Reihe, in der wieder das Volkslied am reichsten vertreten ist, in der aber auch die Minnesänger, Hans Sachs und Goethe nicht fehlen.[1]

Liebenden liegt die Vorstellung des Herzens als eines Schreines, als einer Kammer sehr nahe. Der Liebende wünscht im Herzensschrein seines Mädchens zu hausen. Um hinein zu gelangen, mufs er den Schlüfsel dazu haben. Die wirkliche Beschaffenheit des Herzens mit seinen Kammern, sowie andererseits die Form der alten Schlösser, die vielfach herzförmig gestaltet waren, haben sicher diese poetische Anschauung angeregt. Dieses Bild wird nun in mannigfachen Wendungen reizvoll variiert. Der Liebende bemüht sich, den Schlüfsel zu erhalten. Er sucht ihn, oder er bittet das Mädchen geradezu darum. Nur einem einzigen Glücklichen ist er beschieden, der ist dann der Herr

[1] Mit meinen Zusammenstellungen erhebe ich natürlich nicht den Anspruch auf Vollständigkeit. Neuer Belege wird der Zufall noch viel zu Tage fördern. Ich würde mich solcher Ergänzungen nur freuen. Die von Gustav Meyer und O. Böckel beigebrachten Beispiele werden unten herangezogen.

über des Mädchens Herz. Oder: wenn der Liebende bereits im Herzen verschloſsen ist, dann wünscht er, daſs es immer so bliebe. Am besten: der Schlüſsel geht verloren, dann kann die erwünschte Lage nicht mehr abgeändert werden. Oder: die beiden Herzen der Liebenden sind aneinander gebunden, und der Schlüssel zu dieser Fessel geht verloren. Es würde zu weit führen, alle jene poetischen Vorstellungen in der Volks- und Kunstlyrik zu verfolgen, die mit dem Wohnen des Liebenden im Herzen der Geliebten zusammenhängen,[1] ich beschränke mich auf jene Fälle, wo vom Versperren des Herzens und vom Schlüssel die Rede ist.

Wenige Jahrzehnte nach der Zeit, in die wir die Aufzeichnung der Tegernseer Zeilen setzen müssen, hat Hartmann von Aue seinem Iwein dieses Bild in den Mund gelegt, V. 5543/7.

> vrowe, wie lützel dû weist,
> daz tû den slüzzel selbe treist!
> dû bist daz sloz und daz schrîn,
> dâ êre unt diu vreude mîn
> inne beslozzen lît.[2]

Bald danach singt Ulrich von Singenberg (MS. I, 252 b):

> wer kan nû den slüzzel vinden,
> der mir vreude entsliezzen sol?
> wolde sî sichs underwinden,
> daz kunde îr genâde wol.

Die litterarische Gattung der poetischen Liebesbriefe (der ja auch die Tegernseer Zeilen entstammen) bewahrt Jahrhunderte hindurch Wendungen der volkstümlichen Lyrik. So finden wir in einem bayerischen Reimbrief des 14. Jahrhunderts (Zeitschrift für deutsches Altertum 36, 358) die Verse:

> In meinem herzen seid ir verslossen
> Darinne seid ir gar vervlossen,
> Darin müſst ir gehauset seyn
> Nun stets bis an das ende meyn.

In einer aus der Mitte des 15. Jahrhunderts stammenden

---

[1] Vergl. die Parallelen bei F. Arnold Mayer, Die Mondsee-Wiener Liederhandschrift, S. 423. [2] Angedeutet wird das Bild auch im englischen Iwein und bei Chretien; vergl. Iwein ed. Benecke u. Lachmann, zweite Ausgabe, Anmerkungen S. 329.

elsässischen Reimdichtung 'Der Kittel' ruft der von der Geliebten träumende Dichter aus:

> Mîn herz in dîn gnade pfliht.
> Frou zart, waz du wilt, daz sol sîn!
> Den schlüzel zuo mîns herzen schrîn
> Mit willen gib ich dir den in
> Frou selig, dîn bin ich.

(Altswert ed. Keller u. Holland, Bibliothek des litt. Vereins. Bd. 21, S. 68.)

Scherzhaft verwendet Hans Sachs das Bild für eine Abweisung in seinem Fastnachtspiel 'Das böse Weib' 1533 (ed. Goetze 1, 38):[1]

> Der Gesell: Ach, wie mögt jr mein Hertz bekrencken,
> Laſst mich doch meiner trew genieſsen
> Vnd thut mir ewer hertz aufschlieſsen.
> Die Magd: Ey botz, ich hab den schlüssel verloren.

Unendlich häufig aber, in zahllosen Variationen kehrt das Bild vom Herzensschlüssel in der älteren und neueren deutschen Volkslyrik wieder und zwar sowohl in den Liebesliedern höheren Stils, sowie in den noch heute allenthalben sich neu bildenden Vierzeilern und Schnadahüpfeln.

Zunächst sei auf zwei schon für das 16. Jahrhundert belegte Lieder verwiesen, die das Motiv allerdings abweichend verwenden. Im Frankfurter Liederbuch 1582, Nr. LXXII, spricht das Mädchen nicht von dem Schrein, sondern von dem Garten ihres Herzens:

> In meinen garten komstu nicht
> an diesem morgen frü,
> den gartenschlüssel findestu nicht
> er ist verborgen hie.
> er ist so hart verschlossen
> er liegt in guter hut,
> der geselle bedarff guter lehre,
> der mir mein würtzgertlein auffthut.

Und in dem weit verbreiteten, im Bergreihen 1536 zuerst gedruckten Liede vom Wundergarten der Liebe[2] bittet der Liebende:

---

[1] Auf die Stelle weist Strauch im Anzeiger für deutsches Altertum 19, 94 hin. Die andere Formel: 'du bist mein, so bin ich dein' zeigt Hans Sachs in der Komödie 'Titus und Gisippus' (ed. Keller XII, 25, 25).

[2] Über die Verbreitung dieses Liedes s. Erks Liederhort ed. Böhme Nr. 428 u. Bergreihen ed. John. Meier (Braunes Neudrucke Nr. 99—100) S. XIV Nr. 47.

Thue mir dein hertz auff schliefsen
schleus mich, hertzlieb, darein,
dein eigen ich wil sein!

Und in der 6. Strophe mit Änderung der Bilder:

Zu meines bulen haupte,
Do leid ein güldener schrein,
Darinnen do leit verschlossen
Das junge hertze mein.
Wollt Gott het ich den schlüssel,
Ich würff ihn wohl in den Rhein,
Wer ich bei meinem feinen bulen,
wie könt mir bas gesein?

Statt des Herzenschreins der Geliebten, in den der Liebende sich oder sein Herz verschliefsen möchte, ist hier mit übertragenem Bilde von einem Schrein im Besitze des Mädchens die Rede. Ganz dieselbe Auffassung finden wir in einem jüngeren Volksliede vom Jäger und dem Mädchen, das heute noch fast in allen deutschen Landschaften gesungen wird:[1]

Was soll ich mit dem Ringlein,
Wenn du mein nicht werden sollst?
Leg du's in deinen Kasten
Wohl in das Tannenholz!

Das den Bewerber abweisende Mädchen erwidert:

Der Kasten ist verschlossen,
Der Schlüssel ist verloren:
Ich hab in meinem Herzen
Ein' andern auserkoren.

In den verschiedenartigsten Wendungen (oft der Tegernseer Form sehr nahe kommend) erscheint das Motiv in zahllosen Vierzeilern aus allen deutschen Landschaften. Nur die bezeichnender voneinander abweichenden Fassungen will ich hier anführen:

1.
Mei und dei Herz
Seint zamabundn,
Der Schlüssel is verlor'n
Werd nimmermehr g'fund'n

2.
Mei Herz und dei Herz
Sein zsammen gschwundn
Der Schlüssel is verloren
Wird nimmer g'fund'n.

[1] Vergl. Erks Liederhort ed. Böhme Nr. 1437. Zu den daselbst angegebenen Varianten füge ich noch hinzu: Hruschka u. Toischer, Deutsche Volkslieder aus Böhmen S. 118, Nr. 25, u. S. 506 (Parallelen). Simrock, Die deutschen Volkslieder Nr. 101 u. S. 603.

3.

Mei Herz und dei Herz
Is kloan verbunden
Und der Schlüssel zum Aufmach'n
Wird nimmer gfundn.

Dasselbe innerhalb eines mehrstrophigen Liedes:

4.

Mein Herz und dein Herz
Sind zusammen verbunden,
Das Schlüsserl, das das aufsperrt,
Wird nimmer gefunden.

's wird nimmer gefunden
Und 's sperrt nimmer auf,
's ist ein brennende Lieb
Und ein Kreuzschlüsserl darauf.

5.

Mei Herz ist verschloss'n
Ist a Bogenschloſs dran,
Ist an anziges Buebl,
Das 's aufmach'n kann.

6.

Und mei Herz is verschlossen
Is a Bogenschloſs d'ran
Is blos a anzigs Diendle,
Das aufmach'n kann.

7.

Mei Herzli ist zue
Es cha's niemert ufthue,
En einzige Bueb
Het de Schlössel dazue.

8.

Ich hab e kleins Herzel,
Diſs Herzel isch myn
Unn en einziger Bue
Hat de Schlüssel dazue.

9.

Mei Herzl is klein,
Kann Niemand hinein,
Als an anziger Bue
Hat in Schlüssel dazue.

10.

Mei Herzerl is treu,
Hat a Schlösserl dabei,
Den Schlüſsel dazu
Hot an anziga Bua.

11.

Mei Herz is a G'schlouſs,
Vazaubert schon gnua
Und a anziger Bua
Hot 'n Schlüſsel dazua.

12.

I thue wohl, i thue wohl,
Als wann m'r nix war',
Ab'r drinnan ban Herzlan
Is all'wal so schwar.

Is m'r all'wal so schwar,
As wann a Schlöſsle dran war
Und an anziger Bue
Hat'n Schlüssel dazue.

13.

Mei Herz dös is kloa
Und kon's koa Mensch aufthoa(n),
Grod a oanziga Bua
Der hots Schlüssel dazua.

14.

Wann du mei Bue willst sein,
Muaſst du aufrichti lieben,
Muaſst's Herzl zuespirn
Und mir's Schlüssele geben.

15.

Wou a Rengbuagn hinfallt,
Liegt a güldes Schüssal,
Ma(n) Moidl hout a Hearzal,
Davon ho i's Schlüssal.

16.
Mei Schatz is a Schlossa,
Der g'hört scho lang mei;
Er macht mar a Schlüsserl
In mei Herzkastl nei.

17.
Wo bin i dir lieb?
Im Herzeli dinne.
Es Riegeli doa,
Afs es nimme ufse ka!

Und mit anderer Auffassung des Bildes:

18.
Mei Herzerl is treu
Is koa Schlösserl dabei;
Der ma's liabn will wehr'n
Muafs mei Herzerl zuasper'n.[1]

[1] Nr. 1. Kärnten (Pogatschnigg und Herrmann, Deutsche Volkslieder aus Kärnten 1 Nr. 187. — Nr. 2. Kärnten (Hörmann, Schnaderhüpfeln aus den Alpen Nr. 299). — Nr. 3. Kärnten (Erks Liederhort ed. Böhme Nr. 371). — Nr. 4. Österreich (Erk Nr. 630). — Nr. 5. Steiermark und Kärnten (Erk Nr. 371, Werle, Almrausch S. 149, Pogatschnigg Nr. 293. 361). — Nr. 6. Kärnten (Pogatschnigg Nr. 188), Steiermark (Weinhold S. 20), Vogtland (Dunger Nr. 2. 4). — Nr. 7. Appenzell (Tobler, Schweizerische Volkslieder 1 S. 209). — Nr. 8. Elsafs (Stöber, Elsäfsisch Volksbüchlein 224). — Nr. 9. Kärnten (Pogatschnigg Nr. 1432). — Nr. 10. Sehr verbreitet. Kärnten (Pogatschnigg Nr. 371). In verschiedenen Teilen Böhmens (Hruschka und Toischer, Deutsche Volkslieder aus Böhmen S. 275 Nr. 19a—c.; vgl. ebenda S. 515 weitere Nachweise), Steiermark und Niederösterreich (Firmenich, Germaniens Völkerstimmen 2 S. 751. 803 und viele Varianten bei Gustav Meyer, Essays S. 343). — Nr. 11. Südböhmen (Hruschka S. 275 Nr. 20). — Nr. 12. Kärnten (Pogatschnigg Nr. 210). — Nr. 13. Österreich (Alemannia 11, S. 77) und Vogtland (Dunger Nr. 3). — Nr. 14. Kärnten (Pogatschnigg Nr. 291 f.). — Nr. 15. Egerland (mir nach dem Volksmunde mitgeteilt von Oberlehrer F. Wildner). — Nr. 16. Steiermark (Werle, Almrausch S. 98). — Nr. 17. Schweiz (Rochholz, Alemannisches Kinderlied S. 112 und Frommann 5, 112). — Nr. 18. Steiermark (Werle, Almrausch S. 119).

Böckel, Deutsche Volkslieder aus Oberhessen S. LXXXVI f., weist die Verbreitung dieses Motivs auch in zahlreichen fremdländischen Volksliedern nach. Ich füge hinzu aus H. Lübke, Volkslieder der Griechen, S. 64:

Mein Herz hab ich verschlossen
Kein Schlüssel führt hinein,
Nur Saitenspiel und Singen
Und Lust beim frohen Singen.

O, wären meine Hände
Zwei goldne Schlüsselein!
Dein Herz würd ich mir öffnen
Und schlüpfen selbst hinein.

Und E. Melena, Kreta-Biene, S. 41 und 44:

Warum sagst du, du liebst mich, du wärest mein?
Gabst dem anderen den Schlüssel zum Herzen dein?

Wer hat dein Herzlein verschlossen, wer nahm den Schlüssel dazu?
Warum denn willst nicht aufthun und klagen dein Leid mir du?

Und an die Schnaderhüpfel mufs ich unmittelbar Goethe anreihen, der dieses Bild allerdings nicht in einer seiner Dichtungen, wohl aber in seinen poesiedurchtränkten Briefen an Frau von Stein angewendet hat. Am 6. Dezember 1781 schreibt er an Charlotte nur die wenigen, aber vielsagenden Zeilen:

'Schick mir liebste meine Schlüssel, die ich gestern habe liegen lassen. Aber die Schlüssel mit denen du mein ganzes Wesen zuschliesest, dafs nichts ausser dir Eingang findet, bewahre wohl und für dich allein. Adieu ich hoffe schon wieder auf dich.'[1]

Goethe konnte leicht auf dieses Bild verfallen, weil in seinen Briefen an Charlotte wiederholt vom Schlüssel die Rede ist. Er pflegte nämlich in der Zeit der innigsten Beziehungen zu Frau von Stein ihr vor Antritt einer Reise den oder die Schlüssel zu seinen wichtigsten Papieren, zu seinen Geldern u. s. w. zu übergeben, damit sie im Bedürfnisfalle Zugang dazu hätte. Z. B. Nr. 1790: 'Hier drey Schlüssel zur Kiste, zum Schranke, und zum Schreibtisch. Bis auf wenige Geschäftssachen ist das übrige alles dein. Ich hoffe nicht, dafs du Ursache haben sollst, sie zu öffnen.' Er übersendet die Schlüssel (Nr. 1500, 2253) oder verlangt sie nach der Reise zurück (Nr. 1334, 1662, 2259). Unwillkürlich streift er hierbei auch aufserhalb des oben erwähnten Briefes die sinnbildliche Bedeutung. So Nr. 1505: 'Hier, liebe Lotte, überliefre ich dir meine Capitale, ich kann mich nun nirgends mehr vor dir verschliesen. Und übergebe mich dir aber und abermal zum Eigentum.' Und noch ein Bild gebraucht Goethe in den Briefen, um dieses einzigartige Liebesverhältnis zu kennzeichnen, wobei er auch an das Absperren, aber nicht mit Schlüssel oder Riegel (s. oben Vierzeiler Nr. 17), sondern mit dem Schlagbaum des Mauthners denkt: Nr. 1468. 'Es ist gewiss meine Liebste, meine Sinne gehören dir so zu eigen, dafs nichts bey mir ein kann ohne dir Zoll und Akzise zu bezahlen. Du hast in meinen Augen und meinen Ohren kleine Geister an-

---

[1] In der Weimarer Ausgabe, nach der ich auch die folgenden Briefe citiere, IV. Abteilung, 5. Band, S. 231, Nr. 1359. Ich gehe oben auf die Schlüsselgeschichte näher ein, weil ich in den verschiedenen bekannten Darstellungen über das Verhältnis Goethes zu Frau von Stein nichts darüber finden konnte.

gestellt, die von allem was ich sehe und höre den Tribut der Verehrung für dich fodern.'

Und wenn mir hier eine Abschweifung erlaubt ist, so möchte ich darauf hinweisen, dafs das oben erwähnte volkstümliche Bild vom Wohnen des Geliebten im Herzen und ähnliches in Goethes Briefen an Frau von Stein sich wiederholt finden: Nr. 1808 'bist du mir immer im Herzen'. Nr. 2035 'behalt mich im Herzen'. Nr. 1758 'mein ganzes Wesen ruht in dir'. Nr. 1761 'ich wohne in deiner Liebe'. Nr. 2541 'Meine Tagebücher müssen endlich kommen und dir mein Herz bringen, dir sagen, dafs du mir einzig bist und dafs du mit niemand theilest.' Und ferner ein an die oben mitgeteilten kärntischen Vierzeiler (Nr. 1. 2) erinnerndes Bild Nr. 1155 'Meine Seele ist fest an die deine angewachsen' und ähnlich Nr. 1331 'Meine Seele ist an dich fest gebunden'. Auch die Tegernseer Formel 'du bist mein, ich bin dein' finden wir in diesen Briefen, doch nicht die beiden Hälften beisammen, sondern jede für sich. So Nr. 1812 'lebe wohl du immer meine' und hiergegen Nr. 2215 'Behalte mir dein Herz, ich bin dein'. Und dies nun in zahlreichen Variationen, z. B. Nr. 2254 'Liebe mich, ich bin ganz und gar dein'. Nr. 1806 'Ich bin dein und komme nicht von dir weg'. Nr. 1885 'ich mufs dein seyn durch alle Zeiten'. (Ähnlich Nr. 1750 f., 1856, 2253, 2271, 2499, 2506, 2521, 2539.)

Wie diese eben genannte Formel nicht nur für die irdische Liebe, sondern auch für die Liebe zu Gott und für andere Verhältnisse angewendet worden ist (s. oben S. 12), so ist es auch mit dem Bilde vom Herzensschlüssel der Fall. Wenige Beispiele dürften ja genügen. Zunächst für das Verhältnis zu Gott. In dem schwäbischen Volksliede: Christus und die Jungfrau (Ernst Meier, Schwäbische Volkslieder S. 353) vernehmen wir folgendes Zwiegespräch:

'Hast du schon viel gesündigt
Und nicht viel Gutes gethan:
Ich bin der Vater, Herr Jesus Christ,
Der dir's vergeben kann.'

'Wenn ich nur einen Schlüssel hätt,
Der mir das Herz aufschliefst!
Viel lieber will ich in Armut leben,
Als dafs ich dich verliefs.'

Die Jungfrau wünscht sich einen Schlüssel, um Jesus in ihr Herz einschliefsen zu können. Das erinnert an ein in vielen Varianten allenthalben verbreitetes Kinderlied

> Jesu, kleines Kindelein,
> Schliefse auf das Herze mein,
> Send mir den heil'gen Geist hinein,
> Darinne sollst du wohnen,
> Darinne sollst du ewig sein.

(Vgl. Böhme, deutsches Kinderlied S. 314 f. viele verschiedene Fassungen.)

Und Johanna Ambrosius (ed. Schrattenthal S. 116) dichtet

> Verschliefs, was dich bewegt,
> In deines Herzens Schrein
> Und händige nur Gott
> Den kleinen Schlüssel ein.

Für die Elternliebe ein Beispiel: In Ossip Schubins letzter Novelle 'Peterl' heifst es von der Stiefmutter: 'Sie bemühte sich, das kleine, festverschlossene Herz des Kindes aufzuschliefsen, aber von allen Schlüsseln, mit denen sie's versuchte, pafste keiner.'

Auch für Verschwiegenheit, Verschlossenheit, treues Gedenken wird das Bild verwendet, wofür ich noch drei Beispiele anführe: Fischart, Eehzuchtbüchlein (ed. Hauffen 3, 153):

> Ja die Reden sind ein anzeygung
> Des Gmüts gheimnus vnd jnnerster neygung,
> Sie sind die Schlüssel, so aufschlisen,
> Das Thor zum Herzen vnd gewissen.

In Shakespeares Hamlet I 3 (ed. Brandl S. 145) sagt Ophelia zu Laertes:

> Es ist in mein Gedächtnis fest verschlossen,
> Und ihr sollt selbst dazu den Schlüssel führen.

Und endlich wieder Goethe, der in einem Gespräch mit Lavater Ende Juni 1774 (Gespräche ed. Biedermann Nr. 16) sagt: 'Sobald man in Gesellschaft ist, nimmt man vom Herzen den Schlüssel ab und steckt ihn in die Tasche; die, welche ihn stecken lassen, sind Dummköpfe.'

Nachdem wir so den weiten Weg durch die Poesie vieler Jahrhunderte durchmessen haben, möchte ich noch mit einigen

Worten zum Ausgangspunkte, zu den Tegernseer Versen zurückkehren. Haupt urteilt sehr vorsichtig, wenn er sagt (Des Minnesangs Frühling 4 S. 221): 'Die anmutigen Zeilen mögen die von Lachmann ihnen gegönnte Stelle behalten, obwohl es nicht sicher ist, dafs sie ein Lied sind.' Da wir aber nun gesehen haben, dafs nicht nur die Formel 'Du bist mein etc.' (was schon in älteren Aufsätzen erwiesen worden ist), sondern auch das Bild vom Herzensschlüssel der gesungenen Volkslyrik durchaus gemäfs ist und ganz besonders in den Schnaderhüpfeln immer wiederkehrt, so dürfen wir mit Schmeller (a. a. O.) und mit Elard Hugo Meyer (Deutsche Volkskunde S. 315) der Meinung Ausdruck geben, dafs die Tegernseer Zeilen wohl ein zum Singen bestimmtes Volkslied, vielleicht ein Tanzliedchen darstellen und daher möglicherweise als der älteste Beleg eines oberbayerischen Schnaderhüpfels anzusehen sind.

Adolf Hauffen.

Der

mittelenglische Disput zwischen Maria und dem Kreuze.

Bereits in der Anglia XV, 504 f. machte ich auf eine weitere (mnl.) Marienklage aufmerksam, die sich aufser der bei Mone, Schauspiele des M. A. I, 39 ff., gedruckten lateinischen mit dem mittelenglischen Gedicht gleichen Inhalts (herausgegeben in E. E. T. S. O. S. XLVI, 131 ff. und 197 ff.) vergleichen läfst. Inzwischen ist mir durch Zufall[1] die lateinische Quelle für den Anfang dieser Maerlantschen Dichtung bekannt geworden, und zugleich damit ein altprovenzalischer Disput zwischen Maria und dem Kreuze; beide sind gedruckt in dem Buche: Daurel et Beton, Chanson de geste provençale publiée ... par Paul Meyer, Paris 1880 (Société des anciens textes français), S. LXXV ff. Das lateinische Gedicht ist nach dem Zeugnisse des Chronikschreibers Salimbene von Philippe de Grève, Kanzler der Kirche von Paris († 1236), verfafst, das provenzalische — das jedoch ganz selbständig ist — von einem ungenannten Franziskanermönch.

Wie das daraus übersetzte Gedicht Maerlants besteht der lateinische Disput aus blofs zwei Reden, indem zuerst Maria das Kreuz anklagt, worauf dieses, sich verteidigend, antwortet; es entsprechen in der Übersetzung Str. 2—14 oder V. 14—182. Die provenzalische Dichtung ist dagegen, gleich der mittelenglischen, bedeutend umfangreicher: sie zählt 226 Verse gegenüber

[1] Vgl. Verslagen en mededeelingen der kon. akad. van wetensch., Letterk., III, 12, Amsterdam 1896, S. 135 f.

den 98 der lateinischen, und hier redet jeder der beiden Disputanten zweimal. Doch wird man schon bei einer flüchtigen Vergleichung zwischen dem provenzalischen und dem mittelenglischen Disput finden, dafs zwischen beiden keinerlei weitere Ähnlichkeit besteht, während der lateinische Text gewifs dem englischen Dichter — allerdings nicht in demselben Mafse wie dem niederländischen — nicht blofs die Anregung zu seinem Werke, sondern auch wenigstens für die ersten 147 Verse eine Anzahl Gedanken und Wendungen geliefert hat. Ich stelle die Übereinstimmungen im folgenden zusammen, wobei ich den mittelenglischen Text nach dem Vernon-Ms. (S. 131 ff. in der genannten Ausgabe von Morris) citiere, doch gelegentliche Fehler desselben nach dem Ms. Royal 18 A 10 (S. 197 ff. ib.) verbessere.

Lat.	Me.
1.	1.
Crux, de te volo conqueri: 1	Oure ladi freo 1
Quid est, quod in te reperi	On[1] rode-treo
Fructum non tibi debitum?	Made hire mon.
	Heo seide: 'On þe 4
	Þe fruit of me
	Is wo-bigon ...
	Cros, þou dost no trouþe 13
Fructus, quem virgo peperi, 4	On a pillori my fruit to pinne:
Nil[2] debet Ade veteri	He haþ no spot of Adam sinne. ...
Fructum gustanti vetitum;	
Intacti fructus uteri	2.
Tuus non debet fieri, 8	Þe fruites mooder was neuere afamed, 20
Culpe non habens meritum.	Mi wombe is feir, founden unfuyled:
	Chyld, whi artou not aschamed
2.	On a pillori to ben ipiled? ....
Cur pendet, qui non meruit?	
Quid, quod te non abhorruit,	3.
Cum sis reis patibulum? 12	For grete jewes galwes were greiþed, 31
Cur solvit que[3] non rapuit?	Þat euer to robbyng ronne ryf;
Cur ei, qui non nocuit,	Whi schal my sone on þe beo leid,
Es penale piaculum?	Þat neuer nuyȝed mon nor wyf?
Ei, qui vitam tribuit 16	A drinke of deþ, soþliche seid, 35
Mortique nichil debuit,	Cros, þu ȝeuest þe lord of lyf. ....
Mortis propinas poculum?	

---

[1] *To þe* Ms. R. [2] *Non* Ms. [3] P. Meyer schlägt fragend *qui* vor, wozu Maerlants V. 30: *die nie en rovede* stimmt. Vgl. aber V. 50 im lat. Gedichte!

3.

Te reorum flagitiis,
Te culparum suppliciis 20
Ordinavit iustitia:
Cur ergo iustum impiis,
Cur virtutem cum vitiis
Sociavit nequitia? 24
Redditur pena premiis,
Offensa beneficiis,
Honori contumelia.

4.

Þorwȝ jugement þou art enjoynet 44
To bere fooles, ful of sinne;
Mi sone from þe schulde beon ensoynet,
And neuere his blod uppon þe rinne.
But nou is tr[o]uþe wiþ tresun toylet,[1] 48
Wiþ þeoues to honge, fer in fenne. ...

4.

Reis in te pendentibus, 28
Homicidiis, latronibus,
Inflicta est maledictio;
Iusto pleno virtutibus,
Ornato carismatibus, 32
Debetur benedictio.
Ergo, quid ad te pertinet?
Cur vita mortem sustinet?
Habitus fit privatio. 36

5.

Tre, þou art loked bi þe lawe 57
Þeoues, traitours on þe to d[e]ye;
But now is trouþe wiþ tresun drawe,
And vertu falleþ in vices weye.
But loue and treuþe, in soþfast sawe, 61
On a treo traytours hem teye;
Vertu is wiþ vices slawe.
Of alle vertues my sone is keye. ...
Þe goode hongeþ among þe wikke, 68
Vertu dyeþ wiþ vices.

5.

Responsio crucis ad beatam virginem.

Virgo, tibi respondeo,
Tibi, cui totum debeo
Meorum decus palmitum:
De tuo flore fulgeo, 40
De tuo fructu gaudeo,
Redditura depositum.
Dulce pondus sustineo,
Dulcem fructum possideo 44
Mundo, non tibi, genitum.

9.

Cristes cros ȝaf onswere: 109

'Ladi, to þe I owe honour,
Þi brihte palmes nou I bere,
Mi schyning scheweþ þorw þi flour.
Þi feire fruit on me ginneþ tere, 113
Þi fruit me florischeþ in blod-colour
To winne þe world, þat lay in lure;
Þat blosme blomed up in þi bour,
Ac not for þe alone, 117
But for to winne all þis world. ...

6.

Christus mortem non meruit;
Quid, si mori disposuit,
Ut morte mortem tolleret? 48
Ligno lignum opposuit
Et solvit quod non rapuit,
Ut debitores liberet.
In Adam vita corruit, 52

10.

Adam dude ful huge harmes, 122
Whon he bot a bite undur a bouh;
Wherfore þi sone haþ sprad his armes,
On a treo tyed wiþ teone inouh.
His flesch is smite wiþ deþes þarmes, 126
And swelteþ heer in a swemly swouh...
And wiþ his deþ fro deþ he drouh 129

[1] *teynet* Ms.

Quam secundus restituit,
Ut vita mortem superet.

Alle his leoue freondes,
As Ozie spac in prophecie,
And seide: 'þi sone, seinte Marie,
His deþ slouȝ deþ on Caluarie, 133
Ȝaf lyf wiþ-outen endes.'

7.

Ulmus uvam non peperit:
Quid tamen viti deperit, 56
Quod ulmus uvam sustinet?
Fructum tuum non genui,
Sed oblatum non respui,
Ut culpam pena terminet. 60
A te mortalem habui,
Immortalem restitui,
Ut mors in vitam germinet.

11.

Þe stipre þat is under þe vyne set,
May not bringe forþ þe grape;
Þeih þe fruit on me beo knet, 137
His scharpe schour haue I not schape:

8.

Tu vitis, uva filius; 64
Quid uve competentius,
Quam torcular, quo premitur?
Cur pressura fit purius,
Nisi quia iocundius 68
Vinum sincerum bibitur?
Quid uva pressa[1] dulcius?
Quid Christo passo gratius,
In cuius morte vivitur? 72

Til grapes to þe presse beo set,
Þer renneþ no red wyn in rape;
Neuere presse pressed bet, 141
I presse wyn for kniht and knape:
Upon a blodi brinke
I presse a grape, with strok and stryf,
Þe rede wyn renneþ ryf: 145
In Samaritane God ȝaf a wyf
Þat leof licour to drynke.

Die beiden letzten Strophen des lateinischen Gedichtes finden im mittelenglischen keine Entsprechung. Wenn letzteres dagegen noch eine Menge neuer Strophen hinzugefügt hat, so findet sich dafür eine vollkommene Parallele bei Maerlant, der auf die 'disputacie' noch eine Klagerede Jesu an die Menschheit folgen läſst, an die sich eine längere, daran anknüpfende eigne Betrachtung schlieſst.

Vielleicht hat auch das lateinische Original den englischen Dichter, wenigstens für die erste und die letzte Strophe seines Werkes, formell, nämlich bei der Wahl des Metrums, beeinfluſst. Das Gedicht Philippes de Grève hat das Reimschema *aab* dreimal in der Strophe durchgeführt, ebenso zeigen die Eingangs-

[1] Von P. M. aus *passa* verbessert. Vgl. Maerlants V. 152: *dan geperste beerkine.*

und die Schlufsstrophe der englischen Dichtung in den ersten neun Versen diese Reimordnung, worauf dann derselbe Abgesang wie bei den übrigen Strophen folgt. Allerdings haben die lateinischen Verse durchgehends vier Hebungen oder acht Silben, die ersten neun Verse in den genannten beiden Strophen des mittelenglischen Gedichtes nur zwei Hebungen.

Bei einer Vergleichung zwischen den beiden Texten, wie sie im Vernon-Ms. und im Royal-Ms. 18 A 10 überliefert sind, ergiebt sich bald, dafs ersterer der bei weitem bessere und ursprünglichere ist. Jedoch ganz frei von Verderbnissen zeigt er sich auch nicht, wie man aus den folgenden kritischen Bemerkungen ersehen wird. In manchen Fällen hat die jüngere Überlieferung unzweifelhaft das richtige bewahrt und kann daher zur Verbesserung des älteren Textes dienen.

Vernon V. 48: *But nou is tr[o]uþe wiþ tresun teynet* reimt nicht mit *joynet* und *ensoynet,* weshalb für *teynet* entweder *toilet* oder *troilet* 'beguiled' zu lesen sein dürfte — Assonanzen kommen mehrmals vor. — V. 50: *Wiþ feole nayles his limes ben feynet* ist das Reimwort entsprechend durch *foynet* 'durchstofsen' oder *foylet* 'defiled' zu ersetzen. Royal V. 61 und 63 (S. 199) hat *twyned* für *teynet* und *pyned* für *feynet* gesetzt. — V. 53 f. V: *þat fruit was of a mayden born,* | *On a þeoues tre is al to-torn* lautet in R V. 66 richtiger: *þe brid þat was of a mayde borne* etc. Das Relativum ist offenbar in V zu ergänzen. — V. 82 V: *Bounden in bledyng bondes* ist ebenso in R V. 95 (S. 200) besser als *Bounde in blody bandes* überliefert. — V. 83 V: *Mi loue i-lolled vp in þe eyr* ist in R V. 96 als *My love I lulled vppe in hys leir* überliefert. Sinn und Allitteration sprechen für die Richtigkeit des letzteren. — V. 88 V: *Wolues in den reste þei fynde* wird durch V. 101 R: *Foxes in den rest þei fynde* entschieden verbessert, wie ebenfalls nicht nur die Allitteration *foxes* : *finde,* sondern auch die zu Grunde liegende Bibelstelle, Matth. 8, 20: *Vulpes foveas habent* etc., beweist. — V. 90 V: *His hed nou leoneþ on þornes tynde* = R 103: *Hys hede holdeþ on þornes tynde.* Die Allitteration spricht abermals für die Richtigkeit von R, zumal *leoneþ* in V. 93 wieder vorkommt. Allerdings dürfte auch in *holdeþ*

ein kleiner Fehler stecken; es ist gewifs für *heldeþ* 'inclines' verschrieben. — V. 97 V: *My fayre fruit þou berest fro blis* = R 110: *My blody brid* etc. scheint wiederum die Lesart von R wegen der vierfachen Allitteration das ursprüngliche bewahrt zu haben. Man beachte zudem, dafs V. 99 wieder mit *Mi fruites* beginnt! — V. 107 V: *þou berest my brid, beten blo* hat einen viel schlechteren Rhythmus als R 120 (S. 201): *My brid þou berist* etc. — V. 131 ff. V: *As Ozie spac in prophecie* | *And seide: 'þi sone, seinte Marie,* | *His deþ slouȝ deþ on Caluarie, Ȝaf lyf wiþ-outen endes'* = R 144 ff.: *As Isayas spak* etc. kann sich sowohl auf Is. 25, 8: *Præcipitabit mortem in sempiternum,* wie auch auf Hos. 13, 14: *Ero mors tua, o mors!* beziehen, weshalb hier keine Entscheidung zwischen den Lesarten möglich ist. — V. 160 V: *dye* reimt nicht mit *weye* 156. Lies dafür *deye.* — V. 167 V: *Jesu Crist, ur saueour* = R 167 (S. 202): *J. C. oure creatour.* Die Allitteration spricht für das letztere; man beachte übrigens, dafs *saueour* schon in V. 163 als Reimwort steht. Allerdings ist nach kirchlicher Lehre Gott Vater der Schöpfer, Gott Sohn aber der Erlöser der Welt, doch wird dies in der geistlichen Dichtung nicht immer so genau geschieden, vgl. Richard Cœur de Lion 3110: *Cryst our creature* (s. Mätzners Wtb. I, 501), und Chaucer, The Pardoners Tale 901 f.: *That to thy creatour which that thee wroughte,* | *And with his precious herte-blood thee boughte,* wo aufserdem *Crist* in V. 898 ausdrücklich genannt ist. — V. 187 f. V = R 187 f. sind mir unverständlich, aber schwerlich ist hier die Überlieferung in R besser. — V. 238 V: *þe Jewes wolden ha broken his bones* ist zu lang, da der letzte Vers sonst drei Hebungen hat. Man mufs wohl *wolden ha* streichen. R 225 bietet eine korrekte Form: *þe Jewes brisseden hys bonys.* — V. 247 V: *At barreres weore debate* bessere man *debates,* denn *weore* ist = *were* 'waren', vgl. V. 254. Ebenso mufs dann V. 251 lauten: *Til blod brac up þe ȝate[s]*, vgl. V. 267: *Heuene-ȝates weore closed clos.* — V. 246 V: *In a maidens blod þi bodi flomb.* Für *þi* ist gewifs *his* zu lesen, da hier Maria zum Kreuze redet; *flomb* verstehe ich nicht und finde ich auch nirgends erwähnt. — V. 268 V ist statt *dyede* wegen des Reimes auf *seide* und *preide* natürlich *deyde* zu schreiben. V. 260 ist allerdings *dyede* wegen des Reimes

abyde richtig. — V. 273 V: *At houre of his none* = R 247: *In þe houre of hiȝest noone* (S. 205). Hier hat R ohne Zweifel das richtige, vgl. *at hye noyne* Town. M. p. 311 nach Mätzners Wtb. II, 458 b, 2 und die anderen dort angeführten Stellen. — V. 276 V: *A mon is out of bondes brouȝt* = R 250: *Man is* etc. Auch hier bietet R die bessere Lesart. — V. 286: *A beore is bounden and beted,* und 290: *So Cristes blod haþ pleted.* R bietet hier nichts Entsprechendes, da dort die Strophe fehlt. Natürlich ist *beited* und *pleited* (= *pleided*) zu lesen und die von Morris im Glossar gegebene Erklärung *beted* 'beaten' zu verwerfen. — V. 291 V: *In holy writ þis tale is herde* = R 200: ... *I herde.* Nach Ausweis der Reime ist *I herde* das richtige. — V. 363 V: *Upon a tre his bodi was soyled.* R versagt hier, aber die Reimwörter *abyde, wyde, dide* 'starb' zeigen, daſs *soyled* nicht richtig sein kann. Es ist wohl *tied* 'gebunden' dafür zu schreiben. — Der *heþene clerk, was seint Denys,* den V. 397 als Zeugen und Beschreiber der Vorgänge bei Christi Tode nennt, kann wohl nur Dionysius Areopagita (vgl. Apostelgesch. 17, 34) sein, der als Bischof von Athen hingerichtet sein soll und später durch eine Anzahl ihm zugeschriebener theosophisch-mystischer Schriften berühmt wurde. Leider sind mir dieselben hier nicht zugänglich. — V. 405 V: *Al ur kuyndes haþ lost ur kende* ist nach V. 390 zu bessern: *haue lost heore kende.* — V. 437 V: *A mon mai be cristened skil,* lies *be* oder *wiþ skil.* — V. 450 V: *He may elles liggen loddere forlorn* = R 281: *He schulde lye as man lorn.* Morris übersetzt *loddere* richtig mit 'knave'; es ist das ae. *loddere* 'beggar, pauper'. Merkwürdigerweise haben aber sowohl Stratmann wie Mätzner dieses interessante Wort nicht in ihre Wörterbücher aufgenommen! — V. 463 V: *Helle Emperesse in heuene Empere* = R 294: *Of hell Emperesse and heuene Empere.* Morris übersetzt dies am Rande S. 147: 'thou art even empress of hell'.[1] — V. 476 V: *Þorw þe harde hat þe heued shal kerue* kann nicht richtig sein, da es nicht in den Zusammenhang paſst. Auch R 307: *Þe hard hede þe helme gan kerue* zeigt Verderbnis. Ich möchte in V vorschlagen: *And þe harde hat,* [*þat*] *þe heued gan kerue,* also

[1] Offenbar hat hier R allein die richtige Lesart überliefert.

gan mit R, wodurch wenigstens ein Sinn erzielt wird. Die Verse 473 und 477 in V gehören dann zu den gemeinschaftlichen Subjekten in V. 475 f. — V. 480 V: *Truyt and tripet to helle shal sterue* = R 311: *Truyt and treget to helle schal terue.* Allitteration und Sinn beweisen, dafs *terue* 'rollen' die richtige Lesart ist; *sterue* ist offenbar die gedankenlose Wiederholung des Reimwortes von V. 474.

Zum Schlufs seien noch eine Anzahl von Parallelen zu verschiedenen mittelenglischen Dichtungen zusammengestellt, wie sie die Einleitung zu dem oben genannten Buche von Paul Meyer bietet. Der Verfasser giebt in der Beschreibung des Ms. Didot, in dem die provenzalische Chanson 'Daurel et Beton' erhalten ist, über folgende darin enthaltene Stücke Rechenschaft:

1) *Les sept joies de Notre-Dame,* p. XC ff. Vgl. dazu Mätzner, Altengl. Sprachproben I, 51, Böddeker, Altengl. Dichtungen des Ms. Harl. 2253, S. 217 ff., Horstmann, The Minor Poems of the Vernon MS. S. 25 f. IX und S. 133, Cursor Mundi V. 25619—83 (in der Göttinger Hs.).

2) *Les quinze signes de la fin du monde,* p. XCVII ff. Vgl. Brandl in Pauls Grundrifs II[1], 627, 631, 642, 668, 703, Horstmann a. a. O. S. 403 f. und Yorkshire Writers I, 377 ff.

3) *Le traité des noms de la mère de Dieu,* p. C ff. Vgl. Horstmann, Vernon MS. 134 ff.

4) *Les heures de la croix,* p. CIX ff. Vgl. Minor Poems of the Vernon MS. p. 37 ff., Cursor Mundi V. 25487—618.

Gotenburg. F. Holthausen.

Zur Geschichte der deutschen Litteratur in England.

In der Einleitung zu meiner Schrift über 'William Taylor von Norwich' (Halle 1897) hatte ich eine Übersicht über diejenigen Werke der schönen Litteratur Deutschlands gegeben, die bis zum Jahre 1790 ins Englische übersetzt worden waren. In der 'National Review' vom Dezember 1897 hat dann Mr. Leslie Stephen einen Aufsatz[1] über das obige Thema veröffentlicht unter dem Titel 'The Importation of German'. Auch er konnte und wollte den Stoff nicht völlig erschöpfen, und daher ist es auch noch nach seiner lehrreichen und anregenden Darstellung möglich, einige Nachträge zu geben.

Zunächst wäre noch eines Mannes zu gedenken, dessen Leben in eine ziemlich frühe Zeit fällt: Sir Henry Wotton (1568—1639). Er hat mehrere Jahre als Gesandter in Deutschland gelebt, wo er für Jakob I. und dessen Schwiegersohn Friedrich von der Pfalz thätig war und wo er sich eine so genaue Kenntnis der Landessprache erwarb, daſs man ihn für einen Deutschen hielt (Höpfner, Weckherlins Oden und Gesänge p. 7). Sein Biograph Izaak Walton berichtet von seinen Studien in den Archiven der Hansestädte und von seiner Absicht, ein Leben Luthers zu schreiben, doch scheint er über das Materialsammeln nicht hinausgekommen zu sein. Zu Wottons persönlichen Freunden gehörte u. a. Georg Rodolf Weckherlin, der auch ein Gedicht an

[1] Jetzt bequemer zugänglich in seinen 'Studies of a Biographer' (1898), v. II, p. 38 ff.

ihn gerichtet hat (in der Ausgabe von H. Fischer [1894] No. 85 Bd. I, 231; vgl. die Anm. Bd. II, 477).

Es ist bekannt, dafs bereits im 16. Jahrhundert deutsche, geistliche Lieder in England Eingang und Verbreitung gefunden haben (vgl. Herford, Studies in the liter. relat. betw. Engl. and Germ. in the 16th cent., Bd. I, Kap. 1). Dafs sich im 18. Jahrhundert etwas Ähnliches wiederholt, darf lediglich als Zufall gelten. In den 'Publications of the Modern Language Association of America' (Bd. XI p. 171 ff.) hat Hatfield gezeigt, dafs John Wesley, der berühmte Begründer der Methodistensekte, in den Jahren 1737 bis 1742 nicht weniger als 29 deutsche Kirchenlieder übersetzt oder bearbeitet hat. Auf einer Reise nach Amerika (Oktober 1735) war er auf dem Schiffe mit einer Gesellschaft von mährischen Brüdern zusammengetroffen und hatte im Umgang mit ihnen ihre Sprache sich so weit zu eigen gemacht, dafs er sich mit ihnen bequem verständigen und bald nach seiner Ankunft deutschen Gottesdienst abhalten konnte. Unter den Liedern finden sich einige sehr bekannte (u. a. 'Befiehl du deine Wege' von Paul Gerhardt, 'Gott ist gegenwärtig' von Tersteegen, 'Ich habe nun den Grund gefunden' von Rothe, 'Christi Blut und Gerechtigkeit' vom Grafen Zinzendorf). Den letzteren besuchte Wesley im Jahre 1738 und verweilte einige Zeit unter den Herrnhutern. Bald aber trat eine Entfremdung zwischen ihnen und den Methodisten ein, und daher fand Wesley kaum mehr Gelegenheit, von seinen Kenntnissen im Deutschen Gebrauch zu machen. Allerdings notiert er noch am 3. November 1745 in seinem Tagebuche, er habe zu Newcastle vor deutschen Soldaten in ihrer Sprache gepredigt. Es waren dies jedenfalls hannoversche Truppen, die an dem Feldzuge gegen den Prätendenten Charles Stuart teilgenommen hatten. Es verdient endlich noch bemerkt zu werden, dafs die meisten der von Wesley übersetzten Lieder sich nicht nur in den Gesangbüchern der Dissenters erhalten haben, sondern auch in der englischen Staatskirche lebendig geblieben sind.

Ich hatte ferner kurz erwähnt (Will. Taylor p. 4), dafs bereits 1764 eine Übersetzung von Schönaichs 'Arminius' veröffentlicht wurde. Eine Besprechung derselben erschien im Jahre danach in der 'Monthly Review' (vol. 32, p. 15). Bemerkenswert

ist darin höchstens ein scharfer Ausfall gegen Gottsched wegen dessen Äußerung über Milton in der mitübersetzten Vorrede. Gottsched hatte nämlich thörichterweise erklärt, 'Paradise lost' wäre längst in den Buchläden vermodert, wenn nicht zwei so angesehene Männer wie Addison und Lord Roscommon sich dafür interessiert hätten. Der englische Kritiker nennt diese Äußerung 'injurious, we had almost said impertinent' und fügt hinzu: 'we shall leave the above passage without any comment, to stand as a proof of Prof. Gottscheid's [sic!] want of taste for the sublime exertions of true genius.' Dem Gedicht von Schoenaich rühmt er 'a well-conducted, pathetic and interesting fable' nach; von der Übersetzung aber sagt er: 'the style of the translation is most execrable and, we doubt not, highly injurious to the author.' Dies Urteil wird man durchaus unterschreiben müssen. Die Übersetzung ist wie die von Klopstocks 'Messias' in Prosa und giebt so wenig wie diese einen Begriff vom Original.

Verhältnismäßig früh brachte man den Schriften Zimmermanns ein Interesse entgegen, das nicht mehr auf ihren inneren Wert als auf die angesehene Stellung des Verfassers (er war bekanntlich königlich großbritannischer Leibarzt in Hannover) zurückzuführen ist. Von seinen Schriften wurde die über 'Nationalstolz' bereits 1771 übertragen nach der vierten Auflage des Originals. Erst zwanzig Jahre später folgten seine Betrachtungen 'Über die Einsamkeit' nach der französischen Ausgabe von Mercier, die dann aber bis 1799 acht Auflagen erlebten. Etwa gleichzeitig wurden von ihm 'Select Views of the Life of Frederick the Great' (1792) und seine 'Conversations with the late King of Prussia' (1791) in englischer Übersetzung herausgegeben, ein neuer Beweis für den starken Anteil, den das englische Publikum an der Gestalt des preußischen Königs nahm. Daran schließen sich im Jahre 1800 'Aphorisms and Reflections on Men, Morals and Things' und endlich 1804 eine Anthologie aus seinen Schriften von A. Campbell ('Beauties of Zimmermann: with a Memoir of his life and writings').

Neben Zimmermann fand auch Lavater mit seinen Werken wenigstens vorübergehend Beachtung. Für ihn hat in erster Reihe sein Freund Joh. Heinr. Füssli (oder wie er sich später schrieb: Fuseli) gewirkt. Er hatte 1763 seine Vaterstadt Zürich

verlassen und war in Begleitung von Sulzer und Lavater nach Berlin gekommen. Sulzer, der gemeinsam mit Bodmer und Breitinger eine litterarische Verbindung mit England herstellen wollte, aus der freilich nie etwas geworden zu sein scheint, machte Füssli mit dem englischen Gesandten Sir Andrew Mitchell[1] bekannt. Unter dessen Protektion kam nun der junge Schweizer nach London, wo er sich zunächst durch litterarische Arbeiten ernährte. So übersetzte er 1765 Winkelmanns 'Gedanken über die Nachahmungen der griechischen Werke in Malerei und Bildhauerkunst' ins Englische. Aus seiner späteren Zeit stammt: 'Lavater, Aphorisms on Men, translated from the original Ms.' (1788). Füssli gehört in die Reihe deutscher Maler, die seit Hans Holbein in England zu Ruhm und Ansehen gelangt sind. Auf seine spätere Entwickelung kann hier nicht eingegangen werden. Erwähnenswert ist nur, daſs er bei der Übersetzung des Hauptwerks von Lavater seine Hand mit im Spiele hatte. Es sind die 'Essays on Physiognomy, translated from the French by Henry Hunter'[2] (1789—1798 in 5 Bänden). Auf dem Titelblatt steht: revised by Mr. Fuseli. Eine Übertragung nach dem deutschen Original lieferte Thomas Holcroft 1793 in 3 Bänden; er gehörte zu den fruchtbarsten, wenn auch nicht zu den geschicktesten Übersetzern damaliger Zeit. Vorher hatte er schon die Lebensgeschichte des Baron Friedrich von der Trenck übertragen (1788 in 3 Bänden), ein Werk, das sich damals ganz besonderer Beliebtheit erfreute und auch neuerdings (in Cassells National Library) wieder aufgelegt worden ist. Holcroft lieſs im Jahre danach (1789) die 'Posthumous Works of Frederick II., King of Prussia' in nicht weniger als 13 Bänden folgen, die streng genommen nicht hierher gehören, da das Original bekanntlich französisch ist. Nennen wir nun noch Charles Cullens Übersetzung von Mendelssohns 'Phädon' (ebenfalls 1789), so ist damit die Reihe dieser Nachträge erschöpft.

---

[1] Vgl. über ihn Carlyle, History of Frederick the Great, an vielen Stellen (speciell über eine Unterredung mit Gottsched, Bd. VII, 317).

[2] In der von Maty herausgegebenen 'New Review' (vol. I [1782] p. 305) ist von einer weiteren Version dieses Werkes die Rede, die von einer deutschen (?) Hofdame, Madame de la Fite, nach der französischen Übersetzung bearbeitet sein soll. Sie ist aber anscheinend nicht gedruckt worden.

Anhangsweise möchte ich einige Übersetzungsproben aus deutschen Gedichten zum Abdruck bringen, die einer sehr frühen Zeit angehören. Sie finden sich in zwei Recensionen von Gleims 'Versuch in scherzhaften Liedern, Fabeln etc.' und von Lichtwers 'Recht der Vernunft' im 20. Bande der freisinnigen und deutschfreundlichen 'Monthly Review' vom Jahre 1759.

I.

A Dialogue between Doris and her Lover, on his resolution of going to the Wars.

Doris: Why courts thy rashness War's alarms?
Lover: To view heroic deeds of arms.
Doris: And prithee why? In future lays
Dost mean to chaunt the hero's praise?
Lover: Perhaps I do: but such I'll sing
As only act like Prussia's king,
That fight not mad ambitious cause,
Nor draw the sword against the laws;
But right the just and free the slave,
And are as merciful as brave.
Doris: But art thou not of rapier-blade
And cannon-bullet sore afraid?
Lover: O no — at sharps a master I,
And if my way the bullets fly,
I'll slip aside: for fancy not
I mean to stand still to be shot.
Doris: But if by chance a prisoner taken,
How then, my friend, wilt save thy bacon?
Lover: O let them take me, never mind:
They can't be otherwise than kind.
For as their threat'ning looks grow big,
I'll wax as merry as a grig;
And laugh and sing in humour free
And tell them tales of love and thee.
Doris: And yet I fear, a barb'rous Russ
Will not be tamely rallied thus;
But thou thy bones get fairly broke,
Because the brute don't take the joke.
Therefore, my darling, have a care,
Whene'er you meet a Russian bear.

Dies Gedicht ist im Original 'Antwort auf die Fragen der Doris' betitelt (in der mir vorliegenden Ausgabe s. l. 1798, Bd. I, 99).

II.

Let Euler go measure the sun
His knowledge must truckle to mine:
I measure the size of my ton
And I know it in bottles of wine.

Let Meyer chop logic for nought;
A syllogist is but an ass;
While I, without waiting a thought,
Can infer from the bottle the lass.

Let Haller misspend half his time,
O'er moss, weeds and rubbish to pore;
I only seek out for a rhime,
As himself, wiser once, did before.

Let Bodmer his inference draw,
And stoutly with casuists fight;
He might as well balance a straw,
He will never put folly to flight.

And in ages to come, tho' they cry:
'Such men when again shall we see!'
While I am forgot — what care I —
What are ages to come, pray, to me?

Der Titel dieses Gedichts lautet im Original 'Vorzüge der Klugheit' (a. a. O. p. 60). Die zweite Strophe ist nicht übersetzt.

III.

But is there such a God? Go, sceptic blind,
O'er hill and dale, go, seek him, till you find.
While yonder toiling bark, its port to gain
Keeps its due course along the pathless main;
Thou doubtest not some skilful pilot's hand
Directs the helm and guides her prow to land:
Say then, if mark'd the constant course of years
By revolutions of the unerring spheres,
How canst thou doubt a God all-wise presides
At nature's helm and all her motions guides?

Behold the various proofs creation yields:
Spring's verdant meads and Autumn's golden fields;
Each blooming flower that in the garden blows,
Or painted tulip or the blushing rose;
The loaded bough, rich vine and blending ear;
All speak his bounteous hand, who rules the year.
Thus from the earth, *a God,* all nature cries;
His image see reflected from the skies;

Hid in the whirlwind, hear his voice aloud;
His thunder hushed, his bow is in the cloud;
The rain, the snow, that skim the fields of air,
All teach us God to know; for God is there.

Das hier mitgeteilte Stück ist dem Anfang des vierten Buches von Lichtwers Lehrgedicht 'Das Recht der Vernunft' entnommen, so zwar, dafs der dritte Absatz des Buches dem zweiten aus nicht ersichtlichen Gründen vorangestellt ist.

Die Übersetzungen, die wahrscheinlich von ein und demselben Verfasser herrühren — sie folgen in der 'Review' unmittelbar aufeinander — zeichnen sich vor den gleichzeitig entstandenen vorteilhaft aus. Man merkt, wie der Übersetzer die Sprache vollständig beherrscht und den Sinn der Worte durchweg richtig auffafst. Freilich mufs man zugestehen, dafs das hier Gebotene oft nur eine Paraphrase des Originals darstellt, und ob speciell im ersten Gedicht die Ersetzung des anakreontischen Versmafses durch ein jambisches glücklich genannt werden kann, ist jedenfalls zweifelhaft. Das Ganze ist auf einen etwas niedrigeren Ton gestimmt, wozu auch die Einflechtung einiger vulgärer Ausdrücke beiträgt.

In den Bemerkungen, die den Gedichten folgen, drückt sich der englische Kritiker über sie nur in kühlem und gemessenem Tone aus. Sein Hauptgrund, sie dem englischen Publikum vorzuführen, scheint darin zu liegen, dafs er diesem von dem Geistesleben des Volkes, mit dem man damals gerade während des Siebenjährigen Krieges politisch eng verbunden war, einen Begriff geben will.

Nachtrag: Zwei deutsche Werke, die vor 1790 ins Englische übertragen wurden, müssen hier noch genannt werden: 1) Harlequin, or a Defence of Grotesque-comic Performances. By Mr. Justus Moeser, Councillor of the High Court of Justice at Osnabruck. Translated from the German by J. A. F. Warnecke, LL. C. London 1776. — 2) Henrietta of Gerstenfeld, a German Story. 3 Bände. London 1787/88. Fälschlich Wieland zugeschrieben. Vielleicht identisch mit: Beuvius, Henriette oder der Husarenraub, 1780 (Goedeke 4^2, 216, 41)?

Berlin. Georg Herzfeld.

Über bildliche Verneinungen im Neuenglischen.

In seiner sehr eingehenden Arbeit 'Über die bildliche Verneinung in der mittelenglischen Poesie' (Anglia XV 41 ff. und 396 ff.) stellt J. Hein S. 425 folgende Behauptung auf: 'Wir sehen also, dafs die bildliche Verneinung im Me. seit ungefähr 1250 in wachsendem Gebrauche vorkam, um 1400 eine sehr reiche Anwendung fand, . . ., seit 1550 jedoch sehr schnell an Gebiet verlor, bis sie im Ne. stetig im Gebrauch abnahm und heutzutage nur selten angewandt wird.' Aber auch heutzutage begegnet man der bildlichen Verneinung im Englischen noch recht häufig; ein Teil der die Negation verstärkenden Ausdrücke hat sich aus alter Zeit erhalten, ein anderer Teil ist untergegangen und durch neue ersetzt worden. Allerdings mufs man zugeben, dafs das Me. mit seiner kräftigeren und urwüchsigeren Sprache sich mancher bildlichen Verneinungen bedienen konnte, die der heutigen prüderen Zeit nicht mehr genehm sind.

Wir beginnen mit Ausdrücken, in denen ein abstrakter Begriff für ein Kleinstes der Negation zugefügt wird.

1. atom, particle, fragment, ghost, iota, jot, tittle.

atom

N. Nickl. I 265: no living soul was one atom the worse.
M. Chuz. 498: without the loss of any atom of his self-possession.
Tauchn. Mag. 22, 66: Not a mite, not an atom of food, not a drop of liquor was there.

particle

Collins, Plot 207: I had not lost a particle of my resolution.
Copperfield 245: I have no invention at all; not a particle.
Alcott, L. Wom. I 127: His answer which had not a particle of his usual politeness about it. Etc.

fragment

Copperfield 243: Not a fragment of milk you won't have to-morrow.

ghost

Newcomes III 132: not one ghost of a smile.

Warren, Ten Thous. III 95: I've not the ghost of a chance.

Pickw. II 171: he hasn't half the ghost of one (chance).

iota

M. Chuz. 150: abating — hardly an iota of his usual impetuosity.

Tauch. Mag. 12, 20: it has not detracted in the tiniest iota from your appearance.

jot

1) Sartor 113: (I) would bate no jot of allegiance to her.

2) Othello 3, 3, 215: this hath a little dash'd your spirits. — Not a jot, not a jot.
   Ross, Pr. Wid. 227: What does the villain care? — Not a jot.
   M. Chuz. 236: mattered not a jot. Etc.

3) Stevenson, M. of B. 164: it matters not one jot.
   Tauchn. M. 17, 53: His character had not reformed one jot.
   „ „ 18, 26: never abating one jot of his speed. Etc.

jot or tittle

Matt. 5, 18: one jot or one tittle shall in no wise pass away from the law.

Vgl. Bunyan 167: every jot and tittle thereof stood firmer than heaven and earth.

Haggard, Cleop. II 125: if I fail thee in one jot or tittle.

tittle

Ruffini, Vinc. II 250: All we have heard has not given us a tittle of evidence against him.

Cooper, Spy 158: there was no mortal, whose displeasure he regarded a tittle.

2. Ebenfalls Abstrakta sind thing und whit, welche jedes beliebige Ding, also auch ein Kleinstes, bezeichnen können.

thing

1) Ewing, Jackan. etc. 8: not a thing was to be seen or heard.

2) Burnett, Fair Barbarian 83: I don't care one thing about them.

whit

1) Taming 1, 2, 175: So shall I no whit be behind in duty.
   Golden Butterfly 260: We (women) are no whit inferior to men.
   Hagg., Cleop. I 154: Her face changed no whit.

2) Eliot, Mill I 346: were not a whit inclined.
   Pendennis I 173: will be not a whit more eager.
   „ I 349: is not a whit more brilliant. Etc.

3) Sheridan, Rivals 72: You don't seem one whit the happier at this.
   Tauchn. Mag. 13, 4: her colour altered not one whit.
   Gold. Butterfly 137: Her weeping eyes etc. moved the man not one whit. Etc.

3. Etwas konkreter erscheinen schon die Begriffe: bit, morsel, drop, chip, scrap, wozu wir auch speck und shucks rechnen wollen.

bit

1) Kingsley, Water Babies 240: Her hair not the least bit curled.
2) Pendennis I 214: She did not love Pen a bit.
   Kennedy, A Ross 230: Would (he) suffer the children to come ...? Never a bit.
   Jerome, Diary 30: it was not a bit funnier. Etc.
3) Harte, Protégée 146: not one bit.
   Alcott, L. Men 137: You won't have any supper at all, not one bit, sir. Etc.

morsel

Copperfield 123: Is he at all out of his mind, ...? — Not a morsel.

drop

vide atom.
Bunyan 137: Here — they lay — without one bit of bread or drop of drink.

chip

Eliot, Mill I 330: I don't mind about it, not a chip.
Lee, Bas. Godfr. I 251: (he) did not care a chip. Etc.

scrap

Tauchn. M. 13, 42: Tom considered her just good enough, and not one scrap more than that.
Copperfield 116: without a scrap of courage.

speck (vgl. Muret)

Helen's Babies 28: (we) couldn't find a speck of you.

shucks (vgl. Muret)

Harte, Protégée 72: What *you* know ... ain't worth shucks to anybody.

4. Konkrete Gegenstände von keinem oder geringem Werte werden zu bildlichen Verneinungen benutzt, wie: feather, rush, straw, fig, gooseberry, etc. — pin, button, etc. — kleine Mengen Tabak etc. — kleine Münzen und Gewichte.

feather

Ainsw., Crichton II 130: Life! I heed not its loss a feather.
School f. Scand. 218: I care not a feather. Etc.

rush

Bulwer, N. a. Morn. 36: I don't care a rush for any woman.
" " " " 608: This paper is not worth a rush.
Smith, Br. House 65: Sir John snapped his fingers, declaring he cared not a rush for Brambletye House. Etc.

straw

1) Lee, Bas. Godfr. I 173: She had never cared a straw for (him).
   Ruff., Vinc. I 227: he did not care a straw.

Pendennis II 343: (I didn't) care a straw what you'd taken. Etc.
Ouida, Two Off. 214: It won't make a straw's worth of difference to us.

2) Stevenson, M. of Ball. 254: could not have cared two straws.
Tauchn. Mag. 16, 26: They had never cared two straws for it.
" " 17, 61: nobody would care two straws. Etc.

3) Tom Brown 198: would not care three straws for ...
Bulwer, N. a. M. 323: would not have cared three straws for ...
" " " " 355: did not care three straws for ...

fig

1) P. Simple I 12: You told him that you did not care a fig for him.
Ruff., Vinc. 2, 209: who did not care a fig for politics.
Newcomes 3, 260: does not care a fig ... Etc.

2) " 2, 236: She does not care a fig for him — not one fig.

gooseberry

1) 2 Henry IV 1, 2, 196: are not worth a gooseberry.

2) Virginians 4, 210: we cared for them no more than for two gooseberries.

potato

Byron, Juan 7, 4: this life was not worth a potato.

bunch of grapes

Beaconsf., Lothair II 55: It will not alter our plans a bunch of grapes.

pin

1) Shaksp., Two Gentl. II 7, 55: A round hose, madam, now's not worth a pin.
School f. Scand. 213: you never cared a pin for me.
Warren, Ten Thous. 3, 95: if ever I cared a pin about it. Etc.

2) Alcott, L. Wom. II 121: girls, for whom you don't care two pins.

3) Hamlet I 4, 65: I do not set my life at a pin's fee.

4) Bulw., N. a. M. 23: It does not signify a pin's head.

button

Smith, Br. House 104: about which he did not care a button.
Dick., Chr. Car. 22: not caring a button for that.
Sil. Marner 49: he did not care a button for cock-fighting. Etc.

thread

Copperfield 380: Not a thread changes, in the house of the two — ladies.
Genesis 14, 23: I will not take a thread nor a shoelatchet nor aught that is thine.

toothpick

Ross, Pr. Wid. 206: cared not the value of a tavern toothpick.

plug

Tauchn. M. 21, 57: I don't care a plug which you do.

pinch of snuff

Byron, Juan 8, 31: Nor care a pinch of snuff about his corps.
Virginians 4, 16: I don't care not this pinch of snuff for him.

Vgl. Dick., H. T. 307: Not that I care a pinch of candle-snuff.
Vgl. Byron, Juan 12, 55: My muses do not care a pinch of rosin.

quid of tobacco

Virginians 1, 228: who do not care a quid of tobacco for ...

end of this cigar

Newcomes 1, 74: I would not give the end of this cigar for ...

tobacco-stopper

Vic. of Wak. 153: his contract is not worth a tobacco-stopper.
Byron, Juan X 60: Juan, who car'd not a tobacco-stopper About philosophy.

sixpence

Pendennis II 25: people — for whom they did not care sixpence.
Tom Brown 169: no fish worth sixpence either for sport or food.
Alcott, L. Wom. II 36: A parcel of girls who don't care a sixpence for you.

bender

Newcomes I 228: it is not worth a bender.

tester

Vgl. Stevenson, M. of Ball. 216: it mattered not the toss of a silver tester.

groat

2 Henry VI 3, 1, 112 f.: That doit that e'er I wrested from the king,
Or any groat I hoarded to my use
Be brought against me at my trial-day.

twopence-'a'p'ny

Pendennis 2, 341: I don't care one twopence-'a'p'ny whether your word's true or not.

twopence

Dick., Chr. Car. 71: he didn't care twopence for it.
Newcomes 4, 248: the security ain't worth twopence.

three ha'pence

Jerome, Three Men 37: swell friends that do not care twopence for them, and that they do not care three ha'pence for.

penny

1) Esmond 325: Queen Bess was not a penny better than Queen Mary.
Kingsley, Wat. Bab. 37: did not mind that a penny.
Alcott, Jo's Boys 126: Was that how you made your money? — Not a penny of it. Etc.
2) Hungerf., Lon. Girl 240: not one penny of mine shall ever be yours.
3) Virginians 3, 197: She don't care a penny-piece about me.
4) „ 4, 210: We did not like Fanny the value of one penny-piece.

halfpenny

1) Black, Madcap 50: I can not allow you to assume ... that I care a half-penny ...
Jerome, Told aft. Sup. 113: Not a ha'penny.

2) Pickw. II 91: (You won't pay?) Not one halfpenny.
3) Hungerf., L. Girl 222: Nothing more? Not a ha'porth.

rap

1) Wells, Stolen Bac. 245: does not matter a rap in this story.
Jerome, Diary 76: not to care a rap.
Tauchn. Mag. 4, 5: That don't matter a rap to them.
2) Stevenson, M. of B. 246: Of money, not one rap.

farthing

1) P. Simple I 122: I would not give a farthing to escape without you.
Tauchn. Mag. 1, 58: I buttoned up my pocket and said, Not a farthing.
Tauchn. Mag. 11, 15: You shall not have a farthing from me. Etc.
2) Pickw. II 90: not one farthing — do you ever get from me.
Kingsley, Wat. Bab. 133: without having cost — one farthing.
Bunyan 111: without laying out so much as one farthing ...
3) Maxwell, Stor. of Waterloo 24: your life, ..., would not be worth the purchase of a farthing.
Maxwell, Stor. of Waterloo 237: Your life ... was not worth a farthing's purchase.

doit

vide groat.
Ainsw., Ov. Gr. 103: Not a doit coming in. — I haven't received a noble for this fortnight past.
Tempest II 2, 33: they will not give a doit to relieve a lame beggar. Etc.

mite

vide atom.
Alcott, L. Wom. I 65: You have done a great deal ... Not a mite more than I ought.
Coolidge, What Katy did 271: Are you sure that you didn't suspect? Not one bit? Not the least tiny, weeny mite? Etc.

noble

vide doit.
Rich. III 3, 1, 82: those That scarce, some two days since, were worth a noble.

denier

1 Henry IV 3, 3, 91: I'll not pay a denier.
Taming, Induct. 1, 9: You will not pay ...? — No, not a denier.

stiver

Shirley I 75: Ye're not custen dahm ...? Not a stiver.
Vicar 153: As for that lady's fortune, Sir, you shall never touch a single stiver of it.
Stewart, L. Daven. 108: he shall not be left without a stiver.

nickel

Twain, Yankee I 266: no doctors that were worth a damaged nickel.

cent

M. Chuz. 225: he wasn't worth a cent.

Tauchn. Mag. 2, 5: It wouldn't matter a cent. Etc.

grain (Gran oder Körnchen)

Bulwer, N. a. Morn. 478: those disparities from which wisdom and moralising never deduct a grain.

Dickens, H. T. 179: Not a grain of anger ... was in his heart.

Vgl. Haggard, Cleop. I 132: though — her folly had ever a grain of wit in it.

5. Zur bildlichen Verneinung bedient man sich der Bezeichnung einer kleinsten körperlichen Bewegung, wie toss, snap (that).

toss

vide tester.

snap

Stockton, A Borrowed Month 176: I don't care a snap.

that

Collins, Plot 41: That for the secret! cries Mr. Dark, snapping his fingers.

M. Chuz. 105: I don't care that, ma'am, said he, snapping his fingers, for (him).

Dombey 328b: is not worth that to me, snapping his thumb and finger. Etc.

6. Häfsliches und Verabscheuenswertes wird zur bildlichen Verneinung gebraucht, wie curse, damn, hang, dirt.

curse

Tauchn. Mag. 19, 1: Vulgar people say they do not 'care a curse' for books.

damn

Bulw., N. a. M. 208: put it in your pipe — not worth a d—.

Twain, Tramp I 199: I don't re'ly k'yer a durn what I do learn.

hang

Jerome, Three Men 57: I said I didn't care a hang whether ...

Alcott, Jo's Boys 81: I don't care a hang for art.

dirt

Pickw. II 363: Treating Perker's offer — like dirt. Vgl. Hard Times 267.

Waren die bisher aufgezählten bildlichen Verneinungen zwar hauptsächlich bei den Begriffen des Schätzens, aber doch auch — wenn auch nicht alle in dem gleichen Mafse — bei anderen Begriffen anzutreffen, so haben wir jetzt die Fälle zu betrachten, in denen ein Ausdruck nur in ganz bestimmten Verbindungen als bildliche Verstärkung der Negation gebraucht werden kann.

7. Zeit.

1) Bulw., N. a. M. 329: my life were not worth a *day's purchase*.

Tauchn. Mag. 14, 63: his life wasn't worth an *hour's purchase*.

Shirley II 259: his life was not worth an hour's purchase.
Maxw., Stor. of Wat. 126: Love light as yours is not worth the *purchase of a moment's anxiety*.

2) Ewing, Jackan. 27: There shall never be a cloud between us for a *day*; no, sir, not for an *hour*.
Tauchn. Mag. 20, 18: I cannot wait, —, not a *minute*, not a minute.
Alcott, L. Men 72: I cannot wait one single minute more.
Pickw. II 12: Mr. P. paused not an *instant*, until he was snug in bed.
Massey, Struggle 8: not a *second* was to be lost.
Rich. III 1, 3, 60: (He) Cannot be quiet scarce a *breathing-while*, But you must trouble him.

8. Raum.

Bunyan 123: Let me go with you. — Not a *step* farther.
Kingsl., Wat. Bab. 317: You will not see a step before you.
" " " 381: he had not — moved a single step.
Shirley 2, 29: Not one step shall you stir. Etc.
1 Henry IV 2, 4, 388: afoot he will not budge a *foot*.
1 Henry VI 1, 3, 38: I will not budge a foot.
Marsh., Alma 67: one can't see an *inch* before one.
Fate of Fen. 19: George never budged an inch.
Burnett, Lass 198: She did not stir an inch. Etc.
Alcott, L. Men 316: he wouldn't go, not a *peg*.
Twain, Tramp II 113: We hadn't budged a peg. Etc.
Tauchn. Mag. 16, 31: they ain't moved a *point*.
Warren, T. Thous. 3, 134: I will not vary from them a *hair's breadth*.
Vgl. M. Chuz. 225: particular to the very minutest hair's breadth of a shade.

9. Personen.

a) Im allgemeinen:

Lothair II 130: not a *human being* must approach him.
Ouida, Two Off. 226: She saw not a *soul* on the road. Etc.
James, Portrait I 193: there was not a *creature* in town.

b) Wert:

Ouida, Two Off. 278: she isn't worth the *rags* that cover her.
Jerome, Diary 125: no one — who was worth his *salt* as a felon.
Dickens, H. T. 147: He is not worth his salt.
Newcomes II 176: not worth the *powder* which (we) burned for her.
Lee, B. Godfr. I 66: he did not think her worth the *shoe-leather* she trod on.

10. Schlafen.

Warren, T. Th. II 77: slept scarce a *wink* all night long.
Ross, Pr. Wid. 133: but never slept a wink.
Alcott, Jo's Boys 158: Josie never slept a wink.

11. Bewegen.

Warren, T. Th. III 134: (he) moved not a *muscle*.
Fate of Fen. 57: not stirring a muscle.
M. Chuz. 248: didn't move a *finger*.
Kingsl., Wat. Bab. 314: without stirring a finger.

12. Verletzen, Untergehen u. ä.

Warren, T. Th. III 138: I will not hurt a *hair* of your head.
Tempest I 2, 217: Not a hair perished.
Luke 21, 18: And not a hair of your head shall perish.
1 Henry IV 3, 3, 66: the tithe of a hair was never lost in my house.

13. Sagen, Verstehen, Glauben u. ä.

Ross, Pr. Wid. 140: She did not say a *word*.
Gask., Cranf. 25: I could not understand a word.
School f. Scand. 252: You must have heard of his accident? — Not a word.
Ruff., Vinc. I 286: Do you know anything of English? — Not a word. Etc.
Bunyan 191: the man answered never a word.
Black, Madcap 378: he will not say a single word.
Burnett, L. Lord 89: the mother hasn't told him? — Not one word.
Fate of Fen. 98: she said not one single word — not one.
Warren, T. Th. III, 297: have you ever made any such statement? — Not a *syllable* — never a *breath* of the sort in all my life.
Tauchn. Mag. 12, 39: Not a syllable, he averred, would he breathe upon the subject.
M. Chuz. 207: Nor did he receive his companion's announcement with one solitary syllable. Etc.

14. Verraten.

Alcott, Jo's Boys 351: (let the secret be ours. —) I swear, I will! not a *word* nor a *look*, if I can help it.
Celia's Arb. II 38: Not a word, not a look, —, to let him see what we feel.
Collins, Plot 69: not a *word*, not a *sign*, betrayed her.

15. Ruhe, Unbeweglichkeit.

Fate of Fen. 220: Not a *sign* of life appeared.
Newcomes 3, 132: not one sign of good-humour — made its apparition on Clive's — face.
Jerome, Three Men 153: not a *sound* was heard.
Dombey 431a: there was not a sound in all the house.
Collins, Plot 147: Not a sound broke the — stillness.
Lalla Rookh 3, 282: there's not a *breeze* in motion ... Nor *leaf* is stirr'd nor wave is driven.
Fraser, Leila 1: scarce a leaf was stirring.

Kingsley, Wat. Bab. 125: There was not a *whisper of wind*, nor a *chirp of a bird* to be beard.
Black, Madcap 187: There was not a cloud in the — heavens, nor a *murmur* from the — sea.
(Vgl. mit dieser Stelle auch: Black, Madcap 66: where there was not even a white flake of *cloud*.)

16. Kaufen u. ä.

Twain, Yankee II 224: he — picked up nearly all of it, for a *song*.
Pendennis I 160: bought the — business for a song.
„ II 247: to be bought for an old song.

17. for the world u. ä.

Bulwer, N. a. M. 66: he would not have vexed his mother for the world.
Pendennis II 107: Do you think I would hurt you? Not for all the world.
Othello IV 3, 78 f.: Beshrew me, if I would do such a wrong For the whole world.
Virginians I 209: Shall F. and I come with you? — Not for worlds. Etc.

18. Einzelheiten.

Ewing, Jackan. 27: There shall never be a *cloud* between us.
Massey, Struggle 30: Not one *shadow* dims the remembrance of those — years.
Alcott, L. Men 70: Let me feel just once. — Not a *feel*.
Gold. Butterfly 20: while his brothers never did a *stroke*.
Black, Madcap 160: they have not a *thought* about money.
„ „ 276: Will you do all the praising yourself? — Not a *line* of it.

Von den im vorigen aufgezählten Ausdrücken:

atom, bender, bit, breath, breathing-while, breeze, bunch of grapes, button, cent, chip, chirp of a bird, cloud, creature, curse, damn, day, day's purchase, denier, dirt, doit, drop, end of this cigar, farthing, feather, feel, fig, finger, foot, fragment, ghost, gooseberry, grain, groat, hair, hair's breadth, halfpenny, hang, hour, hour's purchase, human being, inch, instant, iota, jot, jot or tittle, leaf, line, look, minute, mite, morsel, murmur, muscle, nickel, noble, particle, peg, penny, pin, pinch of snuff, plug, point, potato, powder, purchase of a moment's anxiety, quid of tobacco, rags, rap, rush, salt, scrap, second, shadow, shoeleather, shucks, sign, sixpence, snap, song, soul, sound, speck, step, stiver, straw, stroke, syllable, tester, that, thing, thought, thread, three ha'pence, tittle, tobacco-stopper, toothpick, toss,

twopence, twopence-'a'p'ny, whisper of wind, whit, wink, word, world

belegt Hein in der me. Poesie:

bit, botoun, chippe, drit, drop, ferthing, fether, fig, foot, greyn, grote, halfpeny, here (auch: the brede of an hare), inche, iote, lefe, mite, morsel, peny, pinne, point, rusche, strawe (auch: two, three strawes), thing, threed, wiht, wynk.

Mätzner, E. Gr. III[3] 137 f. erwähnt nur Verstärkungen, die oben schon angegeben sind; Koch, Hist. Gr. II[2] 528 hat noch blackberry, das auch Hein belegt, addle egg und broken egg-shell, zu denen man auch Hein vergleichen möge.

Berlin. H. Willert.

Beiträge zur französischen Stilistik und Syntax.

Die folgenden Beiträge zur neufranzösischen Stilistik und Syntax sind auf dem Boden des praktischen Unterrichts erwachsen und haben sich aufgedrängt bei dem Bemühen, die Schüler zu richtigem Übersetzen anzuhalten, d. h. sie anzuleiten, den Sinn einer Stelle genau aufzufassen und auch so genau wie möglich den deutschen Ausdruck zu finden, den ein deutscher Schriftsteller gebrauchen würde, wenn er denselben Gedanken aussprechen wollte. Sie sind also im wesentlichen als eine Ergänzung anzusehen zu Münchs bekanntem Aufsatze: Zur Kunst des Übersetzens aus dem Französischen. Vermischte Aufsätze[2], 167 ff.

I.

Gar nicht selten ist im Deutschen eine besondere Art von Satzverbindung, in der einem Seienden, einem Subjekte, drei verschiedene Thätigkeiten, Prädikate, beigelegt sind. Es sind dies die bekannten Sätze mit dreigliedrigem Prädikate, die man früher zu den zusammengezogenen zu rechnen pflegte. Die fast regelmäfsige Form solcher Sätze im Deutschen ist folgende: *Er ritt vor die Front der Soldaten, zeigte ihnen die Pyramiden und rief aus* (: Denket daran, dafs von den Pyramiden herab 40 Jahrhunderte auf euch schauen); oder: *sie plünderten die Dörfer, stiegen wieder auf ihre Pferde und schleppten die Beute in die weite Wüste hinein.*

Welches ist nun die normale Form solcher Sätze im Französischen? Die folgende:

il se mit à galoper devant les rangs des soldats, et leur montrant les pyramides, il s'écria: Songez etc. (Thiers, Ägypt. Expedition, Weid-

mannsche Sammlung, 4. Aufl., S. 54); oder: *ils pillaient les villages, et remontant sur leurs chevaux, emportaient leur butin dans le fond du désert,* eb. 40.

Während also das Prädikat im Deutschen drei Glieder enthält, die gleichförmig nebengeordnet sind, wobei dann das dritte Glied mit 'und' an die beiden vorhergehenden gefügt ist, ist das Prädikat im Französischen nicht mehr dreigliedrig, sondern nur noch doppelgliedrig. Das mittlere Glied nämlich ist in Gestalt eines appositiven Partizipiums eine bloſse Satzbestimmung geworden. Diese Satzbestimmung lehnt sich nun nicht an das erste Glied, sondern regelmäſsig an das dritte, dessen Inhalt sie ja oft erst ermöglicht, und so kommt es, daſs das *et* immer gleich nach dem ersten Gliede steht. Als weitere französische Sätze dieser Bauart führe ich noch an: *Il apprit que les Anglais avaient paru l'avant-veille, et, les jugeant dans les parages voisins, il voulut tenter le débarquement à l'instant même,* Thiers, eb. 32; *Ils conservèrent leur sang-froid accoutumé, et, les recevant à bout portant par un feu terrible, ils en abattirent à chaque charge un nombre considérable,* eb. 83; *Ils achètent une carte, et s'armant de longues épingles qui marquent la position des armées belligérantes, ils les font voler sur le papier,* Sarcey, Siège de Paris; *l'autre [parti] voulait rétablir dans les charges de ses ancêtres le jeune prince d'Orange, et, tirant profit du danger présent, le fit nommer capitaine général à l'âge de 22 ans,* Duruy, Siècle de Louis XIV; *Alors les Hollandais reprirent courage, et, réunissant toutes les forces de l'Etat entre les mains d'un seul homme, élevèrent au stathoudérat Guillaume d'Orange,* eb.; *Remy s'approcha avec précaution de la porte ..., et, appuyant son œil aux fentes ..., il aperçut distinctement tous les personnages de la scène,* Souvestre, Chevrier de Lorraine; *I pinsuti! dit-il, et, sautant sur son fusil, il s'élança dehors comme un chat,* Daudet, le Bandit Quastana; *M. Goulden s'arrêtait tout à coup dans son travail, et regardant un instant les vitres blanches, il s'écriait:,* Erckm.-Chatr., Hist. d'un Conscrit; *Le maréchal des logis mit pied à terre, et, entrant sous le hangar, il dit:,* eb. Wenn, wie in den beiden letzten Sätzen, das letzte Prädikat ein Ausdruck wie *il dit, il s'écria* ist, was besonders häufig ist, so wird es nach bekanntem französischem Sprachgebrauch meistens in die folgende direkte Rede eingeschaltet, also: *La vieille portait un cuveau de bois, et le posant à terre près de ma chaise: Prenez un bain de pieds, me dit-elle,* eb.;

Le docteur s'arrêta, et me montrant une de ces grandes maisons de coin: voyez-vous, me dit-il, ..., Daudet, le Siège de Berlin, u. s. f. Für die Übersetzung ist nun also streng darauf zu sehen, daſs der deutsche Satz lautet: der Doktor stand still, zeigte auf eins der groſsen Eckhäuser und sagte ...

E. Franke in seiner französischen Stilistik erwähnt diese Art von Satzverbindung überhaupt nicht. Auch Ulbrich führt sie in seinem Abriſs der Stilistik, der den Anhang zu seiner Schulgrammatik bildet, nicht an. Daſs sie in Grammatiken übergangen wird, ist weniger wunderbar, da es sich hierbei nicht sowohl um eine syntaktische als vielmehr um eine stilistische Erscheinung handelt, wenn man sich das Verhältnis von Syntax und Stilistik so denkt, wie Ries in seinem Buche 'Was ist Syntax?' S. 121 ff. lehrt. Doch findet sich bei Lücking unter vielen syntaktisch, nicht stilistisch gleichartigen Beispielen ein hierher gehöriger Satz in Franz. Gramm.[2] § 234[2b], einem Paragraphen, der von den Fällen handelt, wo sich ein Partiz. appositiv auf ein Substantiv im Sinne eines Konjunktionalsatzes bezieht. Das Beispiel lautet: *Clovis posa la couronne sur sa tête, et, étant monté à cheval, il jeta de l'or et de l'argent au peuple,* deutsch also: Chlodwig setzte ..., stieg zu Pferde und warf .... In einer Stilistik aber verdienen solche Sätze durchaus einen Platz, denn sie gehören zu den typischen Satzformen des Französischen. Um einen Begriff von ihrer gelegentlichen Häufigkeit zu geben, möchte ich noch die hierher gehörigen Sätze aufführen, die sich in Le Tour de la France von Bruno auf sechs Seiten (S. 21—28) in der kleinen Ausgabe von Velhagen und Klasing finden: *Un nuage s'était formé au sommet de la montagne, et grossissant peu à peu, il l'avait enveloppée tout entière; Julien, ..., prit la bougie d'une main, et, la protégeant de l'autre contre le vent, il avança; il prit le papier, ..., et, suivant du regard la ligne qui devait lui indiquer le chemin, il se demanda: ...; Il tressaillit, et, secouant par un dernier effort le sommeil qui l'envahissait, il ouvrit les yeux tout grands; Julien se mit à sourire naïvement, et, frappant ses petites mains l'une contre l'autre, il sauta de plaisir.*

Ich habe die eben besprochene und belegte Form von Sätzen eine typische genannt; denn sie ist es, die zu einem groſsen Prozentsatz den deutschen einfachen Satz mit dreigliedrigem Prädikate vertritt. Sie ist aber keineswegs die ausschlieſsliche Vertreterin solcher Sätze. Wir können noch drei andere Formen unterscheiden.

1) Zunächst findet sich nicht gerade selten der mit dem Deutschen übereinstimmende Satzbau; z. B.: *Les colonnes d'attaque abordèrent vivement Embabeh, s'en emparèrent, et jetèrent dans le Nil la multitude des fellahs et des janissaires,* Thiers, eb. 56; *il* (*Urbain*) *reçut Pierre comme un prophète, applaudit à son zèle et le chargea d'annoncer la prochaine délivrance de Jérusalem,* Michaud, Ière Crois.; (mit *dire* im dritten Gliede:) *Louis s'enhardit, se rapproche doucement et oh! dit-il,* Bruno, Enfants de Marcel; (im Nebensatze:) *pendant que la tante sautait, tournait autour de nous et criait: vive le roi!* Erckm.-Chatr., Waterloo, u. s. f.

2) Zuweilen wird aber auch das dritte Glied partizipiale Satzbestimmung oder etwas dem Ähnliches; z. B.: *A ces mots, Pierre et Siméon ouvrirent leurs âmes à l'espérance et s'embrassèrent en versant des larmes de joie*; (mit dire im dritten Gliede:) *Il prenait des airs fâchés et me regardait avec ses grands yeux gris en disant:,* Erckm.-Chatr., Hist. d'un Conscr., u. s. f.

3) Die drei prädikativen Satzglieder werden asyndetisch aneinander gefügt. Wie es beim doppelgliedrigen Prädikate asyndetisch heifst: *Tous alors voulurent savoir, poussèrent jusqu'à l'habitation,* Zola, Débâcle, oder: *Des mots d'esprit sortirent de ce cercle, coururent la ville,* Guy de Maup., Notre Cœur, oder: *Ses cheveux, qu'il portait longs, frôlaient le col de son habit, se mêlaient à sa barbe,* Flaubert, Mme Bovary, so heifst es nun auch bei dreigliedrigem Prädikate: *Charles ne trouva personne en bas, il monta au premier, vit sa robe encore accrochée au pied de l'alcôve,* eb.; *L'ermite Pierre traversa l'Italie, passa les Alpes, parcourut la France et la plus grande partie de l'Europe,* Michaud, Ière Crois.; *Lapoulle se souleva, parut comprendre, hurla un Présent! d'une telle voix de sauvage, que ...,* Zola, la Débâcle, u. s. f.

Ich will noch bemerken, dafs mir die asyndetische Anordnung mehrgliedriger Prädikate besonders in affektvoller, vorwärts drängender Darstellung aufgefallen ist, und hier vor allem wieder bei Stilkünstlern wie Flaubert, Maupassant und Zola.

Wie ist nun die Sachlage bei mehr als dreigliedrigem Prädikate? In diesem Falle scheint die Unterordnung des einen Gliedes unter ein anderes, etwa des dritten unter das vierte, seltener, vielmehr die deutsche Art der Nebenordnung der Glieder die gewöhnliche zu sein. Ich begnüge mich, folgende Beispiele aufzuführen: *Ceux-ci*

triomphèrent de leurs ennemis, s'emparèrent de la Mecque, détruisirent les idoles de la Cabale et consacrèrent à Allah un temple purifié, Duruy, Mahomet; *Pierre quitte la Palestine, traverse les mers, débarque sur les côtes d'Italie et va se jeter aux pieds du pape,* Michaud, Ière Crois.; *Il arrêta son cheval, ôta son képi doré, l'agita joyeusement et s'écria:,* Coppée, la Vieille Tunique, u. s. f. Wenn aber eins der vier Glieder partizipiale Bestimmung wird, so scheint es beliebig zu sein, welches; wenigstens habe ich ein Gesetz oder eine typische Form bisher nicht entdecken können. Man vergleiche folgende Beispiele: *Alors Bertrand, courant vers lui, abaissa sa lance, mit un genou en terre, et le pria de lui accorder sa bénidiction,* Lamé-Fleury, Histoire de France (B. du Guesclin), und *Plusieurs bataillons arrivent au pas de course, pénètrent sur la place, et se formant en carré, contraignent la foule à reculer,* Sarcey, Siège de Paris. Und nun zum Schlusse ein Satz dieser Art mit fünfgliedrigem Prädikate: *Il alla sur la grande route, fit une demi-lieue, ne rencontra personne, attendit encore et s'en revint,* Flaubert, Mme Bov. 349.

II.

In Sätzen wie 'er mag, kann geschrieben haben', 'er mufs geschrieben haben', 'er mochte, konnte geschrieben haben', 'er mufste geschrieben haben' steht bekanntlich im Französischen häufig statt des deutschen Infinitivus Perfekti der Inf. Praesentis; dafür stehen dann aber *pouvoir* und *devoir* im Perfektum statt im Präsens, oder im Plusquamperfektum statt im Imperfektum: die angeführten Sätze heifsen also im Französischen: *il a pu écrire, il a dû écrire*; *il avait pu écrire, il avait dû écrire.* Es ist die Erscheinung, welche Tobler ausführlich Vermischte Beiträge, 2. Reihe, S. 32 ff. bespricht. Um nur einige Beispiele zu denen Toblers nachzutragen, heifst es Zola, la Débâcle, auf ein und derselben Seite (120): *Qu'ont-ils pu se dire, cet empereur et ce maréchal* 'was mögen sie sich gesagt haben' und *qu'avaient-ils pu se dire* 'was mochten sie sich gesagt haben'; und in der Romania XIX sagt G. Paris kurz hintereinander (S. 120 und 122): *Reste donc breuille qui a pu être influencé par brouailles* 'mag beeinflufst worden sein' und *le suffixe grec iste, pour devenir istre dans salmistre, a dû être influencé par des mots grecs comme apostre* 'es mufs beeinflufst worden sein'.

Es ist natürlich nötig, um dies vorweg zu nehmen, die Schüler

an die Verschiedenheit der Ausdrucksweise in den beiden Sprachen zu gewöhnen. Erst dann übersetzen sie Stellen wie *Et quoi qu'ait pu commettre un cœur si magnanime,* Corn., Cid v. 1412, richtig mit 'und was ein so hochgemuter Held begangen haben mag', oder *Junie a pu le plaindre et partager ses peines,* Rac., Brit v. 447 mit 'J. mag ihn beklagt und Anteil an seinem Leiden genommen haben'. Man wird sich nicht versagen, Schüler, die Englisch treiben, dabei zu verweisen auf die bekannte englische Ausdrucksweise: *the prisoner might have escaped* 'hätte entwischen können'.

Es ist merkwürdig, daſs die Grammatiken und die Herausgeber von Einzelwerken diese wichtige Erscheinung gar nicht berühren. Fritsche allerdings hat in seiner Ausgabe der Femmes Savantes wohl auch diese Erscheinung mit im Auge gehabt, wenn er in der Anm. zu V. 356 sagt, *pouvoir* komme so häufig in Verbindungen vor, wo es nicht mit 'können' übersetzt werden kann, daſs es sich lohnen würde, über seine Bedeutung eine besondere Erörterung anzustellen. Hier (V. 356) heiſse es 'mögen'. Ich möchte übrigens im Anschluſs hieran bemerken, daſs nach meinen Wahrnehmungen gerade in den Fällen, in denen *pouvoir* durch 'mögen' wiedergegeben werden muſs, in Sätzen also wie 'er mag gewesen sein, er mochte gewesen sein', im Französischen fast immer *il a pu, il avait pu* mit dem Inf. Praesentis steht, während Tobler a. a. O. S. 37 in Bezug auf *pouvoir* meint, daſs die zunächst einzig richtige Ausdrucksweise, d. h. die dem Deutschen entsprechende, nichts weniger als selten sei.

Es ergiebt sich aus dem Vorhergehenden, daſs *elle a dû se réfugier* heiſsen kann: 'sie hat sich flüchten müssen' und 'sie muſs sich geflüchtet haben'. Diese Doppeldeutigkeit ist auffällig, denn die logische Analyse ergiebt einen groſsen Unterschied zwischen den beiden Ausdrucksweisen. Ich möchte diesen Unterschied, nur in Worten anders als Tobler, so ausdrücken: In 'er hat flüchten können' oder 'er hat flüchten müssen' wird zweierlei ausgesagt: zunächst daſs das Flüchten möglich oder notwendig gewesen ist; vor allem aber, daſs das Flüchten wirklich vor sich gegangen ist. Die Möglichkeit oder Notwendigkeit erstreckt sich also auf das Subjekt des Satzes selbst: für 'ihn' war es möglich oder notwendig zu flüchten. In 'er kann, mag geflüchtet sein' oder 'er muſs geflüchtet sein' aber liegt gar nicht ausgedrückt, daſs das Flüchten wirklich vor sich gegangen ist, und die Möglichkeit oder Notwendigkeit hat es gar nicht

mit dem Subjekt des Satzes zu schaffen. Sie erstreckt sich vielmehr auf den, der den Satz ausspricht, und der Ausdruck besagt: es ist für mich, den Redenden, möglich oder notwendig anzunehmen, daſs der Betreffende, von dem die Rede ist, geflohen ist.

Als ich dieser Erscheinung zuerst nachging, war ich geneigt, anzunehmen, die Vermischung der beiden Konstruktionen im Französischen müsse sich erklären lassen aus der inneren, logischen Bedeutung der Ausdrücke selbst. Der Hauptunterschied zwischen den beiden Ausdrucksweisen ist, daſs in der einen das Thun oder Geschehen als wirklich, in der anderen als nicht ohne weiteres wirklich aufgefaſst wird. Eine Ähnlichkeit und damit die Möglichkeit der Vermischung wird dann hergestellt, wenn auch im zweiten Ausdruck die Wirklichkeit des Thuns und Geschehens mehr hervortritt. Nun ist in 'er mufs geweint haben' (2. Konstr.) die Wirklichkeit des Weinens schon ziemlich nahe gerückt, und hat er erst einmal geweint, nun, dann hat er ja auch wohl weinen müssen (1. Konstr.). In 'er mag geweint haben' tritt ja die Wirklichkeit des Weinens sehr zurück; sie tritt aber schon deutlich hervor, wenn ich in anderem Zusammenhange sage: er mag geweint haben. Dann ist kein Zweifel mehr darüber, daſs wirklich geweint worden ist, sondern nur darüber, wer geweint hat. Oder wenn ich sage: er mag geweint haben aus den und den Gründen. Dann ist die Wirklichkeit des Weinens wieder nicht in Zweifel gezogen, auch nicht, daſs er geweint hat, sondern ein Zweifel besteht nur noch in Bezug auf die Gründe des Weinens.[1] Ich bin aber von dem Versuch einer derartigen Erklärung der Vermischung zurückgekommen, sobald ich Toblers einfache und natürliche Erklärung derselben kennen gelernt hatte. Er sagt a. a. O. 37: 'Die Verbindung zwischen *devoir* und *pouvoir* und dem zugehörigen Infinitiv ist eben eine so enge, daſs das sprechende Volk nicht deutlich mehr unterscheidet, welchem der beiden Elemente die besondere Form zu geben ist, die dem abgeschlossenen Thun und Sein entspricht, und daſs es am Vb. fin. thut, was es am Infinitiv zu vollziehen hätte.' Über jeden Zweifel erhoben würde diese Erklärung, wenn sich auch bei anderen Verben, die häufig mit dem In-

---

[1] Die Identität der beiden Ausdrucksweisen sucht in anderer Weise darzuthun Schuchardt im Literaturblatt für germ. und rom. Phil., 1891, Sp. 126.

finitiv verbunden werden, eine ähnliche Verschiebung der Zeiten wahrnehmen liefse. Das aber ist der Fall. Ich möchte hier als besonders einleuchtend ein Beispiel aus Boissier, Cicéron et ses Amis,[1] anführen. Dort heifst es S. 162: *Cicéron et Brutus, malgré l'ardeur de leurs convictions, ne lui en ont jamais voulu de sa conduite, et ils ont paru approuver qu'il ne se mêlât pas des affaires publiques.* Der Zusammenhang fordert durchaus die Übersetzung: 'sie scheinen gebilligt zu haben, dafs Attikus sich nicht u. s. f.'.

Ich möchte nun noch auf einen besonderen Fall der in Frage stehenden Ausdrucksweise hinweisen. Der formelle Abstand zwischen dem französischen *elle a dû pleurer beaucoup* und dem deutschen 'sie mufs viel geweint haben' ist gewifs nicht gering. Er wird aber noch gröfser und für Schüler recht schwierig zu erfassen, wenn nun statt der Perfekta *a pu, a dû* aus Gründen des französischen Sprachgebrauchs das Imperfektum eintritt, so dafs dann *il devait être* heifst, nicht wörtlich: 'er mufste sein', sondern: 'er mufs gewesen sein'. Ich habe mir einige solcher Beispiele aus Boissier, Cicéron et s. A., angemerkt: *Ces nouvelles devaient faire l'objet ordinaire de ses entretiens avec ses amis* (ses = César) S. 265. Deutsch kann die Stelle nur heifsen: 'diese Nachrichten müssen den gewöhnlichen Gegenstand seiner Unterhaltungen mit seinen Freunden ausgemacht haben', und *devaient* steht für *ont dû,* um auszudrücken, dafs es gewohnheitsmäfsig so war. In der Einleitung zu Brutus (eb. S. 321) heifst es: *Le recueil des lettres qu'ils s'écrivirent dans cet intervalle devait être volumineux, puisqu'un grammairien en cite le neuvième livre*: 'die Sammlung der Briefe mufs umfangreich gewesen sein'. Und ein Beispiel mit *pouvoir* findet sich eb. S. 164: *plus on y songe, et moins on imagine les raisons qu'il pouvait leur donner pour justifier sa conduite*: 'Je mehr man darüber nachdenkt, je weniger kann man sich denken, welche Gründe er ihnen angegeben haben mag, um sein Verhalten zu rechtfertigen'.

III.

Den letzten Satz möchte ich nun gleich für die Erörterung einer dritten, ganz andersartigen Frage nutzbar machen. Es hiefs bei Boiss.: *moins on imagine les raisons qu'il pouvait leur donner,*

---

[1] Paris, Hachette, 9. Aufl., 1892.

und ich habe übersetzt: 'desto weniger kann man sich denken, welche Gründe er ihnen angegeben haben mag'. Im deutschen Satze ist demnach von einem Vb. cogitandi ein indirekter Fragesatz mit 'welcher' als Fragewort abhängig, und dieser indirekte Fragesatz bildet das Objekt zu dem Vb. cogit. Solches Satzgefüge ist ja sehr häufig. Ich habe nun die Beobachtung gemacht, dafs der Franzose so gebaute Sätze gern in anderer Form ausspricht. Er stellt das zum Fragewort 'welcher, wieviel' gehörige Substantiv heraus und macht es zum Objekt des Vb. sentiendi, dicendi oder cogitandi. Da nunmehr dieses schon ein Objekt hat, kann natürlich der folgende Satz nicht Objektssatz und überhaupt nicht Fragesatz bleiben, sondern er wird Relativsatz zu dem herausgestellten Objekt. Achtet man erst einmal auf diese Erscheinung, so fällt sie einem auf Schritt und Tritt auf. Ich führe folgende Beispiele an: *On saura les chemins par où je l'ai conduit* ('auf welchen Wegen'), Rac., Brit. V. 850; *tu sais l'amour que Cléonte a pour elle* ('welche Liebe'), Mol., Le Bourgeois Gent. III, 7; *Si vous saviez le mal que vous me faites* ('welchen Schmerz'), Sandeau, Mlle de la S. I, 4; *avez-vous donc oublié les engagements qui la lient* ('welche Verpflichtungen'), eb. III, 10; *il voit l'état dans lequel est madame* ('in welchem Zustande'), Leclerq, le Voyage Sc. 3; *c'est à moi de voir le parti que j'ai à prendre* ('welchen Entschlufs'), eb. Sc. 4; *Le consul français au Caire avait adressé des mémoires au gouvernement, pour faire sentir les avantages qu'on tirerait de la vengeance exercée contre eux* ('welche Vorteile'), Thiers, Bon. en Eg.; *On ne voyait que l'abandon où il laissait la malheureuse armée,* eb.; *C'est à l'histoire de montrer le prix dont la France a payé l'œuvre impossible de son roi* ('mit welchem Preise'), Duruy, Hist. de L. XIV; *en apprenant la façon dont on l'avait traitée* (auf welche Weise), Boissier, Cic. et s. A.; *Le premier de tous les Romains, il osa ouvertement déclarer le goût qu'il avait pour les lettres,* eb.; *comme il voyait le succès qu'obtenaient partout les combats des gladiateurs* ('welchen Erfolg'), eb.; *on sait le talent qu'il avait pour ce métier* ('welches Talent'), eb.; *Cette complaisance de la part de Brutus et de Cicéron est d'autant plus surprenante qu'ils n'ignoraient pas le mal qu'un exemple pareil pouvait faire à la cause qu'ils défendaient* ('welchen Schaden'), eb.; *Chacun se figurait le butin que nous allions avoir* ('welche Beute'), Erckm.-Ch., H. d'un Consc.; *Qu'on*

s'imagine les heures de nuit qu'il me fallut passer pour avoir la montre ('wieviel Nachtstunden'), eb.; *Hé, s'écria la tante, savez-vous l'heure qu'il est?* ('wieviel Uhr'), Erckm.-Ch., Waterloo; *Le général Gérard … passa lentement sur le front de nos bataillons, en nous inspectant d'un air pensif, comme pour voir la mine que nous avions,* eb.; *Messire de Flavi ignore la route qu'ils ont suivie* ('welchen Weg'), Souvestre, Chevr. de Lorr.; *je ne sais le temps qui se passa ainsi* ('wie viel Zeit'), Bruno, Enf. de Marcel; *chacun sait le cas qu'il faut faire des lettres anonymes* ('welchen Wert'), eb.; *il se rappelait le grand élan qui l'avait soulevé lorsque cette pensée d'être soldat lui était venue* ('welche Begeisterung'), Zola, la Débâcle, u. s. f.

Natürlich ist die dem Deutschen entsprechende Konstruktion mit dem indirekten Fragesatze nicht selten. Ich führe einige Beispiele von denselben Schriftstellern an und auch möglichst mit denselben Vbb. dic. und cogit. (wie *imaginer, ignorer*), die in der anderen Konstruktion vorkommen: *Rappelons-nous, en quel temps il vivait,* Boiss., Cic. et s. A.; *il nous serait facile de montrer quelle domination exerçait souvent l'esclave dans les familles anciennes,* eb.; *on peut s'imaginer quels trous ils faisaient,* E.-Ch., H. d'un Conscr.; *on peut se figurer avec quel courage je travaillais à l'arsenal,* E.-Ch., Waterloo; *Personne n'ignorait avec quelle âpreté l'impératrice-régente et le conseil des ministres poussaient à la marche en avant,* Zola, la Débâcle 116; *J'ignore quel conseil prépara ma disgrâce,* Rac., Brit. V. 104; *J'ignore quel projet, Burrhus, vous méditez,* eb. V. 1094. In Dichtungen sind die Sätze mit *quel* überhaupt die häufigeren.

Ich habe aber auch einige Sätze gefunden, in denen beide Konstruktionen nebeneinander vorkommen. So heißt es Boissier, Cic. et s. A. S. 141: *on devine quel profond observateur ce devait être, et le talent qu'il avait pour saisir le faible des gens et d'en profiter* (nicht: *quel talent*), und Flaubert, Mme Bov. 310: *M. Homais racontait en quelle décadence elle était autrefois et le point de perfection où il l'avait montée.*

Für die weitere Erklärung der französischen Ausdrucksweise werden wir gut thun, uns an den Vorantritt des Subjektes im französischen direkten Fragesatz zu erinnern. Diez hatte Gramm. III[3], 466 gemeint, man greife zu solcher Wortstellung, um den Gegen-

stand, von dem die Rede ist, hervortreten zu lassen. Genauer und richtiger erklärt Tobler die Bedeutung der absoluten Vorausnahme des Subjektes Verm. Beitr. I, 55 dahin, dafs solche Gestaltung des Gedankens in glücklichster Weise den Umfang des Fraglichen abgrenze gegen das, worüber zwischen dem Redenden und dem Angeredeten Gemeinsamkeit des Wissens bestehe. Das materiell Vorausgestellte sei das dem Gedanken nach als Grundlage, auf welcher die Frage sich erhebt, Vorausgesetzte, und erst mit dem Frageworte oder, wo dieses fehlt, mit dem Verbum beginne die Frage selbst. Zu vergleichen ist hierzu noch das, was A. Schulze in seinem Buche 'Die Wortstellung im altfranzösischen direkten Fragesatze' S. 192 Text und Anm. sagt.

In unserem Falle liegen die Verhältnisse ja wesentlich anders; wir haben es mit einem indirekten Fragesatze zu thun, und ein solcher liegt auch nur im Deutschen vor, während der Franzose den Gedanken eben anders gestaltet. Aber wenn der Franzose, im Vergleich mit der deutschen Ausdrucksweise, das Substantivum als Objekt in solcher Weise voranstellt und vorausnimmt, dann tritt doch auch der Gegenstand, um den es sich handelt, mehr hervor, um mit Diez zu reden; oder, um mit Tobler und Schulze zu reden, dann wird doch auch in glücklicher Weise der Umfang und das Gebiet des Gegenstandes, um den es sich handelt, abgegrenzt, so dafs ein Zweifel darüber, womit die durch das Vb. cogit. ausgedrückte geistige Thätigkeit es zu thun hat, weniger leicht aufkommen kann. Es wäre also auch diese Ausdrucksweise aus dem Streben der französischen Sprache nach möglichster Klarheit zu erklären. Ich stehe allerdings mit dieser Erklärung in direktem Gegensatze zu Nägelsbach, dem Verfasser der grofsen lateinischen Stilistik. Noch viel mehr als im Deutschen ist der indirekte Fragesatz abhängig von Vb. dic. u. cogit. im Lateinischen gebräuchlich. Bei Berger-Müller, Stilistische Übungen der lateinischen Sprache[8], findet sich darüber S. 6 Anm. folgende Regel:[1] Objekte der Vb. sent. u. dic., zu denen im Deutschen noch ein Objektssatz gehört, werden von ihren Verben abgelöst und dann in den als abhängigen Fragesatz zu gestaltenden Nebensatz gezogen. Also: 'ich kenne den Weg, der zur Glückseligkeit führt' heifst nicht: novi viam qua ... pervenitur, sondern: novi

[1] Die Darstellung geht vom umgekehrten Standpunkt aus.

qua via ad felicitatem perveniatur. Und Nägelsbach sagt dazu a. a. O.[8] § 38, 4 (S. 171): 'Da die Fragestellung ein sehr geeignetes Mittel ist, auf eine bestimmte Art des Objektes hinzuweisen, so bedient sich der nach Klarheit und Bestimmtheit strebende Lateiner oft des indirekten Fragesatzes' u. s. f. Ich meine dem gegenüber, daſs das Lateinische es weder im allgemeinen in Bezug auf Wortstellung und Satzbau zu besonderer Klarheit und Bestimmtheit gebracht hat, sicherlich nicht im Vergleich mit dem Französischen; daſs aber bei der eben besprochenen Erscheinung im besonderen der im Französischen beliebten Ausdrucksweise die Palme gebührt.

Friedenau b. Berlin. Emil Mackel.

Le courtisan dans la littérature française
et ses rapports avec l'œuvre du Castiglione.

III.
(Schlufs.)

Un vieux courtisan, ayant occupé des charges très importantes, le sieur de Bourdonné parisien, gouverneur de la Bessée, expose, à son tour, les *Pensées d'un gentilhomme,* qui a passé la plus grande partie de sa vie dans la cour et dans la guerre (Paris, 1659). Première condition pour son gentilhomme est celle de la noblesse, qui est un don de Dieu, tandis que le vulgaire croit que c'est le hazard qui est l'origine de la noblesse; qu'il ne faut que mettre une espée à son costé, faire le mauvais dans son village, intimider le paysan et trouver moyen de s'exempter de payer la taille, pour faire que trois générations s'estant escoulées, les descendans de ce roturier passent pour estre bien gentilshommes. La noblesse tire son origine de cette supériorité intellectuelle qui a créé les rois, et il n'y a que la noblesse du sang, qui soit un bien propre et particulier à l'homme, mais c'est tout bonnement ridicule de se vanter de la grandeur de ses ancêtres, lorsqu'on ne sait les imiter, car l'honneur est personnel (ch. 25). Quant à la cour, c'est comme l'assemblage et l'abregé de tout ce qu'il y a de plus esclatant et de plus illustre dans le monde. Les esprits les moins brillans y conçoivent un certain feu, qui consume la rudesse de la naissance. Son air radoucit ce qu'on a contracté de sauvage et de rude en respirant l'air des provinces. La nature y change de nature: on y devient subtil, adroit, poly, spirituel (ch. 26). Malgré ces grands avantages, les courtisans y acquièrent aussi des qualités fort mauvaises, et on ne les voit que trop souvent dissimulez, fourbes, vains et si fort attachez à leurs interests, qu'il n'y a rien qu'ils n'entreprennent pour s'avancer (ibid.). L'auteur combat vivement ces mauvais penchants

et il déclare que ce commerce de fourberie non seulement est honteux, mais il conduit tost ou tard ceux qui l'exercent dans le précipice; au lieu que ceux à qui Dieu fait la grace d'aymer la vertu et de ne rechercher l'autorité, la grandeur et le crédit que par des voyes légitimes, sont heureux, même dans leurs disgraces. On voit que De Bourdonné est un moraliste; il paraît, en outre, fort religieux; car ensuite (ch. 28), il donne à son courtisan des préceptes chrétiens et lui conseille de se préparer à la mort, qui coupe court à toute vanité humaine. Dans le même chapitre, et dans le 19e, il suit ses prédécesseurs, en déclarant que l'amitié est fort nécessaire à la cour et que la profession la plus convenable pour son gentilhomme est celle des armes, mais il ne paraît attacher aucune importance aux qualités de l'esprit ou, au moins, il n'en fait point mention.

François de Caillières ou Callières, maréchal de bataille des armées du Roi, l'auteur des mots à la mode, ouvrage qui n'est pas sans avoir quelque rapport avec les chapitres que le Castiglione a consacrés à la langue (Cort. I, 29. 39), car tous les deux combattent de même toute sorte d'affectation,[1] composa en 1660: *La Fortune des gens de qualité et des gentilshommes particuliers,* enseignant l'art de vivre à la cour suivant les maximes de la politique et de la morale (Je suis l'édition de Paris, 1664). Il dédia son volumineux traité au Duc de Longueville et dès les premières pages, il fait comprendre toute l'importance qu'il attache à ses préceptes. La fortune n'est rien, dit-il, il faut avoir de la prévoyance et du jugement, et la connaissance de ces théories pourra frayer un chemin vers le pouvoir. Les gens de qualité doivent chercher leur fortune à la cour, car le bien et le plaisir sont l'objet de notre felicité, et nous ne saurions les retrouver ailleurs. La pauvreté est au contraire la mère des malheurs les plus épouvantables, et bien que les gens d'église la louent, ils ne manquent pas d'enrichir leurs couvents et leurs maisons. La naissance noble est aussi une sorte de garantie pour ceux qui vivent à la Cour, répète-t-il pour la millième fois, et quand même ils manqueroient d'esprit, leur naissance fait qu'on les respecte et leurs richesses qu'on les suit. Sans titre et sans richesses, à quoi

---

[1] Il composa aussi d'autres livres qui n'ont, excepté ceux que nous allons examiner, aucun rapport direct au sujet qui nous intéresse, mais qui démontrent la connaissance qu'il avait de son temps, et qui ne sont pas dépourvus d'une certaine valeur littéraire.

bon le mérite au Louvre? Tout gentilhomme est tenu de quitter, pour un temps plus ou moins long, la solitude de son château, pour vivre auprès du roi. Deux voyes conduisent à la fortune, ... la guerre (ou) s'attacher à la personne du prince, mais que l'adroit courtisan remarque que bien souvent les rois préfèrent ceux qui les amusent, à ceux qui les servent fidèlement, et qu'il sache se régler là-dessus. Nous en avons veu s'élèver à la dignité de Connestable pour avoir dressé des pies à voler des moineaux; d'autres devenir ducs et pairs au sortir de page; et dans un temps plus éloigné, ceux qui ménageoient adroitement la conqueste d'un pucelage, se faisoient souvent grands seigneurs. Enfin la voye la plus courte est d'entrer dans les plaisirs du prince, en devenir le compagnon, mais en gardant toujours une infériorité marquée et se laissant vaincre dans les jeux pour le mettre en belle humeur. Il ne faut pas, non plus, le flatter avec impudence, mais j'approuve fort qu'on luy dise quelque chose d'obligeant, et qu'on le loue de ce qu'il aime le mieux et qu'il pense bien savoir. En rendant visite au Prince, on doit, dit-il avec le Castiglione, se montrer toujours de belle humeur, et il faut essayer de persuader le maître, qu'on ne le courtise pas pour sa puissance, mais pour sa personne. Dans un autre chapitre, il démontre qu'il est dangereux de se mesler des amours de son maistre, car il est bien malaisé de satisfaire l'amant et la maistresse, mais il ne faut pas dédaigner de le servir. Bref, les conseils qu'il donne à son élève avec le plus grand sérieux et avec toute la dignité du maître, ne sont pas loin de rappeler quelquefois et sous un autre point de vue, les bonnes leçons de Macette et de sa lignée.

Lorsqu'une personne arrive à la place si convoitée de favori, elle doit montrer la plus grande prudence, pour ne pas éveiller la jalousie des autres. Quant aux amis, il pense, comme le Bembo, qu'il faut les ménager sans trop se fier à eux. Un favory trouvera rarement un amy assez fidelle et assez affectionné, pour ne prendre pas sa place, s'il pensoit l'en pouvoir chasser, et pour cela que l'on garde ses secrets et que l'on se souvienne de l'aventure de Sixte Quint, qui, ayant tâché de découvrir qui avait médit de lui, trouva écrit sous la statue de Pasquin: *Nol saprai santissimo Padre, quando lo feci era solo.* Enfin si l'on exagère peut-être en considérant son ami présent comme son ennemi futur, toujours est-il que la prudence la plus rigoureuse ne gâte jamais dans ces liaisons. Pour ce qui est des ennemis, il faut que le Courtisan sache, lorsque

le besoin l'exige, donner des preuves de sa valeur, mais en évitant de se montrer fanfaron et bravache. C'est là une recommandation bien connue du Castiglione. Les italiens disent, continue-t-il, que: *Non è fiero nemico chi non sa fingere l'amico* ... et (ils) veulent que si nostre ennemy est dans l'eau jusques à la ceinture, nous aidions à l'en retirer, aussi bien en sortiroit-il sans nous; mais s'il en a jusqu'au menton, ils conseillent de lui peser sur la teste, pour achever de le noyer. Il accepte aussi la maxime de Machiavel (qui) dit que ce qui fait avorter les grands desseins, est qu'il se trouve peu d'hommes tout à fait bons, ny tout à fait méchans, et il va sans dire qu'il les accepte même méchants, pourvu qu'ils réussissent. Il avoue, plus loin, que ses maximes ne sont pas en tout conformes à la vraie morale chrétienne, mais il s'excuse, en prétendant qu'à la Cour il ne suffit pas d'opposer sa propre vertu aux vices d'autrui. Le courtisan rusé doit gagner, par une certaine libéralité, la confiance des gens de basse condition, il pourra par là se former d'honnestes espions, qui le renseigneront sur ce qui se passe chez le roi, pendant son absence. Bonne leçon de probité qu'on peut mettre avec les autres! Les prêtres peuvent, ajoute-t-il, lui devenir dangereux et bien qu'il admette qu'à le bien prendre la devotion n'a rien de contraire à la gentillesse d'un courtisan, il préfère que notre gentilhomme soit plutôt dans les bonnes grâces des dames que dans celles de l'église, et surtout qu'il n'ait pas de scrupules; car un courtisan se rend ridicule, quand il fuit les divertissemens que toute la cour approuve. Dans les habits et dans la vie, il doit garder un juste milieu, et s'il se marie, il doit tirer de là quelque profit pour sa carrière et pour sa fortune. Il peut, pour cela, transiger en plusieurs choses, mais non pas au sujet de la naissance; car un grand seigneur italien (il aime, on le voit, à citer les Italiens, et c'est dommage qu'il ne cite en général que ce qui est conforme à sa nature) et par conséquent pas trop comme il faut, un grand seigneur italien, dit-il, ayant été interrogé pourquoy les Romains, qui avoient autrefois fait trembler tout le monde et dont la valeur n'eust jamais de pareille, estoient devenus si malpropres à la guerre, répondit que c'était parce que les gens de soutane s'étaient chargés de faire faire des enfants. D'ailleurs la soutane a bien ses mérites, et souvent à la Cour elle l'emporte sur l'épée. Dans la seconde partie, il parle, de même que le Castiglione (Cort. IV, 19—24), des formes du gouvernement et il trouve que l'estat monarchique

est le seul souhaitable à la noblesse, en laissant toutefois de côté ces belles considérations de l'auteur italien sur le gouvernement; gouvernement, qui a reçu de nos jours le nom de constitutionnel, mais dont le rêve était déjà ancien, dans l'esprit des théoriciens de la Péninsule. En revenant à la question de la noblesse, qui n'empêche pas (généreuse concession) qu'un homme puisse avoir des mérites sans y appartenir, Callières plaint l'état des cadets, et blâme ce que les autres ont dit touchant la profession de marchand, qui devrait s'interdire aux nobles.[1] L'auteur, en se servant à peu près des mêmes termes qu'emploiera Manzoni, dans ses *Fiancés,* pour se moquer de la fierté du marchand, père de son Christophe, déclare que quand un maquignon me vend un cheval, il n'est pas plus marchand pour me l'avoir vendu, que moy pour l'avoir acheté. C'est là un des cas malheureusement pas trop fréquents, où l'on peut donner raison à notre Callières.

Que l'épée, continue-t-il, ouvre le chemin au cadet auquel la Fortune se montre marâtre, et que le courtisan se fasse précéder d'une bonne renommée, avant de se rendre à la Cour. Ce n'est rien d'avoir du merite, si nous manquons d'adresse pour nous en acquerir la reputation. Les vertus cachées sont des tresors qui n'enrichissent personne. Il faut donc trouver des personnes qui prônent nos mérites, et comme il n'est point d'homme absolument desinteressé, il faut que les gens qui nous aident y trouvent leur profit. Donnant donnant et louant louant, à ce qu'il paraît. Après avoir discuté s'il vaut mieux servir un maistre habile homme qu'un maistre de peu de sens, et avoir conclu en approuvant le premier cas, Callières aborde la question de l'importance des études pour la vie du Courtisan, et il débite à ce propos des idées assez originales. Les sciences sublimes nuisent plus qu'elles ne servent à un gentilhomme qui porte l'épée. Les sciences ont quelque chose de l'hydropisie: elles altèrent ceux qui les aiment, et les enflent quelquefois. Plus on sçait, plus on veut sçavoir, de sorte que ceux qui se vouent à la science en sont absorbés, et leur esprit est tout entier à leurs études, sans pouvoir descendre pour reduire en pratique les choses qu'elle (l'âme) a conclues. La soutane à ces grands esprits est incomparablement plus propre que l'épée, car du haut d'une chaire, ils

[1] Voyez, par exemple, ce que dit du gentilhomme marchand Pomponio Torelli, dans son 1er livre du *Trattato del debito del cavaliero.*

peuvent étaler leur érudition et en tirer de l'honneur, mais à quoy sert cette grande science à un homme de guerre, qu'à le rendre pauvre, en l'empeschant de s'appliquer à sa fortune? quelle utilité tirera-t-il de la philosophie d'Aristote et de Platon ou de la rhétorique de Quintilien? Que le courtisan (car pour notre auteur homme de guerre et courtisan signifient la même chose) étudie jusqu'à l'âge de seize ou dix-sept ans, aussi bien jusque-là n'est-il encore propre à rien, mais ensuite qu'il apprenne à se servir de ses armes et de son cheval, qu'il sache la géometrie, les fortifications, la géographie, l'histoire latine et françoise, qu'il apprenne (aussi) le dessin et s'il se peut, qu'il adjouste à la langue latine, l'Allemande, l'Italienne et l'Espagnole. Et pour conclusion: les grands Esprits, ny les grandes sciences, ne sont pas necessaires à l'acquisition des biens de la fortune ... Les grands et sublimes genies sont comme les diamans que tout le monde estime pour leur éclat et pour leur rareté, mais qui ne servent jamais que d'ornement. Il va sans dire que son chevalier ne doit pas être pour cela un ignorant, qui place Nuremberg en Italie et Florence en Allemagne, et qui croit que le Bucentaure est le doge de Venise; il admet même qu'il compose des vers, mais seulement pour s'amuser, parce que cette gentillesse d'esprit donne souvent de l'avantage, dans les belles conversations, et n'est pas inutile à gagner les bonnes grâces des femmes, mais elle a cela de malheureux, qu'elle perd toute son estime, lorsqu'on en fait une profession ouverte et particulière, à moins que d'y exceller. Le Castiglione avait déjà exigé de son courtisan che nelle lettere (fosse) più che mediocremente erudito et le voulait esercitato nel scriver versi e prosa, massimamente in questa nostra lingua volgare; chè, oltre al contento che egli stesso piglierà, per questo mezzo non gli mancheran mai piacevoli intertenimenti con donne, le quali per ordinario amano tali cose; ... (pur tenendo) per sua principal professione l'arme (Cort. I, 44). Si le Seigneur aime les lettres, continue De Callières, ce sera là un moyen de lui devenir agréable, car si l'on n'a pas toujours l'occasion de rendre à son prince d'éclatants services, on peut lui plaire par l'esprit de tous les jours, que l'étude des lettres ne saurait qu'augmenter. Ailleurs, il revient sur ce sujet, pour rapporter l'opinion d'un grand homme de nostre siecle, Campanella, qui lui aurait dit que nous sommes moins savants que les anciens, pour trois causes, 1° parce qu'on perd toute sa jeunesse dans l'étude des Grecs et des Latins, 2° parce qu'on lit trop, 3° parce qu'on ne médite pas assez ce qu'on lit, et il ajoute: Sans mentir,

ce seroit une loy bien judicieuse et bien utile, de ne permettre l'étude des lettres et des belles disciplines qu'à ceux que la nature y a disposés. Je ne craindrois pas que le retranchement d'escoliers diminuast le nombre des sçavants. Cette foule indiscrete de toute sorte de gens, qui s'empresse à la porte des colleges, et qui clabaude sous des regens, à peine produit-elle un habile homme entre mille estudians. Ce qu'ils aprennent ne sert qu'à les rendre importuns, et à leur faire entreprendre des desseins au dessus de leurs forces; et pour cela, il s'en prend à François Ier, car il remplit les barreaux de chicaneurs et d'advocats, les villes de faineans et les cloistres de moines. Cependant il n'augmenta ny la doctrine, ny la pieté dans son royaume, mais il diminua le nombre des soldats, des marchands, des laboureurs et des artisans, de qui les estats tirent leur defense, leur richesse, leur nourriture et leurs manufactures. Il y a, on le voit, un esprit assez moderne dans les remarques de notre maréchal de bataille, qui ne s'étonnerait pas mal, s'il vivait de nos jours, en voyant la foule qui se presse, devant nos écoles, sans que cela empêche le développement du commerce et de l'industrie.

En revenant à son courtisan, Callières se rapproche de nouveau, mais toujours avec beaucoup d'indépendance, du Castiglione. Le but du gentilhomme doit être, nous l'avons vu, de gagner la faveur de son maître. Il aura partant l'esprit souple et adroit ... il fera toutes les avances pour se conformer à ses humeurs, mais sans exagérer dans les marques d'un respect qui n'est pas toujours utile. Il y a des gentilshommes, et nous connaissons déjà cette observation, qui passant à une autre extrémité, se rendent trop familiers avec les princes et affichent des rapports étroits pour en imposer aux sots, ce qui est encore plus blâmable. Que le courtisan cherche les emplois dont il pourra tirer du profit et de l'honneur, et qu'il apprenne la science du monde surtout dans les conversations, études vivantes, car la frequentation ordinaire de deux ou trois beaux Esprits nous peut estre plus utile que tous les Pedans des Universitez ensemble; leurs discours familiers sont autant de leçons qui nous ouvrent l'esprit; ils debitent plus de matieres en une heure, que nous n'en lirions dans une bibliothèque en trois jours; mais il oublie que ces beaux esprits ont dû se former à leur tour par l'étude diligente de ces livres et par la société de ces savants qu'il traite avec tant de mépris. De Caillières aborde ensuite la question si un particulier doit jouer aux jeux de hasard et comment, et il exprime là-dessus à

peu près l'avis du Castiglione; mais quant à la question suivante, si la science et l'exercice de la chasse servent à la fortune, il ne se montre pas trop enthousiaste de ce qui forme un des plaisirs les plus vifs pour le *Cortegiano*. Ceux qui aiment les bois et la solitude avec excès ne se plaisent gueres dans la societé des gens d'esprit; cependant comme chacun est fou de sa marotte, la pluspart des nobles de province croyent que la qualité de chasseur est aussi necessaire à un gentilhomme que celle de spirituel et de vaillant, et il admet partant que la chasse sera utile à son gentilhomme, pourvu que le Prince l'aime.

Dans son traité *De la science du monde,* De Callières donne un développement bien plus ample à l'art de la conversation, et il suit cette forme de dialogue qui avait été adoptée par le Guazzo. Je me borne à indiquer que l'auteur se propose de former un homme agréable, poly, officieux et bienfaisant, qui soit souhaité et reçu avec plaisir dans toutes les sociétés et qui soit digne de l'estime et de l'amitié des autres hommes. Il faut partant que son gentilhomme soit doué d'un esprit accort, liant et insinuant, qu'il soit maître de son humeur et de ses mouvemens et qu'il se montre aimable avec tout le monde, même en refusant un plaisir. Il fera de sorte que les autres puissent lui parler de ce qu'il sait, le soldat de ses combats et le noble de sa généalogie; il évitera la flatterie grossière, mais non pas celle qui est gentille et insinuante, et il cherchera surtout la compagnie des dames, car ce sont elles qui inspirent le desir de plaire par des manières douces, insinuantes et délicates, et c'est à leur école qu'on apprend les bienséances. Ensuite le Commandeur, qui est le principal personnage de ces dialogues, passe à la théorie des *bons mots,* et ici nous nous trouvons tout à fait dans un pays bien connu. Les bons mots ne doivent point offenser les personnes auxquelles ils s'adressent. Ils doivent consister en la justesse, la force et la nouveauté de la pensée et en une heureuse application enveloppée sous un sens figuré, et non pas en des jeux de mots et des équivoques, que l'on appelle des pointes, dont la politesse françoise commence à se purger, pendant qu'elles regnent encore, en dépit du bon goût, au dela des Alpes et des Pyrenées. Les bons contes, reprit le duc (autre interlocuteur), sont encore fort propres à rendre la conversation agréable, quand ils sont bien choisis. Cela est vrai, répondit le Commandeur, mais il faut qu'ils viennent naturellement au sujet dont on parle, et ne pas les raconter à propos de rien, comme certains conteurs de profession, qui les disent à tous venants ... il faut encore s'abstenir d'en rire en les récitant

et de les vanter avant que de les avoir dits, parce que le plaisir qu'ils excitent en ceux qui les entendent, vient d'ordinaire de la surprise qu'ils ont d'y apprendre quelque aventure plaisante et imprévue. On doit s'abstenir aussi de les répéter à tout moment et de les accompagner de certains gestes burlesques, car cette espece de talent de contrefaire les autres sent le bouffon (et) ne doit être mis en pratique que par ceux qui sont païez pour faire rire les autres, et il n'est pas digne d'être emploié par un honnête homme. Ce sont les *buffoni* de profession, dont parle aussi le Castiglione, en priant son *Cortegiano* de ne pas les imiter (II, 46).

Le Duc passe bientôt à un autre sujet, auquel le Castiglione avait dédié plusieurs pages de son premier livre, c'est à dire qu'il propose la question de la langue à employer dans la conversation. Le Commandeur, après avoir parlé incidemment du grec et du latin, qui ne doivent servir qu'à nous faire connaître les œuvres de l'antiquité, exprime l'avis que la bonne langue se forme par de bonnes lectures et par l'usage des gens du monde; ce bel usage est l'arbitre de toutes les langues vivantes; mais il ne faut pas avoir là-dessus une délicatesse assez scrupuleuse pour n'oser se servir des façons de parler communes dans les conversations ordinaires, ni affecter de ne s'y exprimer qu'en des termes choisis et recherchez (affectation que le Castiglione avait déjà combattue); il faut qu'il y règne un air libre et naturel, ennemi de cette exactitude (qu'on emploie en écrivant). Ainsi que l'affectation des discours étudiés et arrangés, il faut éviter le défaut contraire d'une négligence outrée, et il blâme ceux qui se servent de façons de parler basses et qui donnent de vilaines idées ou de mots hors d'usage, ou d'autres, dont on ne sait pas la valeur et qui font rire aux dépens de ceux qui les disent, tel que ce monsieur qui appelait le lit paré en noir d'une veuve lit 'lubrique' pour 'lugubre'. Le Castiglione (I, 29 et suiv.) avait déjà conseillé d'éviter les mots tombés en desuétude, parce que celui qui parle usandoli, oltre al far beffe di sè, darebbe non poco fastidio a ciascun che l'ascoltasse. Il avait déterminé aussi une certaine différence entre la langue que l'on parle et celle que l'on écrit, car è ragionevole che in questa si metta maggior diligenza, per farla più culta e castigata, et il avait donné, sur le choix des mots et sur l'étude du latin, des règles qui ont un rapport intime avec celles de l'écrivain français. Il en est de même de ce qu'il dit sur la voce bona, non troppo sottile o molle come di femina, nè ancor tanto austera ed

orrida che abbia del rustico, ma sonora, chiara, soave e ben composta, con la pronunzia espedita, e coi modi e gesti convenienti (I, 33). De Callières recommande à son tour l'*air* et le *ton*: une chose agreable en soi, dite avec un ton rude et un air impérieux ne manque pas de déplaire, et une autre qui seroit peu agreable par elle-même est beaucoup adoucie, quand on la dit d'un ton et d'un air doux et honnête. On doit s'abstenir des *accents* hautains, rudes et menaçants ou trop doux, et le visage et les gestes doivent être conformes à la dignité de la personne et à l'expression du discours.

Les autres règles touchant la conversation, nous les avons déjà entendues précédemment. Rien n'est plus désagréable que la société de ces gens distraits, dont l'esprit est toujours séparé du corps, qui vous font répéter plusieurs fois les mêmes choses et qui ne répondent jamais juste, ou qui vous interrompent et ne vous laissent jamais achever votre discours, défaut surtout français, dit le commandeur, parce qu'un français veut d'ordinaire avoir entendu dès le premier mot. Que l'on suive aussi la bonne habitude de ne vouloir jamais imposer ses opinions aux autres et de ne rien décider d'un ton d'autorité qui froisse l'amour-propre d'autrui, mais que l'on garde toujours une contenance tranquille et modeste, sans s'amuser jamais aux sales équivoques. L'écrivain français passe ensuite à parler des *bienséances,* et il comprend sous ce titre les cérémonies, l'emploi des titres, le respect aux mœurs du pays où l'on vit, et il combat la fausseté, la flatterie et d'autres défauts de la société. On ne saurait dénier à l'œuvre de De Callières un certain mérite littéraire, mettre en œuvre et il faut reconnaître aussi qu'il sait la matière qu'il a reçue de ses prédécesseurs, avec beaucoup d'aisance et quelquefois même avec une certaine originalité de forme, sinon d'idées.

Un ouvrage assez curieux est celui de monsieur D. G. L. B. E. (de Gilbert), portant pour titre le *Courtisan parfait* et qui n'est qu'une tragédie, composée sur le sujet et en partie avec les personnages du *Cortegiano.* Le libraire Nicolas, dans son édition (Grenoble, 1668), se donne l'air de faire grand cas de cette pièce que le hasard a mis entre (ses) mains, car elle a été honorée de l'approbation générale, bien qu'elle ne soit, que je sache, guère connue en France ou en Italie.[1] Les personnages tirés

[1] Voyez là-dessus la thèse de Pierre Gauthiez sur l'Arétin (Paris, 1895, p. 426 sqq.).

directement du *Cortegiano* sont la *Duchesse d'Urbin,* la *comtesse Emilie Fregoso* et l'*Arétin,* mais celui-ci par une méprise évidente, n'est pas l'*Unico Aretino* du Castiglione, mais bien ce célèbre Pierre, le fléau des Princes, dont le nom devait, en France, effacer le souvenir de tout autre personnage du même nom. Outre ces acteurs, nous avons le *prince de Ferrare, Felismant fils du comte de Provence, Joconde confidente de la Duchesse, Alcidor confident de Felismant, Lucie marquise, Ludovic capitaine des gardes de la Duchesse, l'Escuyer du prince de Ferrare.* La scène est située dans une maison de plaisance de la Duchesse, peu éloignée de la mer, et la pièce, écrite en vers, est divisée en cinq actes, selon les règles du théâtre classique.

Malgré cette division classique et malgré la scène où Felismant, appelant en duel le Prince de Ferrare, rappelle quelque peu le *Cid* dans une de ses situations les plus célèbres, la pièce de de Gilbert a cela de commun avec d'autres tragicomédies de l'époque qu'elle rappelle aussi, à plus d'un point de vue, le théâtre moderne des romantiques. Ce romantisme paraît, aux situations étranges de ses personnages, aux coups de scène rapides, à ces épées toujours hors du fourreau, de même qu'à l'enlèvement d'Emilie, au rôle de sauveur joué par Felismant, et aux élans d'un amour passionné. Il y a même un vers, peignant le courtisan amoureux

Soumis à sa maistresse et fier à ses rivaux

qui nous fait songer à celui si célèbre d'Hernani. Mais à cette sorte de romantisme, dont il ne faut pas, bien entendu, exagérer la portée, se mêlent aussi des éléments qui sont bien du temps, tel que cette pastorale, où nous verrons une imitation évidente de l'*Arcadia.* La formation du Courtisan y joue aussi un certain rôle, mais seulement épisodique.

Il y est question de Felismant, fils du comte de Provence, qui, après avoir quitté sa patrie

Pour chercher une espouse et belle et de naissance,

arrive à la Cour d'Urbin, où il cache son nom afin d'être aimé pour la beauté de ses yeux, de même que le comte Almaviva de Beaumarchais. Ainsi qu'il le déclare à son confident Alcidor, Felismant a vu son idéal se réaliser à la cour d'Urbin, où règne

la Duchesse, restée veuve et qui domine plus encore par sa beauté et par son esprit que par la puissance de sa couronne.

> Ouy, rien n'est si galant que cette illustre Cour;
> Et la ville d'Urbin, du ciel la favorite,
> De toutes les cités est la gloire et l'eslite;
> Ses palais sont pour moy des palais enchantez,
> Les plus rares esprits, les plus rares beautez,
> Viennent de toutes parts en ces lieux à toute heure,
> Pour habiter en paix cette heureuse demeure;
> Mais sur tout la Duchesse est un objet charmant,
> Qui fait de cette cour le plus bel ornement. (I, 1.)

La Duchesse éprouve bientôt pour le charmant étranger une tendre passion, qu'elle a bien de la peine à étouffer. Elle craint avoir affaire à un aventurier et ne veut pas que son cœur de femme fasse tort à sa dignité de souveraine. D'ailleurs la belle veuve doit se défendre encore d'autres attaques. Le prince de Ferrare, personnage haïssable, à la fois lâche et cruel, s'est rendu auprès d'elle pour lui faire la cour et s'emparer de son cœur aussi bien que de sa fortune. Il a pour conseiller l'Arétin, jouant un fort mauvais rôle, et le couple peut rappeler, jusqu'à un certain point, le duc Valentin et son capitaine et confident Michele Coriglia, surnommé don Micheletto, du roman de D'Azeglio. Mais c'est un don Micheletto poète, qui sait dire des épigrammes aux dames et faire jouer une comédie, tandis qu'il apprête des stratagèmes infernaux et des scènes de sang et de violence. Après avoir peint le chevalier parfait, dans un acte sur lequel je reviendrai tout à l'heure, on joue une pastorale attribuée à l'Arétin, où les deux rivaux trouvent moyen de déclarer leur passion à la Duchesse déguisée en nymphe sous le nom de Daphnide. Le Prince de Ferrare (Daphnis) ne s'y prend pas d'une manière fort aimable et n'est pas du tout encouragé à achever sa déclaration; Felismant au contraire, sous le nom de Clidamant, ajoute aux scènes de l'Arétin une autre de son invention, et pour faire comprendre à la belle Daphnide l'amour que ses lèvres n'osent avouer, il lui déclare d'aimer celle qu'elle pourra voir dans un portrait qu'il lui offre, et ce portrait n'est autre chose qu'un miroir. Cet expédient du miroir est tiré probablement de l'*Arcadia,* où Chiarino s'en sert dans le même but et avec le même succès (*prose* 8[e]), mais l'auteur aurait pu s'inspirer aussi à une des nouvelles de l'*Hepta-*

méron (24[e]), où la reine de Navarre expose la gentille invention d'un gentilhomme pour manifester ses amours à une reine, et ce qui en advint. La Duchesse d'Urbin, de prime abord, s'en montre offensée, et le jeune homme ne sait pas encore quel sera l'issue de son aventure, lorsque l'Arétin médite un tour fripon qui l'obligera à servir les amours de son maître. On cache des spadassins dans une allée, et lorsque Felismant s'y promène tranquillement, ils tombent sur lui, ayant l'air de vouloir le tuer. Le Prince de Ferrare, d'accord bien entendu avec ces fripons, se présente alors l'épée à la main, délivre le jeune Français et comme récompense de son prétendu service, il le prie de lui servir de confident amoureux auprès de la Duchesse. A la suite de cette situation délicate, qui n'est pas sans rappeler quelque peu celle du *Don Juan* de Molière et qui a aussi quelques rapports avec des scènes du théâtre moderne, Felismant obéissant à ce qu'il appelle l'honneur et ayant tâché en vain de se délivrer d'une mission si peu honorable et en même temps si pénible, se rend chez la Duchesse et lui déclare l'amour du Prince. La Duchesse, dont le cœur palpite déjà pour lui, s'offense de trouver un entremetteur en celui qu'elle aime, et le repousse brusquement. L'Arétin alors conseille à son souverain d'enlever la Duchesse, moyennant certains aventuriers étrangers, qui sont arrivés, juste en ce moment, sur la côte de Fano. Heureusement la Duchesse est sur ses gardes. Le Prince, l'Arétin et leurs soldats sont sur le point d'enlever la comtesse Emilie, qu'ils prennent pour la Duchesse, lorsque, comme dans le théâtre romantique, on voit paraître Felismant, qui croyant lui aussi qu'on enlève la Duchesse, se précipite à son secours. Et le comte de Provence tomberait probablement sous les coups de ses adversaires, victime de son noble dévouement, si tout à coup, par un autre coup de scène non moins étonnant, les soldats, qui sont des Provençaux, ne s'apercevaient qu'ils ont affaire à ce fils de leur souverain dont ils allaient à la recherche. Il va sans dire que la Duchesse, reconnaissant en lui un souverain et le voyant si dévoué à sa personne, donne libre essor à sa passion et se déclare prête à lui donner la main:

> Vous estes en parole aussi bien qu'en effet,
> Et Prince genereux, et courtisan parfait.

Ce sont là les derniers vers de la pièce.

Quel est donc le type du courtisan d'après les personnages de de Gilbert? Comme ceux-ci ont des caractères fort différents, on comprendra sans peine que nous avons des portraits aussi fort inégaux et qu'il y a partant de quoi choisir.

Felismant, par une idée empruntée au Castiglione, commence ainsi le portrait de son courtisan idéal:

> Il me semble avoir leu que le fameux Appelle,
> Pour peindre une Venus et la grace immortelle,
> Courut toutes les cours et toutes les citez,
> Et fit une beauté de toutes les beautez,

et c'est de la sorte qu'il voudrait faire un choix des rares qualités des chevaliers les plus parfaits des cours les plus illustres de l'Europe. Mais à ce point Joconde et l'Arétin, dont les caractères offrent plusieurs point de contact, l'interrompent pour représenter le courtisan faux et méchant, tel qu'ils doivent nécessairement le concevoir. — (II. Acte:)

> Joconde: Pour d'un vray courtisan vous faire la peinture,
> Il faut qu'il soit beau fils, et malin de nature,
> D'esprit fort corrompu, mais fort bien fait de corps,
> Haïssable au dedans, et charmant au dehors,
> Qu'il n'ait de la vertu rien que les apparences,
> Et qu'il mesle aux beaux mots les belles reverences,
> Qu'il promette beaucoup, et qu'il ne tienne rien.

L'Arétin s'écrie à son tour:

> Les jeunes courtisans sont tous assez bien faits,
> Et brillent à la Cour comme des feux folets,
> Leur bel exterieur éblouit le vulgaire,
> Et sans doute ils plairoient s'ils s'efforçoient de plaire,
> Mais ils ont peu de soin de se rendre parfaits,
> Pour engager un cœur ils sont trop peu discrets,
> Ils déchirent toujours celles qu'ils galantisent,
> Sans sçavoir ce qu'ils font, ny souvent ce qu'ils disent;
> Mais un vieux Courtisan est bien plus avisé,
> Il a beaucoup d'esprit, est habile et rusé,
> Le teint pasle et défait de soucis et de veilles,
> Il a les yeux perçans, et de fines oreilles,
> Il voit tout, entend tout, et ne dit jamais rien,
> Il cabale sans cesse, et dissimule bien;
> A ses plus chers amis il cache sa pensée,
> Il a l'air obligeant, et l'âme interessée!
> Et pour le prendre enfin tel que je l'ay trouvé,
> Un Courtisan parfait est un fourbe achevé.

Ce double portrait ne manque pas d'une certaine valeur comique, car il met mieux en évidence celui qui va être tracé par Felismant avec l'aide d'Emilie.

Felismant: Loin qu'un vrai Courtisan ayme la fourberie,
Ce vice si contraire à la société,
Il faut qu'il ait au cœur un fond de probité,
Pour bastir sur ce fond une estime solide,
Qu'il soit respectueux, sans paroistre timide,
Qu'il ait l'abord civil, et l'entretien charmant,
Et fasse des vertus son plus rare ornement;
Qu'il sçache les beaux arts, et les beaux exercices,
Qu'à servir tout le monde il trouve ses delices,
Qu'en ce qu'il entreprend il passe ses égaux,
Soûmis à sa maistresse et fier à ses rivaux!
Pour d'un homme de Cour parachever l'image,
Il faut que sa prudence égale son courage;
Qu'il soit brave à la guerre, et galant dans la paix,
Et réussisse en tout sans se vanter jamais,
Qu'il se plaise à louer, et non pas à mesdire,
Et sçache quelquefois estre heureux sans le dire.

D'accord avec le Prince de Ferrare, il ne dédaigne pas la noblesse du sang, mais:

Il vaut mieux en suivant des sentiers peu battus,
Qu'il fasse voir sa race, en montrant ses vertus.

Quant à Emilie, elle ne se soucie guère que le Courtisan ait une beauté divine; elle désire toutefois qu'il soit assez bien fait, brun, d'un beau port, d'un air noble et magnanime, mais surtout:

Qu'il plaise et persuade avant que de parler;
Qu'il sçache aymer, haïr et sans dissimuler.
Qu'il soit franc, genereux et se fasse connoistre,
Non tel qu'il est souvent, mais tel qu'il devroit estre;
Qu'il parle peu, mais bien; qu'il soit prudent, discret,
Et capable surtout de garder un secret;
Qu'il ait sans estre vain les vertus les plus belles,
Qu'on en découvre en luy tous les jours des nouvelles,
Sans affecter jamais de les trop faire voir,
Et qu'il mette sa gloire à faire son devoir.

Lucie désire un Courtisan tout à fait brillant, qui fasse beaucoup de bruit à l'armée et qui soit suivi de riches équipages, et Fregose recommande surtout qu'il dise la verité, ce qui permet à l'Arétin de revenir sur sa thèse, pour ajouter que la dissimulation est avec la flatterie ce qu'il y a de plus nécessaire à un gentil-

homme vivant à la Cour. Mais ces maximes ne rencontrent guère d'accueil favorable. La Duchesse ajoute un autre trait au portrait tracé par Emilie. Le Courtisan doit se montrer toujours fidèle, et Joconde le veut amant, car l'amour lui donnera toute sorte de vertus. Enfin elle dit que:

> Après avoir dépeint un Courtisan parfait,
> Il faudroit aussi peindre une Dame accomplie,

ce qui permet à Felismant de répéter à l'adresse de la Duchesse un compliment, qu'on lit aussi dans le *Cortegiano*; mais la nouvelle proposition n'a pas de suite, la compagnie préférant cette pastorale dont nous venons de parler.

Rien donc de fort remarquable dans la peinture de ce *courtisan parfait,* dont les qualités sont, la plupart, puisées à l'œuvre du Castiglione; toutefois elle démontre, dans sa manifestation curieuse, un autre côté de l'influence et de la popularité en France de l'auteur italien, qui n'est ici, *more solito,* pas même nommé. Mais pour revenir aux écrivains qui ont traité de la vie des classes élevées, nous ne pouvons passer sous silence Le Chevalier de Meré, qui donna des règles lui aussi sur la conversation (voy. la réimp. d'Amsterdam, 1687). Son style est enflé, surchargé parfois d'images étranges, et il n'ajoute presque rien de nouveau à ce que nous venons de voir. Sa conversation est, bien entendu, celle de la cour et doit contribuer à l'éducation et au succès des gentilshommes, elle veut être pure, libre, honnête et le plus souvent enjouée, mais il n'aime pas pour cela les vieux bons mots et tout ce qui a l'air d'être étudié d'avance. Que la voix soit bien modulée, que les mots soient choisis, sans affectation, car l'air noble et naturel est le principal agrément de l'éloquence, et parmi les personnes du monde, ce qui tient de l'étude est presque toujours mal receu. Il faut en outre observer tout ce qui se passe dans le cœur et dans l'esprit des personnes qu'on entretient, et s'accoutumer de bonne heure à connoître les sentimens et les pensées par des signes imperceptibles. Enfin il ne s'agit pas, dans les causeries, de faire étalage de son esprit, mais plutôt de se rendre agréable à tout le monde, et l'on comprend que la meilleure manière d'atteindre ce but n'est pas de froisser l'amour-propre des interlocuteurs par des bons mots qui blessent, ou par la contradiction et par l'inattention. Qui que ce soit, ne trouve bon qu'on le traite de haut en bas, ni

qu'on fasse le fin avec lui. Il est aussi contraire aux règles de la bienséance et à notre propre intérêt de divertir une personne qu'on aime aux depens d'une autre qu'on néglige ... et pour faire sa cour à l'une (dire) des mots piquans à l'autre.

La Cour de France est, à son avis, la plus belle et peut-être la plus grande de la terre, mais il y a là aussi plusieurs défauts, et en parlant, en général, des *maisons royales,* il ajoute que les entretiens en sont fort interrompus; on y va moins pour discourir que pour se montrer. C'est là qu'on fait des reverences de bonne grâce, et c'est encore là qu'on songe plus à paroître bien mis et bien ajusté qu'à être honnête homme. La plupart des gentilshommes se rendent à la cour pour y traiter leurs affaires et paraissent de vrais marchands, malgré leur noblesse. Ailleurs dans Les conversations du chevalier de Meré et du marechal de Clerambau, il traite de l'importance qu'ont les études pour un courtisan et de l'art de se rendre agréable aux dames. Celles-ci veulent cet abord galant que vous sçavez, les manières délicates, la conversation brillante et enjouée: une complaisance agréable et tant soit peu flatteuse; ce je ne sçai quoi de piquant, et cette adresse de les mettre en jeu sans les embarrasser: ce procedé du grand monde, qui se répand sur tout, ce procedé hardi et modeste, qui n'a rien de bas, ni de malin, rien qui ne sente l'honnêteté. Le chevalier de Meré ne manque pas d'ajouter quelques remarques sur la vertu qu'il faudrait avoir à la cour, où ce n'est bien souvent qu'un langage emprunté, ou qu'un personnage qu'on joue. Quant au naturel, il rappelle

L'arte che tutto fà, nulla si scopre

et qui est l'art meilleur en toute chose.

Avec *La veritable politique des personnes de qualité* de Remond des Cours (Paris, Boudot, 1692), nous revenons aux conseils touchant plus directement la vie du courtisan; car il dit qu'il a composé les maximes que l'on doit suivre dans le grand monde pour s'y conduire avec sagesse, et pour s'y maintenir avec honneur, et par le grand monde, il entend en général la cour. Il aborde, dès le debut, l'importance des études littéraires, auxquelles il ajoute celles de la morale, de la politique, de l'histoire et des mathématiques, sans oublier les langues et les exercices physiques. Ensuite, en discutant l'importance de la naissance, il déclare que la vraye noblesse et la vraye grandeur est celle de l'âme, et si les gentilshommes sont préférés aux roturiers, c'est parce qu'on suppose

qu'ils ont des qualités dignes de leur naissance illustre. La droiture, la générosité, le courage, la valeur, la fidélité pour leur prince, le zèle pour le bien de l'état sont les caractères qui doivent les distinguer.

Rien de plus élevé que ces maximes que le sieur des Cours débite, plutôt en philosophe chrétien qu'en vrai courtisan; mais il n'oublie pas pour cela les règles de la prudence. La cour, dit-il (58 ch.), doit estre considérée comme un pays ennemi, où mille pièges sont tendus pour nous surprendre. C'est là où les gens ont le plus d'honnesteté et le moins de sincérité. Défions-nous de leurs caresses artificieuses et de leurs fausses confidences; et souvenons-nous que leur maxime la plus commune est de faire paroistre au dehors tout autre chose que ce qu'ils ont dans l'âme. Tel vous sourit et vous témoigne de l'affection, qui ne cherche que l'occasion de vous perdre. Pour n'estre pas la dupe de ces faux amis, un courtisan habile cache également ses desseins et ses pensées, particulierement sur ce qui regarde la conduite des Grands, ses desseins, afin que ses rivaux ne puissent les prévenir; et ses sentimens, de peur que ses ennemis ne les interpretent mal et ne luy en fassent une affaire auprès de ceux qui sont en état de luy nuire. Mais cette dissimulation ne doit pas être outrée. Lorsqu'il n'y a point de raison solide qui nous oblige à dissimuler, ce doit estre une loy pour nous d'agir avec franchise. À quoy bon faire toujours le fin, affecter de parler d'une manière enveloppée et tenir une conduite mystérieuse hors de saison? Cela ne sert qu'à donner de la défiance aux autres. D'où il arrive que quand la finesse est nécessaire à celuy qui en use ordinairement, elle luy devient inutile, parce qu'on est en garde contre ses artifices (ch. 56). Trois points surtout intéressent notre écrivain: les relations de son courtisan avec le Prince, celles avec les Grands et le rôle qu'il doit jouer dans la conversation. Pour le premier point, il partage, sans le nommer, l'avis du Castiglione. Le Courtisan se doit rendre agréable à son Prince, en étudiant son caractère, en suivant ses penchants, n'affectant jamais un air maussade et de censeur; mais aucun intérêt ne pourra l'obliger à rien faire qui soit indigne de sa qualité. Il lui dira la vérité sans le flatter, mais toujours avec circonspection (17 ch.). Pour ce qui est des grands, il nous doit suffire de rendre aux premières testes de l'estat les respects qui leur sont dus, sans jamais nous donner à elles de telle sorte que nous leur vendions, pour ainsi dire, notre liberté, dont le Roy seul est le maître. Que l'on soit en leur présence souple, docile, insinuant et sincère avec prudence. Dans la conversation il faudra se montrer aimable avec tout le monde, car la fierté et l'humeur altière exciteroient contre nous la haine et l'envie;

et l'on doit éviter aussi les airs de bouffon, sans se montrer excessivement sévère. Qu'on raille, à la bonne heure; mais que ce soit sans choquer personne, et que la raillerie soit noble et fine; qu'on égaye la conversation par des traits d'esprit pleins de vivacité et d'enjouement, mais que ces traits d'esprit soient toujours convenables à la dignité de celui qui parle; qu'ils soient justes et delicats et qu'ils ne blessent jamais ni l'honnesteté, ni la bienseance. Après l'art de converser avec tout le monde, notre auteur expose les règles touchant l'importance de l'amitié, parle du choix d'un ami et de l'utilité d'avoir plusieurs sortes d'amis (à quoi l'auteur dédie un chapitre entier, le 27[e]) et il ajoute des conseils touchant les premiers pas qu'on fait à la cour et l'importance d'y bien débuter, sur la mode sans exagération, et il combat dans le 29[e] chapitre, à peu près avec les arguments du Castiglione, l'affectation en toute chose. Je rappelle encore quelques autres traits que nous avons déjà trouvés chez messer Pelegro de' Grimaldi, savoir les maux de la curiosité et la prudence qu'il faut employer, lorsqu'il s'agit de conseiller son prince. Les derniers chapitres s'occupent de la vie retirée et de celle du grand monde; des sentimens que nous doit inspirer l'usage des créatures; de l'exil; de la captivité; de l'amour et de l'imitation de Jésus-Christ; de la mort; et le courtisan disparaît pour faire place à l'homme religieux, fatigué de la vie brillante et soupirant vers la tranquillité des champs et celle bien plus profonde du ciel.

Dans *La science des personnes de la Cour, de l'épée et de la robe* du sieur de Chevigni, au milieu d'une foule de choses réunies sans trop de choix, et qui n'ont rien à voir à notre sujet (je suis l'édition de 1725 augmentée et corrigée par Monsieur de Limiers), il y a une sorte de catéchisme à demandes et réponses sur la *conduite de Cour*.

Rien de plus curieux que cette forme singulière, et il suffit, pour s'en former une idée, d'en lire les premières lignes.

Demande: Quel est le principal moyen de parvenir à la Cour?

Réponse: C'est d'avoir l'esprit et le génie propres à s'insinuer, à faire choix de ses amis et à se les conserver ...

D.: La dissimulation n'est-elle pas le caractère propre du courtisan?

R.: Un habile homme ne doit jamais trop s'ouvrir.

On comprend d'après ce début, que nous sommes bien loin de l'art du *Cortegiano* et de la moralité du sieur Des Cours. Rien de plus insipide, en effet, que cette suite de questions et de

réponses ennuyeuses, et rien de moins noble et élevé que ces règles d'une dissimulation érigée en système et jamais animée d'un souffle d'idéalité. L'auteur recommande de parler peu et mysterieusement, de garder le silence modeste et d'avoir l'air de savoir, ce que l'on ne sait pas; car il a vu des gens médiocrement instruits d'une matière mise sur le tapis entre des savans du premier ordre, briller par un silence modeste et passer pour habiles, par un ouï ou un nom placez à propos. Ailleurs, il ajoute qu'il ne faut se passionner jamais, et il donne son avis sur les bons-mots, dont il reconnaît l'importance dans la conversation. Enfin, après avoir déclaré qu'il faut étudier le foible d'un chacun pour s'en servir au besoin, il conclut qu'il est bon de connoître les gens heureux pour s'en servir, et les malheureux pour s'en écarter. Quant à la science, il vaut mieux se montrer superficiels en tout que trop profonds dans une seule matière; on doit éviter de se servir de grands mots et d'expressions extraordinaires, et dans la conversation il faut laisser avoir de l'esprit aux autres. Il faut aussi badiner avec les enfans, parler à chacun des choses de sa profession et se faire petit avec les petits. Dans les maisons que vous fréquentez, faites-vous désirer et sortez d'une compagnie le moment d'avant celui où (vous pourriez) ennuyer. A la demande: Ne peut-on pas faire quelquefois de petites fautes à dessein?, on repond que c'est en quoi consiste l'habileté des grands hommes. Comme ils savent qu'ils sont exposés à l'envie, ils hazardent quelque chose pour lui donner à ronger. Il répète, avec les autres, qu'il faut ménager ses amis et les diviser en plusieurs catégories, savoir se taire et respecter les autres, vaincre l'esprit de contradiction, ne pas mentir, au moins pas trop ouvertement et suivre, sans affectation et sans dédain, la mode qui court, soit dans les habits, soit en toute autre chose. Il vaut mieux être fou avec tous que sage tout seul. Enfin deux maximes pour les savants: il faut se faire connoître, mais non se laisser comprendre. Qui étale tout ce qu'il sait, fait voir les bornes de sa capacité, et une autre plus ou moins philosophique:

D.: Le moyen de n'être pas malheureux dans son bonheur?
R.: C'est d'avoir toujours quelque chose à desirer.

Je rappelle, en passant, les conversations de Mlle de Scudéry, où il est question parfois des bienséances de la bonne société, et l'*Art de la Conversation* de Vaumonière, qui paraît avoir suivi en plusieurs points l'œuvre du Guazzo. Il paraît aussi se souvenir du *Cortegiano,* lorsqu'il parle de la raillerie et des

bons mots, recommande les gestes appropriés aux discours et le respect dû à la pudeur des dames et à l'autorité des grands.[1]

La Rochefoucauld a dédié lui aussi quelques pages à l'art de vivre en société (cfr. éd. Gilbert I, p. 282 et 290), avec des

[1] Voici la division de ces *entretiens*:

1. De la conversation, et de ce qu'il y faut observer.
2. Qu'il faut être civil, sans tomber dans des cérémonies incommodes.
3. De la politesse du langage et de la manière de faire un récit.
4. De la conversation des dames et jusqu'à quelle flatterie on peut porter la complaisance que l'on doit avoir pour elles.
5. De quelle manière la bienséance veut que l'on agisse et que l'on parle, quand on mange en compagnie.
6. Contre les grands parleurs.
7. Qu'il est bien difficile qu'un homme qui passe pour menteur, puisse plaire dans la conversation.
8. Qu'un médisant est généralement haï et qu'il ne peut plaire qu'à des personnes envieuses ou naturellement malignes.
9. De quelle manière on peut, dans la conversation, louer des personnes qui sont présentes.
10. Qu'il y a des louanges qu'il est à propos de ne pas donner, quelque dûes qu'elles soient.
11. Que, pour plaire dans la conversation, il faut être discret et garder une exacte bienséance.
12. Avec quelle précaution il est permis de railler.
13. De ce que l'on peut appeler *bons mots*.
14. S'il est permis de reprendre quelqu'un dans la conversation.
15. De l'air qu'il est bon d'avoir dans la conversation.
16. S'il est bon de se préparer pour les conversations ordinaires.
17. Que, pour plaire dans la conversation, il faut être maître de son humeur.
18. Qu'il ne faut parler qu'avec vénération des choses saintes.
19. Avec quelle retenue il faut parler des affaires d'Etat.
20. Quelles sciences peuvent fournir des sujets de conversation.
21. Que, pour parler juste des passions, des vices et des vertus, il faut ordinairement descendre du discours général dans des distinctions particulières.
22. De quelle manière on doit dire des nouvelles.
23. Avec quelle retenue on doit parler de la guerre, de quelque profession que l'on soit.
24. De quelle manière il est bon de se tirer d'un tête-à-tête.
25. De la liberté de la table.
26. Sur le jeu et sur la manière qu'un honnête homme doit observer en jouant.
27. Sur le génie et le caractère propre de la plupart des dames.

considérations fort à propos, bien qu'elles ne soient pas toutes originales.[1] Il en est de même de La Bruyère, qui, dans ses *Caractères*, parle assez longuement de la société et de la conversation, De la Cour, Des Grands et du Prince. Il remarque (5 ch.) qu'il est fort difficile d'être longtemps un bon plaisant et qu'il n'est pas ordinaire que celui qui fait rire, se fasse estimer. Il faut, dans la conversation, ajoute-t-il, éviter le silence perpetuel, aussi bien que les discours inutiles, et l'homme de bon goût évite aussi toute affectation dans ses discours et dans son langage. Il se moque des bavards, qui vous content leurs affaires et ceux des autres, et il remarque que l'esprit de la conversation consiste bien moins à en montrer beaucoup, qu'à en faire trouver aux autres. Il faut avoir égard au caractère et à la condition des personnes qui vous parlent, les écouter patiemment et ne désobliger personne. L'esprit de contradiction n'est pas moins haïssable, et il ne faut jamais hasarder la plaisanterie même la plus douce et la plus permise, qu'avec des gens polis, ou qui ont de l'esprit. La Bruyère blâme ceux qui parlent sans écouter ceux qui leur répondent ou en les interrompant brusquement. Pour ce qui est de la cour, il remarque que les courtisans ressemblent au marbre, étant fort durs, mais fort polis, et qu'un esprit sain y puise le goût de la solitude et de la retraite. Il combat la fausseté quelquefois aussi inutile à un courtisan pour sa fortune que la franchise, la sincérité et la vertu, et il critique de même l'orgueil, les esprits flatteurs, complaisans, insinuans, dévoués aux femmes, et non sans ironie, conseille aux courtisans d'exalter leur noblesse et leurs aïeux. La vie de la cour, dit-il, est un jeu sérieux, mélancolique, qui applique; il faut arranger ses pièces et ses batteries, avoir un dessein, le suivre, parer celui de son adversaire, hasarder quelquefois, et jouer de caprice; et après toutes ses rêveries et toutes ses mesures, on est échec, quelquefois mat. D'ailleurs ce n'est pas la vie et la fortune de la cour que la Bruyère étudie,

[1] On connaît déjà, par exemple, ses recommandations de savoir parler et se taire à propos, de choisir des sujets convenables aux lieux, aux temps et au public, de fuir toute chose ayant l'air d'affectation et les remarques suivantes: Ce qui fait que si peu de personnes sont agréables dans la conversation, c'est que chacun songe plus à ce qu'il veut dire qu'à ce que les autres disent. Il faut écouter ceux qui parlent, si l'on veut être écouté; il faut leur laisser la liberté de se faire entendre, et même de dire des choses inutiles. Au lieu de les contredire ou de les interrompre (il faut) entrer dans leur esprit et dans leur goût, ne jamais contredire, ne jamais décider (p. 290).

et moins encore la formation d'un courtisan; ce sont plutôt des remarques satyriques et pessimistes sur la vie et les caractères des grands. L'abbé de Bellegarde, dans ses *Réflexions sur la politesse des mœurs* (Paris, 1708) a developpé, à peu près, le même sujet,[1] et Saint-Evremond, dans sa dispute entre le corrompu, la vertu trop rigide et l'honnête et habile courtisan,[2] expose des maximes révélant son intelligence douée d'une modernité supérieure. La raison, dit-il, autrefois rude et austère, s'est civilisée avec le temps; elle ne conserve aujourd'hui presque rien de son ancienne rigidité. Ainsi, il faut oublier un tems, où c'était assez d'être sévère, pour être cru vertueux; puis que la Politesse, la Galanterie, la science des voluptés font une partie du mérite présentement ... trouvez bon que les délicats nomment plaisir ce que les gens rudes et grossiers ont nommé vice. Et il ajoute qu'on a tort de prêcher sans cesse aux courtisans la modération de leurs désirs; car ils font de leur ambition leur plus grand mérite, et il serait malhonnête (à la cour) de se borner aisément à peu de chose. ... Il faut se contenter quelquefois du Bien, qui n'est pas entier et tantôt se satisfaire du moindre mal; il ne faut pas exiger une probité scrupuleuse, ni crier que tout est perdu, dans une médiocre corruption. Enfin cherchons des tempéramens pour les autres, et soyons sévères pour nous-mêmes. C'est là la moralité du *Misanthrope* de Molière. Quiconque voudra vivre à la cour, continuue Saint-Evremond, devra supporter les vices qui y dominent et surtout l'ingratitude, la flatterie et l'avarice; et tout ce que l'honnête homme peut y faire, c'est de choisir la société des gens de bien, sans avoir trop en horreur ceux qui ne le sont pas. Saint-Evremond se moque aussi de ceux qui ne peuvent quitter la Cour et se chagrinent de tout ce qui s'y passe, qui s'intéressent dans la disgrace des personnes les plus indifférentes, et qui trouvent à redire à l'élévation de leurs propres amis. Ils regardent comme une injustice tout le bien et le mal qu'on fait aux autres, et ils emploient à tout moment les grands mots

[1] L'abbé de Bellegarde répète des conseils bien connus sur le naturel, sur le devoir de fuir la flatterie, de se montrer aimable avec tout le monde, et il n'oublie non plus (p. 572) de combattre ce pays incompréhensible de la Cour où l'on n'est pas assuré de s'y maintenir avec de rares talens, un grand mérite, des services essentiels et où l'on doit toujours redouter la haine des envieux et des esprits médiocres, qui ne pardonnent jamais au mérite importun.

[2] Cfr. Œuvres meslées de Monsieur de Saint-Evremond, édition de Londres, 1709, vol. II p. 79 et suivantes, vol. I p. 76.

de Constance, Générosité, Honneur. Tant qu'on est engagé dans le Monde, continue-t-il, il faut s'assujétir à ses maximes, parce qu'il n'y a rien de plus inutile que la sagesse de ces gens qui s'érigent d'eux-mêmes en réformateurs. ... Je sais qu'un honnête homme est à plaindre dans le malheur, et qu'un fat est à mépriser, quelque fortune qu'il ait; mais haïr les favoris (des princes) par la seule haine de la faveur et aimer les malheureux par la seule considération de la disgrace,' c'est une conduite à mon avis fort bizarre. Enfin l'honnête homme, tout en étant prudent, ne doit pas imiter ces courtisans qui flattent les puissants et méprisent les misérables; il pourra avoir son ambition et son intérêt, mais il ne lui est permis de les suivre que par des voies légitimes. Il peut avoir de l'habileté sans finesse; de la dextérité sans fourberie, et de la complaisance sans flatterie.

En exposant le sens de ces théories si différentes, je me suis abstenu d'un commentaire, qui aurait été à la fois ennuyeux et inutile. La vie de la Cour est passée, avec toutes ces règles, ou au moins elle s'est restreinte, étouffée par d'autres pouvoirs, offrant des chemins plus largement ouverts aux ambitieux. Ce n'est pas évidemment à la cour qu'on se rend aujourd'hui pour tenter la fortune; la souveraineté du peuple est entourée d'adorateurs, non moins humbles et dévots que les gentilshommes qui fléchissaient jadis leur genou devant le terrible cardinal en s'exposant aux brocards du grand comédien de Louis XIVe. Ce sont des mots qui n'ont rien de glorieux en eux-mêmes et qui s'emploient dans une nouvelle et importante acception: la cour, la chambre; et tandis que la première nous rappelle au moins un souvenir héroïque, des chevaliers combattant pour leur princes, pour leur patrie et pour la gloire, la chambre avec sa signification du dernier bourgeois, représente les passions plus positives, les avidités plus constantes, les haines moins avouées de notre époque. Mais de tout temps la chasse à la richesse et à ce que les hommes appellent honneur, gloire, dignité, a été vive et acharnée. On court, on se bouscule, arrive qui peut, le reste est écrasé, et la lutte devient plus passionnée aujourd'hui, où toutes les classes y sont appelées, où l'ancien gentilhomme est coudoyé et le plus souvent renversé par le manant d'hier.

Comment prétendre que ces écrivains que nous venons d'étudier, vivant au milieu des cours, et connaissant la force de l'intrigue qui y domine, puissent se montrer toujours dévoués à la

moralité la plus sévère? Leur but n'est pas celui de former un homme vertueux; ils visent au succès, et le succès ne saurait s'obtenir le plus souvent, que moyennant des transactions continuelles avec sa propre conscience. La dissimulation est la première règle qui s'impose, et avec la dissimulation l'art de gagner la faveur du prince, laquelle n'est parfois que la récompense de certains services et de certaines transactions qui n'ont rien à voir avec l'école du sage. Deux routes se présentent au gentilhomme, l'une conduisant à la solitude ennuyeuse d'un château, l'autre qui mène aux joies bruyantes du Louvre, et c'est seulement en suivant la première qu'on peut parvenir à la tranquillité philosophique, pourvu, bien entendu, qu'on renonce aux rêves de la gloire et de la fortune. Tout poète courtisan soupire, de temps en temps, vers le silence des champs; tout gentilhomme, après les déceptions des palais des rois, demande au village où il est né, la paix de son âme et l'oubli des misères humaines. Mais tant qu'on parcourt les allées fleurissantes de la Cour, le repos est interdit et la vie se présente sous sa forme de lutte acharnée et sans relâche. Je ne saurais donc condamner d'une manière trop rigoureuse les écrivains français, parce que leurs maximes sont souvent d'une moralité douteuse; je remarquerai seulement que ce n'est pas dans leur grand modèle, le *Cortegiano* du Castiglione, qu'ils ont puisé la partie la moins noble de leur enseignement. Malgré ce scepticisme en matière de religion qui lui a valu la correction imposée par l'*index,*[1] et malgré une inspiration tirée du Machiavel (II, 23) et qui est, sans contredit, fort blâmable, le Castiglione donne, en général, des règles où tout gentilhomme d'honneur peut se trouver à son aise, et son personnage, loin d'afficher sa corruption, devient une sorte d'idéal chevaleresque, auquel, aujourd'hui même, nous ne trouvons pas beaucoup à corriger. Le courtisan français est doué évidemment de qualités plus pratiques, mais en marchant directement à son but, il laisse trop souvent, pour me servir d'une expression de Victor Hugo, sa vertu accrochée aux buissons de la route. Ce n'est donc pas sans quelque étonnement que dans le beau livre de Monsieur Édouard Bourciez, sur Les mœurs polies et la littérature de Cour sous Henri II

[1] Voyez Cian: *Un episodio della storia della censura in Italia,* extrait de l'*Archivio storico Lombardo,* anno XIV, fasc. IV, 1887.

(Paris, 1886, p. 275), je lis un jugement si sévère sur la moralité du Castiglione. Son livre, dit-il, est à bien des égards le complément du livre du *Prince*, qui peint le souverain avec la perfidie, l'artifice, la violation de la foi jurée. Tel maître, tel valet ... il saura s'insinuer avec souplesse dans sa faveur et s'y maintenir par la flatterie de chaque jour ... On ignore donc que le Castiglione prêche à son élève que sopra tutto tenda sempre al bene: non invidioso, non maldicente; nè mai s'induca a cercar grazia o favor per la via viziosa, nè per mezzo di mala sorte? A quoi bon déclarer que se 'l nostro Cortegiano per sorte sua si troverà esser a servizio d'un che sia vizioso e maligno, subitochè lo conosca, se ne levi, per non provar quello estremo affanno che provano tutti i boni che servono ai mali (II, 22), lorsque ses théories doivent être comprises si à rebours, même par un esprit éclairé de nos jours? Quand même il y aurait quelque chose de blâmable en lui, les maximes des écrivains français que nous venons de citer, démontreraient, sans le moindre doute, sa supériorité morale et civile, et si Mr Bourciez lui reproche avec tant d'acharnemant l'ostentation de son chevalier, qui se sépare du gros de l'armée, pour mettre mieux en relief sa valeur personnelle, et certains accommodements avec son maître, que dirons-nous de Balzac, qui conseille à son courtisan de se défaire de cette vertu incommode, et de l'auteur de la *Fortune des gens de qualité*, pour revenir sur une seule de nos citations, déclarant ouvertement que ce n'est rien d'avoir du mérite, si nous manquons d'adresse pour en acquérir la réputation, et que les vertus cachées sont des trésors qui n'enrichissent personne? Ce sont là des maximes qu'on ne saurait retrouver dans le *Cortegiano*, mais que Beaumarchais répétera, sans connaître le Castiglione, par la bouche de son Figaro.

Torino. Pietro Toldo.

Kleine Mitteilungen.

Zum Old English martyrology.

G. Herzfeld erweist es in seiner Ausgabe, für Early Engl. text soc. 1900, als Übersetzung aus Lateinischem [mindestens gröfstenteils]. Nun heifst Gregor I *ure altor, ure festerfæder*; *we syndan his alumni, we syndon his festerbearn*: folglich war schon der hier übersetzte Lateiner **L** ein Engländer. — Als Quelle für die Legende, wie Gregor Trajans Seele frei betete, nennt Herzfeld richtig den Paulus diaconus: also schrieb L nicht vor Ende des 8. Jahrhunderts, und darf auch aus der Auslassung[1] des Winfrid-Bonifaz nicht L's Abfassung vor 757 gefolgert werden. Auch Felix, der für Guthlac von Crowland benutzt wird, schrieb erst 747/9; er erwähnt dessen Schwester Pega, aber nicht wie M als eine Heilige. — Die Abfassung des **M**(artyrology) vor 900, eher vor 875, erweist Herzfeld aus der Sprache und der Schrift des ältesten Codex. Einen Terminus ante c. 875 mindestens für L (dem M vielleicht, ohne Rücksicht auf Änderungen in der Gegenwart, nur folgte) ergeben auch das Schweigen von König Eadmund von Ostangeln sowie von Bischof Swithun und die Erwähnung des Bestehens jener Kirchen, von denen man späterhin wufste, sie lägen durch die Skandinaven zerstört: Bardney, Barking, Beverley, Ely, Lastingham,[2] Lindisfarne, Streoneshealh (138. 186. 78. 102. 195. 159. 206). — Die Schrift des Codex B setzt Herzfeld um 975 und dessen dialektische Abweichung vom Original als wessexisch an. Zu beidem stimmt B's Variante, Aidans Gebeine lägen zu Glastonbury. Diese Abtei wurde nämlich von Eadmund I. begünstigt und zur Grabstätte erwählt [Birch *Cart.* 794;

---

[1] Ebenso wie dieses Argumentum ex silentio würde ein anderes, für eine Abfassung vor 782, trügen: Ceolfrid ruht nach M 178 zu Langres; aber vor 780/2 — als Alcuin *De sanctis Eubor.* 1299 schrieb (*Mon. Germ., Poetae Karol.* I 162) — war *corpus exinde patriam reductum.*

[2] Um 870 zerstört. Näheres vielleicht bei J. C. Wall *The monastic church of Lastingham* 1894 [nicht in Berlin].

Ann. Anglosax. 943 vor Wilhelm von Malmesbury]; sie will durch ihn Reliquien Aidans erhalten haben; dafs sie solche vorwies, berichtet ein anderer Westsachse um 990, der Verfasser der 'Heiligen in England' II 37. — Herzfeld erkennt M's Dialekt als mercisch und verlegt die Entstehung [doch vielleicht nur L's] in eine Stiftskirche, wo Pega und Hygebald berühmt waren; dies führe auf Lincolnshire, wo Hibalstow [aufser drei ferneren Higbaldskirchen [1]] liegt. Da jedoch letzteres kein Kloster besafs (was Herzfeld auch nicht behauptet), da beide Heilige doch nur so kurz wie keine anderen erwähnt sind, da endlich das nach Pega genannte Kloster Peykirk in Northamptonshire liegt, darf man vielleicht von Herzfelds nur vorsichtig zögernd ausgesprochener Vermutung abweichen. Näher liegt, an Lichfield zu denken: dorthin gehört Chad, neben seinem Bruder Cedd der einzige englische Bischof, der in M vorkommt (abgesehen von den hier auszuschliefsenden von York, Lindisfarne und Canterbury). Nicht nur ist die Notiz über Chad lang; er wird 194 nochmals, und zwar ohne Angabe der Diöcese, d. h. doch als bekannt, erwähnt, um einen anderen Namen dadurch zu bestimmen. Die Gröfse seines Sprengels wird, doch wohl stolz, angegeben. Wenn Guthlac mit der Schwester vorkommt, wie Herzfeld hervorhebt, so spricht das keineswegs gegen Lichfield: vom Lichfielder Bischof ward jener begünstigt; auch Higbald wird in Beziehung zu Chad erwähnt. Endlich sagt M: *Cedd wæs bisceop in Eastseaxum, ond hwæđere his lichoma resteđ be norđan gemære in þam mynstre Læstinge ea.* Das klingt wie Bedauern und Gelüst nach Reliquien. In der That war ein solcher Wunsch Lichfields im 10. Jahrhundert erfüllt, also vorher schon vorhanden: *đonne resteđ Ceadda 7 Cedde on Licetfeld* ('Die Heiligen' II 6 a). — Dafs M die Dietrichsage kannte, zeigt er p. 84 im Zusatze zu der Legende von Theodorichs d. Gr. Verdammung: *þæt wæs Theodoricus se cyning, þone we nemnađ Þeodric.* — Abgesehen von der Sprachkunde empfangen die Litteraturgeschichte des frühen Mittelalters, die Hagiologie und die Altertumswissenschaft Englands von Herzfelds sorgfältigem Drucke, umsichtiger Kritik und gelehrtem Nachweise der Quellen eine wichtige Förderung. [2]

Berlin. F. Liebermann.

Richard der Reimer Edwards (II).

N. Hone druckte (Antiquary Nov. 1894 p. 190) aus einer Staatsarchivrolle, welche etwa 700 Briefe des Prinzen von Wales

---

[1] Arnold-Foster *Studies in church-dedications* II 373.

[2] Einen englischen Heiligenkalender des 11. u. 12. Jahrhunderts, vermutlich aus Winchester, benutzte *The martyrology of Gorman* (ed. Wh. Stokes, 1895; vgl. p. XLIV), welches Marianus Gorman, Augustinerabt zu Knock bei Louth, in mitteliriscben Strophen 1166—74 schrieb. Er erwähnt Eadward II., Æthelwold, Dunstan, Ælfheah [† 1112].

von 1304/5 kopiert, u. a. folgende Bitte um Geigenunterricht für den prinzlichen Dichter: Al abbe de Salop'[1] saluz e che's amistez. Pur ceo q' Richard n[']re rymour desire molt d[']ap'ndre la menestralcie de crouther[2] e n' auoms entendu, q' v' auez un bon croutheour oue v', v' prioms ch'ement, q' v' voillez comander a v[']re croutheour, q'il ap'igne al di[t[3]] Rich' sa menestralcie, e q' v' voillez t'uer a meismes celi Rich' sa s'tenaunce en v[']re dite maison, tant come il y demorra entur l[']ap'se de la dite menestralcie, p'r l[']am'r de n'; e n' v' en voloms especiaument estre tenuz a m'cier. Don['] souz etc. a White Waltham le XII iour de Sept'. [1305]. — Am 2. Oktober erbittet der Prinz von Johann von London für die Kapelle seiner Schwester, der Gräfin von Hereford, den erfolgreichen Gesangslehrer der Kinder des Johann von London; in London bestellt er Trompeten und Kesselpauken (ebd. July 1895, 209). F. Liebermann.

Ein mittelenglisches Gedicht über Gärtnerei

druckte (aus einer Hs. um 1445 im Trinity College zu Cambridge, die einst Gale gehörte) Alicia M. Tyssen Amherst in *Archaeologia* 54 (1894) p. 157. Die 196 Verse beginnen:

> 'Ho so wyl a gardener be, | here he may both hyre and se every tyme of the ȝere and of the mone, | and how the crafte schall be done, | yn what maner he schall delve and sette.'

Zuletzt steht das Saffran-Pflanzen:

> 'Three ynchys depe they most sette be; | and thus seyde mayster Ion Gardener to me. Explicit hic liber qui vocatur Anglice Mayster Ion Gardener.'

Den Dichter nennt hiernach die Herausgeberin John Gardener [ob mit Recht?]. Ihn hält Skeat für einen Kenter, den Schreiber für einen Londoner. Über Gartenkunst und Pflanzennamen folgen gelehrte Bemerkungen. F. Liebermann.

At one's fingers' ends.

Die Gottesurteile haben, sieben Jahrhunderte nach ihrem Absterben, der heutigen Sprache manche Redensart hinterlassen, z. B. 'darauf leg ich die Hand ins Feuer, nehm ich Gift, geh ich ins Wasser'. D'Arbois de Jubainville (*Études s. droit celt.* 106) citiert nun aus irischem Recht den Zauber, durch welchen 'le savant irlandais tirait la vérité du bout de ses doigts', und verbindet damit *savoir sur le bout du doigt.* Patetta (*Le ordalie* 152) bezweifelt die Verbindung, citiert aber das entsprechende *aver sulla punta delle dita.* Unser *an den fünf Fingern abzählen* scheint eher dem Rechnen des Volkes

[1] Shrewsbury. [2] 'fiddle' Hone. [3] dil Hone.

entsprungen; es übersetzt aber auch nicht, wie englische Lexika meinen, die Redensart jener anderen Sprachen. Vielmehr auch der Deutsche 'weifs etwas in den Fingerspitzen', was Grimms *Wb* III 1661 nicht mit dem Ordal verbindet. F. Liebermann.

Zur Schwanklitteratur im 16. Jahrhundert.

III.

In der *Tijdschr. v. Ned. Taal- en Letterk.* 1894 S. 2 ff. hat Johannes Bolte eine von ihm entdeckte holländische Schwanksammlung von Fransoys Loockmans van Antwerpen aus dem Jahre 1589 beschrieben und die Quellen der einzelnen Erzählungen bis auf sechs, die ihm unbekannt geblieben, angegeben. Ich selbst habe im 94. Bande des *Archivs* (S. 147 ff.) drei von diesen unbekannten Quellen sicher, eine wahrscheinlich aufgedeckt und zugleich für zwei Schwänke, bei denen Bolte Boccaccios *Decamerone* als Quelle angenommen, Juan de Timonedas *Sobremesa y Alivio de Caminantes* als Vorlage nachgewiesen. Ich komme heute nochmals auf das Schwankbuch zurück, um Boltes Angaben weiter zu berichtigen und zu ergänzen.

Bolte läfst Bandello 'mit seiner vierbändigen Novellensammlung (1554—1573)' unter den Quellen 'die erste Stelle mit 26 Nummern' einnehmen. Diese Angabe ist in mehrfacher Beziehung ungenau:

1) Loockmans hat für den gröfsten Teil der 26 Novellen (für 20) nicht Bandello, sondern eine französische Übersetzung desselben vor sich gehabt, die meist François Belleforest zugeschrieben wird, aber thatsächlich nicht von ihm ist.
2) Eine der 26 (Nr. 56) geht weder auf Bandello, noch auf dessen französische Übersetzung zurück.
3) Bei 5 Novellen (Nr. 67—71) bleibt es zum mindesten zweifelhaft, ob sie direkt Bandello entnommen sind; ich vermute für sie ebenfalls eine französische Mittelquelle.
4) Ein Schwank, dessen Quelle Bolte unbekannt geblieben (Nr. 62), geht auf die oben erwähnte Pseudo-Belleforestsche Übersetzung zurück, ebenso
5) ein weiterer Schwank (Nr. 19), dem Bolte eine andere Quelle zuschreibt.

Um die Richtigkeit meiner ersten Behauptung zu zeigen, mufs ich etwas weit ausgreifen und zunächst den '*Histoires tragiques extraictes des œuures Italiennes du Bandel* ... par Pierre Boaistuau, furnommé Launay ... et Françoys de Belle-forest, Comingeois' ein paar Worte widmen.

Diese berühmte Übersetzung, die, wenn die Zahl der Ausgaben einen Mafsstab dafür abgeben kann, den Ruf und die Verbreitung

des Originals bedeutend übertraf, hat einen grofsen Einflufs auf die Litteratur Frankreichs und des Auslandes ausgeübt. Gleichwohl ist sie noch nicht Gegenstand einer besonderen Betrachtung geworden. Es herrscht sogar Unklarheit über die Zahl der Ausgaben, über das Verhältnis der einzelnen Ausgaben zu einander und über den Inhalt der Bände.[1] Mir stehen hierorts nur wenige und zum Teil defekte Ausgaben zur Verfügung, und ich kann daher heute den Gegenstand nicht erschöpfen. Aber so viel als zu der mich eigentlich beschäftigenden Frage nötig ist, kann ich doch vorbringen. Ich konstatiere also gleich, dafs der Inhalt der Bände — in den meisten vollständigen Ausgaben sind es deren sieben — besonders vom fünften Bande an nicht immer der gleiche ist. Nimmt man z. B. den fünften Band der *Hist. tragiques* in der Ausgabe 'Roven Adrian de Lavnay 1604' zur Hand, so findet man darin den gröfsten Teil der Erzählungen, die Loockmans nach Bolte dem Bandello direkt entnommen haben soll, und wir hätten also Belleforest als deren Übersetzer anzusehen. Greifen wir aber nach einer älteren Ausgabe der *Hist. tragiques,* z. B. nach der von Benoist Rigaud zu Lyon in den neunziger Jahren des 16. Jahrhunderts gedruckten, so machen wir die Entdeckung, dafs nicht nur der fünfte Band einen ganz anderen Inhalt hat, sondern dafs die betreffenden Novellen überhaupt in der ganzen Ausgabe fehlen. Noch mehr: Betrachtet man diese letzteren näher und vergleicht sie mit solchen, die sicher aus der Feder von Belleforest stammen, oder mit solchen, die Boaistuau geschrieben hat, so sieht man sofort, dafs sie von einer anderen Hand herrühren müssen. Belleforest versieht seine Nacherzählungen — Übersetzungen sind seine *Hist. tragiques* strenge genommen nicht — mit seitenlangen *Sommaires,* er gestaltet seine Vorlagen um, verbreitert sie, flicht Verse ein und spickt seine Diktion mit vielen Ausschmückungen und gelehrten Anspielungen. Auch Boaistuau übersetzt durchweg frei und fügt *Sommaires* hinzu, nur dafs sie kürzer gehalten sind als diejenigen Belleforests. Jene Erzählungen im fünften Bande der Rouener Ausgabe sind aber ganz getreue Übersetzungen des Bandello ohne *Sommaires,* und ihr Stil ist auffallend verschieden von dem der beiden eben genannten Autoren. Wie gerieten sie nun unter die *Histoires tragiques* von Boaistuau und Belleforest?

Den Schlüssel zur Lösung dieses Rätsels giebt uns der sie-

[1] Brunets Angaben (*Manuel du Libraire* s. v. Bandello) sind in keiner Weise erschöpfend. Es sind mehr Ausgaben vorhanden, als er anführt, und die Beschreibung der von ihm angegebenen läfst zu wünschen übrig. Die bibliographischen Schwierigkeiten erwachsen daraus, dafs die '*Histoires tragiques*' nicht auf einmal, sondern in einem Zeitraum von etwa 25 Jahren (1558/59—1583) bandweise herauskamen, und dafs sowohl von den einzelnen Bänden als auch von mehreren zusammen immer wieder neue Ausgaben und Nachdrucke erschienen, bevor das ganze Werk fertig war.

bente Band der *Histoires tragiques* in der Ausgabe Emanuel Richard, Paris 1582 (editio princeps)[1] oder Benoist Rigaud, Lyon 1595 (Nachdruck)[2] an die Hand. Dort heifst es auf der letzten Seite des Bandes in einem

Advertissement au Lyseur

'Ie penſoy que la loyauté retint encor quelque place parmi ceux, qui manient les lettres: ſi bien qu'ayant fait vn cinquieſme d'histoires Tragiques, ie vouloy que cestuy le ſuiuiſt, comme ſixieſme, ſortant de ma forge. Mais il y a eu vn fin drogueur d'eſcrits d'hommes de ſçauoir, auquel ie ne veux faire l'honneur de le nommer, lequel (ne ſcay pour quelle occasion, & attirant autre auec luy en ſon impoſture) empruntant contre ma volonté & intention quelques hiſtoires que i'auoy faites pour mon liure cinquieſme qui luy ſemblait trop petit en volume, les a fourrees en vn ſixiesme imprimé d'autre que de moy, à Lyon, abuſant & du nom d'vn autre & du mien tout ensemble.... Ç'a eſté l'occasion .. que i'ay baſti ce ſeptieſme, & que de cinq i'ay ſauté a ſept, pour n'entrer en chicanerie, me ſuffiſant que tu ſois aduerty du tort fait & a moy & a celuy qui eſt le recueilleur du ſixieſme portant tiltre du Bandel: car les miens .. ne doiuent rien qu'à ma ſeule diligence' etc.

Dieses advertissement ist etwas dunkel, und man weifs nicht recht — es trägt keine Unterschrift —, geht es von Belleforest oder vom Verleger aus; aber so viel ist klar, dafs darin ein *ſixieſme liure* als Fälschung bezeichnet wird. Dieses, das den meisten Ausgaben der *Histoires tragiques* fehlt, besitzt glücklicherweise die Münchener K. Hof- und Staatsbibliothek.[3] Es ist 1582 in Paris bei Jean de Bordeaux erschienen oder, da das Privilegium bereits vom Januar 1580/81 datiert ist, vielleicht schon früher. Unter dem *drogueur d'eſcrits d'hommes de ſçauoir* versteht das advertissement offenbar Jean de Bordeaux und unter seinem Complicen Gabriel Buon — beiden 'Libraires en l'Université de Paris' war das Privilegium erteilt worden —, und wenn man näher zusieht, ist der Tadel berechtigt. In dem Bande sind neben drei Erzählungen *'de l'invention de Françoys de belle Forest'* dreifsig aus Bandello. Unter den letzteren finden sich sämtliche zwanzig oben erwähnte Nummern, die Loockmans verwertet hat. Natürlich haben spätere Herausgeber — trotz des Protestes im *advertissement* — auch die dreifsig ohne Bedenken Belleforest zugeschrieben.

Wenn aber Belleforest nicht der Übersetzer ist, woher nahm der *drogueur d'eſcrits d'hommes de ſçauoir* die Geschichten? Auch

[1] Münchener Hof- u. Staatsbibl., P. O. ital. 8° (16°) 104m, Bd. VII.
[2] Gleiche Bibliothek, P. O. ital. 8° 104°, Bd. VII.
[3] Signatur P. O. ital. 8° 104m, Bd. VI.

hierauf kann ich, dank der K. Hof- und Staatsbibliothek dahier, antworten. Sie besitzt unter der gleichen Signatur wie der sechste und siebente Band[1] und fälschlich als Tome VIII bezeichnet einen *'Dernier volvme des Novvelles de Bandel, Traduites d'Italien en François. Reueu et corrigé de nouueau. A Lyon. Par Alexandre Marſilij 1578'*. Die Worte *Reueu et corrigé* lassen auf eine ältere Ausgabe schliefsen, und aus Brunet erfahren wir auch, dafs das Büchlein bereits 1574 erschienen ist. Alexandre Marſilij ist kein anderer als der Herausgeber und Verleger der (italienischen) *'IV. parte de le Nouelle del Bandello'*, und unser Büchlein ist weiter nichts als eine vollständige wortgetreue Übertragung der *quarta parte*, in der die Reihenfolge der Novellen beibehalten und nur der Ballast von Dedikationsschreiben weggeblieben ist. Marsilij sagt in einer Vorrede Av Lectevr unter anderem folgendes:

> 'Mais ſur tous ceux qui ont traitté ſemblables matieres, Bandel .. ſemble eſtre le plus excellent ... Apres ſa mort, on a trouué en ſon estude ... vn aſſez iuste volume, qui contient Nouuelles auſſi ioyeuſes, admirables & dignes de commiſeration, que il y en ait en ſes oeuures precedentes. Ayant recouuré ceste derniere partie, eſcrite de la main meſme du ſeigneur Bandel, ie deliberay de la faire imprimer: & conſiderant qu'elle meritoit d'eſtre veue d'vn chacun ... ie l'ay fait traduire en François & depuis imprimer, laquelle maintenant ie te preſente etc.'

Nach diesen Worten hat irgend ein unbekannter Übersetzer — in Lyon, das eine starke italienische Kolonie besafs, gab es unstreitig deren genug — die Übertragung vorgenommen.

Der Herausgeber des unechten *sixieſme liure* hat die ersten 28 von den 30 Novellen und selbst die Vorrede Marsilijs diesem Büchlein wörtlich entlehnt. Die Übereinstimmung erstreckt sich sogar auf die Reihenfolge und die Überschriften der Geschichten.

Hat nun Loockmans dieses oder jenes zur Vorlage gehabt? Ich kann diese Frage, da mir das holländische Buch fehlt, nicht mit Sicherheit entscheiden. Unschwer ist es aber, zu zeigen, dafs Loockmans eines der beiden Bücher und nicht Bandello direkt benutzt hat. Die kurzen Inhaltsangaben, die an der Spitze der Erzählungen stehen, sprechen deutlich genug. Man vergleiche zum Beispiel:

---

[1] P. O. ital. 8° 104m. Die unter dieser Signatur vereinigten Bände gehören verschiedenen Ausgaben an: Bd. I Lyon Pierre Rollet 1578, Bd. II Turin Cesar Farini 1580, Bd. III Paris Jean de Bordeaux 1572, Bd. IV Turin Ierosme Farine 1571, Bd. V (fehlt), Bd. VI, VII und VIII vgl. oben. — Die unter der Sig. P. O. ital. 8° 104o vereinigten Bände sind zwar alle Lyon Benoist Rigaud gedruckt, aber in verschiedenen Jahren: Bd. I 1596, II 1591, III 1594, IV 1591, V 1601, (VI fehlt), VII 1595.

Loockmans 4	**Bandello IV, 17**	**Franz. Üb. 17**
Goñell*e* iaechde den Marcgraue Nicolaes van Ferraren en groote vreese aen, om hem te verlossen vande vierdaechsche cortse. Den marcgraue woude sijn reuengie hebben, daer door den armen Gonnelle stierf.	Fece il Gonell*a* vna brutta paura al Marcheſe Nicolo di Ferrara liberandolo da la quartana, il quale con vna altra paura volendo beffare eſſo Goñella fú cagione de la morte di quello.	Gonnell*e* fait vne belle peur au Marquis Nicolo de Ferrare pour le deliurer de la fieure quarte. L*e* marquis voulut auoir ſon reuanche qui fut la cauſe de la mort du poure Gonnelle.
Nr. 9	IV, 9	Nr. 9
Arnout (Arnoul?) hertoghe van Gelderen wort sijn hertochdom af ghenomen door sijnen eyghen sone, ende van hem in gheuanghenisse ghestelt. Daer nae door de hulpe vanden paus, vanden keyser ende vanden hertoghe van Bourgoenien wort hy weder in sijnen staet ghestelt. Synen sone na dien hy eenighen tijt lanck hadde geuanghen geseten, wort vande Gentenaers voor Dornick geleyt, daer sy hem schandelijck deden steruen.	Arnolfo Duca di Gheldria dal proprio figliuolo é priuato del dominio e posto in prigione. Dapoi eſſendo restituito nel Ducato priua il figliuolo de la hereditȧ e da Gantesi eſſo ribaldo figliuolo è vituperoſamente morto.	Arnoul, duc de Gueldres eſt deſpouillé de ſon Duche par ſon propre fils, et par luy mis en priſon: depuis, par la faueur du Pape, de l'Empereur, & du Duc de Bourgogne, il est remis en ſon eſtat: ſon fils, apres auoir quelque temps demeuré prisonnier, fut conduit par les Gantois deuant Tournay & là le firent honteusement mourir.
Nr. 14	IV, 10	Nr. 10
Franchoys van Carraren, heer van Padoua, wert verlieft op eene van zijn borgerinnen.... Sijn huysvrouwe werdet gewaer ende ontdectent den man vande borgerinne. Int eynde hebbende tsamen geaccordeert, wreecten zijt, betalende met de selue munte de selue, die hen ongelijck deden.	Francesco da Carrara Signore di Padoa ſi innamora di vna ſua Cittadina .... la moglie di Francesco ſe ne auede e il dice al marito de la innamorata del Signore, e con lui accordata amoroſamente ſi godeno.	François de Carrare, ſeigneur de Padoue, deuient amoureux d'vne ſienne citadine .... ſa femme s'en apperçoit & le deſcouure au mari de l'amoureuſe. En fin, ayans accordé leurs flutes, ils s'en vengent payans en la meſme monnoye ceux qui leur faiſoyent tort.
Nr. 54	IV, 11	Nr. 11
Accelijn, den eersten van dien name, ontschaecte een jonghe dochter, die sijnen neue belooft was, daer wt	Eccelino primo da Romano cognominato Balbo, rapiſſe vna giouane promeſſa a vno ſuo nipote. Onde gran-	Accellin, premier du nom, rauit vne jeune fille, promiſe à vn ſien neueu, dont s'en enſuiuit de

dat volchde de doot van seer veel menschen ende de ruijne van veel casteelen.	dissimi incendij, morti di huomini, e roina di molte Castella ne seguirono.	grans eſclandres, la mort d'vn grand nombre d'hommes et la ruine de pluſieurs chasteaux.
Nr. 62	IV, 25	Nr. 25.
Wat dinghe dat een schoon, edele ende rijke joncvrou dede naer het overlijden van heuren man, niet hebbende de deucht van suyuerheytn ede willende nocht ans niet herhouwen etc.	Cio che faceſſe vna ricca nobile e forte bella Gentildonna rimaſa vedoua, ne più ſi volendo rimaritare, ne poſſendo contenersi etc.	Ce que fit vne belle, noble & riche damoiselle, apres le decez de ſon mari (n'ayant le don de continence) & ne ſe voulant toutefois remarier etc.

Nachdem Loockmans für den weitaus gröſsten Teil der angeblich Bandello entlehnten Schwänke eine französische Mittelquelle gehabt, scheint es mir wenig wahrscheinlich, daſs er das Original überhaupt gekannt und benützt hat. Von den sechs noch übrigen Erzählungen soll eine, die 56., auf Bandello I, 33 zurückgehen. Ich halte diese Angabe für unrichtig, denn Loockmans' Inhaltsandeutung stimmt wörtlich mit Heptameron Nr. 50 überein, während Bandello, obwohl seine Novelle unstreitig ähnlich ist, doch, wie aus der Überschrift bereits hervorgeht, nicht unwesentlich davon abweichen muſs. Man vergleiche:

Loockmans 56	Heptam. 50	Bandello I, 33
Eenen amoreus, naer dien hy ghelaten was, ontfangt de gifte der amoreuser ghenaden; daer af hy sterf ende sijn vriendinne om sijnent' wille.	Vn amoureux, apres la ſaignée, reçoit le don de mercy, dont il meurt & ſa dame pour l'amour de luy.	Dvi amanti si trovano la notte inſieme & il Giouine di gioia ſi muore, e la Fanciulla di dolor s'accora.

Es verbleiben jetzt noch fünf Geschichten, die alle aus dem zweiten Buche des Bandello stammen und sich nicht bei Boaistuau und Belleforest finden. Aus der Angabe Loockmans' bei der 67. Erzählung 'Getrocken wt de italiaensche werken van Bandel' möchte man schlieſsen, daſs er für diese fünf wirklich das Original, vielleicht gerade den zweiten Band der Novellen Bandellos, der ihm zufällig in die Hände gefallen, vor sich gehabt habe. Die Überschriften der Erzählungen unterstützen diese Annahme, denn sie ähneln denen bei Bandello sehr. Man vergleiche z. B.

Loockmans 70	Bandello II, 49
De goedertierenheyt van eenen leeu teghens een ionghe maecht, die hem eenen hont wten clauwen trock, sonder van hem eenich letsel te ontfanghen.	Clemenza d'un Leone uerſo una Giouanetta, che gli leuò un Cane fuor de gli ugnioni, senza riceuer nocumento alcuno.

Aber die Namensform Bandel für Bandello weist wiederum auf eine französische Quelle hin, und so muſs ich es vorerst unentschieden

lassen, ob Bandello selbst oder eine französische Schwanksammlung die Vorlage Loockmans' für die fünf Novellen gewesen. Ich dachte anfänglich an Gabriel Chappuys' aus italienischen Novellisten zusammengestoppelte *Facétieuses Journées* (1584), in denen u. a. auch Bandello stark geplündert worden, allein nach dem, was mir über den Inhalt bekannt geworden, scheint diese Sammlung hier nicht in Betracht zu kommen.

Auf die französische Übersetzung der *quarta parte* des Bandello geht eine der sechs Novellen zurück, deren Quellen Bolte unbekannt geblieben sind. Es ist die 62., und sie entspricht Bandello IV 24, französische Übersetzung Nr. 24 (Sixiesme liure der Hist. tragiques Nr. 24 S. 120). Ich stelle die Überschriften hier zusammen.

Loockmans	Franz. Übers. der IV. p.*
Hoe lustelijck dat twee ghesellen malcanderen wtstreken, soo dat den eenen meynde zijnen baert te perfumeren met een welrieckende compositie ende bestreken met vuylen stinckenden stront.	Baye facecieuse & sale d'vn Bergamasc a vn autre Bergamasc, lequel se pensant parfumer la barbe & les cheueux de composition odoriferante, se les empatrouilla de merde.

Bandello: Ridicola e vituperosa beffa fatta da vno Bergamasco a Fracasso da Bergamo, che credendo profumarsi la barba e capelli di adorata compositione si impastricciò di fetente sterco.

Die Namensform Fregose bei dem Niederländer in Übereinstimmung mit dem Franzosen gegenüber Fregoso — hervorragender Truppenführer im Dienste Venedigs und später Franz' I. — bei Bandello, beweist wiederum das Abhängigkeitsverhältnis Loockmans' zu der französischen Übersetzung.

Beim 19. Schwanke nimmt Bolte an, daſs *Les Comptes du monde adventureux* Nr. 6 die Quelle sei, und er verweist zum Vergleich auf Bandello IV, 28. Ich halte, wieder nach der Überschrift, die französische Übersetzung der *quarta parte* des Bandello für die Vorlage. Man vergleiche:

Loockmans	*Franz. Übers.*	*Les Comptes*
Eenen coopman van Lyons, om tsnachts te mogen gaen slapen met zijn joncwijf, maeckte een compact met zijnen winckelknecht, ende dede hem in sijn bedde slapen by zijn huysvrouwe. Den knecht, tcompact met zijnen meester gemaect, continueerte den geheelen nacht de amoureuse vreucht met zijn vrouwe, ende wat daer door geschiede.	Vn drappier à Lyon, pour aller coucher la nuict auec vne espousee, fait certaines paches auecques vn sien seruiteur de boutique, & le fait coucher en son lict, auec sa femme. Le seruiteur obliant les paches faites auec son maistre, continue toute la nuict l'amoureux deduit auec sa maistresse et ce qui en aduint.	D'vn marchand de Lyon, qui a sa poursuite propre fit aller sa femme au change.

Was endlich die letzte Novelle betrifft, deren Quelle noch verborgen ist — Nr. 47 — so vermutete Bolte richtig, dafs sie 'durch eine französische Zwischenstufe auf Bebel Facetiae I, 3—4' zurückgehe; aber diese Zwischenstufe ist ein Buch, das Loockmans viel benützt und Bolte selber bis auf das eine Mal auch immer als Quelle angegeben hat, nämlich *Les Comptes du monde adventureux*. Loockmans benutzte die elfte Erzählung. Ich stelle wieder die Überschriften nebeneinander.

Loockmans	*Les Comptes*
Van den ongheluckighen cleermaker.	Du trop bon mefnage d'vn Bourgeois, qui fut caufe de la ruine de fon cousturier.

Hier herrscht ausnahmsweise wenig Übereinstimmung unter den Überschriften. Allein nach den Andeutungen Boltes über den Inhalt des holländischen Schwankes kann gar kein Zweifel sein, dafs die französische Erzählung dessen Quelle war. In den *Comptes du monde adventureux* 11 wird ein Schneider zuerst durch einen Prozefs ruiniert, den ihm ein Bourgeois von Paris an den Kopf wirft, er wird Müller, kommt aber auch so auf keinen grünen Zweig, bettelt, kommt zu einem Bäcker u. s. w. Wir haben also in der Erzählung eine freie Nachbildung des lateinischen Schwankes von Bebel, auf den Bolte hingewiesen.

Bei der 63. Erzählung Loockmans' nennt Bolte Heptaméron 63 als Quelle. Das ist wohl ein Schreibversehen, es mufs Hept. 60 heifsen. Man vergleiche:

Loockmans 63	*Heptaméron* 60
Een vrouwe van Parijs verlaet haeren man, om enen sangher te volghen, daer nae heur doot ghelatende liet sy heur begraven.	Vne Parisienne abandonne fon mary pour fuivre vn chantre, puis contrefaisant la morte fe feit enterrer.

Es stellt sich jetzt — die eingeklammerten Ziffern beziehen sich auf Boltes Angaben — das Quellenverhältnis folgendermafsen: Bandello (ital.?) 5 (26), französische Übersetzung des Bandello 22 (0), Comptes 21[1] (21), Heptaméron 16 (13), Des Perriers 5 (5), Timoneda 3 (0), Boccaccio 0 (2) Juan Aragones 1 (0).

[1] Von den 21, die Bolte angab, fiel eine (Loockmans Nr. 19) weg, dafür kam aber, wie wir sahen, eine andere (Loockmans Nr. 47) dazu, so dafs sich die Zahl gleich blieb.

München. A. L. Stiefel.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Prof. M. Evers, Deutsche Sprach- und Litteraturgeschichte im Abrifs. Allgemeinverständlich dargestellt. I. Teil. Deutsche Sprach- und Stilgeschichte im Abrifs. Berlin, Reuther und Reichard, 1899. XX u. 284 S. M. 3,60.

Zu den vielen schon vorhandenen Litteraturgeschichten gesellt sich dieses neue Buch mit dem Anspruch, in der Einteilung und äufseren Form der Darstellung etwas Neues, möglichst Praktisches zu bieten. Die Abweichung von anderen Werken besteht darin, dafs das Sprachliche nicht wie sonst, wenn es überhaupt in Betracht gezogen wurde, ziemlich beiläufig neben der eigentlichen Litteraturgeschichte abgethan wird, sondern in gröfserer Ausdehnung und Selbständigkeit, nach Kräften getrennt von der ästhetisch-biographischen Behandlung, zur Geltung kommt.[1] Von den beiden beabsichtigten Bänden ist der ganze erste diesem Gebiete gewidmet. Ein Hauptzweck des Verfassers ist es dabei, durch die von ihm zu vermittelnde tiefere Kenntnis unserer Muttersprache die Liebe und das Verständnis für sie in recht weiten Kreisen zu erwecken und zu fördern, und er tritt somit als eifriger Vorkämpfer für die Bestrebungen des allgemeinen deutschen Sprachvereins auf, dem er auch sein Werk gewidmet hat.

Über die Anlage des vorliegenden ersten Bandes mag zunächst ein Überblick über seinen Inhalt unterrichten. Nach der Einleitung (S. 1—11) und dem ersten Hauptteile 'Vorbegriffe' (S. 12—38) behandelt der zweite Hauptteil (S. 39—60) 'die deutsche Sprache innerhalb der germanischen Sprachfamilie', der dritte (S. 61—272) die 'besondere Geschichte der deutschen Sprache'. Dieser bespricht in der ersten Hauptgruppe das Niederdeutsche, in der zweiten das Althochdeutsche, in der dritten das Mittelhochdeutsche, in der vierten das Neuhochdeutsche. Die letztere zerfällt

[1] So ganz neu ist dieser Gedanke aber doch nicht, wie die trefflichen allgemeinen Übersichten über Sprache und Verskunst in Wackernagel-Martins Litteraturgeschichte zeigen.

wieder in drei Hauptabschnitte: A. 1500—1748, die Begründung des Nhd., Luther bis Klopstock. B. 1748—1848, die klassische Höhe des Nhd. C. 1848 bis jetzt, neuere Sprachentwicklung und Gegenwartslitteratur.

Aus dieser etwas unsymmetrischen Einteilung ist zu ersehen, dafs die Darstellung durchaus auf litterargeschichtlicher Grundlage ruht. Eine eigentliche Sprachgeschichte in engerem Sinne, wie sie etwa die Sprachgeschichten in Pauls Grundrifs bieten, wird nicht gegeben; auf die Berücksichtigung der Mundarten wird, abgesehen von einigen beiläufigen Erwähnungen, fast ganz verzichtet. Die 'Sprach- und Stilgeschichte' besteht im wesentlichen darin, dafs einige allgemeine Bemerkungen über Sprache und Stil des behandelten Abschnittes durch Textproben erläutert werden — ein für volkstümliche Zwecke gewifs nicht verwerfliches Verfahren. Auch wenn man sich hiermit für einverstanden erklärt, mufs man aber doch öfter, als es bei einem so gut gemeinten Buche lieb ist, namentlich im ersten Drittel desselben, scharfe Kritik üben; denn Evers besitzt leider nicht eine so gründliche Kenntnis unserer Sprache, wie er Liebe zu ihr empfindet, und er hat es — zu niemandes Vorteil — unternommen, andere über ein Gebiet zu belehren, dem er selbst so gut wie fremd gegenübersteht.

Solch hartes Urteil zu rechtfertigen, ist eine gröfsere Auswahl von Beweisstellen notwendig. Gleich in der Einleitung über 'Sprache und Litteratur im Verhältnis zur Weltgeschichte' scheint den Verfasser die Begeisterung für seinen Stoff etwas zu weit geführt zu haben. Dafs die Geschichte der Völker auf ihre Sprache einen gewaltigen Einflufs übt, wird niemand leugnen; dafs aber das Umgekehrte, wie hier allgemein gesagt wird, in ebenso hohem Grade der Fall sei, hätte bewiesen werden müssen, und dafs einem grofsen Geschichtsereignisse häufig ebenso wie dem Blitze der Donner ein Wiederhall in Litteratur und Sprache folge (S. 8 § 13), ist etwas übertrieben und keineswegs die Regel, wenn man nur überlegt, dafs die Blüteperiode in der Litteratur so manches Volkes geradezu mit dessen politischem Verfall gleichzeitig ist (und umgekehrt). Die Heranziehung der babylonischen Sprachverwirrung nach der Bibel ist unkritisch. Die Ausführungen über Ursprung und Wesen der Sprache sind keineswegs allgemeinverständlich und zeitweilig überhaupt nicht recht klar, und die Behauptung, dafs gewisse Stufen der Sprachentwicklung gewissen psychologischen Begriffen oder Funktionen entsprächen, so 1) der Laut der Wahrnehmung und Empfindung, 2) die Wurzel der Anschauung, 3) das Wort der Vorstellung, 4) dem Begriff der Satz (§ 22), ist gesucht und veraltet, ebenso wie die Annahme (§ 37), dafs 'wohl alle urältesten Wurzelwörter oder Wortstämme ursprünglich bildlich-metaphorisch kraft schöpferischer Phantasien gebildet seien'. — Am schwächsten, ja ganz verfehlt ist der zweite Hauptteil des Buches. Phonetische Bildung scheint dem Verfasser völlig abzugehen. Es fehlt eine Übersicht über die Einteilung der Laute, die doch in einem sprachgeschichtlichen Werke unentbehrlich ist. Die Darstellung der Lautverschiebung ist un-

vollständig und verwirrt. Die idg. med. aspiratae *gh dh bh* werden Spiranten genannt (S. 46). Vom grammatischen Wechsel und Vernerschen Gesetz, von der Verschiedenheit der Verschiebung je nach der Stellung des Lautes im Worte hört man nichts.[1] *Atzen* ist keineswegs mit *essen* auf gleiche Stufe zu stellen, wie es die Klammer in § 91 anzudeuten scheint, sondern es ist ein durch Suffix gebildetes Kausativum dazu. Nhd. *laufen* mit lat. *labi* zusammenzubringen, ist eine lautliche Unmöglichkeit. Die got. Entsprechung für *Hanf* würde **hanaps*, nicht *hanps* (!) heifsen. Ags. *flêotan* wird (statt **fliutan*) für gotisch ausgegeben. Die unmögliche ahd. Form *piran* beweist Evers' Unkenntnis der ahd. Lautlehre (alles dies § 91), fürs Got. ergiebt sie sich aus der Aufstellung (§ 92), dafs die Diphthongierung dort ganz zu fehlen scheine. S. 47 Z. 2 v. u. steht, die mhd. Verbindung *iu* sei wie zwei Vokale hintereinander zu sprechen, S. 48 letzte Zeile dagegen, mhd. *iu*, *io* [soll wohl *oi* heifsen?] laute = *ü*, *eu*. Ferner wird nach S. 48 oben mhd. *ou* zu nhd. *ū*! Die Äufserungen über die 'merkwürdige Gesetzmäfsigkeit des Ablauts' in § 93 sind unklar. Ein got. Verbum *didan*, *dan* (§ 94) giebt es ebensowenig wie einen ahd. Infinitiv *tan*. In § 99 lernen wir 'leerere' Vokale im Gegensatz zu den volleren kennen. Eine ahd. Konjugation *faru*, *faris*, *farit* giebt es auch nicht, und auch kein ahd. vb. *gruozjan* (§ 100). Ein 'Endungs-*i*' (gemeint ist der Bindevokal der Präteritalendung) braucht in den bekannten Fällen weder synkopiert zu werden noch auszufallen, wie § 101 zu lesen ist, weswegen auch der 'sogenannte' Rückumlaut bekanntlich gar kein Umlaut ist, und noch viel weniger brauchen wir gar den hier neu auftauchenden v e r s t e c k t e n Umlaut. Überhaupt ist dem Verfasser das Wesen des Umlauts gar nicht aufgegangen, wie die Übersicht in § 102 zeigt. Als Gegenstück zum Rückumlaut bringt er uns auch noch eine R ü c k b r e c h u n g (§ 103). Die Übersichten über got. und ahd. Konjugation (S. 52) starren von Fehlern; hier nur ein paar der gröbsten: got. *siuthan* ist unbelegt. Das part. prt. heifst *hlaupans*, nicht *hloupans*. Pl. prt. und prtc. heifsen ahd. nach Evers *fundumês* und *fundan* (statt gewöhnlicher *funtumês* und *funtan*). Statt *biugu* steht *pioku*, statt *siudu*, *sôd* steht *siotu*, *sout*. Das prt. von *hloufan* soll [immer?] heifsen *hliaf*, *hliafumês*, ich suche und ich suchte *sôh(h)u* und *sôhhita*. Ähnlich steht es mit der ahd. Deklination S. 55. — Dieselbe Unkenntnis der älteren germanischen Dialekte zeigt sich auch noch weiter in der ersten und zweiten Hauptgruppe des zweiten Hauptteils. Die as. Genesisbruchstücke sind gar nicht erwähnt. Der Anfang des Hildebrandsliedes ist im Text und noch mehr in der Übersetzung entstellt: die *h* in *gihorta* (sic) und *urhêttun* sollen allitterieren, und die Übertragung lautet (S. 61): 'Ich hörte das sagen, dafs sich erhiefsen eine Begegnung H. und H.'. — In den Strafsburger Eiden (S. 70) heifst *in godes minna* nicht 'aus Liebe zu Gott', sondern 'in der Hoffnung auf die Liebe Gottes' oder 'bei der Liebe Gottes'. — *Saumtier* kommt nicht unmittelbar aus gr. (nicht lat.) σάγμα,

[1] Auch die z. T. widerspruchsvollen Ergänzungen in § 129 sind unzureichend.

sondern aus der Vulgärform *sauma*. *Schürze* ist mit Kluge besser auf mlat. *excurtus* als auf *scortum* zurückzuführen (S. 75). Die Merseburger Sprüche sind nicht in fränkischer (ein etwas weiter Begriff), sondern wegen der unverschobenen *d* wahrscheinlich in einer thüringischen Mundart geschrieben (S. 76). *cuniowidî* (so statt *cuoniowidi*) heifst nicht Kniefesseln; im letzten Verse des ersten Spruches kann nicht *insprinc* und *invar* allitterieren, da der Ton auf der Stammsilbe ruht, sondern die beiden Hälften reimen sich. Im zweiten Spruche sollen die *b* in *Balderes* und *birenkit* den Stabreim tragen, *biguolen* wird übersetzt 'begau(ke)lte ihn'. — Im zweiten Halbverse des Ludwigsliedes (S. 79) ist *her* wieder einmal fälschlich mit *Herr* statt durch das Pronomen *er* wiedergegeben. — Diese noch immer beschränkten Proben mögen genügen.

Abgesehen von noch manchen sprachgeschichtlichen und einigen sonstigen Fehlern ist der Rest des Buches vom Mhd. an besser, besonders sind einige zusammenfassende Abschnitte recht hübsch gelungen, aber dadurch werden die bisher erwähnten Mängel keineswegs ausgeglichen. Noch mufs ich aber auf einen Punkt näher eingehen, um einer Forderung Wustmanns nachzukommen, der die gleiche Beachtung der Form wie des Inhalts eines Buches verlangt, und zwar weil Evers selbst diese Forderung anführt und ihr grofses Gewicht beizulegen scheint. Leider können wir aber auch hier keine schrankenlose Anerkennung zollen. Der Stil ist zwar durchweg frisch und lebhaft und verrät allenthalben die Begeisterung des Verfassers für seinen Stoff, aber mehrfach gerät er in allzu grofsen rhetorischen Schwung, und da ergeben sich Anakoluthe, die sich im mündlichen Vortrage hinnehmen lassen, im Druck aber wenig angenehm wirken; andererseits finden sich auch elliptische, abgehackte Sätze, die auch nicht schön sind. Fremdwörter sind naturgemäfs möglichst vermieden, aber es hätte sich des Guten leicht noch mehr thun lassen, ohne des Sprachvereins richtigen Grundsatz weiser Mäfsigung zu verletzen. So begegnet noch gar zu oft das blasse Wörtchen interessant, krafs ist dem Naturalismus und Realismus als mehrfach wiederkehrendes Beiwort vorbehalten, Paragraphierung ist eine häfsliche Drillingsbildung, direkt wird unnötig und ohne Sinn gebraucht (S. 69. 80. 162), Jury (S. 121) ist entbehrlich, skurril ist glücklicherweise so gut wie gar nicht mehr gebräuchlich, brauchte also hier (S. 177) nicht wieder aufgewärmt zu werden. Störend sind die vielen aufdringlichen 'bekanntlich' und das allzu verschwenderisch als epith. ornans gebrauchte 'berühmt'; ein paarmal begegnet auch das wenig erfreuliche 'wundervoll, grofsartig, voll und ganz'. Auffallend ist des Verfassers Vorliebe für neue, aber meines Erachtens nicht sehr zu billigende Zusammensetzungen wie 'Siegfriedschwert, Luthersprache, Schiller-, Shakespearesprache', selbst 'Iphigenien-, Thusnelden- und Mythologiesprache'. Die durchgängig gebrauchte Form 'mittelaltrig' ist zum mindesten nicht hergebracht, 'verschlimmbessern' und Ableitungen davon brauchen wir auch nicht in den Wortschatz unserer Schriftsprache aufzunehmen, so wenig wie die Redensart 'auf etwas eintreten'. Endlich sei noch bemerkt, dafs auch die häufigen, oft ausge-

dehnten wörtlichen Anführungen aus anderen Werken nicht den Eindruck gediegener Verarbeitung oder gar künstlerischer Gestaltung des Stoffes machen. Besser als diese Citate und einige vereinzelte Litteraturangaben, unter denen des Verfassers eigene Schulausgaben besonders betont werden, wäre die Hinzufügung einer planmäfsigen Auswahl gediegener Werke für Weiterstrebende, etwa nach dem Muster in Kluges kleiner Litteraturgeschichte, gewesen.

Gesamturteil: Das Buch erfüllt nicht die Anforderungen, die man heutzutage an ein derartiges Werk stellen kann und mufs, weil es dem Verfasser vor allem gänzlich an sprachgeschichtlicher Bildung und Schulung fehlt. Das auch vorhandene Gute darin wird weit von den Mängeln und Fehlern überwogen. Daher kann es weder für den Schulunterricht noch für das Selbststudium empfohlen werden.

Breslau. H. Jantzen.

Der deutsche Sprachbau als Ausdruck deutscher Weltanschauung. Von Franz Nikolas Finck. VIII u. 123 S. Marburg 1899 (N. G. Elwert).

Schon der Titel des Buches mufs als verfehlt betrachtet werden, denn von dem — angeblichen — Temperament und nicht von der Weltanschauung des deutschen und anderer Völker ist in demselben die Rede. Trotzdem nun der Verfasser die Weltanschauung, die er S. 8 f. mit Vorstellungsbildung definiert, aus der Etymologie und Synonymik erkennbar sein läfst (S. 9), hören wir doch von diesen beiden Gegenständen fast gar nichts in dem gesamten Werke. Vielmehr wird eine Einteilung der Weltsprachfamilien sowie der indogermanischen Sprachzweige nach Temperamenten in den Tabellen von S. 15 und 48 geboten und daraufhin ein Zusammenhang zwischen diesen Temperamenten und einzelnen oft aufs Geratewohl herausgegriffenen sprachlichen Erscheinungen zu geben versucht. Jenen Tabellen fehlt aber gerade das Wichtigste: die Begründung, insofern solche summarische Urteile, wie sie der Verfasser über den Grad und die Art der Reizbarkeit ganzer Völker, ja ganzer Rassen ausspricht, nicht ohne weiteres unbewiesen hingenommen werden können. Im übrigen gelingt es dem Verfasser keineswegs, zwischen den von ihm angenommenen, aber, wie gesagt, nicht erwiesenen Temperamenten und den damit verglichenen sprachlichen Erscheinungen einen wirklichen Zusammenhang glaublich zu machen, zumal sich aus seiner Darstellung nicht einmal erkennen läfst, was er dabei als Ursache und was als Wirkung betrachtet (vgl. S. 11, dagegen S. 98). Der Umstand, dafs der Verfasser an einzelne Erscheinungen Gewichte hängt, die dieselben nicht zu tragen vermögen, ruft allerlei paradoxale Behauptungen hervor, vgl. S. 25 die Bemerkung über die heutigen (doch des Hebräischen meist unkundigen) Juden, S. 56 f. und 62 über die Neigung der Deutschen, die Dinge als handelnde und die Natur als belebte aufzufassen, S. 91 über den englischen Nationalcharakter, S. 43, 73, 92 über den Zusammenhang zwischen dem Tempera-

ment einerseits und der Reduplikation, bezw. der Adjektivstellung andererseits etc.

Schliefslich sind aber schon die sprachwissenschaftlichen Beobachtungen vielfach so ungenau, dafs schon aus diesem Grunde alle darangeknüpften Folgerungen hinfällig werden.

1) So ist es nicht richtig, dafs das Neuhochdeutsche infolge der Wirkungen des Ablauts, Umlauts und der alten Reduplikation die gröfste Vokalvariation unter den indogermanischen Sprachen aufweist (S. 38), da es hier vom Ar. (Guṇa, Vṛddhi und Samprasārana) an zweite Stelle gedrängt wird.

2) Wenn man bedenkt, welche zahlreiche Reduplikationserscheinungen zeigende Verbalnomina und Participien das Griechische besitzt, mögen dieselben auch im Anschlufs an Verbalsysteme gebildet sein, so ist es nicht richtig, dafs das Romanische in der Stammbildung von der Reduplikation einen reicheren Gebrauch macht als alle anderen Indogermaninnen.

3) Gegenüber dem Umstand, dafs im dänischen *han* 'er' und *hun* 'sie' nur auf Personen bezogen werden, 'wodurch eine Scheidung in Vernünftiges und Unvernünftiges zu Stande kommt' (S. 61), liefse sich daran erinnern, dafs auch im Deutschen die Dative 'ihm' und 'ihr' nur von Personen, die Pronominaladverbien 'damit, darauf' etc. nur von Sachen gebraucht werden. — Zu den ebendaselbst angeführten Sprachen, die das Neutrum bewahrt haben, mufs auch noch das Neugriechische hinzugefügt werden.

4) Die angeblich dem Deutschen innerhalb des Indogermanischen eigentümliche Intensivbildung (S. 62 f.) findet sich innerhalb des Germanischen beispielsweise auch im Englischen *wal-k* (: wallen), *tal-k* (*tell*), *shif-t* (: schieben), *drif-t* (: *drive*), *lis-ten* (: ahd. *hlosen*), *boas-t* (: ahd. *bôsôn*), aufserhalb desselben im Lateinisch-Romanischen (*dictare, cantare, saltare, cursare*), ferner sehr häufig im Slavischen, vgl. russisch *makat : motschit, taskat : taschtschit, piskat : pischtschat* etc.

5) 'Dafs wir Deutsche das Adjektivum dem Substantivum häufiger folgen lassen, als die anderen Germanen es thun' (S. 73, ferner S. 65), kann ebenfalls nicht aufrecht erhalten werden angesichts der Thatsache, dafs wir das Adjektiv in einem Fall regelmäfsig vorausstellen, wo andere germanische Sprachen es nachsetzen, nämlich wenn dasselbe von einer nominalen Ergänzung begleitet ist, z. B. ein unseres Vertrauens würdiger Freund (vgl. engl. *a friend worthy of our confidence*).

6) Die gerade dem Deutschen charakteristische Wortstellung des Nebensatzes, wobei das Verb gerade an die letzte Stelle rückt, wiegt ihrerseits die Thatsache auf, dafs das Deutsche in anderen Fällen gegenüber anderen Sprachen die Voranstellung des Verbs bevorzugt (S. 74).

7) Was über die Subjektivität des Verbs (S. 83 ff.) gesagt ist, hat ebenfalls wenig Überzeugendes. Wenn das Deutsche um ein sehr weniges die Person deutlicher am Verb erkennen läfst als andere neugermanische Sprachen, so steht es seinerseits in diesem Punkt zahlreichen indo-

germanischen wie nicht indogermanischen älteren und neueren Sprachen nach. Dasselbe gilt auch von der Scheidung zwischen Nominativ und Accusativ, wenn man sich nicht blofs darauf beschränkt, das Deutsche mit anderen germanischen Sprachen, sondern diese auch mit nicht germanischen Sprachen zu vergleichen.

8) Die 'uns Germanen nur schwer verständliche Häufung von Suffixen', die nach Ansicht des Verfassers das Slavische dem Ural-Altaischen näher bringen soll (41), ist auch dem Deutschen nicht fremd, vgl. Heim-at-los-ig-keit, Leid-en-schaft-lich-keit, ebensowenig wie dem Romanischen *am-a-bi-li-té, alt-ér-a-bi-li-té, pra-ti-ca-bi-li-té*, namentlich dann, wenn wir Präfixe und Suffixe gleichsetzen, wozu wir nach dem (S. 19) über das Tonga Gesagte vollständig berechtigt sind, vgl. z. B. Un-be-scheid-en-heit, Un-ver-äufs-er-lich-keit, Be-dien-ten-haft-ig-keit, frz. *im-pra-ti-ca-bi-li-té* etc.

9) Die im Hebräischen beobachtete Untrennbarkeit gewisser Präpositionen (S. 32) findet sich auch im Ural-Altaischen, ebendaselbst auch der Ausdruck der Possessiva durch Suffixe.

10) Und zum Schlufs noch — ohne damit alle Einwände angeführt haben zu wollen — sei auf die neuhochdeutsche Umschreibung 'meine Wenigkeit' aufmerksam gemacht, die als Ersatz für die in Vergessenheit geratene mittelhochdeutsche Form *mîn lîp* (für 'ich') betrachtet werden kann, so dafs auch der an den Untergang der letzteren geknüpfte Schlufs nicht stichhaltig ist.

Nürnberg. Markus Freudenberger.

Häufigkeitswörterbuch der deutschen Sprache. Festgestellt durch einen Arbeitsausschufs der deutschen Stenographiesysteme. Herausgegeben von F. W. Kaeding. Steglitz bei Berlin, 1898, Selbstverlag des Herausgebers. Im Buchhandel zu beziehen durch die Kgl. Hofbuchhdlg. von E. S. Mittler, Berlin SW., Kochstrafse 68—71. VI, 671 S. gr. 8. Geh. M. 22,50, in Halbfranzband M. 25.

Das vorliegende Buch verdankt seine Entstehung stenographischen Bedürfnissen und ist aus stenographischen Kreisen hervorgegangen. Die Erkenntnis, dafs, je häufiger ein Wort, eine Silbe, ein Laut vorkommt, eine desto kürzere Bezeichnung für Zwecke der Schnellschrift eintreten müsse, hat Herrn Kaeding, Oberkalkulator (jetzt Rechnungsrat) bei der Reichshauptbank zu Berlin, veranlafst, sich mit einer gröfseren Anzahl von Personen in Verbindung zu setzen, um eine genaue Statistik der deutschen Sprache aufzustellen. Von allen Vorarbeiten unterscheidet sich das Buch dadurch, dafs 20 Millionen Silben = beinahe 11 Millionen Wörter gezählt sind. Eine solche Zahl ist bisher auch nicht annähernd von einer sprachlichen Statistik erreicht worden. Der Zählung ist der verschiedenartigste Stoff zu Grunde gelegt worden: juristischer, nationalökonomischer, parlamentarischer, kaufmännischer, technischer, militärischer, geschichtlicher,

theologischer, medizinischer, belletristischer, und schliefslich Briefe. Von der Bibel wurde das Neue Testament bis Römerbrief 16, 21 in der lutherischen Übersetzung gezählt, dann ein grofser Teil Goethe, Schiller, Lessing, Schopenhauer u. s. w. So finden wir die gehobene Sprache und die Sprache des täglichen Lebens, die Sprache des Schriftstellers und des Privatmanns, das geschriebene und das gesprochene Wort berücksichtigt! Das Wörterbuch enthält die Ergebnisse einer mehr als fünfjährigen unverdrossenen Arbeit von 1320 Personen. Welche Schwierigkeiten der Arbeit fortwährend erwuchsen, kann man sich ungefähr denken, es verlohnt sich aber, die in dem Werke gegebene Schilderung durchzulesen, um zu ermessen, welcher Umsicht und Übersicht es zur Durchführung des Riesenunternehmens bedurfte.

Das Buch zerfällt in zwei Teile. Der erste Teil (Wort- und Silbenzählungen) bietet in der Einleitung eine Übersicht über die Litteratur, eine Darlegung der Notwendigkeit grofser Zählungen und eine Schilderung der Entstehung der Arbeit. Ein zweiter Abschnitt behandelt die Anforderungen an die Häufigkeitsuntersuchungen, ein dritter den verwendeten Zählstoff, ein vierter die Ausführung der Arbeit. Der fünfte Abschnitt enthält die alphabetische Nachweisung aller gezählten Wörter, und zwar zunächst die Wörter mit einer Häufigkeit von 5000 und darüber und dann alle übrigen Wörter, soweit sie mindestens viermal in dem gezählten Stoffe vorgekommen sind. Letztere beanspruchen allein 365 Seiten des Werkes. Ein Abdruck der nur ein- bis dreimal vorgekommenen Wörter verbot sich wegen des Umfangs und wegen der Kosten. Doch befindet sich das Original des Häufigkeitswörterbuches in der Kgl. Bibliothek zu Berlin, aus deren Fonds auf kaiserliche Anordnung ein Beitrag zu den Herstellungskosten gezahlt worden ist. Der sechste Abschnitt (nebst Nachtrag S. 651—669) zählt sämtliche nackten Stämme (bei Fremdwörtern die erste Silbe bis zum nächsten Vokal ausschliefslich) mit ihrer Häufigkeit auf. Im siebenten Abschnitt folgen die Vorsilben und ihre Verbindungen, im achten die Endungen und Nebensilben. Der zweite Teil des Werkes giebt die Zählungen der Buchstaben und Laute unter genauer Berücksichtigung aller Verbindungen, in denen ein Laut auftritt. Ein Nachtrag endlich bietet u. a. eine Zählung der Interpunktionen zum Zwecke der Berichtigung des deutschen Giefszettels.

Die Nützlichkeit des ganzen Unternehmens ist schon während der Herstellung von vielen Seiten bestritten worden. Wenn der Herausgeber sagt (S. 11): 'Eigennamen und geographische Namen sind nicht aufgenommen, weil diese Wörter zu sehr von dem gerade vorliegenden Zählstoffe abhängig sind', so gilt dieser Einwand doch auch von den meisten Appellativen, von denen wir viele ganz bekannte und geläufige in der Liste der mindestens viermal vorgekommenen Wörter vergebens suchen, z. B. *Ausverkauf, Briefgeheimnis, Luchs, Stachelbeeren, Unmasse, angestochen.* Fast jedes Buch, das man hinzunimmt, vermehrt den Wortschatz um eine Anzahl von Wörtern. Die in dem Werke gänzlich fehlenden *Huris* kommen allein in Goethes west-östlichem Diwan — die Überschriften unge-

rechnet — siebenmal vor. Wörter wie *Lautgesetz*, *Lautumwandlung*, *Lautverschiebung* würden in der Liste erscheinen, wenn irgend ein diesen Gegenstand berührendes Buch, etwa Scherers 'Jakob Grimm', der Zählung mit zu Grunde gelegt wäre. Der Herausgeber ist sich dessen übrigens wohl bewufst gewesen, dafs sich das Vorkommen der meisten Begriffswörter nach dem Stoffe richtet, und dafs man von einer 'Durchschnittshäufigkeit' bei diesen nicht reden kann. Ganz anders aber steht die Sache mit den sogenannten Formwörtern, die kein Stoff entbehren kann, und ebenso mit den Vorsilben und Endungen, Buchstaben und Lauten sowie deren Verbindungen. Die hier erzielten Ergebnisse dürften von einer veränderten Stoffauswahl wenig oder gar nicht betroffen werden. Man thäte deshalb dem Buche durchaus unrecht, wollte man die darin niedergelegte grofse Arbeit als zwecklos bezeichnen. Zunächst darf man bei der Beurteilung nicht vergessen, dafs es zuerst und in der Hauptsache für stenographische Zwecke bestimmt ist. Und in der That haben seine Zahlen bei der Aufstellung des sogenannten Einigungssystems Stolze-Schrey die Grundlage für die Auswahl der Zeichen-, Silben- und Wortkürzungen gebildet, eine Grundlage, wie sie noch nie einem stenographischen Systeme zu Gebote stand. Welchen Nutzen das Werk dem Buchdrucker gewährt, darüber handeln Aufsätze von Koch und von Smalian in den betreffenden Fachzeitschriften. Es ist hier nicht die Aufgabe, alle Möglichkeiten der Verwertung des Werkes nachzuweisen und z. B. die Verfasser von Reimlexika darauf aufmerksam zu machen, dafs ihnen Seite 527—605 ein gutes Hilfsmittel für ihre Zwecke bietet; der Rahmen dieser Zeitschrift fordert eine Beschränkung auf die Frage: Was bietet das Buch dem Sprachforscher? Auch hier müssen wir zunächst feststellen, was das Buch nicht bietet und nicht bieten kann. Da die excerpierten Werke verschiedenen Sprachperioden angehören, so spiegeln sie nicht streng den heutigen Gebrauch wieder. Bei strenger Beschränkung auf den Sprachgebrauch einer Generation würde eine Vergleichung mit früheren und späteren Perioden möglich werden, für die es freilich keine ähnlichen Zusammenstellungen giebt und auch kaum je geben wird. Da ferner das Buch nur Buchstaben, Silben und Wörter zählt, so giebt es keine Antwort auf Fragen über das Geschlecht der Substantiva, über Syntax und Semasiologie. Die Unterscheidung gleichlautender Wörter mit verschiedener Bedeutung (sein *suus* und *esse*, Arme *bracchia* und *egentes*, Träger *portans*, *iners*, *inertior*) hat nicht durchgeführt werden können. Auch lassen sich manche Ergebnisse erst durch Schlüsse und Zusammenstellungen oder gar durch ein Zurückgreifen auf das Original gewinnen.

Was aber lernen wir nun aus dem Buche? Ungefähr die Hälfte aller gezählten Wörter ist nur einmal vorgekommen. Die drei häufigsten Wörter *die*, *der* und *und* machen fast den zehnten Teil alles Geschriebenen aus, die 66 häufigsten Wörter die Hälfte! Von den Präpositionen sind *zu* und *in*, von Verbalformen *ist*, *nehmen*, *war*, *werden*, *hat*, *wird* die gebräuchlichsten. Die häufigsten Verba sind die Hilfszeitwörter 1) *sein*, 2) *werden* und *haben*; von anderen *nehmen*, während *geben* und *machen*

merkwürdigerweise kaum halb so häufig sind und *thun* gar erst den vierten Teil der Häufigkeit von *nehmen* besitzt. An der Auswahl des Stoffes kann das unmöglich liegen, da die Bedeutung und Anwendung der genannten Verba an keinen bestimmten Stoff gebunden ist. Die häufigste eigentliche Vorsilbe ist *ge-*, das Wort, welches am häufigsten als Vorsilbe gebraucht wird, *an*. Die Durchschnittssilbenzahl jedes Wortes beträgt 1,83. Es kommen Wörter vor bis zu 15 Silben. Die Hälfte aller vorgekommenen Wörter sind einsilbig, etwas mehr als ein Viertel zweisilbig, die mehr als fünfsilbigen Wörter erreichen nicht 1 Prozent. Die häufigsten Konsonantenzeichen sind *n*, *r*, *s*, *t*. Der weitaus häufigste Vokal der deutschen Sprache ist *e*, beinahe so häufig wie alle übrigen Vokale zusammengenommen. Die Reihenfolge der Häufigkeit ist folgende: *e*, *i*, *a*, *u*, *o*, *ei*, *au*, *ü*, *ä*, *ö*, *eu*, *äu*, *ai*. Unsere Sprache ist eine konsonantische. Die Vokale betragen 35 Prozent aller Laute, die Konsonanten 64 Prozent; das Verhältnis ist also wie $^1/_3$ zu $^2/_3$. Diese Beschaffenheit unserer Sprache erkennt man auch aus der Berechnung, daſs eine Silbe durchschnittlich 3,03 Buchstaben (nicht Laute) hat. Im Französischen ist die Buchstabenzahl sicherlich geringer.

Da die Orthographie des Dudenschen Wörterbuches als verbindlich anerkannt ist, so läſst sich zur Beantwortung orthographischer Fragen das Wörterbuch nur für diejenigen Wörter heranziehen, bei denen mehrere Schreibweisen als gleichwertig angegeben sind. Freilich handelt es sich hierbei fast nirgends um bloſse Unterschiede der Schreibung, sondern um sprachliche Unterscheidungen, und so gehören die hier behandelten Fälle ebensogut in das Kapitel der Wortbildung. *fünfzehn*, *fünfzig* ist die regelmäſsige Form der Schriftsprache, während *funfzehn* u. s. w. nur ein geduldetes Dasein fristet. *etwaig* hat trotz *etwan* (13)[1] die Form *etwanig* ganz aus dem Felde geschlagen. Ziemlich gleich häufig sind *Nähterin* und *Näherin*, *Neugier* und *Neugierde*, *Zimmet* und *Zimt*, *winkelig* und *winklig*, *Verwechselung* und *Verwechslung*, *Verwickelung* und *Verwicklung*. *Entwick(e)lung* erscheint häufiger ohne als mit *e*, dagegen *G(e)leise* häufiger mit als ohne *e*. *Dolmetsch* erscheint 18 mal neben 29 *Dolmetscher*, welch letztere Form allerdings noch den Plural mit umfaſst. Ein merklicher Unterschied des Gebrauches tritt hervor bei *wallfahrten* (22), *wallfahren* (4); *Fähnrich* (27), *Fähndrich* (8); *Pirsch* (18), *Birsch* (6); *weitläufig* (154), *weitläuftig* (15) und besonders bei *andererseits* (574), *anderseits* (168).

Wir kommen nun zur Formenlehre. Von den Grammatikern gemiſsbilligte Pluralbildungen mit Umlaut finden sich eine ganze Reihe, z. B. *Wässer*, *Läger*, *Kästen*, *Fernröhre*, *Bögen*, *Böden* mit Zahlen bis zu 48. Die *Generäle* (12) müssen vor der erdrückenden Übermacht der *Generale* (197) zurückweichen. Der volkstümliche, auch dem Plattdeutschen eigene Plural *Jungens* findet sich 29 mal. Die Pluralbildung fremder Substantiva wird durch 18 *Themata* neben 4 *Themen*, durch 7 *Exercitien* neben

[1] Die Zahlen in Klammern bedeuten die Häufigkeit des Vorkommens unter den 10 910 777 gezählten Wörtern.

4 *Exercitia* illustriert. Zur Flexion der Adjektiva sei erwähnt, dafs *keinesfalls* (34) und *keinenfalls* (32) sich die Wage halten. Von *dumm* und *fromm* finden sich nur Superlative mit Umlaut; *schmal* wird mit und ohne Umlaut kompariert; *gesündeste* ist häufiger als *gesundeste*. Der Superlativ von *weitgehend* heifst 28 mal *weitgehendste* und nur 11 mal *weitestgehende*. Es finden sich *gröfstmöglich* (23), *baldmöglichst* (22), *baldthunlichst* (4). Zur Konjugation lernen wir, dafs die schwachen Formen von *fragen* die starken bedeutend überwiegen. Umgekehrt ist es mit *saugen*: *sog* (26), *saugte* (8). Das Präteritum von *schwören* scheint doppelt so häufig mit *u* als mit *o* zu sein. Die falsche Form *däucht* ist neben *dünkt* nicht selten, das falsche Präteritum *dünkte* überwiegt sogar die regelrechte Form *däuchte* bedeutend. Das kürzere *bewillkommt(e)* scheint beliebter zu sein als *bewillkommnet(e)*; dagegen erscheint *vervollkommnet(en)* nur in dieser längeren Form.

Sehr ergiebig ist das Kapitel der Wortbildung. In *Hirt*, *Stirn*, *Thür* überwiegen die einsilbigen Formen, dagegen *G(e)leis* (13), *G(e)leise* (84). Ebenso überwiegen die einsilbigen Formen ganz bedeutend in *fünf*, *gern*, *bald*[1]; umgekehrt ist es mit Recht bei *heute* (5259 : 625) und *leise*; *beinahe* (602) ist häufiger als *beinah* (58). Von *darin* (3438) finden sich nicht blofs die üblicheren Nebenformen *drin* (106), *drinnen* (89), *darinnen* (83), sondern auch *darinne* (8) und *drinne* (5). Der *morgende* (32) Tag ist beliebter als der *morgige* (19). Die Form *worum* (6) ist selten, trotzdem weder Goethe noch andere Klassiker sich vor ihr scheuen. Neben *Sonnabend* (180) steht *Samstag* (56), neben *nackt* (182) *nackend* (26), neben sehr häufigem *drohend* 9 mal die alte Form *dräuend*. Neben *genug*, *genügend* ist auch *genugsam* (103) mehr als hinreichend vertreten. Die alte Verbindung von *ohne* mit dem Dativ ist erhalten in *ohnedem* 19 (neben 89 *ohnedies*). *Japaner* und *japanisch* erhalten mit Recht den Vorzug (108) vor (8) *Japanesen* und *japanesisch*. Die Einwohner von Baden erscheinen nur mit lateinischer Endung als *Badenser* (*Badener* fehlt), dagegen die *Pommern* und *Weimarer* behelfen sich ohne lateinische Endung (*-aner*). Mit Vergnügen vermissen wir das häfsliche Wort *Machenschaften*, müssen uns dagegen 4 *Attentäter*, 17 *Jetztzeit*, 19 *unentwegt*, 23 *Herabminderung* nebst *herabmindern* und eine ganze Reihe papierener Wendungen gefallen lassen, wie *Gepflogenheit* (13), *desfallsig* (36), *diesbezüglich* (64). Bei der häufigen Nennung des *Teufels* wird von der euphemistischen Bezeichnung *Gottseibeiuns* anscheinend nirgends Gebrauch gemacht.

Der Herausgeber sagt in der Einleitung: 'Dem Allgemeinen Deutschen Sprachverein bietet sich die Gelegenheit festzustellen, in welchem Grade das Deutsche von Fremdwörtern durchsetzt ist'. Es zeigt sich, dafs vielfach Fremdwörter gewählt werden, wo es entsprechende deutsche Bezeichnungen giebt. Umsonst suchen wir *Fallbeil* für *Guillotine*, *Mundtuch* für *Serviette*. In anderen Fällen finden wir zwar die deutschen Ausdrücke, aber die Fremdwörter werden bevorzugt: *Terrain* vor *Gelände*,

---

[1] Neben 5768 *bald* erscheint nur 3 mal *balde*; dafür 11 mal *in Bälde*.

Karikatur vor *Zerrbild*, *konsequent* und *Konsequenz* vor *folgerichtig* und *Folgerichtigkeit*, *Rendezvous* vor *Stelldichein*, *Original* vor *Urschrift*. Umgekehrt sind teilweise auch die deutschen Ausdrücke beliebter, z. B. *Merkwürdigkeit* (*Kuriosität*), *Rentner* (*Rentier*), *Enteignung* (*Expropriation*), *rein* (*pur*).

Das sind nur einige Proben dessen, was uns das Häufigkeitswörterbuch lehren kann. Hoffen wir, dafs auch auf dieses Werk mühsamen Fleifses die Worte Jakob Grimms Anwendung finden werden: 'Der Geist, der im herbeigeschafften Material schläft, wird mit der Zeit schon erwachen oder erweckt werden.'

Grofs-Lichterfelde. Otto Morgenstern.

Deutsche Bühnenaussprache. Ergebnisse der Beratungen zur ausgleichenden Regelung der deutschen Bühnenaussprache, die vom 14. bis 16. April 1898 im Apollosaal des Kgl. Schauspielhauses zu Berlin stattgefunden haben. Im Auftrage der Kommission herausgegeben von Theodor Siebs. Berlin, Köln, Leipzig, Verlag von Albert Ahn, 1898. 93 S. 8⁰.

Die Geschichte der Bewegung, welche der Germanist Prof. Siebs aus Greifswald ins Leben gerufen und welche das vorliegende Büchlein gezeitigt hat, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Die theoretischen Ergebnisse liegen nunmehr gedruckt vor, die praktischen finden vorläufig ihren Ausdruck in dem Beschlufs des Deutschen Bühnenvereins, die Arbeit als Kanon der deutschen Aussprache den Bühnen zu empfehlen, eine gute Gewähr liegt in den Namen der Männer, welche die Paten des Kindes waren: Siebs hat das Programm der Beratungen ausgearbeitet und in einem einleitenden, hier an erster Stelle abgedruckten Vortrage die allgemeinen Grundlagen und Ziele der Arbeiten dargelegt, Professor Sievers in einem zweiten Vortrag, über den S. 25 bis 30 berichtet ist, die Bedeutung der Phonetik für die Schulung der Aussprache beleuchtet. Auf den folgenden vierzig Seiten ist dann die Aussprache der einzelnen Laute mit reichen Beispielen behandelt. Es folgen kurze Bemerkungen über Tempo, Betonung und Tonfall und ein Wörterverzeichnis. Ein vollständiges Aussprache-Wörterbuch wird in Aussicht gestellt.

Die kleine Schrift hat eine viel gröfsere Bedeutung, als es nach dem Titel erscheinen mag. Schon an sich haben solche elementaren Darlegungen aus der Hand des Gelehrten, zumal wenn sie so schlicht und lichtvoll erfolgen wie hier, einen durchschlagenderen Erfolg als rein wissenschaftliche Erörterungen. Denn sie geben nicht subjektive Auffassungen streitiger Punkte, Vermutungen oder Versuche, sondern sie schöpfen den Rahm, der sich allmählich auf der Milch abgesetzt hat. Besonders hier, wo es sich um Ergebnisse von Beratungen handelt, gepflogen von Männern der Wissenschaft und der Praxis.

Dennoch legt vielleicht der eine oder andere, der aus Teilnahme für den Gegenstand und durchdrungen von dem Gedanken, dafs in der

Bühnenaussprache ein Kanon für eine gute deutsche Aussprache liegt, nach dem Büchlein greift, es enttäuscht aus der Hand: Neues hat er nicht gefunden. Aber das war ja auch nicht der Zweck. Der Niederschlag des Status quo sollte einmal gegeben werden, und aus abwägender Betrachtung der Vielheit der Erscheinungen konnten dann Winke und Gesetze folgen, konnte die Richtung festgelegt werden, in der sich die ohne Zweifel wünschenswerte Einheitlichkeit der Aussprache zu bewegen hat für den, der sie sucht oder suchen mufs.

Für die dramatische Kunst wird man dies ohne weiteres zugeben. Und man wird auch nicht verkennen, dafs von ihr Wirkungen ausgehen und ausgehen müssen, welche man denen vergleichen kann, die der ins Wasser geworfene Stein hervorruft. Zunächst werden sie sich äufsern auf die feierliche Rede, auf Predigt und Vortrag, im Hörsaal und auf dem Katheder, kurz überall da, wo das gesprochene Wort sich hinaufhebt zur Kunst. Wie weit wir in diesen Punkten noch von idealen Zuständen entfernt sind, ist bekannt. Ein jeder sollte hier bemüht sein, seinen heimischen Dialekt zu meistern und Forderungen anzupassen, wie sie in dem Büchlein aufgestellt sind. Es ist doch schier unerträglich, wenn ein Universitätsprofessor seine Weisheit in einer so stark schweizerisch gefärbten Aussprache vorträgt, dafs ihm seine Berliner Zuhörer kaum zu folgen im stande sind, oder wenn ein Gymnasiallehrer seinen Schülern Proben Goethischer Dichtung in guter Leipziger Mundart vorliest. Keiner sitze hier auf zu hohem Pferde! Eine Einsicht in diese Ergebnisse der Beratungen kann jeden fördern, in zweifelhaften Fällen belehren, in anderen bestärken.

Ein Streit wird unseres Erachtens nur da entstehen, wo wir an den nächst weiteren Kreis herantreten und die Sprache der Gebildeten überhaupt, zunächst in der guten Gesellschaft, dann im Umgang des täglichen Lebens ins Auge fassen. Hier darf man vielleicht ketzerischen Anschauungen huldigen und der Freiheit eine Gasse lassen, braucht auch im Gebrauch der Schriftsprache den Klang der heimatlichen Mundart nicht ganz zu verlassen. Wir stehen doch nun einmal auf dem Boden, auf dem wir erwachsen sind, auf dem sich auch unsere Sprachwerkzeuge gebildet haben. Wir brauchen nur an die Aussprache des r zu denken u. ä.

Das führt uns auf Einzelheiten, welche uns beim Lesen aufgefallen sind, auf die wir hier hinweisen möchten. Nicht alle hier aufgestellten Gesetze sind gleichwertig und gleichwichtig. Es galt ja oft nur, schwankende Aussprache zu regeln, d. h. sich für eins zu entscheiden. Ob die Entscheidungen sich durchsetzen werden, kann allein die Praxis und die Zukunft lehren. Unseres Erachtens ist auch die Schriftsprache, mag sie noch so sehr Kunstprodukt sein, nicht ein Ding, das sich so ohne weiteres meistern läfst. Sie ist ein Vorgang, der als solcher organisches Leben in sich hat, und das geht oft seine eigenen Wege.

Für die Quantität des a ist festgelegt: Râd wie Grâb, kâm; Mâgdeburg, Lâbsâl, Scharte, schartig. — Mâster, Kâp. — Madâm wenn es deutsch gefühlt wird, sonst Madâm.

Die Bestimmung über die e-Laute hat grofse Schwierigkeiten gemacht und ist nicht zu völlig klaren Ergebnissen gefördert. Teilweise mufste die Schreibung berücksichtigt werden (wählen, gebären), teilweise wurde eine Unterscheidung der kurzen offenen e-Laute (Held, hält, Hände, behende) ausgeschlossen. — Erz und beredt werden dem langen, Vers dem kurzen e zugewiesen. — Selbstverständlich ist die Endsilbe in Káffee lang zu sprechen, aber warum soll daneben Café geduldet werden? Wird das Wort nicht längst als deutsch gefühlt? Durch die Betonung der ersten Silbe ist es Lehnwort geworden; dabei soll es bleiben. Jede Nachgiebigkeit an die Schulweisheit ist hierin vom Übel. — Von Namen bekommt langes e Esthland, Pegnitz, Schleswig, Werden. Auch Gêrhard, aber Gêrtrud?

Camarilla und Gerilla mit lj.

Wie Bôden, hôlen wird Lôb, Hôf und auch Trôg gesprochen. Aber für Ost, Osten wird Kürze und Länge gestattet. Warum? — Herodôt wie Despôt. — Das nasalierte o in französischen Wörtern ist aufgegeben in Bataillôn, aber nicht in Eskadron (trotz dem österreichischen und dem vielfach verbreiteten militärischen Gebrauch bei uns). Neben Pensiôn (erste Silbe nasaliert) wird Pensiôn gestattet, was wir nicht billigen können. Dafs sich Garnisôn erst einbürgere neben Balkôn, Kantôn ist nicht richtig. London und Wellington werden mit o in zweiter Silbe festgelegt. Motôr wird mit Recht abgelehnt wie Doktôr.

Unter ö fällt auf: gröblich mit langem ö (grôb ist nicht erwähnt, aber angenommen); ebenso Böschung, rösten, östlich neben östlich mit kurzem ö.

Wuchs ist wie Druck zu sprechen, aber flûgs. — Das Adjektiv von Luther wird lutherisch (aber in dogmatischem Sinne luthêrisch) angesetzt. — Büste wie rüsten. — In Parfum wird die französische Aussprache ohne Not festgehalten. — Geschlossenes î wird in Kynast, Kyritz, Pyritz, kurzes offenes i in lynchen, Cymbel, Ägypten gesprochen.

Der Unterschied zwischen ei und ai, wie er in manchen Mundarten besteht, wird aufgegeben. 'Die Aussprache beider kommt der durch ai veranschaulichten nahe, denn sie besteht aus einem hellen kurzen a mit folgendem geschlossenen ê.' Ebenso bei eu und äu.

Bedenklich scheint, dafs dem h in ruhig, sehen, Ehe, Wehe, Lohe bei der Aussprache keine Existenz zugebilligt wird, und zwar mit der Begründung, dafs es 'hier erst spät und irrtümlich eingeführt worden'. Dasselbe müfste also danach auch in allen Fällen geschehen, wo es für j schon früh eingetreten ist, wie in blähen, blühen, Brühe, brühen, drehen, frühe, glühen, krähen, mähen, Mühe, mühen, nähen, wehen. Was wird aus gehen, stehen, geschehen, was aus Lehen? Da h 'nur vor vollstimmigem Vokal zu sprechen' und 'in allen anderen Fällen als nicht vorhanden zu betrachten ist', so ist ihm damit der Lebensfaden durchgeschnitten, und die Schreibung würde berechtigt sein, dem in absehbarer Zeit zu folgen.

Den meisten Widerspruch wird die Forderung erregen, 'in allen

Fällen durchaus gerolltes Zungenspitzen-r' zu sprechen. Ob dies für die Bühne unbedingt erforderlich ist, bleibe dahingestellt. Auf weitere oder gar auf alle Kreise es auszudehnen, wird unmöglich sein. Denn hier liegen doch die Unterschiede sicher nicht nur in falscher Gewöhnung oder in einer mangelnden Korrektheit der Aussprache, sondern in den Organen der einzelnen Stämme begründet. Wenn also daran gedacht ist, diese Forderungen auch für die Schule aufzustellen, so wird man in diesem und einigen anderen Fällen nicht folgen können. Daſs Siebs dies meint, spricht er deutlich in den Worten der Einleitung aus, die im allgemeinen gewiſs richtig sind: 'Die Schule ist vor allen anderen Einrichtungen berufen, eine reine deutsche Aussprache in den weitesten Kreisen des Volkes zu pflegen.' Auch darin muſs man ihm Recht geben, wenn er hinzufügt: 'dazu bedarf sie einheitlicher und klarer Bestimmungen'; aber Einspruch ist zu erheben gegen den weiteren Zusatz: 'sie (die Schule) wendet sich, um diese zu gewinnen, an die deutsche Bühne.' Das hat sie unseres Erachtens einerseits nicht nötig, andererseits ist sie sich in ihren Vertretern bewuſst, daſs die Sprache, welche in ihr gepflegt wird, nicht durchaus identisch ist mit der Kunstsprache, welche auf unseren Bühnen herrscht und herrschen muſs. Hier muſs eine mittlere Proportionale gefunden werden, welche gleich weit absteht von dieser wie von einem unangenehmen Vordrängen dialektischer Unarten. Die letzte Philologenversammlung zu Dresden hatte sich daher wesentlich vorsichtiger in ihrem auf Siebs Veranlassung gefaſsten Beschluſs geäuſsert. Auch sie hatte 'aus orthoepischen Gründen für Bühnen- und Schulzwecke eine ausgleichende Regelung der Aussprache für wünschenswert' erachtet, wollte aber nur 'die Unterschiede in der Aussprache des einzelnen Lauts beseitigen, die nur nach Maſsgabe der Orthographie willkürlich geschaffen sind und von der Wissenschaft verworfen werden'. Für die Bekämpfung der spirantischen oder vokalischen Reduktionen des r (wachten oder waẹten ʂtatt warten, mêa oder mêe statt mehr) wird jeder Gebildete, vor allem also die Schule eintreten müssen, aber deshalb ein durchaus gerolltes Zungenspitzen-r zu fordern, ist unberechtigt, auch nicht durchführbar.

Bei n wird davor gewarnt, es durch ein folgendes k oder g beeinflussen zu lassen, und gefordert: Kon-greſs, kon-genial, in-kognito und Kon-tesse (nicht Kong-tesse oder Kotess mit Nasal).

Umgangssprache und Kunstsprache geraten in Widerstreit bei der Forderung, für Nasalvokal nicht Vokal mit auslautendem ng zu brauchen: 'also Teint, Refrain, Flacon, Façon sind als tẹ, refrẹ, flakọ, fasọ zu sprechen, nicht aber als teng, refreng, flakong, fasong. Auch ist zu warnen vor der Aussprache Mangnet, Dongma, stangnieren statt Magnet, Dogma, stagnieren.'

Die Hannoferaner werden sich empören, daſs ihnen Hannower, Hannoweraner und hannöwersch aufgedrungen wird. — Verdikt (mit w) wird mit Recht vor der bedenklichen Anlehnung an die deutsche Vorsilbe vergerettet.

Im Anlaute französischer und italienischer Wörter, wenn ihre fremde

Abkunft gefühlt wird, wird mit Recht stimmloses s gefordert. Stimmhaftes s wird dagegen Sauce, Solo und Soubrette zuerteilt, sogar auch dem Worte Souper. — Im Inlaut zwischen Vokalen gilt stimmhaftes s (Raison); 'nur vereinzelte französische Wörter, in denen die fremde Abkunft gefühlt wird, machen eine Ausnahme, z. B. Marseille, Versailles.' — Stimmhaftes s wird auch für Bazar und Mazurka angesetzt.

Dasselbe gewifs richtige Princip scheidet auch die mit sp, st anlautenden Fremdwörter. Wenn sie nicht mehr als fremd empfunden werden wie spazieren, Spinat, Species (speciell) erhalten sie die Lautverbindung schp, scht. Andere sp, st wie spontan, Sport, stabil, steril, stilistisch u. a. Das ist zwar im Einzelnen vielfach willkürlich, aber ohne Machtspruch geht es hier nicht; Gehorsam wird sich freilich nicht überall erzwingen lassen, weitere Kreise werden bei diesem und jenem Worte Freiheit fordern. — Im In- und Auslaut ist stets s-p, s-t zu sprechen: Respekt, Konstanz. Was werden die Schwaben dazu sagen?

War es wirklich nötig, Don Juan in der Aussprache dǫschŭa̧ und Don Quixote als dǫkîschot festzuhalten?

Der stimmlose palatale Reibelaut ch (auch wohl ich-Laut genannt) wird endgültig in der Endung -ig im Silbenschlufs sowie vor Konsonanten angesetzt, z. B. ewich, Könichreich, befriedicht, ausgenommen vor -lich z. B. königlich. Dasselbe ch gilt im Anlaut germanischer und griechischer Wörter; auch in Chatten? Nur in Chlodwig ist k zu sprechen.

Cherub und Cherubim sind mit ch, aber Chaldäa und merkwürdigerweise Chaos mit k angesetzt.

In ew'ge, blut'ge 'darf j gesprochen werden'; später heifst es: 'bei Apostrophierung des i ist j zu sprechen, falls es nicht möglich ist, den ausgefallenen Vokal leicht durchklingen zu lassen.' Das führt nun auf die Verschlufslaute überhaupt. Hier stand man den gröfsten Schwierigkeiten gegenüber und zugleich den gröfsten Mannigfaltigkeiten in der Hervorbringung dieser Laute. Es ist höchst dankenswert, dafs man gesetzliche Aufstellungen versucht hat. Sie sind nicht leicht und erfordern zu ihrer Durchführung phonetische Übungen. Mag die Bühne darin vorangehen. Gar manchen, besonders den Mitteldeutschen, wird es sehr schwer werden, zu folgen oder gar das Ideal zu erreichen. Aber Ideal mufs es allerdings bleiben, z. B. in siegen, legen, Berge, Bogen und trugen einen reinen Verschlufslaut und keinerlei Reibelaut, weder den stimmlosen noch den stimmhaften, zu sprechen. Heifst es nicht gewen für geben, so heifst es auch nicht Berje für Berge.

Schwierig wird auch für viele sein, Ding, jung, Jungfrau nicht mit k-Schlufs zu sprechen, schwierig, den Verschlufslaut g überhaupt im Auslaut durchzuführen und weder zum ich-, noch zum ach-Laut abzuirren. Auch hier wird sich vorläufig noch lange die Kunstsprache von der Umgangssprache trennen, wenn auch die Forderung zu Recht besteht: verjagt, nicht verjacht, weg, nicht wech!

Zum Schlufs wird vor dem Überziehen der Laute gewarnt. 'Es besteht besonders darin, dafs der auslautende stimmlose Konsonant eines

Wortes vor anlautendem Stimmlaute des folgenden Wortes stimmhaft gesprochen wird; so hört man: deineſ Auges Leuchten, statt deines; weiſ‿ij‿es denn, statt weiſs ich; der Krieg‿aber‿auch (mit stimmhaftem g); er traw‿ihn. Berechtigt ist solches Überziehen nur bei Apostrophierung, z. B. ich grab'‿es aus, ich umhalſ'‿ihn; aber ins Gråp es legen, um den Hals ihn.'

Friedenau bei Berlin. Karl Kinzel.

Dr. Horn, Die deutsche Soldatensprache. Gieſsen, J. Ricker, 1899. XII, 174 S.

Der Verfasser, von Fach Sprachvergleicher, hat in dem sauber ausgestatteten Bändchen zwei ziemlich heterogene Elemente verarbeitet, die vielleicht lieber jedes für sich hätten behandelt werden sollen: die Feldsprache der alten deutschen Landsknechte und die Sprache der heutigen Armee, soweit sie nicht die offizielle Dienstsprache, sondern aus der Mitte des Heeres selbst hervorgegangen ist. Freilich ist da die Grenzlinie nicht immer leicht zu ziehen, denn beide Elemente ergänzen sich gegenseitig. Für die Feldsprache, die uns bisher aus Freytags 'Bildern' bekannt war, hat Horn eine recht bedeutende Anzahl von Quellenschriften benutzt, über die uns sein Litteraturverzeichnis Auskunft giebt; sie ist hier mit einer Vollständigkeit verzeichnet wie nie zuvor. Die Kenntnis der lebenden Soldatensprache hat sich der Verfasser in der Hauptsache während seiner eigenen Dienstzeit erworben und durch Umfragen bei den einzelnen Regimentern ergänzt. Die Anordnung geschah nach den sachlichen Gesichtspunkten, wie sie das Verhältnis des Soldaten zum Civilisten, zu seinesgleichen und zu seinen Vorgesetzten oder sein Verhalten im Dienst und vor dem Feinde, im Arrest, in Krankheit und Liebesnot ergiebt. Alles ist, wie es der Stoff mit sich brachte, mit köstlichem Humor behandelt, so daſs die Lektüre des Büchleins ein wahrer Genuſs ist.

Das Schluſskapitel 'Volksetymologien und Wortverdrehungen' hebt einmal einen Teil des Stoffes unter einem sprachlich-logischen Gesichtspunkt heraus. Vielleicht wäre dem Philologen — für den freilich das Buch nicht in erster Linie bestimmt ist — damit gedient gewesen, wenn der Verfasser diese Art der Anordnung im ganzen Werke durchgeführt hätte, so daſs etwa die verschiedenen Tendenzen der soldatischen Sprache klar hervorgetreten wären; so neigt ja die Ausdrucksweise des Militärs zur Anschaulichkeit, zur Personifikation: sein Gewehr nennt der Soldat gern 'seine Laura', 'seine Liddi', die Figurscheibe den 'langen Israel', das Arrestlokal wird nach dem Verwalter benannt: 'Vater Philipp', 'Hotel Sedlmayer' u. s. w. Hyperbeln nehmen einen groſsen Raum ein, vor allem Vergleiche und Metaphern; sie zielen bald auf formale Ähnlichkeiten, wie 'Polizeifinger' für Mohrrüben, 'Bindfäden' für Nudeln u. s. w., bald auf eine innere Beziehung zwischen Bild und Gegenstand, wie 'Jammerthal' oder 'Sottisenacker' für den Exerzierplatz. So lieſsen sich noch manche Punkte nennen, auf die der Verfasser hätte

Rücksicht nehmen können. Immerhin wird man sich mit Hilfe des trefflichen Registers in dem Büchlein zurechtfinden lernen, das bei einer zweiten Auflage hoffentlich auch den Bedürfnissen des Philologen gerecht werden wird, wenigstens in einer Einleitung, für die hier Kluges 'Studentensprache' als Muster bestens empfohlen sei.

Würzburg. Robert Petsch.

Hermann Anders Krüger, Der junge Eichendorff. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik. Oppeln, Georg Maske, 1898. 172 S. 8.

Das Buch zerfällt in zwei Teile: Eichendorffs Jugendzeit und Eichendorffs Jugendwerke; beiden ist die Erschliefsung neuer Quellen zu gute gekommen — dem ersten: Tagebücher des Dichters vom Herbst 1800 bis zum Frühjahr 1808, welche seine Schwiegertochter dem Verfasser zur Verfügung gestellt hat; dem zweiten: einiges noch Unbekannte aus dem in der Berliner Kgl. Bibliothek ruhenden Nachlafs. Jene Aufzeichnungen sind anfangs unbedeutend, wie man es von einem zwölfjährigen Knaben — denn in diesem Alter hat er sie begonnen — nicht anders erwarten kann. Doch tritt hier schon die spezifische Begabung des Schreibers, sein mit der Zeit sich immer stärker entwickelnder Natursinn hervor: die Ankunft der ersten Lerche, Schwalbe und Nachtigall trägt er ebenso sorgfältig ein wie die ersten Schiffe, die im neuen Jahrhundert die Oder heraufkommen. Wichtiger als für die im elterlichen Schlosse Lubowitz und im Breslauer Konvikt verlebten Jahre werden die Tagebücher für die Studentenzeit: wenn sie dort die späteren kurz vor seinem Tode in dem Aufsatz 'Deutsches Adelsleben am Schlufs des 18. Jahrhunderts' niedergelegten Erinnerungen im allgemeinen nur ergänzen, so berichtigen sie hier geradezu das gleichfalls 1857 erschienene Memoirenfragment 'Halle und Heidelberg'. Eichendorff hat späterhin vielfach den Einflufs der für seine Entwicklung bedeutsam gewordenen Männer in eine frühere Zeit verlegt, andere, von denen er sich wieder abgewendet, unerwähnt gelassen und die Anschauungen des Mannes- resp. Greisenalters in die Jugendepoche übertragen. In Halle hat ihn Wolf ungleich mehr angezogen als Steffens und Schleiermacher, seine romantische Lebensauffassung sich mehr angebahnt als begründet. Erst in Heidelberg wurde die Romantik der Grundzug in seinem Wesen, einmal unter dem ethisch-nationalen Einflufs von Görres, andererseits unter dem religiösen des Grafen Löben. Und zwar stand er zu letzterem in viel näheren Beziehungen als zu dem Dreigestirn Görres, Arnim, Brentano, deren Umgang er später als Kern- und Mittelpunkt seines Lebens in Heidelberg bezeichnet hat. Ein Mitglied dieses 'eminent genialen Freundeskreises' war er nicht; der Poet in ihm ist vor allem durch Löben geweckt, aber auch in Fesseln geschlagen worden; nur langsam hat er sich von dem übermächtigen Einflufs des Afterromantikers emancipiert. Erst seit der Bekanntschaft mit diesem Sachsen ist von einer dichterischen Produktion Eichendorffs zu sprechen;

er mag sich schon früher versucht haben, aber erhalten ist aufser einer bis heute unzugänglichen Jugendelegie nichts; das ihm von Eduard Höber zugeschriebene Gedicht 'Italien' wird in dem Berliner Manuskript als eine 'Dichtung von Werner' bezeichnet. Krüger unterscheidet drei Phasen in Eichendorffs Jugendlyrik: 'Die erste der naiven, gesunden aber herzlich unbedeutenden Liebeslyrik des Lubowitzer Aufenthaltes von 1806/7, anknüpfend an die Erlebnisse mit Madame Hahmann. Das frischeste und gelungenste dieser Lieder ist das "Zaubernetz". Die zweite Phase umfafst die Heidelberger Zeit, und ihr gehören die weitaus meisten der uns erhaltenen Gedichte an, grofsenteils religiös-mystischen oder spezifisch romantischen Inhalts. Eine schwärmerisch hingebende Marienverehrung, ein forciert ethischer Idealismus, ein sentimentaler Liebes- und Freundschaftskult und eine geschraubte Altertümelei vereinigen sich sonderbar mit einer oft merkwürdig feinen Naturbeobachtung und einem gewissen Stimmungszauber. Die fremden, gekünstelten Formen werden noch einseitig bevorzugt und mit einem überquellenden unabgeklärten Gedankeninhalt gefüllt. Klarheit, Anmut und Harmonie des Ganzen ist darum fast nirgends zu finden. Einzelheiten dagegen überraschen bisweilen durch ihre unmittelbare Empfindung und innere Wahrheit. Das bedeutsamste und wohl auch reifste Produkt aus diesen Tagen sind die fünf Lieder, die unter dem Titel "Jugendsehnen" zusammengefafst sind, das am meisten charakteristische wohl der Sonettencyklus "Jugendandacht". Die letzte Entwicklungsphase bilden die Lieder, die dem Lubowitzer Aufenthalt von 1808/9 ihre Entstehung verdanken. Auf den Rausch der Heidelberger Tage folgt bald die Selbstbestimmung in der lieblichen, schlesischen Heimat. Löbens übermächtiger Einflufs stöfst immer mehr und mehr auf Widerspruch, der Dichter kehrt in Form und Inhalt wieder zurück zu der ihm eigenen Schlichtheit und Natürlichkeit und findet unter den starken politischen Eindrücken des trüben Jahres 1809 wunderbare, aus dem Herzen kommende und darum auch zu Herzen dringende Töne eines lebendigen Nationalgefühls, als dessen vollendetster Ausdruck die "Klage" gelten darf.'

Eine Besprechung des Romans 'Ahnung und Gegenwart', genauer: des ersten Buches, welches vor, beziehungsweise in dem entscheidenden Jahre 1809 entstanden ist, macht den Schlufs der ebenso tief eindringenden wie vorsichtig abwägenden Untersuchung. Es ist ein Bildungsroman nach dem Vorbild 'Wilhelm Meisters' von Goethe, 'Franz Sternbalds Wanderungen' von Tieck, 'Godwi oder das steinerne Bild der Mutter' von Clemens Brentano, 'Florentin' der Dorothea von Schlegel und vor allem Achim von Arnims 'Armut, Reichtum, Schuld und Bufse der Gräfin Dolores'; zugleich aber ist er der poetische Niederschlag der Lubowitzer Jugendzeit. Litterarische Strömungen und eigene Erlebnisse haben hier harmonisch zusammengewirkt und, wenigstens im ersten Buch, ein Prosawerk geschaffen, dem gegenüber vielleicht nur noch die Novelle 'Aus dem Leben eines Taugenichts' einen Fortschritt bedeutet. 'Seine eigene goldene Jugendzeit, verlebt auf dem ihm heiligen Boden der schlesischen

Heimat, verklärt in dem reinen, sonnenhellen Spiegel ungetrübter Erinnerung, ist der Ausgangs- und Endpunkt seiner Poesie' und — fügen wir hinzu — das Geheimnis seiner Volkstümlichkeit.

Berlin. P. Haake.

A. Bankwitz, Die religiöse Lyrik der Annette von Droste-Hülshoff (Berliner Beiträge zur germanischen und romanischen Philologie, veröffentlicht von E. Ebering. XX. Germanische Abteilung Nr. 9). Berlin, E. Ebering, 1899. VIII, 96 S. 8. M. 2,40.

In der Einleitung zeichnet der Verfasser die Entstehungsgeschichte des 'Geistlichen Jahres' und der religiösen Lieder und bringt sie mit der geistigen Entwicklung der Dichterin in Zusammenhang. Daran schliefst sich ein Überblick über die Ausgaben der geistlichen Werke und ein textkritischer Abschnitt. Im ersten Hauptteil beantwortet er die Frage, wie Annette den ihr vorliegenden Bibeltext ausgestaltet hat, indem er die Grundgedanken ihrer geistlichen Lyrik, die sich in mannigfachen Einkleidungen stets wiederholen, herausschält und die Stimmungen schildert, die diesen Gedichten ihr eigentümliches Gepräge geben (orientalische Scenerie, Zeit- und Naturbilder). Das zweite Kapitel behandelt die äufsere Form der Gedichte, das dritte die litterarischen Vorbilder, die auf sie eingewirkt haben. Als Anhang wird ein zum 'Geistlichen Jahre' gehöriges, aber bisher nur in der 'Deutschen Rundschau' (XCIV, 175 ff.) von Hüffer abgedrucktes Gedicht 'Am zweiten Sonntag in der Fasten' mitgeteilt.

Im allgemeinen wird man der Arbeit das Zeugnis, dafs sie emsig und aufmerksam gemacht ist, nicht versagen; gleichwohl ist manches dazu zu bemerken. Im Litteraturverzeichnis fallen einige mangelhafte Angaben auf. Von Schückings und Hüffers Biographien der Dichterin hätten die zweiten Auflagen (1871 und 1890) wenigstens verzeichnet werden müssen. Nr. 3. 'A v. Droste-Hülshoff, Briefe; hrsg. v. L. Schücking' ist falsch. Es handelt sich um zwei Sammlungen: 1) Briefe der A. v. D. hrsg. von Chr. Schlüter, 2. vermehrte Aufl. Münster 1880, und 2) Briefe von A. v. D. und L. Schücking, hrsg. v. Theo Schücking, Leipzig 1893. Die zweite Abhandlung von Riehemann (Osnabrück 1898), die u. a. die völlige Aufklärung über 'Gethsemane' V. 11/12 bringt, ist übersehen. Goethes Urteil über Münster und dessen gesellschaftliches Leben anzuführen, ist unkritisch, da es nicht 'die Zeit, die uns beschäftigt', sondern um mindestens fünfzehn Jahre zurückliegende Verhältnisse schildert. Die textkritischen Bemerkungen zum sechsten geistlichen Liede hätten in etwas anderer Form gegeben werden sollen, da die vorliegende nur schwer, ja nahezu gar nicht verständlich ist. — Für die ästhetische Beurteilung der Werke Annettens wird immer der subjektive Geschmack und nicht zum wenigsten auch der religiöse Standpunkt mafsgebend sein. Meinem Ermessen nach ist die übrige Lyrik der Droste poetisch und ästhetisch

wertvoller als gerade die geistlichen Dichtungen, die vom Verfasser doch vielleicht ein wenig über Gebühr gerühmt werden. Ich bestreite ganz und gar nicht, dafs auch das 'Geistliche Jahr' Perlen erhabenster und innigster Empfindung wie glänzendster Darstellung birgt, und zwar eine ganze Reihe, aber ich möchte meinen, dafs das umfangreiche Werk, wenn man es nicht als praktisches Erbauungsbuch, sondern als künstlerische Leistung im ganzen betrachtet, auf den heutigen Leser etwas ermüdend und einförmig wirkt, und der Verfasser liefert für die Richtigkeit dieser Ansicht selbst den Beweis, indem er in der ganzen Sammlung nur acht verschiedene Grundgedanken aufzufinden weifs, die zudem alle der Überlieferung entstammen und ihre Eigenart nur in der Ausführung durch die Dichterin erhalten.

Bei Beschreibung der Form hält sich Bankwitz an das übliche Schema: Sinnlichkeit des Ausdruckes, Bilder, Gleichnisse, Metaphern u. s. w., wobei vorteilhaft das Charakteristische und Bedeutsame von dem dichterischen Allgemeingut getrennt worden wäre; denn solche Zusammenstellungen sind doch in erster Reihe dazu da, das Bezeichnende an der Sprache eines Dichters hervorzuheben. Die S. 53 unter Litotes angezogenen Stellen 'Ich bin ein arm und glühend Döchtlein' — 'Wie ein Hündlein will ich spüren' passen doch nur im weitesten Sinne unter diese Bezeichnung; sie waren besser bei den Vergleichen unterzubringen. Der Auffassung der Anaphora als Mittel zur Beruhigung des Stiles ist wohl zu widersprechen (S. 58); gerade die angeführte Strophe erfährt durch diese Figur eine lebhafte Steigerung, und das Tempo wird beim lauten Lesen unwillkürlich schneller. Die Wirkung ist also hier Belebung, nicht Beruhigung. Statt der alltäglichen Synekdoche *Dach* für *Haus, Braue* für *Auge, die Lippe spricht* wäre eine Sammlung der Fälle wünschenswert gewesen, wo zwei Hauptwörter statt Adjektiv und Substantiv gesetzt sind, wie z. B. *Der Sehnsucht Brand* (2. Sonntag in der Fasten, vorletzte Strophe). — Unter dem Abschnitt 'Wortwahl' hat sich der Verfasser leider ein Gebiet entgehen lassen, dessen Bebauung meines Erachtens in sprachlicher Hinsicht am wichtigsten und lehrreichsten gewesen wäre, das auch ein beredtes Zeugnis für Annettens dichterische Begabung ablegen konnte, insofern sich diese in frei schöpfender, lebendig gestaltender Herrschaft über die Sprache äufsert: ich meine, er hätte die von der Dichterin neu geschaffenen Wortbilder und -zusammensetzungen vollzählig sammeln müssen. Welch schönen Erfolg das gehabt hätte, belege ich durch einige aufs Geratewohl, nicht systematisch herausgegriffene Beispiele, die alle nicht im Deutschen Wörterbuch verzeichnet sind. *Ätherhalle* (Fastn. Str. 5), *angstgeknickt* (3. Sonnt. i. Adv. Str. 7), *Dämmertau* (2. Sonnt. n. Pfingst. Str. 2), *Döchtlein* (1. S. i. d. Fast. 4 und 2. S. i. Adv. 5), *Eiseskäste* (Mar. Verk. 1), *Empusenzunge* (3. S. i. d. Fast. 11), *Erdenrücksicht* (24. S. n. Pfingst. 5), *feindbereit* (1. S. i. Adv. letzte Str.), *gebüschesgrün* [Adj.] (Himmelf. 2), *Geflimme* (4. S. i. Adv. 7), *Himmelszweig* (1. S. i. d. Fast. 3), *hungerglühend* (2. S. i. d. Fast. 1), *Hochmutspiel* (5. S. n. Pf. 6), *Kerkerschragen* (12. S. n. Pf. 4), *Leidensfunken* (3. S. i. d. Fast. 13), *Liebes-*

blumenring (Palms. 4), *modermorsch* (5. S. n. Pf. 10), *Palmeninsel* (2. S. n. Ost. l. Str.), *Phosphorpflanze* (1. S. n. Pf. 3), *Saphirscheinen* (Weihn. 1); ferner noch einige, bis zu denen das Grimmsche Wörterbuch noch nicht reicht: *Glutstern* (24. S. n. Pf. l. Str.), *Gnadenfackel* (6. Lied 3), *Gnadenstempel* (6. S. n. O. 1), *das Grabesinnre* (Allers. 5), *Sonnenleiche* (Gethsemane 4), *Sonnenstern* (3 Kön. 4), *Staublawine* (ebd.), *Strahlenflut* (Fastn. 6), *Sündenmutter* (1. S. i. Adv. 4), *Thatenglut* (Mar. Verk. l. Str.), *übermild* (2. S. i. d. Fast. 7). Hieran anschliefsend konnten auch kühne Wendungen Platz finden, die an Klopstock erinnern, wie z. B. *Leben bluten, Funken bluten* (Mar. Verk. l. Str.). Unter die archaischen (und volkstümlichen) Wendungen gehörte auch die Nachstellung des unflektierten Pronomens und Adjektivums, wie die Umschreibung des Verbs durch thun und den Infinitiv (Beisp. 4. S. i. d. F. l. Str.; 5. S. i. d. F. 1; Karfreit. 9). — Wunderlich erscheint die Erklärung der Strophenform von Mariä Lichtmefs als 'ein Beispiel für Waisen' (S. 64); es sind reimlose, achtzeilige Strophen in vierfüfsigen Trochäen, von denen die vierte und achte immer durch stumpfen Ausgang hervorgehoben werden. Nach Herder und der Romantik lag die Form ziemlich nahe.

Im Schlufskapitel über die litterarischen Vorbilder hätten der genau entsprechenden äufseren Anlage wegen die 'Sonn- und Feiertagssonette' von Andr. Gryphius eine Erwähnung verdient, wenngleich sie in Ausführung, Geist und an Gedankeninhalt ganz und gar von Annettens Dichtungen verschieden sind. — Die Erkenntnis, dafs sich Gottes Güte besonders in der Natur offenbare, ist nicht blofs der Mystik eigen, sondern im 18. Jahrhundert ganz allgemein und namentlich durch Gellerts Lieder poetisch ausgeführt. Spees Einflufs ist durch die angeführten Gemeinplätze nicht bewiesen; auch einen 'Einflufs' von Heines 'Wallfahrt nach Kevlaar' und Geibels 'Tod des Tiberius' auf das Gedicht für den 22. Sonntag nach Pfingsten kann ich nicht wahrnehmen, nicht einmal eine bezeichnende Ähnlichkeit. Dagegen ist es vielleicht nicht unerlaubt, beim fünften geistlichen Liede 'Am Morgen', vor allem beim 'Sphärenklang der Sonne' an 'Faust II, 1, Anmutige Gegend' zu denken.

Breslau. H. Jantzen.

Volkssagen, Bräuche und Meinungen aus Tirol. Gesammelt und herausgeg. von Joh. Adolf Heyl. Brixen, Kathol. pol. Prefsverein, 1897. 847 S. 8. M. 8.

Wie bei statistischen Werken der Wert von der gröfseren oder geringeren Richtigkeit der zu Grunde liegenden statistischen Tabellen oder bei Geschichtswerken von der Echtheit des benützten Quellenmaterials abhängig ist, so richtet sich auch die Bedeutung von wissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiete der Volkskunde nach der Verläfslichkeit der Quellen, zu denen aufser den überkommenen Denkmälern nicht zum mindesten die Aufzeichnungen mündlicher Überlieferung, also die Sammlungen von Sagen, Märchen, Aberglauben, Sitten und Gebräuchen, Volks-

liedern, Sprichwörtern, Kinderspielen etc. gehören. In dieser Beziehung ist nun bekanntlich durch zu geringe Vorsicht, durch zu große Leichtgläubigkeit beim Sammeln, durch Mißverständnis, bewußte und unbewußte Fälschung viel gesündigt worden und wird leider noch weiter gesündigt. Diese Gefahr wächst aber, je getrübter bereits der Strom der Volksüberlieferung fließt und je mehr sich bei dem gesteigerten Interesse, das man in jüngster Zeit der Volkskunde entgegenbringt und das sich in der Schaffung verschiedener einschlägiger Fachzeitschriften äußert, die Zahl der berufenen und unberufenen Sammler vermehrt. Dazu kommt noch der nicht zu unterschätzende Umstand, daß sich in Feuilletons aller Art, sowie in Unterhaltungsblättern, besonders illustrierten Zeitungen, sehr häufig volkskundliches Material eingestreut findet, das dann wieder in Sammlungen und von diesen in wissenschaftliche Werke übergeht. Ich könnte diesbezüglich aus der jüngsten Zeit Beispiele krassester Art bringen. Schon Mannhardt, der gewissenhafte Forscher, beklagte sich in einem Briefe an mich bitter, daß ihm der Zweifel an der Echtheit der ihm zugekommenen Beiträge die Freude am ganzen Schaffen verderbe, da ihm eine Kontrolle im einzelnen nicht möglich sei und er das meiste auf Treu und Glauben hinnehmen müsse (vgl. auch dessen Wald- und Feldkulte I S. 91 Anm.). Es wird auch, wenn anders die künftigen, auf der volkskundlichen Überlieferung aufzubauenden Werke ernsten Wert haben sollen, nichts anderes übrig bleiben, als das vorliegende Material, besonders das in neueren Sammlungen aufgespeicherte, soweit noch möglich, einer gründlichen Überprüfung zu unterziehen.

Wie steht es nun in dieser Beziehung in Tirol und Vorarlberg, und zwar, um beim Thema zu bleiben, mit den betreffenden Sagensammlungen?

Von den bisherigen tirolischen Sagensammlungen sind nur die von Zingerle, Schneller und Hauser, von den vorarlbergischen nur die Musterarbeit von Vonbun-Sander als verläßlich zu bezeichnen, die anderen können nur mit größter Vorsicht benutzt werden. Das gilt speciell von den Sagensammlungen Alpenburgs, was um so mehr zu bedauern ist, als gerade diese wegen der Menge der mitgeteilten Sagen von Forschern wie z. B. Mannhardt, Weinhold, Staub-Tobler u. a. als Hauptquelle benutzt wurden. Wie viel Verwirrung durch die Sammlungen des Genannten angerichtet wurde, läßt sich kaum glauben. So wurde, um nur ein Beispiel zu geben, durch ganz phantastische irrige Zeichnung die Gestalt des Wilden Mannes (s. Mythen und Sagen Tirols S. 9 und 51) vollständig verzerrt und eine Sagenfigur geschaffen, welche der volkstümlichen Vorstellung von ihr nicht entspricht.

Um so erfreulicher ist es, im vorliegenden Buche von Heyl einer Sammlung zu begegnen, welche nicht nur durch die Menge der mitgeteilten Sagen alle bisherigen überragt, sondern auch, soviel sich beurteilen läßt, auf volle Verläßlichkeit Anspruch machen darf. Heyl hat sie größtenteils selbst aus dem Volksmunde gesammelt, teils von verläßlichen Mithelfern, deren Namen angeführt sind, überkommen. Der Inhalt der Sammlung ist ungemein reichhaltig.

Finden sich auch, wie Heyl selbst bemerkt, keine neuen Sagen- und Mythentypen, so werden doch die bereits bekannten durch neue Züge erweitert oder klarer und sicherer gestellt, was nach dem eingangs Gesagten sehr notwendig erscheint.

Heyl ist mit seinem Notizbuch fast in jeden Thalwinkel Tirols gedrungen. Am eingehendsten ist das untere Eisakthal, die Heimat des Sammlers, bedacht; diese Gegend weist auch am meisten Neues auf. Verhältnismäfsig wenig ist das Pusterthal berücksichtigt. Hoch interessant sind die verschiedenen Riesensagen, die Heyl bringt. Sie enthalten manches bisher Unbekannte, was in Mythe und in deutsche Heldensage einschlägt. Wundern mufs man sich, dafs dem fleifsigen Sammler die Sage der drei Riesenbrüder von Galzein entgangen ist, welche Züge vom Thormythus aufweist. Auch die Ameisbergersage (S. 76) liefse sich ergänzen. Im Oberbergerthal sei an die interessante Einheriersage von den allnächtlich kämpfenden Almännern erinnert. Ganz neu ist der von Heyl S. 41 gebrachte Beleg für die sogenannte Fürweilung (Vorahnung), das Seitenstück zum zweiten Gesicht, das besonders im Oberinnthal vorkommt. Wertvoll sind weiter die Pestsagen aus dem Eggenthale, die Sage von den tausend kalten Jahren, reizend die mitgeteilten Schlern- und Rosengartensagen.

Hier erregt mir nur die Sage von den singenden 'Meerjungfern' (S. 460) im Rosengartensee, welche oben Menschen-, unten Fischgestalt haben, Zweifel an der Echtheit, obwohl auch Dörler in seinen 'Sagen aus der Umgebung Innsbrucks etc.' S. 5 die gleiche Sage, nur mehr poetisch ausgestattet, von den 'Meerfräulein' am Spucherschrofen erzählt. Ob Sagen dieser Art nicht künstlich ins Volk getragen wurden? Ich erinnere mich da an die Sage, die ich in Wilten, dem Vororte Innsbrucks, hörte, nach der die Hunnen Ochsen mit brennenden Strohbündeln auf den Hörnern durch den 'Hohlweg' herab gegen genanntes Dorf getrieben und es so in Brand gesteckt hätten.

Als einschlägig in die Rosengarten- und Jochgrimmsagen (S. 397 und 501) möchte ich die Sage anfügen, dafs einst das Wasser bis nahe an den Gipfel des Jochgrimm gereicht habe. Man sehe noch hoch oben die Eisenringe, an denen die Schiffer ihre Kähne anbanden. Die gleiche Sage klebt am Latemar und am Küchelberg bei Meran. An die grofse Flut, welche einst die Dolomitriffe bedeckte, ist hierbei selbstverständlich nicht zu denken, fraglich aber ist es, ob sich in diesen Flutsagen nicht die verblafste Erinnerung an das nordische Meer, von dessen Ufern die späteren Einwanderer, oder an das Mittelländische Meer, von woher wahrscheinlich die ersten Einwanderer (Etrusker und Illyrier) gekommen, erhalten hat.

Sehr anerkannt mufs werden, dafs Heyl auch Varianten bringt, denn, wie in der Vorrede richtig bemerkt wird, 'anscheinend Unbedeutendes kann für den Forscher von wissenschaftlichem Werte sein'. Zudem darf nicht vergessen werden, dafs die Überlieferung der Sage selbst, wenn sie auch dem Hauptinhalte nach ziemlich gleich bleibt, teils durch die Ört-

lichkeit, wo sie aufgegriffen wird, teils durch die subjektive Färbung des Erzählers Veränderungen erfährt. Es sei hier z. B. an die variierenden Fassungen der Frau-Hitt-Sage erinnert. Ich selbst besitze in meiner handschriftlichen Sagensammlung eine ziemliche Anzahl von Heyl abweichender Spielarten. Auch die vorliegende Sammlung bringt zahlreiche Sagen, die mit Zügen ausgestattet sind, die von anderen Mitteilungen abweichen oder darin ganz fehlen.

Hinsichtlich der Anordnung des Stoffes hat sich Heyl an die Einteilung nach Thälern gehalten und erst innerhalb derselben die stoffliche Gruppierung vorgenommen. Er beginnt mit I. Oberinnthal und Aufserfern. II. Unterinnthal und nördliches Wippthal. III. Oberes und mittleres Eisakthal. IV. Unteres Eisakgebiet, rechtes Ufer. V. Unteres Eisakgebiet, linkes Ufer. VI. Deutsches Etschland und italienischer Landesteil. VII. Pusterthal. In der Gruppe VIII greift der Herausgeber über Tirol hinaus und bringt Salzburgische Sagen.

Es läfst sich nicht leugnen, dafs diese Anordnung des Stoffes nach Landschaften viel für sich hat. Der Leser und Forscher erhält dadurch eigentlich sieben bis acht Einzelsammlungen, kann also auch die Arten der Sage und den Charakter der Sagenbildung in den jeweiligen Thälern studieren. Jede der Gruppen enthält dann in möglichst gleichartiger Aufeinanderfolge die verschiedenen Sagengattungen. Zuerst kommen die Legenden, dann Märchen, historische Sagen, mythische Sagen, Ortssagen, Tiersagen, Teufels- und Hexensagen etc. Wer also z. B. nur den oberinnthalischen Sagencyklus, soweit er in diesem Buche berücksichtigt ist, kennen lernen will, braucht blofs die erste Gruppe durchzulesen.

Aber diese Einteilung hat doch gegenüber der stofflichen, wie sie in den meisten Sagensammlungen üblich ist, manches gegen sich. Denn in erster Linie wird es sich doch immer um die Gewinnung von Haupttypen handeln. Will man sich etwa aus der Heylschen Sammlung das Bild des tirolischen Riesen- oder Zwergtypus konstruieren, so mufs man sich die einzelnen Züge aus den sieben Gruppen mühsam zusammensuchen. Diese Schwierigkeit würde bedeutend verringert, wenn Heyl nach dem Vorgange Zingerles u. a. dem Ortsregister auch ein eingehend gearbeitetes Sachregister angefügt hätte. Dieser Mangel macht sich so fühlbar, dafs es sich beim vorliegenden Buche, das neben Zingerles Sagen zweifellos eines der am meisten benutzten Werke bilden dürfte, lohnen würde, diese empfindsame Lücke noch nachträglich auszufüllen. Heyl hat allerdings am Schlufs einen 'Inhalt' angefügt, dessen Schlagwörter in vielen Fällen die Hauptessenz des Inhaltes der Sage geben, aber dies genügt nicht. Das Schlagwort macht in den meisten Fällen den Leser nur mit der Hauptfigur oder dem Hauptobjekt der Sage bekannt; Nebenfiguren und Objekte, die für den Forscher von Wichtigkeit sein können, sind schwer auffindbar.

Was die Form der Wiedergabe der Sagen anbelangt, so entnehmen wir aus der Vorrede, dafs Heyl dieselben überarbeitet hat. Eine gewisse Überarbeitung läfst sich wohl auch nicht umgehen, nur mufs sie mit der

größten Vorsicht geschehen. Auch hierin hat Heyl in den meisten Fällen den richtigen Ton getroffen. Dies gilt besonders von den in der Mundart des betreffenden Thales erzählten, die meisterhaft wiedergegeben sind, so z. B. der Schatz im Kalterersee (S. 512) oder 'Wia's die Hexe in Völser Oacha darhöngg at' (S. 433). Weniger gut ist der Elmauer Dialekt (S. 90) wiedergegeben. So lautet z. B. 'einmal' nicht *amoa*, sondern *amåi*. Manche im Schriftdeutsch erzählten Sagen scheinen etwas zu breit, ich möchte fast sagen, zu schön ausgesponnen und lassen jene Knappheit und Schlichtheit vermissen, die wir besonders bei der Sagensammlung Schnellers und Vonbun-Sanders treffen.

Es mag dies zum Teil mit dem Doppelzwecke der Sammlung zusammenhängen. Die Sammlung sollte nämlich neben dem wissenschaftlichen Zwecke auch dem eines Lesebuches für die studierende Jugend entsprechen. Ich glaube, diese Auffassung ist verfehlt. Denn infolgedessen mufsten diesem Zwecke zuliebe, wie Heyl selbst in der Vorrede betont, 'anstöfsige Partien weggelassen und bedenklich scheinende Stellen vorsichtig abgeändert werden'. So ist z. B. bei der Sage S. 29 'Das Weib und die Kröte', in der ein Weib Hebammendienste verrichten mufste, eine nach Heyl anstöfsige Partie ausgelassen und durch Punkte markiert. Würde es sich da nicht besser empfehlen, um dem Zwecke eines Lesebuches zu genügen, nach Grimms Vorgang eine entsprechende zweite Ausgabe für die Jugend zu veranstalten. Gerade die Heylsche Sammlung verdient, wie keine zweite, eine weitesten Kreisen zugängliche kleinere Ausgabe.

Nicht einverstanden kann ich mich mit manchen, wie mir scheint, nicht gerechtfertigten Namensänderungen erklären, die Heyl bei seiner Überarbeitung vornahm. So wurden manche volkstümliche Orts- und Personennamen in die vermeintlich richtige schriftdeutsche Form umgegossen. Aus den Omes- oder Umesbergerriesen wurde ein Ameisbergerriese, aus der Hegedexspitze nach dem Vorbilde der neuesten Reisehandbücher ein Eidechsberg. Es ist sehr fraglich, ob das örtliche Omes oder Umes mit Ameise identisch ist, noch weniger dürfte die Hegedexspitze mit Eidechse, obwohl diese im Volksmunde allgemein Hegedexe heifst, etwas zu thun haben, sondern vielmehr Hexenspitze bedeuten, weil daher die Wetter dieser Gegend kommen. Der Ausdruck Hegedex für Hexe war aber noch in den fünfziger Jahren in der Brunecker Gegend gebräuchlich. Da könnte man ja auch den Wiedehopf in einen Holz- oder Waldhüpfer modernisieren. Noch unpassender erscheint mir, dafs bei den volkstümlichen Formen 'Salige', 'Salige Leute', 'Salige Weiber' etc. das 'Salig' stets in 'Selig' umgeändert wurde. Ist es auch fast sicher, dafs dieses 'Salig' dem 'Selig' entspricht, so halte ich es doch für verfehlt, den überkommenen, im Volksmunde lebenden Ausdruck 'salig', in dem sich die ursprüngliche Bedeutung von 'glücklich, glückspendend' erhalten hat, während sie in 'selig' verwischt ist, in 'selig' umzuändern, welcher Ausdruck gegenwärtig eine andere Bedeutung hat und für diese Sagengestalten nicht gebräuchlich ist. Ich wenigstens habe den Ausdruck

'Selige' für 'Salige' in Tirol nie gehört. Zingerle spricht allerdings in seinen Sagen 2. Aufl. S. 35 von 'seligen Dirnen' und S. 37 bei einer Sage aus Villnös von 'seligen Leuten'. Aber gerade bezüglich letzteren Thales lautet meine dortselbst gemachte Aufzeichnung 'Salige Leute' und 'Salige Seelen'. Bezüglich der Form 'selige Dirnen' werde ich mich noch erkundigen, ich halte aber den Ausdruck für eine willkürliche Ummodelung durch den Berichterstatter Zingerles, P. J. P. Siller. Auch ist diesbezüglich noch auf die Nebenformen 'Salgfräulein' (vom Berg Salge), sowie 'Salingerfräulein', im Slovenischen (Pachergebirge bei Marburg) *žalig žene* (Frauen) Rücksicht zu nehmen.

Zum Schlusse bringt Heyl als wertvolle Beigabe Anmerkungen, die noch eine Fülle einschlägigen ergänzenden Materials, sowie litterarische Nachweise enthalten, ferner eine Anzahl von Bräuchen und Meinungen, welche ich für meine hoffentlich in Bälde erscheinende Sammlung tirolischer Sitten und Bräuche als freundliche Vorläufer begrüfse. Damit sei dieses ausgezeichnete Buch allen, die sich mit Volkskunde beschäftigen, bestens empfohlen.

Innsbruck, Ostern 1900. Ludwig von Hörmann.

P. Bahlmann, Münsterländische Märchen, Sagen, Lieder und Gebräuche. Münster i. W., Verlag von Ignaz Seiling, 1898. VIII, 371 S.

Der Bibliothekar an der Kgl. Paulinischen Bibliothek zu Münster, Dr. Paul Bahlmann, ist den Fachgenossen als Münsterländischer Lokalforscher schon bekannt. 1896 gab er 'Münsterische Lieder und Sprichwörter in plattdeutscher Sprache' und eine 'Alt-Münsterische Bauernpraktik' heraus. Wie diese Schriften fufst auch sein neues Buch grofsenteils auf älterem, gedruckten Material, was ja von Vorteil ist, wenn es sich um schwer erreichbare Vorlagen handelt, andernfalls aber hinter den viel wertvolleren Sammlungen aus dem Volksmunde zurücktreten sollte.

Leider hat sich Bahlmann gerade bei den Märchen und Sagen seine Arbeit viel zu leicht gemacht. Er hat im dritten Bande der 'Kinder- und Hausmärchen', wo die Brüder Grimm über die Quellen und die Verbreitung der einzelnen Stücke Auskunft geben, alles zusammengesucht, was die Bezeichnung 'Münsterländisch' trug, und diese Nummern dann 'mit den eventuell erforderlichen Abweichungen' abgedruckt. Bekanntlich hat im Paderbörnischen und Münsterischen Gebiet die Familie Haxthausen für die Brüder Grimm gesammelt, eine kleine, trefflich geschulte Mitarbeiterschar, der wir wahre Perlen verdanken. Dennoch darf sich der moderne Philolog nicht damit begnügen, ihre Arbeit einfach zu reproduzieren. Man stellt heute an eine volkstümliche Sammlung andere Ansprüche als vor achtzig Jahren. Die Brüder Grimm haben von Auflage zu Auflage geändert und an dem Wortlaut herumgefeilt, um eine mustergültige volkstümliche Prosa herzustellen; unser heutiges Ideal ist ein

anderes: die einzig sichere Grundlage für alle stilistischen und ästhetischen Untersuchungen ist ein reiner Text, d. h. eine genaue, buchstäbliche Aufzeichnung nach dem Volksmunde. Hier hätte sich Bahlmann ein schönes Verdienst um die Volkskunde wie um die Entstehungsgeschichte der Grimmschen Sammlung erwerben können, wenn er es versucht hätte, selbst im Volke zu sammeln und diese und ähnliche Stücke von neuem, treu nach dem Dialekt, aufzuzeichnen. Freilich zeigt er sich, wo seine eigene Arbeit zu Tage tritt, nicht recht geschickt. Wörtlich nach Grimm abgedruckt sind: 'Der Gaudeif und sien Meester' (Gr. 68), 'De Spielhansel' (Gr. 82), 'Der Fuchs und das Pferd' (Gr. 132), 'Die zertanzten Schuhe' (Gr. 133), 'De drei swatten Prinzessinnen' (Gr. 137), 'Simeliberg' (Gr. 142), 'Up Reisen gaehn' (Gr. 143) und aus den 'Kinderlegenden' die 'Himmlische Hochzeit' (Gr. 9). Auch diese letztere druckt Bahlmann getrost als 'Münsterländisches' Märchen ab, obgleich in den Anmerkungen ausdrücklich gesagt wird, dafs sie aus Mecklenburg stamme, dafs aber die Geschichte auch in Münster bekannt sei. Um die dort gebräuchliche Fassung aber hat sich Bahlmann gar nicht bemüht. Ferner zieht er aus den Deutschen Sagen (Bd. I, 3. Aufl., Nr. 258) den 'herumziehenden Jäger' in diesen Märchenkreis. Recht dankenswert ist es, dafs auch die älteren Ausgaben der 'Kinder- und Hausmärchen', die zum Teil ganz andere Nummern enthielten als die späteren, durchgesehen sind und daraus 'Der Soldat und der Schreiner' und ein mundartlich wertvolles Stück, 'De wilde Mann' (Gr. 136, später durch 'Eisenhans' verdrängt), abgedruckt werden. Endlich hat sich Bahlmann in den Anmerkungen der Brüder Grimm nach solchen Märchen umgesehen, die nur als Varianten oder auszugsweise mitgeteilt sind. Er ist bei der Ergänzung nicht glücklich gewesen. Grimm 112 erzählt die Lügengeschichte vom 'Dreschflegel im Himmel' und die bezügliche Anmerkung eine hübsche Münsterische Münchhauseniade, deren wichtigstes Motiv ein Kohlkopf ist, der bis in den Himmel emporwächst — ein Motiv, das von Reinhold Köhler weiter verfolgt ist, wie man jetzt im ersten Bande der 'Kleinen Schriften' S. 322 bequem ersehen kann —; der lügenhafte Bauernjunge behauptet da, auf diesen Kohl geklettert, am Himmel angekommen und schliefslich hinuntergestürzt und 'in einen Kieselstein gefallen' zu sein. Bahlmann ändert dies 'in' zu 'auf', wodurch er die nachfolgende Pointe verdirbt: 'doch besann ich mich bald, lief heim, holte ein Beil und hieb mich wieder los'. Das sind Bahlmanns 'eventuell erforderliche Änderungen'. Auch der 'Schmied von Bielefeld' ist aus allen möglichen Fassungen zusammengeflickt, aber nicht nach der Art W. Grimms. Schon aus seinen Anmerkungen mufste Bahlmann lernen — weitere Forschungen hätten ihn des näheren belehrt —, dafs in allen guten Fassungen entweder der Teufel oder St. Peter dem Schmied seine Wunderdinge verleiht — Bahlmann führt beide ein; ferner stellt St. Peter seinem Günstling stets drei (auch vier) Wünsche frei —, bei Bahlmann fragt er nach dem Lohn, und der Schmied antwortet: 'Geld habe er nicht gerade nötig, aber er besitze einen Beutel, aus welchem ihm sein Geld stets fortkäme; der Heilige — der

Schmied hatte seine Wunderkraft schon aus der kurzen Unterhaltung bemerkt — möge ihm seinen Säckel segnen, damit nichts ohne seinen Willen entwischen könne'. Das ist recht ungeschickt, auch kein volkstümlicher Stil. Was die lustige Geschichte 'Up Reisen gaehn' (Gr. 143) betrifft, diesen hübschen 'Schwank von dem Einfältigen, der Worte, die ihm für einen bestimmten Fall gelehrt sind, bei dem ersten besten durchaus nicht passenden Fall anwendet und dann die ihm für diesen empfohlenen wieder bei einem unpassenden u. s. f.' (vgl. auch den 'gescheiten Hans', Gr. 32), so will ich hier darauf hinweisen, dafs sich Köhlers reiche Litteraturnachweise (Kl. Schriften ed. Bolte S. 88) noch durch die japanische 'Geschichte vom dummen Tempo' erweitern lassen, die A. Seidel soeben in seiner ausgezeichneten 'Anthologie aus der asiatischen Volkslitteratur' (Weimar, E. Felber, 1898) S. 44 ff. weiteren Kreisen zugänglich gemacht hat, und die merkwürdige Züge mit der von Wilhelm Grimm in den 'Anmerkungen' analysierten Paderbörnischen Fassung gemein hat. Tempo ist junger Ehemann, der seine Zeit mit Nichtsthun hinbringt. Endlich schickt ihn seine Frau aus, um Fische zu verkaufen. Er bietet diese nun an den unpassendsten Orten aus, so auch bei einem Hausbrande, wo er mit Schlägen heimgeschickt wird. Seine Frau sagt ihm, er hätte beim Löschen behilflich sein müssen. Infolgedessen schüttet er am anderen Tage einem Schmiede sein Feuer aus. Die Frau sagt: 'Du hättest den Schmieden beim Schlagen (auf das Eisen) helfen sollen'. Als er aber am nächsten Tage einem sich prügelnden Ehepaare beim Schlagen hilft, zieht er wieder den kürzern. Jetzt lautet die Ermahnung: 'Du hättest sie freundlich auseinanderbringen sollen'; als er das tags darauf bei zwei kämpfenden Ochsen versucht, kommt er ums Leben. So endet die Geschichte im Osten tragisch.

Auf S. 31—170 teilt Bahlmann dann Sagen mit, auf deren nähere Besprechung wir hier verzichten, da sie wissenschaftlich wertlos sind. Bahlmann zieht es nämlich vor, sie in 'poetischem Gewande zu geben, da der weitaus gröfste Teil der Bevölkerung sich mit Vorliebe den metrischen Bearbeitungen zuwendet und diese deshalb zum weiteren Fortleben des früher von Generation zu Generation mündlich vererbten Sagenschatzes viel mehr beitragen als die meist rein wissenschaftlichen Zwecken dienenden oder doch nur in bestimmten Volkskreisen verbreiteten Prosafassungen, deren hohen Wert an und für sich freilich niemand verkennen wird'. Wir bedauern von Herzen jenen 'gröfsten Teil der Bevölkerung', der nicht spürt, wie himmelhoch der schlichte, treuherzige Ton der deutschen Sage, wie sie der gemeine Mann erzählt, erhaben ist über diese oft elenden Reimereien, zu denen Bahlmann selbst nicht gerade die besten Nummern beisteuert. Jede stilistische Forschung ist auf solcher Grundlage unmöglich, aber auch unendlich viele kleine Motive und feine Nuancierungen gehen unter der rohen Hand der Versschmiede — mögen sie auch R. Hamerling heifsen — verloren.

Es folgen dann, auf S. 171—232, etwa fünfzig Volkslieder, meist nach gedruckten Quellen, unter denen besonders die heute gar nicht leicht zu-

gänglichen 'Münsterischen Geschichten', Münster 1825, erfreulicherweise stark benutzt sind. Neues aus dem Volksmunde wird wenig beigebracht. Das Lügenmärchen 'Vom Bauer Knoest un siene Süene', das W. Grimm in die 'Kinder- und Hausmärchen' Nr. 138 mit der Bemerkung aufgenommen hat: 'Wird singend und mit sehr lang gezogenen Silben erzählt', stellt Bahlmann in einer neuen, ganz originellen Fassung zu den Volksliedern. Sehr wertvoll ist eine von Dr. Herold aufgezeichnete Variante zu dem schönen Liede 'Ich stand auf hohen Bergen und sah ins tiefe Thal'. Es ist recht erfreulich, zu hören, dafs dieser Herr mit dem Sammeln und Publizieren fortfahren will. Ebenfalls aus dem Volksmunde aufgezeichnet ist ein 'volkstümliches Lied' (S. 198):

> Komm, Feinsliebchen, komm ins Grüne,
> Schau, wie uns der Frühling naht,
> Denn der Schmetterling, die Biene
> Saug'n aus allen Blumen that,

das ich sonst nicht belegen kann. Dankenswert ist auch die Mitteilung einiger Bänkelsängerlieder aus den dreifsiger Jahren (218 ff.).

Unter den Kinderliedern und Rätseln (S. 232—260) findet sich nicht viel Bemerkenswertes, doch ist die Treue rühmenswert, mit der Bahlmann diese Texte wiedergiebt. Dasselbe gilt von dem sehr reichhaltigen Abschnitt über 'Sitten und Bräuche' (S. 262—356), der auch der Hausbauforschung, die jetzt in so hoher Blüte steht, neues Material zuführt, auch die ältere Litteratur sorgfältig berücksichtigt. Bettelverse der zu Michaelis und anderen Festtagen herumstreichenden Kinder werden in der Mundart mitgeteilt, der Nikolaustag hat einige Parodien auf das von den artigen Kindern herzusagende 'Vaterunser' gezeitigt. Überhaupt ist dieser ganze Abschnitt, auf den aber an dieser Stelle nicht eingegangen werden kann, sehr reichhaltig und verleiht dem Bande seinen Wert. Hoffentlich bemüht sich der Herausgeber, in einer zweiten Auflage die Mängel auszugleichen, die seinem Buche, namentlich im ersten Teile, noch anhaften, vor allem aber die schönen, alten Sagen des Münsterlandes nicht mehr in unpoetischer Verballhornung, sondern in schlichter, volkstümlicher Prosa, als der einzigen ihrer würdigen Form, mitzuteilen.

Würzburg. Robert Petsch.

Deutsche Mundarten. Zeitschrift für Bearbeitung des mundartlichen Materials. Herausgegeben von Johann Willibald Nagl. Wien, Fromme, 1899. Bd. I, Heft 3.

Die ersten beiden Hefte dieser Zeitschrift sind im Archiv CI, S. 172 ff. besprochen. Das dritte Heft enthält den Schlufs des aus Gradls Nachlafs stammenden Materials zur Bestimmung des Alters der Egerländer Mundart; ferner von F. Mentz die Bibliographie der deutschen Mundartenforschung für 1896 und 1897, im Anschlufs an sein Buch und an die Zusammenstellung im zweiten Hefte dieser Zeitschrift — beigegeben ist das Register für die Bibliographie von 1890—97, ebenso das Register

zur Bibliographie des Jüdisch-Deutschen, die im zweiten Heft erschien. A. Holder, W. Horn und V. Hintner haben sich um die Erklärung einer Reihe von Odenwälder Wörtern bemüht, welche G. Volk im zweiten Hefte vorgelegt hatte. Vom Herausgeber stammen die Aufsätze: Zu den zwei Stufen des Umlautes von ahd. mhd. *a*, — J. Schatz 'Die Mundart von Imst' und der angebliche Umlaut von ahd. mhd. *iu*, ferner die Rundschau mit Besprechungen neuerer Erscheinungen und einem allgemeinen Aufsatze voll persönlicher Angriffe. Die Forschung wird dadurch nicht gefördert; der Ton, in welchem der sich verkannt und verfolgt wähnende Autor schreibt, schliefst jede Erörterung aus.

Innsbruck. J. Schatz.

Deutsches Lesebuch in Lautschrift (zugleich in der preufsischen Schulschreibung) als Hilfsbuch zur Erwerbung einer mustergültigen Aussprache herausgegeben von Wilhelm Vietor. 1. Teil. Fibel und erstes Lesebuch. Leipzig, Teubner, 1899. XII, 159 S. kl. 8.

Das Büchlein enthält, was der Titel erwarten läfst; gut ausgewählte Lesestücke, welche in den Lesebüchern der Elementarschulen überall sich eingebürgert haben, auf der linken Seite in der Schulschrift, auf der rechten in phonetischer Schrift, jener der Association phonétique internationale. Hat man sich einmal in diese Schreibweise eingelesen, so macht die Lektüre keine Schwierigkeit. Wer Kindern die deutsche Aussprache beizubringen hat, wird dem Verfasser für diese Arbeit dankbar sein, und gegen die Ausspracheregeln des Verfassers, welche sich mit denen decken, die Siebs veröffentlicht hat (Deutsche Bühnensprache. Berlin, Ahn, 1898), werden in Rücksicht auf den Zweck des Büchleins auch jene nichts einwenden, welche an die einheitliche, mustergültige Aussprache des Deutschen nicht zu glauben vermögen.

Innsbruck. J. Schatz.

Beiträge zur deutschen Lautlehre von Dr. Wilhelm Horn (Giefsener Dissertation). Leipzig, Fock, 1898. 37 S. 8.

Das erste Kapitel dieses Heftes liefert Beiträge zur Geschichte der *e*-Laute. Die von der Mehrzahl der Fachgenossen vertretene Ansicht, dafs *a* durch folgendes *sch* im Alemannischen, Rheinfränkischen und Westfälischen umgelautet worden sei, wird durch Ordnung der Fälle und genauere Erwägungen gesichert. Auch ein Teil des Bairischen hat diese Erscheinungen aufzuweisen; in Tirol hat das ganze Innthal in den meisten Belegen (*asche, waschen, tasche, masche* gegenüber *flasche* und *tasche* als Scheltwort) den Umlautsvokal *a*, ebenso das Etschthal (Maister, Vokalismus des Burggrafenamtes S. 5; vgl. Schöpf, Tirol. Idiotikon S. 20, 426, 738, 802). *asch* 'Flufsfisch' (thymallus) gehört wohl gleichfalls zu diesen Belegen, hier ist der Umlaut auch in Kärnten anzutreffen, Lexer, Kärnt.

Wörterbuch S. 10; Schmeller kennt nur *Äsch*, Bair. Wörterbuch 1, 165. — Der zweite Aufsatz dieses Kapitels sucht zu erweisen, daſs der ahd. *i*-Umlaut des *a* drei verschiedene *e*-Laute ergeben habe, neben den zwei allgemein angenommenen ein in der Mitte zwischen beiden stehendes, das sich mit dem germ. *ë* deckt. Aus der Thatsache, daſs in schweizerischen Mundarten das letztere *e* in einzelnen Fällen dem Umlaute entspricht, schlieſst Horn, daſs es auch durch den Umlaut hervorgerufen sei, z. B. ahd. *mago* Dat. *megin*, umgewandelt zu *mago*, *magin* nach dem Wirken der ersten Umlautsperiode, der die Sprache das geschlossene Umlauts-*e* verdankt, nun wäre ein zweites Stadium des Umlauts eingetreten, durch den dieses rückgewandelte *magin* zu *megin* mit mittlerem *e* geworden. Ich kann dieser Theorie keinen Glauben beimessen, ebenso nicht seiner Auffassung, daſs der Umlaut in verschiedenen Zeiten und Schichten gewirkt habe. Wenn einmal Umlautswirkungen durch ein *i*, *j* der Folgesilbe eingetreten sind, also Beeinflussung der vorausgehenden Laute, so sind davon alle Fälle betroffen worden, und nur der Grad der Palatalisierung war ein verschiedener; ich stehe nach wie vor auf dem Boden der Anschauung, die Wilmanns Deutsche Grammatik § 211 und Paul, Mhd. Gramm. § 40, vertreten. Im dritten Abschnitt ist eine Reihe französischer Lehnwörter verzeichnet, deren *a* im Deutschen (d. i. im Schriftdeutschen und Alem.-fränk.) durch *e̜* vertreten ist; vielleicht hätte Horn die Sache eingehender behandelt, wenn er das Bairische mit berücksichtigt hätte, das in solchen Fällen regelmäſsig helles *a* aufweist.

Das zweite Kapitel behandelt den Schwund des *s* in sekundärer Verbindung mit folgenden Konsonanten und den des anlautenden *j*, das dritte den Einfluſs des unbestimmten Artikels auf die Lautform des folgenden Substantivs; zur Genüge erledigt hat Horn diese Fragen nicht, doch sind seine Materialsammlungen und Hinweise auf derartige Erscheinungen — Horn entnimmt vieles dem mundartlichen Sprachgut — immerhin beachtenswert.

Innsbruck. J. Schatz.

Pädagogische Monatshefte, Pedagogical monthly. Zeitschrift für das deutsch-amerikanische Schulwesen. Organ des Nationalen Deutsch-Amerikanischen Lehrerbundes.

Vor mir liegen die ersten beiden Hefte des ersten Jahrgangs vom Dezember 1899 und Januar 1900, gezeichnet vom Redacteur Max Griebsch (Milwaukee) und Dr. Learned, Professor in Philadelphia. Die Zeitschrift ist dem gesamten deutsch-amerikanischen Schulwesen gewidmet und will die Interessen der deutschen Lehrer und des deutschen Unterrichts an den Volksschulen sowohl als den Hochschulen und Universitäten vertreten. Aber damit begnügt man sich nicht; Dr. Learned spricht es in warmen Worten aus, daſs das höchste Ziel des Bundes sei, geistig höher stehende, loyalere Amerikaner heranzubilden und die Beziehungen zwischen dem Deutschen Reich und der Amerikanischen Republik immer inniger

zu gestalten. 'This is a task,' sagt er, 'not for the ephemeral jingoistic press, but for the slower and surer processes of national education.' Der Inhalt der Zeitschrift sucht nun diesem hohen Ziel in doppelter Weise gerecht zu werden: durch Pflege des Idealismus und durch gründliche Erörterungen der Interessen der Lehrerschaft. Wir finden den Abdruck einer schwungvollen Rede von Prof. Dr. Kuno Francke über 'Goethes Vermächtnis an Amerika', worin Goethes echt amerikanischer Wirklichkeitssinn, sein Glauben an die erlösende Macht rastlosen Fortschritts, sein Hochhalten geistiger Bildung gepriesen wird. Dann bringt die Zeitschrift Vereins- und Versammlungsberichte, Notizen aller Art, Bücher- und Zeitschriftenschau, sowie mehrere eingehende Artikel über die Methode beim Unterricht in den fremden Sprachen. Alles in allem genommen, ist der Inhalt gediegen und wertvoll. Wir Deutsche können nicht anders, als mit lebhafter Teilnahme diesem Kämpfen und Streben unserer Landsleute jenseits des Oceans unter so verschieden gearteten äufseren Verhältnissen zuschauen und ihnen guten Erfolg in dem Ringen mit Mifsbräuchen und Gleichgültigkeit wünschen; die vorliegenden Proben ihrer geistigen Arbeit lassen hoffen, dafs er nicht ausbleiben werde!

Berlin. Emil Penner.

Henrik Ibsens Sämtliche Werke in deutscher Sprache. Dritter Band: Die Helden auf Helgeland (Nordische Heerfahrt). Deutsch von Emma Klingenfeld. Komödie der Liebe. Deutsch von Christian Morgenstern. Die Kronprätendenten. Deutsch von Adolf Strodtmann. Berlin, S. Fischer, o. J. XXXI, 350 S. 8.

Von dem vortrefflichen Unternehmen, dessen zweiten Band wir hier schon Gelegenheit hatten dem Leser zu empfehlen, liegt nun der dritte Band vor. Sein Inhalt entspricht dem des zweiten Bandes der neuen Originalausgabe; er enthält die drei 1857 bis 1863 gedichteten Stücke Hermændenc på Helgeland, Kærlighedens Komedie, Kongs-emnerne.

Das erste und dritte sind Schauspiele in ungebundener Rede mit leidenschaftlichem und tragischem Grundton. Sie schliefsen sich stofflich an das erste Frühwerk Ibsens an, das Hünengrab, indem sie im nordischen Altertum leben, jener Sagazeit, die durch die unvergleichliche Erzählungskunst der alten Isländer unserer Nachwelt lebendig geblieben ist. Aber wie anders bewegt sich jetzt der dreifsigjährige Dichter unter jenen Gestalten, als es der zweiundzwanzigjährige gethan hatte! Er hat sich inzwischen in den See der alten Sagakunst, der Familien- und Königsgeschichten, tief eingetaucht und ihren geheimsten Zauber so verstanden und nachempfunden, wie es kein früherer, jedenfalls keiner seiner dichtenden Vorgänger vermocht hatte. Was uns diese Sagas vorführen, ist kein romantisches Mittelalter. Es sind Menschen und Ereignisse des gemeinen Lebens, Bauern und Fischer, Könige und Seeräuber, ins helle Tageslicht gestellt, mit einem mächtigen Wirklichkeitssinn gezeichnet, —

da und dort ein Schatten von Dämonenglauben über die Fläche streifend. Und nun ergreift Ibsen eine ganz heroisch-unwirkliche, ganz der hohen Poesie gehörende Fabel und trägt sie in die Welt der Bauern und Seeräuber hinüber, um aus deren Fleisch und Blut das Ganze neu zu schaffen: die 'Helden auf Helgeland' sind die Sigurd-Brynhildgeschichte, verpflanzt in den Geist der isländischen Familiengeschichte; man könnte auch sagen: die Edda, gewandelt zur Niálssaga. Nicht nur das Kostüm, auch die Empfindung, die das Stück belebt, ist durchaus die der Saga, nicht der alten halbhymnischen Gesänge.

Aber Ibsen war zu sehr Dichter, um hier das bloſse Experiment einer Stilmetamorphose zu unternehmen. Er lieſs das, was seine Phantasie erfüllte, in kräftigem Strome in die gegebene Fabel hineinfluten, schuf sich die Gestalten nach seinem Herzen, lieh ihnen Gedanken, wie sie ihn bewegten. So ist er nicht allenthalben stilecht geblieben. Es kommen Stellen, die aus dem Kolorit heraustreten. Ein jüngerer dänischer Dichter, Edvard Brandes, hat in seiner 'Asgerd' (1895) ein Stück hingestellt, das die technische Aufgabe noch strenger löst, ein Schauspiel im Stile der realistischen Saga zu formen.

Die 'Helden auf Helgeland' haben bei aller sicheren Kraft noch einen Hauch von Jugendlichkeit; man glaubt in ihnen den Übergang vom Jüngling zum reifen Manne zu verspüren. Das sechs Jahre spätere Stück, die 'Kronprätendenten', ist durch und durch männlich. Es ist ein löwenhaftes Werk, von dem hohen Ernst historischer Gröſse getragen, erfüllt von den kühnsten, eigenartigsten Menschheitsproblemen. Man würde sich nicht wundern, wenn für manchen Leser die Kongs-emnerne Ibsens Meisterwerk blieben. Sie haben den einzigen Fehler des Überreichtums; die seelischen Motive drängen einander, sie lassen sich nicht Raum zu klarer Bildwirkung. — Innerhalb des alten Sagastiles zu verbleiben, war hier dem Dichter noch weniger möglich als in dem früheren Stücke: dafür waren diese Gestalten und Konflikte viel zu modern, zu Ibsensch. Wie hätten nicht der zweifelgelähmte Ehrgeizige, Skule, und der dämonische Kastrat und Satansdiener, Nikolas, die Schranken des altertümlichen Dialogs zerbrechen sollen! Aber doch erkennen wir noch den Zögling der isländischen Erzähler in manchen Scenen, so in dem ergreifenden, wortkarg-ernsten Gespräch zwischen Skule und seinem Skald.

Das mitteninne stehende Stück, die 'Komödie der Liebe', ist ein seltsames Produkt. Sein Gegenstand, seine Grundgedanken weisen schon ganz auf den späteren Ibsen der Gesellschaftsdramen. Aber die Sprache ist, in gereimten fünfhebigen Jamben, eine scheckige Mischung von salopp-alltäglicher Diktion, von gespreiztem Leitartikelstil und von schwungvoller Lyrik. Man ahnt, daſs man lachen sollte, und bleibt furchtbar ernst. Ein menschlich unwahreres Stück hat Ibsen kaum geschrieben. Wir glauben ihm keine der Hauptfiguren, und die Schar der Nebenfiguren, in denen sich allen das eine Motiv, die hausbackene Auffassung der Liebe, bricht, sind weder von einem liebenden Vater, der seine Sonne über Gute und Böse scheinen läſst, noch von einem verwegenen Spötter, der durch seine Par-

teilichkeit den Kunstgenufs erregt, in die Welt gesetzt worden. Das Schauspiel ist für Ibsens Lebens- und Dichtergeschichte ein merkwürdiges Dokument: als Kunstwerk könnte es aus seinem Inventar gestrichen werden, ohne dafs er ärmer würde.

Georg Brandes' Einleitungen sind auch diesmal Muster von gehaltvoller Eleganz. Zu den Übersetzungen selbst hätte ich einiges zu bemerken.

Am schwierigsten lag die Sache jedenfalls bei der 'Komödie der Liebe': da die gereimte Versform beizubehalten war, mufste sich die Verdeutschung von vornherein ein weites Mafs von Freiheit nehmen; als Ziel konnte nur noch vorschweben, den Charakter des so eigentümlich schillernden Dialoges im ganzen festzuhalten. Bei aller Anerkennung für des Übersetzers ungewöhnliche Sprachgewandtheit und seine mitunter funkelnd geistreichen Nachdichtungen will mir doch scheinen, dafs er an vielen Stellen jenes Ziel nicht erreicht hat. Die Haltung ist im allgemeinen um einen grofsen Schritt ins Gedunsene, Überkünstelte verschoben worden. Man betrachte diese paar Proben:

S. 87. Doch scheint mir fast, Herr Falk, des Liedes Ende
Mit jener Poesie zu schwach beprägt;

im Urtext:

men sig, herr Falk, mig syntes visens ende
var mindre rig på — sadan — poesi.

S. 121. Und Stüber
Dahinter stand, mit ritterlichem Charm',
Seinen Chapeau gleich einem Schild im Arm;

im Urtext:

mens kæresten stod bag, som ridder bold,
og bar sin hat på armen lig et skjold.

S. 154. Das nennt ihr Liebe, was die graue Brille
Der Witwe vom verlornen Paradies
Noch sieht, von jener Sonne, die die Worte
'Entbehrung', 'Klage' aus der Sprache dorrte!

im Urtext:

så det er kærlighedens friske kilde,
som hvisker om, hvad enken har forlist, —
hin kærlighed, som sletted „savn" og „klage"
af sproget ud i lykkens lyse dage!

Die Geniefsbarkeit, ja bisweilen die Verständlichkeit der Dichtung wird durch diese Überheizung vermindert.[1]

Die beiden anderen Dramen mit ihrem Prosadialog stellten weniger hohe Anforderungen. In den 'Kronprätendenten' ist der Ton meist glücklich und sicher herausgekommen. Nur Einzelheiten möchte man anders wünschen. Wenn das öfter wiederkehrende *Norges saga* mit 'Norwegens

---

[1] Ich weifs nicht, ob S. 154 'jetzt wag' ich noch mein altes Fell' einfach eine sehr freie Wiedergabe von *nu aksler jeg mit gamle skind* sein soll; es sieht einem Mifsverständnis ähnlich. Der in den nordischen Volksliedern beliebten Wendung würde inhaltlich etwa unser 'sich in den Harnisch werfen' entsprechen.

Sage' verdeutscht wird, so mufs dies die Vorstellung einer alten, hinter der Geschichte zurückliegenden Zeit wecken, was doch gar nicht die Meinung ist. Man kann nur 'Norwegens Geschichte' oder 'unsere Landesgeschichte' setzen, wenngleich der Ausdruck für uns nicht die tiefe Resonanz hat wie für den Norweger *saga*. Eine böse Flüchtigkeit ist der König Thomas Beckett S. 239, eine harmlosere 'Hinfahrt' statt 'Rückfahrt' S. 240, wohl nur ein Druckfehler 'in den Bergen' statt 'in Bergen' S. 248.

Die Übersetzerin von Nr. 1 hat, wie es scheint, dem Reiz der ungeschmückten Sagaprosa, die Ibsen hier nachbildete, ihr Herz nicht ganz erschlossen; denn sie zeigt ein durchgehendes Bemühen, die Sprache ein bifschen poetischer und aufseralltäglicher zu färben, wozu besonders auch Altertümlichkeiten helfen müssen. Es ist ein Deutsch, das wohl noch heutzutage manchem unentbehrlich scheint für einen 'poetischen' und nun gar einen heldenhaften Gegenstand, und an seiner Stelle mag es auch Wirkung thun. Aber in die 'Helden auf Helgeland' gehört es nicht hinein, und ich bin überzeugt, jeder Leser mit Stilgefühl wird empfinden, dafs das Schmucklose in diesem Zusammenhang das Künstlerischere ist. Es soll nicht heifsen 'gen Island, gen Süden', sondern 'nach Island, südwärts'; nicht 'fürder', sondern 'künftig'; nicht 'Eheherr', sondern 'Mann'; nicht 'halt ein', sondern 'lafs mich'; nicht 'ehrenreich', sondern 'angesehen'; nicht 'das frommt dir nicht', sondern 'das thut dir nicht gut'; nicht 'Rache ist euch worden', sondern 'ihr habt eure Rache' oder ähnl.; *da blev jeg vred* heifst nicht 'da fafste mich der Zorn', sondern nicht mehr noch minder als 'da wurde ich zornig'. Vgl. noch: 'befremdet dich mein Wunsch nach Ruhe?' statt 'wundert's dich, dafs ich ausruhen will?'; 'ein Etwas schnürt mir die Brust zusammen' statt 'es schnürt mir etwas ...' (*der er noget, som* ...); 'ich meine, deiner Tochter Begehr ist billig' statt 'ich meine, es ist so in der Ordnung' (*mig tykkes, at så er billigt*); 'ihnen sei ein Lied geweiht' statt 'es mufs ein Lied auf sie gedichtet werden' (*et kvæde må siges om dem*) u. s. w. Dazu Inversionen in Menge, wo der Urtext die gewöhnliche Wortfolge hat.[1]

Woher sollten wir das Recht haben, einen offenbar alltäglichen Ausdruck der Vorlage durch einen offenbar gehobenen zu ersetzen? Wir werden weder uns selbst noch unserer Sprache das Armutszeugnis ausstellen wollen, dafs wir im Deutschen eine echte Prosa nicht vertragen.

Berlin. Andreas Heusler.

Johannes Leitritz, Altenglands Unterrichts- und Schulwesen. Dresden und Leipzig, C. A. Kochs Verlag, 1898.

Der Verfasser stellt sich hier die Aufgabe, eine zusammenfassende Darstellung des altenglischen Schulwesens zu geben. Leider gilt der Be-

[1] Das Streben nach altertümlichem Putz hat auch die deutsche Sprache um ein sonderbares Wortgebilde bereichert, ein transitives Verbum fahnden (für verfolgen), S. 44, 73.

griff 'Altengland' bei ihm nur bis Beda. Das enttäuscht sehr, denn gerade für die spätere Zeit haben wir gute Quellen, aber keine Bearbeitungen. Classen hat hier in seiner Dissertation über Byrhtnoth (1896) einen guten Anfang gemacht. Doch begnügen wir uns vorderhand mit der ältesten Periode. Aber hier werden wir noch mehr enttäuscht durch die Methode des Verfassers. Dafs man bei einer solchen Untersuchung auf die ältesten Berichte zurückgehen und diese selbständig prüfen müsse, scheint er ganz zu ignorieren. Fast überall fufst er auf zum Teil recht unzuverlässigen englischen Arbeiten und begnügt sich, aus diesen sekundären Quellen zu schöpfen, ohne je Kritik zu üben. Ein höchst sonderbares Licht auf den wissenschaftlichen Standpunkt der Schrift wirft auch der Umstand, dafs der Verfasser die alten Autoren, Beda, Wilhelm von Malmesbury u. a., in — neuenglischer Sprache anführt. Es ist dies eine Eigentümlichkeit der Gruppe Klöpper-Wendt unter den 'reformierten Neuphilologen', die nicht scharf genug verurteilt werden kann. Warum sollen wir nicht mit demselben Recht den Horaz italienisch oder das Nibelungenlied französisch citieren?! Ich verlange durchaus nicht, dafs jede Stelle in der Ursprache abgedruckt werden soll, aber wenn das Lateinische oder Altenglische dem Autor zu schwierig für seine Leser erscheint, dann drücke er sich deutsch aus. So viel darf man in einer deutschen Arbeit verlangen.

Die Abhandlung ist in vier Kapitel eingeteilt: 1) Schulen und Unterricht vor dem siebenten Jahrhundert, 2) die Bekehrung der Angelsachsen, 3) die Schulen vor der normannischen Eroberung, 4) Schulen und Unterricht vom siebenten Jahrhundert bis zur Zeit Bedas. Das erste handelt von der Blüte des Unterrichts in Irland, sowie in den britischen Klöstern Glastonbury und Bangor. Die Frage nach dem Grade der Romanisierung Britanniens wird nicht aufgeworfen; dafs sich die Lateinkenntnis auf keine anderen Kreise als die des Adels erstreckt habe (S. 10), ist wohl nicht richtig. Solange wir keine gegenteiligen Zeugnisse haben, dürfen wir nicht behaupten, dafs Gildas hier übertreibe. Es gab zu seiner Zeit sicher eine starke römische Partei, zum mindesten in den Städten. Das dritte Kapitel leidet an einem bedenklichen Mangel an Chronologie. Gleich der Anfang: 'Die Schulen waren von dreierlei Art: Cathedral Grammar Schools, Grammar Schools of the Collegiate Churches oder Colleges und Monastic oder Monastery Schools. Die beiden ersteren heifsen auch bischöfliche Schulen (Episcopal Schools)' fordert zu Einwänden heraus. Auf welche Zeit bezieht sich diese Einteilung? und woher stammen die schönen termini technici? 'Vor der normannischen Eroberung' trifft die Unterscheidung schon deshalb nicht zu, weil wir in England Kathedral-Klöster haben. Das letzte Kapitel endlich befafst sich mit Theodor, Aldhelm, Hilda und Beda. Dafs unmittelbar nach dem Tode des grofsen Historikers ein Verfall der Schulen begann, möchte ich nicht unterschreiben. Haben wir doch in Alkwines Beschreibung der Yorker Schule den besten Beweis dagegen. Allerdings meint der Verfasser, dafs York eine Ausnahme bilde, aber bei dem spärlichen Material, das uns für

den Süden zur Verfügung steht, können wir hierüber nichts Bestimmtes sagen. Dagegen ist es sicher, dafs die nordhumbrischen Bischofssitze Lindisfarne, Hexham und Whiterne sich im achten Jahrhundert ruhig weiter entwickelten. Wenn ich mein Urteil zusammenfassen soll, so kann ich nur wiederholen, dafs die Schrift durchaus unselbständig und für die Wissenschaft von geringem Wert ist.

Jena. Wolfgang Keller.

Richard Symons, Cynewulfs Wortschatz oder vollständiges Wörterbuch zu den Schriften Cynewulfs (Bonner Beiträge zur Anglistik herausgeg. von M. Trautmann). Bonn, Hanstein, 1899. III, 163 S.

Ein Specialwörterbuch, wenn vollständig, ist immer willkommen. Vollständig ist das vorliegende in Bezug auf die Heranziehung von Cynewulfs sicheren Werken E(lene), J(uliana), C(hrist 440—887) und Sch(icksale der) A(postel); aufserdem ist A(ndreas) mit ausgebeutet, und zwar in der ausgesprochenen Absicht, durch die Gemeinsamkeit des Wortschatzes auch die des Autors zu erhärten; ja Symons greift dem Urteil des Lesers vor und verzeichnet die Wörter von SchA einfach unter A (1723—1817), was bei der Benutzung manchen stören dürfte. Vollständig ist Symons nahezu im Verzeichnen der Begriffswörter; in den letzten hundert Versen von J, die ich nachprüfte, habe ich nur *ehstrêam* 673 und *swonrâd* 675 vermifst. Leider sind die Verbindungen von Begriffswörtern zu poetischen Formeln nur teilweise geboten; so finden wir unter *hyht* zwar *heofonrîces h.*, aber nicht *hâligra h.* J 642; *heofona rîce*, aber nicht *heofona helm* J 722; *wîsdômes gæst*, aber nicht *frôfre gæst* J 724 u. dgl. Gerade ein Einzelwörterbuch zu stilvergleichenden Zwecken hätte in diesem Punkte den Greinschen Sprachschatz mit voller Systematik ergänzen können. Die lautlichen Schreibdifferenzen sind bei Symons zu finden, die Flexionsverhältnisse aber wieder nur mit Auswahl; man erfährt z. B. unter *gefæstnian* nicht die auffällige Pluralform *gefæstnie* J 649, unter *tôweorpan* nicht den Opt. *tôweorpan* J 650, unter *âgan* nicht das altertümelnde *gê âgun* J 658, unter *þyncan, þincan* nicht das dialektisch interessante *mê þinced* J 662, unter *dêore, dŷre* nicht den Superlativ *dêorast* J 697. Ebensowenig hat sich Symons bei den Partikeln Vollständigkeit zur Aufgabe gemacht. Bei *ic* scheint er die Stellen, wo der Dichter in eigener Person spricht, aufzählen zu wollen, übergeht aber J 700, 701, 710, 711, 713, 718 und SchA 88, 91. Die Verteilung der Formen des fem. Personalpronomens Nom. Sgl. *hêo, hîo, hî* ist aus den wenigen Beispielen S. 73 nicht zu ahnen. Der Gebrauch der Präpositionen ist nicht einmal bei den dialektisch wichtigen *in* und *on, mid* mit Dat. oder Acc. vollständig verzeichnet. Hiemit wollte ich die Grenzen markieren, innerhalb deren die Sammlung von Symons verläfslich ist.

Indem ich zur Verarbeitung des Materials, die Symons ganz dem

Leser überläfst, wenigstens einige Ansätze machte, hatte ich durchaus nicht den Eindruck, dafs die Verhältnisse der Wortwahl uns zwängen, Cynewulf auch für den Verfasser von A zu halten. Zunächst sind es einige Partikeln, bei denen Symons selbst einen beachtenswerten Unterschied ans Licht stellt: *gît* belegt er nur aus A (9 mal), *gên* in der Bedeutung 'noch' aber blofs aus EJC (16 mal); *þâ* = dem. 'damals' nur aus A, = rel. 'als, indem' nur aus E; für die Angaben ist Symons verantwortlich; ich hebe aus seinem Material nur heraus, was gegen seine eigene Schlufsfolgerung spricht. Was Begriffsadverbien von häufigem Vorkommen betrifft, ist *geare* = 'ganz und gar' nur aus EC belegt (9 mal), *ǣdre* = 'sofort, bald' fast nur aus A (7 : 1) und ebenso *lungre* (15 : 2). Das Substantiv *fêond* ist A nur in der Bedeutung 'Teufel' bekannt, nicht zugleich = 'Feind', wie häufig in EJC; dementsprechend ist auch *fêogan* = 'hassen' auf EJC beschränkt. Auch sagt A fast immer *wîgend* (12 mal) und ein einziges Mal *wîga*, während Cynewulf fast immer *wîga* gebraucht (10) und ganz selten (2) *wîgend*. Im übrigen beschränke ich mich darauf, zwei besonders oft vorkommende Begriffe durch alle Ausdrucksformen zu verfolgen, einen möglichst realen und einen möglichst geistigen, nämlich 'Meer' und 'Gemüt'. Für Meer sagt A allein *ârwela* (1), *ârȳđ* (1), *êa* (1 und 3 Kompos.), *êagorstrêam* (4), *êastrêam* (1), *farođstrǣt* (2), *firgendstrêam* (2), *flôdwylm* (1), *gârsecg* (4), *holmweg* (1), *hranrâd* (3), *hwælmere* (1), *mere* (4 und 4 Komp.), *merefarod* (2), *merestrêam* (1), *sǣholm* (1), *sǣstrêam* (2), *seolhwadu* (1), *strêamfaru* (1), *strêamracu* (1), *strêamwelm* (1), *wæd* (3), *wǣgfaru* (1), *wær* (2), *wæterflôd* (1), *waduma* (1), *ȳþlâd* (1) und mit der Beschränkung des Sinns auf Brandung auch *warođfarud* (1), *warudgewinn* (1). Andererseits ist den sicheren Cynewulf-Werken allein nur *merestrǣt* (1) eigen. Sowohl in A als in Cyn. begegnen *brim* (8 : 3, in Komp. 8 : 3), *farod* 3 : 0, in Komp. 2 : 1), *flôd* (14 : 2 und 1 Komp.), *geofon* (8 : 2), *lagu* 1 : 4, in Komp. 3 : 2), *lagostrêam* (1 : 1), *mereflôd* (1 : 1), *sǣ* (5 : 4, in Komp. 11 : 3), *sund* (6 : 2 und 3 Komp.), *swanrâd* (1 : 1), *wǣg* (10 : 3, in Komp. 1 : 1), *wæter* (13 und 4 Komp. : 5), *ȳþ* (15 : 2, in Komp. 3 : 2). Im Verhältnis zeigt also Cynewulf eine deutliche Vorliebe für die direkten Bezeichnungen *lagu* und *sǣ*, während A in einer Fülle von Umschreibungen schwelgt. Sobald A von Seefahrt und Meer zu reden hat, kann er sich kaum genug thun; Cynewulf aber geht rasch darüber hinweg. — Ein sehr verschiedenes Bild erhalten wir, sobald wir uns zum Begriff 'Gemüt' wenden, wobei ich die kaum streng zu trennenden Vorstellungen 'Seele', 'Geist' mit berücksichtige. A allein hat *môdhord* (1), Cyn. allein *brêostloca* (1), *brêostsefa* (5), *ferhđsefa* (7). Gemeinsame Ausdrücke sind: *brêost* (A 7 und 1 Komp. : Cyn. 5), *ferhđ* (5 : 20, Komp. 12 : 11), *ferđloca* (3 : 2), *gâst* (21 : 49, in Komp. 8 : 32), *heorte* (5 und 1 Komp. : 9), *hyge* (8 : 17, in Komp. 9 : 11), *môd* (25 : 29, in Komp. 17 : 14), *môdsefa* (3 : 3), *sâwul* (7 : 16, in Komp. 1 : 1), *sefa* (3 : 16). Hoffentlich habe ich mir die Komposita mit leidlicher Vollständigkeit zusammengesucht und dabei A 1723 ff. stets zu Cynewulf gezählt; die Zusammenstellung von Symons erweist sich beim Gebrauch nicht gerade als ein

Muster von Übersichtlichkeit. Ich lasse noch für den Begriff 'Denken' als einen eng verwandten die Ausdrücke folgen: *gehygd* (3 : 4, in Komp. 5 : 3), *gemynd* (1 : 6, in Komp. 1 : 1); *geþanc* (1 : 8, in Komp. 4 : 10). Auf dem geistigen Gebiete ist also Cynewulf ohne Zweifel wortreicher als A.

Diese Unterschiede alle zusammengenommen erwecken schwerlich den Eindruck, dafs A von Cynewulf sein müsse. Ich folgere auch nicht das Gegenteil, als ob deshalb A nicht von Cynewulf sein könnte. Zwischen dem ersten und zweiten Teil Faust, zwischen Götz und Iphigenie, den Jugend- und Alterswerken Miltons, der ersten und zweiten Hälfte des Childe Harold dürften sich nicht minder auffällige Stildifferenzen hervorheben lassen. Die Stilvergleichung scheint mir für Autorenfragen überhaupt nach jeder Richtung hin bedenklich, während sie für Entwickelungsfragen die erspriefslichste Methode ist. Dies Resultat von Symons vermag ich daher nicht anzunehmen; deshalb ist seine Materialsammlung aber doch wertvoll.

Auf beinahe einer ganzen Seite der Einleitung wendet sich Symons auch gegen andere Gründe, die ich gegen Cynewulfischen Ursprung des A kürzlich vorgebracht habe. SchA könne nicht als ein Reisesegen (ins Jenseits) von A abgetrennt werden; denn 1) der Dichter von SchA nenne sich schon in der ersten Zeile *sîdgeômor* = 'müde von der Reise'; 2) er habe im zweiten Vers durch *samnode wîde* gesagt, dafs er sich 'auf Reisen begab, um Stoff zu sammeln', was für einen Reisesegen nicht nötig gewesen wäre, wohl aber für den 'Andreas'; 3) er hätte sich ferner in einem Reisesegen 'unmittelbar an die Apostel wenden müssen' um Fürsprache, statt nur ihre Reisen aufzuzählen; und 4) habe der Dichter überhaupt 'nicht das Reisen betont'. Darauf ist folgendes zu antworten. 1) Die Bedeutung von *sîdgeômor* ist 'Kummer wegen der Reise habend'; das Nähere erklärt uns Cynewulf am Schlusse selbst, indem er von sich nochmals als von einem *geômrum* spricht (V. 89), weil er der Freunde bedürfe auf der Fahrt (*on lâde* 92 = *sîþ*) in die ewige Heimat. 2) Das 'Sammeln weitherum' hätte wenig Sinn, wenn es dem Stoff des 'Andreas' gelten sollte, der doch aus einheitlicher Quelle stammt; dagegen hat es Cynewulf wohl Mühe gekostet, von all den zwölf Aposteln herauszubringen, wohin sie gezogen waren. 3) Dafs Cynewulf in einem Reisesegen gerade jene, die er als gottbegnadete Reisende früherer Zeit nennt, nämlich die zwölf Apostel, anrufen mufste, geht aus dem Vergleich mit dem erhaltenen Reisesegen bei Grein-Wülker I 328 ff. durchaus nicht hervor; aber Cynewulf kommt dem natürlichen Empfinden Symons' doch so weit entgegen, dafs er es thatsächlich thut und jeden seiner Leser bittet, ihm *þone hâlgan hêap* (V. 90, vgl. V. 9, wo der Ausdruck direkt von den zwölf Aposteln gebraucht ist) um Hilfe anzuflehen. Dabei mufs man sich freilich die Einrichtung der Gebetsbrüderschaften in jener Zeit gegenwärtig halten oder aus dem *Liber vitae* vergegenwärtigen. 4) Was endlich die mangelhafte Betonung des Reisens betrifft, so spricht Cynewulf im ersten Vers und ausführlich am Schlufs von seinem eigenen Wallen, V. 9 f. von der Bestimmung des Reise-

ziels für die Apostel insgesamt und dann bei jedem einzelnen Apostel von dem Lande, in das er gewandert war; es war, ohne eintönig zu werden, kaum möglich, auf das Reisen mehr Accent zu legen. — Auch mit den Einwendungen von Frl. Buddensieg, die Symons auf einer zweiten Seite seiner Einleitung abthut, hat er es sich zu leicht gemacht. Bis wir den Andreas für Cynewulfisch halten, müssen noch ganz andere Gründe beigebracht werden.

Berlin. A. Brandl.

Altenglische Sprachproben nebst einem Wörterbuche, herausgeg. von Eduard Mätzner und Hugo Bieling. II. Band Wörterbuch. 12. Lieferung. Berlin, Weidmann, 1896.

In dem warm empfundenen Nachruf, den Prof. Bieling seinem dahingegangenen älteren Freunde und Mitarbeiter Mätzner in Engl. St. XVII gewidmet hat, sind auch die Beziehungen erörtert, in denen die beiden Gelehrten während der Bearbeitung des Wörterbuches zueinander standen. Wir erfahren daraus, dafs Mätzners Arbeit bis zum Worte '*marchen*' reichte, so dafs Bieling, der (vom Buchstaben F an) dem umfassenden Werke seine eingehende Mitwirkung zu teil werden liefs, von nun ab allein verantwortlich ist. Um es gleich von vornherein zu sagen: die vorliegende Probe von Bielings eigener Arbeit, die bis *merien*, läutern, reicht, ist ganz im Geiste des verstorbenen Meisters abgefafst, ja die Bearbeitung der Textstellen, die Zusammenstellung und Entwickelung der Wortbedeutungen, ist noch vertiefter und eingehender. Man vergleiche z. B. die Ausführungen über *mâre, mâ* und *mæst* (S. 348—361) mit den betreffenden kurzen Artikeln in Stratmann (S. 411), um einen Begriff von der aufserordentlichen Arbeit zu erhalten, die hier geleistet worden ist, und von dem Verdienste, welches sich der Verfasser durch die saubere Sonderung und Anordnung der Begriffe erworben hat. Ebenso fleifsig sind — um nur einiges hervorzuheben — die Artikel über *marescal, maugre, mawmet, med* (*meed*), *medlen, menden, mengen, meoc* (*meek*), *merken* zusammengestellt. Auch Verweise auf Mythologie und Volkskunde fehlen nicht (wie bei *mare* = *night-mare*). Einige Versehen in Einzelheiten wollen dagegen wenig besagen. Die alphabetische Reihenfolge ist nicht eingehalten bei *marschal, maschel, mekel, merchal.* Beim Komparativ-Adverb *mâ* ist die Bemerkung 'aus *mâre, mâr* verkürzt' (S. 352, vgl. 348) verunglückt. Was die Anordnung bei den einzelnen Wörtern betrifft, ist sie im allgemeinen nach der Flexionsform getroffen (z. B. Sing. und Plur.), aber manchmal nach den Stammformen; so bei *medu — mede, menestral — minstral.* Derlei kleine Inkonsequenzen schleichen sich einem Fortsetzer zu Anfang leicht ein. Möge es Bieling vergönnt sein, dies Werk, das eine Zierde deutscher Wissenschaft ist, in beschleunigtem Tempo zu glücklichem Ende zu führen!

Berlin. Emil Penner.

Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Alois Brandl und Wolfgang Keller. XXXV. Jahrgang. Mit einem Bilde Leos. Berlin, Langenscheidt, 1899.

Der fünfunddreifsigste Band des Shakespeare-Jahrbuches ist mit einem wohlgelungenen Bilde F. A. Leos in seinem Arbeitszimmer geschmückt. Des Heimgegangenen gedenkt ferner Albert Cohn (S. 281—294) in einem liebevollen Nekrologe, der dem geselligen Manne, dem Gelehrten, dem Dichter und Schriftsteller gerecht zu werden sucht. — S. V—VII bringt den Jahresbericht, erstattet in der Generalversammlung der Shakespeare-Gesellschaft am 22. April 1899, bei welcher A. Brandl den S. IX—XXIV abgedruckten Vortrag hielt: Shakespeares Vorgänger. Der Verfasser geht mit dem Begriffe 'Vorgänger' bis auf die drei grofsen Athener zurück. Bei Betrachtung der historischen Abhängigkeit Shakespeares oder des romantischen vom klassischen Drama werden zunächst die Unterschiede zwischen beiden hervorgehoben, die aber nicht gegen die Abhängigkeit sprechen, da sie nicht streng gesondert auftreten. Daneben sind die Übereinstimmungen viel bedeutender. Diese sind zwar in den dramatischen Leistungen des Mittelalters oft nicht zu erkennen, 'man kann aber auch manche Fäden verfolgen, die sich von Äschylus und Sophokles zu Shakespeare herabziehen'. Als Vermittler kommen besonders in Betracht: das lateinische Schuldrama des 16. Jahrhunderts, die Übersetzer und Nachahmer antiker Dramen, unter denen George Buchanan und Nikolaus Grimald eine wichtige Rolle spielen, schliefslich die Übersetzung des Seneca ins Englische und deren Einwirkung auf die unmittelbaren Vorgänger Shakespeares.

S. 1—2. W. Oechelhäuser, Jahresbericht erstattet in der Generalversammlung am 23. April 1898.

S. 3—135. Richard II. Erster Teil. Ein Drama aus Shakespeares Zeit. Herausgegeben von Wolfgang Keller.

Aus einem erschöpfenden Berichte betreffend Überlieferung und Abdruck des Stückes erfahren wir, dafs es in einer Handschrift des Britischen Museums erhalten und von J. O. Haliwell 1870 in elf Exemplaren gedruckt herausgegeben worden ist. Den Neudruck hält Herausgeber durch die litterarhistorische und ästhetische Bedeutung des Stückes für gerechtfertigt. Er bezeichnet es wegen des zeitlichen Verhältnisses zu Shakespeares Rich. II. mit 1. Teil Richard II. — Eine Untersuchung von Stoff, historischen und dramatischen Quellen von 1 R II. ergiebt, dafs der Dichter aus Holinsheds Chronik schöpfte. Deutlich zeigt sich eine gewisse Abhängigkeit von Marlowes Eduard II., Shakesperes Heinrich VI., 2 und Berührungen mit Rich. II.

Diese Abhängigkeit unseres Stückes von anderen sollte jedenfalls noch gründlicher untersucht werden. Auffallend sind doch die Ähnlichkeiten in 1 R II. 5. Akt und Shakespeares Rich. III. 1. Akt. Man vergleiche (ed. Wright, London 1892): Rich. III. Akt I, 4, 324 ff. und 344 ff.

mit 1 R II. Akt V, 1, 31 ff. (S. 106); R. III. ib. 2 ff. mit 1 R II. ib. 107—110 (S. 108); R. III. ib. 269 ff. mit 1 R. II. ib. 226 ff. (S. 111); R. III. ib. 123 mit 1 R. II. ib. 232. Daſs in beiden Stücken der Mörder bei dem tödlichen Streiche sagt: *Take that and that*, soll nicht von groſsem Gewichte sein; indessen steht es neben den anderen Ähnlichkeiten.

Zweimal ist der Ausdruck *limbo* verwendet. Er findet sich öfter in der elisabethanischen Litteratur, aber gerade in Verbindung mit *patrum* 1 Rich. II. I, 2 (8) und Shakespeare, Henr. VIII. V, 4. — Auch *(dead) As a doore nayle*, 1 R. II. V, 1 (241—43 S. 111) verdient Aufmerksamkeit. W. Carew Hazlitt, English proverbs etc. (London 1869), verweist für das Sprichwort auf 1 H. VI. Da konnte ich es nicht finden, aber in 2 H. IV. V, 3 (118—19) und 2 H. VI. IV, 10 (38—40). — 1 R. II. I, 1 (63) erinnert an Machiavelli in England, I, 2 (31), 'Radamanth', an Ariosts 'Rodomonte'. — Sprache und Metrik stimmen zum Gebrauche Shakespeares.

Das Datum unseres Dramas läſst sich vorderhand nicht genau bestimmen. Nach seiner Abhängigkeit von den vom Herausgeber angeführten Stücken müſste es zwischen 1591—96 verfaſst worden sein. Es kommt aber wohl auch Richard III. in Betracht, und da ich der Ansicht beipflichte, letzterer wäre 1593 verfaſst worden, so könnte 1 Rich. II also zwischen 1591 und 1593 entstanden sein.

Über den Verfasser ist nichts bekannt. — Nach jenen Darlegungen folgt ein getreuer Abdruck der Handschrift, in welchem nur sinnstörende Fehler verbessert sind. Ausreichende Fuſsnoten weisen auf den Zustand des Manuskriptes und die Gründe für die Lesart des Herausgebers.

S. 125—135, G. Sarrazin, Die Abfassungszeit von 'Viel Lärm um Nichts', und S. 256—260, E. Koeppel, Shakespeare und Graf Essex, handeln von den Beziehungen zwischen Shakespeare und dem Grafen Essex mit dem Ergebnis, daſs in Much Ado Anspielungen auf Essex zu finden seien und das Lustspiel nach 1598 resp. in den Jahren 1599/1600 verfaſst worden sein soll. Beide Gelehrte beziehen ein Gleichnis in den Versen Ado III, 1, 7 ff., *Bid her steal* etc., auf den Grafen, und Sarrazin zieht noch ein ganz ähnliches Gleichnis aus dem 25. Sonett, *Great princes' favourites* etc., heran. — Die angezogenen Verse brauchen doch nicht unbedingt auf Essex zu gehen, und ich kann, trotz aller Möglichkeit, nicht mit Koeppel übereinstimmen, wenn er sagt: 'Sie (jene Stelle) muſs nach der am 1. Oktober 1599 erfolgten Verhaftung des Grafen Essex ... entstanden sein.'

Was nun Sarrazin über die Deutung der Charaktere bei Shakespeare, wo sie von Bandello abweichen, sagt, trifft nicht ganz zu. Die Unterschiede erklären sich zum Teil aus Orlando Furioso, von dem Much Ado irgendwie abhängen muſs (vgl. J. Schoembs, Ariosts Orlando Furioso etc., Diss. 1898). Ich bezweifle überhaupt auf Grund meiner Untersuchung, daſs Bandello die unmittelbare Quelle Shakespeares ist. Sarrazin sagt: 'Wenn diese Vermutung (i. e. daſs das Lustspiel unter dem Eindruck der geschilderten Verhältnisse verfaſst worden ist) richtig ist, so kann das

Stück kaum vor dem Herbst 1598 (Southamptons Vermählung) datiert werden.' Trotz jenem 'wenn' kommt er zu dem raschen Schlufssatze: 'Wir haben jetzt ein Glied mehr von der Kette gefunden, welche Shakespeare und den jungen Grafen Southampton verband.'

S. 136—165. A. Schröer, Neuere und neueste Hamlet-Erklärung. Der Verfasser giebt eine erschöpfende Revue der beachtenswerten Theorien über das Hamlet-Problem, ohne selbst eine neue hinzufügen zu wollen. Seine wichtigste Kritik bezieht sich auf R. Loening, Die Hamlettragödie Shakespeares, Stuttgart 1893, wogegen er den begründeten Vorwurf erhebt: 'Die Thatsachen, die Loening überspringt, deren Heranziehung aber seiner Theorie jeden Boden entzieht, liegen in der Fabel des Dramas.'

S. 166—179. R. Garnett, Die Entstehung und Veranlassung von Shakespeares Sturm (nach Anmerkung der Redaktion mit Ausnahme des Schlufsabschnittes schon April 1888 in Universal Review Vol. III, S. 556 bis 566). Garnett teilt die Ansicht Goldwin Smiths über das Thema, hält sie aber bei diesem für unbewiesen; er selbst thut mit guten Gründen dar: '1) dafs der Sturm für eine Privataufführung und bei Gelegenheit einer Hochzeit geschrieben wurde; 2) dafs die specielle Zuhörerschaft und die specielle Hochzeit sich urkundlich bestimmen lassen; ... 3) dafs innere Zeugnisse für 1613 sprechen und zwar nur für dieses Jahr.'

S. 180—213. A. L. Stiefel, George Chapman und das italienische Drama, stellt eine wesentliche Bereicherung der Quellenforschung über Chapman dar. Der Verfasser geht zunächst den bisher zu wenig beachteten italienischen Vorbildern des Dramatikers nach und zeigt, dafs er Motive und Charaktere dem italienischen Lustspiele entnimmt. Insbesondere wird ausführlich nachgewiesen, dafs das Lustspiel May-Day eine Nachahmung des italienischen Lustspiels Alessandro von Alessandro Piccolomini ist, dessen Quellen ebenfalls von dem Verfasser dargelegt werden.

S. 214—246. Wolfgang von Wurzbach, Philip Massinger. I. In einer kurzen Einleitung nennt Verfasser Massinger den nach Shakespeare 'unstreitig' gröfsten Dramatiker der elisabethanischen Glanzepoche — ich ziehe Marlowe und Ben Jonson vor. Merkwürdig ist: 'es ist beinahe befremdend, dafs die deutsche Forschung ihm bisher nur so geringe Aufmerksamkeit geschenkt hat. Er ist uns lediglich durch die Übersetzungen einiger seiner Dramen bekannt ...', statt 'Forschung' könnte es doch höchstens heifsen 'Publikum'?

Unbefriedigend erscheint mir Abschnitt I, Massingers Leben. Der Verfasser giebt die Quellen zu seiner Lebensbeschreibung des Dichters nicht an. Diese bietet nichts Neues, beachtet vorausgegangene Forschung nicht genügend und ist in der Aufnahme dessen, was sie beachtet, ungenau. Noch ganz unklar ist, welche Rolle William Herbert, third Earl of Pembroke, in Massingers Leben spielt. von Wurzbach sagt von ihm, sich auf Wood Ath. Ox. berufend, dafs er den jungen Dichter auf der Universität freigehalten habe, und behauptet dann weiter: 'Wood glaubt, dafs er auf der Universität nur wenig den Studien obgelegen ..., und

deshalb von dem mit seinen Fortschritten unzufriedenen Earl zurück-berufen worden sei ...' Das ist unzutreffend, auch das Freihalten. Bei Wood, Athenæ Oxoniensis, London 1721, vol. I p. 629 heifst es nur *encouraged in his studies by the Earl of Pembroke,* von 'zurückberufen' ist keine Rede. Dann kommt der Verfasser auf die Entfremdung zu sprechen, die zwischen Massinger und dem Earl eingetreten sei, und sucht Gründe dafür; er sagt: 'Man vermutet, dafs Massinger während seines Aufenthaltes auf der Universität zum Katholicismus übergetreten sei.' Dieser 'Man' ist W. Gifford, der seine Vermutung 1805 in der Introd. p. IX von 'The Plays of Ph. Massinger' aussprach. Ferner sucht von Wurzbach Spuren des Katholizismus in Massingers Werken. Aber schon H. Coleridge weist beide Gründe entscheidend zurück in Introd. XXIX ff. von 'The Dramatic Works of Massinger and Forel. London 1839'. Und würde 'Dr. James Smith ... ein Mann in hohen geistlichen Würden' mit einem Katholiken in so enger Freundschaft gestanden haben, wie von Wurzbach S. 235 mitteilt? Man bedenke die innerpolitischen Zustände! Eben derentwegen wäre der vermutete Religionswechsel kein 'kleinlicher Grund' (von Wurzbach S. 220) der Entziehung der Protektion. Diese ist auch noch gar nicht erwiesen. Ich vermute, dafs nicht der third, sondern der second Earl of Pembroke, Henry Herbert, unseren Dichter zu seinen Studien ermutigte, noch bevor er zur Universität ging. Merkwürdigerweise findet sich in D. N. B. XXVI, S. 10 Art. Massinger ein sonderbarer Irrtum; es heifst da: 'Wood conjectures that he was supported at the university by Henry Herbert, second earl of Pembroke, until he offended his patron by adopting the Roman catholic religion.' Wood bezeichnet aber weder den earl näher, noch sagt er etwas von dem Übertritt.

Hier möchte ich noch einer Bemerkung von Wurzbachs entgegentreten: 'Er (William Herbert) ist wahrscheinlich der «Mr. W. H.» der Sonette Shakespeares.' Von Wahrscheinlichkeit kann doch nicht mehr die Rede sein nach den Auseinandersetzungen von Sidney Lee in D. N. B. LVI S. 323/24 Art. Thorpe, Thomas und seinem bekannten vortrefflichen Buche 'A life of William Shakespeare', Appendix VI, S. 406.

Kap. II giebt eine schätzbare Zusammenstellung von 32 Werken, welche vollständig oder in wesentlichen Teilen Massinger zugeschrieben werden; von 15, bei denen der Anteil des Dichters 'so gut wie unzweifelhaft erscheint'; und von 11, bei denen die Vermutung der Mitarbeiterschaft nahe liegt. Aber die beigefügten bibliographischen Notizen sind nicht ausreichend. Nebenbei sei auf E. Koeppel, Quellenstudien zu den Dramen Ben Jonsons etc. (Kap. IV S. 145 ff.), 1895, und Massinger, Plays etc. ed. Cunningham, London 1897, hingewiesen. Unbegreiflich erscheint mir, dafs der Verfasser nichts erwähnt von James Phelan, Philip Massinger (Anglia II, 1878, S. 23 ff.) und id. A Reply etc. (Anglia III S. 361 ff.). Phelan ist viel kritischer und bietet bedeutend mehr als von Wurzbach, giebt vor allem reichlich seine Quellen an und weicht in so wichtigen Punkten von letzterem ab, dafs dieser unbedingt seine Gründe für die eigene Meinung ausführlicher darlegen müfste.

Das III. Kapitel handelt von der Charakteristik des Dichters, von dem hier wieder bemerkt wird, dafs er in der ernsten Tragödie nur Shakespeare nachstehe. Aber bei seiner tendenziösen Moral und beschränkten Gläubigkeit ist er doch recht oft abgeschmackt, weinerlich und gräfslich, wie ja auch nach S. 230/31 der Verfasser empfunden haben mufs.

Im IV. Kapitel stellt von Wurzbach eine ziemliche Anzahl Gedanken und Stellen zusammen, in denen sich Massinger mit Shakespeare berührt, den er bei allem Einflufs nicht sklavisch nachahmt.

Kap. IV eröffnet wohl mit 'The Virgin-Martyr' eine Reihe von Einzelbesprechungen. Inhalt, Autorschaft, Quellen und Nachbildungen des Stückes werden untersucht. Mir scheint, dafs Anordnung und Gründlichkeit zu wünschen übrig lassen. Indessen mag der Verfasser im Raume beschränkt gewesen sein, und seine erwünschte und wertvolle Arbeit möchte vielleicht praktischer in einem Buche für sich erscheinen.

S. 247—249. W. Oechelhäuser, Zwei neue Bühnenbearbeitungen der bezähmten Widerspenstigen, giebt zu, dafs die Bearbeitungen dieses Stückes von Rob. Kohlrausch und Eug. Kilian mit Geschick den Erfordernissen der modernen Scenierung angepafst sind, dafs aber die übertriebene Rücksicht auf Vermeidung von Scenen- und Ortswechsel zu Zusammenlegungen bewog, welche ihren Wert gegenüber der getadelten Bearbeitung von Deinhardstein in Frage stellt.

S. 250—255. Julius Cserwinka, Regiebemerkungen zum Shakespeare, ist, mit besonderer Rücksicht auf 'die Schauspieler im Hamlet', eine etwas überschwengliche Paraphrase über die beherzigenswerte Mahnung an die Bühnenregie, dafs es ihre Aufgabe sei, 'den feinen Stil, die Stimmung des Kunstwerks zu wahren' und 'zu verhindern, dafs der zauberische Trug der Dichtung zerpflückt und frostigen geschichtlichen Thatsachen geopfert werde.'

Mit der Frage, ob Shakespeare in Italien war, beschäftigen sich E. Koeppel, War Shakespeare in Italien? S. 122—126, und W. Keller, Zu Shakespeares italienischer Reise, S. 260—264. Beide kommen zu keiner bejahenden Antwort, die verneinende wird gestützt durch Hinweise darauf, woher Shakespeare seine Schilderung italienischer Lokalitäten haben könnte. Beachtenswert ist hierbei besonders Koeppels Hinweis auf die bei der Quellenforschung noch nicht genügend herangezogenen Reisehandbücher. Beide Gelehrte untergraben durch ihre Darlegungen Gründe, die Sarrazin in seinem Buche 'William Shakespeares Lehrjahre' für eine Italienreise geltend macht (vgl. auch bespr. Band S. 204: G. Sarrazin, Will. Sh.s Lehrj., rec. A. B.).

Immanuel Schmidt teilt S. 264/65 mit, dafs die Andeutungen in der Einleitung zu Bright's Characterie ihm nicht genügen, um sich in den praktischen Gebrauch seines stenographischen Systems einzuarbeiten, so dafs eine gewinnbringende, auf jene Zeichen gestützte Untersuchung des von Tycho Mommsen mit *a* bezeichneten Textes von Romeo und Julia nicht möglich erscheint.

S. 265—270. A. Brandl, Zu Ende gut, Alles gut: Tom Drum. Der

Abdruck einiger in Betracht kommenden Teile des Schwankes 'Tom Drum's vants' lehrt, dafs dieser nicht mafsgebend war für Shakespeares 'Ende gut etc.', wie H. P. Stokes in 'The Chronological Order of Shakespeare's Plays' vermutet, und daher auch keinen Schlufs für die Abfassungszeit genannten Stückes gestattet.

S. 271—273. E. Engel, Zur Urgeschichte des Othello, zeigt, dafs das Rätsel der Herkunft des Namens Othello noch ungelöst ist, und giebt dem 'Einfall' Raum, dafs 'Disdemona' in 'Desdemona' oder 'Desdemon' umgewandelt wurde, um Verwechselungen mit *this demon* vorzubeugen.

S. 273—274 stellt derselbe Verfasser den Leser vor die Wahl, ob Shakesp. Cor. I, 1, die Erzählung des Men. Agr. vom Magen, aus Sidneys Def. of Poes. oder Camdens Überr. von Brit. entlehnt sein möchte. Engel entscheidet sich für Sidney, trotz der meines Erachtens viel gröfseren Ähnlichkeit mit Camden. Wird denn Shakespeare nicht beide gekannt, sein Lehrer ihn nicht schon in der Schule mit 'Erzählungen aus dem Altertum' erfreut haben?

S. 274—276. A. Hauffen, Zu Machiavelli in England, erklärt die für E. Meyer, Machiavelli etc., unerklärte Erscheinung der Einwirkung Gentillets auf die englische Litteratur zwischen 1577—1602 aus einer 1517 erschienenen anonymen lateinischen Übersetzung des Gentillet.

S. 277—280. J. Schick, Thomas Kyds Todesjahr, macht es auf Grund archivalischer Forschungen sehr wahrscheinlich, dafs Kyd im Jahre 1594 gestorben ist.

S. 280. J. Wolter teilt mit, dafs ein im 34. Bande des Sh.-Jahrb. von W. Keller mitgeteiltes Bild einer altenglischen Bühne bereits 1825 veröffentlicht wurde.

S. 294—392 bringt der reichhaltige Band noch eine Bücher-, Zeitschriften-, Theaterschau, ein Mitgliederverzeichnis und ein Wort- und Sachverzeichnis.

Berlin. J. Schoembs.

Ariosts Orlando Furioso in der englischen Litteratur des Zeitalters der Elisabeth. Dissertation, eingereicht zur Erlangung der philosophischen Doktorwürde bei der philos. Fakultät der Kaiser-Wilhelms-Universität zu Strafsburg von Jakob Schoembs. Soden a. T., Buchdruckerei von P. J. Pusch, 1898.

Die Arbeit ist von Koeppel angeregt, der sich selbst ja sehr eingehend mit den Beziehungen der elisabethanischen Litteratur zur italienischen und spanischen beschäftigt. Der Verfasser verfolgt das Eindringen Ariosts in die englische Dichtung in chronologischer Ordnung. Ausgehend von Beverleys Übertragung der Episode von Ariodante und Genevra (1565 bis 1566), bespricht er die von Schelling aufgedeckte Übersetzung einer *Orlando*-Stelle durch Gascoigne, den Bearbeiter der *Suppositi*, und giebt zugleich einen neuen Abdruck, da die Mitteilung der drei Gedichte bei Schelling (Univ. Penns. Studies 1893) 'unglaublich schlecht' sei. Darauf

folgt eine Analyse der Erzählung Whetstones von Rinaldo und Giletta, die sich an die obengenannte Episode des *Orlando* anlehnt. Ein vierter Abschnitt bringt durch Textproben illustrierte Mitteilungen über die Bearbeitung des *Orlando* durch den schottischen Dichter J. Stewart of Baldyneis. Mit Recht stellt es der Verfasser im folgenden Abschnitt als zweifelhaft hin, daſs Marlowe die Olympia-Episode im Tamburlaine aus Ariost geschöpft habe, und weist auf andere Möglichkeiten hin, wie er zu dem Motiv gekommen sein könne. Den breitesten Raum (S. 21—54) nimmt natürlich Sir John Haringtons Übersetzung ein; war sie doch von gröſster Bedeutung für die Kenntnis und Würdigung des *Orlando* bei den Elisabethanern. Der siebente Abschnitt behandelt Spensers Verhältnis zu Ariosts Epos. Daſs er es gekannt, unterliegt keinem Zweifel, aber die Übereinstimmungen liegen mehr in dem allgemeinen Hintergrund des Renaissance-Epos als in Einzelheiten. Was sich davon auffinden läſst, ist vom Verfasser mit Geschick verwertet. Daran schlieſst sich Greenes *Orlando Furioso.* Wenn hier Conrads ästhetische Betrachtungsweise gegenüber Greene in Schutz genommen wird, kann ich dem Verfasser nur beistimmen. Nach einigen kurzen Bemerkungen über Robert Tofte, der ohne litterarhistorische Bedeutung ist, wendet sich der Verfasser zu Shakespeare. Sehr richtig ist der gleich zu Anfang dieses Abschnitts ausgesprochene Satz: 'Nirgends läſst sich zeigen, daſs die Anklänge an Ariosts Werk unmittelbar aus dem Originale oder der Übersetzung Haringtons stammen; es ist vielmehr wahrscheinlich, daſs sie, wenn wirklich von Ariost herrührend, auf Umwegen, welche sich bis jetzt nicht feststellen lieſsen, zu Shakspere gekommen sind.' Hier wie überhaupt in der ganzen Arbeit zeigt der Verfasser, daſs er die nötige Vorsicht zu litterarhistorischer Forschung besitzt. Hauptsächlich kommt der Sturm in Betracht, für den Hunter und Meiſsner eine Benutzung des *Orlando Furioso* nachzuweisen suchten. Nachdem noch die Bearbeitung einer Episode Ariosts durch Gervase Markham eingehend behandelt ist, beschlieſst der Verfasser seine Schrift mit einem zwölften Abschnitt: 'Vereinzelte Beziehungen und Entlehnungen aus *Orlando Furioso*', wobei auch Orlando im Sprichwort nicht vergessen wird. Es ist eine gründliche Arbeit, die von dem Fleiſs und dem Geschick des Verfassers zeugt. Er hat unsere Kenntnis der elisabethanischen Litteratur sehr gefördert.

Zum Schluſs möchte ich noch auf ein Drama hinweisen, das dem Verfasser entgangen (oder noch nicht zugänglich gewesen) ist, und das die Beeinflussung durch den *Orlando Furioso* auf den ersten Blick verrät. Ich meine die lateinische Komödie *Silvanus*, die 1596 in Cambridge aufgeführt wurde (vgl. Shakesp.-Jahrb. 34, 296). Dort erhält Silvanus von der Zauberin Melissa einen Trank, der ihn rasend macht und in die Wälder hinaustreibt. Citate und Übersetzungen aus Ariost finden sich auch in Sandfords *Garden of Pleasure* (vgl. Shakesp.-Jahrb. 35, 260) S. 27, 62, 92, 113, 115, 124, 149 (zusammen 48 Verse). — Endlich kann ich doch den Wunsch nicht unterdrücken, daſs der Verfasser etwas mehr auf die äuſsere Form geben möge. Sie ist geradezu greulich. Papier und Druck

könnten nicht schlechter sein, wenn die Schrift in Sardinien gedruckt wäre, und eine Korrektur scheint überhaupt niemand gelesen zu haben. Das ist namentlich bei Citaten sehr mifslich; denn wie soll man entscheiden, was im Original steht, wenn es z. B. S. 93 *Ariastos Conchusions* heifst? Es ist sehr schade, dafs die tüchtige Arbeit in solchem Gewande auftritt.

Jena. Wolfgang Keller.

Arber, E., British anthologies. London, Frowde, 1899. 6 Bände, geb. à 2 s 6 d. — III. The Spenser anthology 1548—1591. — IV. The Shakespeare anth. 1592—1616. — V. The Jonson anth. 1617—1637. — VI. The Milton anth. 1638—1674. — VII. The Dryden anth. 1675—1700. — VIII. The Pope anth. 1701—1744. — In Aussicht gestellt sind ferner: I. The Dunbar anth. 1401—1508. — II. The Surrey and Wyatt anth. 1509—1547. — IX. The Goldsmith anth. 1745—1774. — X. The Cowper anth. 1775—1800.

Nach einem Prospekte des Herausgebers sind diese Anthologien 'the first adequate attempt that has ever been made towards an historical national Anthology at popular prices' und sollen 'about 2500 entire Poems and Songs, written by some Three Hundred Poets' enthalten. Ferner 'nearly every form of English Versification will be represented in the Series', und 'British Anthologies will therefore contain those Poems and Songs with which every one ought to be acquainted'.

In den sechs bisher erschienenen Bänden wird vor allem, wie es ja des Raumes wegen nahe liegt, die Lyrik berücksichtigt, obgleich es nicht an einigen epischen Stücken fehlt (Bd. VIII: Pope's The rape o. th. l. vollst.). Jeder Band enthält abgezirkelt 300 Seiten Texte und 12 Seiten 'first lines and notes' nebst 'glossary and index', welch letztere äufserst unbewanderte oder denkfaule Leser voraussetzen.

Die Benamung der einzelnen Sammlungen ist etwas rein Äufserliches. Die Art der Zusammenstellung und Auswahl giebt weder einen Einblick in die geschichtliche Entwickelung der englischen Dichtkunst, noch ein Bild von der Eigenart oder Bedeutung der in dürftigen Proben vorgestellten Dichter. So sind beispielsweise von 'Faery Queen' 123 Strophen, aus Shakspere einige Dutzend lyrischer Verse mitgeteilt, und Miltons 'Verl. Paradies' ist überhaupt nicht vertreten. Soll das Gebotene wirklich alles sein, 'with which every one ought to be acquainted'? Die Grofsen haben eben keinen Platz in Anthologien.

Selbstverständlich ist in Arbers Sammlung vieles vom Besten anzutreffen. Mancher vergessene oder in seltenen Ausgaben vergrabene Dichter ist darin wieder ans Licht gebracht, und besonderen Wert hat die grofse Anzahl anonymer Gedichte, die aus verschiedenen, nicht überall zugänglichen Veröffentlichungen gut ausgewählt sind.

Alte Sprachformen, Schreibung und häufig Interpunktionen sind in wenig wichtigen Fällen der modernen Sprache angenähert.

Möchte der poetische Genufs, den die gebotenen Brosamen immerhin gewähren, hier und da Geschmack für das ganze Brot wecken.

Berlin. J. Schoembs.

Wilbur L. Cross, The development of the English novel. New York and London, Macmillan, 1899. XVII, 329 S.

John G. Underhill, Spanish literature in the England of the Tudors. New York and London, Macmillan, 1899. VII, 437 S.

Frank W. Chandler, Romances of roguery, an episode in the history of the novel. Part I: the picaresque novel in Spain. New York and London, Macmillan, 1899. VII, 483 S.

Als vor sechs Jahren W. Raleighs 'Short sketch of the history of the English novel from the earliest times to the appearance of Waverley' erschien, gewahrte man an dem Buche eine Menge Lücken. Der Verfasser selbst fühlte das und sagte in der Vorrede bescheiden: 'This is a little book on a great subject'. Es fehlten die angelsächsischen Prosageschichten der Sachsenchronik und des 11. Jahrhunderts; die reiche englische Erzählungslitteratur des 12. und 13. Jahrhunderts in lateinischer Prosa; die heroischen Prosaromane des 15. Jahrhunderts vor Malory, z. B. der 'Alexander' der Thornton-Hs.; die Einzelnovellen des 16. Jahrhunderts vor Painter; die Seefahrergeschichten; die Aufnahme des spanischen Schelmenromans in der Shakespeare-Zeit, mit einziger Ausnahme des 'Unfortunate traveller' von Nash, der nach Jusserands kräftiger Behandlung in 'The English novel in the time of Elizabeth' schlechterdings nicht mehr zu übersehen war; und die ganze Sippe der sich daranschliefsenden Schelmenromane von Deloney, Richard Johnson, Head u. a. bis herab zu Defoe: lauter Erzähler, die auch der unglückliche Nachtreter des Raleigh, R. Fürst (Die Vorläufer der modernen Novelle im 18. Jahrhundert, 1897), nicht gesehen hat. Kurz, das Raleighsche Buch hat die Unvollkommenheit eines ersten Versuchs auf einem weiten Gebiet; aber dafs es trotzdem in hohem Grade anregend gewirkt hat, wird durch die Forschungen bezeugt, die ihm seitdem gefolgt sind. Erst als Raleigh anfing, durch den Urwald Gassen zu schlagen, wurde man gewahr, wie viele Bäume da standen, und jetzt sucht der eine Pionier da, der andere dort seine Arbeit zu ergänzen.

Cross unternahm ein Ergänzen im weitesten Umfang, indem er die Skizze von Raleigh, die bei Walter Scott abbricht, bis zur Gegenwart herabführte. Die von Raleigh behandelte Zeit giebt er in einem Auszug; nicht ohne manche Lücke zu bemerken und mit einigen Worten zu überbrücken, z. B. betreffs Chettle und Deloney, Head und Kirkman und die Verfasser historischer Romane vor und neben Walter Scott; aber doch so

kurz, daſs er gelegentlich nur dem verständlich ist, der schon viel gelesen hat. Nur durch diese Verkleinerung des Maſsstabes gelingt es ihm, in den folgenden fünf Kapiteln von W. Scott bis zu Kipling zu kommen. Bei der Bewältigung von so viel Masse war es doppelt wichtig, eine gute Einteilung zu treffen und sie konsequent durchzuführen. Cross überschreibt die auf das 19. Jahrhundert bezüglichen Kapitel: 'Nineteenth-century romance' — über Geschichts- und Kriegsroman, Maturin und Bulwer, Cooper, Poe und Hawthorne; 'The realistic reaction' — über Dickens und den humanitären Roman; 'The return to realism' — über Thackeray, Reade, Trollope und die Brontë; 'The psychological novel' — über die Gaskell, G. Eliot und G. Meredith; endlich 'The contemporary novel' — über H. James, Mrs. H. Ward und Th. Hardy, Stevenson und Kipling. Es dünkt mich, diese Überschriften flieſsen nicht aus einem einheitlichen Princip und schlieſsen einander nicht aus. Es ist unlogisch, wenn der zeitgenössische Roman von dem des 19. Jahrhunderts gesondert wird, oder die realistische Reaktion gegen W. Scott von der Rückkehr zum Realismus; oder wenn die G. Eliot psychologischer sein soll als Dickens oder Thackeray. Nach Realismus und Idealismus einzuteilen ist überhaupt miſslich, wie Cross selbst einmal gesteht. Besser wäre es vielleicht, auf den uralten Unterschied des fabulistischen Romans und des sittenschildernden Romans zurückzugreifen. Zu den Fabulisten gehören jene Erzähler, bei denen Geschehenes, Abenteuer, Seltsamkeit überwiegen, also die eigentliche Schule W. Scotts mit Bulwer, Stevenson, Kipling. Zu den Sittenschilderern aber sind die sinnigen und kritischen Beobachter der Menschen zu rechnen, seien sie nun mehr gefühlvoll, wie Dickens, oder mehr satirisch veranlagt, wie Thackeray. Das sind so durchgehende Unterschiede, daſs es dabei wohl niemals nötig ist, die Werke eines und desselben Erzählers in verschiedene Klassen zu stecken; denn diese Einteilung beruht auf dem innersten Temperament der Autoren. Auch sind die extremen Ausläufer leicht unterzubringen: die Fabulisten streifen gern an das Märchen, z. B. Kipling im 'Jungle-Book'; die sympathetischen Sittenschilderer an die Tendenz, wie man bei Dickens, G. Eliot, Mrs. H. Ward beobachten kann; und die Leute von Thackerays kritischer Schule an den Naturalismus, z. B. Hardy. So habe ich mir wenigstens seit Jahren für die Vorlesungen die ungeheure Masse der modern englischen Romane zurecht gelegt.

Bei solcher Arbeit aus dem Gröbsten heraus wäre es thöricht, eindringende Angaben über die bestimmenden Einflüsse, die die Erzähler erfuhren, und über die Quellen zu verlangen. Derlei ist bei einem neuen Gebiet nur zu erwarten, wenn sich der Forscher mit einem kleinen Ausschnitt begnügt. Solch bescheidene, aber gründliche Detailarbeit muſs erst noch geleistet werden, an vielen Stellen und mit groſsem Fleiſse, bevor an eine wirklich historische Übersicht des Ganzen zu denken ist. Von dieser Erkenntnis lieſsen sich wohl Underhill und Chandler bestimmen, ein eng umschriebenes Thema, möglichst nahe der Wurzel des neuenglischen Romans, in Angriff zu nehmen.

Underhill will die ganze Kenntnis der spanischen Litteratur, die das England der Elisabeth-Zeit besafs, ergründen. Thatsächlich läuft dies auf ein Studium der Romaneinflüsse hinaus, denn nur diese erweisen sich als künstlerisch ergiebig. Das Übersetzen spanischer Andachtsbücher und antiquarischer Traktate kam nur praktischen Bedürfnissen zu gute. Von lyrischen Gedichten wurden nur zwei aus Montemayors 'Diana' und einige Verse von Garcilaso über Vogelfang ins Englische übernommen. Im Drama, wo man früher grofse Einflüsse vermutete, kam blofs der Stoff zu zwei Stücken aus der pyrenäischen Halbinsel: zu 'Celestina' und zu Marlowes 'Tamerlan'. Aber alle Arten des Romans wurden von Spanien aus gefördert oder geradezu importiert. Der höfische Erziehungsroman des Lyly schöpfte den Stil und zum Teil auch die Lehre aus Guevara. Der Ritterroman bezog den Amadis (1568 und 1595), den Palmerin (1581), Palladino, Primaleon, Palmendos, 'The knight of the sun'. Der pastorale Roman des Sidney entstand unter dem Anhauch von Montemayors 'Diana', die vorher eine Teilbearbeitung (durch Barnaby Googe 1563) und nachher noch zwei Übersetzungen (durch Wilcox und Yong) erfuhr. Die Seefahrergeschichte — später durch Defoe und Swift zu Weltberühmtheit gehoben — wurzelte in Edens Übersetzung von P. Martyrs 'De orbe novo decades tres' 1555 und wurde dann von Hakluyt in ausgesprochenem Wettbewerb mit spanischen Entdeckungsgeschichten ausgebildet (Principal navigations of the English nation, 1589). Der Schelmenroman fing an mit Rowlands Übersetzung des 'Lazarillo' 1586, den bereits Shakespeare mit Behagen erwähnte (in 'Viel Lärm um nichts' II 1, neben den 'Hundred merry tales') und Nash im 'Unfortunate traveller' nationalisierte. Selbst die Novelle zog Vorteil, indem Maxias 'Silva de varia leccion' zu Painters 'Palace of pleasure' 1566 beisteuerte und bald darauf von Th. Fortescue 1571 vollauf übersetzt wurde. Keine Art der Kunsterzählung in Prosa blieb unberührt. Es ist ein nicht geringes Verdienst von Underhill, dies von Fall zu Fall festgestellt zu haben.

Jedes Buch hat seine Schwäche. Underhill geht auf das Stilistische, auf Charakterzüge und Auswahl der Begebenheiten nirgends tiefer ein, erwähnt auch Landmann nur kurz und Koeppel gar nicht. Statt einer philologischen Leistung hat er mehr eine bibliographische geboten und diese mit biographischen Nachrichten aus dem 'Dictionary of national biography' umkleidet. Doch hat er sich redlich bemüht, den historischen Anlässen nachzuspüren, durch die jeder englische Bearbeiter mit dem spanischen Original bekannt wurde, oder die Zwischenstufen zu markieren, wenn der Engländer nicht direkt an das Original gegangen war. Er findet, dafs unter Heinrich VIII. und Eduard VI. die spanischen Bücher durch das Französische oder Latein nach London kamen; unter Maria und Philipp direkt; unter Elisabeth bis 1578 wieder häufig durch das Französische oder auch durch das Italienische; von 1578 an wieder meistens direkt. Dabei geht es natürlich nicht ohne Vermutungen ab, und einmal hat sich Underhill sogar deutlich widersprochen, indem er S. 2[illegible] sagt: *'by the endeavour of ambassadors and gentlemen of education who*

visited the peninsula, the general interest in Spanish books in England ... was stimulated', und S. 237 von *the total indifference of the English ambassadors to Spanish literature* spricht.[1]

Die als Anhang beigefügte Bibliographie erleichtert die Übersichtlichkeit des inhaltlich etwas bunten Buches.

Einen einzigen Zweig des spanischen Romans, diesen aber durch alle abendländischen Litteraturen verfolgt Chandler. Dies ist ohne Zweifel die sicherste Methode, um zu ergiebigen Resultaten zu gelangen, und auch in der Ausführung des Themas bewährt sich Chandler als methodisch geschult. Er beginnt mit einer lebendigen Schilderung der spanischen Kulturverhältnisse, aus denen der Schelmenroman entsprang, und der englischen Litteraturerzeugnisse, die seine Aufnahme vorbereiteten. Dann umschreibt er den Typus des Schelms und das Weltbild, wie es sich im Auge des Schelms spiegelt. Dann erhebt sich aus Vorstufen, wie die Satiren des Erzpriesters Juan Ruiz, die 'Tragicomedia de Calisto y Melibea', der Lucianische 'Diálogo de Mercurio y Carón' und vielleicht noch die Autobiographie des Diego García de Paredes, endlich der erste pikareske Roman 'Lazarillo', gedruckt 1554, mit seinem zahlreichen spanischen Gefolge. Mit einer Liste der Übersetzungen, die davon in die abendländischen Sprachen und ins Latein gemacht wurden, und mit einigen Andeutungen über die englischen Nachahmer Nash und Head müssen wir uns zunächst zufrieden geben, bis der zweite Teil erscheint und uns hoffentlich über die englischen Originalromane dieser Art im 17. Jahrhundert volles Licht giebt. Daſs sich mit dem 'Lazarillo' die Tradition des Eulenspiegel und anderer Handwerkerscherze verbinden wird, ist bereits aus einer Mitteilung des Gabriel Harvey an Spenser zu erschlieſsen, wobei der Lazarillo zusammen mit Howleglass, Skoggin und Skelton erwähnt wird; so dürfte sich das Werden des köstlichsten Erzählers der Shakespeare-Zeit, des Deloney, erklären, der in 'The gentle craft' das Schusterleben und in 'John of Newbury' das Weberleben zum Mittelpunkt wählte. Was Einflüsse auf das englische Drama betrifft, deutet Chandler zunächst darauf hin, daſs eine kleine Zigeunerin aus den 'Novelas' des Cervantes in Middletons 'Spanish Gipsy' wiederkehrt, und daſs 'El casamento engañoso' des Cervantes die Grundlage für Beaumonts und Fletchers 'Rule a wife and have a wife' wurde. Bei Shakespeare bemerkt Chandler, daſs der Schwindel, den sich Edgar in 'Lear' IV 6 mit seinem blinden Vater erlaubt — scheinbarer Sturz über eine Felswand — in G. Nobili's 'Vagabondo' (Venedig 1627) eine Parallele hat; und bei Shakespeares offenbarer Freude am 'Lazarillo' würde es mich nicht verwundern, wenn sich auch die Freiheiten, die sich Launcelot im 'Kaufmann von Venedig' mit seinem jüdischen Herrn und seinem bäuerlichen Vater erlaubt, als pikaresk herausstellen sollten. Jedenfalls dürfen wir dem zweiten Bande von Chandler mit guten Erwartungen entgegensehen und hoffen, daſs, wenn

[1] Ich danke diese Beobachtung Herrn Kand. B. Filter.

sich ähnliche Einzelstudien zahlreich daranreihen, in absehbarer Zeit eine pragmatische Gesamtgeschichte des englischen Romans von einer menschlichen Kraft versucht werden kann.

Berlin. A. Brandl.

The prisoner of Chillon by Lord Byron, herausgegeben von Eugen Kölbing. Weimar 1898. XXIV, 97 S. (Englische Textbibliothek, herausgeg. von Johannes Hoops. 1.)

John Gay's Singspiele mit Einleitung und Anmerkungen. Neu herausgegeben von Gregor Sarrazin. Weimar 1898. XXXII, 209 S. (Engl. Textbibl. 2.)

Mit den zwei vorliegenden Heften wird eine neue Sammlung von englischen Texten eröffnet, welche die besten poetischen Werke, besonders der neueren Zeit, in kritischen Ausgaben enthalten soll. Sie ist nicht bloſs für den Unterricht an Universitäten, sondern für jeden bestimmt, der ein wissenschaftliches Interesse an englischer Litteratur hat. Es ist nicht zu leugnen, daſs die Sammlung eine fühlbare Lücke ausfüllt, zumal da ein ähnliches Unternehmen, bei dem Vollmöller der Herausgeber war, bald wieder eingegangen ist.

Das erste Heft enthält den Prisoner of Chillon, aus dem zweiten Bande der Byron-Ausgabe des der Wissenschaft zu früh entrissenen Kölbing separat abgedruckt. Die knapp gehaltene Einleitung ist ein Auszug aus den betreffenden Abschnitten der gröſseren Ausgabe von 1896 mit vereinzelten Verbesserungen, wobei auf die Recensionen des Buches Rücksicht genommen worden ist. Mit Recht hat Kölbing die mit dem Prisoner of Chillon nur in loser Verbindung stehenden Gedichte hier fortgelassen, natürlich mit Ausnahme des berühmten Sonetts. Dagegen ist ein bisher nicht veröffentlichter Brief der Frau von Staël an Byron aus dem Juli 1816 neu hinzugekommen, interessant als erste Kritik des Werkes, das ihr der Dichter im Manuskript übersandt hatte.

Zum erstenmal erscheint hier ein Werk von John Gay in deutscher Ausgabe. Gay war gewiſs kein Dichter ersten Ranges, und sein Charakter ist von Schwächen nicht frei gewesen. Aber er war eine liebenswürdige Natur und ein vortrefflicher Gesellschafter; daraus erklärt sich seine Freundschaft mit Männern wie Swift, Arbuthnot und Pope, die in dem öfters citierten Briefe des letzteren vom 23. September 1714 (bei Elwin und Courthope VII, 415) ihren charakteristischen Ausdruck findet. Gays Hauptfehler war seine Energielosigkeit, die ihn in steter Abhängigkeit von anderen erhielt; wären nicht seine aristokratischen Gönner wie Burlington, Pulteney, Queensberry für ihn eingetreten, so wäre er wohl elend verhungert, zumal da er das ihm durch seine litterarischen Arbeiten zugefallene Geld nicht zu verwalten verstand. Diese Verhältnisse sind in der Einleitung von Sarrazin nicht genügend betont. Ferner ist der Zeitpunkt von Gays zweitem Aufenthalt auf dem Kontinent (1717) falsch angegeben, wie ein Brief von ihm an seine Freundin Mrs. Howard, die

Maitresse Georgs II., aus Dijon vom 8. September 1719 beweist. Über diesen Punkt ist Underhills Ausgabe von Gays poetischen Werken (London 1893, Einl. S. XLII) zu vergleichen, ein Werk, das dem Herausgeber nicht zugänglich gewesen zu sein scheint. Da die ausführliche Grabschrift von Pope (S. VII) mitgeteilt ist, hätte die von dem Dichter selbst verfaſste, etwas frivol klingende Inschrift nicht fehlen dürfen. Sie lautet:

> Life is a jest, and all things show it:
> I thought so once, but now I know it.

Obwohl von Gays Dichtungen heutzutage nur noch seine Fabeln lebendig sind, ist doch der Ruhm seines Namens an ein anderes Werk geknüpft: die Bettleroper, die hier zugleich mit ihrer Fortsetzung ('Polly') abgedruckt ist. Die Entstehungsbedingungen und die tiefgreifende Wirkung dieses Singspiels werden von Sarrazin klar und ausführlich dargelegt. Dieser Abschnitt, der naturgemäſs den gröſsten Teil der Einleitung bildet, ist besonders dankenswert. Hier sind nur einige weniger wichtige Details nachzutragen. Es verdient bemerkt zu werden, daſs Walpole, obwohl er bekanntlich die Aufführung von Polly verhindern lieſs, dennoch dem Dichter die Stelle als Lotteriekommissar, die er ihm 1722 verliehen hatte, auch nach dem Erfolge der Bettleroper nicht nahm (Underhill l. c. S. XLV). Auch in Genestes Account of the English stage III 220—225 ist einiges Hierhergehörige zu finden. — Der Text der beiden Singspiele ist nach den ersten Ausgaben von 1728—1729 abgedruckt, von den Varianten in den späteren Drucken sind mit Recht nur diejenigen verzeichnet, wo der Wortlaut geändert ist. Bei der Oper Polly liegt die Sache insofern interessant, als der Autor selbst in der Vorrede eine Liste der Fehler im Originalmanuskript und der Änderungen im Druckexemplar mitteilt. Auf diesen Druck ist offenbar besondere Sorgfalt verwendet.

Zum Schluſs möchten wir noch den Wunsch aussprechen, daſs die Sammlung, die noch manche interessante Texte zu bringen verheiſst, einen gedeihlichen Fortgang nehmen möge.

Berlin. Georg Herzfeld.

Alfred Lord Tennyson. A memoir by his son. London, Macmillan & Co., 1897, 2 Bände [Tauchnitz edition 4 Bände]. Tennyson von Emil Koeppel (32. Band der Geisteshelden).

Ein merkwürdiges Buch ist diese Sohnesbiographie. Keine Autobiographie und doch nur ein Sprachrohr des Dichters. 'Ich habe versucht zu thun, was er mir sagte, daſs ich thun möchte,' heiſst es in der Vorrede des Sohnes, und auf dieser gebundenen Marschroute müssen wir ihm durch die beiden vornehm ausgestatteten Bände folgen. Es liegt auf der Hand, daſs hier eine doppelte Subjektivität den Schleier, durch den wir die historische Gestalt Tennysons sehen, verdichtet. Was diese Biographie mit einer Autobiographie gemeinsam hat, das ist die Kunst des

Verschweigens, was ihr fehlt, ist die Kunst des Gruppierens. Denn diese Arbeit des Künstlers, die Thatsachen des eigenen Lebens so zusammenzustellen, daſs sie als Bild wirken, der Künstlertakt, die Nebenlinien von den groſsen Hauptzügen zu unterscheiden, muſs als 'die Dichtung' zu 'der Wahrheit' einer befriedigenden Selbstbiographie hinzukommen.

Was aber den Sohn hier leitet, ist kein solch künstlerisches Motiv, sondern nur die Pietät. Und sie ist so laut und aufdringlich, daſs wir keinen Augenblick vergessen, ja vergessen dürfen, daſs hier der Sohn vor dem Bilde des Vaters bei der Arbeit sitzt und bei jedem Schritte ängstlich in den Zügen des Verklärten forscht, ob er richtig, d. h. im Sinne des Vaters war. Diese Ängstlichkeit ist so groſs, daſs er nicht einmal wagt, uns in den Jugendtagen ein echtes frisches Kindergesicht zu zeigen; nur die Züge des Alten, der von seinen Kinderfreuden und -Leiden plaudert, treten uns dort entgegen. Tennyson selbst hätte freilich nun und nimmer eine Selbstbiographie geschrieben, er, der erklärte, daſs, wenn Horaz ein solches Lebensbild hinterlassen hätte und er im Besitze des einzigen Manuskripts wäre, er die Barbarei besitzen würde, es ins Feuer zu werfen. Diese Morbidezza und Nervosität dem Publikum gegenüber, verbunden mit einer selbst für einen Dichter erstaunlichen Empfindlichkeit gegen tadelnde Kritik, ist ein weiterer Hemmschuh für seinen Biographen. Sie veranlaſst diesen, in wörtlicher Ausführlichkeit lange lobende Kritiken abzudrucken, sie zwingt ihn, die Korrespondenz der Eltern bis auf wenige Auszüge zu verbrennen, so daſs das Bild der Mutter zu einem verklärten Schatten zerflieſst. Weniger bedauerlich, wenn es auch nur zu einem Ballast des Buches wird, ist es, daſs die Lust, die man im Tennysonschen Hause an Anekdoten hatte — und alle Freunde stimmen überein, daſs Tennyson ein glänzender Erzähler war —, den Sohn verführt, seitenlang den Leser an dieser Freude teilnehmen zu lassen; oder wenn er in extenso die Taufbriefe seiner eigenen Paten und Taufgäste abdruckt.

Dennoch wird und muſs diese Biographie für alle Zeiten die Hauptquelle für das Studium von Tennysons Leben bleiben, man braucht nicht einmal zu sagen, eine mit Vorsicht zu benutzende Quelle, denn was uns positiv geboten wird, ist ein reichhaltiges Material von Briefen, Tagebüchern und Freundesmemoiren, das naturgemäſserweise mit den Jahren wachsender Berühmtheit an Interesse und Ausgedehntheit gewinnt. Der Sohn glaubt sich gedeckt, daſs er 'im allgemeinen mit seinem Urteil ganz zurückgehalten hat.' Er war der Sekretär des Vaters und hat mit der kurzen Unterbrechung von Schul- und Universitätsjahren immer mit ihm gelebt, so daſs nie jemand wie ihm je eine so erschöpfende Fülle des Materials zu Gebote stehen konnte.

Freilich die Hoffnung, 'weitere und unauthentische Biographien damit auszuschlieſsen', wird ihm nicht erfüllt werden. Nur wäre es wünschenswert, daſs nicht nur dies Jahrhundert, sondern noch ein gut Teil des nächsten vergehen möchte, ehe sich eine neue Hand daran machte, uns den wirklichen Tennyson zu zeichnen, und dies nicht nur in der Hoff-

nung, daſs vielleicht doch noch mehr Material aus der Verborgenheit auftauchen könnte, sondern weil erst dann die Möglichkeit erwächst, auch den Dichter zu sehen wie er ist, nicht über das Maſs gehoben durch die beispiellose Popularität, unter deren Eindruck wir noch alle leben, und nicht darunter gedrückt durch die Reaktion, die eine jede neue Zeit gegen die Ideale der jüngst entschwundenen zeigt.

Damit soll nicht gesagt werden, daſs nicht solche Lebensskizzen, wie sie das Koeppelsche Buch bietet, auch jetzt schon nützliche und brauchbare Bücher sein können. Eine solche Biographie war eine Forderung des deutschen Publikums, das Tennysons Dichtung mit gröſstem Interesse verfolgt hat. Sechsunddreiſsig verschiedene Übersetzungen einzelner und gesammelter Gedichte existieren in unserer Sprache. Koeppel faſst in seinem Buche die Resultate der englischen Biographie knapp und objektiv zusammen. Die Anordnung ist klar und übersichtlich, und mit Glück und Geschick legt der Verfasser den Schwerpunkt auf geschmackvolle Analysen der Gedichte. Daſs ich mit dem Schluſsvergleich von Browning und Tennyson nicht übereinstimme, soll noch berührt werden.

Gesundheit und Geduld sind die beiden Eigenschaften, die bei dem Menschen Tennyson die Grundlage seines Wesens zu bilden scheinen. Aus einem englischen Pfarrhause ging der kraftvolle, hochbegabte Stamm von zwölf Kindern hervor, deren vierter Zweig unser Dichter war, alles hochgewachsene, schöne Menschen, die alle bis auf zwei über siebzig Jahre alt wurden. Tennyson hat sein ganzes Leben auf dem Lande verlebt, abgeschlossen in tiefer Stille gearbeitet; langsam reifend, im ganzen wie im einzelnen, wuchs er sich aus ohne Hemmnis, ohne äuſseren Sporn, wie einer jener schönen englischen Bäume, die, allein auf dem Felde stehend, die Gegend beherrschen und der Stolz und die Bewunderung der Anwohner sind. Zehn Jahre hat er gebraucht, um von seinen Jugendgedichten zu seinem Meisterstück, dem Bande von 1842, fortzuschreiten, fast sein ganzes Dichterschaffen hindurch, d. h. ein halbes Jahrhundert hat er an den Gestalten seiner Königsidyllen gearbeitet, bis der Cyklus vollendet war. Zwölf Jahre zwang ihn das Schicksal auszuharren, ehe er seine Braut zu später, glücklicher, einundvierzigjähriger Ehe heimführen konnte, und siebzehn Jahre brauchte sein Schmerz über den Verlust seines Freundes Hallam, um geläutert in seiner Totenklage 'In Memoriam' Ausdruck zu finden.

Mit diesem Werke, das er in der Mitte seines Lebens veröffentlichte, hat er die Sonnenhöhe erreicht, Ehre, Glück, Liebe, Reichtum und unverminderte Schaffensfreude sind ihm von dort immer treu geblieben. Es war des Dichters ausgesprochener Wille, daſs man 'In Memoriam' als sein Glaubensbekenntnis ansehe; auf alle inquisitorischen Fragen antwortete er später immer, daſs er alles in diesem Cyklus gesagt habe, und Briefe und Gespräche bestätigen mannigfach, daſs er seine Ansichten hierin niemals geändert hat. Vornehme Harmonie ist die Grundstimmung seiner Seele, und sie bestimmt auch seine religiösen Bedürfnisse. Unwillig befreit er sich von allen Fesseln des Dogmas, das selbstgefällig den Reich-

tum religiöser Empfindungen einschnüren möchte. Böse Worte müssen seine Landsleute von ihm hören: *The general English view of God is that of an immesurable clergyman, and some take him for the devil.* Doch mit gleicher Abneigung wendet er sich von den konsequenten Schlufsfolgerungen der Freidenker ab. Oft ist sein Wort aus 'In Memoriam' citiert worden: 'In einem ehrlichen Zweifel steckt mehr Glauben als in der Hälfte aller Bekenntnisse', und ergänzend heifst es viele Jahre später in dem schönen tiefen Gedichte 'The Ancient Sage':

> wherfore thou bewise
> Cleave ever to the summer side of doubt
> And cling to Faith beyond the forms of Faith.

Aus innerstem persönlichen Bedürfnis erhoben sich dem Dichter als Leitsterne seines Glaubens persönliche Unsterblichkeit und eine persönlich sorgende Vorsehung, unmerklich wurden sie ihm doch in ihrer Unumstöfslichkeit zu einem auch anderen verbindlichen Dogma. Ganz merkwürdig ist es, wie der englische Deismus des 18. und 19. Jahrhunderts sich in seinen positiven wie negativen Sätzen gar nicht geändert hat, wie aber der Gefühlswert eben dieser Sätze ihr Gesicht so völlig umgewandelt hat, dafs statt der aggressiven Kampfeslust des 18. Jahrhunderts uns ein inniger, fast schwärmerischer Positivismus entgegenblickt, so dafs es uns ganz verständlich ist, dafs Tennyson die religiösen Bedürfnisse der grofsen Mehrzahl seines Volkes und gerade auch der Frommen völlig befriedigte.

Die Königin, deren Verkehr mit dem Dichter der Sohn ein gesondertes Kapitel gewidmet hat — gewifs im Sinne des Vaters, denn Tennyson hatte auch hier das Glück, aus innerster Überzeugung loyal und mit warmem Gefühl ein Hofdichter sein zu können —, war es, die bei einer Audienz von dem Troste sprach, den ihr 'In Memoriam' gebracht habe, worauf Tennyson ihr etwas sentimental von den zahllosen Schmähbriefen, die er erhalten, vorklagte. 'Unglaublich' schreibt die hohe Frau in ihr Tagebuch. Und dies 'unglaublich' wird gewifs jeder scharfen oder gar harten Kritik Tennysonscher Gedichte gegenüber von seinen zahllosen Verehrern ertönen. Seine Dichtung ist abhold jeder Extravaganz, er giebt uns die Poesie der Harmonie und Versöhnung. Man hat ihn den Dichter des *common sense* genannt, aber in dem Sinne, wie er diesen auffafste, als ein Wort des Mafses, das die Kräfte der Seele in schönem Gleichgewicht hält. Den Charakteren, die uns in Tennysons Gedichten entgegentreten, fehlt es durchaus nicht an Tiefe, auch nicht an Leidenschaft, ja selbst Trotz und stürmische Begierde weifs der Dichter zum Ausdruck zu bringen, aber sie sind ausnahmslos einfach und durchsichtig, je eine Leidenschaft beherrscht ihre Handlungen, niemals werden wir überrascht durch ein kompliziertes Gefühl, durch eine widersprechende Handlung, die uns ringende Mächte der Seele ahnen liefse. Aus Scheu vor dem Extrem bebte er vor jeder heftigen Katastrophe zurück. Er hätte Kingsley so gern bestimmt, die Schlufsscene in seiner Hypathia zu mildern, es beleidigte ihn geradezu, dafs die Heldin nackt von dem alexandrinischen Pöbel gepeitscht wird. Und in seine 'Princess' fügte er nachträglich eine

Zeile ein: *'I trust that there is no one hurt to death,'* sagt der Prinz nach dem Kampfe, denn 'ich hatte sicher nicht daran gedacht, irgend einen zu töten', wie ein Kritiker der Edinburgh Review geglaubt hatte.

Ganz der gleiche Geist weht uns auch aus der Biographie entgegen — auch hier keine Überraschung; so und nicht anders mufste der Mensch Tennyson gelebt, gedacht und gehandelt haben. Er hat in seinem Leben wirklich wieder

> The grand old name of gentleman
> Defamed by every charlatan
> And wiled with all ignoble use

zu Ehren gebracht. Sein Horizont ist trotz seiner Zurückgezogenheit nie verengt, wie etwa bei dem alternden Wordsworth; innerhalb der Schranken, die in seinem Temperament und seiner Begabung lagen, hat der Reichtum seiner Schöpfungen, die Tiefe und Schönheit seiner Empfindungen nie nachgelassen. Auch diesen Eindruck bekräftigt die Biographie in dem Besten, was sie uns giebt, in den Kapiteln, die uns einen Einblick in die Werkstatt des Dichters gestatten. Ernste und unbedingte Wahrhaftigkeit gegen sich und sein Ideal steht als Wächter an diesem Heiligtume. Am meisten lernen sollten aus diesen Abschnitten die Kritiker; denn gegen sie und ihre Sucht, das dichterische Schaffen zu zerpflücken, sei es durch die persönlichen Erklärungen dichterischer Conceptionen, sei es durch kleinliche Anlehnungsspürerei, scheinen ganze Abschnitte, wie z. B. der über Maud, gerichtet zu sein. *'The moaning of the homeless sea,'* heifst es an einer Stelle, *'moaning'* von Horaz, *'homeless'* von Shelley! Als ob niemand von Horaz die See klagen gehört hat. *Thin-skinned* nennt Tennyson sich selbst seinen Kritikern gegenüber. Eine Erklärung dieser Empfindlichkeit liegt vielleicht in dem Bewufstsein, dafs er auf dem Wege, den er von Anfang an ging, selten einen falschen Schritt gethan hat. Dies gilt auch schon von seinen frühesten Gedichten, so dafs man das Wort 'unglaublich' auch der ersten Kritik der Quarterly Review gegenüber anwenden möchte, die mit ihrer gehässigen, den Dichter der Lächerlichkeit preisgebenden Besprechung den scheuen Mann jahrelang dem Publikum fern gehalten hat; doch weifs man ja, dafs die führenden englischen Zeitschriften seit ihrem Bestehen das Glück gehabt haben, jeden neuen bedeutenden Namen bei seinem ersten Auftreten mit Spott und Unglimpf zu überhäufen.

Tennysons grofses künstlerisches Vermögen gab ihm eine seltene Sicherheit in der Verfolgung seines Weges. Was er für die Schönheit und Klangfülle der englischen Sprache geleistet hat, um welche Fülle von Metren er sie bereichert hat, ist von den Zeitgenossen mit grofser Bewunderung verkündet worden und wird immer anerkannt werden. 'Dieser Mensch mufs schlummernde Musik in sich haben, die sich in Versen offenbart,' sagt Carlyle von ihm, gerade das bewundernd, was dem harten Rhythmus seiner eigenen Prosa fehlt. Dies macht den unentrinnbaren Zauber der kleinen Tennysonschen Lieder aus, und das Entzücken, mit dem wir einzelne Zeilen geniefsen, wie *'Cold upon the dead vulcano*

sleeps the gleam of dying day'. Ein gröfseres Verdienst des Künstlers aber war seine glückliche Fähigkeit, für die Stimmung, die er schildern wollte, für die Erscheinung, die er beobachtete, den treffendsten Ausdruck zu finden. Oft hat er es selbst ausgesprochen, wie er seine Naturbeobachtungen immer gleich zu dem Bilde gestaltete, das ihm poetisch verwertbar erschien, und wie er dies dann gleich an Ort und Stelle niederschrieb. Tagebuchauszüge, die der Sohn uns mitteilt, bieten hierfür eine Reihe interessanter, leider nicht sehr reichhaltiger Belege; oft erst viel später fand er dann in seinen Gedichten die passende Stelle für solche frühe Beobachtungen. Tennyson lehnte zwar das Urteil eines Kritikers, der ihn 'erst Künstler, dann Dichter' nannte, ab und meinte, er wäre näher an dreifsig als an zwanzig gewesen, ehe er etwas von einem Künstler gewesen sei. Nimmt man aber die Trennung dieser zwei überhaupt auf und teilt dem Künstler die Ausgestaltung der Sprache, des Ausdrucks, des Bildes zu, dem Dichter aber die der Motive, der psychologischen Entwickelung und der Weltanschauung, so steht der Künstler bei Tennyson zweifellos an erster Stelle. Auch in den reichhaltigen Aussprüchen über die Dichter und Denker, die ein grofser Schmuck der Biographie sind, tritt diese Wertschätzung der Künstlerschaft bei anderen klar in den Vordergrund.

Nahezu ein halbes Jahrhundert hatte Tennyson widerspruchslos unter seinen Sprachgenossen und darüber hinaus als der Dichterfürst geherrscht. Fürsten und Bauern streuten ihm Weihrauch, und die besten Geister seiner Nation wurden nicht müde, ihm Dank und Bewunderung zu zollen. Und doch — eine höchst merkwürdige Tagebuchstelle seines Freundes Locker giebt uns darüber Aufschlufs — war dem alternden Dichter nicht ganz wohl dabei. 'Er scheint vor seiner eigenen Popularität zurückzuschrecken,' schreibt Locker, er machte sich seine Gedanken über das Wesen der Popularität, nannte sie selbst einen Bastard-Ruhm und konnte in solchen Augenblicken so weit gehen, zu erklären, was er sonst immer so gern mit zornigen Spottversen bekämpfte, 'dafs der Dichter sein Bestes um seiner Kunst willen und nur für diese thun müsse.' Wir aber, die wir ihm schon etwas ferner gerückt sind, verstehen auch den Grund seiner eigenen Befürchtungen besser, er selbst hätte ihn lernen können von dem Manne, dem er jede Möglichkeit der Popularität absprach, von Robert Browning.

Koeppel sagt von diesem: 'Im Laufe der Zeit hat sich eine sehr begeisterte Browning-Gemeinde gebildet, die ihren Dichter über Tennyson gehoben hat — ein Richtspruch, den die Nachwelt schwerlich bestätigen wird.' Nun, ich glaube, dafs sie ihn mit noch weit gröfserem Nachdruck bestätigen wird. Koeppel hat ganz recht damit, 'dafs es einer der vielen Glücksfälle in der Entwickelung der englischen Dichtung war, dafs für die gröfsere Hälfte unseres Jahrhunderts zwei so bedeutende und so grundverschiedene Männer die Führung hatten.' Wir sehen sie beide vereint zum Januskopfe, aber Browning schaut hinaus in die neue Zeit, Tennyson zurück auf die Vergangenheit. Tennyson ist ein Vollender,

kein Beginner, seine edle Dichtung ist eine letzte schöne Blüte auf dem Stamme, den die Wordsworth, Keats und Shelley gepflanzt haben, aber seine Dichtung sucht sich kein neues Erdreich. Seine Zeit konnte seine Dichtung so lieben und verehren als den höchsten Ausdruck ihrer festgegründeten Ideale, er lehrte sie dieselben auf religiösem und ästhetischem Gebiete möglichst rein und schlackenlos zu erfassen, aber er mutete ihnen nicht zu, sich neue zu erobern.

'Eine normal gekleidete Wahrheit dauert 25—30 Jahre,' sagt Ibsen, 'darüber hinaus wird sie zur Lüge.' Wenn die Kunst auch nicht so schnell läuft wie die Wahrheiten in unseren Tagen, so war es doch ein grofses Glück für die englische Dichtung, dafs sie neben dem Vollender Tennyson in Browning auch einen Pfadfinder hatte, der mit dem Ohre für die Zukunft die englische Dichtung weitergeführt hat. Er lehrte sie, sich darauf zu besinnen, dafs das Studium der menschlichen Seele das schwierigste und interessanteste sei, dafs der Mensch nicht nur ein Gehäuse für eine Idee oder eine Leidenschaft sei, die der Dichter ihm einhaucht, sondern ein höchst kompliziertes Gebilde, in das dieser eindringen mufs. Mit unerbittlichem Realismus zergliedert er anatomisch die Kräfte, die in der Seele zusammenwirken, und zeigt uns seine Gestalten in immer wieder neuer überraschender Beleuchtung, alles Probleme, die sich Tennysons Dichtung nie gestellt hat. Dazu kommt bei Browning ein feines historisches Empfinden; Tennysons Helden, ob sie Merlin oder Dora heifsen, empfinden alle durchaus modern, Browning weifs seine Geschöpfe so aus dem Zeitbewufstsein reden zu lassen, dafs solche Gestalten wie der Bischof, der sein Grabmal bestellt, ohne die Renaissancevorstellungen gar nicht verständlich wären. Es ist ein sehr erklärlicher Schritt, den eine zergliedernde Psychologie über den Realismus hinaus zum Mysticismus macht, denn der Forscher, der in die geheimsten Falten der Seele eindringen möchte, trifft auf unerklärbare Geheimnisse, unergründliche Tiefen. Und wenn dies halb unbewufste Seelenleben an die Oberfläche tritt, so kann es sich nur in ein mystisches Gewand kleiden. Browning hat diesen Schritt, den die übrige europäische Dichtung ihm viel später nachmachte, schon früh, als er 1841 'Pippa Passes' schrieb, gethan. Tennyson ist dem Realismus gänzlich fern geblieben, doch hat er in seinen späteren Jahren dem Mysticismus sich nicht ganz entziehen können und wollen. Wir brauchen da nicht an seine spiritistischen Neigungen zu erinnern, die etwas krass in dem Dialog 'The Ring' zum Ausdruck kommen; viel charakteristischer ist schon seine Behandlung des heiligen Gral, mit dem er sich lange getragen, sich aber nie herangewagt hatte; noch 1859 schrieb er an Macaulay, dafs ihm das wie ein Spielen mit heiligen Dingen vorkäme, 'die alten Schriftsteller glaubten an den heiligen Gral'. Ein Gedicht aber wie der 'Ancient Sage' schwankt zwischen pantheistischen und mystischen Vorstellungen hin und her.

Noch heute wird Browning immer die Rauheit und Dunkelheit seiner Sprache zum Vorwurf gemacht; wenn auch viel von diesem Vorwurf auf die Neuheit seiner Probleme abgewälzt werden kann, so mufs doch zu-

gegeben werden, dafs dem Ohre, das an Tennysonsche Harmonie gewöhnt ist, vieles hart und unmusikalisch klingen mufs; doch gerade diese Rauheit des Ausdrucks, die oft verborgene Kraft ist, war für die englische Sprache ein Schutzwall, denn die scheinbar leichte, weil leicht verständliche Kunst Tennysons führt nur zu leicht zu oberflächlicher Verflachung, vor der schon die geistige Anstrengung, die Browning seinen Lesern und Schülern zumutet, sie schützt.

'Ich kann mich nicht ändern, die Leute müssen mich nehmen, wie ich bin,' schrieb Browning an Tennyson auf dessen Rat, die Rauheit und Dunkelheit seiner Gedichte doch etwas zu mildern. Das war für Browning wahrlich keine Bequemlichkeitsausflucht, wie Koeppel meint, denn die schwerste Arbeit fällt immer dem Bahnbrecher für neue geistige Strömungen zu, es war nur eine Wahrung der Berechtigung seiner Persönlichkeit, eine andere Wendung seines ethischen Glaubensbekenntnisses. 'Es giebt nur eine Todsünde, das ist etwas wider die Natur zu wagen.'

Seltsam wird das Schauspiel späteren Zeiten immer bleiben, wie diese beiden Männer in fast gleichmäfsigem Tempo ihrer Wirksamkeit das 19. Jahrhundert in England jeder auf seine Weise beherrscht haben, die äufsersten Gegenpole in ihrer Erscheinung, in ihren kleinsten Geschmacksäufserungen wie in ihren Schöpfungen. Dafs trotzdem innige, ungetrübte Freundschaft beide verband, ist nur ein Zeichen von der echten, unbeirrbaren Duldsamkeit grofser Geister.

Bonn. M. Gothein.

Collections and recollections by one who has kept a diary. (George W. E. Russell.) Tauchnitz collection, vol. 3301/2.

Russell denkt selbst nicht weiter zurück als bis 1856 (S. 12), hat aber früh das Privileg genossen, die ältesten Peers des Königreiches, sowie viele von den führenden Politikern und Schriftstellern des Tages in Gesellschaft zu treffen. Bekanntlich ist die Anekdote eine Hauptunterhaltung der englischen Aristokratie bei Tisch und besonders während jener Stunde nach Tisch, wo die Damen *leave the gentlemen to their wine*; das Erzählen von Anekdoten ist dabei zu einer grofsen Technik entwickelt worden, wovon Russell in einem eigenen Kapitel handelt; schon aus formalen Gründen ist es gut, dafs diese Blüte gesprochener Prosa in seinem Tagebuch festgehalten wurde. Die inhaltliche Ausbeute kommt besonders der Sittengeschichte und der litterarischen Biographie zu statten. Durch eine Menge seltsamer Einzelzüge wird uns der Einflufs der französischen Revolution auf England vergegenwärtigt: die Ritter des Hosenbandordens zeigten im Parlament nicht mehr das blaue Band; die Uniform des Offiziers, die Perücke des Bischofs verschwand aus dem Salon; Spitzen und seidene Strümpfe überliefs man den Lakaien; ein strenger Edelmann alter Art wie der erste Marquis zu Abercorn, dessen Bett von den Stubenmädchen nur mit Glacéhandschuhen gemacht werden durfte und der seiner Frau noch zum Entlaufen die Familienkutsche aufdrängte, damit

es nicht heifse, *Lady Abercorn left her husband's roof in a hack chaise*, wurde vereinzelt; die äufseren Unterschiede der Stände wurden ausgeglichen, obwohl der Haarschweif der Parlamentsmitglieder erst durch den Sieg der *reform bill* 1832 beseitigt wurde. Diese Gleichmachung bedeutete aber keine innere Hebung, weder für Adel noch für Volk; die Hebung kam vielmehr von seiten der Methodisten. Auf die Bemühungen Wesleys und seiner Gemeinden führt Russell den gesteigerten Wohlthätigkeitssinn seiner Landsleute zurück, die strengere Einhaltung des Sonntags, die wachsende Decenz der Ausdrucksweise, die Abnahme des schweren Essens und Trinkens. Nicht die Zahl der Flaschen nahm ab, aber statt Port und Madeira trank man seit der Empirezeit Sherrey, Claret, Champagner. Das Hauen der Knaben blieb noch, aber das Hängen wegen leichter Verbrechen, das Verbrennen, das Köpfen Gehängter, das Anketten der Irrsinnigen über den Sonntag bei Wasser und Brot u. dgl. kam ab, und die Theater verloren an sensationellem Interesse, während die Leihbibliotheken gewannen. Der sociale Hintergrund für die Romane von Walter Scott, für die Erziehungstendenzen der Seeschule und die Satiren von Byron wird dadurch wesentlich aufgehellt. Über einzelne Schriftsteller erfahren wir eine Menge Detailzüge: von Kardinal Mannings Weltgewandtheit, von Robert Brownings schlichter Energie, von Lowells ungenauer Gelehrtheit, von Beaconsfields Berechnung im Auftreten — kurz, es ist gut, dafs dem Buch ein Personenregister beigegeben ist. Von vielen Autoren dieses Jahrhunderts erhalten wie ein Momentbild, von keinem freilich ein Vollporträt; das Wesen dieser Tagebuchkompilation ist Anekdotenhaftigkeit.

Betonung verdienen schliefslich einige sprachliche Notizen. Lady Robert Seymour 1764—1855 sagte noch *goold* für *gold*, *yaller* für *yellow*, *laylock* für *lilac*, *balcóny* für *bálcony*, *ooman* für *woman*, *and when she consulted the doctor she spoke of having used the potticary* (S. 12 f.). Auch Lord John Russell, der noch den grofsen Napoleon kannte, sagte *cowcumbers*, *laylocks*, *ooman* und *much obleeged* (S. 26). Statt *luncheon* sagte man in früheren Jahrzehnten, als diese Mahlzeit noch in etwas kaltem Fleisch bestand, nicht selten *nuncheon* (S. 129).

Berlin. A. Brandl.

Einige neuere Erscheinungen auf dem Gebiete des englischen Romans.

Der Roman ist von allen Dichtungsarten dermalen die verbreitetste und dies nicht zum wenigsten in England. Zur Masse der Produktion stimmt die Vielgestaltigkeit der Produkte. Wollte man sich in der Fülle der Erscheinungen zurechtfinden, so müfste man nach beliebter alter Weise klassifizieren. Dabei könnte man vom geistigen Gehalt ebensogut ausgehen wie von der künstlerischen Form. Das hätte in beiden Fällen den sicheren Vorteil, dafs sich an Meisterwerken der Einklang zwischen Form und Gehalt unwillkürlich offenbarte, denn die Form erwächst ja organisch

aus dem Gehalt. Diese Einteilung wäre aber insofern bedenklich, als sie doch nur die subjektiven Eindrücke des Einteilenden — sei es nach der essentiellen oder formalen Seite hin — widerspiegelte. Ein zwar gröberes, aber damit auch objektives Einteilungsmittel bietet der Stoff.

Der Roman bringt entweder Abbilder des wirklichen Lebens, gleichgültig ob aus der Vergangenheit oder Gegenwart, er schildert Vorgänge, die sich haben oder hätten abspielen können, er ist — stofflich betrachtet — real; oder aber er ist irreal, wenn der Dichter seiner stoffbildenden Phantasie die Zügel schiefsen läfst, wenn er die Grenzen des Reiches der Möglichkeit kühn überschreitet, um seine Ideen in neuen Bildern zu verkörpern, zu welchen die Wirklichkeit keine Modelle geliefert hat.

Dieser handgreifliche Unterschied im Stoff bedingt für den Dichter einen tiefreichenden Unterschied in der Behandlung des Stoffes. Immer zwar will der Dichter seinen Leser in Illusion versetzen. Das kann aber nur geschehen, wenn der Leser dem Dichter glaubt, d. h. für die Zeit der Lektüre in der vorgetragenen Geschichte ein Stück wahren Lebens anempfindet. Beim realen Roman gelingt das dem Dichter leicht. Ganz von selber überkommt einen hier die Illusion, man steht ja möglichen Erscheinungen und noch dazu in geschickter Gruppierung gegenüber. Im irrealen Roman jedoch mufs die Illusion für den Leser erst künstlich erschlichen und dann sorglich festgehalten werden, damit sie vor den unmöglichen Details nicht ausbricht wie ein scheues Pferd.

Der Dichter hat nun sozusagen zwei Eisen im Feuer, er operiert mit den zwei Elementen der Fabel und der Figuren, indem er seinem Leser faktisches wie psychologisches Interesse für seine Geschichte zu erwecken sucht. Das Kräfteverhältnis der beiden Elemente zueinander kann sehr verschieden sein: es kann sich bei gleicher Stärke ausgleichen, oder es mag das eine das andere mehr oder minder stark überwiegen. Das gilt für den Roman überhaupt. Beachtet man aber die Leistung dieser Elemente hinsichtlich der Illusionierung des Lesers, so ergiebt sich für die beiden Hauptarten des Romans ein principieller Gegensatz. Im realen Roman ist die Fabel das Mittel, um die Psychologie der eigenartigen Figuren zu veranschaulichen, im irrealen Roman hat die Psychologie der regulären Figuren den Zweck, uns die seltsame Fabel anzuheimeln. Jener urgiert das persönliche Interesse, dieser das sachliche; dort liegt das Auffällige im Psychologischen, und die Fabel stützt die Figur, hier ist's umgekehrt, die Figur stützt die Fabel, auffällig bleibt das Faktische.

Ein paar Beispiele aus der neueren englischen Romanlitteratur mögen dies verdeutlichen — vorerst aus dem Gebiete des realen Romans.

Man könnte da zwischen dem historischen und modernen Roman unterscheiden, doch würde man damit nicht sonderlich tief greifen. Der Unterschied besteht ja doch nur darin, dafs dem Leser der historische Stoff minder geläufig, also schwerer verständlich ist als der moderne. Das gilt äufserlich vom fabulistischen Elemente so gut wie innerlich vom psychologischen. Freilich erzeugt dieser Umstand weiterreichende Folgen für den schaffenden Dichter sowohl wie für den geniefsenden Leser, was man für

den Roman darin zusammenfassen kann, daſs der historische dem Dichter schwieriger und dem Leser leichter, der moderne dem Dichter leichter und dem Leser schwieriger wird. Im historischen Roman muſs eben der Dichter alles ausführen, um vom Leser völlig verstanden zu werden. Er darf kein Wort schuldig bleiben, nicht für die fernab liegende Fabel mit ihren fremdkulturellen Eigenheiten, nicht für die historisch-nuancierten Figuren, deren Psychologie aus den Zeitideen heraus erklärt werden muſs. So ersteht hier der Darstellung die Gefahr einer Umständlichkeit, die nicht mehr lebendig wirkt, weil der Dichter gar leicht und oft aus der Rolle des frischen, also illusionierenden Erzählers abgelenkt wird zum Erklärer seines Berichtes, weil er sich damit in ernüchternder Deutlichkeit zwischen die Geschichte und den Leser stellt und dieselbe so ihres Zaubers naiver Unmittelbarkeit wider Willen entkleidet. Hat er aber in heiſser Müh solcher Gefahr geschickt obsiegt, so hat er es auch seinem Leser leicht gemacht: er hat ihm ja alles zum Verständnis geboten, er läſst ihn nur genieſsen. Anders im modernen Roman. Hier ist dem Leser das Milieu vertraut, die Psychologie verwandt, er bedarf zum Verständnis nicht der vollen Ausführung, es genügt ihm die andeutende Skizze. So übernimmt er einen Teil der Arbeit des Dichters, er vollendet für sich und in sich dessen halbfertiges Werk, er beschränkt sich nicht auf die Reception, er wird auch produktiv. Das ist mühevoll, erhält aber frisch, und daraus erklärt sich die gröſsere Eindrücklichkeit des modernen Romans gegenüber dem historischen.

Auch die Thatsache, daſs die moderne Gruppe reicher an Meisterwerken ist als die historische, läſst sich für die letztere aus dem Mangel an Intimität mit dem Stoff begreifen. Der 'Historiker' unter den Romandichtern wird beim Schaffen zu sehr von Bildung belastet und von Überlegung angekränkelt: die lehrhafte Wirkung überwuchert ihm die poetische. Zudem fehlt dem historischen Roman gar oft das innere Daseinsrecht. Er soll ja, so gut wie der moderne, ein Stück Leben stimmungsvoll, also in individueller Empfindung schildern. Ist nun das Problem in seinem geistigen Kern so wenig über das allgemein-menschliche hinaus nuanciert, daſs es ebensogut die moderne Fassung vertrüge, so hat das historische Kostüm keinen Zweck. Es wirkt maskenhaft starr bei seinem Mangel an organischer Notwendigkeit. Noch dazu ist über dem ernüchternden historischen Apparat die packende Intimität moderner Behandlung verloren gegangen.

Das scheinen die Autoren selber zu empfinden. Wenigstens legt einem ihre Stoffwahl diese Vermutung nahe. Die vorsichtigeren und erfolgreicheren unter den 'Historikern' greifen nicht gern nach den officiellen Dokumenten der groſsen Geschichte, sondern lieber nach der intimeren Memoirenlitteratur oder fingieren solche 'Quellen' — was ja im Reiche der holden Täuschung auf dasselbe herauskommt. Die Memoiren haben den Vorzug, daſs sie nicht die Sache, sondern die Person in den Brennpunkt des Interesses rücken. Mit dieser Verpersönlichung des Stoffes wird dieser bereits intimer und damit stimmungsvoller. Freilich

bietet ein Memoirenstoff noch keine Gewähr für gutes Gelingen im historischen Roman. Das zeigt beispielsweise:

An escape from the Tower by Emma Marshall (Coll. of Brit. auth. Tauchnitz edition vol. 3165).

Der Roman spielt in England zur Zeit des letzten, mifsglückten Jakobitenaufstandes unter dem schwachen 'James III.' gegen George I. Doch die politischen Ereignisse bilden nur den Hintergrund für die eigentliche Geschichte, wenn diese auch daraus hervorwächst. Sie besteht in der aufregenden Befreiung des gefangenen Schotten Lord Nithsdale aus dem Tower durch seine energisch-kluge Frau. Damit hat man eine historische Episode vor sich, der aber der Zeitton fehlt, weil die historischen Fakten als Zufallserscheinungen nicht eine kulturelle Idee, die Idee jener Zeit verkörpern können. Die Geschichte ist ja recht interessant in ihrem spannenden Verlaufe, wird recht rührend durch ihre opfermutige Heldin, aber historisch betrachtet bleibt all das äufserlich. Das hat wohl auch die Autorin gefühlt. Weil die Hauptgeschichte blofs in Adels- und Hofkreisen als Anhängsel zur politischen Haupt- und Staatsaktion der Zeit spielt und als zufällige Episode von der historischen Periode sozusagen nur das Kostüm trägt, so sucht die Autorin nach einem anderen Element, in welchem sie die Zeitideen verkörpern kann. Mit glücklicher Hand greift sie ins Leben der Londoner Kleinbürgerei. Hier im Volke finden die zeitbewegenden Ideen ihren kräftigsten Ausdruck. Auf der einen Seite — absterbend — *merry old England* der Renaissance, das die jüngeren Stuarts in einer falsch verstandenen Restauration wieder aufleben lassen wollten, auf der anderen Seite der Puritanismus der grofsen Revolution, den die Hannoveraner verspiefsbürgern. Die grofspolitischen Würfel sind schon gefallen zu Gunsten der Hannoveraner, officiell herrscht bereits der Friede im Lande, aber thatsächlich ist die eigentliche Nation, das Volk der unteren Schichten noch lange nicht beruhigt. Diese heimliche Gärung mit der Tendenz nach Ausgleichung bildet die eigentliche Signatur der Zeit, und das tritt uns auch aus dem demokratischen Teil des Romans in lebendiger Anschaulichkeit entgegen. Dabei kann sich die Autorin einen erotischen Einschlag nicht versagen. Ein wallisischer Puritaner liebt die Tochter eines jakobitischen Altlondoners und erringt sie sich zur Frau. Natürlich gewinnt hierdurch die kulturelle Staffage psychologisches Eigeninteresse und wird so unversehens zu einer selbständigen Handlung. Nach ihrem Problem hin gefafst (der Kampf des Mannes um die Frau) erhebt sie sich sogar zu einem parallelen Seitenstück zur Haupthandlung (der Kampf der Frau um den Mann). So ist aus dem einen Roman ein Doppelroman geworden, weil zur zeitlosen Episode kulturelles Detail dekorativ hinzugefügt worden ist, das sich aber zu einer Parallelgeschichte heraufgewuchert hat.

Wie unorganisch dieser Roman erwachsen ist, zeigt seine verworrene Komposition. Er gliedert sich in vier Bücher. I hat 70 Seiten und ist demokratisch: Londoner Volksleben, David findet seine Christiane. II hat

100 Seiten und ist aristokratisch: die Jakobiten werden geschlagen, der Lord wird gefangen, seine Frau reist von Schottland nach London, um ihn zu befreien. III hat 66 Seiten und ist sowohl aristokratisch wie demokratisch: Flucht der Aristokraten, Heirat der Demokraten. IV hat 19 Seiten, bildet einen überflüssigen Epilog, der 'gartenlaubenmäſsig' den geehrten Leser und die verehrte Leserin über das Weiterleben der Hauptfiguren beruhigt.

Der Roman krankt an einem 'Zuwenig', das in ein 'Zuviel' ausgeartet ist. Diese Hauptfabel ist im höheren Sinne keine historische Fabel, da sie in ihrer psychologischen Zeitlosigkeit eben kein historisches Interesse besitzt. So muſste das Historische äuſserlich herzugetragen werden und hat dann als Schmarotzerpflanze den Stamm überwuchert.

Die Autorin scheint von ihren eigenen Fehlern gelernt zu haben. Wenigstens glückte ihr ein anderer Versuch im historischen Roman überraschend gut. Es ist:

In the choir of Westminster Abbey (Coll. of Brit. auth. Tauchnitz edition vol. 3286).

Wir stehen hier wieder fast immer auf Londoner Boden und beiläufig in derselben Zeit: 1684—1695. Doch die Zeit wirkt hier nur ideell, nicht materiell. Nicht ein Ereignis beherrscht den Hintergrund in stofflicher wie künstlerischer Abgeschlossenheit, sondern die ganze chaotische englische Geschichte dieser Jahre zieht in verschwommenem Dämmer an uns vorüber. Sie schimmert nur nach dem Vordergrund herüber. Trotzdem bedeutet sie mehr als historische Staffage. Sie wirkt geistig, schafft Stimmung, weil sie den Vordergrund historisch färbt, indem die groſsen Kulturideen der Zeit sich hier in der kleinbürgerlichen Gesellschaft umsetzen zu den engeren Ideen der gewöhnlichen Alltagsmenschen. So spiegelt sich das groſse Milieu im kleinen, so hängt dieses mit jenem organisch zusammen.

Im Vordergrunde steht eine einfache, geradlinige Liebesgeschichte. Die Heldin verliert die Neigung ihres Jugendgeliebten, der sich als oberflächliches Weltkind von ihr, der tiefinnerlichen, verständnislos abwendet, um einer bestrickenden Mondaine zu folgen. Langsam überwindet die Heldin den Schmerz. Ein ernster, edelsinniger Mann bietet ihr nun die wahre Liebe, und sie findet in ihm den würdigen Gatten. Dieses psychologische Problem ist in seiner einfachen Wahrheit zwar von ewiger Gültigkeit. Aber weil so allgemein-menschlich, kann es sich zu jeder Zeit abspielen. Gerade darum konnte es sich aber auch historisch nuancieren, und das geschieht hier in meisterhafter Art. Diese im Kern zeitlose Geschichte wird hier zu einem intimen Abbild der Zeit, gerade weil sie von der Zeit nicht so sehr das äuſserliche Kostüm kultureller Details borgt, sondern die Stimmung der Zeit aufsaugt. Die Erklärung liegt darin, daſs die Hauptfiguren nicht Geschichte machen, sondern erleben, dies aber nicht nur äuſserlich, sondern auch innerlich. Das Ganze könnte als historischer Stimmungsroman bezeichnet werden. Dem entspricht

auch die künstlerische Darstellung. Als Form ist die anspruchsloseste gewählt: das Tagebuch der Heldin. Es ist aber zugleich die psychologisch intimste Form. Alles zielt auf Unmittelbarkeit ab, gesucht wird das Ungesuchte, Simple. Chronologisch spinnen sich die Ereignisse ab ohne Hilfe einer effektsichernden Gruppierung in künstelnder Komposition. Trotzdem stellt sich unwillkürlich eine eigenartige Technik ein, die aus den geistigen Bedürfnissen des Problems erwächst und in starkem Gegensatz von der — ich möchte sagen: regulären — Romantechnik absticht. Die gewöhnliche Romanfabel geht von der Einfachheit aus und verwickelt sich zum Zweck der Spannung immer mehr und mehr. Ihre chronologischen Phasen werden also immer stoffreicher. Am Schlufs steht die entwirrende Lösung. So schreitet sie von Effekt zu Effekt. Umgekehrt hier. Verworren liegen die Verhältnisse zu Anfang. Schrittweise lösen sich die Verwickelungen zur stillen Friedlichkeit des Schlusses. Dadurch wird die Fabel von Phase zu Phase stoffärmer. Die Aktion weicht immer mehr der Reflexion. Schon äufserlich verrät dies die Technik: 12 Jahre umfafst das Tagebuch und zerfällt in drei Perioden: verirrte Jugendliebe, ernster Brautstand, glückliche Ehe = 3 + 3 + 6 Jahre = 93 + 68 + 90 Seiten, so dafs im ersten Teil durchschnittlich 31 Seiten pro Jahr entfallen, im zweiten 20, im dritten 15. Die sich verkürzende Darstellung entspricht hier der sich vermindernden äufseren Handlung. So hat sich in diesem Roman der eigenartige Stoff organisch die eigenartige Form geschaffen — ein Merkzeichen echter Kunst.

Von diesem bescheidenen Kunstwerk hebt sich ein 'eigentlicher' historischer Roman alter Schule pomphaft ab, der dadurch die Aufmerksamkeit fesselt, dafs er mit allen Kräften gegen die gewohnte Schablone vergeblich ankämpft. Es ist

The king with two faces by M. E. Coleridge (Coll. of Brit. authors. Tauchnitz edition vol. 3272, 3273).

Hier rückt die 'Haupt- und Staatsaktion' selber in den Vordergrund. Der Held ist historisch, und seine erotische Privataffaire verschlingt sich organisch mit seiner politischen Mission.

Der Roman will zeigen, wie Graf Ribling, der junge, treubegeisterte Verehrer seines Königs Gustav II. von Schweden, zum Königsmörder wird. Als verführerisch-schillernde Herrennatur spielt nämlich der König seinem Vasallen gegenüber zu rücksichtslos und überschlau das Schicksal: um sich den Rivalen des Helden zu verpflichten, raubt er diesem die Geliebte, indem er sie mit jenem vermählt. So schafft er sich in dem Getäuschten den Mörder.

Klar und effektvoll gliedert sich die Handlung nach der Einleitung in drei ansteigende Stufen. Einleitung: der königstreue Held erwählt sich seine Geliebte zur Braut. Erste Stufe: der König — von einer düsteren Prophezeiung gegen den Helden eingenommen — stürzt ihn vergeblich in Lebensgefahren. Endlich verschickt er ihn nach Paris, um dem Rivalen den Weg zur Braut zu ebnen. Zweite Stufe: der König

wird seinem Volke zum Tyrannen und verliert darüber die Achtung des bitter enttäuschten Helden. Der Rivale gewinnt durch Intriguen die Braut des Helden zur Frau. Dritte Stufe: der rückkehrende Held sieht sich um sein Lebensglück hinterlistig betrogen und reift zum Königsmörder.

Diese kompositionelle Klarheit spiegelt sich auch in den konstruktiven Verhältnissen des Romans: nach der kurzen Einleitung (80 Seiten) die sich im ansteigenden Erzählungstempo naturgemäfs verjüngenden Hauptabschnitte (I 138, II 133, III 115 Seiten). Einmal freilich ist der Autor das Opfer seiner Freude am äufserlichen Fabulieren geworden: die Pariser Episode seines Helden zur Zeit der ausbrechenden grofsen französischen Revolution verführt ihn zu einem zwar glänzenden, aber rahmensprengenden Intermezzo. 99 Seiten — im Anhang zu II — kostet den Autor dieses sein künstlerisch illegitimes Stoffinteresse. Abgesehen hiervon entspricht jedoch Komposition und Konstruktion tadellos der hergebrachten Schablone.

Aber als Stilist sucht der ambitiose Autor nach Neuerungen. Der ruhige Ton geradliniger Erzählung, der eigentliche Romanstil älterer Schule, der vom alten Epos her die aufrichtige Klarheit der Darstellung geerbt hat, ist dem Verfasser sichtlich zuwider. Er möchte gern temperamentvoller, mehr dramatisch darstellen, nicht nur anregen, sondern auch aufregen, vor allem dadurch, dafs er über seine 'romantische' Geschichte den Dämmer gruseliger Spannung breitet, seinen Leser durch beabsichtigte Unklarheiten zu nervösem Mitphantasieren aufstachelt. *Si parva licet componere magnis*, so fühlt man sich an Shakspeares Kunstmittel in Macbeth erinnert. Hier wie dort ein zwar an sich verständliches, psychologisches Problem, doch durchsetzt mit Hexenzauber oder Verschwörerspuk. Diese symbolischen Unheimlichkeiten haben natürlich nur Stimmungszweck und sind — um im Theaterjargon zu sprechen — nichts weiter als Hilfsmittelchen für die 'Galerie'. Diskret verwendet verfehlen sie ihre Bestimmung nicht, auch das 'Parterre' unterliegt ihnen. Nur ist Coleridge über die Diskretion Shakspeares leider stark hinausgegangen. Die einschlägigen Partien seines Buches wirken wie ein Schauerroman, was schade ist für das Ganze. Zwar entbehrt das Ganze der poetischen Intimität, wirkt aber bei meist gewandter Darstellung äufserlich interessant, besitzt also die guten Eigenschaften eines 'historischen' Romans mittleren Schlages. Das ist freilich nicht viel, besonders darum wenig, weil das specifisch Historische und poetisch Notwendige, die Zeitstimmung nicht zum Ausdruck gelangt. Von solchen Romanen darf man sagen: alles ist richtig, nichts ist wahr. In der guten Fabel stecken die schlechten Figuren, schlecht, weil in konventioneller Schulpsychologie erstarrt, statt lebendigen Geistes von historischer Nuance. Nur einmal nimmt der Autor einen kräftigen Anlauf als Psychologe — mit der Zeichnung des doppeltgesichtigen Königs, der überhaupt sein Herzensheld ist. Leider überspringt er sich, der Charakter wird verworren bis zur Unverständlichkeit. Der Autor outriert das seinem realen Roman wichtigere psychologische Ele-

ment. Er fühlt, womit er eigentlich wirken soll, und scheitert bezeichnender Art an Übertreibung. Der Stoff war ihm zu schwer, er hat ihn nur dekorativ bemeistert.

Haben wir bisher historische Romane daraufhin besehen, wie durch die Stoffwahl ihre Ausführung organisch beeinflufst wird, so möge nun an einem modernen Roman die Untersuchung weitergeführt werden. Um einen Vergleich mit dem früheren zu ermöglichen, mufs ein 'politischer' Roman als Beispiel dienen, damit neben den 'privaten' Motiven auch die 'publiken' vertreten seien. Hierfür eignet sich

The fight for the crown by W. E. Norris (Coll. of British authors. Tauchnitz edition vol. 3284).

Zeit: die Gegenwart. Ort: vornehmlich London nebst *'country'* und etwas Irland. Problem: wie der Held aus der Politik heraus- und in die Ehe hineinkommt. Ton: humoristisch. Stil: altmodisch.

Die Fabel ist wie das Leben, wenn nah besehen, recht verwickelt. Es ist ja die Fabel eines modernen Romans, der das zeitgenössische Leben intim schildert. Der Held, ein junger, vornehmer Engländer, verliebt sich in eine reizende Irländerin, die ihm aber späterhin ein reicher Lord wegfischt, worauf er sich eine richtige Engländerin aus ihrer unpassenden Verlobung rückholt. Dies die Grundzüge der erotischen Fabel. In engster Verschlingung steht hiermit die politische. Der Held hat keine politische Ambition, aber als Erbe an Titel und Mitteln seines 'radikalen' Onkels eine politische Mission: der gesellschaftliche Anstand verpflichtet ihn zum Radikalismus. Das wird ihm schwer. Zwar nimmt sich seiner eine politische Freundin warm an. Sie ist Feuer und Flamme für die 'gute Sache', sie sucht ihn innerlich zu bekehren vom kühl beobachtenden 'Wilden' zum aktiven Radikalen, sie bemüht sich sogar, ihm Sitz und Stimme im 'Haus' zu verschaffen. Er macht ihr aber Schande. Je tiefer er ins politische Parteigetriebe hineinschaut, desto 'wilder' wird er, wild bis zur Apathie. Und so fällt er schliefslich als unentschlossener Kandidat bei der Wahl kläglich durch. Die Rache seiner Meisterin bleibt ihm freilich erspart, denn er ist durch die Verlobung mit ihrer unpolitischen Schwester ihr Schwager geworden.

Liebe und Politik spielen so wechselseitig ineinander. Durch seine Politik verliert der Held die Irländerin, mit seiner Politik gewinnt er die Engländerin; die verschiedenartigen Fäden verspinnen sich zu einem festen Gewebe. Deutlich spiegelt sich dies in der hübschen Komposition des Romans. Er gliedert sich in vier Teile: im ersten macht der Held die Bekanntschaft mit der irischen Nora und der englischen Laura und — unter Virginias Leitung — mit der Politik; im zweiten weitern sich seine Beziehungen zu Nora — der rivalisierende Lord erscheint auf der Bildfläche, enger aber verspinnt ihn Virginia in die Politik; im dritten holt er sich bei Nora den endgültigen Korb, Laura rückt näher, das parlamentarische Mandat droht sich zu verwirklichen; im vierten endlich wird er zum unfreiwilligen Protektor seines Rivalen bei Nora, erlebt er mit

Freuden sein politisches Fiasko, gewinnt aber die rasch entlobte Laura zu seiner Frau. Spielen in I die irische und englische Handlung nebeneinander, so beginnen sie sich in II zu vermengen, worauf sie in III und IV fast untrennbar verknüpft werden. Dabei wird der Roman bei der naturgemäfs sich steigernden Verwickelung seiner Motive von Phase zu Phase handlungsreicher, die Darstellung aber mit dem wachsenden Tempo immer knapper. Dies verrät die stetige Verjüngung der vier Abschnitte: I hat 108, II 83, III 56, IV 49 Seiten.

So weit zeigt unser Roman alle guten Eigenschaften des Durchschnittstypus seiner Gattung. Was ihn aber über das Dutzend heraushebt, liegt auf stilistischem Gebiete, dankt er dem intimen Realismus der Darstellung. Die an sich möglichen Ereignisse und Figuren gewinnen für den Leser ihr lebenswahres Gepräge und hiermit ihre illusionierende Kraft doch erst durch den echten Ton der Ausführung im Detail. Wer sich nur etwas in der Londoner Gesellschaft umgesehen hat, der trifft hier auf alte Bekannte. Aber nicht nur erinnert wird man durch den Roman an das wirkliche Leben, man wird von ihm geradezu angeheimelt. Man atmet während der Lektüre Londoner Luft. Der Verfasser erreicht dies durch zwei gegensätzliche Mittel: er hält sich entweder knapp bis zur skizzenhaften Andeutung und überläfst die detaillierende Ausführung der Phantasie des Lesers, oder er klatscht das Leben veristisch in breitester Deutlichkeit ab. Für den feinen Humor der erotischen Partien greift er nach jener Manier, diese wählt er für seine politische Satire. Gerade durch solchen Wechsel erzielt er den lebendigen Eindruck. So wird er seinem vielseitigen Stoff in der entsprechenden Vielseitigkeit der stilistischen Ausdrucksmittel vollkommen gerecht. In seinem modernen Gesellschaftsbild, das die harmlose Unzulänglichkeit der Alltagsleute im Leben schildert, hat sich der Autor zwar nicht als tiefer Denker, aber als scharfer Beobachter erwiesen, er ist kein Reformator, sondern Porträtist, wobei ihn sein alles versöhnender Humor zum liebenswürdigen Menschen stempelt. Getragen vom glücklich gewählten Stoff hat er seinem Roman zu starker Wirkung verholfen.

Schon unsere paar typischen Beispiele vom realen Roman haben gezeigt, dafs es ihren Autoren nicht darauf ankommt, den Leser zu belehren, sondern zu unterhalten. Sie wollen eigenartiges Menschenschicksal fesselnd darstellen, das vielgestaltige Leben hat es ihnen angethan. Ob sich der Leser schliefslich zur Geschichte seinen moralischen oder philosophischen Reim macht, das scheint ihnen gleichgültig, wenigstens helfen sie ihm nicht dazu. Die 'Idee' des Romans existiert also hier eigentlich nur im subjektiven Eindruck des Lesers, wenn sich derselbe darüber überhaupt klar wird, und sie schwankt daher nach Erkenntniskraft und Eigenart desselben in tausendfältigen Nuancen.

Ganz anders im irrealen Roman. Der ist aus der Reflexion geboren, ihm steht die Idee an der Stirne geschrieben. Der Autor hat ja nach dem unwirklichen Vorgang gesucht, nicht um mit dessen Auffälligkeit zu überraschen — das wäre leeres Spiel —, sondern um die geistige

Wirkung desselben auf den Durchschnittsmenschen aufzuzeigen. So können die psychologischen Reflexe der absonderlichen Fabel unser eigenes Kulturleben heller beleuchten. Im gedämpften Licht des gewöhnlichen Alltagslebens zeichnen sich dem Autor die psychischen Silhouetten der Figuren zu wenig scharf ab, darum bedient er sich der grellen Beleuchtung durch eine irreale Fabel. So arbeitet er auf einen scharfen Gegensatz zwischen der singulären Fabel und den typischen Figuren hin. Der Autor des realen Romanes demonstriert seltsame Individual-Psychologie im gewöhnlichen Leben, der Autor des irrealen Romans experimentiert mit der regulären Massen-Psychologie am aufsergewöhnlichen Vorfall, jener begnügt sich damit, etwas zu schildern, dieser will etwas beweisen.

Charakteristische Beispiele liefern die irrealen Romane von H. G. Wells. Nicht nur darum, weil sie die gattungsmäfsigen Züge stark zur Schau tragen, sondern weil man die Entwickelung des Autors leicht verfolgen kann. Er beginnt litterarisch mit ganz kurzen Geschichten, knappen Skizzen, die sich wie Studienblätter zu seinen späteren Romanen ausnehmen. Sie liegen in einem Sammelbande vor:

The stolen bacillus, etc. (Coll. of British authors. Tauchnitz edition vol. 3128).

Hier lebt alles von der Absonderlichkeit, ist alles auf den Effekt berechnet. Der Autor spielt mit dem Leser. Dabei geht er entweder von einem phantastischen Vorfall aus und zeichnet dessen Wirkung auf gewöhnliche Menschen, oder er versetzt eine phantastische Figur in gewöhnliche Vorgänge. So hat er immer zweierlei Elemente in innigster Verbindung, ein reales und ein irreales, und er gewinnt sich vom realen die Glaubwürdigkeit für das irreale. Doch damit hat er sich für die Illusionierung des Lesers nicht genug gethan. Seine irrealen Figuren oder Vorfälle wurzeln insofern im realen, als sie nur phantastische Steigerungen des realen darstellen sollen. Dadurch wird Wells zum Vertreter eines mystischen Naturalismus und so zum Kind seiner Zeit. Oberflächlich betrachtet erscheint er wie ein Fortsetzer von Jules Verne. Doch dieser liegt nicht umsonst der Zeit nach um eine Generation zurück. Er entstammt der rein naturalistischen Periode unseres Jahrhunderts. Er wollte seiner Zeit voraneilen, wollte die Macht der angewandten Realwissenschaften für das kommende Geschlecht phantasievoll vorweg schildern. Aber er hat — wie das immer ist — doch nur aus seiner Zeit für seine Zeit schreiben können. Er trieb nur ein Spiel des Geistes in seiner Zeit, die dem klar forschenden Verstand den höchsten Altar errichtet hatte. Inzwischen haben sich die Menschen verändert, die Naturwissenschafter von anno sind heute Mystiker geworden. Freilich haben sie ihr ererbtes Wissen von der Natur nicht vergessen, aber sie haben es in den Dienst ihres neuerwachten Mysticismus gestellt. Litterarischen Ausdruck leiht diesem Wandel der Geister unser Wells. In seinen kleinen Geschichtchen zeigt er erst die Anläufe. Voll entfaltet sich seine Individualität in seinen Romanen; zuerst in

The war of the worlds (Coll. of British authors. Tauchnitz edition vol. 3274).

Die Marsbewohner überfallen unseren Planeten. Eingeschlossen in riesigen cylindrischen Geschossen geraten sie südlich von London zur Erde. Sie werden feindlich empfangen und so zu Feindseligkeiten gezwungen. Nachdem sie dank ihres technischen Genies rasch und leicht alle Machtmittel der modernen Menschheit überwunden haben, rücken sie gegen London. Der Schreck zerreifst alle Bande der Organisation. Wilde Flucht nach dem Norden. Die Metropole der Welt wird zur leeren, halbzerstörten Totenstadt. Doch auch die Herrschaft der Martianer endigt. Sie fallen einem ewigen und gerechten Naturgesetze zum Opfer. Trotz ihrer grandiosen Psyche können sie den Rest ihrer Physis der Erde nicht anpassen, sie sterben. Sie haben sich ja nicht, wie die Menschen, die Erde durch die harte Arbeit von tausend Generationen langsam erobert. Die Menschen aber kehren zurück in ihr altes London, demütig und arbeitsfreudiger denn zuvor.

Der Roman ist phantastisch und ethisch zu gleicher Zeit, in seiner Wildheit wahr. Sein Problem zeigt tragische Züge. Die moderne Menschheit in ihrer übermütigen Kultursicherheit findet ihren strafenden Meister im fremden Eroberer. Doch diesem ist nur ein episodischer Erfolg gegönnt. Denn im innersten Kern ist die Menschheit gut, weil sie sich durch ehrliche Arbeit ihren irdischen Vorrang langsam und darum sicher errungen hat.

Es fragt sich nun, wie der Autor seinen Vorwurf künstlerisch löst.

Er teilt seinen Roman in zwei Hälften: 'The Coming of the Martians' und 'The Earth under the Martians'. Dort wilder Kampf der Massen, hier Totenruhe — nur der 'Held', ein gelehrter Biologe, dann ein Kurat und ein gewöhnlicher Soldat irren als drei Typen moderner Kultur verloren herum zwischen den Trümmern dieser Kultur. So lösen sich das *débâcle* und die Jeremiade in scharfem Gegensatz ab. Den aufregenden Geschehnissen folgen die anregenden Ideen. Im fabulistischen ersten Teil ist die wuchtig vorschreitende Handlung künstlerisch auf Spannung angelegt. In die idyllische Ruhe zu Beginn fällt bald die erste Erregung, die immer weitere Kreise zieht, sich zu tiefgehender Furcht, endlich zu allgemeinem Schrecken steigert, dem zuletzt ganz London verfällt — London, das, wie bei Zola Paris, als die Universalstadt moderner Kultur in königlicher Souveränität geschildert wird. Dazu der packende Kontrast in der Schilderung: unsere Welt wird bis ins winzigste Detail mit realistischer Treue klar und darum überzeugend dargestellt, die Martier hingegen bleiben in geheimnisvollem Dunkel, das die Phantasie des Lesers um so mehr aufstachelt. Mit grofsem Geschick wird dabei die gleichzeitige Vielheit der Ereignisse verschiedener Schauplätze doch noch wirkungsvoll zusammengefafst in der Einheit des Helden, der abwechselnd Erlebtes und Erhörtes direkt erzählt. Im reflektierenden zweiten Teil umfängt uns zuerst unheimliche Ruhe: das jüngst noch so rege Kulturland, in dem eben der wilde Kampf getobt hat, zeigt die berückende Starrheit völliger Ver-

wüstung. Dann kommt der Gelehrte mit dem Kuraten. Dieser erliegt den Schauern des furchtbaren Wandels. Es tritt der Artillerist auf. Als Mann der That ist er kühlrechnender Opportunist. Resigniert will er sich nach dem Zusammenbruch der Menschheit unter das Joch der Martianer äufserlich beugen, um mit wahrscheinlicherem Erfolg seiner Zeit gegen sie kämpfen zu können. Den Gelehrten aber drängt sein Forschungstrieb weiter. Er erreicht das tote London, zugleich aber auch die sterbenden Martianer. Dann wird er Zeuge des neuen Lebens. Er findet seine Frau, sein Heim wieder. In der Idylle endigt die Tragödie. Nicht nur reich an Gedanken ist das geistvolle Werk, sondern, weil es ein Kunstwerk ist, auch reich an Stimmungen.

Hat der Autor in seinem '*War of the Worlds*' hauptsächlich Massenbilder gezeichnet, so beschränkt er sich quantitativ in seinem nächsten Roman, in

The invisible man (Collection of British authors. Tauchnitz edition vol. 3282).

Die Fabel des Romans berichtet die Schicksale eines jungen Engländers, dem es im Verfolge seiner naturwissenschaftlichen Studien gelungen ist, seinen Körper unsichtbar zu machen. Er wird dadurch zum *outsider* der Menschheit und verliert gar bald sein junges Leben. Diese Fabel dient nun dem Autor hauptsächlich zur Darlegung seiner Idee, dafs der Einzelmensch psychisch verfällt, wenn er aufserhalb der Lebensbedingungen der Masse steht. Der alte Satz vom ζῶον πολιτικόν wird also hier an einem krassen Negationsfall neu erhärtet, indem die Richtigkeit des obersten Kulturgesetzes von der notwendigen Unterordnung des einzelnen unter das Ganze ins helle Licht einer absonderlichen Geschichte gerückt wird.

Mit der klaren Herausstellung der Idee hat sich der Dichter des irrealen Romans als Philosoph Genüge geleistet. Es fragt sich nun nach dem Künstler. Hier zeigt sich wieder die Macht des Stoffes, enger gesprochen: des fabulistischen Grundmotivs. Dieses erschöpft sich in der Formel: der sehende Unsichtbare inmitten der hilflos schauenden Sichtbaren. Dieses Motiv ist in seinem Kern komisch. Die Idee des Romans ist aber tragisch. Wie überwindet der Dichter diesen Widerspruch? Durch einen genial-einfachen Griff in der Komposition. Er erzählt nicht chronologisch, sondern ordnet die drei organischen Phasen seiner Fabel I + II + III wie II + I + III.

Nach der natürlichen Abfolge ergäbe sich folgende Geschichte:

I = Einleitung: Der Held, ein armer Student, macht auf Grund chemischer Experimente seinen Körper unsichtbar, versündigt sich im Verlauf seiner Arbeit an seiner Familie, an der Gesellschaft, wird zum Flüchtling aus der Gemeinschaft der Menschen, entgeht nur knapp dem Verderben. Denn blofs sein Körper ist unsichtbar geworden, nicht aber die Kleidung, die er trägt, nicht die Nahrung, die er zu sich nimmt, bevor sie sich seiner Physis assimiliert hat. So irrt er nackt und hungernd

in London, bis es ihm gelingt, vermummt nach Sussex ins kleine Nest Iping zu entkommen, wo er im bescheidenen Gasthof seine Studien unerkannt fortsetzen will. Dieser erste Abschnitt ist zwar grotesk, aber im wesentlichen ernst und philosophisch gehalten.

II = Verwickelung: Die Ereignisse in Iping, die unheimliche Wirkung des sonderlichen Fremden auf seine banale Umgebung mit all den drastischen Zwischenfällen, die solch einer komischen Situation entsprießen, bis zur Flucht aus Iping, als es dem Helden unmöglich geworden, sein Geheimnis aufrecht zu erhalten, bis zur Rast im Nachbarnest, wo er auf einen Studienfreund stößt, dem er sich vertraut. Dieser zweite Abschnitt ist nicht minder grotesk, aber vorwiegend komisch, denn der Dichter läßt die denkbar schärfsten Gegensätze unmittelbar aufeinander prallen: den absonderlichsten Helden mit den philiströsesten Kleinstädtern.

III = Lösung: Der Freund will den Helden als gemeingefährlich festnehmen. Doch dieser entkommt. Nun beginnt die Hetzjagd auf den Flüchtigen, dem die Verzweiflung die wildesten Instinkte entfesselt. Kampf auf Tod und Leben. Zuletzt erliegt der Held, der außerhalb der Menschheit zur blindwütenden Bestie geworden. Auch das ist grotesk, aber tragisch.

Der Autor ordnet nach II + I + III. Warum? Der Gründe giebt es mehrere, und sie sind von zweierlei Art: entweder verstandesmäßig, und sie entspringen der bewußten Kompositionsthätigkeit des reflektierenden Litteraten, oder gefühlsartig, und solche drängen sich ingeniös-unbewußt dem naiv schaffenden Künstler auf. Natürlich haben diese den zeitlichen Vorrang vor jenen, sie geben den ersten Anstoß beim poetischen Formen. Unser Dichter hat in unserem Falle sein fabulistisches Grundmotiv komischer Art. Nur in II kann sich dies rein komisch ausleben, darum setzt er mit II ein, dem er I rückschauend folgen läßt.

Die naiv gefundene, weil stilistisch empfundene Formel II + I + III bringt dem Autor aber noch eine Reihe von weiteren künstlerischen Vorteilen. Einmal sichert er sich so eine starke Spannung: erst in der Mitte (I) kommt die Aufklärung für den rätselhaften Anfang (II). Dann verbindet sich ihm am Anfang (II) die spannende Anlage und der komische Einschlag zu glücklicher Wirkung. Ferner erreicht er für die drei Hauptteile eine effektvolle Abwechselung in ihrem künstlerischen Eindruck auf den Leser: zwischen die aufregende Handlung des ersten (II) und letzten (III) Teiles schiebt sich das ruhigere Mittelglied (I), denn hier wird die Handlung nicht unmittelbar, also packend geschildert, sondern vom Helden erzählt, was die Temperatur der Darstellung sinken läßt, und hier wird vor allem die Aktion von Reflexionen reichlich umrankt. So erholt sich der Leser von den Sensationen, die im ersten Abschnitt auf ihn einstürmen, im Mittelglied für die noch stärkeren Sensationen des Schlußteils. Endlich stellt sich mit der Ordnung II + I + III für den Leser eine organisch ansteigende Stimmungsfolge ein, indem er von der heiteren Phase zur ernsten, von dieser dann zur erschütternden geleitet wird. In dieser Art ist es also dem Autor gelungen, das in seinem Wesen

tragische Problem mit der ihrer Natur nach komischen Fabel künstlerisch zu versöhnen. Er hat dem Geist gegeben, was des Geistes, dem Stoff, was des Stoffes ist. Die Aufgabe war schwierig, wurde aber spielend gelöst, weil in sicherer Anempfindung an die künstlerischen Elemente der Darstellung.

Leicht hat sich Wells seine Arbeit gemacht in

The time machine (Collection of British authors. Tauchnitz edition vol. 3324).

Hier entwirft der Verfasser ein Bild der künftigen Menschheit. Wir stehen im Jahre des Heils 802 701, im *sunset of mankind*. Es giebt nur zwei Klassen von Menschen, die geniefsenden Eloi, und die sind lieb, aber dumm geworden, und die arbeitenden Morlocks, und die sind schlau, aber schlecht geworden. Ja noch mehr: der sociale Klassenunterschied hat sich zu einer physischen Rassenspaltung erweitert. Oben auf der reinen Erde im hellen Sonnenlichte führen die Eloi ihre vegetative Traumexistenz: sie leben von Kräutern und spielen mit Blumen (welch letzteres man den Vegetariern von 1899 noch nicht ausschliefslich nachsagen kann). Unten aber in den düsteren Schachten der aufgewühlten Erde (wie unsere Dienstboten im Souterrain) hausen die Morlocks, betriebsam und blutgierig. Nur des Nachts steigen die lichtentwöhnten, schwachsichtigen Bestien herauf und holen sich unbeschützte Eloi zum Frafs. So hat die heutige Arbeitsteilung zu Verblödung und Kannibalismus geführt. Das klingt kindisch im kahlen Auszug, und den philosophierenden Autor darf man auslachen. Dazu kommt man aber erst hinterdrein. Während der Lektüre vermag der Verfasser den Leser in den Bann seiner fascinierenden Darstellung zu schlagen, so grofs ist die Kraft seiner bizarren Schilderei. Die bleibt hier aber auch sein einziges Verdienst.

Der fabulistische Tric des Romans ist einfach genug, zu einfach für meinen Geschmack. Der Held hat sich eine Maschine konstruiert, eine Art Reitrad, auf dem er in der Zeit vor- oder rückwärts zu radeln vermag, was er eines Abends nach Tisch seinen gemütlich aufhorchenden Freunden so umständlich auseinandersetzt, dafs sie es nicht verstehen. Darum brauch ich mich wohl auch nicht zu schämen mit dem Geständnis, dafs ich es gleichfalls nicht verstanden habe. Er lädt die Herren für die nächste Woche zum dinner, wobei er ihnen über seine erste grofse Fahrt nach vorwärts Bericht erstatten will. Wie gesagt, so gethan. Zur vereinbarten Zeit kehrt er mit nur geringer Verspätung erschöpft zurück und erzählt. Unser Zukunftsroman bedient sich also der uralten Form der Rahmenerzählung.

Im Rahmen steht nun eine Geschichte, die eigentlich keine Geschichte ist, denn es geschieht hier nichts, weder auf fabulistischem, noch auf psychologischem Gebiet. Dem Helden ergeht es wie dem modernen Durchschnittsreisenden von Mitteleuropa: er sieht alles Mögliche, macht sich darüber auch seine Gedanken, aber es sind nur buntwechselnde Bilder ohne Zusammenhang, und er kommt über das blofse Schauen zu keinem inneren

Erlebnis. Eine Geschichte entsteht aber erst aus dem Ineinanderspielen von Fabel und Figur, wächst sich zu einer organisch entwickelten Einheit aus, verkörpert ein geistiges Problem, gliedert sich zu künstlerischer Wirkung. Hier aber haben wir nur das Nebeneinander einer atomistischen Reihe episodischer Erscheinungen und eines nur intellektuell lebenden Helden. Was er sieht, ist sehr interessant, was er denkt, ist sehr geistvoll, aber er bleibt bloſser Beobachter, was den Leser nur zur Neugierde anreizen kann, nicht aber zu warmherziger Teilnahme hinzureiſsen vermag. Was der Verfasser hier auftischt, ist interessante Pseudowissenschaft, nicht aber ergreifende Poesie.

Daran ändert nichts die blendende Schilderung der Einzelheiten — wie ja gute Reime und schönes Versmaſs noch lange nicht ein Gedicht ausmachen, auch nicht eine eingestreute, wirklich poetische Episode. Der Held hat nämlich ein herziges Abenteuer mit der kleinen Weena, einer süſsen Eloi, der er das Leben rettet und die dann für ihn ihr Leben an die grausen Morlocks verliert, ein Beweis, daſs Ben Akiba wenigstens für Herzensangelegenheiten auch noch im Jahre 802701 recht behält.

Der Verfasser begnügt sich nun nicht mit der Schilderung des *sunset of mankind.* Er parallelisirt das am Schluss mit dem *sunset of nature.* Nachdem der Held sein Rad wiedergefunden, rast er wider Willen weiter vorwärts. Die Morlocks haben es ihm nämlich neugierig versteckt und verdorben, so daſs es nur vorwärts läuft. Erst im Jahre 30000000, das zu erreichen dem Helden freilich nur kurze physische Zeit kostet, bringt er seine Maschine zum Stoppen. Er steht vor der absterbenden Natur. Grausen erfaſst ihn auf seinem Rade vor den entsetzlichen Bildern, die selbst den Leser in seinem gegenwartssicheren Fauteuil gruseln machen. Zum Glück kehrt der Held um und landet sich und uns bald in seinem trauten Londoner Heim. Sein Bericht wird nur halbgläubig aufgenommen, trotzdem er Weenas Blumen aus der Tasche zieht (trotz des unseren Autor so treffend charakterisierenden Kernwortes, das er selber einer Figur in den Mund legt: *the story was so fantastic and incredible, the telling so credible and sober*). Erbittert über den Zweifel, beschlieſst der Held eine zweite Tour. Diesmal nach rückwärts. Er reitet ab, doch 'Rad und Reiter sah man niemals wieder'.

Dieser irreale Roman trägt deutlich die Spuren des Verfalls der Gattung an sich. Er ist nicht schwach, aber schlecht und — wenn das Wort erlaubt ist: organisch schlecht. Er krankt an Hypertrophie seiner Eigenart. Das Specifische des irrealen Romans liegt in der Fabel. An diesem einen Elemente ist nun der Autor gewissermaſsen hängen geblieben und hat darüber die Ausbildung des anderen, des psychologischen, vernachlässigt. Aber auch die Arbeit selber hat darunter gelitten. Das Detail hat das Ensemble erstickt, statt organischer Textur erscheint nur ein buntzerstücktes Vielerlei.

Dieser miſslungene Versuch im irrealen Roman von Wells stellt sich als lehrreiches Seitenstück zum früher besprochenen Miſserfolg von Coleridge im realen Roman. Beide scheitern an einseitiger Übertreibung des

verführerischen Elementes der Gattung. Im realen Roman ist es das Psychologische, im irrealen das Fabulistische. Coleridge charakterisiert seine Hauptfigur, den Schwedenkönig, zu verwickelt, Wells gestaltet seine Fabel von der irdischen Decadence zu phantastisch; jener findet für seine Figur keine Erklärung in der Fabel, dieser für seine Fabel keine Intimirung in der Figur. Zwei Elemente, innig gesellt, bilden des Leben, bauen die Welt — des Romans: Fabel und Figur. Je nach der Art des Romans mag die eine die andere an Wirkung überwiegen, doch nur aus dem harmonischen Dualismus beider erwächst die geistbezwingende und herzerwärmende Dichtung.

Wien. Rudolf Fischer.

The duenna of a genius by M. E. Francis (Tauchnitz collection vol. 3368).

Das Genie ist eine junge Geigerin halb ungarischen, halb französischen Ursprungs, die sich aufser durch ihre musikalische Begabung besonders durch eine staunenswerte Inkonsequenz in allem, was nicht die Musik betrifft, und durch eine äufserst geringe Fähigkeit auszeichnet, für andere zu fühlen und auf sie Rücksicht zu nehmen. Darunter hat natürlich die Duenna zu leiden. Sie ist die wenige Jahre ältere Schwester der Geigerin und hat in selbstloser Aufopferung ihr ganzes Leben dem einen Ziele geweiht, dem Genie eine Stellung in der Musikwelt zu verschaffen. In London, wo sie dies versucht, obwohl sie fast keinen Menschen dort kennt, führt der Zufall sie mit Sir John Croft zusammen, einem feingebildeten, reichen Junggesellen, der sich erst für die Geigerin interessiert, dann die ältere Schwester lieb gewinnt und ihnen in der taktvollsten Weise den Weg zu ebnen sucht. Doch erweist sich die Aufgabe, selbst ein so grofses Genie, wie Valerie Kostolitz es ohne Zweifel ist, ohne ungeheuren Geldaufwand in die Londoner Musikwelt einzuführen, als zu schwierig; der Wohlthäter kann nicht verhindern, dafs er als solcher erkannt wird, und mufs zu seinem Schmerze erfahren, dafs die Duenna ihm ihre Hand versagt um der Schwester willen. Beides macht die Trennung unvermeidlich. Doch ist sie nur vorübergehend. Auf etwas wunderbaren Wegen führt Francis die Geigerin einem geistesverwandten Klaviervirtuosen zu, der ihr aufser einer sorgenfreien Zukunft mit einem Schlage auch die so lange ersehnte öffentliche Anerkennung erringt. So kann Sir John die Duenna heimführen. Die Hauptcharaktere sind gut durchgeführt, der grofse Klavierspieler ist schattenhaft gelassen, vielleicht mit Absicht. Interessant ist die für einen englischen Autor scharfe Beurteilung des Londoner Musiklebens. R. T.

An idler in old France by Tighe Hopkins (Tauchnitz collection vol. 3375).

Der Verfasser will gerade diejenigen Seiten der Kultur Alt-Frankreichs schildern, die in den historischen Romanen nicht berührt zu werden pflegen. So bespricht er in angenehmem Plauderton die Unsauberkeit

des alten Paris, die Eigentümlichkeiten der Toilette, die Wahl der Speisen und Getränke, das Benehmen bei Tisch, das Leben im Wirtshaus, die Predigt, Handwerk und Ärztestand, Jagd und Schriftwesen, und zwar werden diese Zweige des Kulturlebens in ihrer Entwickelung vom Mittelalter bis in das vorige Jahrhundert verfolgt. Nur die drei letzten Kapitel: das Bagno, die Comédie Française in der Revolution und das Leben Gavarnis, verweilen ausschliefslich in der neueren Zeit. Obwohl Chroniken, Urkunden, Anstands- und Receptbücher, Memoiren und viele ältere Autoren, wie Rabelais, Lesage und Montaigne, oder neuere, wie Franklin (la vie d'autrefois) und Jullien (la chasse), benutzt sind, machen die kurzen Darstellungen auf wissenschaftliche Exaktheit keinen Anspruch. Als Ergänzung zur Lektüre historischer Romane wird das Buch aber manchem willkommen sein. R. T.

The white lady of Khaminavatka by Richard Henry Savage (Tauchnitz collection vols. 3363 and 3364).

Der Roman spielt in den Steppen Südrufslands. Die beiden angesehensten Familien des Landes, die durch Erbfehde und Rivalität entzweit sind, vereinigen sich in der Liebe des Hauptes der einen, Serge Dumont, zu der schönen Feindestochter Magda Radovich. Diese wird ihrer verbrecherischen Familie entrissen und heimlich dem Geliebten vermählt. Die Entdeckung des Raubes droht die Dumonts zu vernichten, doch treten mächtige Freunde beim Zaren für das Paar ein, und die nun offene Vermählung zieht die Versöhnung der Familien nach sich. Gerade die Hauptpersonen sind nicht sehr scharf gezeichnet, und nach Magdas heimlicher Flucht aus dem Elternhause verlieren die beiden Liebenden noch mehr von ihrer Individualität. Besser sind die Nebenpersonen gelungen: die Courtisane Vera, deren Künste nur einmal, an Serge Dumont, scheitern und schliefslich noch Magdas hochgesinnten Bruder fangen, der verkommene Arcady Radovich, der in seiner trunkenen Wut von seinen Verwandten nach Bedarf gegen den Erbfeind gehetzt und dann wieder im Stiche gelassen wird, Magdas Mutter, deren offenes ehebrecherisches Treiben schliefslich selbst den Nachsichtigsten zu stark wird, ihr Gatte Alexander und der alte General Radovich, die den untergrabenen Wohlstand der Familie durch grofsartige Unterschlagungen wiederherzustellen suchen, und über all dem Elend Serge Dumonts hilfreicher Freund Youresief, der doch mit der Intrigantin Vera rechnen mufs. Aber auch diese alle sind mehr russische Typen als individuelle Charaktere, und das gleiche gilt in der niederen Region von dem treuen und beschränkten Verwalter, der aufopfernden Xenia, dem gutmütig banausischen Dorfpriester und dem Trunkenbold Anton. Was jedoch dem Roman an psychologischer Feinheit fehlt, wird reichlich aufgewogen durch die interessante Schilderung russischer Zustände und vor allem durch die prachtvolle Naturbeschreibung, die uns nicht nur die verrufenen öden Steppen, lieb gewinnen läfst, sondern auch einen stimmungsvollen Hintergrund zu den bewegten Ereignissen der Erzählung giebt. R. T.

Robert de la Sizeranne, Die zeitgenössische englische Malerei. Aus dem Französischen übersetzt von Else Fürst. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., 1899. M. 10.

Die Namen solcher Maler-Poeten wie Dante Gabriel Rossetti, Bell Scott, William Morris oder die bloſse Existenz von Büchern wie G. S. Layard's Tennyson and his Pre-Raphaelite illustrators (London 1894) werden auch dem oberflächlichsten Beobachter moderner englischer Kultur das enge Zusammengehen von Malerei und Dichtkunst im Viktorianischen Zeitalter aufdrängen müssen. Um so mehr hat der Neuphilologe Ursache, dieser hervorragenden Äuſserung des englischen Geisteslebens im 19. Jahrhundert einige Beachtung zu schenken, wenigstens derjenige, welcher in dem abgehetzten Schlagwort 'Realien' mehr als die Kenntnis englischer Biersorten und Boxerregeln sieht. Unter der sich mehrenden Zahl von Werken[1] über die englische Malerei des 19. Jahrhunderts dürfte vielleicht keines sich zur ersten Einführung für Laien so sehr eignen wie die glänzend geschriebene, klare und lichtvolle Darstellung Robert de la Sizerannes, welche sowohl im französischen Original wie in deutscher und englischer Übersetzung sich rasch viele Freunde erworben hat.

Wie kein anderer war gerade Sizeranne befähigt und vorbereitet, die zeitgenössische englische Malerei verständnisvoll zu würdigen. Hatte er doch jahrelang, um die Lehren des von ihm vergötterten Schönheitsapostels ganz sich zu eigen zu machen, den Spuren Ruskins treulich nachwandelnd, alle Plätze aufgesucht, über die dieser geschrieben, und dort sich so lange in Anschauen vertieft, Skizzen gezeichnet und wieder gezeichnet, bis er das empfand, was sein Meister dort empfunden hatte, dem er in einem trefflichen Buche '*Ruskin et la rėligion de la beautė*' (auch in englischer Übersetzung, 1899) ein schönes Denkmal pietätvoller Verehrung gesetzt hat. Wem es gelungen, so tief in die Lehren des ästhetischen Wortführers der neuen englischen Kunst einzudringen, der

[1] A. G. Temple, The Art of Painting in the Queen's Reign, 1897; Cosmo Monkhouse, British Contemporary Artists, 1899; P. H. Bate, The English Pre-Raphaelite Painters, 1899; Pre-Raphaelite Diaries and Letters, ed. by W. M. Rossetti, 1899; W. M. Rossetti, Ruskin : Rossetti : Pre-Raphaelitism (Letters and Papers), 1898; Letters of D. G. Rossetti to Will. Allingham (1854—1870), ed. by Birbeck Hill, 1899; H. C. Marillier, D. G. Rossetti, 1899 (105 s.); F. M. Hueffer, Ford Madox Brown, 1896; Malcom Bell, Sir Edward Burne-Jones, 1892, 4. Aufl. 1898 (inhaltlich mäſsig, doch sehr viele gute Abbildungen, dafür sehr billig: 7 s. 6 d.); M. H. Spielmann, Millais and his Works, Edinburgh 1898; A. L. Baldry, Sir J. E. Millais, London 1899; The Life and Letters of Sir J. E. Millais, by his Son, 1899; E. Rhys, Frederick Lord Leighton, 1896; A. Vallance, William Morris, his Art, his Writings. and his Public Life, 1897; J. W. Mackail, The Life of W. Morris, 1899; A. L. Baldry, Albert Moore, his Life and Works, 1896. — Hier sei auch darauf hingewiesen, daſs von dem zur Einführung sehr geeigneten Werke 'John Ruskin, his Life and Teaching, by Marshall Mather, London, Frederick Warne & Co. 6. Aug. 1898' der Verleger soeben (1900) eine trefflich ausgestattete Volksausgabe hat erscheinen lassen, die 184 groſsgedruckte Seiten nebst Porträt für nur 1 s. net. darbietet.

verdient gehört zu werden, wo er lobt, doppelt aber, wo er tadelt. Und mancher Leser wird etwas enttäuscht das Buch aus der Hand legen, wenn er nach den reichen Lobsprüchen, die eine von genauester Kenntnis und liebevollem Verständnis getragene Begeisterung spendet, schliefslich das endgültige Urteil vernimmt: 'Die englischen Maler sind grofse Versucher; bewundern wir sie, aber folgen wir ihnen nicht.'

Gleich der erste Teil entwirft uns ein klares und anziehendes Bild von den Anfängen und der Kampfzeit der Pre-Raphaelitic brotherhood, die, im Jahre 1848 von Hunt, Rossetti und Millais mit einigen unbedeutenden Anfängern gegründet, nach anfänglichem allgemeinem Widerspruche wesentlich infolge Ruskins eifriger Parteinahme sich schnell zur Anerkennung durchrang und etwa um das Jahr 1857 die Schlacht für geschlagen ansehen durfte. Besonders beachtenswert erscheinen mir dabei die Auseinandersetzungen über das eigentliche Wesen des Präraphaelitismus, welches Sizeranne nicht in den, verschiedentlich auch mit der Feder dargelegten, beschränkten, realistischen Theorien seiner Vertreter sieht, die nur eine Anleitung zur Ausbildung junger Maler hätten sein wollen, aber von keinem der Präraphaeliten selbst befolgt worden seien. Das sie Verbindende liege vielmehr in der gemeinsamen Auflehnung gegen die akademische Kunst vor 1850 und der im Gegensatz zu dieser erstrebten Originalität der Gebärden und Lebhaftigkeit der Farben.

In einem zweiten Abschnitte erhalten wir dann trefflich gelungene Einzelbilder der neun grofsen Meister, nämlich von George F. Watts dem mystischen Moralphilosophen, Holman Hunt dem glaubensseligen Christen, Sir Frederick Leighton dem vielgewandten Akademiker, Sir John Everett Millais dem Apostaten des Präraphaelismus und genre-malenden Liebling des Publikums, Alma Tadema dem intimen Schilderer altrömischen Kleinlebens, Hubert Herkomer dem bayerischen Individual-Porträtisten und Sir Edward Burne-Jones dem keltischen Sagenträumer. Ob in diesen Bildern einzelne Linien vielleicht verzeichnet sind, entzieht sich meinem Urteile. Jedenfalls aber sind sie mit so sicheren, klaren, kräftigen Umrifslinien, mit so geschickter Verteilung von Licht und Schatten und mit so nachdrücklicher Betonung des Wesentlichen und Charakteristischen gezeichnet, dafs sie in unserer Erinnerung eine fast plastische Vorstellung zurücklassen. Unterstützt werden diese Wortschilderungen durch 49 gut gelungene Bildertafeln.

Ein Schlufsabschnitt fafst endlich die allen gemeinsamen charakteristischen Merkmale der zeitgenössischen englischen Kunst zusammen, die nicht lärmende Massenscenen, sondern einsame schweigende Seelendramen schildere, die durch eine eigenartige, oft manierierte, aber stets vornehme, leise und edle Gebärdensprache und brillant-leuchtende, aber oft schreiende und unvermittelt nebeneinander gesetzte Farben dargestellt seien. Die überall hervortretende Schönheit der Linienführung und Mäfsigung des Ausdrucks sei dem Einflufs jener im Herzen Londons aufgestellten *Elgin marbles* zuzuschreiben, was mir doch etwas übertrieben erscheinen will. Das Bestreben der Engländer, eine moralisch-doktrinäre und zugleich

national-englische Malerei zu schaffen, verurteilt Sizeranne als ein eigentlich aufserhalb der Kunst liegendes Ziel.

Der uns vorliegenden deutschen Übersetzung haften viele Härten und Schiefheiten an, die aber den Eindruck des Ganzen nicht wesentlich beeinträchtigen.

Möge das schöne Buch auch in Philologenkreisen recht viele Leser finden und mit dazu beitragen, unter ihnen jenes allseitige Studium der englischen Gesamtkultur in allen ihren Äufserungen zu fördern, zu dem die Universität höchstens anzuregen vermag, das aber auf unabsehbare Zeit aus äufseren Gründen unmöglich zum besonderen Unterrichtsgegenstande erhoben werden kann, nicht weil die Hochschullehrer es nicht wollten oder kein Verständnis dafür hätten oder solche Kenntnisse gering anschlügen, sondern weil sie — ein Gesichtspunkt, den ich in Vietors Rede 'Wissenschaft und Praxis' schmerzlich vermifst habe — als echte *professores* d. h. 'Bekenner' vor jeglicher Art von Dilettanten-Stümperei zurückschrecken.

Würzburg. Max Förster.

E. A. Vizetelly, With Zola in England. Tauchnitz collection vol. 3372.

Vizetelly, der englische Übersetzer von Zolas Romanen und zugleich sein Begleiter durch London, schildert in journalistisch gewandter Weise, was der Pariser Realist während seines unfreiwilligen Aufenthalts an der Themse that und beobachtete. Unglücklicherweise veranlafst er uns schon durch eine Bemerkung in der Vorrede, das englische Exil Zolas mit dem Voltaires zu vergleichen: wie dieser für Calas, habe jener für Dreyfus gelitten. Aber während Voltaire ein tiefes Studium der englischen Litteratur, Theaterverhältnisse und Schriftsteller betrieb, so dafs seine Reise der Anstofs zu einem mächtigen Einflufs Englands — namentlich Shakespeares! — auf den Kontinent wurde, hielt sich der französische Impressionist der Gegenwart von allen bedeutenderen Autoren fern, las nicht einmal englische Zeitungen, sammelte mit professionsmäfsigem Fleifse Material für seinen Roman 'Fecondité' und stellte Beobachtungen des englischen Lebens an, deren Oberflächlichkeit frappiert. Nach seiner Ansicht opfert England überall die Schönheit der Nützlichkeit (S. 78); das eigene kleine Haus gewährt *no privacy* (88); die Mädchen trinken gerne Wein, die Herren Whiskey (116); Liebespaare küssen sich (117); englische Nachthemden sind unanständig kurz (118); die englischen Köche hat der Teufel erfunden (177); das grofsgeschriebene '*I*' ist '*the triumph of egotism*' (195) — hätten das die ältesten englischen Buchdrucker geahnt, die das nur der Deutlichkeit halber bevorzugte *I*-Zeichen der Handschriften mit charakteristischer Treue festhielten, so hätten sie wohl eine minder anstöfsige Type gewählt; englische Frauen und Mädchen verlieren auf der Strafse auffallend viele Haarnadeln (221): dies der Höhepunkt von Zolas Beobachtungsschärfe. Wie weit der heutige Realist hinter der Interessen-

und Gedankenfülle eines Voltaire zurückbleibt, hier kann man es messen und greifen. Von Menschen lernte er einige Verleger kennen, zwei Familien, an die er empfohlen war, und im übrigen *less than a score of persons* (252). Von Büchern machte ihm die Abhandlung eines Geistlichen über *Neo-Malthusianism* einen gewissen Eindruck, weil sie sich mit 'Fecondité' berührte. Die Engländer selbst hielten den lebhaft gestikulierenden Franzosen mit seinem grofsen weifsen Cylinder und den vielen Juwelen für einen Tingeltangel-Direktor auf Geschäftsreisen. Imposant wirkt nichts als Zolas Fleifs. Sein Roman ist ihm alles. Die neue Umgebung ist ihm nicht eine Anregung, sondern eine Störung. Höchstens wenn er von den schlechten Praktiken, die er in 'Fecondité' bekämpft, auch in England hört, geht sein Auge etwas auf. O grofser Voltaire!

Berlin. A. Brandl.

Lehrgang der englischen Sprache von H. Plate, in zeitgemäfser Neubearbeitung. I. Grundlegender Teil. 75., der Neubearbeitung 10. Auflage, revidiert von Prof. Dr. G. Tanger. Leipzig-Dresden-Berlin, L. Ehlermann, 1899. M. 1,80, geb. M. 2,40.

Schon aus der hohen Zahl schnell aufeinander folgender Auflagen ist ersichtlich, dafs Plates englischer Lehrgang bisher gute Dienste geleistet haben mufs. So hat sich denn Tanger, dessen sachkundigem und bewährtem Geschick wir die vorliegende revidierte Neuauflage verdanken, darauf beschränken können, unter möglichster Schonung des Alten nur diejenigen Mängel zu beseitigen, welche dem Werke in manchen Einzelheiten (Ausdruck, Wort- und Phrasenschatz, Regelfassung) noch anhafteten. Neu hinzugekommen ist ein englisch-deutsches alphabetisches Wörterverzeichnis.

Als besondere Vorzüge des Buches erscheinen mir die überaus sorgfältig durchgeführte (wenn auch vielleicht etwas komplizierte) Aussprachebezeichnung, die geschickte Anordnung der als 'Erste Abteilung' vorangestellten 'Leseschule' und die weise Beschränkung in der Auswahl des Lese- und Lernstoffes. Die als 'Erste Einleitung in die Sprache' dienenden Abschnitte sind meist der Anschauung entnommen und eignen sich trefflich zu anregenden, nicht zu schweren Sprechübungen (z. B. School, The Family, The House, The Garden, Animals, The Human Body, Food, Beverages, Things used at Table, The Town, The Country u. a.). Die Regeln der 'Elementar-Grammatik' sind übersichtlich und leichtfafslich dargestellt. Auch die im 'Lesebuch' enthaltenen prosaischen und poetischen Stücke sind zur Lektüre für Anfänger wohl geeignet. Das in den früheren Auflagen enthaltene Stück 30 über Macbeth ist durch zwei andere, besseres Englisch bietende Stücke (Nr. 30 und 31) ersetzt worden; darum hätten die Hinweise auf dieses alte Stück 30, welche sich auf S. 237 Z. 20, S. 238 Z. 1 v. u., S. 240 Z. 2 v. u. in der Neuauflage noch finden, ebenfalls fortbleiben müssen.

Für eine ohne Zweifel bald nötig werdende neue Auflage werden die folgenden kleineren Versehen und Druckfehler zu berichtigen sein.

Im Widerspruch zu der S. 176 richtig angegebenen Regel über die grofsen Anfangsbuchstaben finden sich die Wörter *Christian, Jew* fast stets klein geschrieben, z. B. S. 244, 15; 261, 29; 250, 12; 81, 24; 82 Satz 1. — Auch gegen die S. 177 angegebenen Interpunktionsregeln kommen zuweilen Verstöfse vor, z. B. gegen II A (kein Komma vor einschränkenden Relativsätzen, vor *when, if* = ob): S. 42, 23; S. 45 Z. 3 v. u.; S. 103, 6; S. 135 Satz 21, 24, 25; S. 148 Satz 13; gegen II B (Komma vor *and* bei Aufzählungen): S. 6 Z. 8, 10, 11 v. u. — S. 211 findet sich 1780 statt 1779 als Geburtsjahr des Thomas Moore. — Zu streichen ist das parenthetische *my* in dem Satze 11 auf S. 90 [Nun mufs ich bei dem Schneider vorgehen (?), um mir (*my*) Mafs zu (*for*) einem Rocke nehmen zu lassen] als nicht vereinbar mit der am Fufs der Seite angeführten Wendung: Sich Mafs nehmen lassen *to be measured.* — Als undeutsch habe ich empfunden S. 124 Satz 12: Er hatte viel gereist; S. 90 Satz 11: Ich liebe nicht Samtkragen, und S. 35 Z. 1: Ich liebe nicht Schwarzbrot. — S. 264, 3 und S. 167 Z. 1 v. u. ist *to bow to* nicht durch 'sich begrüfsen vor', sondern mit 'sich verneigen vor, begrüfsen' zu übersetzen.

An Druckfehlern sind zu berichtigen: *toplay* S. 28 Z. 3 v. u.; *has be written* S. 31, 14; *brougt* S. 49, 22; *servere* S. 66, 25; *in* statt *is* S. 93 Z. 16 v. u.; *20 shilling* S. 83, 2; *tronger* S. 149 Z. 6 v. u.; *the Gods* S. 176 Z. 9 v. u.; *a* (statt *at*) *length* S. 187, 4; *new world* (statt *New World*) S. 198, 18. — Besonders zahlreich sind leider die Druckfehler im Wörterverzeichnis. Hier lesen wir: *unelike* S. 231, 24; *to rendler* S. 231, 41; *anybody* irgend jener, *to appreciate* schützen S. 241; *to call for* S. 243 ist ebenso wie *happiness* S. 248 ohne deutsche Übersetzung geblieben; *to crowd* sich scheren, *to depart* abreifsen, *to devote to* sich widmen (statt widmen) S. 245; *flash of lighning* S. 247; *to haste* eilig, *hasty* hastig, eilen S. 248; *house* Hause, *in order to* um (statt um zu) S. 249; *Norman* Normane S. 252; *to promise* versprochen S. 254; *to trust* verbauen, *usually* nützlich, *to wage* wetten, *to wait for* merken auf S. 258; die Alten *ancients,* aufragen *to excite,* ausnehmen *to extend,* ausstreiten *to stretch out,* Bank *beuch* S. 260; bewahren *to inhabit,* sich decken *to imagine* S. 261; Halstuch *necker-chief* S. 264; Johann *Joan* (!), Juwel *juwel,* Kapital *chapter,* Künstler *Artist* S. 265; gelesen *situated,* Möbeln *furniture,* Mamma *Mamma* S. 266; ein Paar *a pair (off)* S. 267; Soldat *soldier* (*di* = *ds*) S. 268; Übung *practive,* überlassen *abondon* S. 269; *adventageous* S. 270; aufs höchste verwundert *to be* (?) *lost in astonishment,* verlassen auf *to depend upon* S. 270; *chosen* fehlt S. 271 Z. 2 v. u.; *between* ist zu trennen *be-tween,* nicht *bet-ween* S. 271; 'woher' heifst nicht *where* (S. 271). — Unverständlich ist mir: zuerst *first, afterwards* S. 271; oft *often* (oder *ofn*) S. 267; gegen *against* (oder *ai* = *ĕ*). — Zu Irrtümern veranlassen könnte die Angabe: *must* müssen S. 252; *anecdote* wird S. 219 mit 'Unfall' statt 'Anekdote, Geschichtchen', *to betray* S. 242 mit 'betrügen' statt 'verraten' übersetzt.

Endlich seien mit Bezug auf das Wörterverzeichnis noch zwei Punkte hervorgehoben. Einmal sind bei synonymen Wörtern oft grundverschiedene Begriffe ohne Unterschiedsangabe nebeneinander gestellt, was den Schüler zu Miſsgriffen verleiten kann, z. B. füttern *to feed, to line* S. 263; während *during*, während *while* S. 270; gemein *common, private* (das letztgenannte Wort, welches doch gewöhnlich gerade das Gegenteil von *common* bedeutet, ist wohl mit Rücksicht auf die Verbindung *'a private soldier'* hier angeführt worden). — Sodann könnte es den Schüler irreführen, daſs bei der Übersetzung deutscher Eigenschaftsbegriffe bald die Form des Adjektivs, bald die des Adverbs gewählt ist. So lesen wir im Wörterverzeichnis: deutlich *distinct* S. 262; undeutlich *indistinctly* S. 269; tapfer *brave* S. 269; emsig *busily* S. 262; streng *severe* S. 269; tief *deeply* S. 269; gewöhnlich *generally, common* (!) S. 264.

Berlin. Albert Herrmann.

M. Walter, Direktor der Musterschule zu Frankfurt a. M., Englisch nach dem Frankfurter Reformplan. Lehrgang während der ersten $2^1/_2$ Unterrichtsjahre (II, 2 — I, 2) unter Beifügung zahlreicher Schülerarbeiten. Marburg, Elwert, 1900. IV, 189 S. 8. M. 3,50, geb. M. 4.

Kein Lehrer der neueren Sprachen sollte dies ungemein anregende Buch ungelesen lassen. Ein genialer Lehrer bietet uns hier die Früchte seiner ernsten ehrlichen Arbeit, aus der Anhänger und Gegner seiner Methode vieles lernen können.

Der Grundgedanke ist der Nachweis, wie ohne Übersetzen auf anderen Wegen mehr geleistet, mehr sprachliches Material eingeprägt und beherrscht werden kann. Nur ein Meister der Sprache, der sich frei in ihr bewegt, wie Walter, kann freilich solche Leistungen erzielen. Aber wir sind ja alle solche Meister oder stehen im Begriff es zu werden, und deshalb müssen wir auch alle dasselbe oder ähnliches leisten können, wenn wir unter ähnlichen günstigen Umständen arbeiten wie er.

Er beginnt in Untersekunda mit wöchentlich sechs Stunden und nur dreiundzwanzig Schülern und fährt dann in Obersekunda mit vier Stunden und nur elf Schülern fort: dies darf wohl als eine Arbeit unter sehr günstigen Umständen bezeichnet werden. Ich will damit Walters Resultate nicht herabsetzen; von ihrer Trefflichkeit kann sich jeder selbst überzeugen, da mehr als ein Drittel des Buches, ca. 70 Seiten, abgedruckte Schülerarbeiten enthält. Mit allen Fehlern sind sie abgedruckt, so daſs wir den Eindruck völliger Ehrlichkeit erhalten. Es stehen gute fehlerfreie und fast fehlerfreie neben mangelhaften Arbeiten, so daſs wir selbst uns ein Urteil bilden können, und dies Urteil kann nur ein günstiges sein: Walters Schüler verstehen schon im ersten Unterrichtsjahre sich englisch frei auszudrücken, und in dem von ihnen gelernten Wortschatz sind sie heimisch geworden; denn sie haben 'von Anfang an die Sprache sprechen und nicht konstruieren gelernt' (S. 88). Verfehlte Arbeiten hat

Walter keineswegs unterdrückt, und dies erhöht den Wert der guten Leistungen. Sie mufsten so gut ausfallen bei der angewendeten Methode, und sie werden alle diejenigen nicht als etwas Aufserordentliches überraschen, die seit Jahren in derselben Weise verfahren.

Ich verweile zunächst bei diesen 'Proben von Schülerarbeiten'. Sie beginnen in Untersekunda mit 'Vergleichen zwischen Laut und Schrift', 'Untersuchung der Vokallaute' in einem Diktat. Dann folgen: 'Beantwortung von Fragen', 'Inhaltsangaben', 'freie Niederschrift in Anlehnung an Lesestoff, der vom Lehrer ergänzt worden ist', 'freie Bearbeitung (zehn Minuten zum Durchlesen des Stücks, fünfzehn Minuten zur Niederschrift)', grammatische Übungen, Konjugationsübungen, Fragen nach den einzelnen Satzteilen, Beschreibung von Bildern, Wiedererzählen einer Anekdote, Briefe, z. B. über eine Rheinreise, eine Fufsballpartie etc., stets im Anschlufs an das Lehrbuch, Hausknechts English Student, das Walter nicht genug rühmen kann, wie ich es selbst bei seinem Erscheinen schon warm empfohlen habe. Beim weiteren Vorschreiten schreiben die Schüler Dialoge nieder 'mit Benutzung des Lehrbuchs' — warum nicht ohne? der Wert der Arbeit würde dadurch bedeutend erhöht werden. Auch den Gouinschen Seriengedanken hat sich Walter angeeignet, mit Recht, glaube ich, als den einzigen fruchtbaren aus der viel überschätzten und zum Teil sehr übertriebenen und sonderbaren Methode. 'In Anlehnung an Gouin' läfst er behandeln 'Rowing in the Palmengarten', 'A walk to the Forsthaus' u. s. f. Als besonderer Prüfstein gilt am Ende des ersten Jahres, dafs die Schüler fähig sind, kleine aus dem Deutschen bekannte Erzählungen, wie die vom Hufeisen oder vom Fuchs und den Trauben, sowie einen Aufsatz über den Krieg 1866 ohne vorherige Besprechung in der fremden Sprache niederzuschreiben. So kindlich und mager wie diese Arbeiten ausfallen mufsten, wenn man nach einjährigem Unterricht nicht Unbilliges, Unmögliches verlangen will, so liefern sie doch eine Leistung, deren ein nach der alten konstruktiven Methode ausgebildeter Schüler keineswegs fähig ist: sie zeigen eine — nach früheren Begriffen — erstaunliche Ausdrucksfähigkeit und Wortbeherrschung bei annähernd völliger grammatischer Korrektheit.

In Obersekunda steigert sich die Schwierigkeit in folgender Weise: Eine mündlich gegebene Erzählung wird sofort nachher niedergeschrieben, Dialoge werden von den Schülern frei erfunden, unbekannte Stoffe werden diktiert, gegebene Ausdrücke variiert, von eingeborenen Engländern in der Stunde mit den Schülern Besprochenes wird sofort niedergeschrieben, eine Erzählung von zwei Seiten (Komposition XIV bei Hausknecht) wird in 25 Minuten durchgenommen und in 25 bis 40 Minuten dann niedergeschrieben — eine äufserst befriedigend ausgeführte, hervorragende Leistung —, deutsch erzählte Stücke werden englisch frei bearbeitet, endlich werden auch Stoffe aus anderen Lehrgegenständen ohne englische Hilfe behandelt. Wenn Walter diese letztere Übung gerade mit Recht als besonderen Prüfstein (S. 89) bezeichnet, so darf man doch gerade diese Arbeiten, für welche der sprachliche Ausdruck nur zum Teil vor-

ausgesetzt werden kann, nicht mit demselben Mafsstabe wie die übrigen messen; sie stehen wesentlich hinter den früheren Arbeiten zurück, was ein billiger Beurteiler nur natürlich finden wird. Wer wollte verlangen, dafs ein Schüler nach zwei Jahren über jeden beliebigen Gegenstand sich auszudrücken verstehen sollte? Um so anerkennenswerter ist die Ehrlichkeit Walters, die uns solche weniger gelungenen Proben nicht verschweigt.

Anerkennenswert sind die Zeitangaben der Arbeitsdauer bei vielen einzelnen Arbeiten, noch lieber hätten wir sie bei allen gesehen. Auch die näheren Angaben über die Art, wie die Arbeiten zustande gekommen sind, sind sehr schätzenswert; nur einmal hätte ich dabei Genaueres zu wissen gewünscht (S. 81). Häusliche Arbeiten, deren einige abgedruckt wurden, dürften jedoch wohl wegbleiben.

Nachdem wir die Arbeiten der Schüler besprochen, sehen wir uns nun die ihres Meisters an. Nach einigen allgemeinen Worten über die Verlegung des Englischen nach Untersekunda (I), und nachdem er in 'II. Lautliche Schulung' konstatiert hat, dafs er früher bei ausschliefslicher Anwendung der Lautschrift bessere Aussprache-Resultate erzielt zu haben glaubt, spricht Walter im III. Kapitel ausführlich über 'Sprechübungen'.

Mit wachsendem Interesse verfolgen wir die Lebendigkeit dieser Übungen, die von einer aufserordentlichen Erfindungskraft des Lehrers Zeugnis ablegen. Hier kann leider nur das Wichtigste kurz erwähnt werden in der Hoffnung, dafs dadurch die Lust zur Lektüre des Buches selbst geweckt wird. Das Grundprincip der Walterschen Sprechübungen ist: Verbindung des Sprechens und Handelns. Der Lehrer fordert den Schüler auf z. B. *Pick up the sponge*, und der Schüler führt die Handlung aus, indem er sagt: *I pick up the sponge.* Späterhin begleiten Mitschüler die Handlung mit: *He picks up the sponge.* Auch Kameraden fordern sich gegenseitig zu solchen Handlungen auf, auch die Handlungen des Lehrers *'I am entering the room'* werden vom Schüler wiederholt: *You are entering the room* u. s. w. Dieses Grundprincip fortwährender Nötigung zum Sprechen wird nach und nach (im Anschlufs an die hierfür vorzüglich geeigneten Dialoge des Hausknechtschen Lehrbuchs) auf Hunderte von Handlungen übertragen, jede Minute wird ausgenutzt, alle Schüler müssen mithelfen, und so läfst es sich leicht einsehen, wie unendlich viel mehr Sprachstoff auf diese Art bewältigt und befestigt wird. Die grofse Zahl der hierfür von Walter gegebenen Beispiele wird den Fachgenossen das Verfahren noch deutlicher machen, als es hier geschehen kann.

Mit diesen Sprechübungen verbindet Walter Konjugations- und andere grammatische Übungen, die von vornherein zeigen, dafs hier die Grammatik nicht vernachlässigt wird, wenn sie auch in anderer Weise, als früher üblich, vor uns erscheint. Es wird z. B. aufgegeben, die Handlung in verschiedenen Zeiten darzustellen, es werden z. B. Sätze mit Präpositionen gesucht, und rasch ergeben sich solche in zahlloser Menge; für *to look* allein sind bereits Verbindungen mit zwölf verschiedenen Prä-

positionen dem Schüler bekannt. Die Steigerung wird mit raschem oder langsamerem Gehen im Schulzimmer verbunden, die Gröſse mehrerer Schüler wird verglichen. Unregelmäſsige Zeitwörter werden von einem Schüler genannt, der andere muſs einen Satz dazu liefern; in derselben Weise werden alle Vokabeln repetiert. Erscheinungen wie *some* und *any* werden mit Sätzen belegt. Über das Schulzimmer, über Bilder, über Karten von London, Groſsbritannien wird gesprochen. Jedes Erlebnis der Schüler wird in den Kreis der Besprechung gezogen. Die Schüler erhalten z. B. die Aufgabe, das Baden zu besprechen, wobei Anfangs- und Schluſshandlung festgesetzt werden: Aufbruch von Hause und Rückkehr vom Bade. Endlich halten die Schüler untereinander Zwiegespräche, machen Inhaltsangaben der gelesenen Stücke und auch solcher, die sie nur deutsch kennen. Jedenfalls muſs schon aus dieser kurzen Übersicht klar werden, wie lebensvoll der Waltersche Unterricht ist, wie viel inhalt- und stoffreicher als früher, wie so sehr viel mehr auf diese Art geleistet werden muſs.

Das folgende IV. Kapitel 'Lesen' dringt auf 'sinngemäſses, lautreines, scharf artikuliertes, schönes Lesen', bei dem die Fehler mit der Lauttafel festgestellt werden, auf reichliches Vorlesen des Lehrers, erste Einübung bei geschlossenem Buch u. dgl. mehr und stellt als Ziel hin, daſs 'bei leichtem, durchsichtigem Stoff schlieſslich einmaliges Vortragen genügen muſs, um den Schüler zur Wiedergabe zu befähigen' — was mit dem 'schlieſslich' gemeint ist, ist nicht klar: ich denke am Ende des zweiten Jahres spätestens.

Das Schreiben (V. Kapitel) dürfen wir hier kurz behandeln, da wir über die hier angeschlossenen Schülerarbeiten bereits gesprochen haben; doch sei bemerkt, daſs Walter sein Verfahren bis ins kleinste, fast zu genau, beschreibt. Er verwendet besonders reichlich die Wandtafeln, deren er drei zugleich im Klassenzimmer hat. Diese läſst er auch alle gleichzeitig von Schülern vollschreiben, während die Klasse anderes wiederholt und erst nach Vollendung des Schreibens zur Korrektur ihre Aufmerksamkeit auf das Geschriebene richtet. Allen Übungen liegt das Princip zu Grunde, englischen Sprachstoff nachahmend wiederzugeben, um hierdurch auch das charakteristische englische Gepräge zu erreichen, was durch Übersetzungen kaum zu erreichen ist. Der Erfolg so intensiver Arbeit ist, daſs 'der fremde Sprachstoff auch von schwächeren Schülern annähernd so schnell wie deutscher Sprachstoff niedergeschrieben wird.'

VI. Kapitel. Wortschatz. Alle Wörter sind in einem Zusammenhang gelernt mit möglichstem Ausschluſs der Muttersprache. Die nötigen Associationen werden nicht in der Muttersprache, sondern eben in dem lebendigen Zusammenhang gefunden. Dabei ist wichtig die stete Frage: 'Wo ist das neue Wort vorgekommen?' und 'Welche neuen Ausdrücke haben wir gelernt?' Walter leitet seine Schüler an, Ausdrücke durch andere zu ersetzen und so Verwandtes zu Verwandtem zu gesellen; er lehrt sie, den Sprachstoff nach bestimmten Gesichtspunkten sachlich zu ordnen und auch etymologische Zusammenstellungen mit den sprachverwandten

lateinischen, französischen und deutschen Wörtern zu verfertigen. Die von diesen Gesichtspunkten ausgehenden Schülerarbeiten, die zum Teil abgedruckt sind, erläutern das Verfahren vortrefflich und geben einen hohen Begriff von der allseitigen Art des Unterrichts und von dem hohen Grade des Erreichten. Allen Respekt vor den höchst reichhaltigen Zusammenstellungen der Schüler über Kriegswesen zu Land und zur See (S. 107 bis 110) und vor der nicht minder reichhaltigen Liste der 71 synonymischen Paragraphen mit Beispielen (S. 111 bis 117)! Daran kann sich jeder Fachgenosse ein Muster nehmen!

In dem VII. Kapitel Grammatik ist das induktive Verfahren durch vier Seiten grammatischer Untersuchungen und Vergleichungen von seiten der Schüler illustriert. Für diejenigen, welche Hausknecht nicht zur Hand haben, wäre es besser gewesen, statt der Paragraphen die Themata anzugeben.

Stets wird der Schüler zum Selbstfinden, zur Selbstthätigkeit angeregt, und Walter kommt zu dem Schlufs, dafs diese Art der Selbsterschliefsung der Sprache 'eine weit gröfsere Anregung und geistige Schulung' bietet als das fortwährende Übersetzen. Er verwirft dieses Übersetzen nicht völlig, er übt es gelegentlich zur Probe, aber er hält auch den Grund, dafs es zum Nachweis der grammatischen Kenntnisse notwendig sei, für hinfällig.

In einer 'Schlufsbetrachtung' entwirft Walter seine weiteren Pläne für die obersten Klassen — wir hoffen, dafs er uns am Schlusse seiner Arbeit auch wieder seine Resultate mitteilen wird —, er spricht von der Abschaffung der Übersetzung als Zielleistung, von der Verminderung der Stundenzahl für den Lehrer, von der Ausbildung der Lehrer u. dgl. m. — Ein Anhang bringt Berichte über Unterrichtsstunden, die er erteilt hat, von Miss Brebner, F. Ware, A. Cliffe; ferner Arbeitsproben und deutsche Aufsätze von Schülern der Palmgrenska Samskolan in Stockholm, die den Wert freier Schreibübungen in der fremden Sprache bezeugen.

Berlin. W. Mangold.

M. Walter, Englisch in der Untersekunda nach dem Frankfurter Reformplan. Programm der Musterschule zu Frankfurt a. M. Frankfurt a. M., Limpert, 1898. 52 S. 8.

Ist ein früher erschienener Abdruck des ersten Teiles des vorstehend recensierten Buches.

Berlin. W. Mangold.

Die fremdsprachlichen Erzählungen in 'Kürschners Bücherschatz'.

Professor Josef Kürschner, der unternehmendste litterarisch-publicistische Organisator Deutschlands, hat seinen erheblichen Verdiensten um Erweckung und Verbreitung von Interesse an schöner Litteratur durch

die, vor ein paar Jahren begründete Sammlung ‚Kürschners Bücherschatz' ein neues hinzugefügt. Die circa 150 Bändchen à 20 Pfennige (Berlin, Eisenach, Leipzig: Hermann Hillgers Verlag), die bisher [Sommer 1899] erschienen sind, rechtfertigen das verheißungsvolle Programm durchaus aufs glücklichste, und weil es auch von vornherein für die hier anzuzeigenden neusprachlichen Nummern einen Maſsstab der Kontrolle liefert, heben wir daraus einige Sätze hervor. Der 'Bücherschatz' will eine wahrhaft gute, zunächst Unterhaltungslitteratur allerweitesten Kreisen zugänglich machen, so billig, daſs der Preis auch dem Ärmsten kein Hindernis ist, von so gediegener Ausstattung, daſs sie auch dem vornehmen Hause nicht zur Unzierde gereicht. Ausschlieſslich zeitgenössische Werke, ohne Rücksicht auf Richtung und Tendenz, finden Aufnahme. Dies und das wöchentliche Erscheinen sichern dem 'Bücherschatz' eine Vielseitigkeit, die auch ein starkes und verwöhntes Lesebedürfnis zu befriedigen vermag. Auch die Absicht des Ausschlusses ältererer Arbeiten trägt dazu bei, die Freude an anerkannt guter Litteratur auf Erscheinungen zu übertragen, die schon durch den Ursprung aus der Gegenwart regen Anteil auf sich lenken, somit dem modernen Schriftsteller neue Bahnen zu eröffnen.

Wenn nun die den zierlich gekleideten und sauber broschierten Heften eingedruckten Illustrationen einen anmutigen Eindruck verleihen, so gewinnen jene für den Leser, der auch in sachlicher Hinsicht interessiert ist, noch besonderen Wert durch die beigefügten Porträts, Autogramme und Biographien der Verfasser. Die letzteren sind fast sämtlich Selbstschilderungen, meistens in der Muttersprache und in den Schriftzügen der Betreffenden wiedergegeben. Auch dies erhöht natürlich die ernstere Nutzbarkeit für Studienzwecke. Jeder neusprachliche Fachmann sollte durch die ausnahmelos sehr flüssigen Übersetzungen, die der Sammlung einverleibt sind und in den von mir daraufhin kollationierten Bändchen auch den Urtext analog und den Intentionen getreu wiedergeben, für ganz weniges Geld seine Bibliothek bereichern. Tüchtige Erzähler, deren Namen wir bisher eben nur vom Hörensagen oder nach Urteilen zweiter Hand kannten, treten mit charakteristischen und prägnanten Erzeugnissen in unseren Gesichtskreis, diejenigen Autoren aber, die wir schon von Augenschein kennen, erfahren mannigfache Erweiterung ihres litterarischen Bildes. Im übrigen ist es erfreulicherweise Kürschner gelungen, eine Anzahl schweigsamer Leute der Feder, die sich sonst für authentische Selbstbespiegelung nicht anzapfen lassen, zum Reden zu bringen; aber auch wo derartige autobiographische Skizzen unzugänglich waren, wie eben bei einigen Ausländern, ersetzt er sie durch möglichst entsprechende Skizzen nach den verläſslichsten Quellen. Alles in allem: unsere renommierten deutschen Sammlungen vermischter Litteraturwerke belletristischen Schlags bekommen hier ein imponierendes Seitenstück, das, nicht zuletzt in seinen fremdsprachlichen Gliedern, die Konkurrenz aufzunehmen leicht in der Lage ist. In seinem hübschen Äuſsern (das nicht zum Binden zwingt) und den berührten Beigaben hat 'Kürschners Bücherschatz' schon auf

den ersten Blick einen bestechenden Vorzug, und was die geleistete Arbeit anbelangt — der Sachkundige weifs über die auffallend geringe Zahl gelungener Übersetzungen von fremdsprachlichen Litteraturerscheinungen der Gegenwart Bescheid und wird von der vollendeten Ausführung im Kürschnerschen Unternehmen freudig überrascht sein. Die Freunde heutiger Prosa-Epik von jenseits der Grenzen kennen ja Professor Kürschners geschickte Hand in der Auswahl der deutschem Geschmacke genehmen Werke und diesen beherrschender Übersetzer von seiner erfolgreichen Zeitschrift 'Aus allen Zungen' her.

1. Französische.

Wir beginnen mit einem Autor, der nicht nur im Getriebe des modernen Frankreich mitten drin steht, sondern auch, vielseitig und dabei gründlich wie wenige seiner Landsleute, zu uns Deutschen sympathisch engere Beziehungen angeknüpft hat: Jules Lermina. Im September 1895, als die 1878 von ihm ins Leben gerufene 'Association littéraire et artistique internationale' unter grofsartigster Beteiligung in Dresden tagte, habe ich ihn, den ständigen Sekretär dieser segensreichen völkerversöhnenden Genossenschaft, nach der Verstandes- wie der Gemütsseite bewundert. Die Liebenswürdigkeit und die Bescheidenheit seines Wesens leuchten aus der kurzen Zuschrift hervor, die er den zwei concisen Romanen 'A. V.' und 'Ein falscher Zeuge' in unserer Sammlung Nr. 35, einem ergreifenden und einem packend kriminalistischen, vorausschickt. Von litterarischen Notizen ist der Schlufs davon wichtig: *je travaille depuis dix ans à une traduction de Shakespeare, dont la publication commencera prochainement.* — Zwar seit acht Jahren tot, aber doch vom Wirbel bis zur Zehe in der Gegenwart wurzelnd — Fortuné de Boisgobey (1822—1891) mit dem Pariser aktuellen Romane 'Der Fall Matapan' (Nr. 30). Dieser zeigt zwar keinen Niederschlag seiner weitläufigen Touren als Weltbummler, mit deren litterarischen Ausmünzung er das Publikum eroberte, dafür aber eine intime Kenntnis des Pflasters des Seinebabels, auf dem seine jugendliche Vergnügungssucht das Vatererbe durchgebracht hatte, dazu spannende Führung und klare Exposition der Handlung, in elegantem Stile. Ins Deutsche, auch ins Englische und Spanische wurde Boisgobey übersetzt. — Marie von Scheve macht uns mit Albert Robida's (geb. 1848) 'La vie électrique' (Nr. 128) bekannt; sie hat 'Das elektrische Jahrhundert' absichtlich freier ins Deutsche herübergenommen, etwas eigenmächtig, scheint mir, wenn sie z. B. den Passus über das Impfen ausmerzte, 'in der Annahme, dafs die Menschheit vor einem so kolossalen Rückschritt hoffentlich bewahrt bleiben wird. Und die deutschen Leser werden wohl damit einverstanden sein'. Ganz abgesehen von diesem tendenziösen Einschnitte in das vom Dichter beigezogene Material hat der deutsche Leser ein Recht, dies unverkürzt, um keinen dem Urheber nötig dünkenden Zug verringert, zu erhalten. Und zumal bei einem so farbigen Zukunftsbilde wie dieser Kundgabe der Phantasie des pinselkundigen Künstlers: wo wir uns Anno 1985 befinden, nehmen

wir fast jede kecke Extravaganz gläubig mit in Kauf. Übrigens: 'was ich nicht weiſs, macht mir nicht heiſs'; man kann diese kleine Auslassung und andere bearbeitende Änderungen der M. v. Scheve unbeanstandet lassen, da sie unter der Flagge 'einzig gesetzlich berechtigt' segeln, Robida also doch den jetzigen Zustand seines Geisteskindes kennen wird. — Der von der *Académie* als Lyriker (1877) wie als Romancier (1878) gekrönte, vor zwei Jahren von ihr zum Mitgliede erwählte André Theuriet ist ein Liebling der französischen Leser, bei uns längst kein Neuling. Natur- und Menschenpsychologie feiern in dem Romane 'Raymonde' (Nr. 122) einen Triumph, sich gattend mit der Kunst zarter Schilderung und Einfachheit. Noël Heurtevent, der alte Professor, wächst uns rasch ans Herz, und schon wegen dieser centralen Figur würden wir das bekannte alte, doch ewig neue Thema gern durchkosten. — Der Meister dieser stimmungs- und empfindungsvollen Gattung, die Theuriet mit Vorliebe kultiviert, ist bekanntlich der viel zu früh verblichene Alphonse Daudet. Er ist hier mit der köstlichen Geschichte 'Le petit chose; histoire d'un enfant' (Nr. 59) vertreten, die eine unvergängliche Lektüre von Jung und Alt, für Schule[1] und Haus, bei Gelehrten und Lesefreunden bleiben wird. Über Autor und Buch brauchen wir ja keine Silbe zu verlieren. Der Übersetzer, zugleich Verfasser der bevorwortenden Skizze, Wilhelm (Lilien)thal, erfreut seit Jahren, auch in Journalen, durch verständnisvolle Verdeutschungen zeitgenössischer französischer Erzählungen und Novelletten. Leider ging der Wunsch seines Schluſssatzes, daſs Daudet 'hoffentlich noch viele Jahre kraftvollen Wirkens beschieden sind', nicht in Erfüllung: wenige Monde nach dem Beginne der Drucklegung segnete er das Zeitliche. — Desgleichen Wilh. Thal stellt Emile Zolas, des viel verketzerten, arg geschmähte 'Therese Raquin' (Nr. 81) vor. Die Reproduktion liest sich nicht nur glatt, sie versucht auch mit geübter Übersetzerfeder die Finessen, die Verhaue und Pfefferkörner des Zolaschen Stils beizubehalten. Thal erinnert uns an die Worte vor der zweiten Auflage des Originals: *j'ai voulu étudier des tempéraments et non des caractères* und plaidiert dafür, vorurteilslos diesem grandiosen 'Epos des Gewissensbisses' — einer modernen Parallele des Macbeth-Dramas — mit Jan ten Brink ('Emile Zola und seine Werke') als Endeindruck vollkommene Harmonie mit dem Sittengesetze zuzubilligen. Guy de Maupassants, Zolas originalsten Schülers, kongeniale Charakteristik von 1883 schickt Thal voraus.[2] — Ein würdiger Kumpan dieser Koryphäen jüngst-

---

[1] Ich benutze die Gelegenheit, um die Schulmänner auf die ausgezeichnete Ausgabe des Urtextes von Prof. Dr. C. Th. Lion (3. verbesserte Auflage, Dresden, G. Kühtmann, 1898, Nr. 51 von dessen gefälliger 'Bibliothèque française') hinzuweisen: mit den bei diesem Herausgeber gewohnten gründlichen Anmerkungen, Questionnaire und Wörterbuch ist 'Der kleine Dingsda' eine doppelt empfehlenswerte Lektüre.

[2] Ich möchte hier auf meine Äusserungen über Zolas Kunststil und -kritik 1895 im 'Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen und Litt.' Bd. XCIV, S. 115, anläſslich des Referats über Th. Engwer 'Zola als Kunstkritiker' verweisen.

französischer Belletristik ist Pierre Loti, dessen eigentümliche Dichtergestalt wiederum Wilhelm Thal einführt. Seine Meisterleistung 'Die Islandfischer' (Nr. 53), 1887 erschienen — der Held, seit der litterarischen Verewigung durch Loti gegen diesen erbost, ist im Frühsommer 1899 nun wirklich im Meere ertrunken — lebt und webt ganz in seiner Domäne, dem exotischen Seemilieu. Thal hat auch das biographische Konterfei schreiben müssen; denn recte Julien Viands (sein bürgerlicher Name) Antwort auf Kürschners Bitte um ein Selbstporträt lautet wortwörtlich: *Monsieur, D'une façon générale, j'ai horreur des biographies. Et j'ai déjà tant parlé de moi dans mes livres! ... Permettez que je n'en dise pas davantage sur ce sujet qui ne m'intéresse plus. Bien cordialement, Pierre Loti.*

2. Engländer und Anglo-Amerikaner.

Der beliebte Romanschriftsteller Thomas Cobb (1854 in London geboren), hier durch 'Gesühnte Schuld' (Nr. 72) vertreten, ist in Deutschland nicht nach Gebühr bekannt. Seit ungefähr 12 Jahren wurde eine stattliche Anzahl gröfserer und kleiner Erzählungen dieses verdorbenen Kaufmanns beifällig begrüfst, nach der günstigen Aufnahme seines Debüts, der spannenden Novelle 'Lucy Carter', der die Romane 'Browme's plot', 'For value received', 'On trust' zunächst folgten. 'Gesühnte Schuld' bietet uns ein treffliches Beispiel für die noch im heutigen englischen Romane wirksamen Richardsonschen Nachklänge: der intriguenleitende Bösewicht Sadgrove trägt solche Züge, dagegen freilich sein ungleiches Weib Maud, eine durchaus moderne Physiognomie, schon gemäfs ihrer Vergangenheit als Lehrerin. Cobb unterscheidet ungezierte, klare Ausdrucksweise vorteilhaft von der erdrückenden Mehrzahl seiner heutigen landsmännischen Zunftgenossen. — Mrs. Hungerford, Tochter des Rektors Rev. Canon Hamilton, wird uns von Mifs Helen C. Black mit einer netten Charakteristik bekannt gemacht, die 'Notable women authors' entstammt. — Der hier damit eingeleitete Roman heifst 'Die wilde Hummel' (Nr. 78), eine amüsante, echt weibliche Geschichte, in der viel von der irischen Verfasserin nationaler und individueller Eigenart steckt, mit einem ihr selbst wohl wahlverwandten Geschöpfe im Mittelpunkte. Ihre Romane, in die dreifsig und sämtlich in die Tauchnitz-Edition aufgenommen, ihre unzähligen Artikel in britischen und amerikanischen Blättern — jenseits des Atlantischen Oceans geniefst sie eine ungeheure Beliebtheit — und die augenfällige Gewandtheit ihrer 'flirtations' legen eine nähere Kenntnisnahme auch bei uns nahe. — Mit Francis Bret Harte schiffen wir selbst über das Weltmeer hinüber. Der 1839 zu Albany im Staate New-York geborene, längst aber zum Kalifornier gewordene und als solcher in der gebildeten Welt betrachtete Schriftsteller ist seit langer Zeit in beiden Hemisphären dermafsen bekannt und so stark gelesen, dafs einerseits er kaum noch als ein ausübender Litterat unserer Generation gilt, auf der anderen Seite über Sonderheit und Richtung seiner Schriften jede Notiz überflüssig ist, zumal die Einleitungen zu den beiden hier eingereihten Bänden ein deutliches Signalement gewähren. Der erste (Nr. 37) vereinigt

mit der von A bis Z uramerikanischen Erzählung 'Die Höhle am Hügel' zwei knapp umrissene bunte Skizzenblätter, 'Jack Despard' und 'Enriquez Saltillo', die den Bret Harte oft angeworfenen Makel redseliger Breite greifbar widerlegen; der andere (Nr. 113), 'Eingeschneit' betitelt, ist ein kalifornisches Lebensbild neueren Datums, das die der Palette Bret Hartes längst geläufigen Farben mit Motiven aus den neueren Zuständen im verflossenen Goldlande mischt. — Nach dem jüngsten Wunderlande des Mammons führt 'Die Prinzefs von Alaska' von Richard Henry Savage (Nr. 73), einem der fruchtbarsten und meistgelesenen Schriftsteller der Vereinigten Staaten, dessen älterer Roman 'Meine officielle Frau', insbesondere durch eine sensationelle Dramatisierung, in Deutschland beträchtliches Aufsehen erregt hat. Die hiermit vorgelegte Geburt seiner überaus lebhaften Phantasie, von Gertrude Hildebrandt-Eggert in verständnisvoller Weise 'autorisiert' und übertragen, bekundet ebenfalls dramatische Gestaltungskraft und zaubert, bisweilen etwas kühn, aus der romantischen Entwickelung des Yukon-Gebietes wahrhaft arktische Bilder und zwar mit russischem Anstriche, noch nicht aus der Sphäre des Sternenbanners, vor die Augen des heutigen Lesers, den der Name des ungastlichen Klondyke zu elektrisieren pflegt. — In Opin Read, einem bislang in Deutschland kaum besprochenen socialen Erzähler, wird mit Anna Grönings autorisierter Übersetzung des Romans 'Len Gansett' (Nr. 103) ein urwüchsiges Pendant zu Bret Harte bei uns eingeführt. Wie in seinen andern Darstellungen aus Volks- und Gesellschaftsleben des Yankeelandes, holt der seit längerer Zeit Chicagos Publicistik angehörige Mann als geschickter Finder und Erfinder aus dem Reichtume an Menschentypen seiner weiteren Umgebung objektiv anziehende Personen hervor, weifs sie mit erprobter Technik zu gruppieren und in durchaus nordamerikanische Situationen zu verflechten. Effekt- und 'sensation'-Hascherei ist ihm gleichwohl fremd, was wir vornehmlich an der feinen Charaktermalerei und allgemein menschlichen, teilweise rührenden Zügen des 'Len Gansett'-Buches erkennen können. Der alte Bob nebst Gattin sind geradezu genrehaft, Ned und Pauline sind abgelauschte Frauenindividualitäten, die Stimmung in dem doppelten Liebesgeplauder wie in der blutigen Nachtscene in der Spelunke richtig abgetönt. Die Visitenkarte, die uns vor dem Antrittsbesuche Opin Reads zur Thür hereingebracht wird, unterrichtet uns willkommen über seine litterarische Vergangenheit. — F. Marion Crawford, dessen Roman 'Die Kinder des Königs' (Nr. 41) in nicht alltägliche Verhältnisse Unteritaliens geleitet, hatte bis 9. Mai 1897 — von diesem Datum und zwar aus Sorrent lautet sein ungeschminktes autobiographisches Blatt — neben zahllosen Zeitungsartikeln und vielen Skizzen 29 Novellen veröffentlicht. Genug davon ist ja auch ins Deutsche übersetzt worden, ich weifs infolge Unterlassens eines Vergleichs nicht, ob ebenso ansprechend wie die vorliegende Bauern- und Gesellschaftshistorie von den mittägigen Gestaden der Apenninenhalbinsel. Das lebensgeschichtliche Faktum, dafs der Amerikaner Crawford in Lucca geboren wurde (1854), in Rom studiert hat und seit anderthalb Jahrzehnten bald da, bald dort in Süditalien sein und

seiner Ehefrau, einer amerikanischen Generalstochter, Zelt aufgeschlagen hat, brachte sicherlich einen wohlthuenden Ausgleich zwisehen den grundverschiedenen Ideen und Gefühlen zuwege, mit denen der schreiblustige Sohn des 'wild west' und der Romancier italienischer Herkunft ihre Erzählungen auszustatten lieben.[1] — Darf Mark Twain, der unerschöpfliche Federheld des Anglo-Amerikanertums, hüben wie drüben gleich gesucht und gelesen, in einem kundig redigierten Unternehmen internationaler Erzählungslitteratur wie 'Kürschners Bücherschatz' fehlen? Mit nichten, meint jeder, der einmal nur eine Stunde von seinem untrüglichen Humor-Bacillus inficiert war und seine kuriosen Leutchen von des Dichters schnurrigen Einfällen umsponnen sah. Und doch fehlt er jetzt darin — aber nicht etwa aus mangelnder Achtsamkeit des rastlosen Herausgebers, sondern weil die eingereihte 'Million-Pfundbanknote' (Nr. 46) kurze Zeit nach dem Erscheinen vergriffen war, in unserer geldlüsternen Ära kaum erstaunlich. Darum muſs auch ich von ihren — ideellen — Vorzügen schweigen, obschon meine Überzeugung aus diesem Votum der Käufer wie aus den empfehlenden Eigenschaften der sonstigen Musenkinder Mark Twains, sowie der hier angezeigten Nummern des 'Bücherschatzes' nur das günstigste Omen ableiten kann.

Aschaffenburg. . Ludwig Fränkel.

André G. Ott, Étude sur les couleurs en vieux français. Paris, Bouillon, 1899. XII, 187 S. 8. 6 frs.

Die in fehlerfreiem Französisch abgefaſste Arbeit, eine Züricher Doktor-Dissertation, giebt eine mit Fleiſs, auf Grund ziemlich ausgedehnter Lektüre hergestellte Sammlung der altfranzösischen Wörter (Adjektiva, Substantiva, Verba), die sich auf Farben beziehen. Jedesmal wird, was das Lateinische an Benennungen für je eine Farbe und an zugehörigen Ableitungen aufweist, vorangestellt, auf Grundbedeutung und auf Unterschied von Sinnverwandtem hin geprüft und wird gezeigt, wie viel davon dem Altfranzösischen verblieben, was an Neubildungen aus heimischem oder aus fremdem Elemente hinzugekommen sei. Überall erhält der Leser die wünschbaren Belege, sei es auch in manchen Fällen nur in Hinweisen auf Godefroys Wörterbuch. Das Ganze bildet einen anziehenden und nützlichen Ausschnitt aus der so wenig gepflegten Wortlehre des Altfranzösischen, nicht so sehr völkerpsychologisch fördernd, wie der Verfasser annimmt, der wohl, um in dieser Richtung zu nützen, auch noch die Bezeichnungen für 'schön' und 'häſslich' anhangsweise mit behandelt hat, als einfach lexikalisch oder stilistisch. Gerade weil die Arbeit im allgemeinen so sorgsame Ausführung verrät, liegt es nahe, einzelnes herauszuheben, was Bedenken erregt oder auch entschieden abzuweisen ist. S. 3

[1] Vgl. dazu jetzt meine Notiz über Crawfords italienische Stoffsphäre im 'Krit. Jahresbericht über die Fortschritte der roman. Philol.', IV. Band, II 544 Nr. 215.

auberit ist ein Wort zweifelhafter Existenz, unerhörter Bildung und insofern als Derivatum von *albus* nicht so ohne weiteres zuzulassen; auch *aube* 'Radschaufel' (Nebenform *auve*!) wird schwerlich dahin gehören. S. 5 *flori de voiles*, von einem Gewässer gesagt, läfst die Übertragung von einer mit weifsen Blumen bedeckten Aue nahe liegend scheinen; aber da man auch sagte *li atour dont son cors ot garni, Erent de coups tout semé et flouri*, Enf. Og. 6789, so mufs wenigstens das Weifs dabei nicht im Spiel sein. S. 11 *blanches* in der Stelle aus der Rose heifst sicher nicht 'schmeichlerische Rede', was es an sich heifsen könnte, sondern bezeichnet zusammen mit *noires* 'Reden verschiedenster Art'. S. 14 wird lat. *-aceu* dem frz. Suffix *-ace* gleichgestellt, ebenso S. 74, 86; jenes aber ergiebt *-az*, und *ace* ist nur das Femininum dazu, wie S. 76 anerkannt ist. S. 16 *pour le blanchir* ist nicht Beispiel transitiven Gebrauches von *blanchir*, da doch *le* nicht Pronomen sein kann, also Artikel sein mufs; und im nächsten Beleg heifst *blanchir* nicht 'weifs werden', sondern 'weifs schimmern'. S. 25 *poleté* kann nicht zu lat. *pullus* 'dunkel' gehören, da dieses ins Französische nicht übergegangen, die Möglichkeit einer Deminutivbildung durch Franzosen also ausgeschlossen ist; aus ähnlichem Grunde halte ich die Herleitung des Adj. *jolif* von einem nur in einer fremden Sprache vorhandenen *jul* für unannehmbar (156). S. 40 für *cendresse* müfste **cinericia* als Typus angesetzt werden; das Masculinum würde *cendrex* lauten. Der Zurückführung des frz. *bis* auf *bysseus* steht nicht allein die Ungleichheit des *s*-Lautes entgegen, sondern ganz besonders die Bedeutungen der zwei Wörter. S. 43 ist die Stelle aus Erec (nach Foerster) mit falscher Interpunktion gegeben und kann so irre führen; es ist nach *soie* ein Komma zu setzen, *veire ou grise* mit dem *robe* des vorhergehenden Verses zu verbinden. S. 45 wird man schon um der Gestalt des Suffixes von *grisan* willen von der auch in Rom. XIII 132 vorgezogenen Deutung sich nicht entfernen dürfen. S. 49 ist in dem *vers* bei *elmes* und bei *escus* sicher *vert-s* zu sehen. Die S. 58 oben aus dem Escoufle angeführte Stelle darf ohne Emendation nicht verwendet werden; eine sehr ansprechende verdankt man Mussafia (Sitzungsber. d. Wiener Akad. Bd. 135). S. 60 *vain* ist keine Farbenbezeichnung, wenngleich 'Kraftlosigkeit' oft mit Blässe verbunden sein mag. S. 61 *blême* ist im Altfranzösischen nicht nachweisbar, wohl aber *blesmir*, was für die Etymologie bedeutsam ist; *emblamis* im Raoul de Cambrai ist zweifelhaft und nirgends sonst gefunden (der erste Herausgeber hatte *em brai vis* gelesen, und dies war sicher falsch; *embramis* aber, das auch sonst oft begegnet, dürfte in der Handschrift stehen und das Richtige sein). S. 63 in Mousket 7154 sind *Bruns* und *Bauçans* keine Eigennamen, wenngleich der Herausgeber ihnen Majuskeln gegeben hat.[1] S. 71 *jauce* ist ganz gewifs nicht, wofür der Verfasser es hält; mit dem schwierigen Worte hat sich G. Paris, Romania XXII 295, beschäftigt. S. 75 ist **auriellu* ein unannehmbares Vorbild für ein afrz. Adjektiv, dessen Femininum kein *e* erhält; was von

[1] Dasselbe gilt von der S. 82 angeführten Stelle, Mousk. 7082.

den zwei Versen des Guillaume de Dole zu halten sei, wo dieses Adjektiv sich findet, hat der Herausgeber des Gedichtes S. XCIII gesagt. S. 85 durfte aus Anlaſs von *fauvoier* der abweichenden Erklärungen des ungleich gelesenen Wortes gedacht werden, worüber bei Foerster zu Aiol 6751 einiges zu finden ist. S. 76 ff. scheint *bloi* mit 'gelb' oder 'blond' nicht ausreichend erklärt zu sein; in dem durch Hofmann bekannter gewordenen Glossar 7692 wird 265 *cerulus* mit *bloy* erklärt, und im Lyoner Ysopet 2124 spürt der Löwe an seiner Tatze *la plaie oscure Et tointe de bloie colour*, während anderwärts das nämliche Wort mit *pale* tautologisch verbunden auftritt. Auch für *blo* hätte eine etwas eindringlichere Untersuchung not gethan; die Etymologie kommt dabei erst zuletzt in Frage, während in erster Linie es den Sinn festzustellen gilt. S. 98 an der Stelle Troie 3059 ist *azur* Substantiv. S. 112 Die Stelle Montaiglon Fabl. II 95 stammt aus Chrestiens Conte dou graal. S. 139 Was Godefroy als Erklärung von *jeu de la verte* vorbringt, ist durchaus aus der Luft gegriffen; man sehe Foersters Anmerkung zu Ch. lyon 6634. S. 151 Hier muſs, wie übrigens schon S. 100, auffallen, daſs *-issement* = *-itiamentum* gesetzt wird. Unter die Bezeichnungen für Schönheit und Häſslichkeit scheint mir manches aufgenommen, was dahin nicht gehört, so *franc, blanc, poli*, während anderes vermiſst wird, wie *eschevi, contrefait*. Ein *vilené* (**villanatu*), wie S. 162 angesetzt wird, giebt es, glaube ich, nicht; ich halte das *vilenes* an der in Betracht kommenden Stelle für *vilenet* + *s*.

Achtsame Nachprüfung dürfte zu den Verzeichnissen des Verfassers noch dies und das nachzutragen finden; ich führe hier einiges an: Zu *albus* gehört lat. *albumen*, afrz. *aubun*. S. 6 neben *pasque florie* besteht *dijoès flori*, was die Zurückführung des Ausdrucks auf den Gebrauch, zu Ostern weiſse Kleider zu tragen, fraglich macht. S. 14 verdienten der Pferdename *Blanchart* und *blanchet* 'weiſses Kamisol' und 'weiſse Schminke' Erwähnung; zu *noir* gehören *noiron* (Cleom. 5789 Var.), *noirastre, noiror, noireté* (oder vielleicht *noirece* zu lesen). S. 40 *cendré*. S. 41 *bisal* (= nfrz. *bisaille*) aus Baud. de Seb. IV 342. S. 54 Erwähnenswert war *Bauçant* als Name des Ebers im Renart. S. 58 Zu den Ableitungen von *pale* gehören auch *palöir, espalöir* und *empalöir*, das man RAlix. 402, 28; 525, 5 wird herstellen müssen; das *o* dieser Formen wird so zu erklären sein, wie ich und nachher Gachet das *ou* von *évanouir* erklärt haben. S. 83 Unter *sor* war auch *sorir* 'braun rösten' zu stellen, und bei Gelegenheit von *sorer* konnte ein Irrtum Godefroys berichtigt werden, der in dem *sorer* eines Teils seiner Belege eine Nebenform von *essorer* (**ex-aurare*) nicht erkannt hat. S. 86 Hier fehlt *safrin*, das Troie 3051 sicher eine Farbe bezeichnet, aber allerdings zu *safran* nicht gehören kann, sondern nur zu *safre*, worüber P. Meyer, Gir. de Rouss. S. 164 A. 3, gehandelt hat. S. 88 Lat. *crocum* hat man sonst auch in prov. *gruec* erhalten gesehen. S. 92 Zu *pers* wird auch *persure* zu stellen sein, das ich mit Godefroy für oder gleich *parsure* setzen möchte. S. 93 Mit *inde* muſs *indois* zusammengehören, das in dieser Form als Femininum freilich befremdet (RAlix. 122, 20: *de coulour indois*). Da auch für *bleu* die Bedeutung 'gelb'

nicht in Abrede zu stellen ist (im Vokabular von Douay wird *flavus* damit übersetzt), so wäre hier die Mehrdeutigkeit der Farbenbezeichnung zu erörtern gewesen, deren oben schon aus Anlafs von *blo* gedacht ist; hier lag in der That ein psychologisches Problem vor, dem näher zu treten verlohnte. S. 105 war zu erwähnen, dafs *rouge* auch das Gelbe des Eies genannt wird; und zur folgenden Seite konnte man aus den Erörterungen Nutzen ziehen, die Foerster zu Z. 304 des Ch. lyon und Ebeling zu Z. 119 der Auberee gegeben haben, nur dafs letzterer das von mir schon 1870 (Lit. Centralbl. Sp. 769) berichtigte *cor rous* (statt *corrous*) aus Bartsch nicht hätte herübernehmen sollen. S. 127 war zu erwähnen, dafs für *croupe tiulee*, was mit 'ziegelrotes Kreuz' (des Rosses) nicht überzeugend gedeutet ist, die Variante *cr. triulee* oft begegnet; Böhmer hat in den Rom. Studien I 262 letztere Form vorgezogen, doch scheint mir nicht, dafs seine Auffassung ansprechen könne.

Der Korrektur ist mancher Druckfehler entgangen: S. 3 fehlt zu der letzten Belegstelle die Angabe des Fundortes, Enf. Og. 4245. S. 8 Z. 7 v. u. ist *Aquilee* und 8182 zu schreiben. S. 9 Z. 1 v. u. 630. S. 11 in Z. 3 der Stelle aus dem Lapidar von Cambridge ist *ce* zu tilgen. S. 23 Z. 4 v. u. *voir*. S. 37 die dritte Stelle aus Doon steht V. 8200. S. 63 Z. 13 v. u. stammt aus Aiol (nicht Cour. L.); in der letzten Zeile der Seite ist die richtige Zahl 7154. S. 82 Z. 10 v. o. stammt aus Aiol. S. 84 Z. 7 v. u. Rose 15013. S. 104 die Anmerkung gehört wohl zu der Stelle aus Eneas. S. 109 Zu der Belegstelle für *roil*, vor welcher *apelee* nicht fehlen sollte, füge die Angabe des Fundortes: Lapid. de Cambridge 832; S. 117 zu der für *enlaidi*: Rose 13016. S. 147 Z. 15 schreibe *al cors*. S. 149 Z. 7 ist der Satz mit *En seront mort* zu vervollständigen. S. 151 Z. 6 v. u. (*Plain*).

Berlin. Adolf Tobler.

Le Bestiaire de Philippe de Thaün, texte critique publié avec introduction, notes et glossaire par Emmanuel Walberg. Suède, H. J. Möller, Lund; Paris, Welter [1900]. CXIV, 175 S. 8. 7 frcs.

So haben wir denn, nachdem 1873 der treffliche Mall den *Cumpot* in vorzüglicher Weise kritisch bearbeitet hat, auch von dem anderen Werke Philipps von Thäun eine des heutigen Standes der romanischen Philologie würdige, auf sämtlichen bekannten Handschriften beruhende Ausgabe und brauchen auf die beiden von Th. Wright 1841 in seinen *Popular treatises on science* gegebenen, in der That höchst mangelhaften Abdrucke je einer Handschrift nicht mehr zurückzugreifen, es sei denn, um uns zu vergewissern, dafs wir wirklich in sechzig Jahren etwas vorwärts gekommen sind.

Die Einleitung handelt mit genauem Eingehen und in wohl befriedigender Weise von den drei, zum Teile nicht ganz lückenlosen Handschriften im einzelnen und in ihren gegenseitigen Verhältnissen, etwas

kurz von der litterarischen Stellung des Werkes, die ja übrigens von anderer Seite untersucht ist, dagegen wieder sehr sorgfältig von des Dichters Versbau, den Lautverhältnissen und den Flexionsformen seiner Sprache. Hier ist nicht allein das in den Handschriften des Bestiaire Überlieferte fleifsig zusammengestellt, verständig geordnet und beurteilt, sondern auch, was in zeitlich und örtlich naheliegenden Texten an wichtigeren Thatsachen begegnet, umsichtig herangezogen und verwertet. Dafs nicht weniges von den Ergebnissen etwas unsicher bleibt, dafs die weitgehende Duldung des dumpfen *e* im Hiat zu vokalischem Anlaut Zweifel über Flexionsverhältnisse bestehen läfst und umgekehrt, ist nicht dem Herausgeber zur Last zu legen. (Davon habe ich mich bisher nicht überzeugen können, dafs vor der Konjunktion *et* ein dumpfes *e* leichter als sonst vor Anlautvokalen unelidiert bleibe.) Die Uniformierung der Schreibweise des Textes, wie Herr Walberg sie vornimmt — meines Erachtens mit vollem Rechte, obschon er sich sogar die Mitteilung eines grofsen Teiles der blofs graphischen Abweichungen der Handschriften erspart —, ist nicht einfach aus Malls *Cumpot* übernommen, sondern das Ergebnis sorgsamen Studiums der Sprache. Die Londoner Handschrift, die vorzugsweise die Grundlage des kritischen Textes abgiebt, war ja übrigens bereits buchstäblich abgedruckt, so gut der erste Herausgeber sie zu lesen vermocht hatte. Ich halte mich bei der Einleitung nicht länger auf,[1] sondern gehe zu einigen Einzelheiten der Textgestaltung, der reichlichen und nützlichen Anmerkungen und des Glossars über, bezüglich deren ich mit dem Herausgeber nicht ganz gleicher Meinung bin oder etwas zuzusetzen für nützlich halte. (Die lateinischen Rubriken sind zwar nicht in den Text aufgenommen, werden aber in der Einleitung mitgeteilt; mag ihr Zurückgehen auf Philipp zweifelhaft sein, jedenfalls sind sie sehr beachtenswert.)

Text. Zu Z. 31 (vgl. S. XCV; nicht XLV, wie im Glossar steht), wo in L *hedux*, im Texte *herdu* sich findet, sei auf Pean Gatineaus Martinsleben verwiesen, wo man Z. 560 liest *Une ame a ileques vëue Qui molt estoit leide et hisdue.* — Z. 90 wird *at* zu schreiben sein. — Z. 148 bleibt man der ältesten Handschrift näher und vermeidet ein schwer annehmbares Trennen eng zusammengehöriger Wörter durch den Versschlufs, wenn man schreibt *Mult fereient dolenz* (sie würden viel Unglückliche machen), *Se il regner poeient E faire que voldreient.* — Z. 262 schreibe mit O: *E de mort*; das Subjekt ist aus Z. 257 leicht hinzuzudenken. — Z. 439 (dazu S. XX) scheint P. Meyer besser gelesen zu haben. — Z. 745 (dazu S. XVI) *E par piex del cerf fin* (schliefse ich) *Que diable* u. s. w. — Z. 1036. Wenn nach S. XXXIX *Sil* = *Si le* ist, so ergiebt sich eine unmögliche Stellung des tonlosen Pronomens. — Z. 882. *s'en est* im Sinne von 'er geht hin' wird sich schwerlich nachweisen lassen; auch nfz. beschränkt

[1] S. XIV A. 1 stimmt die Angabe der Lesarten zu Z. 262 nicht mit der später S. 10 zu findenden. — S. XLII Z. 6 ist von *viande* gesprochen, wie wenn es von *vivenda* käme; altital. *bidanda* ist doch in Erwägung zu ziehen.

sich entsprechender Gebrauch von *être* auf das Perfektum, und man erkennt leicht warum. — Z. 1058. Die Grammatik verlangt *tux.* — Z. 1566. Wahrscheinlich *le cuncevrat.* — Z. 2194. *ne lui plaist* ist unmögliche Stellung; vielleicht *lui nes plaist.* — Z. 2530. Schreibe *Tute l'obumber(r)eit.* — Z. 2646. Trotz Z. 2679 möchte ich *est* vorziehen. — Z. 2874. *faire nel deit.* — Z. 2894. An ein Verbrennen vor dem Spalten, und zwar mittels Bocksblut, ist schwerlich zu denken; für das *bruist* der einzigen Handschrift ist *bruise* zu setzen. — Z. 3049. *i* darf nicht vom Verbum getrennt werden. — Z. 3104. *par mie piere* mit weiblichem (zweisilbigem *mie*) wird mir durch eine einzige, anglonormannische Handschrift nicht wahrscheinlich.

Anmerkungen. Zu 142. Herr Walberg spricht, wie so viele andere, von Weglassung der Konjunktion *que.* Die irrige Auffassung des Sachverhaltes, mit der eine unangemessene Nichtinterpunktion Hand in Hand geht, ist bei den französischen Fachgenossen sehr verbreitet, wird aber dadurch nicht richtiger. — Zu 493. Intransitiver Gebrauch von *mucier* ist nicht so ungewöhnlich, wie man nach Godefroys Schweigen denken könnte; *'muce tost desoz cest lit.' El ne set porcoi il le dit; Desoz le lit muce sanz plait,* Méon I 262, 2264; *Mucha en une crote,* Ch. cygne 143. — Zu 783 konnte auf Göttinger Gel. Anzeigen 1875 S. 1058 verwiesen werden, wo von *ne savoir mot* gehandelt ist. — Mit dem zu 855 berührten Wechsel zwischen *tu* und *vous* in der Anrede an eine einzige Person geht zusammen der zwischen *je* und *nous,* von dem weniger oft gehandelt ist. — Zu 955 sei erwähnt, daſs *literature* auch im Oxforder Psalter 70, 18 vorkommt. — *tant* im Sinne von 'nur' (ohne *solement* neben oder *fors* vor sich) kommt auch in Philipps Cumpot vor: *Neient tant a la gent Est asuagement, Mais a trestute rien Fait la nuit uncor bien,* 297; *N'avoit cure de drüerie, Mais tant d'autre maniere amoit Toutes celes a qui parloit,* Amad. 89; *Mes ja ne li querra amur, Que ne li turt a deshonur, Tant pur sa femme guarder fei,* MFce, Elid. 475; *Reis Josaphat li crante bonement Sucurs, ne tant de lui e de sa gent, Eins lui merra des Ydumeus le rei,* in Romania XVI 190, 282. — Die Anmerkung zu 988 beruht auf irriger Auffassung der Stelle; *A* ist hier die Präposition, und *retraire* heiſst 'ähnlich sein, entsprechen'. — Zu 1124 ff. wäre eine erläuternde Bemerkung und ein Hinweis auf Psalm 31, 9 nicht überflüssig gewesen. — Zu 1480. Daſs *plur* je weiblich gebraucht worden sei, ist nicht zu glauben. — Zu 1646 konnte man sagen, daſs *plaisir* (wie *volenté, talent*) auch den Gegenstand, den Inhalt des Beliebens bezeichnet; so hat man denn nicht bloſs *faire,* sondern sehr oft auch *dire, respondre, avoir son pl.* gesagt. — Zu 1857. Über das Datum der Weltschöpfung findet man einiges in den Erläuterungen zu Dante, Inf. I 39. — Z. 1856 ist recht dunkel. — Zu 2358. *Ses oisels veit mort* (statt *morz*) ist sicher nicht zuzulassen. Was Herr Walberg zur Rechtfertigung beibringt, Beispiele des unpersönlichen *avoir* mit einem Participium eines transitiven Verbums und auſserdem einem substantivischen Akkusativobjekt (*unc n'i out quis juinture,* Ch. Rol. 1353; *vit Que (Qu'en?) lettres d'or i ot escrit,* Beaud. 834; *Plus n'i ot dit bons mos ne maus,* Percev.

28138 z. B.), wobei Kongruenz des Participiums bald eintritt, bald unterbleibt, ist eine Erscheinung ganz anderer Art. — Zu 2411. Neben *de tant ne de quant* darf man stellen *Ne li boisserai jeo de petit ne de grant*, Rou II 2531; *ne viaut por un ne por el*, Erec 4125; *qu'il n'ait ne d'un ne d'el Besoing*, SAlex. 478; *dedens n'en entra grains Ne pour le plus ne pour le mains*, Barb. u. M. I 233, 742; *Je nel lairoie ne por ce ne por quoi*, Gayd. 183; daſs man in diesen Ausdrücken je nach Umständen die verschiedenen Präpositionen trifft, nicht bloſs den objektiven oder den adverbialen Akkusativ, ist ja auch ganz natürlich.

Glossar. *guere* im Sinne von 'Sorge, Leid' Z. 12 sollte nicht fehlen. — *culpez* (zu *piez* gehörig Z. 39 und 73) ist unzulänglich erklärt; ich verweise dafür auf G. Paris in Rom. XI 509. — *rei* in Z. 60 scheint der Herausgeber als 'König' zu verstehen, sonst hätte er ihm wohl Zutritt ins Glossar gewährt; und Z. 2884 versteht er es 'Netz'. Beides ist unrichtig; es ist das auch im Cumpot 1746 begegnende *rei* (anderwärts *roi*) 'Anordnung, Verfahren', von dem ich im Jahrb. f. rom. u. engl. Litt. VIII 335 gehandelt habe. — *ensurquetut* heiſst 'obendrein' (und 'besonders'). — *ver* 'Frühling' 1566 sollte nicht fehlen. — *mucier* ist nicht bloſs 'verstecken', sondern auch 'stecken' (*fourrer*); die Schlange versteckt nicht ihren Schwanz im einen Ohre, sondern steckt ihn darein 1626; vgl. *Au saic vint, si l'a deslachiet Et dedens a son braiç muchiet*, Barb. u. M. IV 39, 618; *A la fois la teste hors muce Et au roy la moe faisoit*, JCond. II 79, 990. — *mesfaire* in 1728 ist mit sächlichem (nicht mit persönlichem) Akkusativobjekt gebraucht und heiſst 'schädigen, beeinträchtigen'; vgl. *a il mesfet Bien ne reson en cest endroit?* Ren. 8316 (so mehrere Hss.; Martin Va 358 setzt *forfet* in den Text). — Ob *en tur* 1844 'miteinander wechselnd' oder 'im Umfang' oder was es sonst heiſse, bleibt mir ungewiſs.

Der Herausgeber hat, um es zum Schlusse zu wiederholen, mit viel Fleiſs und gutem Urteil gearbeitet; er verfügt über die Früchte ausgedehnter altfranzösischer Lektüre und ist in der philologischen Litteratur wohl bewandert. Seine Erstlingsarbeit macht ihm und der Schule, aus der er hervorgegangen ist, Ehre und läſst von seinen künftigen Leistungen das Beste hoffen.

Berlin. Adolf Tobler.

Philippe de Beaumanoir, Coutumes de Beauvaisis. Texte critique publié avec une introduction, un glossaire et une table analytique par Am. Salmon, ancien élève de l'École des Hautes-Études. Paris, Picard et fils. I. Bd., XLVIII, 512 S. 1899. II. Bd. 551 S. 8. 1900. Frs. 26 (für die Subskribenten der 'Collection de textes pour servir à l'étude et à l'enseignement de l'histoire' Frs. 17,50).

Mit dem Erscheinen des zweiten Bandes, dem die Einleitung zum Ganzen beigegeben ist, ist die neue Ausgabe des überaus wichtigen Werkes zum Abschluſs gebracht, das man bisher aus den Ausgaben La Thomas-

sières (1692) und des Grafen Beugnot (1842) in minder vertrauenswerter Gestalt kannte. Die Einleitung des jüngsten Herausgebers handelt zunächst von dem Leben des Verfassers, das durch eine mit Recht hochgeschätzte Arbeit von Bordier (1869—1873) in den wichtigsten Zügen endgültig dargestellt worden war. Was Suchier in seiner Ausgabe von Beaumanoirs dichterischen Werken (1884—1885) berichtigend und ergänzend hinzugebracht hatte, was sich ferner aus Jeanroys Bearbeitung von dessen lyrischen Gedichten (1897) gewinnen liefs, ist hier gleichfalls verwertet; es ist sogar etwas neues Urkundliches (von nicht gerade hervorragender Bedeutung) hinzugekommen. Bei der Charakteristik der Werke lange zu verweilen, hatten Herrn Salmons Vorgänger überflüssig gemacht; mit Recht hält dieser sich zumeist an die 1280 begonnenen *Coutumes*, die 1283 vorläufig abgeschlossen, nachmals verschiedentlich, unter anderem 1289—1290, durch den Verfasser erweitert, aber nie zu völliger Abrundung und Ausgleichung gebracht wurden. Zu diesem wohlgelungenen Teile der Einleitung sei nur das bemerkt, dafs Beaumanoir nicht, wie S. XVI Anm. 4 gesagt ist, als der erste gelten darf, der das Wort *umanité* im Sinne von 'Menschlichkeit' gebraucht hat (statt § 1547 ist übrigens 1539 zu setzen); schon Gautier de Coincy († 1236) hat gesagt *Tant est ses cuers doux et humains, Povre gent fait d'umanité Plus que tuit cil de la cité*, s. Zts. f. rom. Phil. VI 326 Z. 267. Es folgt eine Aufzählung der heute noch zur Benutzung stehenden dreizehn Handschriften der *Coutumes* und ihre genaue Beschreibung; von anderen wissen wir blofs durch Erwähnungen; wiederum andere sind blofse Auszüge aus dem vollständigen Werke. Mit viel Sorgfalt und in überzeugender Weise legt der Herausgeber dar, in welchen Verwandtschaftsverhältnissen sie untereinander stehen, und wie demgemäfs seine methodische Textkritik habe verfahren müssen. Wenn der Text, der sich hiernach als Original hat erschliefsen lassen, immer noch manche Unebenheiten aufweist, so erklären sich diese nach dem Herausgeber teils aus Mifsverständnis, in welches schon der erste Schreiber beim Aufnehmen des durch den Verfasser ihm vorgesprochenen Wortlautes verfiel, teils aus der Unfähigkeit des Verfassers selbst, längere Sätze verwickelteren Baues tadellos zu Ende zu bringen, endlich daraus, dafs es nie zu einer sorgsamen abschliefsenden Durchsicht des Geschriebenen gekommen ist. Was die sprachliche Besonderheit des Textes angeht, so ist der Herausgeber der Meinung, neben dem im allgemeinen francischen Gepräge der besten Überlieferung sei nur wenig von picardischer Beimischung auf den Verfasser selbst zurückzuführen; immerhin findet man in der Ausgabe durchweg auslautendes *s* für anderwärtiges *z*, ferner zahlreiche *ie* für *iee*. Eine merkwürdige Erscheinung, der ich sonst kaum anderswo als im Gaufrey begegnet zu sein mich erinnere, ist das tonlose Pronomen *loi* für männliches oder neutrales oder weibliches *le*. Kaum weniger auffällig, ja so seltsam, dafs ich vielleicht Bedenken getragen hätte, es bestehen zu lassen, ist *ne ne* zur Koordination eines nicht negativen Verbums, wo sonst nur einfaches *ne* steht; so sagt § 1685: *s'il fet äide ne compaignie a armes, ne ne*

preste chevaus ne armëures ne mesons, ne ne fet prester (in § 1041, auf den Herr Salmon S. XLIII verweist, steht dergleichen nicht). Dagegen hat eine 'Tmesis', um den Ausdruck zu gebrauchen, dessen sich die Einleitung bedient, wie *par sont si fol* 1624 (nicht 1623), *li don ne parfurent pas si outrageus* 1972, nichts Ungewöhnliches.

Der nunmehr dargebotene Text liest sich im allgemeinen glatt und erregt selten Bedenken, doch seien ein paar Einzelheiten berührt, bezüglich deren ich nicht sicher bin, ob es bei dem Gegebenen zu verbleiben hat: Der Kondicional *jöirroit* 1014, 1015 und das Futurum *jöirrés* 1159 sind keinesfalls die alten und geschichtlich berechtigten Formen; diese haben vor dem *rr* kein *i*. Formen mit erhaltenem *i* der Infinitivendung können dagegen nicht mehr als ein *r* haben. Sollten sie mit *rr* wirklich vorkommen, so wäre darin ein seltsames Gemisch aus alter und neuer Bildung zu sehen. — *l'en l'i puet* (*et doit*) *debatre tesmoins* 1145 ist unmöglich; es ist auch nicht zu glauben, daſs so in allen Handschriften stehe. — *une amende qu'il me fist pour une buffe* 1155 ist sinnlos; es wird etwa heiſsen müssen *qu'il me doit* oder *qu'il mesfist*. — *li juges fu tout seus* 1164 läſst man sich nicht gern gefallen. — In § 1669 (wo Z. 10 *Beauvoisins* ein Druckfehler ist) wird man Z. 15 *d'un lignage* 'gleicher Abstammung' schreiben müssen; *du lignage* giebt keinen Sinn. — In der vorletzten Zeile von 1701 ist *mener* mit *mené* zu vertauschen. — 1705 Z. 7 schreibe *asseürement*. — 1707 vorletzte Zeile *chascun*. — 1944 vorletzte Zeile *s'est*. — 1955 *se l'en truist que cil qui est demourés menast mauvese vie au mort* scheint mir unannehmbar und steht schwerlich in allen Handschriften; französische Syntax will hier *trovast* statt *truist*.

Dies sind die Anstoſs gebenden Stellen, die ich beim prüfenden Lesen einiger Kapitel getroffen habe. Ein der Sprache einigermaſsen kundiger Benutzer der Ausgabe wird dergleichen leicht selbst verbessern; immerhin ist zu bedauern, daſs neben der gewiſs nicht geringen Arbeit, welche die Vergleichung der zahlreichen Handschriften gekostet haben muſs, nicht noch etwas mehr Sorgfalt auf die endgültige Gestaltung des Textes verwendet worden ist.

Der Text ist von einem Glossar begleitet, das manchem gute Dienste thun wird. Freilich ist es auch nur für das der heutigen Sprache Fremde nicht durchaus vollständig; ich vermisse z. B. das seltsame *de bout*, welches 'neben' zu heiſsen scheint, in 1955; oder *delivrer le marchié* 1017; *entrer en la chose* eb., *issues* 1019, 1021; für *recort* 1150 würde eine juristisch genauere Erklärung erforderlich sein; *lessier convenir* 19 (S. 25) ist miſsdeutet, ebenso das *bien en conviegne entre lui et dieu* 1041 (s. Zs. f. rom. Phil. II 151).

Ein Verzeichnis der im Texte genannten Personen und Örtlichkeiten, ein alphabetisches Sachregister, eine Konkordanz, die es ermöglicht, jede Stelle der Beugnotschen Ausgabe in der neuen rasch aufzufinden, obgleich jene die Paragraphen jedes Kapitels besonders zählt, während diese, ohne die Kapiteleinteilung aufzugeben, in der Numerierung der Para-

graphen von Anfang zu Ende ohne Unterbruch fortgeht, bilden den Schlufs des sauber gedruckten Werkes, dessen Erscheinen gewifs in weiten Kreisen willkommen sein wird.

Berlin. Adolf Tobler.

Fr. Lotsch, Wörtérbuch zu modernen französischen Schriftstellern. Potsdam 1899. 108 S. 8.

Littré sagt in der Vorrede zu den *Additions* seines *Supplément*: *Le vocabulaire d'une langue vivante n'est jamais clos; ce qui n'empêche pas qu'un dictionnaire fait avec soin ne soit, chaque fois qu'on l'arrête, une œuvre suffisamment définitive pour rendre service à la langue et au lecteur.* Das *Supplément* erschien 1877, also ein Jahr nach Vollendung seines Wörterbuches. Auch Sachs hat zu seinem grofsen Wörterbuch ein Supplement erscheinen lassen, von dem mir die zweite Ausgabe von 1894 vorliegt. Ferner hat, wenn ich mich recht erinnere, Plattner eine Reihe von Neologismen in der ZFSL behandelt. Und nun haben wir das oben angeführte Wörterbuch erhalten. Gewifs ist ein solches hin und wieder notwendig.

Was die aufzunehmenden Wörter betrifft, so ist es gerechtfertigt, wenn die aus den Patois in die Schriftsteller übergegangenen Aufnahme gefunden haben; aber unter ihnen finde ich nur wenige von den etwa vierhundert, die in den Romanen und Erzählungen von Theuriet vorkommen. Zahlreich sind und mit Recht aufgenommen die Neubildungen, und besonders mit Dank anzunehmen die Menge von Eigennamen, namentlich von Schriftstellern. Dagegen gefallen mir durchaus nicht die so sehr zahlreichen Wörter und Ausdrücke aus Delesalle, *Dictionnaire argot-français et français-argot* 1896. Sie stammen aus Werken, Zeitschriften und Zeitungen, deren Lektüre man dem deutschen Volke gar nicht wünschen kann; sie betreffen Pornographie, *bal Bullier*, *moulin rouge*, *demi-monde*, ferner Hochstapler, Taschenspieler, Bauernfänger, Ladendiebe, 'Harmlose', betrügerische Sportsleute, 'grüne' und 'schwere' Jungen u. s. w. Wer sich damit befassen will, nehme Delesalle!

Die äufsere Anlage entspricht der von Sachs-Villatte; sogar dessen Abkürzungen sind vielfach verwendet worden. Beides mit Recht!

Die Bedeutungen der Wörter sind zum gröfsten Teil in Frankreich mit Hilfe französischer Gelehrten vom Verfasser festgestellt worden; ich habe mir nur folgende als zweifelhaft oder unrichtig angemerkt: *bitandem* kann doch wohl nicht 'Zweisitzer' sein. Wenn *frère Jacques* ein 'Dietrich' ist, kann *Jacques* kaum 'Brecheisen' sein. *gargariser* 'Läufe auf dem Klavier spielen' ist mit Delesalle fälschlich als zum Theater gehörig (thé.) bezeichnet. *gendarme* ist nur im Plur. moisissure sur le vin; das falsche ist genommen aus Delesalle, das richtige steht bei Jaubert, Gloss. du centre. *grelotteux, se* ist zuerst adj., dann erst s. m. und s. f. *gripot* ist nicht prov., sondern patois. *héniaque* ist, entsprechend dem Griechischen, nicht Sieger, sondern Kämpfer beim Wettrennen von Pferden, vielleicht

noch richtiger beim Wettfahren. Ob *malabre* als selten zu bezeichnen ist, will ich nicht entscheiden; sicher ist, dafs Theuriet es besonders dem Dép. Meuse zuschreibt. Nicht *mortier* 'Mörtel' hat den Ausdruck *être du mortier* gegeben, sondern *mortier* 'mörserförmige Mütze'; schon Montesquieu war *président à mortier* in Bordeaux. *oisis* ist nicht von einem griech. *ὄιοις* herzuleiten; das giebt es nicht. Die Bedeutungen von *salé* und *petit-salé* erscheinen mir zweifelhaft; sie sind nur im Lande selbst festzustellen, vielleicht sogar in verschiedenen Provinzen. Unter *pelle* kann *recevoir la p. au cul* nur heifsen 'den Abschied bekommen'. *pigouille* ist, wie in Sachs, Suppl. steht, 'Bootsstange'. *pendille* kann kaum 'Schnur, Haken, Stock, Querholz' bedeuten; 'Haken' und 'Querholz' lasse ich gelten, aber 'Schnur' pafst gewifs nicht. — *brisacque* heifst nicht nur mit Delesalle 'Höllenlärm', sondern auch 'Entzweireifser' (von Kleidungsstücken), nach Theuriet. — Folgende deutsche Ausdrücke möchte ich durch andere ersetzt sehen: 'verprügeln' *payer la goutte à q.*, 'Knirschen, Prasseln beim Schütten von Getreide oder Salz' unter *grillotis*, 'Laib' unter *michot* (Brötchen), 'fett sein' *être rond comme une bourrique* (voll), 'Bettpfühl' *traversin* (das untere, breitere, von einer Bettseite zur anderen gehende Kopfkissen).

Hinzuzufügen ist *camarde*, zumal da *camarder* angeführt ist, und unter *pneu* die Bedeutung 'Luftpumpe für die Radfahrer'. Hinzufügen will ich für *bleuet* 'Blättchen' (in Offizierskreisen gebräuchlich), für *court à pattes* 'Sandhase, Sandlatscher, Stoppelhopser' (Soldatenausdruck), für *Jacques* 'Lude' (berlinisch), für *raquette* 'Sprenkel' (brandenburgisch).

Alles in allem: *Ce livre est fait avec soin, il rendra service à nous autres professeurs de français.*

Berlin. F. Lamprecht.

Dr. Hermann Tardel, Das englische Fremdwort in der modernen französischen Sprache (Sonderabdruck aus der Festschrift der 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner). Bremen, G. Winter, 1899. 60 S.

Die Schrift zerfällt in einen allgemeinen und einen speciellen Teil. In ersterem giebt der Verfasser eine kurze Geschichte des englischen Fremdworts in Frankreich und bespricht die Art und Weise seiner Aufnahme und sein Eindringen sogar in die Dichtung, in letzterem eine Zusammenstellung der englischen Fremdwörter, die gegenwärtig im Gebiet der französischen Sprache in Gebrauch sind. Der Verfasser hat vieles aus Zeitungen, Zeitschriften und modernen Romanen selbst zusammengetragen, doch auch die Sammlungen von Littré, Sachs, Villatte u. a. zu Rate gezogen. Das schnelle Vor- und Rückschreiten derartiger Bewegungen im Leben einer Sprache schliefst ja die Vollständigkeit einer Darstellung von vornherein aus. Daher sind für die vorliegende Arbeit ganz mit Recht nur wenige Romane und Erzeugnisse der Tageslitteratur untersucht worden. Dennoch ist das Ergebnis sehr reichhaltig ausge-

fallen, der Index verzeichnet nicht weniger als 500 Ausdrücke. Principiell hätte ich an der Arbeit nur auszusetzen, daſs meines Erachtens die Grenze für das als Fremdwort zu Betrachtende etwas weit gezogen ist. Ausdrücke, bei denen der Redende noch das Bewuſstsein hat, von etwas specifisch und ausschlieſslich Englischem zu reden, hätten wohl beiseite gelassen werden können. So ist in dem Satze '*Salesbury prend le Foreign Office' F. O.* nicht einfach ein anderer Ausdruck für *affaires étrangères*, ebensowenig wie *Her Gracious Majesty* von einer anderen als der englischen Königin gesagt werden wird (vgl. S. 48).

Im einzelnen habe ich nur weniges zu bemerken. Auf S. 10 hätte wohl darauf aufmerksam gemacht werden können, daſs *dead head* — wenn der *Gil Blas* vom 5. Juni 1895 wirklich so schreibt, was ich nicht nachprüfen konnte — sich in der dort erforderlichen Bedeutung nur durch Verwechselung mit dem z. B. im kleinen Wörterbuch von Larousse als in Frankreich üblich angeführten *dead-heat* erklärt. Ein einmaliges Versehen scheint nicht vorzuliegen, da der Ausdruck in derselben Zeitung in gleicher Gestalt noch einmal auftritt. Was *reading-sauce* (S. 21) bedeutet, ist mir unklar geblieben. Auf S. 33 in der Anmerkung ist ein Irrtum untergelaufen. *Raides* ist hier nicht das englische Wort, das sich auch sonst nicht mit *e* finden dürfte, sondern das französische Adjektiv *raide*, dessen weibliche Form im Plural, im Sinne des Neutrums verwendet, 'unglaubliche Geschichten' bedeutet.

Von den leider recht zahlreichen Druckfehlern nenne ich nur S. 19 Anm. 1 Nordan statt Nordau, S. 21 Z. 12 *extrady* st. *extradry*, S. 31 Z. 4 *mis à ses jours* st. *mis fin à s. j.*, S. 35 Z. 1 *studbock* st. *stud-book*, S. 46 Z. 23 *l'entér* st. *l'entrée.*

Berlin. Rudolf Tobler.

45 französische Lieder mit bekannten deutschen Volksmelodien für den Gebrauch beim französischen Unterricht. Ausgegewählt und geordnet nebst Wörterverzeichnis von K. Wetzel. Berlin, Fuſsingers Buchhandlung, 1898. 40 u. 24 S. 8.

Die kleine Sammlung stellt in der Hauptsache eine Auslese aus Publikationen von Franzosen (Delcasso und Gross, Bouchor und Tiersot u. a.) dar, welche die Schätze des deutschen Liedes für ihre Heimat nutzbar gemacht haben. Über die pädagogische Brauchbarkeit solcher deutsch-französischen Gesänge kann man ja verschiedener Ansicht sein; jedenfalls ist es ein Vorzug der vorliegenden Auswahl, daſs sie in groſser Mehrheit französische Nachdichtungen deutscher Texte bietet. Die Gesänge, in denen eine deutsche Weise mit einem fremden französischen Texte willkürlich zusammengekoppelt wird, sind sehr in der Minderzahl; bei solchen Versuchen kann ja zumeist doch nichts Rechtes und Einheitliches herauskommen, wie z. B. in Nr. 33 der Sammlung, wo man nach der Silcherschen Loreleimelodie ein Loblied auf den '*facteur rural*' singen soll. Freilich setzen sich die französischen 'Anpassungen' über die Forderungen

der von der Melodie bedingten musikalischen Deklamation mit einer Gefühllosigkeit hinweg, die das Singen mancher Strophen beinahe unmöglich macht (vgl. Nr. 6, 8, 17 u. a.). Einzelne dieser grausamen Verstöfse hätten sich durch eine sinngemäfs modifizierte Verteilung der Worte auf die Noten und durch 'Punktieren' des — übrigens von Fehlern nicht freigebliebenen — Melodietextes unschwer mildern lassen.

Berlin. Hermann Springer.

Gustaf Lené, Les substantifs postverbaux dans la langue française. Upsala, Impr. Almqvist et Wiksell, 1899. 148 S. 8.

Die unter vorstehendem Titel veröffentlichte Doktordissertation behandelt ihren Gegenstand, die Gewinnung von Substantiven aus dem blofsen Verbalstamm ohne jedes Suffix (aufser etwa dem das weibliche Geschlecht kennzeichnenden *e*), mit einem gewissenhaften Eindringen, welches sowohl nach der Seite der möglichst vollständigen Sammlung der Thatsachen, wie nach derjenigen allseitiger Erörterung der Vorkommnisse gröfste Anerkennung verdient. Die Sache, um die es sich handelt, war zuvor öfter berührt, und der Verfasser, der eine sehr ausgedehnte Belesenheit in der grammatischen Litteratur beweist, hat seine Vorgänger wohl gekannt; aber er steht ihnen mit unabhängigem Urteil gegenüber, weifs ihre Äufserungen oft treffend zu berichtigen, beleuchtet manche Seite, die vernachlässigt war, und erreicht mit geduldigem Durchgehen der Lexika des alten und des neuen Französisch einen Reichtum der Zusammenstellung, den man dankbar entgegennehmen und der nicht verfehlen wird, die meisten in Erstaunen zu setzen. Was er über die Ursachen des häufigen Vorkommens dieser Art 'regressiver Bildung', über die dabei zu beachtenden lautlichen Verhältnisse (Auslaut und Stammvokal) vorträgt, wie er die Substantiva nach dem Geschlecht und nebenher nach der Konjugationsklasse der zum Ausgangspunkte dienenden Verba sondert, kann man fast durchaus billigen. Mancher hätte vielleicht die semasiologische Seite des Gegenstandes, den Übergang von abstrakter Bedeutung zu konkreter, auch persönlicher, gern etwas eingehender behandelt gesehen; aber bei der grofsen Zahl der zu betrachtenden Wörter lag alsdann die Gefahr nahe, sich ins Endlose zu verlieren. In dieser Beziehung sei hier nur das eine bemerkt, dafs schwer zu begreifen ist, warum Herr Lené sich so sehr sträubt, anzunehmen, die Franzosen hätten von sich aus dazu kommen können, ein *nomen actionis* zum *nomen agentis* werden zu lassen, wie in *espie* 'Späher', *gaite* 'Wächter' geschehen ist (S. 33 und 138). Nimmt man denn nicht ganz Ähnliches wahr bei nfrz. *ôtage* 'Geisel', afrz. *message* 'Bote', nfrz. *témoin* 'Zeuge', afrz. *prison* 'Gefangener'? und würde nicht auch *groin* 'Rüssel' für solche Möglichkeit zeugen, wenn es, wie mit dem Verfasser S. 46 die meisten annehmen, postverbal ist?

Dafs in Bezug auf Einzelheiten gelegentlich etwas Irrtümliches mit unterläuft, ist entschuldbar. Ich erwähne einiges: S. 26 heifst es, *ahaner* komme erst im 16. Jahrhundert vor; dafs dem so nicht ist, zeigt das

dem Verfasser sonst ganz gut bekannte *Complément* von Godefroy (nicht Godefroi, wie Herr L. immer schreibt). Dort wird er auch sehen können, dafs *alener* sich nicht erst im 14. Jahrhundert zeigt, wie er S. 27 meint. — S. 28 konnte zur Rechtfertigung des über *conroi* Gesagten angeführt werden, dafs neben dem einfachen *roi* 'Ordnung' ein *reer* nicht besteht. — S. 31 *reprochier* mag wirklich erst im 12. Jahrhundert begegnen; darum *reproche* in der Ch. Rol. durch *reprueve* zu ersetzen, scheint gleichwohl nicht erlaubt. — S. 45 *ajorne* 'das Tagen' ist durch das Glossar 7692 nicht hinlänglich gesichert; sicher ist an dieser einzigen Belegstelle *ajornee* zu schreiben. — Zu S. 52 sei erinnert, dafs der Zusammenhang zwischen ital. *furbo* und *forbire* nichts weniger als aufgeklärt ist. — S. 55 Das von *voloir* aus gewonnene Substantiv tritt doch schon früh auch mit mouilliertem *l* auf (z. B. bei Benoit de Se. More, wenngleich nicht immer). Den Stamm des Verbums konnten sowohl die zweite und die dritte der Einzahl und die dritte der Mehrzahl mit reinem *l*, wie die erste der Einzahl mit mouilliertem darzustellen scheinen (zu S. 57). — S. 65 *renparer* braucht Froissart. — S. 68 Das verbale Substantiv *abandon* kommt schon im Erec vor; daneben besteht ein zum Substantiv gewordenes *a bandon*. — S. 69 *addit* ist von Godefroy mifsdeutet; es ist = *addictum*, während *additement* = *additamentum* ist. — *adon* dürfte ein Substantiv gewordener präpositionaler Ausdruck *à don* (wie das eben erwähnte, neben dem postverbalen bestehende *abandon* aus *à bandon*) sein. Dafs *adour* mit *ornare* zusammenhänge, wird durch das *d* sehr zweifelhaft. — S. 71 Über *guetapens* ist jetzt die ansprechende Darlegung von G. Paris in Rom. XXIX 262 nachzusehen, die Herr L. nicht kennen konnte. — S. 73 Für das Geschlecht von *araisne* kenne ich eine einzige entscheidende Stelle, Ferg. 138, 31; und da ist es weiblich. — S. 80 Unter *éclat* wird auf *esclax* verwiesen; dieses aber fehlt. Es sind dieses meines Erachtens zwei verschiedene Wörter. — S. 83 Für *eire* wäre auch das Kompositum *soleire* im Oxforder Psalter zu erwägen. — S. 84 *escus* hat Burguy aus Henschel, dieser aus dem Glossar der Chron. Ben. entnommen, wo es aber nur als 1. Sing. des Verbums vorkommt. *égard* scheint mir auch in der angeführten Redensart der Gaunersprache das nämliche Wort wie sonst, und zwar in seiner alten Bedeutung 'Urteilspruch' (durch den hier einer sich von vornherein den Löwenanteil zuerkennt). *esfroi* und *esfrois* können einander dem Sinne nach ziemlich nahe kommen, sind aber durchaus verschieden. — S. 85 Zu *esport* ist zu bemerken, dafs die Belege aus Jehan des Preis nur *espors* ergeben. Dieser Text durfte unbedenklich vernachlässigt werden. — S. 86 *grief* scheint mir eher das substantivisch gebrauchte Adjektiv als eine postverbale Neubildung aus *grever* zu sein. Wäre es letzteres, so müfste es die Thätigkeit des Belästigens bezeichnen, während es vielmehr die Benennung einer Thatsache als einer beschwerenden ist. — S. 87 ist *meffi* auf eine besondere Zeile über *mépris* zu setzen. — Die S. 88 unter *pil* beigebrachte Stelle aus Méon I 416, wo *mortautex* für *mortalitex* zu schreiben ist, giebt in ihrer metrisch unhaltbaren Gestalt keinen gültigen Beleg für das sehr bedenkliche *pil*. — S. 89 *porvil* existiert nicht; wo die

Herausgeber *en porvil* gelesen haben, ist *en por vil* zu lesen. — S. 91 *recouvre* kennt Godefroy nur weiblich; doch mag es ursprünglich männlich gewesen sein wie ital. *ricovero*. — S. 92 *remire*, worauf unter *remir* verwiesen ist, findet sich S. 128 nicht und hat wohl auch (als Ableitung von *remirer*!) nie bestanden. — S. 94 *reveler* 'sich auflehnen' ist reichlich nachgewiesen. — S. 96 *soivre* ist unsicheren Geschlechtes. — *vié* S. 97 ist auch Godefroy wohl bekannt, nur dafs er die Belege seltsamerweise unter *veé* giebt. — Unter Ableitungen von Verben auf *-ir* finden sich mehrere sehr zweifelhafte; so *apat*, das wohl eher = ital. *a patto* ist, mit *acompte* aus *à compte* zusammenzustellen. Dafs *glout* so viel sei wie *gorgée*, sagt zwar Godefroy; aber mit welchem Recht? *lait* = *injure* scheint mir wie das oben erwähnte *grief* blofs das Substantiv gewordene Adjektiv. *ment* an Godefroys einziger Belegstelle ist wohl *nient* (einsilbig) zu lesen. *refroid* kann so gut von *refroidier*, das afrz. ganz gewöhnlich ist, wie von *refroidir* kommen. *rôt* (afrz. meist *en rôt*) ist wohl nur das Substantiv 'Rost'. — S. 102 *croi* ist von Meyer-Lübke vermutlich nach meinem Citat (Sitzungsberichte der Berliner Akad. von 1889, S. 1087 Anm.) aufgenommen; ich zweifle an dem Worte, seit ich aus Walbergs Ausgabe des Bestiaire von Phil. de Thaon die Varianten zu Z. 2812 des Gedichtes kenne. *défend* ist wohl nur schlechte Schreibung für *défens*. Auch *descent*, *destort* von *destordre*, *repon* sind sehr unsicher; *recor* dürfte für *retor* verlesen sein. Für *reton* wird nach der einzigen Belegstelle eher *retons* zu stehen haben. S. 103 die Behauptung, dafs *main* 'Wohnung' auch männlich sei, wird sich schwer erweisen lassen; *le main* erlaubt in einem picardischen Texte keinen Schlufs, und das mehrfach darin begegnende *en le main* beweist weibliches Geschlecht. — S. 104 *resiet* dürfte von Godefroy richtig = *recet* gesetzt sein. - S. 108 *ale* ist von diesem Gelehrten reichlich nachgewiesen. — S. 109 *assome 'sommeil'* ist ein Wort sehr zweifelhafter Realität; nicht nur fehlt ein Verbum *assommer* 'schlafen', von dem es abgeleitet sein soll, sondern die Lesart der einzigen Belegstelle scheint auch wenig berechtigt; für *ni assomme* wird *ne ja somme* zu schreiben sein. — S. 113 *convice* ist sicher *convicium*. — Zu *coule* (zu lesen *çoule*) ist der Verfasser auf Herrn Thomas' Äufserung in Rom. XXVIII 178 zu verweisen. — S. 114 *délaxe* beruht auf einem Schreibfehler des Verfassers und ist zu *détaxe* zu bessern. — S. 116 *efface 'vestiges d'une bête'* ist abermals ein Unwort; an der einzigen Belegstelle Godefroys ist wohl *estace* zu schreiben — oder zu lesen. — *engarde* S. 117 scheint nur schlechte Schreibung für das bekannte *angarde*; das vorstehende Rebschofs ist als 'Vorhut' bezeichnet. *entre* ist ebenfalls falsche Schreibung eines Anglonormannen für *entree*. — S. 119 *estire*, das an der einzigen Belegstelle übrigens männlich auftritt, hat von Godefroy, wie so unendlich viele andere Wörter, eine durch nichts gerechtfertigte Deutung erhalten. Das Verbum *fiever* ist nichts weniger als hypothetisch. — S. 120 *folleie 'dépense'* wird durch die einzige Belegstelle noch lange nicht sicher gestellt. — S. 123 Zu *maine* sei an Mussafia im Lit. Blatt 1896 Sp. 204 erinnert. — Das Geschlecht von *mande* ergiebt sich aus den Belegen nicht. —

tente S. 131 gehört nicht zu *tenter*, sondern zu *tendre* und heifst 'Schlinge'. — *fourne* S. 133 = *production* ist höchst zweifelhaft. *laide* ist weibliches Adjektiv. *mente* 'Lüge' besteht so wenig wie ein gleichbedeutendes *ment*; an der einzigen Belegstelle scheint *mende* (lat. *menda*) geschrieben werden zu müssen. Auch S. 134 *serve* müfste anders gesichert sein, um glaubhaft zu werden. — S. 135 Für *meschaille* '*malheur*' ist Jehan des Preis kein ausreichender Bürge.

Stöfst man, wie das Vorstehende zeigt, in Herrn Lenés Arbeit auf manche Aufstellungen, die entschiedenen Widerspruch hervorrufen oder wenigstens begründetem Zweifel begegnen müssen, so ist seine Leistung darum doch recht lobenswert und läfst hoffen, dafs er zur Förderung des historischen Verständnisses der französischen Sprache auch weiterhin Schätzenswertes beitragen werde. Wo er diesmal gefehlt hat, ist dies meist durch ein Übermafs von Vertrauen veranlafst, das er unzuverlässigen Lexikographen und ungenügenden Ausgaben entgegengebracht hat. Eine recht eingehende Beschäftigung mit den Sprachdenkmälern selbst wird nicht verfehlen, ihn vorsichtiger zu machen.

Berlin. Adolf Tobler.

Karl Kühn: 1) Französisches Lesebuch für Anfänger. 4. Auflage. — 2) Französisches Lesebuch. Unterstufe. 7. Auflage. — 3) Französisches Lesebuch. Mittel- und Oberstufe. 4. Auflage. — 3a) Wörterbuch zu 3). — Dazu, im Anschlufs an Kühns Lesebücher: 4) Französisches Übungsbuch. Bearbeitet von Dr. R. Diehl, Oberlehrer an der städtischen Oberrealschule zu Wiesbaden. 1. Teil. Unterstufe. — Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1899.

Im mündlichen Gebrauch der Sprache in den Lehrstunden und seiner methodischen Vorbereitung sind wir schon ziemlich weit entfernt von der Zeit, in der allenfalls in der obersten Klasse ein Versuch gemacht werden durfte, auf eine meist litteraturgeschichtliche Frage aus dem Schüler eine deutsch gedachte und ins Französische übersetzte Antwort herauszulocken, bei der 'chef d'œuvre' und 'naquit' oder 'mourut' die Hauptrolle spielten. Hier mufste und konnte Abhilfe eintreten. Es wird mit Recht verlangt, dafs die einfachsten Formen des Zwiegesprächs dem Schüler zur *ἄλογος τριβή* werden sollen; die dadurch bedingte Übung im Sprechen mufs schon auf der untersten Stufe kunstvoll vorbereitet werden, jeder Altersstufe vom ersten Unterricht an für die grammatische Ausbildung zu Sprechübungen geeignetes Material geboten werden. Unter diesen Gesichtspunkten rechne ich Kühns Lesebücher zu den vortrefflichsten Hilfsmitteln; ihre Zweckmäfsigkeit hat sich schon in der Praxis bewährt, und unausgesetzt arbeitet der Verfasser an ihrer Verbesserung, nicht Veränderung, die oft genug künstlich nur die Notwendigkeit einer neuen Auflage begründen mufs. Was Kühn zusammengetragen hat, wird, glaub ich, noch

lange brauchbar bleiben, auch wenn selbständige Sammler Bücher in seiner Art herstellen, was für den Unterricht namentlich auf der Unterstufe mit Freuden zu begrüßsen wäre. Denn am schwierigsten gestaltet sich die Gewinnung geeigneter Stoffe für das erste französische Jahr: sie müssen in leicht verständlicher, leicht im Gedächtnis haftender Sprache Vorgänge und Schilderungen aus dem Ideenkreise des Kindes enthalten, aus der Umgebung, in der es aufwächst, aus Familie, Wohnung und Haus. Die idiomatisch korrekte Wiedergabe solcher Stoffe verlangt aber vom Lehrenden zu allererst eine intimere Bekanntschaft mit der lebendigen Sprache, die durch Bücher-Französisch nicht vermittelt wird. Worte und Wendungen für solche Vorgänge kann der Fremde nur durch fortgesetzte Beobachtung der französischen Familiensprache erlangen, die manchem tüchtigen Grammatiker abgeht. Und doch ist das Studium dieser eigentlichen 'langue maternelle' an der Quelle, also im Familienkreise, zur Herstellung einer lebendigen Verbindung mit dem deutschen Schüler, der ähnliche Eindrücke hat und und ähnlich fühlt und denkt wie das französische Kind, für den Anfänger recht wünschenswert, ja unentbehrlich. Denn von den glücklich vermittelten ersten Eindrücken hängt häufig für alle Zukunft lebendige Zuneigung oder, durch nutzlose Quälerei veranlafst, träge Gleichgültigkeit gegen die fremde Sprache ab. Man wird schwerlich fehlgehen in der Annahme, dafs manchem auch der heutigen Lehrer des Französischen intimere Kenntnis dieser Sprache fehlt. Um so willkommener wird eine Sammlung idiomatisch einwandfreier Stücke für das erste französische Schuljahr sein, ein weise beschränktes, im Ausdruck unbedingt französisches, dabei dem kindlichen Verständnis angepafstes und an Abwechslung reiches Material für den Lehrer, der die verantwortungsvolle Aufgabe hat, den sicheren Untergrund des Gebäudes aufzuführen. Der ganze Text beträgt etwa 80 Seiten, von denen Kühn etwa 60, sein Mitarbeiter Dr. Fricke 20 geliefert hat. Letzterer hat gerade in dem Abschnitt 'Le Langage de nos Petits' einen wertvollen Beitrag zur Familiensprache gegeben, der mit Kühns Texten trefflich harmoniert. Hier wechseln Geschichtchen im kindlichen Ton mit kleinen Sprüchen ab, mit lustigen Reimen, Rätseln und Spielweisen, zu denen auch 12 leichte Melodieen gegeben sind. Aufser volkstümlichen Reimen finde ich besonders H. Rufer, J. Normand, C. Kar, Mlle S. Brés und den aus seinem 'Petit Monde' rühmlich bekannten C. Marelle vertreten. Nächst dem Bereiche des Kindes in Wohnung und Haus kommen dann in Prosa Vorgänge der Schule, Heimatskunde, Anfänge der Erdbeschreibung und des Rechnens zum Vortrag, endlich leichte Anekdoten und Erzählungen verschiedenen Inhalts. Alle diese Stoffe sind vorzüglich geeignet zum verständnisvollen Lesen, Auswendiglernen, Sprechen. Freilich wird selbst die trefflichste Sammlung nie den Wert der lebendigen erziehlichen Einwirkung der Sprache als langue maternelle ersetzen: aber das soll sie auch nicht; denn der deutsche Schüler ist zunächst deutsch und lernt die französische Sprache als Fremder kennen. Aber der Lehrer darf nichts unterlassen, was ihm die Erlernung der fremden Sprache erleichtert und

angenehm macht. Daher denn auch die buchmäßige Einführung des deutschen Schülers in die Welt des französischen.

Schließlich bemerke ich, daß ich neben Kühn andere ähnliche Arbeiten z. B. von Völkel, Ohlert oder Ebner-Meyers Buch von Knörich wohl kenne; aber wir sind trotz mancher Umgestaltungen und Anfänge auf dem Gebiete brauchbarer Schullesestoffe grade für die unterste Stufe mit einwandfreien Büchern noch nicht überreichlich versehen, eine Vermehrung des geeigneten Materials bleibt daher recht wünschenswert.

Die 'Unterstufe' bildet die Fortsetzung des Lesebuches 'für Anfänger'. Sie zerfällt in zwei Teile, deren erster intim mit den Stoffen für Anfänger verwandt ist: eine treffliche Auswahl von Kindergedichten, neue Gegenstände aus dem Leben im Hause, in der Schule, in den verschiedenen Jahreszeiten; endlich Märchen. Vorauf geht auch hier eine kleine Sammlung von sieben Nummern aus Frickes 'Langage de nos Petits'. Der zweite Teil bringt Geschichtliches in Lebensbildern, Schilderungen aus Stadt und Land, endlich Gedichte, vornehmlich Fabeln von La Fontaine. Charles Marelle ist auch hier, wie im ersten Teile dieses Buches, mit passenden Stücken vertreten. Für recht geeignet für diese Stufe halte ich die am Schluß gegebenen Lieder und Gedichte: Souvestre (Chanson des Matelots), Catalan (L'Enfant de la Montagne), Béranger (Les Hirondelles), F. Bérat (Ma Normandie), Porchat (La France est belle). Für den Gesang der Lieder sind zwölf Melodien beigefügt; für solche, die aus dem Deutschen übersetzt sind, wie Uhlands 'Guter Kamerad' (S. 11), 'O Tannenbaum' (S. 46), oder die inhaltlich deutschen Liedern ähneln, sind die deutschen Weisen angegeben, die zu den Texten passen. — Besonders schwierig war auf dieser Stufe die Beschaffung angemessener Prosastoffe, mit Ausnahme der geschichtlichen, für die Lamé-Fleury, Magin & Bonnechose, Magin & Jeannel gute Stücke boten; auch an geographischen und heimatskundlichen französischer Zunge mangelt es nicht. Dagegen mußten in dem Abschnitt der Märchen und Erzählungen französische Stoffe passend zugestutzt oder deutsche mit Änderungen übertragen oder direkte Übersetzungen aufgenommen werden. Dem deutschen Schüler, der diese kennt oder durch Ähnlichkeiten bald an deutsche Geschichten erinnert wird, so in 'Le Colimaçon et le Renard' von Sébillot (S. 34), einer Nachbildung von Swinegels Wettlauf mit Lampe, oder in 'Le petit Chaperon Rouge' von Perrault (S. 59), einer Übersetzung des Märchens vom Rotkäppchen, ohne den deutschen Schluß, wird fast ohne Schwierigkeit des Verständnisses eine anregende Lektüre in sehr anmutender Form geboten. — Die Thatsache der siebenten Auflage mag den Beifall erhärten, den die Unterstufe in Fachkreisen gefunden hat.

Für die 'Mittel- und Oberstufe' verweise ich auf die Besprechung der zweiten Auflage in dieser Zeitschrift, Bd. 99, 465 ff. Hinzuzufügen ist zur vierten Auflage, daß der Verfasser fortgesetzt bemüht ist, durch fleißige Um- uud Ausschau nach passenden Lesestoffen das Buch für seine Bestimmung immer geeigneter zu machen, 'ein ständiger Begleiter des Schülers zu sein'. Die 'notes explicatives' und die Abrisse der Litte-

raturgeschichte und der Metrik haben angemessene Erweiterung erfahren. Machten die geographisch-geschichtlichen Stoffe der Unterstufe schon die Zugabe einer Karte von Frankreich nötig, so ist diese für die Oberstufe in noch genauerer Ausführung erst recht willkommen zu heifsen. Nicht minder die Pläne von Paris, die wie die Karte von Frankreich auch im Geschichtsunterricht verwandt werden können.

Bei der Durchsicht des reichen textlichen Inhalts, namentlich für seine sachliche Zweckmäfsigkeit, mag ich Druckfehler übersehen haben; es sind sicher nicht viele. Aufgefallen ist mir: 'Anfänger' 59, 2—3: *sourc-*, lies *source*, und in der Abteilung, eine Zeile tiefer: *maie-greur*, lies *mai-greur*. — 'Unterstufe' XXIV, 5: *que ferons-vous toute la journée?* Lies *que ferons-nous*.

Diehls 'Französisches Übungsbuch' giebt, im Anschlufs an Kühns Lesebücher und seine grammatische Methode, eine Zusammenstellung von grammatischen Materialien zur nutzbaren Verarbeitung der Lesestoffe. Das vorliegende Büchlein von 82 Seiten behandelt in dieser Beziehung Kühns Unterstufe.

Die wiederholte Durchsicht von Kühns Lesebüchern veranlafst mich von neuem, die Herren Fachkollegen zu einem Versuch mit diesen ausgezeichneten Lesestoffen angelegentlichst einzuladen.

Charlottenburg. George Carel.

Léon Paul, En Terre Sainte. Nach des Verfassers 'Journal de voyage' für den Schulgebrauch bearbeitet von H. Michaelis, Rektor und Orts-Schulinspektor zu Biebrich a. Rh. Dessau und Leipzig, Richard Kahles Verlag, 1899.

Auf 76 Seiten ein Auszug aus des Verfassers in Frankreich geschätztem Tagebuch seiner Orientreise. Da im allgemeinen die Reisebeschreibung den Vorzug geniefst, an keine andere Disposition gebunden zu sein als an die Innehaltung der Reiseroute, die Zerstörung einer fein angelegten Fabel durch Excerpierung nicht zu befürchten ist, kann man mit dem von Michaelis gegebenen Text und seiner Einteilung im ganzen einverstanden sein. Des Verfassers Methode, Ereignisse und Umstände nach dem Bericht der Heiligen Schrift an den Orten, die er besucht, festzustellen, unterstützte und erläuterte der Herausgeber durch vielfachen, fortgesetzten Abdruck der bezüglichen Bibelstellen unter dem Text, eine Beihilfe für diejenigen, die keine französische Bibel besitzen. Dafs Texte der Heiligen Schrift wohl auch im französischen Lesebuch erscheinen können, ist aufser Frage, auch schon öfter versucht worden; so z. B. von Wilhelm Peters, Einführung in die französische Sprache, Velhagen und Klasing, 1896. Der Herausgeber von Léon Pauls Text hat nach meinem Dafürhalten in diesen Citaten dem Leser eine schätzbare Beihilfe gegeben. Weniger einwandfrei ist der Kommentar, S. 76—95, der eine methodische Bearbeitung vermissen läfst. Er enthält eine Reihe sachlicher Notizen, die nach Form und Inhalt rein willkürlich zusammengestellt

sind. Für wen sind denn diese Anmerkungen? Ich meinte es mit einem für Schüler bestimmten Lesebuch zu thun zu haben. Auf welcher Alters- oder Lehrstufe? Das läſst der Kommentar nicht erkennen. Es erscheinen sehr elementare Belehrungen, die, wenn ich an Tertia oder gar Unter-Sekunda denke, überflüssig sind; z. B. S. 78, daſs 'Venus in der römischen Mythologie die Göttin der Liebe und Schönheit' sei. Andererseits zeigen die Artikel unnötige Breite oder unsachliche Abschweifungen; wozu wird z. B. S. 77 über Versailles, das ja sicherlich sonst recht interessant ist, so ausführlich gesprochen? Hier wiederum vermisse ich an manchen Stellen, die wohl eine genauere Belehrung verlangen, überhaupt irgend eine Notiz, wäre sie auch lückenhaft, oder enthielte sie auch nur die landläufige Überlieferung in Erklärung gewisser Realien. — Daſs nicht ausschlieſslich sachliche Belehrung in der Absicht des Herausgebers lag, beweist die einzige grammatische Bemerkung (über Stellung des Adjektivs, S. 85 zu Text S. 23), die sich in den Kommentar verirrt hat. — Machte schon die Menge der Druckfehler im Text ein Verzeichnis derselben nötig, so wäre ein gleiches für den Kommentar zu wünschen. Hartnäckig kehrt S. 94 und 95 *Begrouth* wieder statt *Beyrouth*, so daſs der Schüler diese Form für irgendwie berechtigt halten könnte; ebenso S. 95 *Smgrne, L'île de Sgra*, dicht hinter *Le Nahr-Begrouth*, wo überall y statt g stehen muſs. — S. 87 o. *Jéan Baptiste;* S. 88 *La grupe des Nombres*, gemeint ist *la grape*, die Weintraube der Kundschafter, Num. 13. — S. 90 *Une des mervilles des Mille et une Nuits*, für *merveilles*. S. 78 unter *Naples* steht *Herculanum* für das später gesetzte *Herculaneum*. S. 94 'Buffons Schriften zeichnen sich weniger durch wissenschaftliche Gründlichkeit, aus durch Schönheit des Styls aus', lies '... als durch Schönheit des Styles aus'. Die auf der letzten Seite des Buches gegebene Karte ist unzureichend; sie ist weder für antike noch moderne Geographie Palästinas zuverlässig und läſst alle Augenblicke im Stich. Nach Vorwort V hat der Herausgeber den Stoff unter dem frischen Eindruck der Orientreise Sr. Majestät des deutschen Kaisers bearbeitet. S. 91 unter 'Kaïffa' berichtet er auch von der hier am 25. Oktober 1898 versuchten Landung der Majestäten. Aber der auch als Hafenplatz für Galilæa und Samaria bemerkenswerte Ort ist nicht auf der Karte zu finden.

Will der Herausgeber ein brauchbares Schulbuch herstellen, so dürfte sich die Anfertigung eines neuen Kommentars zu dem recht lesbaren Stoffe dringend empfehlen.

Charlottenburg. George Carel.

K. Heine, Einführung in die französische Konversation. Ausgabe B. Nach den Hölzelschen Bildern. Hannover und Berlin, Carl Meyer (Gustav Prior), 1898.

Das Buch giebt auf 72 Seiten in 48 Abschnitten Proben von Verarbeitung der bekannten Bilder: L'Hiver, La Ferme, L'Été, La Forêt. Für die beiden ersten hat der Verfasser jedem Abschnitt auch noch Fragen

und Antworten des gewünschten Gespräches beigefügt, zuletzt nur die Fragen. Bei den beiden letzten Bildern hat er auch diese fortgelassen, 'um dem Lehrer nicht die Freiheit zu nehmen, je nach den Fortschritten der Kinder den Stoff zu erweitern und zu vertiefen'. Die eingestreuten Gedichte, Rätsel und Lieder, vier mit Melodien, sollen zur Belebung des Stoffes beitragen. — S. 46 ist *la cuve* übersetzt 'der Tubben', *la nappe* in demselben Abschnitt 'das Tischlaken'. Warum hat der Verfasser nicht die gemeinverständlichen und üblichen Bezeichnungen für das erstere 'Wanne' oder 'Zuber', für das letztere 'Tischtuch' beibehalten? — Hinsichtlich der Stoffe finde ich nichts zu bemerken; sie sind meistens schon anderwärts entdeckt und erprobt worden. Dem Lesebuch folgt eine kurz gefaſste Elementargrammatik. Wer einer elementaren Anleitung zum Gebrauch Hölzelscher Bilder bedarf, sei auf das Büchlein aufmerksam gemacht.

Charlottenburg. George Carel.

G. Lachenmaier, Elementarbuch der französischen Sprache für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Erster Teil. Stuttgart, Paul Neff, 1899.

Die vom Beurteiler im Archiv 99, S. 464 ff. angezeigte 'Syntax' von Ehrhart-Planck ist nur ein Teil der von den genannten Gelehrten zusammen mit G. Lachenmaier verfaſsten 'Französischen Schulgrammatik für höhere Lehranstalten'. Diese Syntax setzt die Kenntnis einer Elementargrammatik schon voraus, ist aber an keine andere Methode als diejenige unabhängiger, rein wissenschaftlicher Betrachtung ihres Gegenstandes gebunden. Sie bildet also ein selbständiges Lehrbuch, das als Fortsetzung jeder Elementargrammatik gebraucht werden kann. Doch machte der Ausbau der Syntax zu einer ganzen Schulgrammatik die Herstellung von zwei Elementarbüchern empfehlenswert, nämlich für Quarta und Tertia, die von Professor G. Lachenmaier, dem langjährigen Arbeiter in diesen Klassen, zu passender Ausführung im Rahmen des ganzen Werkes übernommen wurden. Die Grundsätze seiner Arbeit sind also die von dem Beurteiler schon bei Besprechung der Syntax entwickelten: maſsgebend sind nur wissenschaftliche Gesichtspunkte. Für einen gymnasialen Sprachbetrieb verlangt er im Französischen ebensogut wie in den alten Sprachen wissenschaftliche Schulung und geistige Gymnastik des Schülers; daher übersichtlichen Zusammenhang und systematische Fassung der Regeln, aus denen der Schüler überall sprachliche Gesetzmäſsigkeit erkennen lernen muſs. Dabei sind die praktischen Winke neuerer neusprachlicher Methodik nicht auſser acht gelassen. Letztere verlangt für Lese- und Ausspracheübungen eine ziemlich ausführliche Lautlehre. Ihre richtige Übung und Beherrschung muſs dazu führen, die sprachliche Beobachtungsgabe des Schülers zu unterstützen, seinen sprachlichen Blick zu schärfen. Dabei müssen Wortschatz und Übungsstoff möglichst aus dem täglichen Leben und dem Kenntniskreis oder den

Beschäftigungen des Schülers genommen sein, doch in systematischer Anordnung des Materials nach gröſseren Begriffsgruppen. Endlich muſs sobald wie möglich zu zusammenhängenden Sätzen und Stücken übergegangen werden. Im vorliegenden ersten Teil des Elementarbuches sind diese Gesichtspunkte sämtlich berücksichtigt, auch gute deutsche und französische Grammatiker mit Verständnis benutzt, endlich aus deutschen und französischen Lesebüchern brauchbare Lesestoffe zusammengetragen worden.

Die systematische Bearbeitung des grammatischen Stoffes verdient Anerkennung. Gewiſs ist das gebotene Material sehr reichlich. Aber wir haben es hier auch nicht mit einem Buch zu thun, das nur frischweg von a bis z übersetzt werden soll, obwohl gegen die handliche Beschaffenheit der Stoffe nichts einzuwenden ist. Gott sei Dank braucht ein solches Buch nicht wie viele neuere methodische Lehrbücher einfach durchgepeitscht zu werden, um schlieſslich keine grammatische Erkenntnis, sondern eine gewisse Parlierfähigkeit zu hinterlassen, die bloſs praktischen Zielen dienen soll. Sobald die Regelsysteme zur logischen Schulung mitdienen sollen, wird die Grammatik aus einem bloſsen Lernbuch auch ein Denkbuch für jeden Schüler; er beginnt mitzuarbeiten, weil er auf Schritt und Tritt beweisen muſs, daſs er richtig aufgepaſst und aufgefaſst hat; und die Grammatik wird das, was sie ihm immer bleiben soll: auf dem Grundstock von Regeln, die er schon durch eine elementare Übersicht leicht gewinnt und beherrscht, ein nützlicher Helfer zum Weiterbau, ein zuverlässiger Ratgeber in zweifelhaften Fällen, ein Wiederholer für Vergessenes, ein Ergänzer des Unvollständigen, kurz — ein gutes Lexikon — ein Buch zum Nachschlagen.

Aus diesem Grunde begrüſsen wir auch Lachenmaiers Bestrebungen mit Freuden, obzwar ein allseitig befriedigendes Lehrbuch nicht leicht fertiggestellt wird. Wenn der Verfasser auf die schwäbische Zunge, für die er zunächst schreibt, Rücksicht nimmt, so ist ihm das sicher nicht als Fehler anzurechnen. Beachtenswerter sind schon die Eigenheiten seiner Sprache, so S. 156 der Plural 'die D*ä*chse' statt 'D*a*chse'. Aber nicht billigen kann man den deutsch-französischen Übersetzungsstil, dem der Leser vielfach begegnet, und zwar nicht bloſs in den Höflichkeitsformeln des Gespräches, wie 'mein Herr', 'mein Fräulein' u. dgl. Hier mögen sie hingehen, obgleich sie manchmal so undeutsch sind wie möglich. Aber Ausdrucksweisen, die wohl ein Hinweis für den Schüler, jedoch sonst undeutsch sind, müssen gemieden werden. Gerade von letzteren habe ich viele angetroffen. So S. 97: 'Habt ihr Schlaf?' für 'Seid ihr müde?' — S. 142: 'Ihr werdet gut im Parkhotel sein' für '... wohnen'. — S. 143: 'Gute Reise' für 'glückliche Reise'. — S. 174: 'Württemberg ist eine gesegnete, glückliche Gegend' für '... Land'. — S. 176 sogar: 'Die unerschrockenen Krieger galopierten ihre Pferde'. — Von Druckfehlern ist mir nur begegnet S. 151: *un étable*. Da das Wort männlich nur im 16. Jahrhundert vorkommt, ist *une étable* herzustellen.

Charlottenburg. George Carel.

Otto Günther, Professor an der Königl. Friedrich-Eugens-Realschule zu Stuttgart, Syntax der französischen Sprache für die oberen Klassen höherer Lehranstalten von Ehrhart-Planck. Ausgabe für lateinlose Schulen. Stuttgart, Paul Neff, 1899.

Die vortreffliche Syntax von Ehrhart und Planck, die bereits Archiv Bd. 99, S. 464 ff. ausführlich angezeigt wurde, eignet sich, da sie auf wissenschaftlicher Grundlage angelegt ist, zum Gebrauch auf allen höheren Lehranstalten. Auf Antrag der Verfasser bearbeitete Professor Günther das Buch für lateinlose Schulen. Im wesentlichen handelte es sich darum, die Beziehungen zum Lateinischen auszuscheiden und passende Änderungen oder Ergänzungen eintreten zu lassen. So ist hier neu hinzugekommen der IV. Abschnitt des ersten Kapitels, über die Übereinstimmung von Zeitwort und Subjekt. Sonst sind systematische Anordnung und rationelle Begründung der Stoffe in übersichtlicher Gruppierung auch diesem Lehrbuch verblieben. Das letzte Kapitel enthält eine Verslehre und in einem Anhang eine kurze Übersicht über die Geschichte und die Litteratur der französischen Sprache, für reifere Schüler.

Auch in dieser Gestalt sei die ausgezeichnete Arbeit zum Gebrauch an höheren Lehranstalten der genannten Art angelegentlich empfohlen.

Charlottenburg. George Carel.

Dr. H. Breymann, Französisches Lehr- und Übungsbuch für Gymnasien. 2. Auflage. 1. Teil. München und Leipzig, R. Oldenbourg, 1898.

Das 1898 in zweiter Auflage erschienene Buch ist mit Erfolg auf bayerischen Gymnasien gebraucht worden. Mit Recht verlangt der Verfasser, im Anschluſs an Rühls 'Anfangsunterricht in der französischen Formenlehre', Programm des Königl. bayerischen Realgymnasiums zu Nürnberg, das zusammenhängende Lesestück als Ausgangspunkt der grammatischen Besprechung. Keine Abstraktion ohne vorhergegangene Anschauung. Da die Sprechübung eine genügende grammatische und sachliche Erkenntnis des besprochenen Gegenstandes verlangt, wird sie sich nicht in vorgeschriebenen Fragen schablonenhaft abwickeln; vielleicht wird es dem Lehrer zu überlassen sein, im einzelnen Falle zu erkennen, was er fragen kann und muſs. 'Sprechübungen sind nutzlos, wenn sie sich in feststehenden Formen bewegen'. (Vorwort S. V.) Über den didaktischen Wert von Übersetzungsübungen sind die Ansichten geteilt. Doch, meine ich, hat der Verfasser recht gethan, auch deutsche Übersetzungsstücke in die grammatische Arbeit aufzunehmen; ich halte sie, an richtiger Stelle, zur Befestigung und Prüfung erworbenen Wissens und zum sicheren Fortschreiten auch in der Erkenntnis sprachlicher Verschiedenheiten für unentbehrlich. In diesem Sinne verlangt auch Breymanns Elementargrammatik von Anfang an logische Schulung als unentbehrliche Forderung einer fruchtbaren grammatischen Thätigkeit.

Die Lesestoffe sind ausgezeichnet, sowohl in Ansehung des Inhalts als ihrer Zweckmäfsigkeit zu grammatischen Übungen. Ihre inhaltliche Verarbeitung erweckt Gedanken, die in den dem Lesestück folgenden 'Proverbes et pensées' guten französischen Ausdruck finden oder Beihilfe für eigene Gestaltung gewähren. Daran schliefsen sich grammatische Materialien, die die formale Verarbeitung des Gelesenen vortrefflich unterstützen. Hier verdient das richtig innegehaltene Mafs und die zweckmäfsige Verteilung rein formaler Übungen alle Anerkennung; denn hier besonders zeigt sich die Güte des Buches, das nach mannigfacher praktischer Beobachtung im Unterricht und fachkollegialer Besprechung die gegenwärtige Gestalt gewann.

Anlage und Ausführung lassen Breymanns Arbeit als ein vortreffliches Elementarbuch für den gymnasialen Unterricht charakterisieren.

Charlottenburg. George Carel.

Arnold Ohlert, Lese- und Lehrbuch der französischen Sprache für höhere Mädchenschulen. Nach den Bestimmungen vom 31. Mai 1894 bearbeitet. 4. Auflage. Hannover und Berlin, Carl Meyer (Gustav Prior), 1899.

Von den Archiv Bd. 99, S. 218, bereits angezeigten Lehrbüchern des rührigen Verfassers liegt die neue Auflage des Lesebuches, Ausgabe B, für höhere Mädchenschulen vor. Der auf die ersten drei Jahre berechnete Lesestoff giebt auf 120 Seiten sehr passend ausgewählte, nach Form und Inhalt recht ansprechende Materialien in vielseitiger Auswahl. Die Durchsicht dieser durchweg für den Anfangsunterricht geeigneten Stücke zeigt grofsen Sammelfleifs und in der verständnisvollen Anordnung der Stoffe sorgfältigste Prüfung und den Takt eines erfahrenen Beobachters. Bei der sonst reichlichen Auswahl kurzweiliger Stoffe halte ich das Fehlen sangbarer Weisen mit Noten nicht für einen empfindlichen Nachteil, Sprüchwörter dagegen mit ganz kurzer sachlicher Erklärung, ebenso Sprüche der Heiligen Schrift, die an passenden Stellen eingestreut sind, für eine treffliche Bereicherung.

Im ganzen ein sehr empfehlenswertes Buch.

Charlottenburg. George Carel.

Dr. Theodor Link, Grammaire de Récapitulation de la langue française à l'usage des écoles secondaires. Französische Repetitionsgrammatik für Mittelschulen. München und Leipzig, R. Oldenbourg, 1899.

Das Verlangen nach einer französisch geschriebenen Grammatik ist sicherlich berechtigt, wenn von der ersten Stunde an ausschliefslich französisch gesprochen werden soll. Für diesen Zweck hat schon Andreas Baumgartner, Professor in Zürich, einen neuen Weg betreten in seiner für Mittelschulen geschriebenen 'Grammaire Française', auf die Bd. 99,

S. 471—73 und Bd. 101, S. 239—40 hingewiesen wurde. In dem vorliegenden Buch hat Herr Dr. Link in Bayreuth nun den Versuch gemacht, auf breiterer Grundlage und unter Benutzung neuerer wissenschaftlicher Forschung eine französisch geschriebene Grammatik für Mittelschulen herzustellen. Das Buch ist mit Anlehnung an Breymanns besonders in Bayern verbreitete Grammatik entstanden, und der Verfasser denkt es sich, da der ausschliefsliche Gebrauch der französischen Sprache als im Unterricht noch nicht durchgeführt anzunehmen ist, als Repetitionsgrammatik in einer höheren Klasse verwendbar, in der die Elementargrammatik schon als ganz durchgearbeitet zu gelten hat, so dafs nur bereits besprochene Dinge französisch verhandelt werden, die Anwendung der Sprache also unter den relativ leichtesten Bedingungen erfolgt. Für den augenblicklichen Zustand mag also diese Absicht des Buches berechtigt sein; eine andere Frage ist es, ob nicht schon früher der Schüler mit der grammatischen Nomenclatur bekannt zu machen und zum Verständnis der grammatischen Sprache anzuleiten ist; denn welcher Stundenplan kann neben kommentierter Lektüre, syntaktischen Besprechungen und schriftlichen Arbeiten von der knappen Stundenzahl einer höheren Klasse noch Zeit zu solchen ständigen Wiederholungen gewähren?

Von Breymann hat Link die Einteilung und Anordnung des Stoffes sowie namentlich die Musterbeispiele übernommen; auch die Fassung der Regeln ist, soweit ich beobachte, abgesehen von Zusätzen und kleinen Änderungen, fast dieselbe geblieben. Doch tritt bei Link ein Mangel zu tage, auf den hinzuweisen ich nicht unterlassen kann. Zwar hat der Verfasser nach Vorwort, S. V, die französische Wiedergabe seines Textes auf ihre idiomatische Korrektheit prüfen lassen, dennoch sind Versehen damit nicht ausgeschlossen. Auch kann ich mich nicht dem Gedanken verschliefsen, dafs eine französisch geschriebene Grammatik auch für einen tüchtigen deutschen Lehrer ein Wagestück bleibt, wenn sie mehr sein will als ein Excerpt aus anderen französisch geschriebenen oder eine Version deutscher Regeln, zumal hier, wo eigentlich nur das von einem anderen und zwar deutschen Verfasser gegebene Material übersetzt wird. Für weit weniger schwierig würde ich eine vollständig neue und selbständige Ausarbeitung einer französischen Grammatik durch einen Deutschen für deutsche Schüler halten als diese Übersetzung des deutschen Werkes mit den Eigenheiten seines Ausdrucks und seiner Syntax und, was die Hauptsache, seines deutschen Gedankengehaltes. Eine genaue Wiedergabe wird hier oft zur Unmöglichkeit werden. Da hat Baumgartner in seinem ausgezeichneten Versuch die Sache anders angefafst: er arbeitet fast nur mit französischem Material, das den Zielen des deutschen Schülers dient: er ersetzt diesem also den Franzosen, übersetzt aber nicht deutsche Grammatik ins Französische. Die Schwierigkeit der Aufgabe verleugnet sich denn auch nicht, wenn man probeweise Links Übersetzung mit Breymanns Urtext vergleicht. Bei Breymann ist § 7 die Rede vom Hiatus. Breymann zählt die Fälle auf, in denen er beseitigt wird, indem er an den Anfang

den Satz stellt: 'Derselbe wird beseitigt'. Link übersetzt unzureichend: *On l'évite.* — Das trifft die Sache nicht, denn 'ausweichen' oder 'vermeiden' ist nicht 'beseitigen'. — § 11, Anm. 2 sagt inkorrekt: *Les conjonctions ... s'élident*, es ist vielmehr *'la voyelle finale'* in *lorsque, quoique, puisque.* — § 13 fehlt bei der Aussprache von *e ouvert*, das Link und Breymann phonetisch mit ä bezeichnen, die Anführung von *-ey* und *-ay*, wie in *Lanfrey* und *Fontenay.* In demselben Verzeichnis wird der Nasallaut von *l'an, cent, campagne remporta* zusammengestellt mit *ennui* nebst Kompositis, *emmener* und *ennoblir*, während Anm. 4 im selben Abschnitt den Nasallaut bei *nn* und *mm* aufhebt. Das Versehen findet sich bereits bei Breymann § 14 sub ą und Anm. 2; es ist also einfach nachübersetzt. — Breymann S. 11, Anm. 1 lautet: 'In einigen Wörtern wird der Laut a durch e... bezeichnet.' Link S. 9, 4. o. übersetzt: *Le son a s'écrit avec e...* Und zwei Zeilen darauf dieselbe Wiedergabe: *Le son* ö *s'écrit ... avec ai.* — Link § 14 fehlt in der Diphthongentabelle sub *ieu* neben *audacieux* der offene Laut, z. B. in *plusieurs.* — Die Qualifikationen der Diphthonge als *l'*i-*diphtongue, l'*u-*diphtongue, l'*ü-*diphtongue* sind ungeeignet. — § 16, S. 12, 2 wird Breymann § 18 'über *e* ohne Lautwort' einfach wörtlich übersetzt; die Stelle lautet: *on ne prononce pas e après g pour représenter le son j.* — Auch an Druckfehlern sind auf dem beschränkten, hier durchgesehenen Raum zu verzeichnen: § 15, 1 *Xerxes* für *Xerxès*, § 18 *Esthner* für *Esther.*

Weitere Proben zur Kennzeichnung dieser Übersetzung scheinen entbehrlich.

Charlottenburg. George Carel.

Dr. O. Hecker, Lektor der italienischen Sprache an der Universität Berlin, Neues deutsch-italienisches Wörterbuch, aus der lebenden Sprache mit besonderer Berücksichtigung des täglichen Verkehrs zusammengestellt und mit Aussprachehilfen versehen. Teil I: Italienisch-Deutsch. Braunschweig, G. Westermann, 1900. X, 436 S. 8. Geb. M. 3.

Die vorzügliche Ausstattung des Heckerschen Wörterbuches, das starke, glatte, doch nicht durch Glanz ermüdende Papier, der bei aller Kleinheit scharfe Druck, die ein rasches Auffinden des Gesuchten sinnreich erleichternde typographische Anlage, ein Format, das den Rocktaschen des Reisenden und des Spaziergängers nichts Unmögliches zumutet, ein ungemein niedriger Preis sind Vorzüge, die keiner gering anschlagen wird. Doch treten andere hinzu, auf welche dem Benutzer mehr ankommen mufs. Freilich hat der Verfasser mit Entschlossenheit ausgeschieden, was seine Mitbewerber um den Preis italienischer Lexikographie an gänzlich Veraltetem, an ausschliefslich bei latinisierenden Dichtern etwa Begegnendem, an specialwissenschaftlicher Terminologie mitführen zu sollen geglaubt haben. Wie wäre sonst möglich geworden, solche Kürze zu erreichen? Er hat sich versagt, all die Ableitungen mit gewissen allbekannten Suf-

fixen aufzuzählen, deren Bedeutung schon dem Anfänger früh geläufig wird. Dafür aber ist er bestrebt gewesen, die heute in Rede und Schrift, insbesondere auch im täglichen Verkehr wahrhaft lebende Sprache in möglichst weitem Umfang nach der Seite des Wortschatzes hin kennen zu lehren, Redensarten und Sprichwörter in reicher Fülle zu verzeichnen und alles durch möglichst zutreffende Verdeutschung zu erklären. An Rigutini und Fanfani, an Petrocchi, die eine derartige Ausscheidung des noch Lebenden bereits, jedoch nur für ihre Landsleute vollzogen hatten, hat er Vorgänger gehabt, deren Arbeit ihm gar sehr zu statten gekommen ist; aber langjährige, im Lande erworbene Vertrautheit mit dem Italienischen hat ihm möglich gemacht, nicht selten Zusätze zu dem von jenen Gebotenen einzuschalten, und für die Arbeit der bestmöglichen Verdeutschung war seiner eifrigen Sorgfalt noch viel Spielraum gelassen, und er hat sie mit grofsem Geschick gethan.

Besonderer Dank gebührt dem Verfasser für die genaue Auskunft über die Aussprache in all den Fällen, wo die übliche italienische Schreibweise darüber im Ungewissen läfst, unter anderem auch über die Art der Betonung des verbalen Stammes in den Formen, wo nicht die Flexion den Accent trägt (*pròvoco* neben *invòco*, *pèttino* neben *strascíno*), und über die Qualität des *o* oder des *e* im Stamme, wenn diese den Ton auf sich nehmen.

In einer Beziehung mag wohl der Benutzer des Buches bisweilen die Knappheit der gewährten Auskunft beklagen. Der zur Übersetzung gewählte deutsche Ausdruck, so zutreffend er ist, bedürfte, um nicht unrichtig verstanden zu werden, manchmal eines Zusatzes: *abbacchiare* ist ohne Zweifel 'abschlagen', aber nicht etwa auch 'das Haupt' oder 'einen Sturm' oder 'ein Zelt', *cimurro* ist wohl 'eine Erkältungskrankheit', aber nicht etwa 'ein Hexenschufs'; *fagliare* übersetzt man zutreffend mit 'abwerfen', aber nur, wenn vom Kartenspiel die Rede ist, nicht von wilden Pferden; *falange* ist 'Glied', aber keineswegs im Sinne einer 'Reihe Soldaten'. Diese und eine Menge anderer Möglichkeiten des Mifsverstehens sind nun einmal hinzunehmen, will man nicht auf die Annehmlichkeit äufserster Gedrängtheit verzichten. Sie werden übrigens dem Leser oder Hörer zusammenhängender Rede, für den die meisten jener möglichen Mifsdeutungen von vornherein ausgeschlossen sind, kaum Verlegenheit bereiten, während freilich, wer aus dem Wörterbuche einzelne Vokabeln lernen wollte, zu argen Mifsgriffen verleitet werden könnte. Auch darauf sollte der Lexikograph nach Kräften hinarbeiten, dafs die als gleichbedeutend hingestellten Ausdrücke der beiden Sprachen, wo immer möglich, sich auch in der Konstruktion gleich verhielten. Man darf wohl *accaparrare* erklären, 'einen Handel durch Handgeld abschliefsen'; aber wie soll nun der Italiener, dem das Buch doch wohl auch dienen soll, ins Deutsche übersetzen *ho accaparrato cinquanta opere*? Nicht recht zutreffend scheint die Übersetzung von *ciste* (*κίστις*) mit 'Gewächs', von *petto cieco* mit 'tiefliegende Brustwarze', von *cima* mit 'Kante', von *circoscrivere* mit 'anpassen'; mindestens zweideutig ist die von *ciscranna* mit 'alte

Scharteke' (gemeint ist 'alte Schachtel'), von *cinturino* mit dem vieldeutigen 'Bund'.

Die Anordnung der verschiedenen Bedeutungen ist meistens wohl überlegt. An einigen Stellen indes wären Umstellungen anzubringen: *cilindro* ist doch nicht 1) Cylinderhut, 2) Cylinderuhr, 3) Walze. *famoso* erhält zur Erklärung 'bekannt, berüchtigt, gehörig, vielbesprochen'; keinesfalls sind die letzten beiden Verdeutschungen richtig gestellt. Bei *accanto* würde die adverbiale Verwendung der präpositionalen voranzugehen haben, wenn von solcher überhaupt die Rede sein kann und man als Präposition nicht lieber das sich anschliefsende *a* allein hinstellt.

Der Druck zeigt nur selten Fehler, was bei der Schwierigkeit des Satzes und der aus der Kleinheit der Schrift sich ergebenden Mühseligkeit der Korrektur besondere Anerkennung verdient. Ich habe an Fehlern bemerkt: *abbracci-iata, fantino di far qc., òvest*; *fantasima* sollte wohl als Femininum bezeichnet sein, wenngleich *fantasma* männlich ist.

Mir scheint, man darf sich dieser neuen Arbeit des fleifsigen Verfassers nicht minder freuen als seines früheren, gleichfalls Unterrichtszwecken dienenden Buches (s. Archiv, Bd. 99, S. 228) und ihr eine dankbare Aufnahme in weiten Kreisen in sichere Aussicht stellen.

Berlin. Adolf Tobler.

Neue theoretisch-praktische Grammatik der italienischen Sprache für deutsche Schulen und zum Selbstunterricht von Giuseppe de Botazzi, Lehrer der italienischen Sprache und Litteratur in Stuttgart seit 1887. Stuttgart, Strecker & Moser.

Der vielseitige Verfasser — es liegen von ihm aufser einem statistisch-biographischen Werke 'Italiani in Germania' noch vor 'Nozioni pratiche sull' allevamento del pollame' und eine 'Guida pratica per la pittura a fuoco su porcellana ecc.' — will uns mit obigem Lehrbuch eine neue, den Anforderungen der Zeit entsprechende Grammatik bieten. Hauptsächlich sucht er dies zu erreichen durch eine abgestufte Lektüre von Biographien (warum nur von Männern vergangener Jahrhunderte?), von Berichten über wichtige Vorkommnisse der italienischen Geschichte (nur die Vespri siciliani statt etwa der modernen Freiheitskriege!) und von Beschreibungen der bedeutendsten Städte Italiens, wobei aber die industrielle Seite bedauerlicherweise unberücksichtigt geblieben ist. Aufserdem hat es der Verfasser für angemessen erachtet, in den Übungsstücken, die seine Grammatik durchziehen, nur Sätze zu bringen, deren Inhalt auf das tägliche Leben Bezug nimmt, und frühzeitig zur Einübung der Gesprächsform kleine anspruchslose Dialoge einzustreuen über 'Die italienische Sprache, Essen und Trinken, Abreise und Steuerrevision, Leben im Gasthof, Post und Telegraphenamt, Theater u. a.' Letzteres ist zwar in elementarer Weise, aber nicht ohne Geschick geschehen.

Leider läfst sich jedoch der Verfasser an dem Vorstehenden, dessen Wert und Wichtigkeit ich gewifs nicht unterschätze, in der Hauptsache

genügen und meint offenbar, damit eine 'den Anforderungen der Zeit entsprechende Grammatik' geschaffen zu haben. Dafs man berechtigt ist, heutzutage auch an die Darstellung von Lautlehre, Formenlehre und Syntax höhere Ansprüche zu stellen, scheint ihm nicht in den Sinn gekommen zu sein. Seine Bearbeitung dieser drei doch nicht ganz unwichtigen Gebiete ist voller Lücken und Mängel. Was andere Leute hier vor ihm durch ernsteres und gründlicheres Streben geleistet haben, mufs ihm wohl ganz unbekannt geblieben sein. Das Kapitel der Aussprache ist geradezu kläglich behandelt worden. Was soll es dem Schüler nützen, wenn er da lernt, das *e* klinge bald offen, bald geschlossen, das *o* habe meist (?!) den offenen Laut und das *z* werde teils wie *ds*, teils wie *ts* ausgesprochen? Der von ihm angeführte — oberflächliche und unverständige — Ausspruch Metastasios: 'Zur Aussprache des Ital. ist wenig zu bemerken; es genügt kurze (!) Zeit, um einen Schüler sofort (!) dahin zu bringen, richtig zu lesen' kann dem Verfasser wahrlich nicht als Entschuldigung dienen. Die Fassung der Regeln ist allzu häufig schief oder geradezu verkehrt. So heifst es z. B. S. 21: 'Im allgemeinen Sinne bleibt der Teilungsartikel weg'; S. 24: 'Hauptwörter von drei oder mehr Silben auf *co* und *go* verwandeln diese im Plural in *ci* und *gi*' (man denke aber an *bellico, lombrico, manico, strascico* u. s. w. und an *catalogo, epilogo, monologo* u. s. w.!); S. 30: 'Oft werden die Infinitive *avere* und *essere* in *aver* und *esser* abgekürzt.'; als ob diese Elision nur hier vorkäme! S. 51: 'Das deutsche Vergleichswort "als", welches auf einen Komparativ folgt, wird durch *di, del, dello* etc. oder *che* übersetzt'. Wann?? S. 56 werden zwar einige Beispiele gegeben, in denen *gran* und *grande* und *San* und *Santo* vorkommen, aber in welchem Falle die Kürzung eintreten darf bezw. mufs, erfahren wir nicht. S. 63: 'Man gebraucht häufig (!) *mezzo* als unveränderliches Hauptwort.' Viel Wichtiges fehlt ganz, z. B. Aufschlufs bezüglich der Übereinstimmung des Participio passato mit dem vor- oder nachstehenden Objekt bei den mit *avere* konstruierten Verben. Auch die Lehre vom Konjunktiv ist traurig fortgekommen. Andererseits werden seltsame Dinge vorgetragen, so auf S. 25 *il dio* Gott habe im Pluralis *gli dei*, nicht *i dei*, um im Genitiv '*dei dei*' zu vermeiden, und auf S. 136 heifst es, der Imperativ von *andare* sei *va* oder *vattene*!

Was nun die Übungssätze betrifft, so sind sie im ganzen lebendig und frisch gehalten. Wunderliche Gebilde unfreiwilliger Komik sind u. a. die folgenden: 'Er heiratete ... eine Witwe, mit einem einzigen Kinde und einem einzigen Auge' (S. 16); '*Il fiorellino del campo ubbidisce alle leggi della natura; tu obbedisci ai comandi dei genitori*' (S. 50); '*Quando sentiamo parlare persone in una lingua straniera, ci maravigliamo come possano comprendersi scambievolmente*' (S. 104). Über einige Mängel im deutschen Ausdruck (*continua* = 'folgt' statt 'Fortsetzung folgt', *alla buon'ora!* wörtlich übersetzt 'zur glücklichen Stunde!' u. a.) würde man gern hinwegsehen, wäre nur das gebotene Italienisch stets idiomatisch. Aber auch hier hapert es öfters bedenklich: S. 27: '*La vedova è in lacrime, perchè trovò due o tre capelli grigi sulla sua testa*' statt ... *perchè s'è tro-*

vata in capo due o tre capelli grigi; S. 52: '*Sia ardito e parli senza avvertire, se dice bene o male*' statt ... *senza pensare, se dice bene o male*, denn das *avvertire* gehorcht doch nicht unserem Willen; S. 145: '*Berrei volentieri un rinfresco*' statt *Mi rinfrescherei volentieri*; S. 156: '*Scelgo la festa da ballo indetta* (!) *dai nostri amici, lo* (!) *preferisco al bonario* (!) *ricevimento della vecchia zia*'; S. 170: '*Noi giungemmo per* (!) *la tranvia a vapore, mentre essi giunsero in bicicletta e invademmo* (!!) *uniti un boschetto vicino al villaggio*'; S. 175: '*Abbiamo mesciuto* (statt *attinto*, oder man müſste annehmen, sie hätten das Faſs zum Einschenken gekippt ...) *la birra dalla botte*'; S. 205: '*La prima creazione che pose in fama il Buonarotti si fu la testa rappresentante una storia di Martin Tedesco; la quale rappresenta i demoni che tentano Sant' Antonio.*' Solche gedankenlose Flüchtigkeit, wie sie uns im letzten Beispiel entgegentritt, verdient denn doch ernste Rüge!

Kurz, wollte der Verfasser uns wenigstens bei der zweiten Auflage seines gut ausgestatteten, schön und im ganzen korrekt[1] gedruckten Buches eine 'den Anforderungen der Zeit entsprechende' Grammatik liefern, so müſste er nach fleiſsiger Umschau auf diesem Gebiete mit rücksichtsloser Selbstkritik an jede Seite die bessernde Hand legen. Italienische Nationalität und langjährige praktische Lehrerfahrung sind denn doch kein genügendes Rüstzeug, um ein wirklich gutes Lehrbuch zu schaffen, das gegen seine Vorgänger einen Fortschritt bedeutete. Mittelmäſsige Grammatiken aber giebt es weiſs Gott schon viel zu viele!

Berlin. Oskar Hecker.

Lehrbuch der italienischen Sprache. Mit besonderer Berücksichtigung der Übungen im mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch der Sprache von Dr. Otto Boerner und Professor Romeo Lovera. Leipzig, Teubner, 1898. XI, 243 S.

Das vorliegende Lehrbuch reiht sich als Parallelwerk an die Lehrbücher für das Französische und das Englische des gleichen Verlages. Die Verfasser (Anordnung und Methode stammt wohl von Boerner, die Ausarbeitung dagegen von Lovera) sind — nach ihren eigenen Worten — redlich bemüht gewesen, ein Unterrichtsmittel zu schaffen, das geeignet wäre, ohne Vernachlässigung des grammatikalischen Wissens die neuen Ziele des fremdsprachlichen Unterrichts zu erreichen, nämlich die Fähigkeit des Schülers, die fremde Sprache zu schreiben und zu sprechen. Zu diesem Zwecke werden als fremdsprachliche Übungsstücke nur zusammenhängende Stücke gegeben, deren jedes zur Einübung gewisser grammatikalischer Regeln dienen soll; sie schreiten vom Leichteren zum Schwereren stufenweise fort und bilden die Verarbeitung eines bestimmten Gedankens.

[1] Bedenkliche Versehen sind auf S. 42 *crespato* = geträufelt (statt gekräuselt) und besonders die ausdrücklich accentuierten Formen *invíamo, inviáte* und *spíamo, spíate*.

Der Schüler soll zunächst mit seiner Umgebung vertraut gemacht und allmählich in stand gesetzt werden, sich über Dinge und Vorkommnisse des alltäglichen Lebens zu unterhalten. Diese Methode scheint mir die Vorzüge der alten auf das glücklichste mit denen der neuen zu verbinden, und mit ihrer Hilfe lassen sich fraglos bei geschickter Anleitung durch den Lehrer schöne, gediegene Erfolge erzielen.

Das Lehrbuch gliedert sich in zwei Teile und einen Anhang. Der erste Teil bietet unter dem Titel 'Einführung in die italienische Sprache' eine Laut-, Buchstaben- und Silbenlehre in knappster Form ohne jegliche theoretische Auseinandersetzung nur als Leseübung, um 'eine gute und reine Aussprache' zum mindesten anzubahnen. Der zweite Teil — Übersetzungs-, Sprech- und Aufsatzübungen — enthält 48 Lektionen, die in je fünf Abschnitte zerfallen: a) Grammatik, d. h. Musterbeispiele zur Ableitung der betreffenden Regel, nie aber diese selbst. Hier ist die ganze Formenlehre, sowie die Syntax in ihren wichtigsten Erscheinungen behandelt worden. b) Italienische Übersetzungsübung, die teils zusammenhängende Sätze, teils einfache, dem täglichen Leben entnommene Zwiegespräche enthält. c) Der Umgangssprache entlehnter Wortschatz, dessen Inhalt zum Teil aber schon in b verarbeitet ist, so dafs es meines Erachtens praktischer wäre, b und c die Plätze wechseln zu lassen. d) Deutsche Übersetzungsübung, da dem Verfasser völliger Verzicht darauf (Gott sei Dank!) bedenklich erschien. Inhaltlich sind diese, hier und da auch in Gesprächsform auftretenden Übungen dem Anschauungskreise des jugendlichen Schülers angepafst. e) Sprechübung; hier werden eine Anzahl italienischer Fragen aufgestellt, die von dem Lernenden erst laut zu wiederholen und dann, so gut es geht, zu beantworten sind. Die Antwort ist meistens durch die vorausgegangenen Übersetzungsübungen vorbereitet. Daran soll sich schliefsen das Erlernen von Gedichten, sowie die Anfertigung längerer und schwierigerer *Esercizi di grammatica* und auch *Esercizi di composizione* elementarer Art. Es folgt nun der italienische Anhang mit einigen Gedichten (es könnten getrost mehr sein und minderwertige durch allbekannte bessere ersetzt werden), leichten Lesetücken für die Unterstufe, zum Teil naturgeschichtlichen Inhalts, einem ausführlicheren, unterhaltenden und lehrreichen Abschnitt aus der Geographie Italiens (mit Karte), einer Auswahl schlichter Briefe und der geläufigsten Sprichwörter. Den Beschlufs bildet das *Vocabolario* (zu den Lektionen 19—48), ein alphabetisches Wörterverzeichnis zum Anhang, sowie eine tabellarische Übersicht über die veränderlichen Redeteile der italienischen Grammatik.

Da das vorliegende Lehrbuch die Aufstellung der Regeln dem Lehrer überläfst, andererseits aber die Grammatik desselben Verfassers, die mit dem Lehrbuch Hand in Hand geht, gleich noch zu besprechen sein wird, mag hier ein kritischer Blick auf die Übersetzungs- und Sprechübungen und auf den herangezogenen Wortschatz genügen. Das gebotene Italienisch ist fehlerfrei und empfiehlt sich im allgemeinen durch echte und frische Ausdrucksweise. Doch sind mir bei Stichproben folgende

Wendungen als verbesserungsbedürftig aufgefallen: S. 19 2: *'La faccia ha la fronte, il naso ...'* statt *Nella faccia abbiamo la fronte ...*; S. 41 3 und öfters: *Mia nonna* statt *La mia nonna*, denn *nonno* und *nonna* werden behandelt wie *babbo* und *mamma*; S. 60 15: *'Alle dieci* (morgens) ... *faccio una merendina'* statt *faccio uno spuntino*; S. 61 17: *'Perchè non hai nettato* (üblicher *ripulito*) *questi coltelli? Tu non sei attenta'* statt *Stacci più attenta*; S. 68 3: *'I soldati di mare formano l'armata'*, während doch *armata* ebensogut von den Landtruppen gesagt wird; S. 111 22: *'Tienti sempre sul sentiero, sul quale cammina la virtù'* statt einfacher und besser *sul sentiero della virtù*; S. 121 3: *'osserverai tutto con i tuoi stessi occhi'* statt eher *con i propri occhi'*; S. 127 7: *'Non le piace questo piatto? — Mi piacque, ma ho già mangiato abbastanza'*. Das Passato remoto kann hier unmöglich stehen; entweder mufs es heifsen *Mi è piaciuto* oder aber auch *Mi piace*; S. 129 7: *'un gran cane bel grasso'*, wo nur die volle Form *bello* stehen kann; S. 130 16: *'Non tollero che Ella si beffi di me, rimanga tranquillo, se non vuole che le faccia vedere come deve contenersi,'* hier ist *rimanga tranquillo* entschieden nicht italienisch, denn dies heifst doch 'bleiben Sie ruhig, unbesorgt'; man erwartet etwa *la smetta* oder *la faccia finita*; S. 133 7: *'rise di sapore'*, besser *rise saporitamente* oder *rise di cuore*; S. 187 7: *'staccare i vistosi grappoli d'uva dalle vigne'*, gemeint ist *dalle viti*. Bei den Proverbi (S. 193) ist die augenscheinlich meiner 'Ital. Umgangssprache' entnommene Übersetzung zu *Chi dorme non piglia pesci* — irrig. Unser entsprechendes Sprichwort lautet doch nicht: 'Ein Fuchs, der schläft, fängt keinen H a s e n', wie es mir drolligerweise in die Feder geflossen und vom Verfasser unbeanstandet wiedergegeben worden ist, sondern natürlich 'Ein schlafender Fuchs fängt kein Huhn'! Auch für das Sprichwort *'Chi pecora si fa, lupo la mangia'* möchte ich statt der von mir seiner Zeit als Notbehelf gegebenen und vom Verfasser nicht verschmähten Übersetzung: 'In der Welt gilt jeder für das, was er scheint', heute lieber das entsprechende Sprichwort vorschlagen: 'Wer sich unter die Kleie mischt, den fressen die Säue'.

Zu den Vokabeln ist zu bemerken, dafs sie gut ausgewählt und im allgemeinen treffend verdeutscht sind. Aufgefallen ist mir S. 8 *carta asciugante* statt des üblicheren *carta sugante* oder *carta suga*; S. 10 *camera* wird dem guten Sprachgebrauch zufolge nur für Kammer, Schlafzimmer verwandt, man kann daher nicht sagen: *'La classe è una camera'*; S. 14 für Strumpfband üblicher *legacciolo* als *legaccia* und den heutigen Verhältnissen noch besser angepafst *elastico da calza*; *i calzoni* sind nicht Kniehosen (*calzoni corti*), sondern ganz allgemein Hosen; S. 17 *parecchi* heifst nicht einige oder, wie vielfach gelehrt wird, mehrere, sondern ziemlich viele; S. 51 *straniero* ist nur der ausländische Fremde; S. 209 *faccia pure* als höfliche zustimmende Antwort auf unser Ersuchen, uns etwas gestatten zu wollen, wird man schwerlich je durch 'machen Sie nur!' wiedergeben, man pflegt in solchem Falle zu sagen 'Bitte sehr!'; S. 213 *strepito* ist nicht Geräusch, sondern Lärm, Getöse.

Die verschiedene Aussprache des *e* und *o*, sowie der Ton (weitere

Hilfen werden bei den Vokabeln leider nicht geboten) ist nur dann angegeben, wenn nach des Verfassers Meinung wohl ein Irrtum möglich wäre. Weit empfehlenswerter möchte es sein, regelmäſsig den offenen Vokal zu kennzeichnen und den Ton anzugeben, sobald er auf die drittletzte Silbe oder gar noch weiter zurück fällt. Da der Verfasser z. B. bei *cosa, orologio, coprono, nobile, sacerdote, remo, chiesa, Elena, Romeo* u. s. w. nichts bemerkt, wird der deutsche Schüler fraglos derartige Wörter mit dem ihm hier geläufigeren geschlossenen Vokal sprechen (auch die richtige Betonung hier und da verfehlen) und andererseits fälschlicherweise den offenen Laut sicher anwenden bei *Ella, verde, tedesco, scelta, orecchio, bocca, ponte, conosco, vergogna, Giorgio* etc. Bedauerlich ist, daſs die gewährten Aussprachehilfen eine Anzahl bedenklicher Druckfehler aufweisen, so z. B.: mit geschlossenem statt mit offenem Tonvokal *correggere* (S. 47), *fodera* (S. 202), *ripetere* (S. 203), und mit offenem statt mit geschlossenem Tonvokal *compito* (S. 51), *pentola* (S. 58), *compiere* und *vendere* (S. 195), *adempiere, conoscere, organo* (S. 196), *ordine* (S. 197), *scegliere* (S. 199), *ricovero* (S. 200), *semplice* (S. 200), *accorrere* (S. 206), *Cesare* (S. 211). Sonst ist der Druck, von verschwindend wenigen Ausnahmen abgesehen [z. B. *Paola* (6), *gennai* (96), *potai* (136)], mit anerkennenswerter Sorgfalt überwacht worden.

Berlin. Oskar Hecker.

Mit vorstehendem Lehrbuch ist nun gleichzeitig von Lovera allein zur Ergänzung herausgegeben worden eine

Grammatik der italienischen Umgangssprache. Leipzig, Teubner.

Der Zusammenhang beider Werke erweist sich auch äuſserlich dadurch als ein ganz enger, daſs die im Lehrbuch am Kopf der einzelnen Lektionen befindlichen grammatikalischen Mustersätze auch in der Grammatik über der zugehörigen Regel in wörtlicher Übereinstimmung zu finden sind. In der Anlage lehnt sich Loveras Arbeit an Boerners 'Hauptregeln der französischen Grammatik'. Zu den Regeln werden nur knappe Beispiele, aber keinerlei Übungssätze gegeben. Der Verfasser will das gesamte Gebiet der italienischen Grammatik berücksichtigen, 'soweit es für den Schüler wünschenswert (?) und für das Verständnis auch schwererer italienischer Schriftsteller nötig ist.' Deshalb biete auch der Anhang auſser einem Kapitel über die Wortfolge einen Abriſs der Verslehre, doppelsinnige und sinnverwandte Wörter, solche mit gleicher Bedeutung und Pleonasmen. Der Stoff ist auf zwei Abschnitte verteilt, von denen der erste eine Laut-, Buchstaben- und Silbenlehre bringt, während uns der zweite mit der Wortlehre und mit den Hauptregeln der Syntax bekannt macht.

In der Lautlehre wird endlich einmal der Versuch gemacht, die Aussprache ausführlicher und sorgsamer darzustellen, als es bisher in Lehrbüchern für nötig erachtet worden ist, wenngleich sich der Verfasser —

was recht bedauerlich ist — auf die 'wichtigsten Ergebnisse der Lautphysiologie, soweit sie eben unumgänglich nötig und dem Schüler verständlich sind', hier doch beschränkt.[1] Daher bleiben auch bei bescheidenen Ansprüchen ziemlich erhebliche Lücken, die der Verfasser gut thun würde, bei kommenden Auflagen auszufüllen. Aufserdem wären noch nicht wenige Schiefheiten zu beseitigen und einige Versehen richtig zu stellen. Es heifst da z. B. von den Vokalen *a, i, u* schlankweg, sie würden ausgesprochen wie im Deutschen. So lehren ja nun allerdings sämtliche mir bekannte Grammatiken, und doch ist es unzutreffend. Man vergleiche doch einmal die Klangfarbe der Vokale in *impaccio* — Patsche, *razza* — Katze; *lista* — Liste, *irto* — Hirte; *zuppa* — Suppe, *lunghe* — Lunge! Ferner wäre doch darauf hinzuweisen, dafs *i* in Wörtern wie *noia, diavolo, cuffia* halbkonsonantisch wird, während es vokalisch bleibt in Wörtern wie *miagolo, Italia, Antonio, mercurio.* Die Regel ist doch leicht aufzustellen. Auch die besondere Aussprache des *u* nach *g* und *q* vor einem Vokal mufste berührt werden.

Bei *e* sagt der Verfasser, es sei offen vor einem anderen Vokal. Also auch *quęi, pęi, potęi* u. s. w.? Bilden fortwährend gebrauchte Wörter eine Ausnahme, so müssen sie doch durchaus erwähnt werden! *E* sei weiter offen in der Endung *esimo* mit alleiniger Ausnahme der Wörter griechischen Ursprungs wie *cristianesimo*; demnach wäre also zu sprechen *medęsimo, incantęsimo, protestantęsimo* u. s. w.? Halbrichtige Regeln können nur Verwirrung anrichten. Dann heifst es, offenes *e* käme zu den Wörtern: *sempre, bene, meglio, peggio, certo, verso.* Warum werden gerade diese nur angeführt? Es giebt doch noch eine Menge anderer, nicht minder üblicher Wörter mit offenem *e*, die in keine der Regeln des Verfassers passen, z. B.: *è, ebete, pecora, sedia, benefico, egregio, celebre, premio, treno, lepre, ossequio, merito, esito, prete, leva, prezzo.* Diese Reihe liefse sich leicht verzehnfachen!

Das offene *o*, lehrt der Verfasser, wäre stets in einsilbigen Wörtern zu finden. Also wird der Schüler natürlich *ǫ, lǫ, nǫn* sprechen ... Geschlossen sei das *o* in der Endung *oia*; und *boia, gioia, loia, noia, Savoia, stoia, troia*?? Denselben geschlossenen Laut habe die Verbalendung(!) *otto* (z. B. *rotto*); man denke aber an *adotto, agrotto, borbotto, cotto, lotto, pizzicotto, sballotto, trotto* u. a.!

Bei Gelegenheit der Diphthonge heifst es, wie in *paese, poeta* u. s. w.

---

[1] Anderwärts hat der Verfasser an der Hand der 'Grammatica italiana per le scuole secondarie' von P. Petrocchi eingehender über die Aussprache des Schriftitalienischen gehandelt (Neuere Sprachen, Band V, Heft 10). Er hat das Verdienst, Deutschland mit den Aufstellungen Petrocchis bekannt gemacht zu haben. Durch eigene Arbeit gefördert hat er sie aber meines Erachtens nicht. Ergänzungen und Verbesserungen — die recht gut noch möglich wären — hat er nicht beigebracht; dagegen finden sich in seinem Aufsatz unbegreifliche Lücken (besonders bei den Ausnahmen!) und zahlreiche von ihm nicht begründete, übrigens gänzlich unberechtigte Abweichungen von Petrocchis Vorschriften. Es werden daher seine Aufstellungen mit der nötigen kritischen Vorsicht von den Grammatikern zu benutzen sein.

müsse auch in *miei* und *ieri* jeder Vokal für sich ausgesprochen werden; also *mi-e-i* und *i-eri*. Das ist ein Irrtum. In dem sogenannten Diphthong *ie* hat das *i* halbkonsonantischen Wert!

Die Schleiflaute *ñ* und *l̃* sollten auch im Anlaut vorgeführt werden (*gnacchera, gnocco*; *gli*). Seltsam berührt auf S. 5 unter Nr. 9 die ausdrückliche Bemerkung: '*ti* lautet überall wie *ti*'; dazu die Beispiele *Tiziano, simpatia*. Ja, wie sollte man denn auf den Gedanken an eine andere Aussprache kommen? Nicht minder muſs man den Kopf schütteln zu folgender Anmerkung auf S. 5: 'Das stimmtönende *s* erlernt der Schüler am leichtesten durch Hinweis auf das Summen der Biene oder durch Übergang von *n* zu *s* mit Beibehaltung des bei *n* zu vernehmenden Stimmtons.' Als ob es im Deutschen kein stimmhaftes *s* gäbe!

Vom stimmhaften *z* lehrt der Verfasser, es werde wie stimmtönendes deutsches *s* gesprochen. Das ist entschieden unrichtig. Vor dem stimmhaften *s* klingt noch deutlich ein stimmhafter Dental an! Ein solches *z* hätten u. a. die Verben auf *izzare*; doch ganz gewiſs nicht immer, man denke an *attizzare, guizzare, rizzare, schizzare* u. a.! Dasselbe stimmhafte *z* kommt allerdings bei Verben vor, die von Substantiven mit stimmhaftem *z* abgeleitet sind, aber das als Beispiel angeführte *ruzzolare* gehört hier nicht her, denn sein *z*-Laut ist stimmlos, und mit *ruzzo* hat es nichts zu thun.

Das sogenannte Verdoppelungsgesetz (vgl. die Vorrede zu meiner 'Ital. Umgangssprache' und meinen 'Piccolo Italiano') erwähnt der Verfasser bedauerlicherweise nicht. Er will von ihm augenscheinlich nichts wissen. Nun, das ist Ansichtssache; wenn er aber meint (Neuphilolog. Centralblatt Jahrg. XI S. 302): 'Se questo suono doppio esiste di fatto ... esso tende a poco a poco a scomparire dall'uso vivo anche in Toscana', so ist er in argem Irrtum befangen. Alljährlich halte ich mich ein paar Monate in Florenz bezw. Umgegend auf, habe aber bislang von dem allmählichen Erlöschen der Wirkungskraft jenes Gesetzes nicht das geringste verspürt. Nicht einen einzigen Toskaner würde man auftreiben — *neanche a cercarlo col lumicino!* — der *dapertutto* spräche, wie der Verfasser schreibt und wohl auch sagt. Von wirklich guter Aussprache ist die Verdoppelung des anlautenden Konsonanten unter den bekannten Bedingungen meines Erachtens untrennbar, oder aber man spreche folgerichtig auch *a* | *Dio, più* | *tosto, nè* | *pure, già* | *mai, sì* | *come* u. s. w.!

Und nun zur Würdigung der aufgestellten Regeln. Da ist erstens einmal zu bemerken, daſs ihre Fassung öfters die erforderliche Klarheit und scharfe Umgrenzung vermissen läſst: § 18 heiſst es: '... bezeichnen die Namen als männliche Singularia f e r n e Länder, so tritt *in* mit dem zusammengezogenen (!) bestimmten Artikel ein.' Dabei sagt man doch nicht nur *nel Giappone*, sondern auch *nel Tirolo, nel Belgio, nel Marocco* u. a. § 19. 'Einfache Ländernamen stehen ohne Artikel nach *di* zur Bezeichnung (!) des Titels.' Schief und nur teilweise richtig, denn man sagt doch *il re del Belgio, l'imperatrice delle Indie*! § 20: 'Es wird die weibliche Endung *ona* bei den Wörtern gebraucht, die mit dem Masculin ver-

wechselt werden könnten.' Dazu als Beispiel *la vedovona*. Der Verfasser hätte sagen sollen: Bei weiblichen Wörtern, die eine Person bezeichnen, wird, um einer Verwechselung vorzubeugen, als Augmentativ die Endung *ona* angehängt. Doch war auch auf Bildungen wie *letterona* neben *letterone, camerona, febbrona, figurona, predicona, scatolona* u. a. hinzuweisen. § 144: '*Codesto* wird gebraucht, um eine Person oder Sache zu bezeichnen, die sich näher bei der angeredeten als bei der sprechenden Person befindet.' Nehmen wir einmal an, ein Gegenstand sei 10 Meter von der angeredeten und 20 Meter von der sprechenden Person entfernt, so könnte nie und nimmer mit *codesto,* sondern nur mit *quello* auf ihn hingewiesen werden. Das geht nur, wenn er sich in nächster Nähe oder gar an der angeredeten Person befindet. Auch kommt nicht nur Person oder Sache in Frage, sondern auch abstrakte Begriffe, z. B. *Ritiri codesta offesa!* § 160: 'Wer im Relativsatz heifst *chi*; ebenso in einer Art von Attraktion: *Credi a chi t'ama.*' Was soll der Schüler mit einer derartig gefafsten Regel anfangen? § 163: Mit Bezug auf das Beispiel '*Che sono questi uomini* (statt *Che uomini sono questi*!). Was sind das für Menschen? heifst es '*che* entspricht dem deutschen was'. Das ist doch wirklich recht gedankenlos! § 399: 'Gleichlautend sind als Adjektive und als Adverbien: *presto, forte, alto, lesto, falso, chiaro, fisso, lento, adagio* (doch wohl nur Versehen statt *piano* ...), *basso, caro.*' Da vorher gesagt ist, dafs man das Adverb bildet durch Anhängung von *mente* an das weibliche Adjektiv, mufs nun der Schüler doch notgedrungen den Schlufs ziehen, Bildungen wie *prestamente, fortemente, altamente* u. dgl. kämen nicht vor! Aufserdem ist aber obige Liste von Vollständigkeit weit entfernt. § 403: 'Einige (welche? niemals die zusammengesetzten!) Adverbien können durch Wiederholung verstärkt werden.' Dazu wird u. a. als Beispiel angeführt *man mano* und *passo passo,* als ob das Adverbien wären und unverdoppelt vorkommen könnten! § 419: 'Die Präposition *da* steht nach Adjektiven, die den Begriff des Fernseins, Freiseins enthalten.' Sehr richtig, aber wie kann der Verfasser unter diese Kategorie einreihen 1) *buono* = tauglich, das übrigens öfters mit *a* konstruiert wird, und 2) *stanco* = müde? Das pafst doch wie die Faust aufs Auge.

Im folgenden mag noch auf eine Anzahl Lücken hingewiesen und unrichtig Dargestelltes zur Sprache gebracht werden. § 2: Bei dem Artikel *lo* darf doch nicht fehlen, dafs er auch vor den mit *gn* beginnenden männlichen Substantiven zu stehen hat und aufserdem in einzelnen stehenden Redewendungen aus alter Zeit erhalten geblieben ist; man denke an *per lo più*! § 28: 'Die Hauptwörter auf *co* verwandeln diese Endung im Plural in *chi*; Ausnahmen: *Greco, Austriaco, equivoco, chierico, parroco* und noch mehrere andere (!) bilden ihre Mehrzahl auf *ci.*' Von vier oder fünf abgesehen doch alle Proparoxytona, z. B. *distico, genetliaco, lessico, medico, monaco, portico, sindaco, villico, zodiaco* u. s. w.! § 31: 'Solche Pluralformen (männlich auf *i* und weiblich auf *a*) haben auch *cervello, corno, fondamento, labbro, legno* u. s. w.' Hier mufs doch auf den Bedeutungswechsel hingewiesen werden. Die Bemerkung, *i* werde gewöhn-

lich im übertragenen Sinne gebraucht, kann nicht genügen und trifft auch nur teilweise zu. § 45: *il* fronte, *il* lepre, *il* cenere, sowie auch *l'oste* in der Bedeutung Heer gehören nicht der Umgangssprache an. § 52: Der gute Sprachgebrauch kennt heute nur das Suffix *iciattolo*, nicht *icciatolo*, z. B. *bolliciattola*, *febbriciattola*, *fiumiciattolo*, *omiciattolo*. § 67 wird gelehrt, *grande* könne nur in der Einzahl verkürzt werden. Das ist unzutreffend. Es ist durchaus üblich, zu sagen *a gran passi; gran montagne sono quelle!* § 69 bei der Konstruktion *tanto* — *quanto* = so viel — als könne letzteres nach Belieben mit seinem Hauptwort übereinstimmen. Nie und nimmer wird man in Toskana hören z. B. *ho tanti fratelli quanto sorelle!* § 71: Zu dem Beispiele '*il rimedio più efficace*' wird die Regel gegeben: 'Man bildet den Superlativ durch Vorsetzung des bestimmten Artikels vor den Komparativ.' Abgesehen davon, dafs man im Italienischen von einem echten Superlativ gar nicht reden kann, ist doch das Beispiel ganz verkehrt. § 80: Von Adjektiven, die, je nachdem sie vor oder hinter dem Substantiv stehen, eine verschiedene Bedeutung annehmen, kennt der Verfasser nur *buono*, *galante*, *grande* und *certo*. Es giebt doch deren aber reichlich ein Dutzend, die alle üblich sind .... § 119: 'Das deutsche es [beim Verbum sein] wird durch unveränderliches *lo* übersetzt, wenn es anstatt eines Adjektivs oder Particips steht; kommt aber eine nähere Bestimmung hinzu, dann wird *lo* (!) veränderlich.' Wieviel klarer und schärfer ist diese Regel bei Vockeradt gefafst, der für die heutigen Grammatikschreiber ganz umsonst sein unerreichtes, tiefdringendes, allerdings nicht 'praktisches' Lehrbuch verfafst zu haben scheint. Und doch würde heute kein Toskaner in ungezwungener Rede sagen: *È francese questa donna? Sì, signore, lo è*, sondern *Sì, signore, è francese*, und nicht *Siete voi la donna che abbiamo veduto ieri? Sì, signore, la sono*, sondern *Sì, signore, sono io*; ähnlich *Sono questi i libri arrivati stamani? Sì, sono codesti* und *Sono parenti tuoi? No, non sono.* § 129: Zu den Beispielen '*Questi signori sono miei amici*' und '*Questi signori sono i miei amici*' giebt der Verfasser folgende Regel: 'Im prädikativen Verhältnis steht kein Artikel, aufser in dem Falle, wo die prädikative Ergänzung ein Substantiv ist.' Wie soll man sich das nur zusammenreimen?? § 175 mufste bei '*lo si dice*' zum mindesten auf das Unrichtige dieser häfslichen, in Toskana streng verpönten Konstruktion aufmerksam gemacht werden; *si* ist doch Accusativ! § 209: Zu *c'è* = 'es giebt' bemerkt der Verfasser, es müsse mit dem Subjekt im Numerus übereinstimmen, als ob '*c'è tante persone più povere di lei*' falsch oder ungewöhnlich wäre! § 295: Bei reflexiv gebrauchten Verben, lehrt der Verfasser, werde das Participio passato nicht mit dem Subjekt in Übereinstimmung gebracht, wenn das vorangehende Objektspronomen ein Dativ ist. Demnach dürfte man nicht sagen: *mia sorella s'è lavata le mani* oder *i miei fratelli si sono proposti di fare un viaggio*, und doch ist es in Toskana durchaus üblich. Die Grammatik hat sich nach der lebenden, d. h. fortwährend sich entwickelnden Sprache zu richten, die sich von den Schulmeistern wahrlich nichts vorschreiben läfst. § 397 rechnet der Ver-

fasser zu den ursprünglichen Adverbien (*qui, quando, bene, sì* u. s. w.) auch Verbindungen wie *dappertutto, frattanto, adagio, abbastanza, appunto* und sogar *sicuramente!* § 398 *leggiero* bildet doch nicht das Adverb *leggiermente,* was gar nicht zu verstehen wäre, sondern letzteres gehört zu dem veralteten *leggiere.* § 399 mufste erwähnt werden, dafs man sehr häufig im Italienischen ein nach dem Subjekt bezw. Objekt flektiertes, appositional gesetztes Adjektiv in der Funktion des Adverbs antrifft, z. B. *coraggio, povera donna, parlate franca*; *le ragazze lo guardavano fisse fisse*; *vendérono cara la loro vita.* § 419: Die Stellung *il ragazzo dai biondi capelli* ist in der Umgangssprache ganz ungewöhnlich. § 422: '*Col tempo e colla paglia maturano i nespoli*' Die Bäume reifen doch nicht! Also mindestens *le nespole,* jedoch ist die übliche Form dieses Sprichworts '*Col tempo e colla paglia si maturan le sorbe*'. Es entspricht im Sinne genau unserem 'Mit der Zeit pflückt man Rosen'. § 451 übersetzt der Verfasser 'fahren Sie zu, Kutscher' mit *tocca, tocca via, cocchiere*! Das ist entschieden eine dialektische Ausdrucksweise. Italienisch würde man sagen 1) wenn der Wagen bis dahin gehalten hat: *andate, vetturino* oder *avanti!* 2) will man dagegen den fahrenden Kutscher zur Eile antreiben: *su via, correte, vetturino!* § 459 heifst es: 'Zwei Sätze, von denen der eine dem anderen untergeordnet ist, müssen durch *che* verbunden werden.' Dabei läfst sich doch gegen Sätze wie die folgenden nicht das geringste einwenden: *Pare non vengano più*; *credevo tu fossi già partita*; *avrà paura non facciate a tempo.* S. 166: Es genügt nicht, zu sagen, das Accusativ-Objekt stehe 'gewöhnlich' vor dem Dativ-Objekt. Wann das Gegenteil eintritt, mufste gezeigt werden an Beispielen wie: *Ripeterò agli amici tutto quanto mi hai detto.* S. 170 vermifst man eine Auskunft über die verschiedenen Reimarten wie *rima accoppiata, alternata* u. s. w. S. 171 hätte der Strophenbau der Kanzone erläutert werden sollen. S. 172 *buttero — butterò, faro — farò* u. dgl. kann man doch nicht als 'Omonimi' bezeichnen! S. 175 ist das wichtige Kapitel der 'Sinonimi', dessen beschränkte Aufnahme in die Grammatik mir durchaus empfehlenswert scheint, gar zu dürftig fortgekommen. Nur zehn Wortgruppen sind besprochen worden, während die vierfache Anzahl getrost hätte Platz finden können. Wenig Zweck hat es, eine Gruppe zu bringen wie *bastonare, dar delle bastonate, picchiare, accarezzare le spalle.* Wichtig wären dagegen z. B.: *breve — corto*; *antico — vecchio*; *bastone — mazza*; *bosco — foresta — macchia — selva*; *coppia — paio*; *cuscino — guanciale*; *banca — banco — panca*; *abitare — alloggiare — dimorare — star di casa*; *allievo — alunno — discepolo — scolare*; *esaurito — esausto*; *lampada — lampione — lanterna — lucerna — lume*; *ferita — piaga*; *forestiero — straniero*; *baleno — fulmine — lampo* u. a. S. 176 und 177 ist mir unbegreiflich, wie der Verfasser dazu kommt, in den folgenden Redensarten die Adjektive *bello, buono* und *grande* als 'Pleonasmen' anzusehen: '*Ella ha un bel dire, era sul più bello*; *c'è voluto del buono e del bello*; *è un gran dire che non si possa aver cinque minuti di pace*'!

Wie man aus vorstehenden Ausstellungen ersehen kann, läfst Loveras

Arbeit wahrlich noch manches zu wünschen übrig. Eine sorgsame, ernst prüfende Durchsicht müfste bei Gelegenheit einer zweiten Auflage hier gründlich Wandel schaffen. Ich hätte mich nicht der Mühe einer so eingehenden Besprechung unterzogen, wenn nicht in diesem Lehrbuch ein guter Kern steckte, der Anerkennung verdient (ich hebe besonders das Kapitel von den Präpositionen hervor), und wenn ich nicht die Überzeugung hegte, es werde dasselbe dank der ansprechenden Methode sich bald an vielen Schulen einbürgern. Für den Selbstunterricht wird es sich dagegen weit weniger eignen schon wegen der Teilung in zwei Bände, durch welche auch ein Gesamtpreis bedingt wird, der um die Hälfte höher ist als bei den verbreitetsten Lehrbüchern. Die Ausstattung ist den Bedürfnissen der Schule angepafst und in jeder Hinsicht als vorzüglich zu bezeichnen.

An ärgerlichen Versehen — ich stelle dem Verfasser eine Liste geringfügiger Druckfehler zur Verfügung — sind mir aufgefallen: § 21: '*Partii* ... *per Parigi* Ich reiste ... nach Paris'; es fehlt doch ab! § 131: *Ho veduto Suo* (statt *il Suo*!) *amico*. § 210: '*Sono io che l'ha* (statt *l'ho*!) *fatto*'. § 375: '*Spererei che venga* (statt *venisse*!). § 437: 'die Knaben lauerten die Frösche auf'.

Berlin. Oskar Hecker.

Diccionario de la Lengua Castellana por la real Academia Española, décimatercia edición. Madrid, Imprenta de los Sres Hernando y Compañía, 1899.

— ¿Adónde tan de prisa?, decía un estudiante á otro.

— Ven, que ahora mismo van á sacar un retrato de la universidad. Figúrate qué reclamo en casa, si saliésemos en él.

Esto mismo debieron decirse los académicos el día en que el fotógrafo de Blanco y Negro anunció su visita á la 'docta corporación'. ¡Vaya un reclamo para la nueva edición del libraco! ¡Y cuidado, que es la décima tercia, funesta cifra!

Todos en España han visto el excelente retrato. De niños, á esos caballeros les pondría el fotógrafo junto á un velador atestado de librotes, para indicar su portentosa cabeza. De hombres machuchos, el artista de la ilustración les colocó así también, al lado de una infinidad de libros, gordos lo más posible, para que el público se quede aturdido de la sapiencia de los inmortales. Con todo, fijándose bien en las facciones de los señores fotografiados, échase de ver cierto terror, como de reos que están junto á la guillotina. ¿Quién les ha metido á ellos en esos líos? ¿Es recompensa justa, para hombres como Galdós, Echegaray, Valera y Campoamor, obligarles á ocuparse en una tarea monótona, aburridísima, que exige suma paciencia y larga preparación?

Dentro de ese centro 'docente' hay una comisión del diccionario, que mereció asimismo los honores de la reproducción. A la izquierda, están dos caballeros, muy señores míos, conocidísimos en su casa, en punto á filología, uno de los cuales hojea un libro, para que veamos lo aplicado

que es el chico de la Academia. El tercero es Valera, á quien yo diría, con gran respeto: '¿Quiere usted que le remita unas docenas de vocablos que están en sus obras y no en el libraco que están ustedes echando más á perder?' Luego viene una cara muy aburrida, así como la de un célebre republicano; quien le conozca, que levante el dedo. Después figura el único romanista que hay en la Academia, luego de haber muerto Fabié, otro filólogo, orientalista. Al Sr. Commelerán le diría yo: '¿Para qué ha servido su discurso de entrada?' Y respondería él, en verso: 'Para nada.' Ahí tienen en su seno un etimologista que ni la más mínima idea tiene de las leyes fonéticas principales que se exponen en el mencionado discurso, trabajo por cierto ligero, pero de más valor que esas arengas retóricas que se archivan y nadie lée. Por último, completa el sexteto diccionarista un señor que ha escrito mucho, y copiado más, y traducido enormemente más, y adquirido un immenso saber del gran Diez; pero no es lexicógrafo.

En la Academia hay tres especies de miembros: unos á quien les importa tres caracoles el maldito diccionario; otros que comprenden su obligación material, no moral, pues para ello les falta el alma, la vocación, el amor al trabajo lexicográfico, y hacen el papel del burro que á la fuerza arrea con él; y otros, filólogos infantiles, que toman como cosa de juego una tarea científica de grandes empeños. Entre estos últimos está el niño etimologista que se recrea buscando orígenes, disparatados, por supuesto, y enrevesados lo más posible, condición precisa para confeccionar sus juegos malabares. Con su imaginación extraviada, nadie vuela tan lejos como él. Es un espíritu volandero de amplias alas; y además, está poseido de su ciencia, fundada en el vacío.

Baca ¡del francés *bache*!, (y antes del alemán *bake*); *bache*, del árabe y del bretón (ó del alemán *Patsche* y *Bach*); *bachiller* del latín, con su explicación desmembrada, de *bacca*, baya (¡vaya, hombre!); *badana*, del árabe (cuero *batanado*); *bagaje*, que se relaciona con *baca* y *baga* (de *baca*, no de *bacca*), parece viene de *bag* (y *potaje* de *pote*); *baila* del latín *palus* (el etimologista sí que los merece, en gallego), *baile*, juez, del latín; *bajel*, idem (de *basel*, que no trae); *baladí*, de ... *balde* (el precio á que se pagan las etimologías del diccionario); *baladro*, de ... *latratus*, ladrido (¡esto sí que es ladrar orígenes!); *balanza*, de *bilanx*; antes venía *balaustre* de *balaustra*, y este del griego, y ahora procede *-tre* de *-tra*, y este del latín; antes *balcón* derivaba del persa, y ahora viene del italiano (¡gracias á Dios que el etimologista no viaja ya por tan luengas tierras!); *balde* procedia del árabe, y ahora deriva de *balda* (error; de *valde*, que no trae); *baldés*, de ... *baldés* (¡claro! será de *baldrés*, por errata), y antes venía nada menos que del sanscrito; *baliza*, del anglosajón *balye*; *bancal*, de *banco* (es francés); *banzo*, de *banda*.

Barro, antes del árabe *barra*, tierra, viene ahora del céltico *baw*, que me huele al *barr* celta de *barra* y al *bar* idem de *parra* (el buen etimologista sí que se subirá a ella cuando note el intrincado laberinto en que se metió); *barruntar*, de *prae-intueri*; *basca*, antes del árabe, ahora viene

de *vescus*; '*bejín*, de *visire*, ventosear, persona que se enfada ...'; *belleza*, de *bello* (así, cualquiera hace etimologías; '*dedal*, de *dedo*'; lo mismo pudo haberse formado *bellal* y *dedeza*, pongo por caso); *berbiquí*, del flamenco (¡olé ya!); *berza*, de *brassica*; *berrinche*, de *berrear*; *berrueco*, antes del celta, ahora es del latín ... *petra*, piedra (¡Santo Dios! ¡qué heregía!); *besana*, antes del sempiterno árabe, ahora del latín *versana* (pues á la *v*); *besante*, de *byzantius* (¡no está poco bizantinesco el etimologista!); *bieldo*, de *ventilabrum* (pues á la *v* con él; en el suplemento viene de *batillum*); *bigarro*, de *abigarrado* (vuélvanlo ustedes del revés, caballeros); *billar*, de *billa* (del francés); '*birimbao*, ¿voz imitativa del sonido de este instrumento?' sí, señora, como sus onomatopeyas *gurrumina*, *hin* y *zaparrazo*, y sus voces imitativas *bululú*, *hipo* y ... *pito* (¡pi! ¡pi!) tomado de la locomotora.

Birlocha, cometa, de *milocha* (al revés); *birlocho*, del inglés *whirlicote* (¿y la *ch*?); *birlonga*, del francés *brélan* (¿y la sílaba *ga*?); *bisel*, de *bis* y *sectilis*; *bisoño*, del francés (antes, del italiano); *blandengue*, de *blandir* (¿y el *dengue*?); *blandir*, antes del alemán *brant*, tizón, es ahora del alemán *brand*, espada (esperemos que en la próxima edición venga del francés).

En una crítica sobre el anterior diccionario, tenía yo escrito: '*Blinda*, del inglés, ciego (Academia). '¿Y porqué no del alemán, que conserva mejor la pronunciación?' Pues bien, ahora lo hacen venir del alemán, pero de la forma *blende*. Los académicos no pueden deshacerse del eterno don propio de errar.

Blonda del flamenco (¡ole con ole!); *bobalicón* dicen que es aumentativo de *bobo* (yo no le veo el origen á ese *alicón* que suena al final); en cambio viene *bobo* de *balbulus*, sin que se vea de dónde procede el *-lus*, eso que cita un diminutivo en la etimología de *pupilo*, de *pupus*, *¡bobo!*

En una crítica, dije que era imposible viniese *bocel* de *bustellus*, y el niño se ha divertido investigando otra etimología, mala (no lo puede evitar), del latín y del celta, precisamente la misma que atribuye á *bocio*, del bajo latín *bocia*, y de *boc*, que no significa vaso de cerveza, sino tumor. El chico se ha divertido, además, en quitar la excelente etimología anterior de *bocha*,

pues sonó la flauta
por casualidad,

y poner por tercera vez (¿quiere V. recibo?) la mismísima de *bocel* y *bocio*.

Bocoy, vuelta á proceder de *boucellus*, de *butta*, del ... demonio. *Boche* del bajo latín *bocia* ... etc.; van cuatro veces que endilga la misma etimología, en *bocel*, *bocio*, *bocha* y *boche* (¿de veras, no quiere V. recibo?), que antes venía del italiano *bucco*, y que ahora procede, además, de *bocha* y de *bochero*.

Boda, del godo y del anglosajón, en vez de acudir sencillamente al latin *vota*, sin duda porque esto acarrearía la gran revolución ortográfica, ó acaso por ser una etimología demasiado sencilla. Á *bárgano*, le han

llevado ahora á la *v*; esperamos que en la edición decimacuarta aparezca también á su lado *voda*, en caso de que sigan aferrándose los filólogos mamelucos á su ortografía etimológica, lo cual no creo, pues para entonces la gente será práctica y abominará de academiquerías.

Bofe, de *buffare*, voz imitativa; *bogar*, del antiguo alto alemán *vagôn*, *vogôn* (¡vago! ¡vago!), moverse; alemán moderno *wogen*, flotar, saltando por todas las reglas ortográfico-etimológicas.

Bohordo venía antes de *bois*, asta de lanza, y *herdeau*, rama flexible de árbol, sin hacer caso de la *f* de *bófordo*, de donde procede. Ahora también deriva de una etimología enrevesada, condición indispensable de todas ellas: 'del antiguo francés *béhourt*,' que ya es más que asta, lanza, 'del alemán *be*, etc. ¿Quién diablos puede seguir á ese lebrel filológico?

Boina, antes procedía del francés *bonnet*; ahora viene del vascuence.

Un *boj* de los dos que tenemos venía antes del alemán; ahora del flamenco (¡qué flamenquista es el tal hombre!). *Bol* es del inglés, del celta y del terreno terciario. Por no mentar la soga en casa del ahorcado, falta la frase 'no dar pié con *bola*.'

Borbollón venía antes de *burbu*, ahora de *borbotón* (*bon!*); *borbotar* procede del griego, y *alborotar* no tiene ni siquiera la etimología de rigor, cuando el vocablo empieza por *al*, árabe, por supuesto; *borceguí*, del flamenco (¡qué afición á lo flamenco se está echando el hombre!); *bordar*, venía del celta, y ahora, prosaicamente, de *borde*; y este vocablo, que trae dos artículos, no merece los honores de una etimología en el primero, mas en el segundo la tiene del latín nada menos; *borona*, del céltico *bron* (*bon! bon!*); *borujo*, del alemán y del latín *brolium* (embrollo, como siempre); *borracha*, de *burranicum*; *borraja*, de *borrago* (borregada estupenda); *borrego*, del árabe y del persa (*¡borrico!*); *boscaje*, de *bosque*; *bostezar*, de *oscitare*; *bota*, antes del árabe, es ahora del celta, y también de *bote*; *botarate*, de *botar*; *botarel*, del francés *bouter* (*en voilà une boutade!*); *botarga*, antes del árabe, ahora de *boto*.

Para que no anden con preguntas etimológicas, formarémos esta proporción:

botica : *apoteca* = *boticario* : *apotecario*.

Botín, del francés, del escandinavo (y del polo norte); *boto*, antes del alemán, ahora de *botulus*; *botón*, de *boto* (¡voto va!).

Boznar (no *voznar*) traía antes una etimología excelente, *buccinare*,

pues sonó la flauta
por casualidad,

y ahora, como ya es el caso varias veces, la han sustituido con otra malísima, *oscen*, acaso por no dar el brazo á torcer y tener que llevar el vocablo á la *b* de palo.

Bozo trae la quinta vez aquella famosa etimología de *bocel*, *bocio*, *bocha* y *boche*, que termina con *boc*, céltico, tumor, el que le salió en la cabeza al etimologista.

Brahón, de *brachium* (mejor de *brafón*, que no trae); *brandís*, antes,

del alemán *Brandeburg*, y ahora del francés *brandebourg* (¡como se divierte el nene!).

Brasa, del flamenco (¡cuando digo que se nos está aflamencando el chico, y se va á arrancar por peteneras!); *braznar*, decir que viene del alemán *brechen*, es rebuznar.

La Academia debe poner una etimología, en *brear* para la acepción procedente de *brea*, y otra para la que viene de *bregar*.

Brebaje, del latín, viniendo del francés; *brecha*, del antiguo alto alemán, viniendo simplemente del francés; *bregar*, cuyo origen es desconocido para un diccionarista mil veces mejor que los de la Academia, puede venir de *plicare*, pues *emplegar* = *implicare* = *embregar*; *brenca*, del italiano (cero y van dos, la primera vez en *branca*); *brete*, no del francés *frette*, sino del francés *brette*; *breva*, antes de *praecox*, es ahora de *praecoqua*, y más tarde será de lo mismo, con otra síbaba más; *brevete*, diminutivo de *breve* (¡quiá! francés); y *membrete*, su equivalente, de *membrar*; *brial*, del francés *bliaut* (*¡au!*).

En cambio, hay que felicitarse, después de leer tantísimo disparate, de ver una corrección. En 'Maraña' ridiculicé la etimología de *brin*, del bajo bretón. Ahora, del francés.

Pero no puede durar mucho la alegría estudiando el diccionario. Á renglón seguido empiezan otra vez los desatinos. *Brincar*, del alemán *springen*, por segunda vez, que yo sepa. *Brinco*, en la segunda acepción, necesita otra etimología, que la de mocosuena, -ae primera, en este sentido: '*Brinco* de mis hijos, regalo de mi muger' (Quijote I. 23).

Definiciones incompletas y malas. *Aducir* es también acarrear, ocasionar. *Agostar*, consumir, como '*agostador*, el que consume'. Pueden *aguarse* también los ojos de la cara. *Aguardador* es asimismo guarda, custodio. *Ahuecar*, quitarse de en medio. También se puede *alabear* un hueso. *Alar*, ir, debe ponerse aquí, y no llevarlo más lejos, aislado: *alarse*. *Alboroque* es sencillamente *robra*, y falta 'echar el alboroque'. En *alfayate*, que casi nadie conoce han metido la popular frase 'el sastre del campillo'. *Alférez* se aplica también á mujer, y en sentido figurado. En *alisar* no trae *limar*, pero aquí sí alisar. Según la definición de *altura*, no se puede usar esta voz en astronomía hablando de la elevación de tal ó cual monte en la superficie, v. gr. de la luna. *Alumbrarse*, en figurado, es 'tocarse del vino' (!).

En *amolar* debería ponerse esta nota: por *afilar*, no se recomienda su uso.' Y digo esto, porque á lo mejor suelta el vocablo algún estranjero que aprende esa significación en una de tantas gramáticas que van copiando.

En 'Maraña del Diccionario' decía yo que *azoguejo* no es la plazuela *de algún pueblo*, sino que se refiere al azoguejo famoso de Segovia especialmente, como se ve en el Quijote: 'compás de Sevilla, azoguejo de Segovia, la olivera de Valencia.' Pues ahora, erre que erre, vuelta á las andadas.

Azolvar era, y es, 'cegar *ó tupir*', *ó* tapar, *ó* cerrar, *ó* impedir, *ó* embarazar 'con alguna cosa' (v. gr. una corbata) 'los conductos del agua'.

En *azul* no se ve esta idea, de Clarín: 'la literatura *azul* de nuestros días'.

Baca era antes '*caja* de cuero que se coloca encima de los coches para llevar ropas y otros efectos'. La definición es ahora mejor, pero falta decir que también se destina á viageros, siendo el sitio preferente de los turistas. Eusebio Blasco lo dice también: 'y por fin, los de la *baca*, que iban arriba, sobre el mayoral, al aire libre.'

Respecto á las voces compuestas, sigue la Academia haciendo con ellas mangas y capirotes. Por ejemplo: *adiós* y *á Dios* (capítulo principal), *aduras* y *á duras*, *aduro* y *á duro*, *arriedro*, *asimismo*, *asohora*, *avefría* y *ave fría*, *biempareciente*, *bienandante*, *bienaventurado*, *bienhadado*, *malhumorado* (y no *bienhumorado*).

Faltan: *bibda*, *bibi*, *bibliopirata*, *bicicletear*, *bichar*, *bicheadero*, *bigot*, *billetaje*, *bis á bis*, *biselar*, *bisutería*, *bizantinesco*, *blancuzco*, *blanqueado*, *blanqueante*, *bocachada*, *bocata*, *boceras*, *boira*, *bolear* en la acepción pelotística, *boleísta*, *bolillero* (que existía también en lo antiguo, y se llamaba *pajuelero*, porque en vez de las famosas bolitas de papel para cazar aldeanos, empleaba pajillas), *bollicio*, el sentido figurado de *bombardear*, *bombear* la pelota, *bonachonería*, *bonestanza*, *boricado*, *bortal*, *borto*, bailar una *borrega*, *botabomba*, *botijil*, *botijina*, *botijismo*, *botijista*, tren *botijo*, *braguero* por bragas, *brahamínico*, *bramino*, *branca* por *blanca*, *brandi*, *branqueado* por blanqueado (aunque trae varios vocablos de $r = l$, v. gr. *bregar*, que viene de *plicare*, *plegar*), *brilla*.

Salvo error ú omisión, ha admitido la Academia: *abanar*, *ablanedo* (pero no *ablana*, *ablanar*), *acamar*, *acaptar*, *acelajado*, *acompasar*, *achicamiento*, *achuchón*, *ajiaco*, *albogón*, *ambidos*, *amo* por *ayo*, *antiescorbútico*, *apencar*, *apiparse*, *aramío*, *arnaute*, *arto*, *atardecer*, *aviñonense* (no hacía falta, pero como le sacaron á relucir que ella misma usó el vocablo, por terca lo puso), *balasto*, *baldosín*, *bambuco*, *beocio* (que habrá propuesto Menéndez Pelayo), *bicicleta*, *biciclo*, *bidé* (en castellano neto es *jaca*), *bígaro*, *bitongo*, *bonaerense*, *brenga*, *brigadiera*.

Cosas buenas, de las pocas que caen en libra. Por primera, el papel, aunque el impresor á veces metió gato por liebre; luego, la ortografía, en contadísimas voces, v. gr. *Rin* por *Rhin* y *te* por *the*, y por último (se acabó el percal), que el librote es más manejable que el anterior.

Para cuando aparezca la próxima edición, que espero sea más presentable que esta, ya estará este cura hecho polvo hará tiempo. Tengamos confianza en que el siglo nuevo traiga más luces y menos jesuitas á esa desventurada Academia de fines del siglo XIX.

Berlin. P. de Mugica.

Aníbal Echeverría i Reyes, Voces usadas en Chile. Santiago, Imprenta Elzeviriana, 1900. XXII, 246 S. 8.

Nach dem, was man aus dem Umschlag des Buches über des Verfassers bisherige schriftstellerische Thätigkeit entnehmen kann, scheint er

praktischer Jurist zu sein, mufs er sich aber auch früher schon mit Gegenständen der Sprachforschung, mit den alteinheimischen Sprachen seines Vaterlandes und mit dem Spanischen beschäftigt haben. Das unter vorstehendem Titel erschienene, der spanischen Akademie gewidmete Buch läfst wohl erkennen, dafs es nicht das Werk eines Mannes ist, der die Schule europäischer Linguisten durchlaufen hätte; doch hindert das nicht, dafs es mit seinen fleifsigen Zusammenstellungen vielen gute Dienste thun wird: den Chilenen wird es zeigen, was sie innerhalb ihrer gewohnten Sprechweise als provinzial, nicht schriftspanisch anzusehen und darum zu meiden haben, wann sie ein gewähltes Kastilianisch schreiben wollen; den Spaniern giebt es Gelegenheit zu beobachten, dafs manches, was in ihren Wörterbüchern noch fehlt, ihren Sprachgenossen über dem Ocean geläufig ist und zur Annahme wenigstens dann sich empfiehlt, wenn es nach seiner Bildung dem Wesen des Spanischen entsprechend, leicht verständlich und besonders, wenn es auch den Dialekten der iberischen Halbinsel bereits geläufig ist, was von einem grofsen Teile des hier Verzeichneten gilt; dem Sprachforscher führt es ein neues Beispiel der Differenzierung vor, die sich immer einstellen mufs, wo eine Sprache auf fremden Boden verpflanzt, die Sprachgemeinschaft zwischen dem Mutterlande und dem der Sprache neu gewonnenen Gebiete nur noch spärlich durch Litteratur und Handel aufrecht erhalten wird.

Nach einer verständigen Einleitung (in der sich übrigens der greuliche 'Neologismus' *independizarse* 'sich unabhängig machen' findet — kein Druckfehler, wie die Wiederholung S. 187 zeigt) und einer Bibliographie, die viel dem Europäer Unbekanntes enthält, giebt der Verfasser S. 23—116 'allgemeine Bemerkungen' über das Spanisch der Chilenen. Viel Bemerkenswertes ist hier zur Sprache gebracht, so S. 32 die seltsamen Übergänge von *sg, zg* zu *j,* von *sb* zu *f,* von ursprünglich zweisilbigem *aí* zu *ái* und *éi* S. 40 und anderes. Doch fehlt hier oft das richtige Urteil über die mitgeteilten Thatsachen, und sind diese deshalb nicht immer richtig zusammengestellt: allerdings steht für span. *i* chilen. *e* in *enjusticia* und in *diverjer,* aber aus Gründen durchaus verschiedener Art. Die Ordnung des Vorgebrachten nach den in Betracht kommenden spanischen oder chilenischen Lauten ist hier oft die am wenigsten zweckmäfsige: in *mermejo* für *bermejo,* in *camapé* für *canapé* hat sich freilich *m* unberechtigt eingestellt, aber dort ist Assimilation vollzogen, hier Volksetymologie im Spiel. Auch für *pantomina* statt *-ima* ist die Erklärung leicht gegeben. Die Accentwechsel S. 61 scheinen zum Teil durch französische Einwirkung herbeigeführt. Recht merkwürdig ist, was der Verfassser S. 69 und 77 über die Formen der Anrede mitteilt, die bei Leuten aus den niederen Ständen zu beobachten sind: an den Einzelnen wendet sich die Rede mit *vos* und der zweiten Person des Plurals, an mehrere dagegen, auch an mehrere Tiere mit *ustedes* (umgekehrt wird im deutschen Heere der Soldat mit 'Sie', die Kompanie mit 'ihr' angeredet); besonders weit, weiter als sonst auf romanischem Boden, geht die Mischung zweier Möglichkeiten, wenn man sagt: *a vos te di tu libro,* oder wenn man das

Subjektspronomen *vos* mit dem Singular des Verbums oder *tú* mit dessen Plural verbindet. Wenn S. 70 und 72 von Diphthongierung und andererseits von Nichtdiphthongierung von Stammvokalen der Verba die Rede ist, worin das Chilenische vom Schriftkastilianischen abweicht, so wären hier die Fälle zu sondern gewesen, wo Lautgesetzliches und Altes, und die, wo spätere Angleichung vorliegt: *cueso (cōnsuo), tueso (tŭssio)* und *suerbo (sŏrbeo)* waren auseinander zu halten, ebenso *frego (frĭco)* und *hela (gĕlat)*. Von syntaktischen Erscheinungen mag erwähnt sein, dafs die eigentlich subjektlosen *hay* und *hace* in Kongruenz treten mit dem nachfolgenden pluralischen Accusativ: *hubieron fiestas, hacen algunos dias*, zu vergleichen mit ital. *ci vogliono quattrini*.

Auch der zweite, lexikalische Teil des Buches enthält manches Beachtenswerte. Einzelnes, das mit aufgeführt wird, konnte ohne Schaden wegbleiben, so nicht weniges, was in spanischen Wörterbüchern, z. B. Salvá, bereits Aufnahme gefunden hat, so ferner allerlei französische Ausdrücke der Speisekarte, englische des Fufsball- oder des Rennsportes, die in internationalem Gebrauche stehen.

Man darf von dem Verfasser wohl noch wertvollere Arbeiten erwarten, wenn zu dem Fleifse und zu der Sorgfalt der Beobachtung, die er schon jetzt bewiesen hat, noch etwas mehr Vertrautheit mit der Anschauungsweise und dem Verfahren heutiger Sprachforschung sich gesellen wird. Dazu zu gelangen, fehlt es ja auch in Chile nicht an Gelegenheit, vielleicht weniger als im spanischen Mutterlande.

Berlin. Adolf Tobler.

Verzeichnis

der vom 2. Juni bis zum 26. Juli 1900 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

Bibliographie der deutschen Zeitschriften-Litteratur mit Einschlufs von Sammelwerken und Zeitungen. Bd. IV. Alphabetisches, nach Schlagworten sachlich geordnetes Verzeichnis von Aufsätzen, die während der Monate Januar bis Juni 1899 in über 900 zumeist wissenschaftlichen Zeitschriften, Sammelwerken und Zeitungen deutscher Zunge erschienen sind, mit Autorenregister. Unter besonderer Mitwirkung von E. Roth für den medizinisch-naturwissenschl. Teil und mit Beiträgen von A. L. Jellinek und M. Grolig herausgeg. von F. Dietrich. Lief. 1. M. 2; kompl. in 8 Lief. à 40 S. Leipzig, Dietrich, 1899. M. 15.

The American journal of philology. XXI, 4, whole no. 81.

Wyld, H. C., Law in language, an inaugural address delivered at University College Liverpool, on the 3rd March 1900. The University press of Liverpool, 1900. 27 S. 4.

Freudenberger, M., Beiträge zur Naturgeschichte der Sprache. Leipzig, Avenarius, 1900. 147 S.

Krueger, Dr. Gustav, Oberlehrer am Kaiser Wilhelms-Realgymn. zu Berlin, Die Übertragung im sprachlichen Leben. Dresden und Leipzig, Koch, 1900 (Neusprachliche Abhandlungen ... herausgeg. von Dr. Clemens Klöpper-Rostock. IX. Heft). 50 S. 8. M. 1.

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. VI, 2 [C. A. Romstorfer, Holzarbeiten der Bukowinaer Zigeuner. — E. Lilek, Familien- und Volksleben in Herzegowina und Bosnien. — Mitteilungen etc.].

Schweizerisches Archiv für Volkskunde ... herausgeg. von Ed. Hoffmann-Krayer. IV, 2 [P. Odilo Ringholz, Die Ausbreitung der Verehrung des hl. Meinrad. A. Rossat, Chants patois jurassiens. S. Meier, Volkstümliches aus dem Frei- und Kelleramt].

Petsch, R., Formelhafte Schlüsse im Volksmärchen. Berlin, Weidmann, 1900. XI, 85 S.

Litteraturblatt für germ. und rom. Philologie. XXI, 6 (Juni).

Modern language notes. XV, 6, June [C. Harrison, 'Than whom'. — F. A. Wood, Etymological notes. — J. B. Fletcher, Spenser and 'E. K.'. — F. N. Scott, Gray and grey. — C. F. McClumpha, Parallels between Shakespeare's sonnets and Love's labours lost. — Reviews etc.].

Die neueren Sprachen ... herausgegeben von W. Vietor. VIII, 3 [W. Vietor, Neuphilologische wünsche für universität und schule. Berichte. Besprechungen. Vermischtes].

Burdach, K., Walther von der Vogelweide. Philologische und historische Forschungen. I. Teil. Leipzig, Duncker, 1900. XXXIII, 320 S.

Johann Jakob Bodmer. Denkschrift zum CC. Geburtstag (19. Juli 1898). Veranlafst vom Lesezirkel Hottingen und herausgegeben von der Stiftung von Schnyder von Wartensee. Zürich, A. Müller, 1900. XII, 419 S. 4.

Grundmann, J., Die geographischen und völkerkundlichen Quellen und Anschauungen in Herders 'Ideen zur Geschichte der Menschheit'. Berlin, Weidmann, 1900. VI, 139 S. M. 3.

Goethe, Faust. Zweiter Teil. Für den Schulgebrauch herausgegeben von H. Steuding (Freytags Schulausgaben). Leipzig, Freytag, 1900. 285 S. Geb. M. 1,40.

Materialien zur Geschichte des deutschen Volkslieds. Aus Universitätsvorlesungen von R. Hildebrand. I. Teil: Das ältere Volkslied, herausgegeben von G. Berlit. Zugleich Ergänzungsheft zum 14. Jahrgang der Zeitschrift für den deutschen Unterricht. Der Ergänzungshefte fünftes. Leipzig, Teubner, 1900. VII, 239 S. M. 4.

Castle, E., Die Isolierten. Varietäten eines litterarischen Typus. Erica und Eduard. Die drei Paria. Herr und Sklave. Berlin, Duncker, 1898. 76 S.

Englische Studien. XXVII, 3 [W. Heuser, Die me. Entwicklung von ŭ in offener Silbe. — H. B. Baildon, R. L. Stevenson. — F. Beyer, Wendts Reformthesen und der praktische Sprachbetrieb an Realschulen. — H. Klinghardt, Schlufswort zu den Wendtschen Thesen. — Besprechungen. Miscellen].

Beiblatt zur Anglia. XI, 1, 2 (Mai, Juni).

Kaiser, K., A brief history of the English language and literature for the use of schools. 4. edition. Leipzig, E. Schultz, 1900. VI, 99 S.

Schütte, G., Var Anglerne Tyskere? Omarbigdelse og udvidelse af et foredrag holdt i 'Selskab for germansk filologi' den 12. Okt. 1898. Særtryk af 'Sønderjydske aarbøger' 1900. Flensborg, Møller, 1900. 61 S.

Förster, M., Beowulf-Materialien zum Gebrauch bei Vorlesungen. Braunschweig, Westermann, 1900. 11 S.

Björkman, E., Scandinavian loanwords in Middle-English (Morsbachs Studien zur engl. Philol. VII). Halle, Niemeyer, 1900. VI, 190 S.

Cushman, L. W., The devil and the vice in the English dramatic literature before Shakespeare (Morsbachs Studien zur engl. Philol. VI). Halle, Niemeyer, 1900. VIII, 148 S.

Van Adam, B. A. P., and Stoffel, C., William Shakespeare prosody and text; an essay in criticism, being an introduction to a better editing and a more adequate appreciation of the works of the Elizabethan poets. Leyden, Brill, 1900. 437 S.

Osgood, Ch. G., The classical mythology of Milton's English poems (Yale studies, VIII). New York, Holt, 1900. VII, 111 S.

Yarnall, E., Wordsworth and the Coleridges, with other memories, literary and political. New York and London, Macmillan, 1899. 331 S.

Collection of British authors. Tauchnitz edition. à M. 1,60.
vol. 3425: A. C. Doyle, The green flag and other stories.
„ 3426—7: St. J. Weyman, Sophia.
„ 3428: J. K. Jerome, Three men on the bummel.
„ 3429: Elizabeth and her German garden.
„ 3430—1: R. Kipling, From sea to sea.
„ 3432: Bret Hart, From sandhill to pine.
„ 3433—34: E. Th. Fowler, The Farringdons.

Hausknecht, E., The English student. Lehrbuch zur Einführung in die englische Sprache und Landeskunde. 4. Aufl. Berlin, Wiegandt, 1900. IV, 348, 134 S.

Revue des langues romanes. XLIII, 1, 2 [Ch. Mourret, Une pharmacie provençale au XVI[e] siècle. J. Anglade, Notes languedociennes. F. Castets, *I dodici canti*, épopée romanesque du XVI[e] siècle. Bibliographie, Chronique, Nécrologie].

Studj di filologia romanza pubbl. da E. Monaci e C. de Lollis, fasc. 22 (vol. VIII, fasc. 2°) [L. Biadene, Tre miracoli del Vangelo provenzale dell' 'Infanzia'. P. F. Nicoli, Il dialetto moderno di Voghera. N. Scarano, Fonti provenzali e italiane della lirica Petrarchesca. V. Crescini, Il contrasto bilingue di Raimbaut de Vaqueiras secondo un nuovo testo. C. de Lollis, Noterelle spagnuole. P. Marchot, Encore *Andare*; La plus ancienne Aube; roman *Flautare*. Bollettino bibliografico]. S. 173—420. L. 10.

Pfeiffer, Dr. Gustav, Lehrer an der Höheren Handelsschule und Privatdocent an der Techn. Hochschule in Stuttgart, Ein Problem der romanischen Wortforschung. II. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, 1900. Fortsetzung (S. 41—60) der im Archiv CIV, 253 eingetragenen Schrift, die noch weiter fortgeführt werden soll.

Canchons und Partures des altfranzösischen Trouvere Adan de la Hale le bochu d'Aras, herausgeg. von Rudolf Berger. Erster Band: Canchons. Halle a. S., Niemeyer, 1900 (Romanische Bibliothek herausgeg. von Foerster, XVII). VIII, 530 S. 8.

Eggert, Dr. Bruno, Oberlehrer am Realgymnasium zu Dessau, Phonetische und methodische Studien in Paris zur Praxis des neusprachlichen Unterrichts. Mit Abbildungen im Text. Leipzig, Teubner, 1900. VIII, 109 S. 8.

Siegfried, Paul, Handelsschullehrer, 250 Aufgaben für das Französische. Zur Unterstützung des Klassen-Unterrichts und des Selbst-Unterrichts. Auf Grund von 200 Wörtern oder Wortformen. Mit zwei Schlüsseltafeln. Einzelpreis 20 Pfg. In Partien von 10 Exempl. 15 Pfg. Zu beziehen durch den Verfasser (Leipzig, Sophienstrafse 30). [O. J.] 20 S. kl. 8.

Weitzenböck, Professor Georg, Lehrbuch der französischen Sprache. II. Teil. A. Übungsbuch. Mit 21 Abbildungen und 2 Karten. 3. Aufl. XVIII, 198 S. Geb. M. 2,50. B. Sprachlehre. 3. erweiterte Aufl. XVI, 80 S. Geb. M. 1,50. Leipzig, Freytag, 1900. [Den ersten Teil s. Archiv CII, 478.]

Poewe, Julius, aus Magdeburg, Sprache und Verskunst der Mystères inédits du XV. siècle (abgedruckt von A. Jubinal, Paris 1837). Inaugural-Dissertation aus Halle a. S. Halle a. S., Druckerei Kaemmerer & Co., 1900. 93 S. 8. [Giebt auch zahlreiche Besserungsvorschläge und das ziemlich reiche Ergebnis einer Nachvergleichung des Jubinalschen Druckes mit der Handschrift.]

Fischer, August, aus Berlin, Die indirekte Rede im Altfranzösischen. Inaugural-Dissertation aus Jena. Berlin, Druck von E. Ebering [1900]. 77 S. 8.

Sternfeld, Prof. Dr. R., Französische Geschichte. Leipzig, Göschen, 1898 (Sammlung Göschen, 85). 203 S. kl. 8. M. 0,80.

Suchier, Prof. Dr. Hermann, und Birch-Hirschfeld, Prof. Dr. Adolf, Geschichte der Französischen Litteratur. Lieferung 12 und 13, S. 561—672 (s. Archiv CIV, 478).

Kaiser, K., Directeur, Précis de l'histoire de la littérature française depuis la formation de la langue jusqu'à nos jours. Troisième édition. Leipzig, Erh. Schultz' Erben, 1899. VIII, 143 S. kl. 8. M. 1,60.

Voretzsch, Carl, Epische Studien. Beiträge zur Geschichte der französischen Heldensage und Heldendichtung. I. Heft. Die Composition

des Huon von Bordeaux nebst kritischen Bemerkungen über Begriff und Bedeutung der Sage. Halle a. S., Niemeyer, 1900. XII, 420 S. 8.

Herzog, Dr. Eugen, Untersuchungen zu Macé de la Charité's altfranzösischer Übersetzung des Alten Testamentes (Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Philosophisch-historische Classe. Band CXLII. VI). Wien, Gerold's Sohn, 1900. 82 S. 8.

Rohnström, O., Étude sur Jehan Bodel, thèse pour le doctorat. Uppsala, Imprim. Almqvist et Wiksell, 1900. XVI, 207 S. 8.

Schneegans, Heinrich, Das Wesen der romantischen Dichtung in Frankreich (Sonderabdruck aus der 'Deutschen Rundschau', Juli 1900). S. 119—129. 8.

Herzog, Eugen, Materialien zu einer neuprovenzalischen Syntax. Separatabdruck aus dem XXV. Jahresberichte der k. k. Staats-Unterrealschule im V. Bezirke von Wien. Wien, Selbstverlag des Verf., 1900. 23 S. 8.

Il Canzoniere laurenziano rediano 9, pubblicato per cura di Tommaso Casini. Bologna, Romagnoli Dall'Acqua, 1900 (Collezione di opere inedite o rare ... diretta da Giosuè Carducci). XV, 383 S. 8. l. 9.

Flamini, Francesco, L'ordinamento dei tre regni e il triplice significato della *Commedia* di Dante (Nozze Volpi-Buonamici, XXIII aprile MDCCCC). Padova. 15 S. 4.

Sanvisenti, dott. Bernardo, Sul poema di Uggeri il Danese (Accademia reale delle scienze di Torino, anno 1899—1900, S. 151—226). Torino, Clausen, 1900. 76 S. 4.

Pércopo, Erasmo, La famiglia di Antonio Cammelli (Estratto dal Bullettino storico pistoiese, anno II, fasc. 2). 14 S. 8.

Morf, Heinrich, Die sieben Infanten von Lara. Sonderabdruck aus der 'Deutschen Rundschau', Juni 1900. S. 373—396. 8.

Macías, o namorado, a galician trobador, by Hugo Albert Rennert, Ph. D., professor in the University of Pennsylvania. Privately printed, Philadelphia, 1900 [200 Exemplare, nicht im Handel]. 64 S. 4.

Michaëlis, Carolina, de Vasconcellos, Lais de Bretanha, capitulo inedito do Cancioneiro da Ajuda. Separata da 'Revista Lusitana', vol. VI. Porto, 1900. 43 S. 4.

Seite



ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITTERATUREN.

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG.

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL UND ADOLF TOBLER.

CV. BAND, DER NEUEN SERIE V. BAND,
3. u. 4. HEFT.

BRAUNSCHWEIG,
BREITESTRASSE 2.
DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.
1900.

Inhalt.

CV. Band, der neuen Serie V. Band,

3. u. 4. Heft.

Schlufs der Redaktion 20. Dezember 1900.

(Jährlich erscheinen zwei Bände. Vier Hefte bilden einen Band. — Preis pro Band 8 Mk.)

Abhandlungen.

Kleine Mitteilungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

(Fortsetzung des Inhalts auf der 3. Seite des Umschlags.)



Gedenkrede auf Immanuel Schmidt,

gehalten in der Berliner Gesellschaft für neuere Sprachen am 25. Sept. 1900

von

Hermann Conrad.

Meine Herren!

Vor wenigen Monden haben wir eins unserer hervorragendsten Mitglieder aus unserem Kreise hinaus zur letzten Ruhe tragen müssen, ein Mitglied, das wissenschaftlich und menschlich vielen teuer und von allen verehrt war. Denn Immanuel Schmidt war nicht bloſs der bedeutendste Kenner des modernen Englisch, den Deutschland zur Zeit besessen hat, er war auch ein besonders liebenswerter Mensch.

Wenn unser Herr Vorsitzender mir, wie ich bekenne, auf meinen Wunsch, die Aufgabe zuerteilt hat, unserem verstorbenen Freunde die Gedenkrede zu halten, so erwarten Sie nicht von

mir, daſs ich hier als Totenrichter auftreten werde, als unbeteiligter Historiker, der Wert und Unwert seines Objektes kühl abwägt und rücksichtslos sein Urteil fällt. Ich habe dem Verstorbenen in den letzten Jahren viel zu nahe gestanden, als daſs ich eine solche Rolle durchführen könnte. Andererseits aber fürchten Sie nicht, daſs ich Ihnen ein rosig gefärbtes Lebensbild entrollen wollte, das der Wirklichkeit nicht entspricht. Das wäre wohl der unerwünschteste Dienst, den ich meinem verstorbenen Freunde leisten könnte, dessen Leben in wissenschaftlichem Wahrheitsstreben aufgegangen ist. Ich werde also aussprechen, was mir als Wahrheit erscheint, und hoffentlich mit derjenigen Milde, die wir alle nach unserem Tode von denen, die uns nahe gestanden, erwarten. Die Frage ist nur, wieviel ich von dieser Wahrheit berechtigt bin zu bieten; denn ich würde nimmermehr als Pflicht anerkennen, Partien und Seiten dieses zum Teil höchst interessanten Lebens, deren Bekanntwerden der Verstorbene nicht wünschte, hier in halber Öffentlichkeit zu enthüllen. So z. B. trat mir von vornherein die delikate Frage entgegen, wieviel ich von seinen wechselvollen Erlebnissen in den Jahren 1848—1858 mitteilen durfte, von denen er selbst im Kreise seiner Familie fast niemals gesprochen hat und die mir bis zum Jahre 1897 so gut wie unbekannt waren.

Damals — ich erinnere mich der Umstände genau: bei Gelegenheit eines kleinen Familienkommerses, den ich zur Feier des Abiturientenexamens meiner Söhne veranstaltet hatte, fing Schmidt zum erstenmal an, von seinen Erlebnissen im Jahre 1848 und der sich daran schlieſsenden Festungshaft zu erzählen. Er sprach von dieser Zeit mit Humor, wie von etwas, das für ihn vollkommen abgeschlossen war und keinen schmerzlichen Nachhall mehr in seinem Innern wachrief. Wir Alten und die Jungen lauschten mit dem gespanntesten Interesse, und als er geendet, sprachen wir unsere Verwunderung darüber aus, daſs er diese in ihm so lebendigen Erinnerungen so lange in sich verschlossen hätte, und fanden, daſs sie wert wären, aufgezeichnet und gedruckt zu werden. Er aber erklärte sich nicht abgeneigt, mit einer derartigen Veröffentlichung noch vor seinem Lebensende hervorzutreten. Dann vergingen Jahre, ohne daſs die Angelegenheit berührt worden wäre. Und als nun die traurige

Pflicht an mich herantrat, deren Erfüllung mir augenblicklich obliegt, war ich zweifelhaft, wie ich mich dieser Lebenszeit gegenüber verhalten sollte, bis zu dem Tage, wo ich die hinterlassenen Manuskripte Schmidts durchsah. Darunter fand ich den Beginn einer Autobiographie, welche seine Schul- und Universitätszeit, seine politische Thätigkeit im Jahre 1848 und seine Festungshaft darstellte und mit der Selbstverbannung nach England leider abbrach.

Nach dem, was vorausgegangen war, konnte es nicht zweifelhaft sein, dafs Schmidt das Manuskript zur Veröffentlichung bestimmt hatte; und so bin ich denn durch die Zustimmung der Familie in den Stand gesetzt, Ihnen über diese interessanteste Zeit des Schmidtschen Lebens authentische — auf sein Manuskript und seine Briefe gestützte — Mitteilungen zu machen.

Immanuel Schmidt stammte aus einer geistig hochbeanlagten Familie, als deren Kulminationspunkt wir ihn betrachten dürfen. Sein Vater, aus Braunschweig gebürtig, war Theologe seines Zeichens und wurde 1805 zum Feldprediger des Gardeducorps in Potsdam ernannt. Er nahm als solcher teil an dem unglücklichen Feldzuge von 1806/7; in der Schlacht bei Auerstedt verlor er seine gesamte Bagage und konnte erst nach vielen Beschwerden und Gefahren sein Regiment wiederfinden. Er fand es in Stargard in Pommern und begleitete mit ihm die königliche Familie nach Memel. Für die ungeheure Teuerung, die dort herrschte, war sein kleines Gehalt nicht ausreichend. Er half sich daher durch das Talent zum Malen, das er besafs, indem er eine Anzahl höherer russischer Offiziere porträtierte. Im Jahre 1809 nach Berlin zurückgekehrt, wurde er zum Brigade-Prediger der brandenburgischen Ulanen und Husaren ernannt und konnte nun seine Braut, die Tochter des Pastors Schiller in Braunschweig, heimführen.

Im Jahre 1812 nahm er die ihm angetragene Pfarre von Teltow an, wo er billiger leben konnte und seinen durch gar zu vielseitige Beschäftigung angestrengten Geist erholen zu können hoffte. Aber gerade hier hatte er die schwerste Zeit seines Lebens durchzumachen. Während der Schlacht von Grofsbeeren

wurde sein Haus geplündert, seine Scheunen geleert und seine Felder zertreten. Wiederholter Mifswachs folgte, und er verarmte mit seiner Gemeinde. Aber sein festes Gottvertrauen war nicht niederzudrücken, und mit jener Elasticität des Geistes, die er seinem Sohne vererbte, half er sich durch diese Not vermittelst einer anderen Gabe. Er verfafste in patriotischer Begeisterung Kampfes- und Siegesgesänge, die von Berliner Blättern sehr gut honoriert wurden. Zwei Freunde haben eine Auswahl seiner Gedichte nach seinem Tode (Halberstadt, 1831) herausgegeben, und ich mufs bekennen, dafs darunter Leistungen sind, die sich weit über die Durchschnittslyrik erheben. Sehr schön ist z. B. das Gedicht, das er verfafst hat, nachdem er in schwerer Krankheit dem Tode ins Auge gesehen: er jubelt das Glück zu leben in die herrliche Frühlingswelt hinaus, die ihn umgiebt. Der erste Band dieser Ausgabe enthält die Zusammenstellung der früher veröffentlichten zehn Werke Schmidts, darunter ist eine Übersetzung von Youngs 'Night Thoughts'. Es ist wohl kein zufälliges Zusammentreffen, dafs der Vater sowohl wie die Mutter unseres grofsen Anglicisten eine besondere Vorliebe für die englische Litteratur hatten.

1817 wurde Pfarrer Schmidt durch königliche Kabinettsordre zum Oberprediger von Derenburg im Fürstentum Halberstadt ernannt und damit ihm schliefslich ein sorgenfreies Dasein bereitet.

Ich kann mir nicht versagen, Ihnen mit einigen Zügen das seinem Sohne so sprechend ähnliche Bild des Mannes nachzuzeichnen. Die auf den ersten Blick aus dem Antlitz hervortretenden beiden Eigenschaften sind Intelligenz und Herzensfreundlichkeit. Unter einer hohen und gewölbten Stirn leuchten uns zwei blaue Augen mit einem gewohnheitsmäfsig frohen Ausdruck entgegen. Eine kräftige, stark gebogene Nase beschattet einen fein geschnittenen Mund, der gern in gutmütigem Scherz zu lächeln scheint. Die Statur des Mannes war klein, sein Körper, eher schwächlich als robust, schlofs jedoch ein urgesundes, ungemein leistungsfähiges Nervensystem in sich. Neben der Sorgfalt, mit der er seine Predigten ausarbeitete, neben dem unermüdlichen Eifer, mit dem er seine Pflichten als Seelsorger erfüllte, fand er die Zeit, seine vielseitigen geistigen Interessen zu

pflegen in einer ausgiebigen litterarischen Thätigkeit und seinen ältesten Sohn mit den Söhnen fremder Menschen für die Universität vorzubilden. Seine Fröhlichkeit hatte zum grofsen Teil ihren Grund in der Freude über die eigene Schaffenskraft, der er, ganz wie sein Sohn, auch Fernerstehenden gegenüber rückhaltlosen Ausdruck gab. Harmlose Naturen dieser Art haben oft einen segensreich zu nennenden Egoismus in sich, der sie treibt, überall mit ihrer eigenen Kraft einzutreten, wo die Kraft ihrer Mitmenschen nicht ausreicht oder versagt. Dem Pfarrer Schmidt war es nicht genug, seine geistigen Schätze in freiwilligem Unterricht unter die Jugend seiner Umgebung zu verteilen; wenn er ein gutes schriftstellerisches Honorar erhalten hatte, so pflegte er unbemittelten, aber talentvollen Studenten in Halle kleinere oder gröfsere Geldgeschenke zu machen.

Im Alter von vierundfünfzig Jahren wurde er ein Opfer seiner Pflichttreue. Kaum erstanden von einer schweren Lungenentzündung und körperlich noch sehr schwach, behauptete er, 'die Kanzel würde ihn gesund machen', und begann seine amtliche Thätigkeit wieder in ungeheizter Kirche während eines harten Winters. Die Folge war ein Rückfall, der einen tödlichen Ausgang hatte.

Als der Vater 1830 starb, war sein jüngster Sohn, unser August Ludwig Immanuel Schmidt, noch nicht sieben Jahre alt — er war am 29. August 1823 geboren worden.

Aber der Knabe blieb nicht ohne Stütze zurück. Sein zehn Jahre älterer Bruder Adolf hat sich des Kindes und des Jünglings immer mit treuer Liebe angenommen, und mit treuer Liebe hat der jüngere Bruder immer an ihm gehangen bis zu seinem vor zwei Jahren erfolgten Tode als emeritierter Pfarrer in Aschersleben; die Brüder standen sich sehr nahe durch eine Reihe von gleichen Anschauungen auf geistigem und sittlichem Gebiete und durch die Gleichheit ihrer tiefsten, treibendsten Lebenskraft, des Dranges nach wissenschaftlicher Forschung. Auch Adolf ist ein bedeutender Gelehrter gewesen, und als die *Alma mater*, der er seine Bildung verdankte, die Universität Halle, vor sechs Jahren ihr 200jähriges Bestehen feierte, wurde er von ihr zum Ehrendoktor ernannt wegen seiner selbständigen und erfolgreichen Forschungen auf naturwissenschaftlichem Gebiet.

Den umfassendsten und nachhaltigsten geistigen und sittlichen Einfluſs hat seine Mutter auf Immanuel Schmidt ausgeübt. Sie war eine von jenen, in Deutschland Gott sei Dank nicht seltenen bedeutenden Frauen, von denen die Welt wenig erfährt, die ihre alleinige Aufgabe in der allseitigen, aufopfernden Sorge für das Wohl ihrer Familie sehen und zum Dank dafür ihr segensreiches Leben weit über ihren Tod hinaus fortsetzen in den Herzen der Ihrigen. Aus ihren Briefen, die auch heutige Gebildete mit dem lebhaftesten Interesse lesen müssen — viele von ihnen sind so gehaltvoll und zugleich so formvollendet, daſs sie gedruckt werden könnten —, tritt uns entgegen das zarteste Gefühl, der feinste Gemütstakt, eine Bildung, welche im stande ist, sämtliche geistige Interessen ihrer beiden Söhne zu den ihrigen zu machen und mit ihnen zu verfolgen, und zugleich eine einsichtsvolle Energie, welche auch die weltlichen und materiellen Ziele, die sie sich setzt, mit ruhiger Festigkeit durch alle Schwierigkeiten und Hindernisse zu erreichen versteht. Was ist sie ihrem Sohne nicht alles gewesen! Nicht bloſs erhalten und erzogen hat sie ihn aus eigener Kraft; sie berät ihn in seinen wissenschaftlichen Studien, nennt ihm z. B. Hilfsmittel für die Arbeiten, die er zum Oberlehrer-Examen zu machen hat; sie regt in ihm die vielseitigsten Geistesinteressen an, z. B. das an der englischen Litteratur und der Malerei, sie teilt seine freien politischen und religiösen Anschauungen, wenn sie diese nicht selbst erweckt hat. Man kann sagen, in der Innerlichkeit des jungen Mannes existiert kaum etwas, das nicht ein Stück von ihr wäre. Und ihre opfervolle Sorge um ihn ermattet nie. Zwar hat auch sie Anwandlungen der Schwäche, z. B. in einem Briefe an ihren ältesten Sohn aus der Zeit, wo Augusts Carriere durch seine politische Thätigkeit im Jahre 1848 ruiniert ist und sie trotz aller überstandener Mühen und Entbehrungen in eine hoffnungslose Zukunft sieht. 'Eine Trennung [von ihm],' schreibt sie, — 'vielleicht auf ewig — ist die Aussicht, die meiner wartet. Wenn ich in früheren Jahren mit thränenvollem Blick und kummervollem Herzen in die Zukunft blickte, stellte man in Aussicht, wenn die Söhne groſs wären, würde sich alle Noth in Freude verwandeln. — Ach, was ist geworden? — Und doch danke ich Gott, daſs ich allein zu tragen habe und Euer guter Vater durch

einen frühen Tod so vielem Leid entgangen ist. — Doch ich muſs abbrechen, ich falle in eine zu trübe Stimmung.' Und das Jammern schafft ihrem durch Festungshaft und -nahrung geschwächten August nicht die Pflege, deren sein Körper trotz aller beruhigenden, munteren Briefe, die er ihr schreibt, notwendig bedarf. So verwendet die alte Dame ihr malerisches Talent zu Zeichenstunden, um ihrem Sohne Geld schicken zu können.

Nach dem Tode ihres Mannes zog die Mutter nach Halberstadt, wo August das Domgymnasium besuchte. Er berichtet über seine Schulzeit mit hoher Anerkennung der bedeutenden Lehrkräfte, welche damals an dem Gymnasium thätig waren. Als er ein halbes Jahr vor dem Abiturienten-Examen stand, war er siebzehn Jahre alt und nach seinem eigenen Ausdruck 'ein kleines Jüngelchen', dem für den Kampf mit dem Leben die körperliche Reife fehlte. So lieſs er sich denn leicht bestimmen, noch auf anderthalb Jahre in die Selekta überzutreten, eine Klasse, die auf Grund einer Stiftung Gleims zu dem Zwecke gegründet war, den fähigsten Schülern in den klassischen Sprachen und der Mathematik eine erweiterte Bildung zu gewähren. Ostern 1842 machte Immanuel ein glänzendes Abiturienten-Examen. Er wurde von der mündlichen Prüfung befreit, erntete hohe Lobsprüche wegen seiner Leistungen in den klassischen Sprachen, der Botanik und der Mathematik und Physik, in welchen letzteren Branchen sein Wissen weit über die Anforderungen der Schule hinausging. Hinsichtlich seiner Anlagen heiſst es: '[Er ist] weniger ein produktiver Kopf als mit einer sehr glücklichen Auffassungskraft begabt.' Das Gedächtnis wird nicht erwähnt, aber es wird festgestellt, daſs er viele Stellen aus den alten Klassikern auswendig weiſs und — wie ich hinzusetzen darf — bis zum letzten Tage seines Lebens auswendig gewuſst hat. In sittlicher Beziehung muſs er sich einen kleinen Tadel gefallen lassen: nachdem die sorgfältige Erziehung, die er zu Hause empfangen hat, und seine Strebsamkeit gerühmt worden sind, wird ihm zum Vorwurf gemacht, daſs er anfangs zu seinen Mitschülern in einem ungünstigen Verhältnis gestanden, weil 'er in unbewachten Augenblicken sie seine wirkliche oder vermeintliche Überlegenheit habe fühlen lassen'. Später jedoch habe er diese unerfreuliche Neigung ganz überwunden, und wir, die wir ihn kannten, dürfen dieses Urteil

bestätigen. Er hatte sie so sehr überwunden, daſs man ihm den entgegengesetzten Vorwurf machen konnte, den zu groſser Bescheidenheit.

In seinem Abgangszeugnis steht, daſs er in Berlin Philologie und Mathematik studieren wolle; in seiner Exmatrikel, daſs er in Berlin Theologie studiert habe; er selbst sagt, daſs 'sein eigentliches Fach klassische Philologie gewesen' sei. Und in der That hat er in jedem der vier Semester, die er in Berlin verbrachte, bei Boeckh gehört, daneben philosophische Vorlesungen bei Werder und einige theologische bei Vatke. Für die Hegelsche Philosophie, welche damals an der Berliner Universität unbestritten herrschte, war er in Halberstadt vortrefflich vorgebildet worden durch Carl Conrad Hense, den nachmaligen Direktor des Gymnasiums zu Schwerin und langjährigen Mitarbeiter des Shakespeare-Jahrbuches. Werder, sagt Schmidt, 'berauschte uns förmlich durch seinen lebhaften und gewandten Vortrag, und wir glaubten in allem Ernst, den Schlüssel zu allen Rätseln der Welt zu besitzen. Später überzeugten wir uns natürlich, wie unvollständig unsere philosophische Bildung geblieben war.' Er gehörte damals mit vielen anderen Studenten zu den eifrigen Lesern der von Ruge herausgegebenen Halleschen Jahrbücher, dem Parteiorgan der Hegelianer freierer Richtung, das in dieser Zeit unter Änderung des Titels in das Lager der Junghegelianer überging. In den Studentenversammlungen, die auch von Litteraten besucht wurden, machte Schmidt die flüchtige Bekanntschaft Max Stirners (Kaspar Schmidts), dessen berüchtigtes Buch 'Der Einzige und sein Eigentum', erschienen 1845, ihm 'schon damals keineswegs imponierte'. Eine dauernde Freundschaft dagegen schloſs er mit Georg Büchmann, dem Verfasser der 'Geflügelten Worte'. Schmidt preist in seinen Aufzeichnungen das idealistische Streben der damaligen Studenten, von denen die wenigsten an ein Brotstudium dachten, und ihre Anspruchslosigkeit, die es ihnen erlaubte, mit wenigem vergnügt zu leben. Freilich, darf man dagegen sagen, war Berlin damals noch keine Weltstadt und stellte keine groſsstädtischen Ansprüche an die Säckel der Studenten; war es dem jungen Schmidt doch möglich, für drei Thaler monatlich ein möbliertes Zimmer zu erhalten, das allerdings ein irreguläres Sechseck dar-

stellte und hinsichtlich des Komforts eins und das andere zu wünschen übrig liefs.

Im Wintersemester 1843/4 kam es zu einem Konflikt zwischen Senat und Studentenschaft. Die letztere, so berichtet Schmidt, wollte ein Lesekabinett gründen und reichte den entsprechenden Antrag mit der Liste der zu haltenden Zeitschriften und Zeitungen an die Universitätsbehörde ein. Der Senat strich sämtliche freisinnigen Blätter, worauf die Studentenschaft ihren Plan aufgab. In den Weiterungen, die sich hieran knüpften, war Immanuel Schmidt einer der fünf Vertreter der Berliner Studentenschaft und erhielt als solcher zuerst eine Verwarnung von dem derzeitigen Rektor Lachmann und dann das *Consilium abeundi,* vor welchem ihn auch ein Appell an den damaligen Kurator von Ladenberg nicht schützen konnte. Dieses *Consilium* hat indessen keine weiteren schlimmen Folgen für Schmidt gehabt; er entfernte sich aus dem Bereich des Damoklesschwertes und siedelte nach Halle über, wo er der Universitätsbehörde keinerlei Veranlassung gegeben hat, sich mit seiner Person zu beschäftigen.

Aus den vier Semestern, die Schmidt in Halle verbrachte, ist wenig zu berichten. Sein Hauptlehrer war der Philologe Bernhardy; daneben besuchte er philosophische und selbst theologische Vorlesungen. Auch wurde er Mitglied des von Bernhardy und Niemeyer, dem Direktor der Franckeschen Stiftungen, geleiteten philologisch-pädagogischen Seminars und hatte als solches eine erste unerfreuliche Erfahrung auf dem Gebiete des Unterrichts zu machen: die Probelektion, welche er in der *Latina* gab, erfuhr von Niemeyer eine so scharfe Kritik, dafs er sich allen Ernstes mit dem Gedanken trug, umzusatteln, zumal er durch seine geistige Konstitution mehr auf selbständige wissenschaftliche Forschung als auf die Mitteilung der Elemente der Wissenschaften hingewiesen war. Von bedeutsamen Persönlichkeiten, denen er in Halle näher trat, ist vor allem Kuno Fischer zu erwähnen, mit dem ihn die gemeinsame Verehrung Hegels verband. Ferner verkehrte er in einem Kreise junger Docenten und lernte hier Haym, den Gründer der 'Preufsischen Jahrbücher', und Max Duncker kennen.

Ostern 1846 verliefs Schmidt die Universität, um sich in

Halberstadt zum Examen *pro facultate* vorzubereiten. Während er mit philologischen und philosophischen Studien beschäftigt war, wurde ihm von dem Direktor des dortigen Realgymnasiums, damals noch Höhere Bürgerschule genannt, der Antrag gestellt, den Geschichtslehrer, der erkrankt war, in der Prima zu vertreten, da das Lehrerkollegium keine geeignete Kraft in sich schlofs. Schmidt nahm an, und als bald darauf jener Lehrer seiner Krankheit erlegen war, erhielt er provisorisch dessen Stelle mit einem Gehalt von 200 Thalern. Er befand sich in dieser Stellung, als die Revolution im März 1848 ausbrach. Ich lasse ihn hier selbst sprechen:

'Dafs in der Schule nicht viel gelernt wurde, läfst sich wohl erwarten. Mehrere meiner Schüler dienten mit mir in der Bürgerwehr; Primaner und Sekundaner besuchten die Volksversammlungen, in denen verschiedene ihrer Lehrer als Redner auftraten. Bei weitem der glänzendste Redner in den Halberstädter Volksversammlungen des Jahres 1848 war Adolf Wislicenus [der Begründer der freireligiösen Gemeinde in Halberstadt], doch gab es neben ihm viele jüngere Kräfte, die sich nicht übel anliefsen. Im Vergleich mit anderen Städten trat die radikale Partei bei uns ziemlich gemäfsigt auf. Das Treiben der extremen Majorität auf dem demokratischen Kongrefs in Berlin, zu dem ich mit Wislicenus von unserem Klub gesandt war, entsprach durchaus nicht unserer Richtung; wir gehörten zur äufsersten Rechten. Da jener mir die Aufgabe zuwies, wollte ich unsere Stellung im Gegensatz zu der allgemein kundgegebenen Stimmung begründen und ging, um etwas frische Luft zu schöpfen und meine Gedanken zu sammeln, auf eine Viertelstunde hinaus. Bei meiner Rückkehr erfuhr ich, dafs die Erklärung für die sociale Republik ohne Debatte als Princip der Einigung anerkannt war. Es blieb unserer Partei nichts übrig als auszutreten. ... [Neben mir safs] Gottfried Kinkel, den ich später in England wiederfinden sollte. Mit unserem Austritt unzufrieden, stellte er mich auf der Rückfahrt seiner ersten Frau Johanna mit den Worten vor: "Das ist der konservative Herr, von dem ich dir erzählt habe".'

Nachdem im November 1848 die preufsische Nationalversammlung aufgelöst worden war, was eine furchtbare Erregung weiter Volkskreise zur Folge hatte, wurde Schmidt von den

Halberstädter Liberalen in einen Sicherheitsausschuſs gewählt, der die von der Linken ausgesprochene Forderung der Steuerverweigerung durchführen sollte. Zu dieser Zeit überbrachte ein Schmidt unbekannter Verleumder der Staatsbehörde eine falsche Denunziation, die ihm so aufrührerische, blutige Absichten zuschrieb, wie sie sein menschenfreundliches, jede Gewaltthat verabscheuendes Herz nie hätte fassen können. Diese Denunziation brachte ihn unter die Zahl derer, welche zur gerichtlichen Verfolgung von der Staatsbehörde ausgesucht wurden, und obgleich die Grundlosigkeit der Anklage leicht nachgewiesen werden konnte, wurde Schmidt doch als Mitglied des Sicherheitsausschusses zu der verhältnismäſsig, d. h. in Anbetracht anderswo gefällter Urteile, milden Strafe einjähriger Festungshaft verurteilt.

Die Festungshaft, welche Schmidt in Magdeburg verbüſste, kam ihm nach der viermonatlichen strengen Untersuchungshaft in Halberstadt, bei der er körperlich sehr heruntergekommen war, als eine Art von Erlösung vor. Statt einer halben und dann e i n e r Stunde durfte er sich jetzt f ü n f Stunden im Freien bewegen, und der Verkehr unter den in derselben Kasematte untergebrachten Gefangenen scheint bis 10 Uhr abends ein ganz ungenierter gewesen zu sein. Schmidt berichtet wie von gemütlichen Zusammenkünften, so von Studien des Französischen und des Englischen, die er mit anderen politischen Gefangenen betriebe. Die letztere Sprache war der Hauptgegenstand seiner Beschäftigung, da er keine andere Möglichkeit, sein Leben neu aufzubauen, erkannte als durch eine Übersiedelung nach England, dem Ziel der Mehrzahl der politisch Verfolgten; und er hatte das Glück, unter den Mitgefangenen Leute zu treffen, die französisch und englisch fertig sprachen. In seiner energischen Art ging er sofort daran, sich ein elementares Lehrbuch nach der Robertsonschen Methode auszuarbeiten, mit dessen Hilfe er die Engländer Deutsch lehren wollte.

Die Briefe, die er in dieser Zeit an seine Mutter richtet, verraten nichts von gedrückter Stimmung oder Zukunftssorgen. Im Gegenteil, er sucht ihr das Festungsleben recht amüsant zu schildern. Und in der That, aus den Briefen an den Bruder geht hervor, daſs das einzige, was ihn niederdrückt, nicht der Gedanke an das eigene Schicksal, sondern der K u m m e r d e r

Mutter über sein Schicksal ist. So sind denn seine Briefe an die Mutter erfüllt von Freude über die Fortschritte seiner Arbeit und von frischen Hoffnungen. Und doch lastete die Festungshaft schwer auf ihm: seine Gesundheit litt trotz täglicher Spaziergänge und gewohnheitsmäſsigen Ballspiels unter dem Aufenthalt in dumpfigen Räumen und der mangelhaften Verpflegung; denn der Zuschuſs, den seine Mutter ihm gewähren konnte, war gering; und im Beginn des Jahres 1850 schreibt er an seinen Bruder, daſs sein Körper gründlich zerrüttet sei.

Endlich — am 26. März 1850 — war die Leidenszeit zu Ende, und noch nicht zwei Monate später finden wir ihn bereits auf der Reise nach London, wo er am 21. Mai ankam. Er fand dort eine Anzahl von Bekannten vor, und einer von ihnen hatte ihm eine billige Wohnung in Bouverie Street besorgt, die er zusammen mit einem jungen deutschen Kaufmann bewohnte. — Wir kommen nun zu dem wertvollsten Teil der nicht-wissenschaftlichen Schmidtschen Hinterlassenschaft: zu seinen Briefen aus England. Ich muſs bekennen, daſs ich kaum eine Schrift über England mit so intensivem Interesse gelesen habe. Schon einige Magdeburger Briefe zeigen die Klarheit und Prägnanz des Ausdrucks, welche die Mitglieder dieser Gesellschaft alle kennen, und zugleich einen eleganten Fluſs der Diktion, wie wir ihn in dem Grade in den Schriften seines Alters nicht wiederfinden. Die englischen Briefe sind auſserdem mit einer Anschauungsfrische, einer geistigen Belebtheit und einem Humor geschrieben, daſs die feingebildete Mutter daran ihre helle Freude gehabt haben muſs. Ich glaube, daſs manche von ihnen der Aufbewahrung durch den Druck würdig wären, und zwar keineswegs bloſs die über Selbsterziehung und andere pädagogische Gegenstände, welche dem Anfänger im Studium der englischen Sprache und des englischen Lebens auch heute gute Dienste leisten werden, sondern vielleicht mehr noch diejenigen, welche die dermaligen englischen Zustände schildern.

Anfangs überlieſs sich Schmidt ziellosem Umherschweifen in der falschen Erwartung, daſs er an dem Ort dieser oder jener Sehenswürdigkeit, in diesem und jenem Wirtslokal reichliche Gelegenheit haben würde, über alle möglichen Dinge Unterhaltungen zu führen. Die principielle Verschlossenheit der Engländer

Fremden gegenüber befreite ihn bald von dieser Täuschung. Und den zweiten Monat seines Londoner Aufenthalts verbrachte er in einem kleinen, aber anständigen Boarding-house in der Nähe des Russel Square, wo er ein Heim, Familienanschlufs und die Erfüllung seiner sprachlichen Wünsche fand. Mit den zahlreichen deutschen Flüchtlingen suchte er keinen Verkehr. Sie hatten zwei Vereine in London gegründet, die sich nach guter deutscher Art heftig befehdeten; Schmidt trat aus diesem Grunde keinem der beiden bei. Aufserdem lebten diese Flüchtlinge zum grofsen Teil in so traurigen Verhältnissen, dafs ihm der Anblick ihrer Not, der er nicht abhelfen konnte, den Lebensmut genommen haben würde.

Interessant ist das Beispiel des durch den Zeughaussturm bekannten Premierleutnants Techow, den Schmidt in Magdeburg kennen gelernt hatte und mit dem er von London aus korrespondierte. Er hatte in seiner Bedrängnis eine Stelle in einer Familie in Irland angenommen, die ihm nur freie Station bot. An den Verkehr in der besten Gesellschaft gewöhnt, führte er sich dort als Gentleman ein und suchte diese Rolle weiter zu spielen trotz seiner fast vollkommenen Mittellosigkeit. Er schreibt an Schmidt, dafs er mit Entsetzen dem Einlaufen der Schusterrechnung entgegensehe, die seine Geldlosigkeit enthüllen müsse, aber doch zu stolz sei, um selbst seine Verwandten um eine Unterstützung zu bitten. Schmidts Anerbieten, ihm mit seinen bescheidenen Mitteln auszuhelfen, wies er gleichzeitig zurück. Er hatte aber Glück; denn noch vor der befürchteten Enthüllung traf eine freiwillige Geldsendung seiner Verwandten ein. Anderen erging es viel schlechter; viele waren sogar obdachlos.

Schmidt hatte vermöge seiner ausgezeichneten Empfehlungen, und weil er etwas Tüchtiges gelernt hatte, ein besseres Los als die meisten von ihnen. Schon zum 1. August wurde er von dem Baron von X. — so wollen wir ihn nennen, da wir wenig Gutes von ihm zu berichten haben —, einem Braunschweiger, für die Privatschule, die dieser in Clapham (Süd-London) hielt, engagiert mit freier Station und dreifsig Pfund — jedenfalls ein für die damalige Zeit günstiges Engagement; denn unter den Anerbietungen, die ich vor zwanzig Jahren in London für einen deutschen Bekannten erhielt, waren keine besseren. Er war hier, wie gewöhnlich, die ganze Tageszeit, von halb sieben bis neun

Uhr, nicht bloſs als Lehrer, sondern auch als Spielkamerad und gewissermaſsen als Kindermädchen um die Schüler beschäftigt; frei hatte er nur Mittwoch und Sonnabend von fünf ab und jeden dritten Sonntag. Trotzdem aber lassen seine Briefe nichts von Ermüdung blicken; er fand sogar Zeit, sich in den mathematischen und physikalischen Unterricht hineinzuarbeiten, sich im Französischen zu vervollkommnen und eine deutsche Grammatik zu bearbeiten, welche der Headmaster herausgeben wollte; und dabei waren seine freien Nachmittage mit Privatstunden belegt. Wie er bei dieser Arbeitslast, die nahezu vierzig Unterrichtsstunden in sich schloſs, es fertig bringen konnte, mit seinen Freunden in Verkehr zu bleiben und alle denkbaren Schritte zur Erlangung einer besseren Stellung zu thun, wird demjenigen unbegreiflich bleiben, der die Kraft und Elasticität, die sein Nervensystem noch in den letzten Jahren besaſs, nicht kennen gelernt hat.

Indessen gab es in diesem Bildungsinstitut, welches, wie viele andere, die Menschenentwickelung mit Hilfe des Menschenruins zu erreichen suchte, noch mehr zu tragen als die Arbeitslast. Dem Baron, der an der Spitze dieses Erziehungsgeschäftes stand, wurde es durch seine Ignoranz auf jedem Wissensgebiete und durch den Mangel an jeder pädagogischen Erfahrung und Einsicht leicht gemacht, die ungemessensten Ansprüche an die Leistungsfähigkeit seiner Lehrer zu stellen und groſse Selbstgewiſsheit und Energie zur Schau zu tragen in der Formulierung und Durchsetzung seiner zum Teil unausführbaren Kommandos. Wenn er einmal etwas von den deutschen Nationaltugenden des Wohlwollens und der Nachsicht besessen hatte, so war er doch schnell in die englischen Anschauungen auf diesem Gebiet hineingewachsen und betrachtete die an seinem materiellen Wohlergehen arbeitenden Lehrer als unendlich tief unter ihm stehend auf der Skala der Menschenwesen. Der Ton, der sowohl im privaten Verkehr mit seinen Angestellten als in Gegenwart der Schüler und häufig anwesender Gäste solchen Anschauungen entsprach, war ein derartiger, daſs selbst so friedfertige Naturen wie Immanuel Schmidt heftige Konflikte nicht vermeiden konnten.

Der Widerwillen, den derartige Lebensverhältnisse erwecken muſsten, spricht sich denn auch schon in den frühesten Briefen

aus und wird nur zum Schweigen gebracht durch das Bewufstsein, dafs er in diesem Institut mindestens ein Jahr bleiben und ein gutes Zeugnis davontragen mufs, wenn er andere und bessere Stellungen erlangen will. Diese Erwägung stellte sich indessen als verfehlt heraus. Denn als Schmidt gegen Schlufs des Jahres 1851 mit seiner Kraft und Geduld zu Ende war und sein Engagement löste, versagte nicht nur seine Hauptreferenz, Baron von X., sondern es hat sogar den Anschein, als ob dieser Herr fernere Engagements feindselig gehindert hat. Jedenfalls war die erste Hälfte des Jahres 1852, in der Schmidt seinen Lebensunterhalt durch Privatstunden gewinnen mufste, die traurigste Zeit, die er in England kennen gelernt hat. Es war ein Kampf mit dem Leben voller Unruhe, Aufregung und Sorgen, dessen zeitweise Erfolge dem Herzen keine Zufriedenheit brachten.

Erst Mitte Juni konnte er seiner Mutter berichten, dafs er an einer Foundation School im Nordwesten Londons, in St. John's Wood, als Lehrer des Deutschen und Französischen eine dauernde Beschäftigung erhalten hatte, die erträglich bezahlt wurde: er hatte wöchentlich vier Stunden für 30 £ jährlich zu geben. Schon im August aber erhielt er eine weit bessere Stellung an dem von einem Mr. Anderson geleiteten Gymnasium in Aberdeen. Hier sollte er wöchentlich zwanzig Stunden Deutsch und Französisch geben für einen jährlichen Entgelt von 66 £, die dort denselben Wert repräsentierten wie in London 85 £. Das war wenig genug. Aber wenn er an die Masse der freien Zeit dachte, die er anderweitig anlegen konnte, so mufste ihm diese Stellung glänzend erscheinen im Vergleich zu der an der Boarding School in Clapham. Was ihn indessen besonders anzog, war die ihm von Mr. Anderson gemachte Aussicht, als Lektor der deutschen und französischen Sprache an der Universität von Aberdeen Verwendung zu finden, da der frühere Lektor, ebenfalls ein Deutscher, abgegangen war. Diese Universität bestand damals noch aus zwei gesonderten selbständigen Instistuten, Marishal College und King's College, die erst 1860 unter dem Namen University of Aberdeen vereinigt wurden.

So finden wir Schmidt im Oktober 1852 in der Hauptstadt des nördlichen Schottlands wieder. Er kam hier mit vortrefflichen Empfehlungen an hervorragende Geistliche an, die ihn bei

den sämtlichen Lehrern der beiden Hochschulen einführten, und da er die öffentliche Aufmerksamkeit durch gelungene und sehr günstig recensierte Vorträge über Schiller auf sich zog, so fand er keinen Widerspruch an beiden Instituten, als er um die Erlaubnis einkam, deutsche und französische Klassen bilden zu dürfen. Das geschah denn auch; und wenn die Teilnahme von seiten der Studenten auch eine geringe war, so hatte er doch als Universitätsdocent sich unter der gelehrten Gesellschaft Aberdeens eine gesicherte Stellung erworben. Das Leben hier war auch nichts weniger als leicht, da er darauf angewiesen war, neben seiner zweifachen amtlichen Thätigkeit Privatstunden zu geben. Und unter den etwa dreifsig Stunden, die ihm wöchentlich zufielen, waren eine Anzahl, die eine gründliche Vorbereitung verlangten. So z. B. die französischen. Wenn er auch durch Verkehr mit Franzosen in London, durch regelmäfsige Übung in der Boarding-School, wo an drei Tagen französisch gesprochen werden mufste, sowie durch einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Paris eine gewisse praktische Fertigkeit erworben hatte, so fehlte ihm doch die Sicherheit in der Handhabung der Sprache, und seine Kenntnis der französischen Litteratur war unvollständig.

Was seinen besonderen Fleifs verlangte, war die Wiederbelebung seiner griechischen Studien. Es gab unter den Studenten eine 'griechische Gesellschaft', die von einem trefflichen Kenner der griechischen Sprache, Geddes, geleitet wurde. Seinem Studiengange nach lag es Schmidt sehr nahe, in diese Gesellschaft einzutreten; wenn er es aber that, mufste er in der Lage sein, den Studenten durch sein Wissen zu imponieren, und darum die Studien, die er Jahre hindurch hatte liegen lassen, mit Eifer aufnehmen. Sein ungeheures Gedächtnis, seine leichte Auffassungsgabe sicherten ihm auch auf diesem Gebiete den Erfolg; und nach dem Abgange Geddes' wurde er selbst zum Präsidenten der Gesellschaft gewählt.

Wenn ihm die geachtete Stellung, die er sich so in den besten Kreisen erworben hatte, einerseits nach den unerhörten Erfahrungen in der Londoner Boarding-School sehr behagte, so widersprach doch der pietistische Ton, der in Aberdeen herrschte, zu sehr seinen freieren religiösen Anschauungen, als dafs er sich dauernd dort hätte wohl fühlen können. Als ihm daher im Som-

mer 1854 von einem Braunschweiger Bekannten, der erster Assistant Master am College in Cheltenham war, Mitteilung von einer Vakanz an demselben gemacht wurde, bewarb er sich und wurde von Oktober ab mit einem Gehalt von 150 £ dort angestellt.

Als Schmidt nach Cheltenham kam, war er entzückt über die schöne Lage des Ortes, die ihm immer vor Augen war, da er seine Wohnung in einem hochgelegenen Landhause aufserhalb der Stadt genommen hatte. Der Blick von dem nächstgelegenen Berge auf die Malvern Hills, meint er, erinnere ihn an den Harz. So konnte er hier denn schwelgen in weiten Gängen durch anmutige Landschaften, die für ihn einer der Haupt-Lebensgenüsse waren. Und die Umgegend bot reichliche Gelegenheit für kleine Ausflüge: die durch Wordsworths Gedicht berühmt gewordene Tintern Abbey, Stratford-on-Avon, Bristol und selbst Wales, alles war leicht erreichbar. Das Leben in dem von der besten Gesellschaft besuchten Badeorte selbst war interessanter, als er es bisher in England kennen gelernt hatte, und an gleichgesinnten Genossen konnte es ihm an dieser 1841 gegründeten, aufblühenden Anstalt nicht fehlen, die gegenwärtig etwa vierzig Lehrkräfte beschäftigt. Auch war das Einkommen, das durch Privatstunden leicht um 50 £ und mehr erhöht wurde, für einen einzelnen jungen Mann in damaliger Zeit sehr auskömmlich. In der That, man erstaunt, wenn man die Preisangaben in Schmidts Briefen liest; eine Pension in einem anständigen Boarding-house für 90 Mark monatlich inklusive der Extras von Licht, Heizung, Wäsche, Bedienung dürfte man im heutigen London vergeblich suchen; ein elegant möbliertes Zimmer für 8 sh. die Woche, wie es Schmidt in Aberdeen bewohnte, dürfte heute auch in Deutschland nur in den kleinsten Städten gefunden werden.

Durch die ganze Verbannungszeit hatte sich Schmidts Sehnsucht nach der Heimat vielfach ausgesprochen: er hatte g u t e Freunde in England, aber die besten, seine Mutter und sein Bruder, waren ihm nicht erreichbar; er vermifste den Verkehr mit gleich entwickelten und gleichgesinnten Menschen, und er vermifste vor allem die geistige Regsamkeit, welche dem gesellschaftlichen Leben der Gebildeten in Deutschland seine eigentümliche Würze giebt. In Cheltenham allerdings hat er zu Zeiten geschwankt, ob er sich nicht für ein dauerndes Leben dort ein-

richten sollte, aber der socialen und amtlichen Mifsstände gab es auch dort im Vergleich zum Vaterlande zu viele. Und nachdem er sich den für den Beginn einer neuen Laufbahn in Deutschland erforderlichen pekuniären Rückhalt geschaffen hatte, fafste er seine Rückkehr fest ins Auge. Im Herbst 1857 begann er seine Doktorarbeit über Platos 'Phaedrus' und kam während der Sommerferien 1858 nach Berlin, um Ende Juli darauf zu promovieren. In vierzehn Tagen folgte ein glänzendes Oberlehrerexamen, das Zeugnis ablegte von dem wahrhaft encyklopädischen Wissen, das er sich während einer achtjährigen Unterrichtsthätigkeit in den verschiedensten Branchen erworben hatte. Er erhielt *facultas docendi* im Deutschen, Griechischen, Lateinischen, Englischen und Französischen für alle Klassen, in Mathematik für die mittleren und in Geschichte und Geographie für die unteren Klassen. Unmittelbar im Anschlufs an sein Examen erhielt er eine Stelle am hiesigen Friedrich-Wilhelms-Gymnasium (damals unter Ranke), die er nach Ordnung seiner Angelegenheiten in Cheltenham im Oktober 1858 antrat. So war er denn nach einer zehnjährigen Abirrung endlich konsolidiert. Seine Mutter hatte noch die Freude, seine Anstellung im Vaterlande zu erleben, schlofs dann aber bald ihr sorgen- und liebevolles Auge für immer.

Im Frühjahr 1861 erhielt Schmidt von seinem Freunde Professor Herrig den Antrag, die leitende Stelle an der Privat-Erziehungsanstalt in Falkenberg in der Mark zu übernehmen, den er acceptierte. Er konnte sich nun mit der Dame seines Herzens, die er inzwischen in Berlin im Hause eines Freundes, dessen Söhne er unterrichtete, gefunden hatte, und die ihn gegenwärtig als Witwe betrauert, vermählen, kündigte seine Stelle am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium und siedelte im Juli 1861 in seinen neuen Wirkungskreis über. Hier hat er sechzehn Jahre verbracht und mit seiner Frau und den drei Töchtern, die sie ihm schenkte, das Familienglück genossen, nach dem er sich in dem Auf und Ab seines Lebens in der Fremde so oft gesehnt hatte. Nun endlich war er im Besitz der äufseren Ruhe und inneren Zufriedenheit, die zu intensivem geistigem Schaffen unerläfslich sind. Schon 1867 erschien sein 'Elementarbuch der englischen Sprache', 1871 folgte seine 'Grammatik

der englischen Sprache', von der gegenwärtig die sechste Auflage soeben fertig gedruckt ist. Ich glaube mit der Annahme nicht fehlzugehen, dafs die meisten von uns in ihrem grammatischen Studium des modernen Englisch sich auf diese Grammatik gestützt haben; sie galt lange für die beste, und ich meine, sie verdient dieses Prädikat auch heute noch. Selbstverständlich hat sie Mängel, die auf dem derzeitigen unvollkommenen Stande der grammatischen Forschung beruhen, es kann auch auf diesem Gebiete nicht einer alles thun. So konnte die grofse Verronsche Arbeit über englische Satzstellung, die, soviel ich weifs, nur in Programmen von 1877 bis 1879 erschienen ist, nicht benutzt werden. Das Kapitel über den Gebrauch des Gerundiums könnte eine Erweiterung vertragen; desgleichen fand ich die Behandlung des Accusativ mit dem Infinitiv mit vorausgehendem *for* nicht ausreichend; und für den modalen Gebrauch der Hilfszeitwörter fehlt meines Wissens noch immer die grundlegende Monographie. Die neue Ausgabe wird gewisse Erweiterungen bringen; ich kann indessen nicht sagen, welcher Art und von welchem Umfange sie sein werden. — Die 'Schulgrammatik' (1876) ist eine Verkürzung dieser wissenschaftlichen Grammatik für Schulzwecke.

In den Jahren 1875—80 hielt Schmidt Vorlesungen an der von Herrig ins Leben gerufenen 'Akademie für moderne Philologie' vorwiegend über englische historische Grammatik und die Syntax des modernen Englisch; daneben allerdings auch über die Geschichte der englischen Litteratur seit Chaucer. Auf diese letzteren Vorlesungen gründete sich sein Wunsch, eine umfassende Geschichte der englischen Litteratur zu schreiben, den er lange mit sich herumgetragen, aber niemals hat zur Ausführung bringen können. Seine hinterlassenen Manuskripte weisen nur vereinzelte, zum Teil allerdings recht wertvolle Fragmente auf, so dafs ein Urteil über das, was wir von dem Werke erwarten durften, unmöglich ist.

Im Herbst 1877 gab Schmidt die Stelle in Falkenberg auf aus Gründen, die in dem System der von den Besitzern geführten finanziellen Verwaltung lagen, und übernahm die Leitung der Höheren Töchterschule in Hamm. Aber schon Ostern 1879 erhielt er auf Veranlassung seines Freundes Herrig, der damals

Studiendirektor an der Haupt-Kadetten-Anstalt in Lichterfelde war, eine Professur an diesem Institut, die er bis zum Ende seiner amtlichen Thätigkeit (Oktober 1894) innegehabt hat.

Während dieser Zeit hat er die gröſsere Zahl seiner annotierten Ausgaben englischer Prosaisten geschaffen, für die er durch seine gediegene Kenntnis des englischen Lebens und der englischen Sprache besonders befähigt war. Ich brauche mich gerade in diesem Kreise über die einzelnen Leistungen, deren gründliche, saubere Ausführung Ihnen allen bekannt ist, nicht näher auszulassen. Die wertvollsten unter diesen Arbeiten sind meines Erachtens die beiden ersten, 'Christmas Carol' (1876) und 'Warren Hastings' (1880), die geeignet sind, dem Lernenden eine reiche Fülle des nützlichsten Wissens mitzuteilen. Aber auch auf einem Gebiete, das seinen früheren Studien ferner gelegen hatte, machte Schmidt sich in wenigen Jahren zum Meister. Er hatte originale Shakespeare-Forschung nicht betrieben, und daher erregte seine Mitteilung, daſs er 'Julius Caesar' für die Students' Series von Tauchnitz herausgeben wolle, meine Spannung, da ich nicht voraussetzen konnte, daſs ein Immanuel Schmidt die groſse Zahl der handwerksmäſsigen Arbeiten dieser Gattung um eine Nummer vermehren würde. Das Buch erschien 1890. Ich muſs nun bekennen, daſs die metrische Behandlung des Textes nicht einwandfrei und daſs die Auffassung mancher Figuren und die entsprechende Deutung mancher von ihren Reden nicht unangreifbar ist. Das sprachliche und sachliche Material der Anmerkungen ist indessen ausgezeichnet. In noch höherem Maſse gilt das von der drei Jahre später erschienenen Macbeth-Ausgabe, die ich ohne Bedenken neben die vortreffliche Leistung von Wilhelm Wagner stelle.

Bei dieser Gelegenheit können wir am besten einen Blick auf seine Übersetzungen englischer Dichtungen werfen. Die erste von ihnen, die Übersetzung des Miltonschen 'Comus' aus dem Jahre 1860, als Programmabhandlung des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums erschienen, kenne ich nicht; aber ich weiſs, daſs einer unserer besten Milton-Kenner und selbst ein poetisch begabter Übersetzer, Alexander Schmidt, sie in seinen gesammelten Aufsätzen herausgestrichen hat. Miltons Sonette hat I. Schmidt für einen Artikel, den die Preuſsischen Jahrbücher 1896 brachten,

übersetzt, den 'Macbeth' schon im Jahre 1892, und eine grofse Anzahl von Burnsschen Liedern, denen er eine kleine Biographie beigegeben hat, harren noch der Veröffentlichung. Keine von diesen Arbeiten ist ungewandt oder geschmacklos; die Verse, deutsche wie lateinische, flossen ihm leicht aus der Feder, und um Reime war er selten verlegen — aber hervorragend in ihrer Art kann man sie nicht nennen.

Wenn ich ehrlich sein soll, so glaube ich, dafs Schmidt zur Übersetzung dramatischer und lyrischer Dichtungen einerseits die Expansion der Empfindung und die Fähigkeit, den Stimmungsgehalt in sich aufzunehmen, fehlte, andererseits die schöpferische Sprachgewalt, die zur wirkungsvollen Nachschaffung der Empfindung und der Stimmung erforderlich ist. Ich habe soeben die Gelegenheit gehabt, die Richtigkeit dieser Beobachtung zu prüfen in einer fortlaufenden Vergleichung des Schmidtschen und des Friedrich Vischerschen 'Macbeth', in dem wir nun endlich eine klassische deutsche Übersetzung des Shakespeareschen Meisterwerkes besitzen. Ich weifs, dafs Schmidt während der Arbeit am Macbeth eine Ehre darin suchte, bei der Wiedergabe die Zahl der Verse des Originals womöglich nicht zu überschreiten; und es erscheint mir nicht im geringsten zweifelhaft, dafs dieses Bestreben für die freie Beweglichkeit, für die Schönheit der Sprache verhängnisvoll werden mufste. Wo es dagegen weniger auf Tiefe der Empfindung als auf Witz und Humor ankam, hat Schmidt als Übersetzer Vortreffliches geleistet. So hat er die zum Teil barocke, zum Teil burleske Komik der 'Ingoldsby Legends' in seiner Auswahl bei Reclam vollendet wiedergegeben. Und von seinen Burns-Übersetzungen sind am besten geraten Gedichte wie 'Tam o' Shanter', 'John Barleycorn' und ähnliche. Die Übersetzung der 'Jolly Beggars', die mit ihren immer wechselnden Rhythmen und Strophen, ihrem schottischen *Slang* und der fein realistischen Charakteristik der einzelnen Bettlergestalten dem Übersetzer geradezu unüberwindliche Schwierigkeiten macht, möchte ich ein Meisterwerk nennen.

Schmidts hervorragendste wissenschaftliche Leistung liegt, wie Sie alle wissen, auf dem Gebiete der Lexikographie. Als ihm im Verein mit Tanger von der Westermannschen Buchhandlung die Aufgabe gestellt wurde, das Flügelsche Lexikon für die

Schule zu bearbeiten, lieferte er ein durchaus selbständiges Werk von mittlerem Umfange und doch von einer Fülle und Gediegenheit des Inhalts, wie es bisher nicht vorhanden war. Ich habe das Wörterbuch schon benutzt, als es erst in Korrekturbogen existierte, und kenne es ganz genau. Ich kann daher bezeugen, daſs es für die schwierigsten, z. B. poetischen Texte, sowie für alle Gebiete der englischen Prosa ausreicht und viel mehr enthält, als der Schüler je bedürfen wird. Als charakteristisch möchte ich anführen, daſs ich im Schmidt-Tanger mehrere Bedeutungen gefunden habe, die im groſsen Muret fehlten. Ich denke natürlich nicht daran, den Muret herabsetzen und wohl gar behaupten zu wollen, daſs er weniger inhaltreich wäre als Schmidt-Tanger. In dem gröſsten Wörterbuch werden immer einige Wörter und Bedeutungen fehlen; charakteristisch ist aber, daſs der Schmidt-Tanger in mehreren Fällen dieser ganz unvermeidlichen Auslassungen aushelfen konnte. Das deutsch-englische Wörterbuch ist, obwohl ebenfalls vortrefflich in seiner Art, nicht so vollständig.

Schmidt stand nahe vor dem Ende des Hauptwerkes seines Lebens, der Schöpfung des von dem Langenscheidtschen Verlage herausgegebenen groſsen deutsch-englischen Wörterbuches, als der Tod dem unermüdlichen Arbeiter die Hand auf die Schulter legte und Einhalt gebot. Einer unvollendeten Arbeit gegenüber ist Kritik nicht gestattet; aber ich glaube, daſs dieses groſsartig anlegte und im kleinen gewissenhaft ausgeführte Werk den Namen Schmidts zusammen mit dem Murets weit in das kommende Jahrhundert hineintragen wird.

Was ihn vor anderen zu Arbeiten dieser Art besonders geeignet machte, war der erstaunliche Umfang seines Wissens, das neben seiner tiefen englischen Sprachkenntnis die alte und die neuere Litteratur, Geschichte und Philosophie, Mathematik und Naturwissenschaft umfaſste; es war ferner sein ungeheures Wortgedächtnis, das ihm bis zuletzt fast ungeschwächt treu geblieben war; es war schlieſslich seine gewaltige Arbeitskraft. Wenn wir bedenken, daſs der 77jährige Mann neben seiner mindestens achtstündigen Thätigkeit am Lexikon noch Zeit fand für kleinere litterarische Arbeiten mannigfacher Art, sowie für die zahlreichen Vorträge, die er in diesem Verein gehalten hat, daſs er trotz

einer derartigen Arbeitsfülle jeden Tag einen mehrstündigen Spaziergang machte und im Anschlufs daran in einem Wirtshause seinen Freunden ein Stündchen schenkte, dafs er gern in Gesellschaften ging, Speisen und Getränken — oder besser umgekehrt — alle Ehre anthat und seinen Festgenossen die Freude durch fröhliche Tischreden zu würzen verstand — so müssen wir eine solche Lebenskraft in der That eine gewaltige nennen und bedauern, dafs sie ihm lange vor ihrem Erlöschen entrissen wurde durch einen jener blöden Zufälle, denen unser aller Glück und Leben in jedem Augenblick preisgegeben ist.

Aber er ist nicht davongegangen, der reiche Mann, ohne uns zum Andenken ein wertvolles Geschenk zu hinterlassen. In seinem Pulte liegt eine bis zum Buchstaben S durchgeführte englische Synonymik — eine Art Cyklopenarbeit, eine Reihe von Quartbänden füllend, die dem zukünftigen Herausgeber noch einmal zu schaffen machen wird durch die Masse dessen, was gestrichen werden mufs, wenn sie einen Verleger finden will, und durch die Schwierigkeit dessen, was er selbst zu leisten haben wird, um dieser Arbeit einen würdigen Abschlufs zu geben.

Eine solche wissenschaftliche Fruchtbarkeit hat Schmidt entfalten können unter dem Druck anderweitiger amtlicher Verpflichtungen, welche die Hauptmasse seiner Lebenszeit beanspruchten. Meine Herren, die Frage liegt nahe: was hätte er erst leisten können, wenn ihm die Bahn für die Bethätigung seiner geistigen Kräfte frei gemacht worden wäre? wenn der geistige Grofskaufmann nicht dauernd dazu verurteilt gewesen wäre, seine inneren Schätze im Klein-Debit der Schule zu verausgaben.

Freilich hat er der Erfüllung seines lebenslangen sehnlichen Wunsches nach einer Universitäts-Professur zum Teil wohl selbst im Wege gestanden durch zwei grofse Tugenden, die, so unerläfslich sie für die Selbstachtung und die innere Zufriedenheit sind, dem Inhaber das Emporsteigen vielleicht heute mehr als in früherer Zeit erschweren. Die eine war die lauterste Uneigennützigkeit in dem Verhältnis zu seinen Mitmenschen: einen Menschen zu hofieren, nicht weil er ihn achtete oder liebte, sondern weil er Vorteile für sich durch seine Poussage zu erlangen hoffte, das lag seinem reinen Sinne unendlich fern. Wenn er nicht von anderer Seite entdeckt wurde — er selbst konnte zu seiner

Entdeckung nichts beitragen. Leider fehlte der Entdecker, als in den siebziger Jahren eine Anzahl von englischen Lehrstühlen gegründet wurde. Ein anderes grofses Hindernis im Lebenskampfe war die in ihm hoch entwickelte Tugend der Bescheidenheit, die ja, Gott sei Dank! mit echtem wissenschaftlichen Streben immer noch verbunden ist. Was hätte ein Mann von seinem Wissen aus sich machen können, wenn er — um für die gemeine Sache einen vulgären Ausdruck zu gebrauchen — gewufst hätte, darauf zu laufen; wenn er es verstanden hätte, mit seinen Kenntnissen zu glänzen; wenn er darauf ausgegangen wäre, den Menschen seine Wissensüberlegenheit zu empfindlichem Bewufstsein zu bringen! — Daran dachte seine harmlose Seele nicht. Er war anspruchslos nach oben, nachsichtig und gütig nach unten hin und voll hingebender Verehrung dem wahren Verdienst gegenüber. So hat er sich ja eine Liebe zu erwerben gewufst auch bei Menschen, die gesellschaftlich wesentlich tiefer standen, wie sie selten ein Mensch erfahren hat; ich habe den Namen Immanuel Schmidt immer mit den Associationen der Freude, der Verehrung, der Liebe aussprechen hören; und ich habe nie einen Menschen gesehen noch von einem gehört, der Schmidt ernstlich böse gewesen wäre. Aber die innere Bedeutung des Mannes fiel durch sein äufseres Behaben nicht ins Auge; sie wurde nur denen sichtbar, die das Glück hatten, mit ihm in innigere Berührung zu kommen. —

Meine Herren, ich habe versucht, Ihnen das Bild dieses Lebens zu zeichnen, wie es mir in unerschütterlich festen Linien vor der Seele steht, eines Lebens, das nicht rauschend und prangend, sondern vielmehr in stillem Thale dahinflofs, aber doch unendlich wertvoll war. Denn es war aufopfernde Pflichterfüllung im weitesten Sinne des Wortes, unaufhaltsames Vorwärtsstreben unter widrigen Winden, erschöpfende Ausnutzung aller von oben verliehenen Kräfte zum Besten der Menschen. Was nun den Mangel an hohen Ehrungen, an materiellem Gedeihen, kurz, an äufseren Erfolgen betrifft, so liegt der Trost darüber für ihn, wie für jeden Menschen, in jenem schönen Bibelspruch, den seine Lieben ihm aufs Grab gesetzt haben: Wenn Herzensreinheit selig macht, so war er ein seliger Mann.

Die

Liedersammlung des Freiherrn Friedrich von Reiffenberg (1588).

Zum erstenmal kritisch untersucht.

Im Jahre 1840 erschien zu Brüssel die wegen ihrer deutschfreundlichen Bestrebungen für die damalige Zeit sehr beachtenswerte Zeitschrift 'Die Freie Presse. Von französischer Zensur freie belgisch-germanische Blätter. — La Presse Libre, Feuilles belges-germaniques' .... Darin bespricht (Nr. 62 S. 246) ein Dr. Wolf (Joh. Wlh. 1817—55, s. Allg. Deutsche Biographie, Bd. 43) eine ihm zur Einsicht und Veröffentlichung überlassene handschriftliche, in einem Stammbuch aus dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts enthaltene Liedersammlung, angelegt durch 'Friedrich von Reiffenberg. In diesem Namen führen wir unserer deutschen Litteratur einen bisher noch unbekannten, aber recht braven Sänger des sechszehnten Jahrhunderts zu'. So sagt Wolf, der einerseits in den Liedern 'die reinsten Goldkörner ächt-deutschen Volksgesanges' finden will, andererseits in vollkommenem Widerspruch dazu sich zu folgenden Meinungen bekennt: 'Die Lieder däuchten uns anfangs nur gesammelt, und deſshalb von verschiedenen Dichtern. Aber von dieser Meinung kamen wir schon nach dem Lesen der ersten fünf zurück und überzeugten uns auch je länger je mehr, daſs alle nur einer Brust hatten enttönen können. Nebst dem nämlich, daſs über allen ein eigentümlich schwermütiger Hauch hingeweht liegt, sehen wir den Dichter besonders stets verfolgt von Neid und Verläumdung. Diese beiden Raben rauben ihm alle Ruhe, alle Freude und lassen ihn nur höchst selten einmal sein Liebesglück ganz rein

geniefsen. Auch Untreue schwebt, wie ein zweischneidiges Schwert, stets über seinem Haupte, aber die mag doch wohl eher Einbildung gewesen sein, oder vielmehr zärtliche Besorgnis, das teuerste aller Güter zu verlieren ... Die Frage blieb somit nur noch, wer denn der Sänger sei, und die Antwort fand sich leicht. Ein Friedrich von Reiffenberg hatte die Gedichte seiner Verlobten Clara Anna von Wersebe gewidmet. Im neunten Liede aber hiefs es:

> Und wollt ihr wissen, wer sie ist,
> ich will sie euch wol nennen,
> zu Wersebe geht sie aufs und ein,
> daran soltt ihr sie kennen.

Fafsten wir also dies zusammen und sahen uns die Nachrichten über das Leben des Ritters an, da mufste bald jeder Zweifel schwinden.' Als Probe giebt Wolf eins der längsten Gedichte: 'Entlaubt waren unß die welden'; seine Absicht, das Ganze zu veröffentlichen, ist unausgeführt geblieben. Nun bot der damalige Besitzer alle Gedichte des alten Stammbuchs möglichst vollständig in dem Werke 'Nouveaux souvenirs d'Allemagne. Pèlerinage à Munich. Par M. le Baron de Reiffenberg', t. 1, Brux. & Lpz. 1843, S. 207 ff. mit folgenden in der Hauptsache der Wolfschen Grundansicht beipflichtenden Bemerkungen: Frédéric de Reiffenberg était fils de Guillaume de Reiffenberg et d'Anne Broemser de Rudesheim ... Frédéric reçut en héritage de ses oncles, Philippe et Frédéric ... les biens qu'ils possédaient à Sayn et à Heimbach. Il est cité, en 1599, parmi les Ertzstifft Aembter de l'électorat de Trèves, à titre de la terre de Wertheim, et mourut en 1642. Vers 1588, il avait épousé Claire-Anne de Wersebe ou Wersabe, fille d'Antoine et de Catherine de Riedesel d'Eisenbach, de laquelle il eut trois fils. Or, c'est son amour pour cette dame qui le rendit poëte. Doué d'imagination et de sensibilité, il a déposé dans un livre de souvenir, offert à sa fiancée, un petit nombre de pièces remarquables par la noblesse des sentiments, par le rhythme, la fraîcheur et même l'élégance ... M. le docteur Wolf, de Cologne, s'était proposé de publier ces chants ...

Danach soll also der Freiherr von Reiffenberg[1] durchaus der

[1] Frdr. v. R. und seine Gemahlin Cl. A. v. W. s. Fahne, Gesch. d. Kölnischen ... Geschlechter, I 1848 S. 355; die Familie v. R. überhaupt

alleinige Verfasser der in seinem Stammbuch enthaltenen Gedichte sein. Das wäre schon an sich höchst merkwürdig. Niemand hat sich aber darum bekümmert und mit der Liedersammlung ein wenig gründlicher beschäftigt. Der einheitliche Gesamteindruck darf niemanden täuschen; die Gedichte fallen in eine Zeit, wo der volksmäſsige Gesang eine Menge von stehenden Wendungen in Gedanken und Worten, von jederzeit verfügbarem Formelwerk ausgebildet hatte, wo demzufolge ein gleichmäſsiges Gepräge Liedern der verschiedenartigsten Herkunft gemeinsam war. Die Lieder des Reiffenbergschen Stammbuchs weisen aber nicht nur mit mancherlei Liedern aus jener Zeit zahlreiche bisher durchaus nicht beachtete Berührungspunkte auf, sondern zeigen sich bei schärferer Beleuchtung mehrfach als jeglichen selbständigen Wertes ermangelnde Fassungen von Liedern, für welche sich bessere Quellen darbieten teilweise aus früherer, teilweise aus späterer Zeit. Die frühere Fassung ist nicht immer die ursprünglichere, bisweilen mag die Reiffenbergsche Fassung den Vorzug vor einer aus früherer Zeit überlieferten verdienen, oft aber muſs sie selbst hinter einer späteren zurückstehen. Das Eigenartige, was bei Reiffenberg zu finden ist, wird auf ein Mindestmaſs zusammenschrumpfen, wenn für einen groſsen Bruchteil des Inhalts dargethan werden kann, daſs fremdes Gut dabei vorgelegt ist. Es ist lockend und lohnend genug, das seit so langer Zeit Versäumte nachzuholen, die Sammlung aufmerksam durchzugehen und die wichtigeren Nachweise zu liefern, wobei noch betont wird, daſs für diesen Zweck nur die reichen Bestände der Königlichen Bibliothek zu Berlin herangezogen sind, aus anderen Sammlungen von Handschriften und Druckwerken also noch manches wird beigebracht werden können, was hier fehlt.

Nouv. souvenirs S. 211—87 'Un des derniers Minnesänger ou Un Album de Famille au 16e siècle'.

S. 213 Nr. 1. *Ach Gott, ich muſs dihr dancken | Vonn gantzem Hertzenn mein | für alle deine gütte | du liebster vatter*

II 1853 S. 116; Cl. A. v. W. und deren Verwandtschaft s. Universal-Lexikon, 55. Bd. 1748 S. 558; über Frdr. v. R. den Älteren s. Allg. Deutsche Biogr., 27. Bd. 1888 S. 687 ff. S. 689 als sein Erbe Frdr. v. R. der Jüngere genannt.

mein ... acht siebenzeilige Strophen. Nachdem viel von den Kläffern die Rede gewesen ist (Str. 4—6), heiſst es zum Schluſs: Dieses liedlein will ich ihr schencken, | der hertzallerliebsten mein, | gott döte die falschen zungen, | gott behütt die Liebste mein. | Kein vntrew ist ahn ihrem leibe, | daſs (l. deſs) erfrewet sich mein gemütte, | ich habe sie von hertzen lieb.

S. 215 Nr. 2. *Hertzlich dhutt mich erfrewenn | die hertzallerliebste mein; | ach gott dhu mihr verleihenn, | gott weiſs, daſs ich eſs gutt meinn* ... zwölf achtz. Str. Ohne die dritte und vierte Strophe sowie durchgängig mit sehr bedeutenden Abweichungen im Wortlaut findet man das Lied in dem sogenannten Ambraser 'Lieder-Büchlein' 1582 (Bibl. d. litt. V. in Stuttgart, 12. 1845 S. 289): Mein hertz thut sich erfrewen, | zur hertzallerliebsten mein, :|: | ach Gott thu jrs verleihen, | das sies auch trewlich mein ... zehn achtzeilige Strophen. Auſserdem giebt es von diesem Liede eine niederdeutsche Fassung, die der ursprünglichen Gestalt am nächsten zu stehen scheint (Niederdeutsche Volkslieder. Heft I. 1883 S. 29): Myn Hert deyth sick erfröuwen, | yegen de Hertallerleueste myn, | Ach Godt dho er vorlenen, | dat se ydt ock hertlyck mein ... elf achtzeilige Strophen. Davon entsprechen die fünf ersten den Reiffenbergschen; die sechste, die bei Reiffenberg fehlt, ist wahrscheinlich ein durch die im Ohr nachklingende und im Gedächtnis nachwirkende 4. Strophe veranlaſstes nachträgliches Einschiebsel (4. Dat dho ick alles vorachten ... 6. Dat heffstu tho erachten ...). Die Strophen 7—9 entsprechen den Reiffenbergschen VI—VIII, doch in anderer Reihenfolge (7 = VIII, 8 = VI, 9 = VII). Die beiden letzten Strophen der niederdeutschen Fassung weichen inhaltlich von den vier letzten Reiffenbergs ab. Innerhalb des Gedichts bei Reiffenberg ist die siebente Strophe 'Solt ich mich dein entslahen' plötzlich und ganz unvermittelt der sonst angeredeten Geliebten in den Mund gelegt; in der niederdeutschen Fassung ist die entsprechende Strophe an neunter Stelle vorzufinden und giebt zusammen mit der darauf folgenden Strophe aus weiblichem Munde die Antwort auf die flehentlichen Vorstellungen des Liebhabers, woran sich dann weit weniger gewaltsam die Schluſsstrophe fügt. Übrigens schieſsen in allen diesen Liedern die Fäden so vielfach

herüber und hinüber, dafs es meist sehr schwer, oft ganz unmöglich ist, alle zu sondern und auseinanderzulegen. So laufen auch bei dieser Liedergruppe so mannigfache Fäden zusammen und durcheinander, dafs es eine schwere Geduldprobe wäre, wollte man alle entwirren. Bei Reiffenberg hat das Lied schon einen anderen Anfang; wenn es beginnt 'Herzlich thut mich erfreuen', so pflegen diese Worte den Eingang zu einem anderen sehr verbreiteten Liede zu bilden: 'Herzlich thut mich erfreuen Die fröliche Sommerzeit'. Der Anfang 'Mein Herz thut sich erfreuen', welcher der Reiffenbergschen Nr. 2 gebührt hätte, wie im Ambraser Liederbuch und in der niederdeutschen Fassung das entsprechende Lied beginnt, dieser Anfang ist bei Nr. 4 Reiffenbergs anzutreffen, und merkwürdigerweise verläuft die 6. Strophe dieses Liedes unter Nr. 4 in ganz ähnlichen Wendungen wie jene als Einschiebsel sich darstellende 6. Strophe des niederdeutschen Liedes, das der Reiffenbergschen Nr. 2 entspricht. Abirrungen und Übergänge aus einem Liede in das andere waren beim volksmäfsigen Gesange jener Zeit um so leichter möglich, als die vielen stehenden Formeln inhaltlich verwandten Gedichten eine gleichmäfsige Grundfarbe verliehen, so dafs manche Lieder leicht miteinander zu verwechseln waren und noch sind. Selten nur, aber auch am schlimmsten störend und verwirrend, treten auf die Verwechselungen und Veränderungen der Eingangsworte, dagegen herrscht am Schlufs der Lieder grofse Freiheit und Willkür, hier wird der ursprüngliche Wortlaut am wenigsten geschont, von den üblichen Schlufsformeln wird aufs Geratewohl diejenige gewählt, die dem Sänger oder Schreiber ins Gedächtnis fällt. Bei dieser Reiffenbergschen Nr. 2 verläuft der Schlufs in wesentlicher Übereinstimmung mit dem Ambraser und in vollständiger Verschiedenheit von dem Niederdeutschen Liederbuch folgendermafsen: 'Dafs liedlein thu ich singen | dihr allerliebste mein, | tzu trutzen falschen tzungen | soll mihr stetſs die liebste sein; | heimlich mihr nuhr verplicht (l. verpflicht), | wil ich dich verlafsen nicht | bifs an mein letztefs end, | wen mihr mein hert verbrihtt.' Niederdeutsch: 'Darmit wil ick beschluten, | mit truren dyth Leedtlin, | myn Ogen dohn Water geten, | fynes leeff vmme dy allein, | mit grother Schmert vnd Pyn, | scheidet sick dat Herte myn, | Ick wil balde wedderümm kamen, | in fröuwden by dy syn.'

S. 219 Nr. 3. *Grofs lieb hatt mich vmbfangen | o allerliebste mein, | nach dihr stehett mein verlangen* ... sechs neunzeilige Strophen. Auch dies Lied hat Doppelgänger und Zwillingsgeschwister, von denen es nur mühsam auseinandergehalten werden kann. Eine stark abweichende Fassung eben dieses selben Liedes findet sich in einem fliegenden Einzeldruck der Berliner Bibliothek (Yd 7850. 38): Drey schöne Lieder. Das erste, Gar lustig ist spatzieren gehn. Das ander, Grofs Lieb hat mich vmbfangen. Das dritte, Selig ist der Tag, der mir dein Lieb verkündiget hat, etc. (Gedruckt zu Nürnberg, durch Val. Fuhrmann, o. J.) Hier beginnt das Lied: Grofs lieb hat mich vmbfangen gegen einem Jungfräwlein, nach jhr steht mein verlangen ... Es verläuft in acht neunzeiligen Strophen, davon entsprechen die Strophen 1 und 3—5 den ersten vier bei Reiffenberg, von der sechsten Strophe findet sich die zweite Hälfte in Reiffenbergs fünfter. Die zweite sowie die beiden letzten Strophen und die vier ersten Zeilen der sechsten fehlen in der Reiffenbergschen Fassung, die gegen den Einzeldruck gehalten den Anfang der vorletzten und die letzte Strophe für sich besonders hat. Genauer stimmt mit der Reiffenbergschen Fassung die Nr. 104 bei Hoffmann von Fallersleben, Die deutschen Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrhunderts, 1. Teil, 2. Aufl. 1860 S. 148, wo die fünf Strophen des Liedes in derselben Reihenfolge, freilich bei starken Verschiedenheiten des Wortlauts, den ersten fünf Strophen Reiffenbergs entsprechen. Hoffmanns Quelle war 'Grofs Liederbuch. Getruckt zu Franckfurt am Mayn, Bey Wolff Richter in verlegung Petri Kopffij. 1599. Nr. 275'. Die beiden ersten Strophen des Liedes giebt nach handschriftlicher Überlieferung Böhme im Liederhort II S. 211 Nr. 399. Der ursprünglichen Fassung mag diejenige bei Hoffmann wohl am nächsten kommen, die überschüssigen Strophen, die zum Schlufs bei Reiffenberg und in dem Einzeldruck sich vorfinden, bewegen sich in jenen bekannten Wendungen, die als gebräuchliche Schlufsformeln in zahlreichen Liedern jener Zeit wiederkehren, und bei denen es meist nicht möglich ist, auszumachen, ob sie diesem oder jenem Liede schon vom Verfasser zugefügt oder erst anderswoher von einem späteren Bearbeiter übertragen seien. Das Gedicht bei Reiffenberg enthält auch sonst Merkmale, welche darauf hin-

zudeuten scheinen, daſs es flüchtig aus dem Gedächtnis niedergeschrieben und, wo dieses versagte, schlecht und recht mit landläufigen Wendungen zusammengeflickt ist, an einigen Stellen unter starker Abirrung nach ähnlichen Liedern. Es lassen sich mehrere gleichzeitig verbreitete Lieder mit gleichem Anfang und sonstigen Ähnlichkeiten nachweisen; eins davon gleicht in der ganzen ersten Strophe vorstehendem Liede fast vollständig, nimmt aber von der zweiten Strophe einen ganz anderen Verlauf, es befindet sich in den Bergreihen 1531 Nr. 9, 1574 Nr. 15 mit fünf neunzeiligen Strophen; verwandte Lieder trifft man auch im 'Lieder-Büchlin' 1582 Nr. 8 und 157 = Ambraser 'Lieder-Büchlein' 1582 Nr. 88 und 200; sodann enthält 'Gar ein newes Liederbüchlein' Nürnberg 1607 an 61. Stelle ein Lied gleichen Anfangs auf den Namen 'Gertraut'; wieder ein anderes Lied mit denselben Eingangsworten ist aufbewahrt in dem 1592—96 angelegten Stammbuch des Sebastian Eber von Nürnberg (Ms. germ. 4⁰. 733. Das fünfte Lied der Hauptreihe: Groſs lieb hatt mich vmbfangen | Gegn eim Jungfreuelein | Nach Ihr stehtt mein verlangen ... sieben neunzeilige Strophen). Eine Handschrift vom Niederrhein (Berlin Ms. germ. 4⁰. 612 bzw. 716) aus den Jahren 1574 ff. enthält an 26. Stelle das Lied 'Mit lieb bin ich umfangen' ... acht achtzeilige Strophen (= Liederb. 1582 Nr. 8 bzw. 88) und an 69. Stelle, datiert 'Anno 1582 den 27. Decembris' 'Groeſs liebt hat mhir vmbfangen, | Hertzalderliebste mein, | Nach ihr sthaet mein verlangenn' ... fünf neunzeilige Strophen, wovon die vier ersten den vier ersten des Reiffenbergschen Textes entsprechen, während die Schluſsstrophe lautet: 'Diſs lidtlein sei dhir gesungen, | Adde zu goder nacht | Gott straff' alle falsche zungen | Die vns beiden haſsen veracht, | Ghar schon ist sei gezeret | Die Hertzalderliebste mein, | Sie hat ein freundlich wesen, | Darumb hab ich sei auſserlesen | Fuir andern Jungfreuelen fein. | Jost Degenhartt Blanckartt zu Odenhausen.' Schlieſslich ist noch die niederdeutsche Fassung zu erwähnen; die Ausgabe der niederdeutschen Liederbücher vom Jahre 1883 enthält zuerst auf S. 38 unter Nr. 60 eins der anderen Lieder mit gleichem Anfang, sodann auf S. 41 unter Nr. 65: Groth leeff hefft my vmmfangen, | yegen eim Junckfröuwlin, | darup steyth myn vorlangen ... sieben neunzeilige Strophen, die nach

Reihenfolge wie Wortlaut so genau wie möglich den sieben hochdeutschen Strophen des Einzeldrucks Yd 7850. 38 entsprechen; nur fehlen in der vierten Strophe der niederdeutschen Fassung zwei Zeilen, indem der Bearbeiter zu der fünften sonst ungereimten Zeile unwillkürlich einen sich darauf reimenden formelhaften Vers fügte, nun aber diese beiden gereimten Zeilen in der Eile für die Zeilen 7 und 8 ansah, denen jene metrisch in jeder Silbe gleichen Tonfall haben, und so unter Auslassung der Zeilen 6—8, wofür sich als Ersatz die gedankenlosen Füllworte 'vp hundert mahl dusent Stunden' eingeschlichen hatten, nach der neunten Zeile hinübersprang. Der Vergleich zwischen dem Einzeldruck und der niederdeutschen Fassung ergiebt auch wieder in Bezug auf die Schlufsformel eine sehr auffällige Verschiedenheit; im Einzeldruck lautet die vorletzte Strophe: 'Wer ist der vns das Liedlein sang, von newem gesungen hat, Das haben gethan zwen junge Knaben, zu Nürnberg in der Statt, Sie habens wol gesungen, bey Mät vnd külem Wein, Dabey da sind gesessen, Ich kan jhr nicht vergessen, drey zarter Jungfräwlein.' Niederdeutsch: 'Wol ys de vns dyth Leedtlyn sanck, | fyn wol gesungen hat, | dat hebben gedahn twe Berchgesellen, | tho Fryberch in der Stadt, | Se hebbent so wol gesungen, | by Medt vnd kölen Wyn, | darby so synt geseten, | ick kan er nicht vorgeten, dre zarte Junckfröuwlin.' Während im Nürnberger Druck zwei junge Knaben aus der alten sangesfrohen Reichsstadt sich das Lied aneignen, erheben in der niederdeutschen Fassung zwei Berggesellen aus dem sächsischen Freiberg Anspruch darauf, ob diese mit gröfserem Recht als jene, mag dahingestellt bleiben; derartige Zeilen wurden nach augenblicklicher Laune ganz willkürlich und zufällig ausgelassen, von anderen Liedern entlehnt, beibehalten, umgeändert, so dafs es nur in besonders günstigen Fällen möglich sein wird, die Urgestalt unzweifelhaft festzustellen. Auch darauf, ob ein Lied 'fein wol' oder 'von neuem' oder 'ganz neu' oder wie sonst gesungen ist, kommt es in den meisten Fällen gar nicht an. Bei diesem Liede sind wahrscheinlich die ganzen beiden Schlufsstrophen späteren Ursprungs. In Reiffenbergs Fassung sind aus ursprünglichen zwei Strophen unter Zuhilfenahme von allerlei Verlegenheitsfloskeln und Notphrasen die drei letzten kümmerlich zusammengestoppelt oder vielmehr auseinandergedehnt;

Str. IV Z. 1. 2 Efs geht gegen dise Jahre, | gegen dise sommertzeitt ... VI 1. 2 Efs gehet gegen disen meyen | gegen dise sommertzeitt ... IV 5 das krentzelein ist bewunden ... V I Dafs krentzelein ist bewunden ... IV 9 bifs auff mein hinnefart (im Reim auf 'mein'). V 9 bifs auff mein hinnefart (im Reim auf 'artt') u. s. w. So verfuhr selbst zu damaliger Zeit, wo derartige Redeblüten sich überall aufdrängten, kein selbständiger Dichter, sondern nur ein Schreiber, der die Lücken eines wenig dauerhaften Gedächtnisses auszuflicken sein armes Gehirn nicht abmartern mochte und benutzte, was ihm irgend einfiel.

S. 221 Nr. 4. *Mein hertz dhutt sich erfrewen | wen efs gedencken dhutt | an dich hertzlieb alleine* ... sieben siebenzeilige Strophen. Das Lied scheint in sehr verwahrloster Gestalt dem Reiffenbergschen Stammbuch einverleibt zu sein. In der Schlufsstrophe ist eine Zeile zu viel (die sechste). Anklänge an volkstümliche Lieder sind vorhanden, aber es fällt schwer, eine zweifellos wesensgleiche Fassung als Urbild oder Seitenstück herauszufinden.

S. 223 Nr. 5. *So wünsch ich ihr ein gutte nacht, | bey der ich war alleine* ... fünf siebenzeilige Strophen. Viel früher als bei dem Freiherrn von Reiffenberg findet sich das Lied bei Forster, Aufsbund schöner Liedlein, 3. Teil, 1552 (oder auch 1563) Nr. 17 J. V. Brant. So wünsch ich jr ein gute nacht, bey der ich war alleine ... fünf siebenzeilige Strophen (5. Teil, 1556, Nr. 19 J. V. B., d. i. Jodocus v. Brant). In der Ausgabe des dritten Teils vom Jahre 1549 ist das Lied noch nicht enthalten; die späteren Ausgaben sind sehr geändert, wobei merkwürdigerweise das Register nicht dementsprechend mit umgestaltet ist. Nicht zu verwechseln mit diesem ist ein anderes ebenso beginnendes Lied, das sich bei Forster im ersten Teil, 1549 (oder auch 1552) Nr. 30 findet: Mar. Wolff. So wünsch ich jr ein gute nacht, zu hundert tausent stunden ... drei zehnzeilige Strophen. — Beide Lieder, besonders das erstere dem Reiffenbergschen entsprechende (allerdings meist um die letzte oder die beiden letzten Strophen gekürzt), sind oft wiedergedruckt, sowohl in älteren Sammlungen, wie Bergreihen, Venusgärtlein, den schon erwähnten beiden Liederbüchlein vom Jahre 1582, in Val. Haufsmanns Liedern 1592 (mit

drei Strophen), in Ambr. Metzgers Venusblümlein 1612 (mit vier Strophen) u. a. m., als auch in neueren Werken, so in Nicolais Almanach, II 1778, bei Sophie Brentano (Bunte Reihe kleiner Schriften, 1805 S. 108), im Wunderhorn, ferner bei Uhland, Görres, Mittler, Erlach, Hoffmann von Fallersleben, Böhme (Altd. Liederbuch u. Liederhort III), Goedeke-Tittmann u. s. w. Besonders erwähnt zu werden verdient ein bisher noch nirgends herangezogener Einzeldruck der Berliner Bibliothek (Yd 7831. 73): Ein schön lied, von deſs Fürsten Tancredi Tochter, Sigismunda genandt Vnd eines Hertzogen Sun, Vnd ist im Fraw ehren thon, zu singen. Ein ander schön Lied, So wünsch ich jr ein gute nacht. (Sieben Blätter und ein leeres Blatt. Am Schluſs: Gedruckt zu Straubing, durch Hansen Burger. O. J.) Das erste Lied ist von Hans Sachs, das zweite, 'So wünsch ich jr ein gute nacht', fünf Strophen, ist hier wie sonst namenlos. In der bereits erwähnten niederrheinischen Handschrift (Mgq 612 bzw. 716) beginnt das Lied: 'So wunsch ich ir ein guete nacht, zu hundert thausendt stunden', verläuft indes übrigens bei allerdings nicht ganz geringen Abweichungen in fünf denjenigen Reiffenbergs entsprechenden Strophen. Beide Lieder handschriftlich Mgf 753 (1575) Nr. 39 und 41.

S. 224 Nr. 6. *Wach auff, meineſs hertzens ein schone, | hertzallerliebste mein, | ich hörte ein süſses gedone | vonn kleinen waltvögelein* ... sechs siebenzeilige Strophen. Besser als hier ist das Lied anzutreffen in den Bergreihen, Heftchen mit 15 Liedern, darunter 'Der Achte Bergkrey- [!] Wach auff meins Hertzen ... ein schöne, zart aller liebste mein. Ich hör ein ſüſs gedöne, von kleinen Walg-[!]vögelein' ... neun Strophen, wovon die ersten fünf den Reiffenbergschen, doch in anderer Reihenfolge, entsprechen (Reiff. I = Bergr. 1, II = 2, III = 4, IV = 5, V = 3), während die vier letzten Strophen mit der Schluſsstrophe Reiffenbergs nichts gemein haben. Mit acht Strophen enthält das Lied 'Eyn feyner kleyner Almanach' 2. Jahrg. 1778 Nr. 3. Daſs auch dies Lied lange vor der Eintragung in das Reiffenbergsche Stammbuch allgemein bekannt war, ergiebt sich unter anderem auch daraus, daſs Hans Sachs danach ein geistliches Gedicht verfaſste, welches anhebt: 'Wach auf, meins herzen

schöne, du christenliche schar, und hör das süſs getöne' ... neun siebenzeilige Strophen. Beide Lieder haben im Volksmunde nachhaltig fortgewirkt, das weltliche findet man mit reichen Quellenangaben z. B. im Liederhort von Erk-Böhme II S. 603 Nr. 804, das geistliche zusammen damit im Liederbuch von Goedeke und Tittmann S. 75 und 241. Eine niederdeutsche Fassung des weltlichen Liedes (1883 S. 105): 'Wack vp mynes Herten schöne, | zart allerleueste myn' ... verläuft in acht Strophen nach Reihenfolge und Wortlaut entsprechend den neun Strophen des Bergreihens unter Auslassung der siebenten Strophe. Für die Reiffenbergschen Lieder höchst bezeichnend ist wieder der von den übrigen Fassungen ganz abweichende Schluſs. Wenn dem sonderbaren Freunde des Gesanges der Faden ausgeht, so schlieſst er mit einem Ausfall auf die bösen Kläffer oder, wie es bei ihm gewöhnlich heiſst, auf die falschen Zungen. Das vorige Lied schlieſst mit der Zeile 'Gott schende alle falsche tzungen' und dies sechste Lied mit dem aus sehr bekannt anmutenden Redensarten zusammengeflickten, von besonderer Eingebung nichts bezeugenden Gesätz: Diſs lied sey dihr gesungen, | hertzallerliebste mein; | tzu trotz den falschen tzungen | sey dihr diſs lied gemacht; | sie meinen vnſs so gantz vnd gahr tzu vertreiben, | ade, ade, tzu hundert gutter nacht, | wihr beide, wihr müſsen vnſs scheiden.

S. 226 Nr. 7. *Viel gluck mann spricht hat neider viell, | daſs neiden der klepffer hat gar kein tzill* ... achtzehn sechszeilige Strophen. Das Gedicht findet sich im Venusgärtlein (1659 S. 65, v. Waldberg S. 48) mit siebzehn sechszeiligen Strophen, wobei die Fassungen nach Reihenfolge und Inhalt der Strophen bis zur sechzehnten, wenn auch unter manchen Verschiedenheiten des Wortlauts, sich entsprechen, während die beiden letzten Strophen bei Reiffenberg von der Schluſsstrophe des Venusgärtleins gänzlich abweichen. Im niederdeutschen Liederbuch (1883 S. 27) tritt das Lied mit siebzehn Strophen auf, entsprechend denjenigen des Venusgärtleins. Handschriftlich in Mgq 612 bzw. 716 (1574), ferner in Mgf 753 (1575), dort nur mit sieben, hier mit neunzehn Strophen. Auch in fliegenden Blättern, z. B. Yd 9665 hochdeutsch, Ye 437 niederdeutsch.

S. 230 Nr. 8 a und b. *Nuhn wollt mihr gott mein feins lieb in zuchten vnd in ehren behütten* ... zwei fünfzeilige Strophen, sodann fortlaufend: *Vnd wenn ich tzu dem dantze gehn, | nach ihr ich mich vmbhersehe* ... acht vierzeilige Strophen. Nach einer anderen Vorlage giebt Görres S. 58 die beiden Stücke gleichermaſsen als ein zusammenhängendes Lied: 'Der liebe Gott der woll mein schönes Lieb | In Ehren und Zuchten behüten'... zwei vierzeilige Strophen, sodann 'Wollt Gott, ich sollt die halbe Nacht' ... 'Und wenn ich denn zum Tantze geh' ... 'Und springt sie vor mich an den Tantz' ... 'Vater und Mutter, die hab ich lieb' ... Aus Görres' Sammlung entlehnt findet man das Ganze u. a. bei Erlach I S. 237. Im erweiterten Liederhort (Erk-Böhme II S. 318 Nr. 497) steht eine Fassung, die jener vom Niederrhein stammenden Handschrift (Mgq 612 bzw. 716, vgl. Erk-Böhme I S. XXII unter Nr. 63 und oben unter Nr. 3 'Groſs lieb hat mich umbfangen') entnommen ist, aus fünf vierzeiligen Strophen bestehend, etwa 1574, jedenfalls früher als bei Reiffenberg niedergeschrieben: 1. Nun segen dich Gott, mein schönes Lieb ... 2. Möcht ich ein winterlange Nacht ... 3. Und wann ich dann zum Tanz soll gan ... 4. So springet sie vor mich an den Tanz ... 5. 'Möcht ich die winterlange Nacht | Bei der Hertzallerliebsten kosen, | Und wär der Schnee schon Keimes dick, [! Hs. 'Kniees thieb' d. i. knietief] | Noch blühten uns die Rosen'. Alle diese Fassungen machen einen sehr verwahrlosten Eindruck. Hier mag von Reiffenberg einige Zeilen aus eigener Erfindung hinzugefügt haben, da Wersebe, ein Wort, dessen Lesart freilich nicht unzweifelhaft festzustehen scheint, bei ihm vorkommt, worin der einzige deutliche Versuch liegen würde, seine eigenen Zustände und Angelegenheiten reimweise anzudeuten. Sonst ist alles so allgemein gehalten, daſs es auf jedermann passen würde.

S. 232 Nr. 9. *Schone, adelich vnnd from, | meines hertzenn einige kron, | du hast mein hertz vmbfangenn, | nach dihr stehett mein verlangen, | wen du es gleuben dhust* ... neun fünfzeilige Strophen. Die letzte Strophe hat sechs Zeilen, wobei die allerletzte Zeile wahrscheinlich späterer Zusatz ist. Dasselbe Lied mit acht fünfzeiligen (als vier zehnz. abget.) Strophen im Liederbuch für Ottilia Fenchlerin (1592), hrsg. v. Birlinger: Ale-

mannia 1. 1873 S. 46 'Adelich und fromm', in Wortlaut und Strophenfolge stark abweichend, unter Auslassung der zweiten Reiffenbergschen Strophe.

S. 234 Nr. 10. *Aufs frischem freyem muhtt | frew dich du edles blutt, | spring frölich ahn den reyenn | mit deinem schenklein ghutt* ... neun achtzeilige Strophen. Niederdeutsch (1883 S. 93): Dantz Megdelin dantz, | dantz du myn edles Blodt, | spring frölyck an den Reye, | mit dynem schencklin gut ... elf achtzeilige Strophen. Bei Reiffenberg ist in diesem Falle unstreitig der echte Anfang aufbewahrt, während die niederdeutsche Fassung von einem Liede Grunwalds die ersten Worte herübergenommen hat. Dem Sinne nach würde der niederdeutsche Anfang zu dem Liede ebensogut passen als der hochdeutsche; daſs aber dieser allein richtig ist, ergiebt sich daraus, daſs die beiden ersten Zeilen aller übrigen Strophen sich aufeinander reimen. Die neunte und die elfte Strophe der niederdeutschen Fassung fehlen bei Reiffenberg, die übrigen neun Strophen entsprechen sich beiderseits, doch in anderer Reihenfolge: Reiffenberg 2. So oft ich sie ahnblick ... Niederdeutsch II. So offt ick dy anblick ... R. 3 = N. V, 4 = III, 5 = IV, 6 = VII, 7 = VI, 8 = VIII, 9 = X. Ist bei Reiffenberg der richtige Anfang erhalten, so verdient die Reihenfolge der niederdeutschen Fassung den Vorzug vor der Reiffenbergschen und stellt jedenfalls die ursprüngliche dar; nach den zwei ersten Strophen wird in der dritten 'Gantz wol bistu gezyrt' zunächst die Schönheit der Geliebten im allgemeinen gepriesen, dann werden in den nächsten Strophen: 4. Se hat ein Goldtvarues Haar, twe Ogelin de synt klar ... 5. Mit twe Ermelin blanck maket my myn Hert so krank ... 6. Twe klare Wengelin hefft de Hertallerleueste myn ... die körperlichen Vorzüge gerühmt, dann in Str. 7. Gantz dögetsam van Art, ys se fründtlyck vnd zart ... ihr inneres Wesen, ihr Seelenadel hervorgehoben, schlieſslich schildert der Liebhaber sein Verhältnis zu dieser Schönheit. Dabei steht alles am richtigen Platze, wogegen bei Reiffenberg alles durcheinander geworfen ist; in der dritten Strophe kommen zuerst die 'zwey ermelein blank', in der vierten folgt das Allgemeine: 'Tzartt schön ist mein lieb getzierett', daran schlieſsen sich die 'eugelein klahr'

und 'ein gelb geflochtnes har', sodann preist der Liebhaber seine Schöne als 'dugentreich', hinterdrein aber erinnert er sich, daſs dieselbe auch noch 'Tzwey rotte wengeleinn' hat. Die beiden letzten Strophen Reiffenbergs sind aus dreien der niederdeutschen Fassung (8—10) zusammengezogen: R. 8 Z. 1—4 = Nd. VIII 1—4, Z. 5—8 = IX 5—8, R. 9 Z. 1—4 = Nd. X 1—4, Z. 5—8 = VIII 5—8. In diesen drei bezw. zwei Strophen den ursprünglichen Zusammenhang festzustellen, scheint nicht mehr möglich. Die niederdeutsche Schluſsstrophe hat der rheinische Edelmann ganz weggelassen, ohne von den sonst geläufigen und beliebten Formeln Gebrauch zu machen. Diese Schluſsstrophe lautet: 11. Dat Leedtlin ick dy singe, | in Leef vor fröuwden springe, | vth grother brennender Leue, | myn yunges Herte yetzundt, | wowol myn Name hyr vnbekandt, | ys ein fryer Student benandt, | dho hyrmit beuehlen fyn, | der Hertallerleuesten myn.

S. 236 Nr. 11. *Es ist wenigk trew auff erdenn, | dartzu keinn stetigkeitt* ... vier achtzeilige Strophen. Mone, Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit, 7. Jahrg. 1838, Sp. 84 Nr. 28: Es ist wenig trew auf erden, | Darzu kein einigkeit ... vier achtzeilige Strophen, offenbar dasselbe Lied, doch mit starken Abweichungen im einzelnen. Die Fassung Mones findet sich bei Mittler S. 527 wieder abgedruckt. Handschriftlich noch Berlin Mgf 752 (1568) Nr. 116 in vier entsprechenden Strophen, Mgf 753 (1575) Nr. 106 in sechs Strophen, wovon die vier ersten den anderen Fassungen entsprechen.

S. 238 Nr. 12. *Ach gott, wem solttich klagen | die vntrew in diser weltt, | darvon wehr viel tzu sagen, | den vorgangk beheltt das geltt* ... sechs siebenzeilige Strophen.

S. 239 Nr. 13. *Waſs mein gott will geschee alletzeitt, | sein will der ist ⟨der⟩ beste* ... vier zehnzeilige Strophen. Dies Lied, das schon 1550—60 mehrfach gedruckt wurde, also mehrere Jahrzehnte, bevor der Freiherr von Reiffenberg sein Liederheft anlegte, wird oft ohne zureichenden Grund dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach zugeeignet. Ph. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied, III S. 1071 Nr. 1241; Erk-Böhme, Liederhort, III S. 700 Nr. 1996. Fl. Bl. z. B. Yd 7831. 14 u. 41.

S. 241 Nr. 14. *Ich reitt einn mall spatzierenn | gahr frue ahn einem morgen* ... siebzehn vierzeilige Strophen.

S. 244 Nr. 15. *Radt ist, dafs man in aller nohtt | suche tzuflucht tzu dem lieben Gott* ... acht vierzeilige Strophen. Ebenfalls mit acht Strophen, doch nur in den ersten sechs Zeilen entsprechend, im weiteren Verlauf dagegen stark abweichend, findet sich ein ähnliches Lied in Mgf 753 (1575) Nr. 136 'Recht ist' ... Harnisch, Newe Auserlesne Teutsche Lieder, Helmst. 1588, bietet in Nr. 1 'Recht ist' ... nur drei Strophen.

S. 245 Mein } Hertz.
Dein }
Ein Hertz.

Ähnlich Günther in einem Gedicht auf die Verlobung mit seiner Phillis (S. 686 d. Gesamtausg.): 'Ach, mein Hertz! seufzest du; Ist mein Hertz, fiel ich ein.'

S. 245 Nr. 16. *Ich weifs auff difser erden nichts, | ach Gott, das mich erfreudt* ... sechs achtzeilige Strophen.

S. 247 1588
Gnatt der Gott
GGGG
Hans Caspar von Berlepsch.

S. 248 Nr. 17. *'Mein hertz ist mihr mitt lieb entzundt, | ach Gott, dafs klag ich dihr, | dafs schafft ein tzart Junckfreulein fein, | wilfs gott, sie soll mein eigen sein, | ach gott, wehr ich bey ihr, | nach ihr stehet mein begihr.'* Vorstehende Zeilen bilden die Anfangsstrophe eines aus fünf fünfzeiligen Strophen bestehenden Liedes, das man im Venusgärtlein (1659 S. 216, v. Waldberg S. 158) findet, und das dort folgendermafsen anhebt: 1. Mein hertz ist mir in der liebe entzündet, Ach Gott das klag ich dir, das schaffet ein zartes Jungfräwlein, es sol und mufs mein eigen seyn, meines Bleibens ist nimmer hie ... Fl. Bl. Ye 816. 'Vier Schöne Newe Lieder' Magdeburgk, W. Ross o. J. 'Das Dritte Lied. Mein Hertz ist mir in der Liebt entzündt' ebenfalls in fünf Strophen.

S. 248 Nr. 18. *Frölich in allen ehren | bin ich so manche stundt, | wer will mirs dennoch nu wehren, | weil mirs mein Gott so gundt?* ... elf vierzeilige Strophen. Eine vollständigere und bessere Fassung enthält das Venusgärtlein (1659 S. 29, v. Waldb. S. 23) mit acht Strophen, welche achtzeilig abzuteilen wären, deren jede demnach zwei vierzeilige vertritt. In seiner Neuausgabe des Venusgärtleins (Neudrucke 86—89) S. XX hat Frh. v. Waldberg aufserdem eine handschriftliche Fassung zum Abdruck gebracht. Diese Fassung ist zu finden in einem der Musikabteilung der Königlichen Bibliothek zu Berlin zugehörigen Bande von Voigtländers 'Allerhand Oden und Lieder', 1. Teil, Lübeck 1650. Der erste Besitzer des Bandes scheint Geo. Walther Rowe gewesen zu sein, und die handschriftlichen Aufzeichnungen am Schlufs scheinen von seiner Hand herzurühren. Anhangsweise sind auf einige beigeheftete Blätter geschrieben 'Etzliche Lieder aus des Krügers Arien'. Frh. v. Waldberg nennt diese Arien 'verschollen', es sind die bisher allerdings in keinem vollständigen Exemplar zugänglichen Arien von Adam Krieger, Leipzig 1657. (Vgl. dazu Eitner: Monatshefte f. Musikgesch. 29. 1897 S. 45—49 über A. Krieger.) Davon sind mitsamt ihren Gesangweisen abgeschrieben I 1, 6, 10; II 7; III 4, 6, 8; IV 3, 5, 6, 7, 8, 10; V 2, 3, 4, 5. Sodann folgt 'VII Ein Anders *O Rosidore* Edele Flore' ... Auf der Innenseite des Deckels liest man (ohne Noten):

1. Frölich lustig in Ehren, bin ich so manche Stund,
Wer wil mir denn solchs wehren, weil mir der lib Gott günt
Zu trotz den falschen Zungen, die mich (l. mir) drumb tragen Hafs.
Je mehr sie mich drumb neiden, treib ich es noch so bafs.

2. Alzeit ein frölich Leben, wil sich nicht schicken wol,
In allen Dingn ein Mittel, Verstand man brauchen sol.
Mancher wil gar verzagen, gehts nicht nach seinem Sinn,
Wafs mich (l. mir) nicht thut behagen, dafs las ich fahren hin.

3. Sol ich drumb allzeit trauren, wenn mirs gleich übel geht,
Mein Hertz damit bekräncken, ich viel zu schaffen hätt.
Lafs trauren immer trauren, wer gerne trauren tuht,
Ich lafs den liebn Gott walten, schaff mir ein frischen muth.

4. Hett ich gleich grofses gutte, wie manchem dafs nicht fehlt,
Und hett dabei kein muhte, wafs hilfft mir den dafs geld,
Viel liebr ist mir im hertzen, die ich mit treüen mein,
Ich kan bey kleinem gutte recht wol zufrieden seyn.

5. Offt kommen zwey zusammen von wegen grofsem gutt,
Sie habn ein grofsen Nahmen, seltn dafs gerahten tuht.
Kombts nicht von Gottes gütte, und seinem willen allein,
So kan die rechte liebe nimmer beständig sein.

6. Hett ich gleich grofsen Schmurgel, wie manchem dafs nicht fehlt,
Und hett dabey kein Gurgel, wafs hilfft mir den dafs geld,
Viel liebr ist mir die Gurgel: denn al mein hab und geld,
Ich kan bey kleinem Schmurgel frisch leben in der Weldt.

Sieht man hierbei von der letzten Strophe ab, die nur eine später entstandene plumpe Wiederholung der vierten darstellt, und dementsprechend bei Reiffenberg von Strophe 8 und 9, worin auch nur die beiden vorhergehenden Strophen und somit die der vierten Strophe der handschriftlichen Fassung entsprechenden Zeilen vermöge späterer Einschiebung ebenso matt und platt und ungeschickt, dem Wortlaut nach aber anders als in der handschriftlichen Fassung nachgebildet sind, so stimmen diese beiden Recensionen recht gut miteinander, nur dafs bei Reiffenberg der Wortlaut — hier wie durchgängig wahrscheinlich ebensosehr durch Schuld des Herausgebers als des ursprünglichen Schreibers — arg entstellt erscheint: Reiffenberg Str. 1 und 2 = Handschrift Str. I, darin Z. 7: ehe mir sie mich drumb neitten, Hs.: je mehr sie. — Str. 3 und 4 = II, darin Z. 7: was mir nicht ist geschaffen: im Reim auf vertzagen, Hs.: wafs mich (l. mir) nicht thut behagen. — Str. 5 = III Z. 3 und 4 (Z. 1 und 2 der Hs. fehlen bei Reiffenberg). — Str. 6 und 7 = IV, darin lies Z. 1 und 3 gute : mute; Z. 2 wie es manchem, dems nicht velt, Hs.: wie manchem dafs nicht fehlt; Z. 7 l. gute. — Str. 8 und 9 späteres Einschiebsel. — Str. 10 und 11 = V. — Str. VI der Hs. überflüssiger nachträglicher Zusatz.

Besser als zu der Reiffenbergschen und der handschriftlichen Fassung pafst zu derjenigen des Venusgärtleins ein alter bisher nicht beachteter Druck, der aus einem fliegenden Blatt der Berliner Bibliothek (Yd 7852. 10) hier aufgewiesen werden kann: Acht Schöne Newe Lieder. 1. Nach leid kömpt frewt, tröst ich etc. 2. Frölich in allen ehren, bin ich so etc. ... 7. Es hat sich zu mir gesellet, 8. Du hast dich gegen mir gantz freundlich wol erzeigt, GG (o. O. u. J.). Zwar ist dieser Einzeldruck verstümmelt, indem von den ursprünglichen acht Blättern die

beiden mittelsten (4 und 5) ausgerissen sind, doch ist das Lied, auf das es hier ankommt, vollständig erhalten und lautet also:

Frölich in allen Ehren, bin ich so manche stund, so lang es mag gewеren, Vnd mirs mein Gott vergunt, Trotz allen falschen Zungen, die nur (l. mir) drümb tragen hafs, je mehr sie mich drümb neiden, so treib ichs desto bas.

Solt ich denn allzeit trawrig sein, wenn es mir vbel geht, vnd mich darumb bekrencken, ich viel zu schaffen het, Las trawren jmmer trawren, vnd wer gern trawren thut, ich las den lieben Gott walten, fast (l. fafs) mir ein frischen muth.

Auch allzeit frölich leben, wil sich nicht schicken wol, in allen dingen mittel, Verstand man brauchen soll, Mancher wil gar verzagen, gehets nicht nach jhrem sinn, was mir nicht ist bescheret, las jmmer fahren hin.

Mich thut offt trawren krencken, bringt leidt dem hertzen mein, wenn ich daran gedencke, Got weis wol wem ich mein, Ich schlag mirs aus dem gemüthe, weil es nicht kan gesein, Wer weis was Gott bescheret, vertraw jhm fest allein.

Ob ich gleich nicht hab Gutes, Schönheit vnd Geldes genug, wie jetzt nach tracht die Welt, bringt mir nicht trawren gros, Es wirdt mir noch wol werden, was mir das gelück vergunt, thu darauff frölich warten, bis mich erfrewt die stund.

Het ich denn nun viel Gutes, wie manchen dran nicht fehlt, vnnd het darbey kein Muth (l. nicht Muthes), was hülff mich denn das Geldt, Viel mehr geliebet mir im hertzen, die ich mit trewen mein, vnd kan bey kleinem Gute, auch gleichwol frölich sein.

Offtmahls kommen zusammen, jhr zwey von grossem Gut, sie haben ein grossen Namen, selten es geraten thut, Darnach kömpt denn zu handen, zwytracht in jhrem sinn, thut eins dem andern wünschen, der Teuffel führ dich hin.

Ich preis all junge Hertzen, die gerne frölich sein, vnd lassen sich nicht beschmertzen, vmb einen vnfall klein, Es bleibet nicht vngerochen, hoffart vnd vbermuth, das man gut arme Gesellen, so gar verachten thut.

Dis Liedlein thu ich singen, aus frischem freyem muth, ein ander hat mich verdrungen, das hat gemacht sein gut, Sie darff es niemand klagen, es weis vor jederman, was sie hat vor ein leiden, bey diesem alten Man.

Diese Fassung giebt dieselben Strophen, die das Venusgärtlein hat, in derselben Reihenfolge, nur an fünfter Stelle ist überflüssigerweise eine Strophe eingeschoben, die, nur ein wenig anders umschrieben, dasselbe zum Ausdruck bringt, was in der folgenden Strophe schon zur Genüge besagt wird. Die fünfte Strophe hat wohl ebenso als nachträgliches Einschiebsel zu gelten wie die entsprechenden Nachbildungen zu ebenderselben Strophe bei Reiffenberg und in der handschriftlichen Fassung. Man sieht

hier ein Beispiel vor Augen für jene doppelten Recensionen, die schon bei Homer und ebenso bei allen unter gleichen Bedingungen, ausschliefslich oder überwiegend in mündlicher Überlieferung fortgepflanzten Dichtungen sich beobachten lassen. Sehr merkwürdig ist übrigens in diesem Falle die Ähnlichkeit zwischen der eingeschobenen Strophe des Einzeldrucks und dem entsprechenden Abschnitt bei Reiffenberg. Zwar stehen die verdächtigen Zeilen bei Reiffenberg nach, im Einzeldruck vor dem als ursprünglich angenommenen Abschnitt, nach dem sie verfertigt sind, auch deckt sich der Wortlaut beiderseits nicht ganz, doch setzt eine Fassung die andere zweifellos voraus, eine mufs von der anderen abhängig sein, und zwar hat die Fassung des Einzeldrucks, wenn dieser auch vielleicht einige Jahre später erschienen sein mag, als das Lied in das Reiffenbergsche Stammbuch eingetragen wurde, im ganzen den ursprünglichen Bestand treuer bewahrt. Der Einzeldruck hat mit dem Venusgärtlein gemeinsam die beiden letzten als Abschlufs des ganzen Gedankenganges nicht wohl entbehrlichen Strophen mehr als Reiffenberg und die handschriftliche Fassung. Das Venusgärtlein, das allein von allen vier Gestaltungen des Liedes von jener störenden Einschiebung frei geblieben ist, mag, obschon es viel später als der Einzeldruck zum erstenmal veröffentlicht wurde, der Urform vielleicht am nächsten geblieben sein, während es im Wortlaut und in der Schreibung die neueste Fassung darstellt. Bemerkenswert ist, wie der Schlufs im Venusgärtlein aus der mifstönig individuellen Richtung des Einzeldrucks zu den im Volksgesang jener Zeit üblichen allgemeineren Wendungen hinüberlenkt, indem es dort ähnlich wie in zahlreichen anderen Liedern und auch mehrfach bei Reiffenberg heifst: 'zu trotz allen falschen Zungen, sey <dir> difs Lied gemacht, Ade du feines Mägdelein, wünsch dir viel guter Nacht'. Eine niederdeutsche Fassung (1883 S. 94) von acht Strophen stimmt genau mit dem Venusgärtlein in Reihenfolge und Wortlaut überein, auch was die Gestaltung der Schlufszeilen und das Fehlen jener Interpolation betrifft.

S. 250 Nr. 19. *Hertzlieb, ich mus mich scheiden | itzundt in dieser zeitt, | bringt meinem hertzen schwer leiden* ... sieben achtzeilige Strophen. In der zweiten und dritten Strophe stimmen

die drei ersten Zeilen Wort für Wort überein, es liegt hier wohl wieder ein Fall von doppelter Recension vor. Anklänge zu mancherlei bekannten sonst überlieferten Liedern finden sich zahlreich in diesem Liede, doch ohne daſs es möglich wäre, es einem bestimmten einzelnen gleichzusetzen. Die ersten vier Zeilen der Schluſsstrophe lauten hier, ähnlich wie die vier letzten Zeilen des Venusgärtleins im vorigen Liede: Dis liedt sey dihr gesungen | zu tausend guther nacht, | hüt dich vor falschen zungen, dis liedt sey dir gemacht ... Vgl. auch oben Nr. 6.

S. 252 Nr. 20. 1588 (vgl. S. 247). *Mir geliebt der grune meyen,* | *die fröliche sommertzeitt* ... sechs siebenzeilige Strophen. Dies herrliche Lied, das in seiner Lieblichkeit und Innigkeit, seiner Anmut und Frische, seiner Ehrbarkeit und Reinheit Meistern wie Uhland und Vilmar ganz besonderer Lobsprüche wert erschien, findet man in verschiedenen Fassungen bei Zangius, Stephanus, in fliegenden Drucken des 16. Jahrhunderts, ferner im Wunderhorn, bei Uhland, Mittler, Böhme (vollständig im Altd. Liederbuch, Bruchstück im Liederhort II S. 195 Nr. 383) u. a. m. Auch unter den niederdeutschen Liedern findet es sich (1883 S. 63) mit vierzehn Strophen, die nach Wortlaut und Reihenfolge der meistverbreiteten vollständigsten Fassung entsprechen. Aus dieser vierzehnstrophigen Fassung ergiebt sich, daſs das Ganze zusammengesetzt ist aus Bruchstücken eines Gedichtes von Hans Sachs und einem selbständig nicht mehr vorhandenen Gedicht seines Handwerksgenossen Georg Grunwald, jenes dichterisch begabten Schuhmachers, der 1530 als Wiedertäufer zu Kufstein verbrannt wurde. Die Anfangsbuchstaben der letzten acht von den vierzehn Strophen ergeben den Namen Grunwald, stellen also seine Verfasserschaft für den gröſseren Teil der Zusammensetzung auſser Zweifel; die drei Anfangsstrophen stimmen aber fast wörtlich mit einem von Hans Sachs, übrigens auch als Namenlied, verfaſsten Hochzeitsgedichte überein (Bibl. d. litt. V. in Stuttgart, Bd. 207 = Hans Sachs, Bd. 23 S. 311). Zu der vierzehnstrophigen Fassung enthält derselbe Berliner Sammelband, welcher wiederholt im Rahmen dieser Arbeit anzuführen ist, Yd 7850 an 27. Stelle einen sonst nicht beachteten Einzeldruck: 'Zwey schöne newe Lieder, Das erst, Mir liebt im grünen Mayn ... Das ander,

Vil vntrew ist auff Erden' ... (am Schlufs: Gedruckt zu Nürnberg, durch Val. Fuhrmann; o. J. 4 Bl. 8⁰). Die kürzeren Fassungen stehen der Urform keineswegs näher als die vierzehnstrophigen, vielmehr sind sie daraus erst abgeleitet; sie stammen aus Liederbüchern mit Noten, die Komponisten stutzten sich aber stets die Lieder zu; von solchen, die für ihre Zwecke zu lang waren, nahmen sie gewöhnlich nur ein paar Strophen auf. Bei vielen Liedern sind zwei Gestaltungen überliefert, eine längere und eine kürzere, wobei die längere durch Drucke von bloſsen Texten, die kürzere durch Notendrucke fortgepflanzt wurde. Fälle, in denen ursprünglich kurze Lieder durch Neudichtungen und Einschiebungen ihren Umfang beträchtlich erweiterten, sind, wenn sie auch bisweilen vorkamen, doch eben vereinzelt; bei vorliegendem Gedicht trifft solch ein seltener Fall gewiſs nicht zu, die Reiffenbergsche Fassung weicht von dem ursprünglichen Bestand sicherlich weit ab, sie hat allein siebenzeilige Strophen, während die Gedichte von Hans Sachs und Grunwald, sowie die vollständigeren Texte der Zusammensetzung sechszeilige Strophen aufweisen; die siebente Zeile wird aber in der vierten und fünften Strophe nur durch Wiederholung der sechsten Zeile gebildet und hinkt in den anderen Strophen elend genug nach.

Gelegentlich des nun folgenden Reiffenbergschen Liedes läſst sich ein so lehrreiches, so bezeichnendes Beispiel für die Wandlungen, denen manche Lieder im Volksmunde unterlagen, aufstellen, daſs es nicht unangebracht erscheinen kann, den ganzen Text und ein dazu aufgefundenes Seitenstück aus einer wenig beachteten Handschrift herzusetzen:

S. 254 Nr. 21. 1588 (vgl. S. 247. 252).

Wer sein hoffnung vnd vertrawen
setz allein auff liebchens hendt,
festiglich darauff duth bawen,
sein freut nimt balt ein endt.
Also ist mir geschen
von der hertzallerliebsten mein,
ich hett michs nicht versen,
das sie mir so falsch solt sein.

Sie dat mich freundtlich ahnplicken
mit menchen seuffzern schwer,

mein hende det sie mihr drüchen,
fragt, ob sie die liebste wer;
ich hett bey meiner trew geschworen,
mein sach wer lauter heil,
ihr gab ich mich tzu eigen,
sie fürt mich ahn das narrenseil.

Den lon den sie mihr geben hatt
vor all mein trew vnd holt,
das war vorwar ein narren kapp,
ich hett es nicht verscholt;
ich laſs den lieben Gott walten
ich hab weder gelt noch gutt,
die lieb ist gahr erkaltet,
wie man befinden dhutt.

Laſs wandern, laſs wandern,
ich bin ihr viel tzu arm,
im kommen ist gut wandern,
so scheint die sonn fein warm.
Bin ich von ihr verdrunchen,
ich hoff es sey mein gluck,
ich hab noch nicht lang gesprunchen
ahn irem narrenstrick.

Diſs liedt sey dir gesungen
ahn einem morgen frue,
darbey da haben gesessen
der gutten gesellen tzwee;
ihr hoffnung vnd vertrauen
setzen sie auff Gott allein
vnd lassen sich nicht narren
wie itzunder ist gemein.

Im Notenbuch des Seb. Eber von Nürnberg, 1592 ff., lautet ‘Das Vier vnd Zwantzigste Liedt. Im Thon, Jungfraw ich thue euch fragen’ also:

1. Ich hett mir auſserkohren
Ein hübsches Megdelein,
An Tugend hochgebohren,
Ihr eigen woldtt ich sein.
In Züchten vnd in Ehren
Wahr ihr mein Hertz geneigt,
Ihr Treu that sich verkehren
So gar in kurtzer Zeit.

2. Sie that mich oft anblicken
Mit manchem seuftzen schwehr,
Sich freundlich zu mir schicken,
Als wenn der Liebst ich wehr.
Ich hett ein Aydtt geschwohren,
Mein Thun wehr eitel Heyl,
Sie hett mich auſserkohren,
Dacht nicht ans Narrenseil.

3. Verborgen Lieb im Hertzen
Trug ich so manchen Tag,
Viel Leid vnd groſsen Schmertzen,
Wiewohl ichs niemandt klag.

Von ihr kund ich nicht weichen
Bewieſs ihr Lieb vnd Gunst,
Ich meint, sie thet dergleichen,
So wahr es alls vmbsunst.

4. Im Sommer ist guht wandern,
Da scheint die Sonne warm,
Das Megdlein liebt ein andern,
Ich bin ihr viel zu arm.
Wer weiſs, wie es sich schicket,
Wehms noch gereuen möcht,
Vielleicht mir kurtz gelücket,
Will drūmb vertzagen nicht.

5. So gsegn dich Gott in Treuen,
Du stoltzes Megdelein,
Mein Treu soll mich gereuen
Biſs an das Ende mein.
Gesund woll dich Gott spahren,
Deiner ich nicht groſs acht,
Ich will dich laſsen fahren,
Ade zu gutter Nacht.

Vergleicht man die beiden Texte, so ergiebt sich, daſs die ganze zweite und die erste Hälfte der vierten Strophe beiderseits identisch sind, während im übrigen auſser der ganz allgemeinen Ähnlichkeit des Inhalts die einzelnen Teile durchaus nichts Entsprechendes finden lassen. Wie will man diese sonderbaren Thatsachen erklären? Liegen hier zwei stark voneinander abweichende Gestaltungen eines und desselben, auf demselben Grundstock beruhenden Liedes vor oder sind zwei voneinander ursprünglich ganz getrennte, nur stofflich verwandte und in der metrischen Form gleiche Lieder durch unwillkürliche Abirrung von einem in das andere zusammengeflossen? Die nähere Betrachtung drängt dazu, doch eher anzunehmen, daſs die beiden dichterischen Zwillingsblüten derselben Wurzel entsprossen sind. Zunächst läſst sich erkennen, daſs die Besonderheiten Reiffenbergs unberechtigte Abirrungen sind, daſs seine Fassung gegenüber der anderen die minderwertige, weniger glaubwürdige darstellt. In der siebenten Zeile der zweiten Strophe hat er 'ihr gab ich mich tzu eigen' im Reim auf 'geschworen' oder, wie eigentlich dasteht — man weiſs nicht, ob durch einen der zahllosen Druckfehler —, 'geschweren'; es ist sonnenklar, daſs bei Reiffenberg statt des richtigen Wortlauts, den die Nürnberger Handschrift bietet, als Notbehelf jene vielgebrauchte formelhafte Redensart eingesetzt ist. In der dritten Zeile der vierten Strophe steht, wobei allerdings nur den Herausgeber in seiner groſsen Flüchtigkeit die Schuld treffen dürfte, bei Reiffenberg sinnlos 'im kommen ist gut wandern' statt 'im Sommer'. Ausschlaggebend für die Beurteilung des Reiffenbergschen Liedes ist der Umstand, daſs die drei Anfangszeilen gar nicht zu diesem Liede gehören können, da sie trochäischen Bau haben, der Gang der Verse sonst aber nur

jambisch ist. Überhaupt zeigen die Reiffenbergschen Strophen keinen gleichmäſsigen Versbau; in der dritten Strophe endigen die erste und die dritte Zeile männlich, während die entsprechenden Zeilen der anderen Strophen weiblich endigen; in der Schluſsstrophe reimen weder die erste und die dritte, noch die fünfte und die siebente Zeile, was doch entsprechend den anderen Strophen zu erwarten wäre; überhaupt liegt nur der zweiten und der vierten Strophe ein gleiches metrisches Schema zu Grunde, während ein solches für alle Strophen eines Liedes gelten sollte. Vergegenwärtigt man sich dazu die schon mehrfach erwähnte Beobachtung, daſs die Schluſsformeln am leichtesten miteinander verwechselt wurden, so wird man kaum zweifeln können, daſs das Reiffenbergsche Lied nur als eine ganz verwahrloste Fassung des bei Seb. Eber vergleichsweise gut erhaltenen Urbildes gelten darf, wobei von dem Schreiber im Stammbuch ohne feineres Gefühl für Strophentechnik und Versbau wenig zusammenpassende Bestandteile von verschiedenen Liedern zu einer bettelhaften Lappendecke zusammengeflickt wurden. Bei oberflächlicher Betrachtung freilich macht das Ganze gar keinen üblen, keinen der Einheitlichkeit und des Zusammenhanges entbehrenden Eindruck. Vielleicht ist eins oder das andere von den übrig bleibenden Liedern, deren Ursprung trotz eifrigen Nachforschens in gedruckten und handschriftlichen Quellen hier noch nicht gelungen ist klarzustellen, durch ähnliche, nur vielleicht geschicktere, nicht so grelle Miſsverhältnisse lassende Flickarbeit entstanden. Dann ist innerhalb dieser so wenig umfangreichen Liedersammlung noch manches schwere Rätsel zu lösen.

S. 255 Nr. 22. *All mein hoffnung vnd zuuersicht | hab ich allein auff Gott gericht* ... elf vierzeilige Strophen (vgl. S. 244 Nr. 15).

S. 257 Nr. 23. *Entzüntt ist mir, | schöns lieb, von dir | mein hertz durch liebesflammen* ... fünf achtzeilige Strophen. Es ist dies ein Namenlied, woran man erinnert wird, indem in der Schluſszeile jeder Strophe 'im Ernst' vorkommt. Die Anfangsbuchstaben der fünf Strophen E R N S T ergeben auch den Namen 'Ernst'; daraus folgt wohl unzweifelhaft, daſs Friedrich von Reiffenberg dies Lied nicht verfaſst hat.

S. 259 Nr. 24. *Ohn vnderlaſs ich dencken thu | vnd hat mein hertz doch kein ruh* ... sieben vierzeilige Strophen. Akrostichon 'Odilia N'. Da des rheinischen Freiherrn Auserkorene die Vornamen Clara Anna führte, so muſs man auch für dieses Lied einen anderen Verfasser als den Herrn von Reiffenberg voraussetzen. Auch dies Lied tritt, trotz des geschonten Akrostichons, im Versmaſs und Wortlaut äuſserst verwildert auf. Der wirkliche Verfasser, selbst wenn es der jämmerlichste Dichter und der liederlichste Schreiber wäre, würde niemals selbst das flüchtigste Machwerk in so fragwürdiger Gestalt irgendwann oder irgendwo niederschreiben. Ein Lied muſs bereits durch verschiedene Hände oder vielmehr Mäuler gelaufen sein, bevor es so entstellt aussieht.

S. 260 Nr. 25. *Stetiglich | nuhr an dich | gedenckt mein hertz* ... sieben siebenzeilige Strophen. 'Gar ein newes Liederbüchlein' Nürnberg 1607. Das 13. Lied . Stettiglich, nur an dich, gedenckt mein hertze ... acht siebenzeilige Strophen. — Fl. Bl. d. Berl. Bibl. (Yd. 7850. 24): Drey Schöne Newe Lieder . Das erste . Der Stängles Tantz . Das ander . Der Goldtfaden . Das dritte . Stettiglich, nur an dich. 4 Bl. 8⁰ o. O. u. J. Rückseite des zweiten Blattes: Das dritte Lied.

1. Stettiglich, nur an dich,
Gedenckt mein Hertze,
Dieweil es deinet wegen leidet schmertzen,
Mein Leib ist durch dein schönheit verwundt,
Gantz vnd gar biſs auff den grundt,
Kan auch ohn deine hülff nicht werden gesundt.

2. Tag vnd Nacht, ich betracht
Deine Geberte,
Mit dem du vorgehest auff dieser Erden
Allen andern schönen Jungkfreulein,
Jedoch will ich verachten kein,
Sags darumb weil ich dich in trewen mein.

3. Dein allein, will ich sein,
Jedoch in Ehren,
Solches soll mir kein Mensch nicht erwehren,
Drumb verzieh mit deiner Hülff nit lang,
Ach schönes Lieb bin ich so hefftig kranck,
Schaff doch daſs vnser lieb hab seinen (l. einen) Fortgang.

4. Glaube nit, ich dich bitt,
Falschen Zungen,
Laſs mich bey dir sein vnuertrungen,
Nur allein zu dir hat sich gesellt
Mein Hertz vnd Gemüth auff dieser Welt,
Weil mir dein Tugend vnnd Freundligkeit gefellt.

5. Was ich dir, liebste Zier,
Thu fürsprechen,
Das glaub mir sicherlich, will ich nit brechen,
Wie wers müglich Hertz allerliebste mein,
Daſs ich dir von Hertzen feind kündt sein,
Ach du Holdtseligs vnd süsses Mündelein.

6. Pflegen wird, dein vnverführt,
Gott der Herre,
Vnd wird dich bewahren vor aller geferte,
Darumb dein Hoffnung setz auff jhn allein,
Nechst auff Gott vnd mich, vnd sonst auff kein,
In Lieb vnd Leyd will ich stets bey dir sein.

7. Nur der Todt, sonst kein Noth,
Soll vns scheiden,
Das glaub mir sicherlich dein will ich bleiben,
Darumb schönes Lieb laſs mich nicht sein Schabab.
⟨. . . . .⟩
⟨. . . . .⟩

8. Nun wollan, weils nicht kan,
Sein vermitten,
So hör doch mich was ich dich thu bitten,
Mein gar junges leben hab ich in acht,
Ach schönes Lieb mein Trew gantz wol betracht,
Hiemit wünsch ich dir viel tausent guter Nacht.

Das Liederbüchlein vom Jahre 1607 stimmt mit diesem Einzeldruck fast wörtlich, ja selbst in auffälligen Formen wie 'erwehren', 'müglich', 'vermitten' sogar buchstäblich überein, doch ist seine Fassung in Einzelheiten besser, so Str. II Z. 3 mit 'den' du vorgehest, Str. VII die fehlenden Schluſszeilen: 'Dir befehl ich mich ⟨vnd⟩ alles was ich hab. Wenn du wilt bin ich bereit ins Grab'. Im fünften Verse (Z. 4) der achten Strophe fehlt das widersinnige 'ich', die Zeile lautet: 'Mein gar junges Leben hab in acht'. Bei Reiffenberg fehlt die sechste Strophe, im übrigen hat seine Fassung dieses Gedichtes mehrfach richtigere Lesarten als die anderen Texte. Handschriftlich findet sich das

Lied auch im Liederbuch des Prinzen Joachim Karl von Braunschweig (Einband vom Jahre 1601); Bolte, Zeitschrift f. deutsche Philologie 25, 1893, S. 29.

S. 262 Nr. 26. *Freyen ist wolgethan, | man fang es nur recht ahn* ... sieben sechszeilige Strophen. In hochdeutscher Fassung findet sich das Lied handschriftlich mit ebenfalls sieben Strophen im Notenbuch des Seb. Eber von Nürnberg (Ms. germ. 4º. 733) als Nr. 39. Eine niederdeutsche Fassung (1883, S. 101) entspricht mit sieben sechszeiligen Strophen nach Wortlaut und Reihenfolge möglichst genau der Reiffenbergschen Fassung. Fl. Bl. Ye 781 Zwey Schöne Newe Lieder. Das Erste, Wie wird mir denn geschehen ... Das Ander, Freyen ist wol gethan ... Magdeburgk, W. Roſs. Hier findet man das Lied mit sieben den anderen Fassungen entsprechenden Strophen.

S. 264 Nr. 27. *Entlaubt waren vnſs die welden, | der frische mey tratt ein* ... sechzehn siebenzeilige Strophen; vgl. Wolf, Die Freie Presse, 1840, S. 246. Eine niederdeutsche Fassung (1883, S. 76) hat die dreizehnte von siebzehn siebenzeiligen Strophen mehr als Reiffenberg, stimmt aber im übrigen mit ihm nach Reihenfolge und Wortlaut überein; die erste, die dreizehnte und die letzte Strophe lauten:

1. Entlouet weren vns de Wölde,
de frische Mey tritt herin,
de Blömlin vp dem Velde,
de stünden herrlyck vnde fyn,
Frouw Nachtegall mit schalle,
vör andern Vöglin alle,
leth hören er stemlin reyne ...

13. Vntrüw deyth sehr vplopen,
de affgunst ock än tall,
valsche Tücke mit hupen,
wassen vp hüpich vnd geyl,
darümme höde sick nouwe,
mit allen Krüdern Trüwe,
wol seker blyuen wil ...

17. De erstlyck hefft gedichtet,
vnde gesungen dyth Leedt nye,
wert offt än schuldt vornichtet,
van den valschen Tungen än schüw,

doch wil he nicht vorzagen,
sunder wil ydt Godt klagen,
welcker ys allein de Trüw.

S. 268: 1.5.9.7.
GWWME
Anna Elisabeth von schachtten
ddbVsazZh

S. 269 Nr. 28. Ein schönes lidt. *Bedrübe dich doch nicht so gar, | nim sebest* (l. *selbst*) *dein junges leben war* ... acht sechszeilige Strophen. Fl. Bl. Ye 806 'Drey Schöne Newe Lieder' Magdeburgk [W. Roſs, o. J.] 'Das Erste Lied. Betrübe dich doch nicht so gar' neun Strophen: 1 und 2 = Reiffenberg I und II, 3 = IV, 4 = III, 5 = V, 6 = VII, 7 = VI, 8 fällt in die bei Reiffenberg angedeutete Lücke, 9 = IX. — Ye 1656 'Drey Weltliche Newe Lieder' o. O. 1646. 'Das Dritte. Betrübe dich doch nicht so gar' neun Strophen entsprechend Ye 806. Die Anfangsbuchstaben der neun Strophen ergeben das bei Reiffenberg zerstörte Akrostichon 'Benedikta'.

S. 271: A la fin de cette chanson on a écrit très à la hâte ce qui suit:

Schonnebergk Spiegelt drosten zum | Desenbergk Teutsches Ordens | geschriben zu gutter gedechtniss. |

Anna von stockhusen | bin ich genant, | mein gelüch steht in Gottes hant, | alle die mich nennen vndt kennen, | den geschehe, wie sie mir günnen. |

S. 271: Ein morgengesang im thon: | Vonnöten ist, das ich [jetzt] drag gedult. | *Hilff Gott, was ist | das alle menschen kindt | zu diser frist | so gahr vermessen sindt* ... zwölf zehnzeilige Strophen, deren Anfangsbuchstaben den Namen 'Hans Reichard' ergeben, auf welche Weise sich wohl nach verbreitetem Brauch damaliger Zeit der Verfasser hat kundgeben wollen.

Hiermit schlieſst die Reihe strophisch abgeteilter Lieder, es folgen sodann zahlreiche Eintragungen aus dem Kreise der Ver-

wandten und Bekannten, lauter adliger Herren und Herrinnen, teilweise bloſse Namen, teilweise solche mit kurzen Sinnsprüchen, von 1589—1600 reichend, wobei zahlreiche, nur durch die Anfangsbuchstaben der Worte angedeutete Formeln zur Versicherung dauernder Freundschaft und Anhänglichkeit Liebhabern solcher Spielereien erwünschten Stoff zur Enträtselung bieten.

Mit Benutzung nicht nur der bekannten Sammlungen, sondern auch seltener Einzeldrucke und handschriftlicher Quellen ist es gelungen, für den gröſseren Teil der im Stammbuch enthaltenen Lieder nachzuweisen, daſs dieselben als eigener Geistesarbeit des Freiherrn entsprungene Erzeugnisse nicht gelten dürfen. Auch von den aus anderen Quellen bisher nicht ermittelten Dichtungen, den geistlichen, den akrostichisch angelegten und und den wenigen auſserdem übrig bleibenden, läſst sich als vollkommen sicher annehmen, daſs sie von anderen Verfassern herrühren, daſs auch mit ihnen fremdes Gewächs in das Reiffenbergsche Beet verpflanzt ist. Doch ist deshalb die Möglichkeit nicht ganz ausgeschlossen, daſs Friedrich von Reiffenberg oder jemand aus seinem Bekanntenkreise das eine oder das andere Stück selbst gedichtet habe. Damals, wenn je, gab es eine fest ausgebildete dichterische Sprache, die für jeden, der etwas reimweise zum Ausdruck bringen wollte, die Mühe des Denkens und Dichtens gefällig übernahm. Bisweilen ist es nicht so leicht, zu bestimmen, ob ein Lied nur als Umdichtung eines früheren oder als neue Schöpfung zu gelten habe. In manchem Falle wird man gerade bei dieser Sammlung vielleicht nie zu vollständiger Sicherheit gelangen, da auch in den entlehnten Gedichten sehr starke Abweichungen von den sonst nachweisbaren Fassungen stattgefunden haben. Die meisten Gedichte sind offenbar nicht nach guten Vorlagen sorgsam niedergeschrieben, sondern verraten den Einfluſs eines unzuverlässigen Gedächtnisses, eines wenig sicheren Geschmacks, einer höchst eilfertigen Hand; Abirrungen nach ähnlichen Liedern und willkürliche Füllungen, Verstöſse gegen die metrische Form, notdürftige Flickereien und Verlegenheitsmittelchen lassen sich deutlich wahrnehmen. Eine unabweisbar auf die persönlichen Verhältnisse des rheinischen Edelmannes zu beziehende Anspielung findet sich nur an jener schon oben ausgehobenen Stelle (S. 231 in Nr. 8), wo es heiſst:

Vnd woltt ihr wissen, wer sie ist?
Ich will sie euch woll nennen:
In liebfarb hatt sie sich gekleitt,
Darbey soltt ihr sie kennen.

Vnd woltt ihr wissen, wer sie ist?
Ich will sie euch woll nennen:
Tzu Wersebe (?) geht sie auſs vnd ein,
Darbey soltt ihr sie kennen.

Man sieht, hier sind ein paar Zeilen mit ganz leichter Veränderung der einen nur wiederholt, um eine persönliche Beziehung nachträglich hineinzubringen. Daſs für solche Leistungen ein Stückchen poetischer Ader nötig sei, daſs sich darin auch nur das geringste Maſs dichterischer Begabung, Schulung oder Gewandtheit bekunde, wird schwerlich jemand zu behaupten kühn genug sein. Das ständige Formelwerk, immer wiederkehrende Wendungen in Wort, Gedanken und Reim sind in den Reiffenbergschen Gedichten so reichlich ausgenutzt, daſs man gar nicht begreift, wie Wolf dabei irgend etwas von einem individuellen Charakter herauserkennen und 'alle nur einer Brust enttönen' lassen wollte. Dieselben Warnungen vor den bösen Kläffern, welche niemandem das Glück der Liebe gönnen, aus Miſsgunst die reinsten und zartesten Beziehungen verleumden, dieselben Äuſserungen schwermütiger Sehnsucht, dieselben Wünsche zu guter Nacht, dieselben Anrufungen Gottes um Heil und Segen finden sich zu damaliger Zeit in Gedichten der verschiedensten Verfasser; auch einzelne Wortverbindungen, wie 'Äuglein klar' im Reim auf 'goldgelb Haar', 'Ärmlein blank', die dem Liebenden 'das Herze krank' machen, 'Wänglein zart' einer Schönen, die dahertritt 'nach Pfauen Art', und andere derartige höchst bezeichnende Formeln finden sich bei Reiffenberg ebenso wie in anderen Liedersammlungen.

Daſs die meisten Gedichte schon vor dem Freiherrn von Reiffenberg vorhanden waren, beweisen auch die zahlreichen Seitenstücke, die merkwürdigerweise gerade die niederdeutschen Sammlungen dazu geliefert haben (s. Nr. 2, 3, 6, 7, 10, 18, 20, 26, 27). Diese gehen wohl mit dem gröſsten Teil ihres Bestandes vor das letzte Viertel des 16. Jahrhunderts zurück; die Lieder sind übrigens nur in der Minderzahl schon ursprünglich

niederdeutsch verfaſst, in ihrer überwiegenden Mehrheit stellen sie Bearbeitungen und Übersetzungen nach dem Hochdeutschen dar, wie wohl auch ausnahmsweise mit den oben angeführten der Fall ist. Auch die niederdeutschen Lieder sind bisher arg vernachlässigt, Quellenangaben und sonstige Nachweise sind bisher nur äuſserst dürftig und mangelhaft geliefert worden. Schon eine gar nicht besonders tief eindringende Beschäftigung damit bietet guten Ertrag; die Veröffentlichungen de Boucks im Serapeum (1857, S. 262 ff.) und deren Wiederaufnahme in dem Buche 'Niederdeutsche Volkslieder. Gesammelt und herausgegeben vom Vereine für niederdeutsche Sprachforschung. Heft I. Die niederdeutschen Liederbücher von Uhland und de Bouck. Herausgegeben von der germanistischen Sektion des Vereins für Kunst und Wissenschaft in Hamburg. Hamburg 1883' bleiben freilich selbst hinter den bescheidensten Anforderungen zurück und werden der Wichtigkeit des Gegenstandes in keiner Weise gerecht.

Berlin-Schöneberg. Arthur Kopp.

Das stabreimende ABC des Aristoteles.

Die Sammlung allitterierender Weisheitslehren, welche unter dem Titel 'ABC des Aristoteles' bekannt ist, ist uns in folgenden Handschriften erhalten, von denen vier bereits im Druck vorliegen,[1] von mir aber neu abgeschrieben worden sind:

1) H_1 = Harleian 541, fol. 213^r,
2) H_2 = „ 541, fol. 228^r,
3) H_3 = „ 1304, fol. 103^r,
4) H_4 = „ 1706, fol. 94^r,
5) H_5 = „ 5086, fol. 90^v,
6) L = Lambeth 853, fol. 30^v — 31^v,
7) R = Rawlinson B. 196, fol. 110^v,
8) C = Univ. Library, Cambridge, Ff. V. 48, fol. 8^v — 9^r,
9) D = Douce 384, fol. 3^r (Anfang fehlt).

Diese Papier-Handschriften sind sämtlich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts geschrieben; L und H_4 mit sehr sorgfältiger und darum leicht für älter gehaltener Schrift. L schreibt das Ganze fortlaufend als Prosa, ebenso H_1 die Einleitung; H_4 setzt die Halbzeilen untereinander, zuweilen falsch abgetrennt. Beschädigt sind in H_1 der Zeilenschlufs von V. 29—32 durch Abreifsen der rechten Ecke von Seite 213^r; in C der Versanfang von Z. 17 und 18 infolge Fehlens der linken Ecke von fol. 8^v.

[1] Gedruckt ist H_1 bei Strutt, Sports and Pastimes (1841) S. 398, H_5 in EETS. 32, S. 9, L ebenda S. 11, H_3 in EETS. E. S. VIII, S. 65 ff. Eine Kollation von H_4 mit L findet sich in EETS. 32, S. CXXVI.

Die Handschrift D enthält nur zwei Papierblätter, die aus einem umfangreichen Codex stammen, wie die alte Paginierung, Blatt 796 = jetzigem fol. 3, lehrt; es fehlt daher der Anfang unseres Textes bis zum K-Verse (einschl.). In H_3 ist der Schlufs des Alphabetes von V. 23 (Buchstabe L) an in einer Hand des 17. Jahrhunderts nachgetragen, worüber uns am Rande rechts Rechenschaft gegeben ist: *'M[d] this was on the other leafe, but I took it out & writt it here. Peter Le Neve 1695.'* Auffallenderweise setzt nun das Fragment D genau da ein, wo die alte Hand in H_3 aufhört. Aber damit nicht genug: Le Neves Abschrift stimmt Wort für Wort, ja Buchstabe für Buchstabe mit D überein, wenn wir von folgenden geringfügigen Abweichungen, meist Modernisierungen oder Mifsverständnissen, absehen: *noyows* D *noyous* H_3, *oþus* — *opus, presyng* — *pressing, dukis* — *Dukys, but* f. H_3, *Riautous* — *Riatous, queme* — *querne, reuellyng* — *revelling, sorie* — *sorry, depe* — *deep, hatith* — *hatyth, venemous* — *venomous, all* — *alle, Explicit* f. D. Solche Abweichungen entsprechen ganz dem Grad der Genauigkeit, den wir bei Abschriften alter Texte im 16. und 17. Jahrhundert gewohnt sind. Berücksichtigt man noch, dafs der beiden gemeinsame Abschnitt etwa ein Dutzend in keiner anderen Handschrift wiederkehrender Lesarten[1] aufweist, so wird der Schlufs nahe liegen, dafs wir in dem Fragment D das 'other leafe' besitzen, aus dem Le Neve den Schlufs in H_3 nachgetragen hat.[2] H_3 enthält überdies ein zweites allitterierendes Alphabet, das zwischen Einleitung und unser Alphabet eingeschoben ist.

Abgesehen von der Zusammengehörigkeit von D und H_3 läfst der geringe Umfang des Denkmales, die Natur des Inhaltes und der lose Bau des Stabreimverses eine einigermafsen sichere Gruppierung der Handschriften nicht zu. Sehen wir zunächst von der Einleitung ab, so finden sich die eingreifendsten Unter-

[1] Vgl. besonders den neuen Vers für S (Z. 30).

[2] Da mir diese Vermutung erst nachträglich aufgestofsen ist, habe ich leider versäumt, darauf zu achten, ob Schriftzüge, Papier und Format die Annahme zulassen, dafs die beiden Blätter von D ursprünglich zur Handschrift H_3 gehörten.

schiede in den Sprüchen für V und W, für die folgende vier Typen erscheinen:

I. To venemous, to vengeable, and wast not to myche.
To wylde, to wrothfull, and wade not to depe.
$H_1 C H_5$

II. To venemous, ne violent, ne waste nat to moche.
To wylde, ne to wrathfull, ne to wyse deme the.
H_4

III. To venemose, ne to ve*n*iable, ne voide al vilonye.
To wielde, ne to wrayful, nei*þer* waaste ne waade not to depe.
L

IV. To venomous, to ve*n*gibill, *and* waste not to moche.
$R H_2 D H_3$.

Die Form II mit neuer zweiter Halbzeile für W ist offenbar aus I entstellt, zumal dieselbe Handschrift H_4 auch sonst neue Halbverse bringt (vgl. Z. 19. 21. 24. 27. 30. 31). Nicht so klar liegt die Sache bei Typus III, der durch die vermutlich älteste Handschrift L repräsentiert wird. Auf den ersten Blick sollte man meinen, der Form von L wegen ihrer reinlichen Scheidung zwischen *V* und *W* den Vorzug vor I geben zu müssen. Bedenkt man aber, daſs die Entstehung des Typus I aus III ein bedeutend komplizierterer Vorgang wäre als umgekehrt, und berücksichtigt dabei, daſs die Allitteration von *v* mit *w* eine ganz gewöhnliche Erscheinung der nördlichen Stabreimdichtung ist, so wird man wohl sich für die Ursprünglichkeit von I entscheiden und das Nebeneinander von *waaste* und *waade* in einer Zeile von L als eigenmäſsige Änderung eines mittelländischen Schreibers auffassen, der, an der Bindung von *v* mit *w* Anstoſs nehmend, das Reimwort *waste* in den W-Vers transponierte und eine neue Halbzeile für V hinzudichtete. Auch sonst finden sich in L verschiedene Fälle von starker Überarbeitung (vgl. besonders Z. 6. 8. 23. 24. 25. 28. 30. 31). Die Vierheit der Typen würde sich also auf zwei reduzieren lassen, und wir würden auf Grund dieser Stelle zwei Handschriften-Gruppen aufstellen können, nämlich $\alpha = H_1 C H_5 L H_4$ mit je einer Langzeile für V und W und $\beta = R H_2 D H_3$ mit nur einem gemeinsamen Verse für beide, wenn nicht die Auslassung der W-Zeile nach vorauf-

gehendem *waste not to moche* jedem südlich-mittelländischen Schreiber unabhängig passieren könnte, wie mir das in der That bei H_2 wegen seiner Berührung mit L (s. unten) wahrscheinlich ist. Einen sicheren Anhalt, ob die Fassung I ursprünglicher ist oder IV, vermag ich ebenfalls nicht zu gewinnen. Zwar könnte man für die Zugrundelegung des lateinisch-französischen Alphabetes (ohne w) auf das lateinische Vorbild, die unten näher zu besprechenden, alphabetisch geordneten *Auctoritates Aristotilis* verweisen oder auf Chaucers ABC, das im engen Anschlufs an eine französische Quelle nur eine Strophe für UVW enthält, ebenso wie das weiter unten mitgeteilte zweite Alphabet der Handschrift H_3. Indes habe ich auch in der Beibehaltung der W-Zeile den sonst sich als besser erweisenden Handschriften folgen zu sollen geglaubt.

Im übrigen finden sich nur noch wenige Stellen, die für eine Handschriften-Gruppierung in Frage kommen könnten, nämlich Z. 14 *large*] *brode* $H_3 H_4$ — 18 *ferd* RH_4] *fers* übr. (in C abgerissen) — 26 *þou*] *Sir thow* CH_5 — 28 *well*] *will* DH_3R — 30 *sterne* CH_2] *stiryng* L, *steryng* übr. — 31 *it hateth*] *is best* LH_2 — 34 *meane way* H_1CH_5] *mene* übr. Leider sind alle diese Stellen der Art, dafs sie nicht zwingend beweisen, weil sie teils unabhängig entstanden sein können, teils nicht erkennen lassen, auf welcher Seite der Fehler liegt. Am meisten Gewicht möchte ich noch auf das Zusammengehen von L und H_2 in Z. 31 legen, obschon auch hier ein unabhängiges Entstehen nicht gänzlich ausgeschlossen erscheint. Die Lesart *brode* (st. *large*) in Z. 14 beweist nichts, weil sie sich in einem Verse mit *b*-Allitteration findet und die Schreiber auch sonst zur Reimhäufung neigen. In Z. 18 kann zweifelhaft sein, ob man die Vulgata-Lesart *fers* 'wild' dem nur durch zwei Handschriften (R und H_4) vertretenen *ferd* 'furchtsam' opfern darf. Mich hat dazu bestimmt einmal die Thatsache, dafs die beiden Handschriften R und H_4 im übrigen auch nicht im geringsten eine Zusammengehörigkeit verraten, sondern überall scharf auseinandergehen, sodann die Erwägung, dafs die einsilbige Form *ferd* für mtl.-südl. *fered* offenbar nördlich ist, und dafs eine nördliche Form in sonst ganz mittelländischen Charakter tragenden Handschriften vermutlich nicht auf Rechnung des Schreibers zu setzen ist, sondern in der

Vorlage gestanden haben wird. Hinzu kommt, dafs *ferd* 'furchtsam, schüchtern' einen besseren Gegensatz zu *famulier* ergiebt als *fers* 'wild'. Dafs mittelländische Schreiber, unabhängig voneinander, ein ihnen unbekanntes *ferd* als *fers* gelesen hätten, ist schon paläographisch leicht erklärlich. Ähnlich liegen die Verhältnisse in Z. 30, wo ebenfalls zwei Handschriften, die sonst überall auseinander gehen, eine Lesart gemeinsam haben, die mir die ursprüngliche zu sein scheint. Denn die Varianten zur Stelle, *sterne* CH_2 *steryng* $H_1 H_4 H_5 R$ *stiring* L [DH_3 haben einen neuen Vers], vereinigen sich trefflich auf eine nördliche Form *steryn* 'ernst', die sich z. B. in den Wars of Alexander und im Morte Arthure findet und auch der Bedeutung wegen an unserer Stelle vorzuziehen scheint.

Noch unklarer gestaltet sich das Handschriftenverhältnis, wenn wir noch die Einleitung mit hereinziehen, die, nur in drei Handschriften ($H_1 H_3 L$) erhalten, in Zahl, Anordnung und Form der Verse starke Abweichungen aufweist. Gegenüber der sonst besten Handschrift H_1 enthalten nämlich H_3 und L drei Langzeilen mehr, von denen mindestens ein Vers (*for to myche of ony* [*on on* H_3] *þing was neuere holsum*) der Unechtheit sehr verdächtig ist, weil er 1) überhaupt keine Allitteration aufweist, sondern eher als Septenar aufgefafst werden könnte, 2) inhaltlich nur die Schlufszeile des Alphabetes (*a mesurabull meane way is best for vs alle*) wiederholt und 3) nirgendwo in den Zusammenhang der Einleitung pafst, weshalb er denn auch in L und H_3 an ganz verschiedenen Stellen erscheint: in L hinter Z. 6, dem einzigen Orte, wo er den Zusammenhang nicht direkt stört, und in H_3 am Schlufs eines achtzeiligen, aus sehr heterogenen Elementen zusammengesetzten Epilogs zum zweiten, eingeschobenen Alphabet, wo er sich an ein voraufgehendes *mesure is betwene* anlehnt. Die beiden anderen Verse (Z. 7 und 8 unseres Textes) mögen dagegen wohl echt sein.

Soweit ich sehe, liefsen sich keine ernstlichen Bedenken gegen folgende Gruppierung der Handschriften vorbringen, die natürlich nur eine Möglichkeit darstellen soll:

$$x \begin{cases} \alpha = [H_1 + (C + H_5)] + H_4 \\ \beta = (L + H_2) + (R + H_3 D). \end{cases}$$

Dem kritischen Texte habe ich H_1 zu Grunde gelegt, weil diese allein von den drei relativ fehlerfreiesten Handschriften (H_1 C H_3) die Einleitung enthält, obgleich C sonst vielleicht noch getreuer das Original bewahrt hat. Im allgemeinen habe ich den Text möglichst konservativ gestaltet und vor allem darauf verzichtet, den meiner Meinung nach nördlichen Ursprung des Denkmales durch Herübernahme nördlicher Schreibungen aus anderen Handschriften hervortreten zu lassen. Bei allen Abweichungen von H_1, abgesehen von der Regelung grofser Anfangsbuchstaben und der Interpunktion, habe ich durch ein Sternchen auf den Variantenapparat verwiesen. Letzterer enthält auch fast alle graphischen Varianten, nur kleine Schwankungen zwischen *i* und *y* u. dgl. habe ich nicht immer verzeichnet. Dafs L und H_4, die durch ihr Alter sich zu empfehlen scheinen, einen stark überarbeiteten Text aufweisen, ist schon oben erwähnt.

Who so wyll be wyse and worshyp *desireth,
Leern he on lettur and loke *on an other
3 Of the A.B.C. of Arystotle; noon argument agaynst that;
For it is counsell for clerk*es* and knyght*es* a thowsand.
And also it myght amend*e* a meane man full oft
6 The lernyng of a lettur and his lyf save.
[*Blame not *the beerne, þat the Abce made,*
But the wikkid will and the werke after.]
9 It shal not greve a good man, though gylt be amend.
Rede on this ragment and rule the theraft*er*.
[*] Who so be grevid yn his goost, govern *him bettir. [fol. 213 v]
12 Herkyn and here [*], how that I begynne.

Überschrift *Here be-gynneth Arystoles* [sic!] *ABC, made be mayster Benett* H_1 — Einleitung nur in H_1 H_3 L — 1 *who*] *wo* H_3 || *wilneþ to* L || *desiriþ* L H_3] *to wynne* H_1 — 2 *leern he*] *lett hym lerne* H_3 || *on*] *oo* L || *letter* H_3, *lettir* L || *looke* L || *on*[2] H_3 L] *vpon* H_1 || *a noþer* H_3, *anothir* L — 3 *the* f. H_3 || *abce* H_3 || *aristotil* L, *Aristotill* H_3 || *noon argument*] *argue not* L || *ageyn* H_3, *aȝen* L — 4 *For*] *and* H_3, f. L || *cowncell* H_3, *councel* L || *for*[2]] *to* H_3, *forriȝt manye* L || *clerkis* H_3 L || *knyȝtis* L — 5 *and*] *yutt* H_3 || *also*] *eek* L, f. H_3 || *myȝte* L, *myte* H_3 || *ameende* L, h. *man* H_3 || *meane*] *men* H_3, f. L || *ofte* H_3 L — 6 *the lernyng*] *for to leerne lore* L || *a*] *on* H_3, *oo* L || *letter* H_3, *lettir* L || *saue* L, *safe* H_3 — 7 u. 8 f. H_1, h. 11 L — 7 *Blame he* L || *þe*[1] L, f. H_3 || *barn* L || *the*[2]] *þis* L || *a. b. c.* L — 8 *But the*] *But wite he his* L || *wickid* L || *the*[2]] *his* L || *aftir* L — 9 *it*] *for it* H_3 || *not*] *neuere* L, f. H_3 || *þouȝ* L, *þow* H_3 || *gylt*] *gilty* H_3, *þe gilti* L || *amend*] *meendid* L, *mendyd* H_3 — 10 u. 11 v. 7 L, f. H_3 — 10 *Reede ofte* L || *ragment*] *rolle* L || *rewle þou þer aftir* L — 11 *And who* H_1 || *greued* L || *him* L] *the* H_1 — 12 *Now herkeneþ & heeriþ* L H_3 || *here euery man & child* H_1 || *that* f. L —

A. To amerous, to *auntrous, ne angre þe not to **ymche*
B. To bold, **ne* to besy, and bourde not to large.
15 C. To curtes, to cruel, *and* care not to sore.
D. To dulle, **ne* to dredefull, and drynk not to oft.
E. To *elenge, to excellent, ne to *ernestfull neyther.
18 F. To *fer*d*, ne to famulier, but frendely of chere.
G. To glad, **ne* to gloryous, *and* gelosy þow hate.
H. To hasty, to hardy, ne to hevy yn thyn herte.
21 I. To jettyng, to janglyng, and jape not to oft.
K. To *kynd*e*, **ne* to keping, *and* ware knaves tatches [*].
L. To lothe, **ne* to lovyng, **ne* to lyberall of good*es*.
24 M. To medlus, to mery, but as maner asketh.
N. To noyous, to nyce, nor [*] to newe-fangle.
O. To orpyd, to ovyrthwarte, *and* othes þ*ou* hate.

13 *To*] *Be not to* durchgehends H_3D || *amerows* CH_3R, *amerose* L | *aunterous* H_4H_5, *aunterows* C, *aunterose* L, *auenturous* H_1H_3, *auentr*ous R, *auentours* H_1 || *ne*] *and* RH_2 || *angir* RC, *argue* L || *þe* f. LH_3 || *nat* H_5 (stets so), f. H_4 || *to m.* f. C || *moche* H_2H_4R, *muche* H_5, *myche* L, *ofte* H_3, Fleck in H_1 — 14 *ne to* CH_5L] *to* übr. || *bisi* L || *bold* und *besy* vertauscht H_2 || *and* H_1H_2R] *ne* übr. || *bowrde* H_3, *boorde* LR, *borde thou* H_4 || *nat* H_4 (stets so) || *large*] *brode* H_3H_4 — 15 *curteis* LH_2, *curteys* RH_5H_4, *curtesse* C, *cursed* H_3 || *crewell* R, *crwell* H_4 || *and*] *ne* LH_4H_5C — 16 *dul* L, *doolfull* H_2 || *ne to* CH_5LH_2] *to* übr. || *and*] *ne* LH_4H_5 || *drynke thow* H_4 || *oftyn* R, *mych* C, *moche* H_3, *depe* H_2 || *to*^{3}] *so* H_2 — 17 *elyng* C, *ellynge* H_1, *elange* R | *ne to exc.* L || *exulent* R || *ne to e.*] *and not e.* R || *to*^{3} f. H_4 || *ernestfull* CRH_2, *eernesful* L, *ernstfull* H_1, *erneful* H_3, *curyous* H_4, *carefulle* H_5 . *neiþ*er L, *neythur* H_5, *nethyr* H_4, *nouþ*er C, *nowþ*er H_2, *noþ*er H_3, f. R — 18 *ferd* R, *ferde* H_4] *ferse* H_1, *fers* übr. (in C abgerissen) || *ne* f. H_1RH_3 *familier* H_4 *famuler* H_5L, *famliar* R, *familary* H_3 || *freendli* L, *frendly* RH_3, *frenfull* H_4 | *cheere* L — 19 *gladde* H_5H_4, *glosynge* H_3 || *ne*] f. H_1H_2R || *to*^{2} f. H_4 || *gloriose* L, *gelous gay* H_3 || 19b *and gelous to eche* R, *& gape not to wide* H_3, *ne to galaunt neuer* H_4 || *gelousy* H_5 — 20 *to*^{2}] *ne to* LH_4 || *ne*] *& not* R || *in thyn*] *off* H_4 || *þine* L, *þyne* H_2, *þi* C, *thy* R, f. H_4H_3 || *hert* CH_2, *harte* H_3 — 21 *iettynge* L, *jocunde* H_4 || *to*^{2}] *ne to* LH_4H_5 || *janglyng* H_1, *iangelinge* L] *jangelyng* übr. || *and*] *ne* LH_3H_4 || *iape* L, *joye thow* H_4 || *to*^{3} f. H_4 || *ofte* $H_3H_4H_5$LC, *oftyn* R, *moch* H_2 — 22 *kynd* und *keping* vertauscht H_1 || *ne to* LH_5, *ne* H_4, *nor to* R] *to* übr. || *kynd* H_1, *kende* R || *and*] *but* R, f. H_4 || *warre* H_5, *be waar of* L, *be ware of* H_2H_4, *be war of* R || *knaue* L, *kaves* R || *tatches among* H_1, *tacchis* LH_2, *tacches* $H_3H_4H_5$, *taches* C, *techches* R — 23 *looth* L, *loth* H_2R || *lothe* und *lov.* vertauscht R || *ne*] *for* L, f. $H_1H_2H_3$DR || *lovyng*] *low* C, *leene* L || *ne*^{2}] f. H_1, *and not* R | *liberal* L, *liberell* R || *goodys* RH_3, *godis* C, *goodis* DLH_2, *goode* H_5, *woordys* H_4 — 24 *medlous* H_5, *mellous* DH_3H_4, *medelus* L, *medelous* H_2RC || *to*^{2}] *ne to* LH_4 || *meri* DH_3, *myrie* L, *mury* H_5 || 24^{b} *but as mesure wole it meeue* L, *ne to besynesse vnleffull* H_4 || *maner* H_1] *gode maner* CH_5H_2, *good maneres* R, *mene* DH_3 || *askith* CH_5H_2DH_3R — 25 *noyows* D, *nyous* C, *noiose* L || *to*^{2}] *ne to* LH_4H_5C || 25^{b} *ne use no new iettis* L || *nor yet* H_1, *nor* R, *ne nought* H_4, *ne* übr. || *newe fangill* R, *newfangull* C, *newfangylle* H_2H_5, *newfangle* DH_3, *neffangle* H_4 — 26 *orpyd* H_1H_2C, *orped* übr. || *to*^{2}] *ne to* LH_4C || *overthwarte* DH_3, *ouerþwart* LC, *ovyrwhart* H_2, *ouertward* R, *overtwert* H_5, *owertwarth* H_1 || *and*] *ne* H_4, f. R || *ooþis* L, *oþus* D (*opus* H_3), *othex* H_4 || *þou hate*] *to haue* R, *to haunte* H_4, *sir þou hate* CH_5 —

27 P. To preysyng, to prevy *with* prynces ne with duk*es*.
Q. To queynt, **ne* to querelous, but *queme wele þ*i* maist*er*.
R. To ryetous, to revelyng, ne rage not to mech*e*.
30 S. To straunge, ne to *steryn, *n*e* stare not to *b*rode*.
T. To *t*o*ylous, to talewyse, for temp*er*aunce yt hatyt*h*.
V. To venemous, to vengeable, *and* wast not to my*che*.
33 W. To *wyld*e* **ne* to wrothfull *and* wade not to depe.
A mesurabull meane way is best for vs *all*e*.

Explicit.

Nach einer eigentlichen Quelle für die vorstehenden Sprüche weltlicher Weisheit ist wohl kaum zu suchen. Ich glaube jedoch, daſs der Titel 'ABC des Aristoteles', der in der Einleitung (Z. 3) überliefert ist und noch in einer vierten Handschrift (H_4) als Überschrift geboten wird, sowie möglicherweise auch die Idee der Anordnung der Sprüche nach dem Alphabet durch ein lateinisches Werk gegeben ist. Ich meine die im Mittelalter ungemein verbreiteten Sammlungen von lateinischen Aristoteles-Excerpten, die unter dem Namen 'Auctoritates Aristotelis' be-

---

27 *praysyng* C, *presing* L D, *pressyng* $H_4 H_3$, *prowd to preiseng* R, *preysyng to pert* H_2 || *ne* f. $H_1 H_5$ R || *pryuy* H_4, *priue* C, *preve* H_5 || 27[b] *ne peerles with pryncex* H_4 || *prince* C || *ne with*] *nor with* R, *and* H_5 || *dukes*] *peris* H_2, vert. mit *princes* in R — 28 *ne* L H_1] f. übr. || *queynte* L D H_3 R *quarelose* L || 28[b] *to quesytife of questions* H_2, *but queme men all abowte* H_4 || *but*] *and* H_5, f. $H_2 H_3$ || *quyeme* H_1, *queeme* L, *queme* $H_5 H_4$ D (*querne* H_3), *qweme* C, *whan* R || *weel* L, *well* H_5, *wol* C, *will* R D H_3 || *thy* H_5, *ȝoure* L, *þe* D (*ye* H_3) || *maistre* H_5, *maystri* D H_3, *souereyns* L — 29 *ryatous* H_2, *ryottous* R, *riotus* L, *ryotous* $H_4 H_5$, *riautous* D, *riatous* H_3, *reatous* C || *to*[2]] *ne* H_1 || *ne*] *and* R || *rage thou* H_4, *rechelous & rage* H_2 || *to*[3]] *but* H_1 || *moche* R H_2, *ofte* C D H_3, *rudeli* L, *lyte* H_4 — 30 *Be not to sadde, to sorie* [*sorry* H_3], *ne sight not to depe* [*deep* H_3] D H_3 || *ne* f. H_2 R || *sterne* C, *stern* H_2, *stirynge* L, *steryng* übr. || 30[b] *ne straungeli to stare* L || *ne*[2]] *nor* H_1, *and* H_2 R || *starte* H_4 || *to brode* H_2 C, *to b::::* H_1, *to prowde* R, *abroode* H_5, *abowte* H_4 — 31 *toylous* C, *taylous* H_1, *toyllous* D H_3 H_1 H_5, *toilose* L, *tolyous* R, *tulyous* H_2 || *to*[2]] *ne to* L, *ne* H_1 || *tale wise* R, *talewysse* H_4, *talevys* H_5 || 31[b] *but temperate euer* H_4 || *it hatyth*] *is best* L H_2 || *hit* C || *haty::* H_1 — 32[a] *To vengable to envious* H_5 || *venemose* L, *venomous* R H_3 || *to*[2]] *ne to* L, *ne* H_4 || *veniable* L, *vengibill* R, *violent* H_4 || 32[b] *& voide al vilonye* L || *and*] *ne* H_4 D H_3 || *my:::* H_1, *miche* C, *moche* R $H_2 H_3$ D H_4, *muche* H_5 — 33 f. H_2 D H_3 R || *wylde* $H_4 H_5$ C, *wielde* L, *wyld* H_1 || *ne* L H_4] f. $H_1 H_5$ C || *wrathfull* C H_4, *wrathefull* H_5, *wraþful* L || 33[b] *ne to wyse deme the* H_4 || *and*] *neiþer* L || *wade*] *waaste ne waade* L — 34 f. R || *a*] *for a* C L H_4 D H_3, *for þe feer of a fall* H_2 || *mesurable* L H_2 D $H_3 H_4 H_5$ C || *meene* L, *mene* H D $H_3 H_5$, *meyne* C || *wey* C, f. H_2 D $H_3 H_4$ || *is euere þe* L || *for vs*] *of* L || *all* $H_1 H_2 H_4$ D] *alle* übr. — *Explicit* $H_1 H_3$, *Yitte lerne or be lewde* H_5, *xyz xy wych esed &* per *se Tytell Tytell Tytell than Esta Amen* H_4, *Da tua dum tua sunt, post mortem tunc tua non sunt. Summa sapiencia est cotidie de morte cogitare* H_2.

kannt sind.[1] Dieselben enthalten die von der thomistischen Philosophie gern als Zeugnisse verwendeten Aussprüche des Aristoteles teils nach dem Anfangsbuchstaben des Excerptes alphabetisch geordnet, teils nicht-alphabetisch nach den Schriften gruppiert, denen sie entnommen, oder endlich innerhalb der Aristoteles-Schriften alphabetisch geordnet. Als Beispiel, aufs Geratewohl gewählt, sei geboten eine Stelle aus dem Buchstaben A: *Amicus est alter ego . Amicus debet se tenere ad amicum . Amicorum omnia sunt communia . Animal vigilans semper laborat* u. s. w. Eine solche alphabetische Sammlung oder wenigstens ein alphabetischer *Liber ethicorum* wird den Titel, vielleicht auch die Idee des Ganzen unserem englischen Poeten an die Hand gegeben haben. Wenn meine Vermutung richtig ist, wird die Ansicht Strutts, daſs das englische Alphabet als Unterhaltungsspiel gedacht sei, abzuweisen sein. Dagegen halte ich eine Verwendung beim Leseunterricht für wohl möglich.

In der Überschrift von H_4 wird ein *Mayster Benett* als Verfasser genannt. Daſs dies nicht derselbe wie jener Mayster Benett Burgh, der Verfasser der Cato-Bearbeitung, sein kann, über den ich Archiv CI S. 29 ff. gehandelt habe, steht mir auſser allem Zweifel.

Metrisch betrachtet steht unser Denkmal der Destruction of Troy und den Wars of Alexander am nächsten; nur daſs es infolge häufiger Anwendung romanischer Wörter verhältnismäſsig stark mit Nebentönen belastet ist. Freilich glaube ich, daſs die im Norden zu allen Zeiten besonders stark hervortretende Konzentration des exspiratorischen Accentes hier früher als anderswo den Verlust des Nebentones bei romanischen Wörtern veranlaſst hat, wofür ich eine Bestätigung in reduzierten Formen wie *-us* statt *-ous* und *-es* statt *-eis* (Z. 15 in H_1 und C) sehen möchte. Wenn die Verse in der Einleitung etwas mannigfaltiger gebaut erscheinen als in dem eigentlichen Alphabet, so liegt die Schuld wohl nur an der Natur des Inhalts. In dem eigentlichen Alphabet ist der Typus A so stark durchgeführt, daſs unter

[1] Vgl. Prantl in den Sitzungsberichten der bayerischen Akademie der Wissenschaften, 1867, S. 173 ff. Eine eingehende Behandlung derselben steht von Prof. A. Elter in Bonn zu erwarten, durch den ich auf dieselben aufmerksam gemacht worden bin.

42 Halbzeilen nur ein Beispiel für C (25[b]) und zwei sichere für BC (22[b]. 24[b]) vorkommen; alle drei Ausnahmen also in der zweiten Halbzeile. Aus der Einleitung kommen hinzu unter 24 Halbzeilen zwei Fälle von C (nur in b-Versen: 6[b], 8[b]) und vier von BC (alle in a-Versen: 1[a], 5[a], 8[a], 9[a]). Weiter erscheint der Typus A im Alphabet überall mit einem Auftakte, der in den a-Versen stets einsilbig, in den b-Versen an drei Stellen zweisilbig ist (17[b], 20[b], 23[b], wo indes Zweifel[1] bestehen). In der Einleitung zeigen die b-Verse bei A regelmäfsig einsilbigen Auftakt,[2] die a-Verse dagegen sind auftaktlos in 2[a], 7[a], 10[a], 12[a] gegenüber dreisilbigem Auftakt in 11[a]. Die Mittelsenkung bei A ist fünfmal einsilbig in H_1 überliefert; da jedoch überall hier in den nächstverwandten Handschriften durch ein dem Sinne nach mögliches *ne* Zweisilbigkeit hergestellt ist, habe ich dieses in den Text aufnehmen zu sollen geglaubt. Mehrmals ist die Mittelsenkung dreisilbig (sicher in 3[b], 6[a], 12[b], 27[b]), einmal sogar viersilbig (13[b]). Sprachlicher Nebenton in dreisilbiger Mittelsenkung findet sich sowohl in a- wie in b-Versen: unzweifelhaft in 17[b] *érnestfùll,* 19[b] *gélosỳ,* 31[b] *témperàunce,* 34[a] *mésuràbull.* Erweiterung der Endsenkung kommt nur in a-Versen vor: die Form x ˊxx ˊx ˋ erscheint in 17[a] *éxcellènt,* 18[a] *fámulièr* (doch R *famliar*), 26[a] *óvyrthwàrte* (vielleicht = ˊ ˋ), mit dreisilbiger Endsenkung bei Eigennamen in 3[a] *Arystòtle*; die Form x ˊxx ˊ ˋx in 32[a] *vengeable*; andere Fälle wie 28[a] und 29[a] sind zweifelhaft.

Wieweit wir stumpfen Versausgang anzunehmen haben, entzieht sich näherer Bestimmung, da unser Denkmal keinen sicheren Anhalt für die Behandlung des Endsilben-*e* bietet.[3] Nehmen wir dieses als bereits verstummt an, so würden über zwei Fünftel aller Halbzeilen stumpf ausgehen. Jedenfalls finden sich un-

---

[1] In 23[b] ist in H_1 sogar wirklich einsilbiger Auftakt überliefert; doch habe ich wegen des Zusammenstimmens sämtlicher anderer Handschriften geglaubt, das *ne* herstellen zu sollen. Bei 17[b] und 20[b] ist die Form BC leicht herzustellen bezw. in 17[b] in einer Handschrift (H_1) überliefert.

[2] In 3[a] und 7[b] ist für *the ABC* Synalöphe bezw. apokopierte unbetonte Form des Artikels anzunehmen. Vgl. die Form *t'* für den Artikel im Dialekt von Windhill.

[3] An den einzigen Stellen, wo ein End-*e* im Versinnern vorkommt, ist zweifelhaft, ob *kyndë to* oder *kynd ne to* (Z. 22) bezw. *wildë to* oder *wild ne to* (Z. 33) zu lesen ist.

zweifelhafte Beispiele sowohl für klingenden wie für stumpfen Versschlufs: letzterer findet sich in 7^{a} *barn*, 12^{a} *here* (Imp.), 19^{b} *hate* (Imp.), 25^{b} *nyce*; ersterer sicher in 2^{a}, 2^{b}, 3^{b}, 4^{b}, 6^{a}, 8^{b}, 9^{a}, 10^{b}, 14^{a}, 15^{a}, 16^{a}, 17^{b}, 19^{a}, 21^{a}, 22^{b}, 23^{a}, 24^{a}, 25^{b}, 27^{a}, 28^{b}, 31^{a}, 33^{a}. Man sieht, dafs in dem Alphabet klingender Ausgang beim a-Verse bedeutend überwiegt, während in der Einleitung das Übergewicht auf seiten der b-Verse liegt.

Über die Stellung der Stäbe ist noch zu bemerken, dafs die dreifache Allitteration, wie in der Destruction of Troy, streng durchgeführt ist, bis auf Z. 20, wo wir vierfachen, und Z. 7 und 34, wo wir im zweiten Halbvers gar keinen Stabreim haben. Die Qualität der Allitteration ist im allgemeinen rein; unter *S* (Z. 30) reimt sogar nur *st-* unter sich, ebenso unter *A, E, O* (Z. 13, 17, 26) nur der gleiche Vokal. Einen Augenreim haben wir unter *G* (Z. 19), wo der Verschlufslaut mit der Affrikata *dž* gebunden erscheint. Wichtig ist die Allitteration von *v* mit *w* (Z. 32), wozu oben S. 298 sowie Anglia I S. 140 und XI S. 586 zu vergleichen ist.

Zeit und Ort der Entstehung lassen sich nur annähernd bestimmen. Da die ältesten Handschriften L und H_4, die noch in das dritte Viertel des 15. Jahrhunderts reichen mögen, bereits eine längere Überlieferung voraussetzen, wird das Denkmal spätestens in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts entstanden sein. Ein zwingender Grund, es noch weiter ins 14. Jahrhundert hinaufzurücken, scheint mir nicht vorzuliegen; möglich wäre es jedoch sehr wohl. Den Ort der Entstehung zu bestimmen, ist noch schwieriger, da sämtliche Handschriften im wesentlichen das Gepräge der Schriftsprache zeigen, d. h. ostmittelländischen Charakter mit vereinzelten nördlichen oder südlichen Dialektspuren. Doch glaube ich, dafs wir mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit das Denkmal für den Norden oder Nordwesten in Anspruch nehmen können. Dafür liefse sich geltend machen: der Gebrauch des Stabreimverses, der gerade damals im Norden eine späte üppige Blüte treibt, die Übereinstimmung des Wortschatzes mit nördlichen allitterierenden Dichtungen, wie den Wars of Alexander, Destruction of Troy, Morte Arthure u. a., sowie endlich die oben von mir für das Original in Anspruch genommenen Formen *ferd* und *steryn*.

Zum Vergleich sei auch das zweite allitterierende Alphabet hier abgedruckt, das sich, wie öfter erwähnt, in der Handschrift H_3 nach Z. 12 unseres obigen Textes eingeschoben findet. Es lautet dort folgendermaſsen:

Attemp*er*aunce in alle thynge alle-myghty god loueth.
Better bowe þan breke[1]; obey to þi better*e*.
3 Care for þi conscience *and* kepe it ai clene.
Dred god and do well; þan nede þe not dowte.
Ese þine euen-*cri*sten; eu*er* thynke on þine ende.
6 Fle falsnes and foli and for thi feith fight.
Gete god þi gou*er*n*our*, and grace shall the grete.
Halow þi holiday, and heuen I the hote
9 In joye with ow*re* justice, J*e*su so gentill.
Kynge, keyser*e*, and knyght ar*e* knytte for to ke*pe*[2]
Lawes of ow*re* lord god, bothe lewid and lerid.
12 Magnifie his mageste, þ*at* most is of myght*e*
Norshe nott þi natur*e* to nyceli for no thynge.
On god all onli euer*e* haue in þi thought*e*.
15 Preise *pre*stis and *pre*chou*rs*, þ*at* pray for the people.
Quenche fals[*e*] querel*our*[*s*][3]; þe quene of heven þe will quite.
Rewle wel þi regalli as right is and reson.
18 See to thi sogettis and sei þem hur*e* sothes.
Temp*er* hur*e* tongis fro tellynge of talis.
Voide vices[4]; vertues shall vaunte[5] vs all*e*.

21 Þus rede we in bokys and rollis abowte.[6]
Thus god, þat is begynner*e* *and* form*e* of alle thyng;
In nomber*e*, weyght, *and* mesur*e* alle þis world wrought he;
24 And mesur*e* he taughte us in alle his wise werk*es*.
Ensample by the extremitees, þ*at* vicious arn eu*er*.
A coward and contacowr*e*, manhod is þe mene.
27 A wrecche and wast*our*, mesur*e* is be-twene.
For to moche of on*y*[7] thynge was neuer*e* holsome.

---

[1] Vgl. EETS. 32, S. 34, V. 16 *And often tyme it is betere to bow þan to berst* und V. 12 *Vnto þi betere euermore þou bowe.*

[2] Ms. *ke* — [3] Ms. *fals querel*our. Doch scheint mir der Sinn entweder obige Ergänzung oder *a fals querelour* zu verlangen — [4] Dieser Vers scheint zu kurz überliefert, falls man nicht Verwischung der Grenzen zwischen beiden Halbversen annehmen will. Ein eingeschobenes *euer* würde alles heilen; *all*e könnte übrigens fehlen. Vgl. auch Destruction of Troy Z. 527: *voidis me nought of vitius* — [5] Wohl *avaunce* gemeint — [6] Dieser Vers erscheint wie eine Nachahmung von Z. 10 der Einleitung zum ersten Alphabet; vgl. auch die Varianten daselbst — [7] Ms. *on on.* Doch vgl. denselben Vers in der Hs. L hinter Z. 6 der Einleitung: *For to myche of ony þing was neuere holsum.*

In die Augen springend ist der Unterschied des Versbaus zwischen diesem und dem vorigen Alphabete. Am nächsten dürften dem ersteren die von Luick (Anglia XI S. 602 ff.) besprochenen Stabreim-Dichtungen aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts stehen: Dunbars *Twa merrit women* sowie die anonymen schriftsprachlichen Gedichte *Scottish Field* und *Death and Life*, in zweiter Linie dann Langland und seine Schule. Wie die genannten Denkmäler zeigt unser Alphabet die starke Beschwerung durch Nebentöne (1^a, 1^b, 3^b, 4^a, 5^a, 7^a, 8^a, 11^a, 12^a, 14^a, 16^b, 20^b), die ebenso, wie in jenen späten Gedichten, öfter an der Allitteration teilnehmen (2^a, 6^a, 7^a, 10^a, 15^a). Auch die sogenannten verkürzten Verse mit einsilbiger Mittelsenkung finden sich hier mehrmal wieder (5^a, 7^a, 16^a), freilich stets zugleich mit erweitertem Versschlufs. Ebenso erscheint hier jene D-Form mit Auftakt in Z. 10^a, wo indes vielleicht der erste Stab (*kyng*) auf Rechnung des Schreibers gesetzt werden könnte, wie wir ihn schon im ersten Alphabet beim Einschub eines *gay* in Z. 19 ertappt haben. Im übrigen herrscht der Typus A nahezu ausschliefslich: aufser D findet sich noch einmal C_1 (Z. 6^b), sowie einmal BC_1 (Z. 2^a). Auch zeigt der Typus A im allgemeinen einen verhältnismäfsig gleichförmigen Bau. Im Gegensatz zum ersten Alphabet ist hier die auftaktlose Form sehr häufig: wenigstens bei den a-Versen, wo nur 4 unter 17 Auftakt aufweisen, während umgekehrt bei den b-Versen (in 15 unter 19) Auftakt die Regel bildet. Wo Auftakt erscheint, ist er nie mehr als einsilbig. Gegenüber der stereotypen zweisilbigen Mittelsenkung des ersten Alphabets haben wir hier Schwanken zwischen ein bis vier Silben. Erweiterung der Endsenkung durch einen Nebenton zeigt sich nur bei a-Versen (Z. 20 ist unsicher abzuteilen), hier aber verhältnismäfsig häufig (7^a, 8^a, 12^a, 16^a, 17^a). Ob Fehlen der Endsenkung vorkommt, hängt von der Frage des End-*e* ab. Da abgesehen von je einmaligem, stumpf ausgehendem C_1 und BC_1 kein sicheres Beispiel für stumpfes A vorkommt, sondern in allen a-Versen und neun b-Versen überall unzweifelhaft klingender Ausgang vorliegt und die übrigbleibenden neun b-Verse alles Fälle enthalten, wo ein silbisches -*ë* historisch berechtigt ist (3^b, 4^b, 5^b, 7^b, 8^b, 10^b, 12^b, 14^b, 16^b), so ist wahrscheinlich für unser Denk-

mal noch silbische Geltung des End-*e* anzunehmen. Ganz sicher ist der Schlufs freilich nicht, da auch hier die von Luick, Anglia XI S. 613, geltend gemachten Gesichtspunkte in Betracht kommen könnten. Jedenfalls finden wir überall die Sonderstellung der b-Verse noch stark ausgeprägt, die bei dem ersten Alphabete verwischt zu werden drohte.

Die Setzung der Stäbe entfernt sich ziemlich von den alten Regeln. In Z. 4[a] sind sie sogar beide tonschwächeren Wörtern zugesellt. Die Normalform aaax erscheint auffallenderweise nur zweimal: in dem recht holperigen Verse 1 sowie in V. 14. Die Regel dagegen ist vierfache Allitteration, die nur durch Z. 1 und 14 sowie die Stellung aaxa in Z. 4 unterbrochen wird. Die Qualität entspricht den alten Normen: *v* mit *v*, reines *s* mit *s*, *o* mit *e* (Z. 14), also alle Vokale noch miteinander.

Den Epilog habe ich nicht in die Betrachtung mit eingezogen, da er sich durch Form und Inhalt als ein späteres Anhängsel kundgiebt. Z. 21—23 sind noch regelrechte Stabreimverse (*nombre* in Z. 23 ist vermutlich zu streichen); Z. 24—25 sowie 28 dürften am besten als Septenare aufgefafst werden, und in Z. 26—27 haben wir endlich ein gereimtes Langzeilenpaar mit Allitteration (aabb bezw. aabx) und Reimverkettung und Cäsurreim, wenn man will, also in vier kreuzweis gereimte Kurzzeilen aufgelöst.

Für eine Datierung und Lokalisierung haben wir wenig Anhaltspunkte. Das vermutlich noch zu sprechende End-*e* im Verein mit bereits aufgelösterem Versbau dürfte für die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts sprechen. Ziehen wir die theologische Färbung des Inhaltes in Betracht, so werden wir wohl nicht weit fehlgehen, wenn wir in dem Ganzen einen späten Ausläufer der Langland-Schule erblicken.

Noch mehr nämlich als der abweichende Versbau mufs jedem der Unterschied des Inhaltes auffallen: dort nüchterne bürgerliche Alltagsmoral, hier eine ganz religiös-asketische Atmosphäre. Dort, ohne jedes Pathos vorgetragen, die dem Volk am meisten am Herzen liegenden und von ihm oft zu Kernsprüchen ausgeprägten Weisheitslehren, sich nicht zu viel zu ärgern oder zu viel zu sorgen, nicht zu viel zu trinken, nicht melancholisch, eifersüchtig, zänkisch, verleumderisch, verschwenderisch zu sein,

vor allem aber, wie durch stetes Gegenüberstellen von Gegensätzen immer wieder betont wird, überall die goldene Mittelstraſse innezuhalten. Hier dagegen ein vornehmes, scheues Zurückweichen vor den gröberen Sünden der Welt und dafür der tiefe Ernst und Feuereifer des Predigers, der vor allem Gott fürchten und loben und danken und seine Gebote befolgen heiſst, den Blick stets auf das Lebensende zu richten, das Fleisch abzutöten (Z. 13) und Prediger und Priester, die für das Volk beten, zu preisen. In V. 2 hat sich zwar ein volkstümliches Sprichwort verirrt; dafür haben wir aber in V. 8 und 14 direkte Umschreibungen des ersten und dritten Gebotes des Dekalogs. Wie im ersten Alphabet wird auch im zweiten die *Attemperaunce* empfohlen; aber es ist hier nicht das schlaue Fühlungnehmen des Weltkindes gemeint, sondern jene hehre christliche Selbstbeschränkung, die von der Kirche sogar unter die Kardinaltugenden aufgenommen worden ist. Auch das ethische Princip der beiden Verfasser ist ein grundverschiedenes: nicht um, wie es im ersten Alphabet mit naiv-egoistischer Offenheit heiſst, *worship,* d. h. eine geachtete Stellung unter den Mitbürgern, zu erlangen, soll man diese Lehren befolgen, sondern weil der allmächtige Gott es so liebt und geboten hat und im Jenseits Jesus und die Himmelskönigin es belohnen werden. Dem Voraufgehenden entsprechend sind denn auch die Adressaten in ganz verschiedenen Kreisen zu suchen: die erstere Spruchsammlung wendet sich an den gemeinen Mann, den *meane man,* wie er direkt in der Einleitung genannt wird, dem auch ausdrücklich die Mahnung mit auf den Weg gegeben wird, nicht um Fürstengunst zu buhlen. Der Adressat des zweiten Alphabetes ist dagegen offenbar eine hochgestellte Persönlichkeit, ein geistlicher oder weltlicher Fürst oder Fürstensohn — an einen König braucht man wegen *regalli* nicht gleich zu denken —, dem eingeschärft wird, seine Herrschaft nach Recht und Gewissen auszuüben, für seiner Unterthanen Wohl besorgt zu sein und auch seinen moralischen Einfluſs über sie geltend zu machen. Somit dürfte denn der Schreiber von H_3 zwei sprachlich, metrisch und inhaltlich recht verschiedene Elemente miteinander verbunden haben, ohne in echt mittelalterlicher Naivität zu versuchen, die offenbaren Widersprüche zu mildern.

Würzburg. Max Förster.

Englisch *to be to* im Vergleich mit *I shall.*[1]

Was man in grammatischen Werken über *to be to* als Ausdruck der Notwendigkeit, des Sollens, besonders im Vergleich zu *I shall* findet, befriedigt nicht ganz. Die von einigen Grammatikern nicht einmal versuchte syntaktische und synonymische Unterscheidung der beiden Wendungen ist im besten Falle noch lückenhaft. In keiner einzigen der zahlreichen von mir zu Rate gezogenen Grammatiken für sich genommen findet sich eine erschöpfende Darstellung dieses Unterschiedes, wenn auch die meisten ihn in seinen Hauptzügen richtig erfaſst haben. Hier und da ist auch wohl versucht worden, den weniger offen zu Tage liegenden Beziehungen zwischen den beiden Ausdrücken nachzugehen. Aus allen mir zu Gesicht gekommenen Angaben über diesen Gegenstand zusammengenommen lieſse sich schon eher ein leidlich zutreffendes Bild gewinnen. Der Unterschied mag in manchen (aber nicht vielen) Fällen praktisch von geringer Bedeutung sein, er wird auch nicht selten schwer mit Sicherheit festzustellen sein wegen der leichten und fast unmerklichen Übergänge in andere Modalitäten (z. B. der Möglichkeit, des Müssens) oder in bloſse Futurität; immerhin bleibt er überall fühlbar, und es lohnt sich daher wohl ein Versuch, über diese Einzelfrage einigermaſsen ins klare zu kommen.

Da hier nur die Bedeutung der Anordnung, Bestimmung, des Sollens in Frage kommt, *to be to* mit folgendem passivischen Infinitiv

[1] Dieser Aufsatz bietet, zum Teil in anderer Anordnung und mit einigen Zusätzen versehen, im wesentlichen den Inhalt eines von mir am 13. März d. J. in der Gesellschaft gehaltenen Vortrages.

aber sehr oft auch bloſse Möglichkeit (*nothing is to be seen*) ausdrückt, so ist vorzugsweise *to be* mit aktivischem Infinitiv zu berücksichtigen; und da uns in den früheren Perioden der Sprachentwicklung solche Erscheinungen meist einfacher und durchsichtiger entgegentreten, empfiehlt es sich, sie nicht bloſs in ihrer heutigen, erst nach mancherlei Wandlungen erlangten Gestalt zu betrachten.

Nun findet sich schon im Ae. *to be* mit sogenanntem dativischen Inf. ganz in unserem Sinne: *hit is tô dônne* es ist zu thun (Beda, Hist. eccl. 1, 27). Vgl. Koch-Zupitza II (S. 22) und Mätzner, Engl. Gramm. III, S. 37, wo eine gröſsere Zahl ae. Beispiele gegeben sind. In allen folgt auf *to be* der aktiv. Inf., meist wohl in passiv. Bedeutung, wie in dem angeführten Satze = *it is to be done.* Aber auch aktiver Sinn begegnet: *eart þu þe tô cumenne eart?* Matth. 11, 3; *his apostolas tô farenne wǣron geond ealle eorðan* (Legg. Ælfred. 49) und später im Ormulum (10581): *þær he wass þa to fullhtnenn.* Bei dieser ursprünglichen, aktivischen Form des Infinitivs sind wir im Deutschen stehen geblieben und verbinden damit nur passive Bedeutung: es ist zu thun = es soll oder muſs gethan werden. Auch im Englischen lebt die alte aktiv. Form mit passivischer Bedeutung noch heute da fort, wo, wie Koch-Zupitza und andere Grammatiker richtig bemerken, kein Miſsverständnis möglich ist: *This house is to let; who is to blame?* Aber schon ziemlich früh im Me. tritt auch der Inf. pass. nach *to be* auf: *þey beþ to be blamede* (Rob. Manning of Brunne's Handlyng Synne [aus dem Jahre 1303], bei Murray, New E. Dict. s. v. Be), und diese genauere Unterscheidung des Aktivs und Passivs auch in der Form wird bekanntlich später zur Regel, da man in den weitaus meisten Fällen drohende Miſsverständnisse zu vermeiden trachtete. Es sei hier jedoch beiläufig bemerkt, daſs die alte aktivische Form mit passivischer Bedeutung neuerdings auch in der Schriftsprache wieder an Boden zu gewinnen, und daſs die Scheu vor Miſsverständnissen zu schwinden scheint, wie man denn in der Volkssprache auch in diesem Punkt von jeher viel weniger ängstlich und pedantisch gewesen ist.

Was bedeutet nun *to be* mit folgendem Infinitiv eigentlich? An eine Ergänzung von *obliged* (*to be obliged to do a thing*), wie sie früher öfters (so noch in Rauchs Rep. Gr. § 148) angenommen wurde, ist nicht zu denken, denn *to be obliged* heiſst müssen und nicht sollen, und ferner schlieſsen ja auch die ae. Beispiele, die schon

vorhanden waren, ehe *oblige* ins Englische aufgenommen wurde, eine solche Erklärung aus. Wir haben es hier vielmehr wohl mit der grundbegrifflichen Bedeutung von *to be* = 'da sein, existieren' zu thun. Die darauf folgende Präposition *to* deutet für die Verbindung auf einen Grundbegriff des Zweckes hin (vgl. Koch-Zup. II § 78 bb), wie wenn wir sagen: wir sind da oder existieren zum Arbeiten und zum Kämpfen. Aus diesem Zweckbegriff ergeben sich unschwer die anderen Schattierungen des Geeignetseins (es ist zum Lachen, zum Weinen, es ist zu bedauern, zu bewundern) und des Bestimmtseins (das ist zum Aufbewahren, zum Wegwerfen). Von hier gelangen wir leicht zu den weiteren Bedeutungen der Obliegenheit, Verpflichtung, Nötigung, d. h. zur Notwendigkeit, zum Sollen: *I am to stay at home.* Unsere Konstruktion bedeutet also ursprünglich: jemand oder etwas ist vorhanden (geeignet, bestimmt) zur Ausführung einer Thätigkeit (resp. zum Befinden in einem Zustande). Ist hier zur 'Ausführung' aktivisch = zum Ausführen, d. h. ist die Person oder Sache logisch das Subjekt der betreffenden Thätigkeit, so steht neuenglisch der aktivische Infinitiv; ist 'Ausführung' passivisch (dieser Entwurf ist zur Ausführung bestimmt), ist also die Person oder Sache logisch das Objekt der betreffenden Thätigkeit, so wird in der Regel im neueren Englisch der Inf. pass. verwendet (*to door is not to be left open*).

Wenn nun die eben entwickelte Auffassung von der Grundbedeutung unserer *to be to*-Konstruktion zutreffend ist, so könnte man, da im Ae. ja auch ein Verbalsubstantiv auf *-ung, -ing* bestand, erwarten, *to be to* auch mit diesem zu gleicher Verwendung verbunden zu finden. Aus dem Ae. ist mir nun allerdings kein Beleg dafür bekannt; kommen solche vor, so werden sie sicherlich nicht zahlreich sein, denn der bis ins 12. Jahrhundert lebendige sogenannte flektierte Infinitiv machte die Anwendung einer gleichbedeutenden verbalsubstantivischen Form neben sich überflüssig. Erst als im 12. und 13. Jahrhundert der Infinitiv nach *to* seine Flexion allmählich einbüßte, ergab sich für pedantischere Schriftsteller, denen der nun unflektierte Infinitiv nicht mehr klar und korrekt genug erscheinen mochte, ein Bedürfnis, zum Verbalsubstantiv resp. zum Gerundium zu greifen. In der That belegt Einenkel (Streifzüge S. 243) diese Konstruktion, freilich nur aus Wyclif. Er sagt darüber: 'W. wendet hier (in futuralem Sinne) eine eigentümliche Form des Infinitivs an,

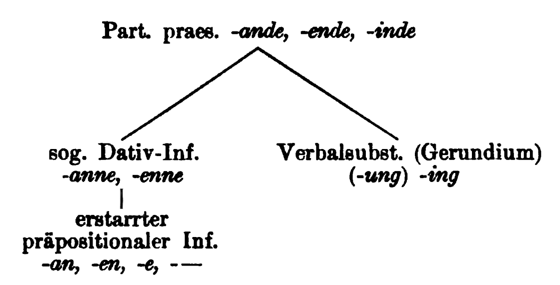
eine Form, die äufserlich mit dem Gerundium (Verbalsubstantiv) zusammenfällt, im übrigen aber nichts mit ihm zu thun hat', und führt an: *He was to deyinge,* Luc. 7, 2 = *erat moriturus*; *who it was of hem that was to doyinge this thing,* Luc. 22, 23 = *quis esset ex iis, qui hoc facturus esset.* Im Gegensatze zu Einenkel möchte ich in diesen Formen nicht Infinitive, sondern wirkliche Gerundien erblicken. Freilich bilden ja die Wechselbeziehungen und Übergänge zwischen Infinitiv, Part. praes. und Gerundium (resp. Verbalsubstantiv) einen schwierigen und viel erörterten Punkt in der englischen Sprachgeschichte. Während einige Grammatiker, darunter Koch-Zupitza (a. a. O. II S. 77), meinen, dafs der Gang der Entwicklung vom flektierten Infinitiv auf *-anne, -enne* zu *-ande, -ende, -inde,* d. h. zur Vermengung mit dem Part. praes. und dadurch weiter zur Vermischung mit dem Verbalsubstantiv auf *-ing* geführt habe, und darauf fufsend manche neuere englische Grammatiker (vgl. darüber Rich. Morris, Hist. Outlines, ed. L. Kellner S. 259 ff.), so weit gehen, in deutlichen Gerundialkonstruktionen (*seeing is believing*) nur entstellte Infinitive zu erblicken, möchte ich eher Grein beistimmen, der in seiner Altangels. Gramm. S. 84 über den 'sogenannten flektierten Infinitiv oder das Gerundium' sagt:

'Der sog. Dativ des Infinitivs auf *-enne* (*-nne*), von der Präp. *tô* regiert, entspricht dem lat. Gerundium mit *ad,* z. B.: *to swingenne ad flagellandum, tô bindanne ad ligandum, tô gânne ad eundum, to fleonne ad fugiendum.* Dafs jedoch diese Formen mit dem Infinitiv gar nichts zu thun haben, sondern vielmehr ursprünglich formell nichts anderes sind als passivisch gebrauchte Dative des Part. praes., indem das *nn* aus *nd* durch Einflufs eines ursprünglich folgenden j assimiliert ist, läfst sich am vollständigsten im And. nachweisen. Aber auch im Ags. finden sich hin und wieder noch Formen mit nicht assimiliertem *nd* (*to sprecende* etc.). Diese Formen finden sich freilich erst in späterer Zeit, sind aber nicht als Neubildungen zu betrachten, sondern lediglich als dialektisch aus älterer Zeit bewahrte Eigentümlichkeiten, die nur erst später mit den betreffenden Dialekten Eingang in die Schriftsprache fanden. Am besten bezeichnet man die betreffenden Formen auf *-enne, -ende* als deutsche Gerundien.'

Wie von Grein angedeutet, finden sich solche gerundiale oder gerundivische Verwendungen des Part. praes. auch in anderen alt-

germanischen Dialekten, z. B. im Altfriesischen (Heyne, Altgerm. Dial. § 299), wo *to farande* neben *to farane* vorkommt. Im Altisländischen kann das Part. praes. gerundivische Bedeutung haben (vgl. Kahle, Altisl. Elementarb. § 459): *eige er þat trúanda,* nicht ist das zu glauben; *hengiande þiofr,* ein zu hängender Dieb, Dieb, der gehängt werden soll; *á deyianda dege,* am Tage, wo man sterben soll (vgl. *one's dying day*).

Die Annahme:



entbehrt also nicht der Begründung.

Das Absterben der Flektion im Dativ-Inf. begann im 12. Jahrhundert; während desselben Jahrhunderts bahnt sich auch der Übergang von *-ende, -inde* in *-ing* an, der phonetisch nichts allzu Auffallendes hat (vgl. meine Bemerkung dazu in Herrigs Archiv XCIX S. 155). Das längere Nebeneinanderbestehen der verschiedenen Formen ermöglichte sogar eine Vermengung des Verbalsubstantivs resp. Gerundiums mit dem präpositionslosen oder reinen Infinitiv. Morris-Kellner S. 260 Anm. geben Belege, wo ohne Präposition nach *shall* und *will* solche Infinitive auf *-ing* stehen, also nicht anzuzweifeln sind. Nichts aber zwingt uns, in den oben erwähnten Wyclifschen Formen etwas anderes als Gerundien zu erblicken; im Gegenteil ergab sich das Vorkommen solcher gerundialen Parallelformen zu unserer *to be to*-Konstruktion bei dem oben gemachten Versuch einer Bedeutungsentwicklung als ein naheliegendes Postulat; und ferner liegt in der historischen Entwicklung, wie wir gesehen haben, nichts, was einer solchen Annahme widerspräche. Übrigens faſst auch Mätzner (III S. 82) solche Fälle ganz ebenso auf; er spricht dort vom Gerundium nach Präpositionen und giebt dazu als Beispiel: *and (he) is to techynge hethen men* (Wyclif, Joh. 7, 35).

Für die Annahme, daſs in unserer *to be to*-Konstruktion der

alte flektierte Infinitiv nur ein entstelltes Part. praes. sei, spricht noch ein weiterer, meines Wissens noch nicht beachteter Umstand. Diese Annahme macht es nämlich begreiflich, daſs der vermeintliche Infinitiv, der ja ursprünglich nur in aktivischer Form auftrat, doch von Anfang an in so vielen Fällen passivischen Sinn haben konnte. Da die auch passivische (gerundivische) Verwendbarkeit des Part. praes. in altgermanischen Dialekten feststeht (vgl. dazu ae. *Hî ondrêdon hine âcsigende,* sie fürchteten sich, ihn zu fragen = ihn den zu Fragenden; Marc. 9, 32, bei Mätzner III S. 39; in betreff der Flexion des Part. praes. vgl. Sievers, Ags. Gramm. [1882] § 305, Anm. 1), so liegt es gewiſs näher, in den ae. sogen. flektierten Infinitiven ursprünglich Part. praes. anzunehmen, als dem aktivischen Infinitiv passivische Verwendbarkeit zuzutrauen, wofür, soviel ich weiſs, sonst nichts spricht.

Im 12. Jahrhundert begannen, wie wir sahen, die in den Dialekten fortlebenden älteren Formen auf *-ende, -inde* auch in der Schriftsprache in unserer *to be to*-Konstruktion sich neben die auf *-enne* zu stellen, aber sie kamen zu spät, um der bereits eingeleiteten Verwechslung mit dem Infinitiv Einhalt zu thun, denn zu derselben Zeit vertrug sich auch schon die Präposition *to* mit unflektierten, d. h. wirklichen Infinitiven; es hatte sich eben ein Übergang aus einer korrekteren, aber als entbehrlich empfundenen in eine ungenauere, aber als hinreichend klar erachtete Konstruktion vollzogen, wie wir ähnlich später im Englischen die pedantisch korrekte Gerundialkonstruktion (*I do not object to your brother's coming here*) vor der lockeren absoluten Participialkonstruktion (*to your brother coming here*) immer mehr weichen sehen. Sicher ist, daſs später in zunehmendem Maſse die mit *to* nach *to be* angefügte infinitivähnliche Form dem Sprachgefühl der meisten Engländer als wirklicher Infinitiv erschienen sein muſs, wie das später immer häufigere Auftreten des Inf. pass. bei passivischem Sinne beweist.

Nach diesem historischen Rückblick, welcher nötig war, um uns über das Werden und Wesen unserer *to be to*-Konstruktion ein Urteil zu bilden, können wir uns ihrer jetzigen Verwendung und Bedeutung zuwenden. — Prüft man eine gröſsere Reihe von Beispielen, wie sie einem in den gebräuchlichen Grammatiken oder bei eigener Lektüre begegnen, so findet man, daſs sich nirgends ein d i r e k t gebietender, die Notwendigkeit hervorrufender Faktor zeigt; daſs zwar

überall eine Stelle (oder Umstand) zu erkennen oder herauszufühlen ist, von welcher die Anordnung, Bestimmung, Nötigung ausgeht — sei es das bloſse Geeignetsein, sei es Gott (Schicksal, Vorsehung), sei es bereits bestehende Anordnung, Bestimmung, Verbredung oder gewisse äuſsere, zur Nötigung führende Verhältnisse —, daſs aber diese bestimmende, nötigend wirkende Stelle sozusagen hinter den Coulissen bleibt oder doch als im Hintergrunde schwebend dargestellt wird. Bezeichnen wird diese mit A. Da normales menschliches Sprechen einen Sprechenden und einen Angeredeten oder Zuhörenden voraussetzt, so kommen bei *to be to* (sollen) danach drei Stellen in Betracht: die im Hintergrunde zu denkende bestimmende oder nötigende (A), die von der Bestimmung betroffene oder genötigte (B) und die gewissermaſsen das Mundstück des A bildende, übermittelnde Stelle (C).

Von *I shall* interessiert uns hier nicht seine alte selbständige Grundbedeutung des Schuldigseins, die es ja auch schon im späteren Ae. zu verlieren beginnt, sondern nur seine Bedeutung und Verwendung als modales Hilfsverb. Als solches bezeichnet es (vgl. Koch-Zupitza S. 31) die Notwendigkeit als Gebot des Gesetzes, der Sittlichkeit oder äuſserer nötigender Umstände: *ne scyle nân wîs man nǣnne mannan hatian* (Boeth. 38). Im Gegensatze zu *to be to* zeigt sich bei dem Gebote mit *shall* ein direkt nötigender oder doch als direkt nötigend aufzufassender Faktor, sei es der Wille oder eine Verheiſsung Gottes, eine Fügung des Schicksals, menschlicher Wille, ein Gesetz, eine sittliche Vorschrift, also ein Gebietendes, welches von dem Betroffenen eine Befolgung des Gebotes, eine Unterwerfung unter das Gesetz oder die Vorschrift, zum mindesten ein Hinnehmen des Verheiſsenen oder Angedrohten bestimmt erwartet. Beim Gebot kommen nur zwei Stellen in Betracht: die gebietende oder nötigende (A) und die von dem Gebot betroffene (B). Das Gebot mit *shall* ergeht aus eigener Machtvollkommenheit, sozusagen im eigenen Namen des gebietenden Faktors; es ergeht d i r e k t von A an B; bei *to be to,* wie wir sahen, von A indirekt durch C an B.

Die einfachste und unmittelbarste Form des Gebotes ist natürlich die, daſs A zu B sagt: du sollst das thun oder lassen. Sagt A zu einem C: B (oder *he*) *shall do that,* so fallen für die Auffassung des A eben B und C zusammen: A spricht über den Kopf des C hinweg, als spräche er direkt zu B, oder er betrachtet ihn höchstens

als den Stellvertreter des B. C selber aber kann hierbei eine zweifache Rolle spielen. Er kann sich im Geiste identifizieren mit dem gebietenden A, oder er kann unbeteiligter, neutraler Übermittler des Gebotes bleiben. Im ersteren Falle wird er später zu B sagen: *you shall do that.* So geschieht es z. B. bei den uns mitgeteilten göttlichen Willensäufserungen (*thou shalt not commit murder*), bei gesetzlichen oder sittlichen Vorschriften, bei Prophezeiungen und Verheifsungen, wo der Sprechende so redet, als wäre er mit dem gebietenden oder verheifsenden Faktor identisch. Zu beachten ist, dafs auch bei dieser scheinbar weniger unmittelbaren Art des Gebotes mittelst *shall* die Verwirklichung des Gewollten deutlich als sicher und unausbleiblich angenommen wird: bei Verheifsungen erscheint das Eintreffen an sich sicher; bei Geboten empfindet man, dafs eine Nichtbefolgung üble Folgen, Zwang, Strafe u. s. w. nach sich ziehen werde. So wirkt das *shall*-Gebot unmittelbarer, dringender, wohl auch drohender, jedenfalls kräftiger, ja schroffer als der Ausdruck der Anordnung durch *to be to,* den C in der zweiten der ihm möglichen Rollen wählen wird, wenn er nämlich der unbeteiligte Dritte, der neutrale Übermittler der Anordnung des A an B bleibt, dem es gleichgültig sein kann, ob B dem Befehl nachkommt oder nicht. Eine Erinnerung an die unbedingt erwartete Befolgung des Gebotes resp. an die üblen Folgen der Nichtbefolgung, wie sie in *shall* implicite enthalten ist, fällt bei *to be to* fort, so dafs eine Anordnung mit *to be to* nicht so dringend und schroff, sondern milder und freundlicher wirkt als mit *shall*: der gebietende Faktor ist ja jetzt nicht dabei, oder — er thut wenigstens so, als wäre er nicht der gebietende. Das führt uns zu dem Gegenstück des oben besprochenen Falles, wo A einen Befehl für B an C aussprach, also trotz scheinbarer Dreiheit der in Betracht kommenden Stellen *shall* angewendet wurde.

Es kann nämlich sehr wohl jemand scheinbar direkt zum anderen sagen: *you are not to do that,* wo keine dritte gebietende Person als A in Betracht zu kommen braucht. Wohl aber giebt eine solche Form scheinbar direkten Befehls mit *to be to* zu verstehen, dafs der Sprechende sich nur als Mahner an eine bereits früher ergangene Anordnung, als Wiederholer eines vielleicht von ihm selber schon vorher ausgesprochenen Befehls fühlt, oder dafs er sich doch wenigstens so stellt, als sei nicht er persönlich der Befehlende, sondern irgend ein

Drittes, das sittlich Rechte, oder sonst irgend eine höhere Instanz; er erscheint so weniger beteiligt an der Erfüllung des Gewollten: der Befehl wirkt milder, weniger drohend. Eine Engländerin, die ich fragte, ob sie einen Unterschied zwischen den Sätzen *you shan't do it* und *you are not to do it* als direkten Befehlen empfände, sagte mir nach einigem Besinnen: *Yes; you are not to do it means: it's not right; and you shan't do it means: I shall prevent you.* Das schien mir den oben ermittelten Unterschied der beiden Phrasen zu bestätigen; denn bei *to be to*: Bezugnahme auf ein Drittes (das sittlich Rechte) und Fehlen jeder Drohung; bei *shall*: Androhung von Zwang seitens A an B und deutliche Zweiheit der in Betracht kommenden Stellen. Finden wir also bei scheinbar direktem Befehl von A und B *to be to* verwendet, wo ein übermittelnder C fehlt, so müssen wir uns A geteilt denken, etwa in A_1 und A_2: A_1 möge der nötigende Wille in A sein, hinter dem der sprechende A_2 als bloßer Übermittler des Befehls an B zurücktritt. Durch solche gelegentliche Vereinigung von B und C bei *shall* und Teilung von A in A_1 und A_2 bei *to be to* lassen sich, glaube ich, auch scheinbar widerstrebende Sätze mit der Annahme in Einklang bringen, daß in direkter Rede bei *shall* nur zwei, bei *to be to* drei Stellen in Betracht kommen. Ob unsere Wendungen in direkter oder indirekter Rede stehen (A *said that* B *should do it* für *You* (B) *shall do it* oder für B (*he*) *shall do it*; und: A *said that* B *was to do it* für *You* (B) *are to do it* oder für B [*he*] *is to do it*), macht natürlich in der Hauptsache nichts aus; der Bedeutungsunterschied bleibt derselbe, und das Gebot mit *shall* wirkt nach wie vor strenger, schroffer, die Anordnung mit *to be to* gelinder und freundlicher; nur ist zu beachten, daß jetzt die Zahl der unterscheidbaren Stellen sich streng genommen in beiden Fällen um je zwei vermehrt: um die erzählende (D) und um die Hörer oder Leser des Berichtes (E); doch können bei der Regelfassung D und E unberücksichtigt bleiben, da die indirekte Redeform sich jederzeit auf die direkte zurückführen läßt und, wie wir sahen, ohne Einfluß auf die Verwendung von *to be to* oder *shall* bleibt.

Die besseren Grammatiken weisen nun auch auf den Unterschied zwischen den beiden Phrasen hin; aber die einen äußern sich gar zu kurz und übersehen daher manches, was nach der obigen Darlegung doch nicht ohne Bedeutung ist, die anderen specialisieren zu viel, statt mit fester Hand gleichartige Erscheinungen zusammen-

zufassen; auch erscheint manche Einzelheit von dem im Vorstehenden gewonnenen Gesichtspunkte aus anfechtbar. Die Fragen *who shall decide?* und *who is to decide?,* welche nach Imm. Schmidts Grammatik (gröfs. Ausg. S. 384 f.) gleich sein sollen, unterscheiden sich, glaube ich, insofern, als die erstere von dem Gefragten die Entscheidung hervorrufen will, die letztere den Angeredeten nur fragt, wer nach seiner Ansicht unter den obwaltenden Umständen wohl entscheiden könnte. Ähnlich dürfte es sich mit zwei anderen Beispielen bei demselben Grammatiker verhalten. Er setzt *what is to become of him* = was soll aus ihm werden? *what shall become of him* = was wird aus ihm werden? Ich meine, der letztere Satz heifst auch nur: was soll aus ihm werden?, aber wieder verschieden von dem ersteren: bei *shall* ist der Gefragte für den Fragenden die entscheidende Instanz, bei *to be to* nur ein Interpret dessen, was eine höhere Gewalt oder die äufseren zwingenden Umstände dem *he* als Los vorzeichnen. Was wird aus ihm werden? kann meines Erachtens getrost mit *what will become of him?* übersetzt werden. Fälle wie diese zeigen übrigens, dafs viele Grammatiker sich nicht vorsichtig genug in ihren Regeln ausdrücken, wenn sie sagen, dafs *shall* gebraucht werde, wo es sich um den Willen des Sprechenden handelt: in den eben angeführten Sätzen kommt es gerade auf den Willen des Gefragten, also Angesprochenen an.

John Koch (Wiss. Grammatik S. 175) sagt zu dem Satze aus T. Brown's Schooldays: *this fight is not to go on!*: 'hier wird der Befehl zwar von der Autorität selbst erteilt, doch nicht direkt der Person, welche ihn ausführen soll, vielmehr einer dritten der Auftrag zur Mitteilung gegeben.' Nach Koch also hätte ein an die Raufenden direkt ergangener Befehl gelautet: *this fight shall not go on!* Ich glaube, er konnte mit *shall,* aber auch mit *to be to* ausgesprochen werden, nur wieder mit dem Unterschiede, dafs bei *shall* der Befehlende mit seiner eigenen Autorität (als A) dazwischen tritt und erkennen läfst, dafs er selbst irgendwie die weitere Schlägerei verhindern wird (vgl. oben: *I shall prevent you from doing it*), und dafs er bei *to be to* in gelinderer Form befiehlt, indem er nun nicht mehr als Autorität, sondern nur als C, d. h. als Interpret eines dritten Faktors, der Schicklichkeit, der Schulordnung u. s. w., auftritt. Ist in den vorstehenden Ausführungen das Richtige getroffen, so wird man in den Grammatiken auch sonst noch manche Beispiele anders

aufzufassen geneigt sein, als sie dort erklärt sind, doch ist eine weitere Analyse solcher Sätze hier wohl entbehrlich, da sie nichts wesentlich Neues ergeben würde und auch von jedem selber leicht vorgenommen werden kann.

Nur eins sei hier noch beleuchtet. In einem Lesestücke (Gesenius-Regel, B, Unterstufe S. 30 f.) wird erzählt, daſs der Sohn eines vom Meere nicht zurückgekehrten, also totgeglaubten Fischers den nach langer Frist doch wiederkehrenden Vater an der heimatlichen Küste aus dem Schiffbruch rettet und wiedererkennt. Er sucht nun zunächst die immer noch trauernde Mutter auf die Rückkehr des Vaters vorsichtig vorzubereiten und fragt endlich: *Are they to take him to our house?* Für die Beurteilung von Fragen ist die entsprechende Behauptungsform entscheidend; diese würde hier also lauten: *They are (not) to take him to our house.* Die Mutter spräche danach also nicht in eigenem Namen als wollende Person, sondern nur als Dolmetscherin einer dritten bestimmenden Instanz (etwa ihres Befindens, ihrer Gemütsverfassung u. s. w.); sie erscheint daher persönlich weniger interessiert oder beteiligt an der Ausführung des Gewollten. Die Fragestellung mit *to be to* wirkt also rücksichtsvoller und schonender als mit *shall,* wo die erwartete Antwort lauten würde: *they shall (not) take him to our house.* Hier würde der Mutter aus der ihr an die Hand gegebenen Antwort sofort klar werden, daſs sie als unmittelbar Interessierte zu entscheiden hat. Wir haben es also in der Frage, wie sie thatsächlich vorliegt, mit einem jener Fälle zu thun, wo A sich in A_1, den bestimmenden (sonst A), und A_2, den übermittelnden Faktor (sonst C), teilt. Nicht der Sohn, der als bloſser passiver Berichterstatter ganz aus dem Spiele bleibt, sondern A_2 stellt den als beauftragt erscheinenden Interpreten des Befehles von A_1 dar, und dieser Befehl ergeht über den Kopf des Sohnes hinweg, als würde er durch A_2 selbst den auf Bescheid Wartenden erteilt. Wir sehen also, daſs es zuweilen nicht ganz leicht ist, den eigentlichen Sinn mancher Sätze dieser Art zu ermitteln, aber wenn man auf die Erfassung feinerer Schattierungen nicht von vornherein verzichten will, so wird man nicht behaupten dürfen, daſs solche Unterscheidungen belanglos seien. —

Noch in einem anderen Punkte vermiſst man in den Grammatiken, trotz hier und da genommener Anläufe, die erforderliche Vollständigkeit: nirgends, soweit ich gesehen habe, ist die Verwend-

barkeit unserer beiden Ausdrucksweisen in den verschiedenen grammatischen Personen vollständig festgestellt worden.

Da die redende erste Person sich nicht selber einen Befehl erteilen wird, so kommt *shall, should* mit *I* oder *we* in der Regel nicht in der Behauptungsform vor, vielmehr bleiben diese Formen für futurale Verwendung zur Verfügung. Hat aber A dem B befohlen: *you shall stay at home,* so ist es wohl denkbar, daſs B sich einmal das Gehörte wiederholt, etwa: *so I (we) shall stay at home.* Trotz der scheinbaren Behauptungsform aber steckt darin doch wohl nur eine Frage oder vielleicht auch eine Art Echo des Gehörten, keinesfalls ein von B an sich selbst gerichteter Befehl. Will B von A einen Befehl, Wunsch, eine Entscheidung, Verheiſsung u. s. w. hervorrufen, so fragt er: *shall I stay at home? Shall we get it for you?* Oft, wenn es sich um *we* handelt (*shall we send him the money?*), wird deutsch w o l l e n statt s o l l e n gesagt. Das ist streng genommen nicht ganz passend, denn nach dem doch bei der Frage mit einbegriffenen eigenen Willen braucht der Redende doch nicht erst den Angeredeten zu fragen. Eigentlich müſste man fragen: *will you and shall I send him the money?* da das aber greulich wäre, so sündigt das Deutsche mit w o l l e n ein wenig nach einer, das Englische mit *s h a l l* ein wenig nach der anderen Seite. — In der ersten Person kann also *shall* nur in fragendem Sinne gebraucht werden.

In der zweiten Person verhält es sich umgekehrt. In der Behauptungsform ist *you shall do it* ja die Hauptform für das direkte Gebot; in der Frageform ist *shall* als s o l l e n ausgeschlossen, denn wenn C den B fragt, was er (B) thun solle, so geht die Nötigung offenbar nicht von B selbst, sondern von einer dritten (abwesend zu denkenden) Stelle A aus; d. h. von unseren beiden Ausdrucksweisen bleibt uns für s o l l e n nur *to be to* zur Verfügung (von anderen Möglichkeiten des Ausdrucks wird hier abgesehen), also: *are you to stay at home?*, so daſs *shall you stay* etc. für das Futurum verwendbar bleibt. Auch äuſsere Behauptungsform einer solchen Frage (*so you are to stay at home?*) ändert daran nichts. Für die zweite Person ist *shall* sollen also nur in Behauptungsform gebräuchlich.

In der dritten Person ist es gleichgültig, ob Frage oder Behauptung vorliegt: *shall* wird neben *to be to* verwendet, aber nicht ohne Bedeutungsveränderung vertauschbar, wie oben zu zeigen versucht worden ist. —

Eine weitere Anwendung von *to be to,* wenn auch in ganz anderem Sinne, möge hier kurz berührt werden, da sie auf die bisher noch nicht genügend festgestellte Verwendbarkeit unserer Soll-Konstruktion in den verschiedenen Temporibus einiges Licht zu werfen geeignet ist.

I have been to see him = ich bin hin gewesen, um ihn zu besuchen, ich habe ihn besucht.

Imm. Schmidt (a. a. O. S. 405) erinnert dabei zutreffend an das französische *j'ai été le voir* und hebt hervor, dafs diese Anwendung auf das Perfekt und Plusquamperfekt beschränkt sei. Das ist für das jetzige Englisch sicher richtig; früher aber, ja noch bis Mitte des 18. Jahrhunderts, kam sie auch im einfachen Präteritum (*past*) vor. So führt Murray, Dict. (s. v. be, B II, b) aus Lady Shaftesburys Briefen an (1747): *I was to see the new farce,* und aus Goldsmiths Citizen of the World (1762): *I was this morning to buy silk for a night cap.* Die Beschränkung dieses Gebrauches auf Perfekt und Plusquamperfekt ist also erst verhältnismäfsig spät durchgeführt worden, und es liegt nahe, zu vermuten, dafs die Zweideutigkeit, die Möglichkeit einer Verwechslung mit der Soll-Bedeutung von *to be to* dabei die Hauptrolle gespielt hat. In der That kommt nach meiner Beobachtung diese Soll-Bedeutung von *to be to* in dem Englisch der Jetztzeit immer nur im Präsens und Präteritum vor, so dafs sich eine reinliche Scheidung zwischen *to be to* im Präsens und Präteritum = sollen einerseits, und im Perf. und Plusquamperf. = hingehen andererseits vollzogen zu haben scheint. Das jüngste Beispiel der Verwendung von *to be to* = sollen in einem Plusquamperf. (freilich in konditionalem Sinne), das ich bei Murray (a. a. O.) finde, stammt aus Scotts Waverley: *Had he been to chuse* (sic!) *between any punishment ... and the necessity ...,* ist also auch schon nicht mehr sehr modern.

Als Ergebnis vorstehender Untersuchung läfst sich unter Beiseitelassung alles Nebensächlichen hinstellen:

Shall als Ausdruck des Sollens ist für die erste Person nur in der Frage, für die zweite Person nur in der Behauptung, in der dritten Person in beiden Formen zu verwenden und bezeichnet ein direktes oder direkt gedachtes Gebot (Gesetz, Verheifsung, Drohung u. s. w.), wobei nur zwei Stellen in Betracht gezogen

werden: 1) die wollende, 2) die von der Willensäufserung betroffene.

to be to als Ausdruck des Sollens ist in Behauptungs- wie in Fragesätzen in allen Personen, aber nur im Präsens und Präteritum verwendbar und bezeichnet eine Anordnung als von einer dritten, im Hintergrunde bleibenden Stelle (Gott, Schicksal, Menschenwille, äufsere Umstände) ausgehend, d. h. als indirekt.

Das Gebot u. s. w. mit *shall* nimmt die Verwirklichung des Gewollten als unausbleiblich an und wirkt in seiner Direktheit strenger und schroffer; die Anordnung mit *to be to* läfst die nötigende Stelle als gleichgültiger oder weniger beteiligt erscheinen und wirkt in ihrer Indirektheit milder und freundlicher.

Berlin. G. Tanger.

Jugendgedichte Friedrichs des Grofsen

aus der Rheinsberger Zeit (1736—38)

nach Manuskripten der Königlichen Archive zum erstenmal herausgegeben.

I.

Mein Interesse an Friedrichs des Grofsen Dichtungen, von dem ich bereits Zeugnis ablegte in dieser und anderen Zeitschriften, erregte, zunächst der Chronologie wegen, das Bedürfnis, die Manuskripte des Dichters einzusehen. Sie sind zum gröfsten Teile verloren infolge unverantwortlich geringschätziger Behandlung unter dem Ministerium Wöllner; ihre zum Teil noch festzustellenden Schicksale verdienen später eine besondere Abhandlung. Meine Forschungen sind jedoch nicht vergeblich gewesen, ich habe das Glück gehabt, neben vielen von der Preufsschen Ausgabe stark abweichenden Originalmanuskripten eine ganze Reihe von ungedruckten Gedichten, in Summa etwa 1200 Verse, aufzufinden, von welchen ich die Mehrzahl, aus der Rheinsberger Zeit 1736—38, nun hier mit gütiger Erlaubnis der Direktionen des Kgl. Geh. Staatsarchivs und des Kgl. Hausarchivs zum Abdruck bringe. Allen Herren, die mich dort in liebenswürdigster Weise unterstützten, sage ich hier meinen Dank, insbesondere den Herren Generaldirektor Geheimrat Professor Dr. Koser, Geheimrat Dr. Grofsmann, Archivrat Dr. Berner, Archivar Dr. Schuster, Dr. von Wurmb, Dr. Lau und Dr. Spangenberg.

Die zwei Fragmente (Nr. 11 und 12) fand ich auf dem Kgl. Hausarchiv Rep. 52, die zehn vollständigen Gedichte auf dem Geh. Staatsarchiv Rep. 94 K c 3 in einem 'Recueil de diverses pièces' der Königin Sophie Dorothea, der Mutter des Dichters, welche Sammlung ich in Kürze mit RSD bezeichne.

Dieser RSD besteht aus vier Foliobänden mit 2111 beschriebenen Seiten. Sämtliche Bände sind mit dem in Gold aufgedruckten Monogramm SD versehen, der Titel der Sammlung ist nur auf dem Rücken des III. Bandes in Gold aufgedruckt und von diesem später auch auf die anderen Bände übertragen. Der (IV.) Band, der die meisten Gedichte des Kronprinzen enthält und chronologisch der vorletzte ist, scheint ursprünglich nicht zu der Sammlung der Königin gehört zu haben oder absichtlich nicht eingereiht worden zu sein. Er trägt merkwürdigerweise auf dem Rücken des schwarzen Einbandes — die übrigen sind in braunem Leder gebunden — die jetzt goldleere blasse Inschrift: 'B. v. Cansteins Harmoni (sic!) der IV Evangelisten'. Sollte diese Inschrift auf die Täuschung des alten Königs bei etwaiger Inspektion der Bibliothek der Königin berechnet gewesen sein? Oder ist nur aus Sparsamkeit der alte Einbanddeckel verwendet worden?

Der RSD ist 1721 begonnen und 1756 geschlossen, reicht aber in Bezug auf den Inhalt bis tief ins 17. Jahrhundert zurück. Er enthält z. B. Gedichte von Théophile, Régnier, Mlle de Scudéry, Boileau, Fontenelle, Voltaire, Gresset, Piron, Chaulieu u. s. w. Er enthält Gedichte auf Molière, Racine, Fénelon, Montesquieu, auf Louis XIV., XV., Anna und Georg von England, Kaiser Karl VI., auf Friedrichs Siege, auf Minister wie Mazarin, Fleury, Brühl u. s. w., auf Generäle wie den Marschall von Sachsen, Prinz Eugen, Broglio, Belle Isle u. s. w., auf französische Schauspielerinnen; ferner eine Menge anonymer Chansons und Epigramme, eine Menge von Prosastücken über zeitgenössische Politik, Abschriften aus französischen, englischen und holländischen Zeitungen, Kopien politischer Flugblätter aller Art, dazu viele lascive Geschichtchen, Satiren auf Mitglieder des preufsischen Hofes u. s. w.

Was hiervon politisch und kulturhistorisch etwa noch von Wert sein sollte, mögen andere untersuchen. Was ich an litterarisch Wertvollem darin von genannten Verfassern gefunden habe, ist, soweit ich es bis jetzt kontrollieren konnte, meist gedruckt, von einigen Voltaire-Versen und -Varianten abgesehen, die ich demnächst publizieren werde. Die Verfasser der zahlreichen anonymen Gedichte festzustellen, mufs einer späteren

Arbeit vorbehalten werden, wie auch die etwaige Publikation von denjenigen Gedichten, die von Friedrichs Freunden oder von Mitgliedern der französischen Kolonie herrühren. Eine Anzahl von Gedichten, die möglicherweise von Friedrich verfaſst sind, habe ich zwar kopiert, doch unterdrücke ich ihre Veröffentlichung vorläufig, bis ich den Beweis liefern kann, daſs sie wirklich wenigstens aller Wahrscheinlichkeit nach von Friedrich gedichtet sind. Ich bringe also nur solche Gedichte zum Abdruck, die unzweifelhaft von Friedrich verfaſst sind, wenn auch der Name des Verfassers nicht genannt ist.

Letzteres ist nur bei Nr. 8, 9 und 10 der Fall, die übrigen Kopien sind sämtlich *Federic* oder *Frederic* unterzeichnet und Nr. 2 durch die Buchstaben (*Vers de*) *M. L. P. R.* als Verse von *Monseigneur Le Prince Royal* gekennzeichnet. Nr. 8 und 10 sind durch ihre Erwähnung und Citate in der Korrespondenz mit Voltaire über allen Zweifel erhoben und Nr. 9 durch die Datierung '*A Ruppin*' etc., sowie durch die Anrede im Innern des Gedichtes '*cher Césarion*' und den darin vorkommenden Namen '*Hermotime*' als unzweifelhaft fridericianisch gestempelt.

Die beiden Fragmente (Nr. 11 und 12) der Kgl. Hausarchivs sind von Friedrich selbst geschrieben, daher zweifellos echt.

Die dem RSD entstammenden Gedichte, also alle vollständigen Gedichte, Nr. 1—10, sind sehr sauber und deutlich von zwei Kopisten geschrieben, die kein Französisch verstanden. Die Kopien sind daher voller Fehler, zum Teil so entstellender Natur, daſs ich nicht überall eine befriedigende Konjektur zur Herstellung des Textes finden konnte. Ich bitte daher alle Leser, mir (Berlin SW., Groſsbeerenstraſse 71) etwaige Verbesserungen für die spätere definitive Ausgabe dieser Gedichte gütigst zukommen zu lassen, wie auch etwaige erklärende Bemerkungen. Als ich der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen im April 1900 den Inhalt der Gedichte mit einigen Stellen mitteilte, wurden mir bereits gute Verbesserungen von mehreren Herren vorgeschlagen, die ich in den Anmerkungen an betreffender Stelle mit bestem Dank namhaft mache.

Einen diplomatischen Text zu liefern habe ich nach reiflicher Überlegung aufgegeben; es wäre eine unnötige Überlastung des

Lesers und des Papiers gewesen. Ich glaube allen billigen Anforderungen zu genügen, wenn ich den verdorbenen Text in den Anmerkungen überall da angebe, wo mir irgend ein Zweifel an der richtigen Lesart möglich erscheint. Daher gebe ich den Text in moderner Orthographie. Ich muſs ihn auch mit meiner Interpunktion geben, da eine solche in dem Manuskript kaum vorhanden ist, wie auch die sonst bekannten Urschriften Friedrichs die Interpunktion so sehr vernachlässigen, daſs selbst der Punkt am Ende des Satzes sehr häufig fehlt.

Über die wunderbaren Schreibfehler der Kopisten meiner Manuskripte brauche ich mich nicht zu verbreiten, da die Anmerkungen ein Bild von ihnen geben. Aber von Friedrichs Orthographie aus jenen Jahren 1736—38, aus welchen die Gedichte herrühren, möchte ich doch einige charakteristische Merkmale mitteilen: Accente fehlen häufig oder stehen am falschen Platze, wie im Infinitiv auf *ér*; Doppelkonsonanten schreibt der Kronprinz oft statt einfacher und umgekehrt, z. B. *aservit, combatre, musse.* Plural-*s* fehlt oft im Plural und steht oft im Singular. Das *nt* der 3. Plural fehlt zuweilen, z. B. *Puisse ainsi mes faibles écrits* etc. (Nr. 4 V. 56); durch die Korrektur würde nun ein Versfehler entstehen, daher notieren wir in solchen Fällen die Originalorthographie. Genau so ist es mit dem *s* der 2. Singular: *tu commande et je sais obéir* (Nr. 1, V. 13), *tu regarde Émilie* (in dem Ms. der *Epître à Voltaire* 26. Nov. 1737 auf dem Kgl. Hausarchiv). *Des* steht oft statt *de* und umgekehrt, fälschlich oft vor Adjektiven, z. B. *des nobles sentiments.* Im Particip des Präsens steht *ent* ohne Unterschied neben *ant,* ähnlich *ance* statt *ence*; *e* oft statt *ei* oder *ai* und umgekehrt, *c* statt *s* und umgekehrt, z. B. *saice* statt *cesse, penne* statt *peine, cerait* statt *serait* u. dgl. m.

Von gröberen grammatischen Verstöſsen hebe ich hervor: *haït* statt *hait* (Nr. 1, V. 57), *jusqu'à que* statt *jusqu'à ce que* (Nr. 5, V. 59), *si ils* (Nr. 1, V. 61). *Il craint que de ses mœurs l'on vit l'impureté* zeigt eine falsche Consecutio temporum, von dem fehlenden *ne* abgesehen. Ähnliche Fehler finden sich zahlreich auch in Prosamanuskripten des Kronprinzen und später auch noch des Königs; sie sind in den Ausgaben fast alle korrigiert.

Was die metrischen Fehler des Kronprinzen betrifft, so sind die Gedichte zunächst in Bezug auf den Reim nicht fehlerfrei. Zweimal bleibt ein Vers ungehörigerweise ohne Reim, es fehlt also geradezu ein Vers, möglicherweise durch die Schuld des Abschreibers. Siebenmal ist ein dritter Reim vorhanden, so daſs eine Verszeile zu viel vorliegt und diese Gedichte zum Teil mit ungerader Versziffer endigen. Der Autor hat diese Gedichte eben nicht, wie die übrigen, noch einmal der Korrektur unterworfen. In fünf Gedichten findet ein ganz unordentlicher Wechsel von gepaarten und gekreuzten Reimen statt (4, 4, 4, 10, 4, 10 . . . 44, 4, 20). Nur vier von den zehn Gedichten sind in betreff der Reimfolge tadellos.

Die von Tobler in seinem bekannten Buche 'Vom französischen Versbau' zusammengefaſste Regel, daſs bei gleichlautenden, aber orthographisch verschiedenen Wortausgängen die Aussprache im Falle der Bindung maſsgebend ist, wird vom Kronprinzen vielfach auſser acht gelassen. Er reimt unbedenklich *retient* : *rien, corps* : *sort, illusions* : *s'évanouiront, affront* : *Apollon, bâton* : *front, sang* : *encens*. Freilich schreibt er in den letzten Fällen auch *front* ohne *t* und *senc, ensenc,* so daſs vom Standpunkte seiner Orthographie diese Reime korrekt wären.

Erhebliche Fehler gegen die Silbenzählung und die Hiatusregel kommen nur in dem jugendlichsten dieser Gedichte vor: *filial* zweisilbig gleich im ersten Vers, *essentiel* dreisilbig V. 30, *il y a* V. 33, *Si ils* V. 61. Sonst habe ich nur *soient, aient* zweisilbig gefunden, was Voltaire auch in der Korrespondenz rügt (Œuvres XXI S. 281), *fuient* im Innern des Verses Nr. 8 V. 2, *-ions* (Conditionnel) zweisilbig Nr. 9 V. 86, *-ion* (Substantivendung) gelegentlich einsilbig Nr. 9 V. 90 und ähnliche kleinere Verstöſse. Im ganzen kann man die verhältnismäſsig groſse Korrektheit der Verse des 24—26jährigen Kronprinzen und seine Fortschritte im Vergleich mit den früheren Gedichten 1731—34 nur bewundern.

Oft fragt es sich, ob die Fehler vom Dichter oder vom Kopisten herrühren, besonders wo es sich um Silbenzählung handelt. Mehrmals fehlt eine Silbe, mehrmals hat ein Vers eine Silbe zu viel. Leider finden sich auch in der Preuſsschen Aus-

gabe mehrere Fehler dieser Art, die von dem Herausgeber oder seinem Mitarbeiter De la Harpe herrühren und, wie ich durch Vergleichung konstatieren konnte, in den Urschriften Friedrichs nicht vorhanden sind. So fehlt dort *et* in dem Achtsilber *Ta douceur et ta fermeté* (Œuvres XIV S. 43 Z. 7), *que* in dem Alexandriner *Ah! que si tu savais les peines qu'on endure* (Œuvres XIV S. 33 Z. 13). In dem Temple de l'Amour (Œuvres XIV S. 393 Z. 2), steht fälschlich *destinées,* im Original (Geh. Staatsarchiv Rep. 92) richtig *destins.* Œuvres XIII S. 190 Z. 22 hat der Herausgeber statt eines zweiten Halbverses den ersten des Originals abgeschrieben, wodurch Sinn und Reim gestört werden. Das Gedicht 'Parallèle' etc., Œuvres XIV S. 21, in lauter achtsilbigen Versen beginnt bei Preuß: *Dans la retraite, Voltaire,* während in einer mir vorliegenden Kopie des RSD richtig steht: *Dans la retraite volontaire.* Aus seiner falschen Lesart zieht Preuß die falsche Anmerkung, das Gedicht sei an Voltaire gerichtet.

Diese Beispiele werden genügen, um die Notwendigkeit einer Revision der Preußschen Ausgabe mit Hilfe der noch vorhandenen Manuskripte zu beweisen, wie die von Koser, Arnheim und anderen neuerdings aufgefundenen, bis dahin ungedruckten Gedichte,[1] in Verbindung mit den hier und demnächst zur Veröffentlichung gelangenden Poesien und den von mir kopierten und später zu veröffentlichenden stark abweichenden Originaltexten, eine Neuausgabe der poetischen Werke des großen Königs wünschenswert machen, in welcher mit Hilfe des von Voltaire korrigierten Exemplars der *Œuvres du philosophe de Sans-Souci* auch dessen Korrekturen von den ersten Gedanken des Autors geschieden werden dürften.

---

[1] Koser, Friedrich der Große als Kronprinz. Stuttgart, Cotta, 1886. S. 264, Beilage B. — Koser, Briefwechsel Friedrichs des Großen mit Grumbkow und Maupertuis 1731—1759. Leipzig, Hirzel, 1898. (Publ. aus den Kgl. Preuß. Staatsarchiven 72.) S. 9 und 327. — Arnheim, Ein Gedicht des Kronprinzen Friedrich an Voltaire, in den Forschungen zur brandenburgisch-preußischen Geschichte II, 1889, S. 199.

1. Epistel [an die Königin].

[1736.]

Diese Epistel ist, soweit ich sehe, nirgends in Friedrichs Briefwechsel erwähnt. Sie steht in dem schwarzen Bande (S. 668) des RSD mit der Unterschrift *'Frederic'* undatiert zwischen dem Gedicht an *Caesarion* vom 19. Mai 1738 und der *Epître sur l'humanité* vom 10. Oktober 1738. Da jedoch die Sammlung nicht immer in der chronologischen Folge vorgeht und der Dichter in den ersten Versen (3—4) ausdrücklich sagt, daſs dies die ersten Verse seien, die er seiner Mutter auf ihr Geheiſs darbringt, so muſs angenommen werden, daſs das Gedicht vor dem ersten sonst bekannten Gedicht an die Königin verfaſst ist, also vor dem 1. Januar 1737. Daher gehe ich wohl nicht fehl, wenn ich es spätestens für 1736 ansetze. Auch die darin enthaltenen metrischen Verstöſse, wie sie später nicht mehr vorkommen, sprechen dafür, daſs es das früheste unserer Gedichte ist.

Das Gedicht enthält mehrere satirische Porträts verschiedener Gattungen von Höflingen, die wohl lebendigen Urbildern nachgebildet sind, aus der Umgebung des Königs und des Kronprinzen.

Der erfindungsreiche, schlaue Politiker, der sich demütig ergeben und dabei plump und bäurisch zeigt, ist offenbar Grumbkow, den Koser (Briefwechsel Friedrichs d. Gr. mit G. u. s. w. S. XI) also charakterisiert: 'Er wuſste sich durch die verderbte Welt unter der Maske pommerscher Offenheit und Derbheit mit Glück hindurchzufinden.'

Der andere, der gegen seine Überzeugung spricht, um für seine Familie Reichtum zu erwerben, der kriechende Schmeichler, der im Trüben fischt, der Wolf im Schafskleid, der geistreiche Mann, der Hofnarrenspäſse macht, alle diese Gestalten gehören wohl dem Hofe Friedrich Wilhelms I. an, auch wenn wir die Originale nicht feststellen können.

2. [Epigramm auf La Croze.]

[1736?]

Im Februar 1737 schreibt Voltaire an Friedrich von Amsterdam (Œuvres XXI S. 42): 'Es cirkulieren unter den Gebildeten reizende Verse, die man Augustus-Virgil-Friedrich zuschreibt: *Quand Tournemine dit* ....

Il avouera, voyant cette figure immense,
Que la matière pense.

Nicht E. K. H. hat mir dies geschickt; woher kenne ich es? Glauben Sie mir, Königl. Hoheit, daſs jeder fremde Geschäftsträger, mag er Ihnen noch so ergeben und noch so liebenswürdig sein, alles opfert, wenn er seinem Vorgesetzten Neuigkeiten erzählen kann.'

Der Kronprinz antwortet von Rheinsberg am 6. März 1737 (Œuvres XXI S. 45): 'Die fremden Geschäftsträger, das weiſs ich recht gut, sind privilegierte Hofspione. Mein Vertrauen ist weder blind noch unvorsichtig in dieser Beziehung. Wo in aller Welt können Sie nur das Epigramm her haben, das ich auf Herrn La Croze gemacht habe? Ich habe es nur

ihm gegeben. Der gute dicke Gelehrte hat diesen Scherz veranlaſst; es war ein Einfall, dessen Pointe in einem ziemlich abgedroschenen Wortspiel besteht, das unter den Umständen seiner Entstehung sich noch hören lieſs, sonst aber ziemlich witzlos ist. Die Abhandlung des Pater Tournemine steht in der *Bibliothèque française* [wie Preuſs richtig bemerkt, ein Irrtum statt *Mémoires de Trévoux*, Oktober 1735, S. 1913]. Herr La Croze hat sie gelesen. Er haſst die Jesuiten wie die Christen den Teufel hassen, und schätzt keine anderen Mönche als die von der Mauriner Kongregation, in deren Orden er war.'

Aus dieser Stelle ging hervor, daſs jenes Citat Voltaires sich also auf La Croze bezog, und so hat es auch Koser (Friedrich der Groſse als Kronprinz S. 138) seiner Charakteristik des alten Bibliothekars La Croze einverleibt, dem Friedrich nächst Duhan weitere Förderung in der Einführung in das cartesianische System verdankte. 'La Croze, sagt Koser, der aus seinem Kloster entflohene Pariser Benediktiner,

> Deſs massige Gestalt auf die Erkenntnis lenkt,
> Daſs die Materie denkt —

hatte den Kronprinzen, der dieses Epigramm auf ihn gemacht, zunächst durch sein erstaunliches Gedächtnis und durch seine unübertroffene Gabe, interessante Geschichten zu erzählen, persönlich angezogen: Friedrich entdeckte in ihm "Das Repertorium des gesamten gelehrten Deutschlands, ein wahres Magazin der Wissenschaften".'

Von La Croze ist öfters im Briefwechsel Friedrichs die Rede; eine Biographie des Gelehrten hat Friedrichs intimer Freund, der gelehrte Jordan, verfaſst.

Was nun den Streit zwischen Voltaire und Tournemine betrifft, so geht dessen wesentlicher Punkt schon aus dem ausführlichen Titel unseres Epigramms hervor, wenn man nicht zu spitzfindig sein und mit Voltaire behaupten will (ed. Moland 33, S. 559, Cirey 30. Nov. 1735), die Frage sei nicht, ob die Materie selbst denken könne, sondern: ob es Gott möglich sei, der Materie das Denken zu verleihen. Tournemines citierte Schrift ist betitelt: *'Lettre sur l'immortalité de l'âme et les sources de l'incrédulité'*. Voltaires Entgegnung folgt in dem soeben citierten Brief, den Friedrich mit Zustimmung las, wie aus seinem Brief an Voltaire vom 3. Dezember 1736 hervorgeht: 'Ich habe Ihre Abhandlung über die Seele an den Pater Tournemine gelesen', schreibt er. 'Jeder vernünftige Mensch, der nur glauben kann, was er begreifen kann, und nicht leichtsinnig über Dinge urteilt, die unsere schwache Vernunft nicht zu ergründen vermag, wird stets Ihrer Meinung sein. Sicherlich kommt man niemals zur Erkenntnis des Urgrundes der Dinge (des premières causes). Wie können wir, die wir die Ursache des Feuers zweier aufeinander schlagender Steine nicht begreifen können, behaupten, daſs Gott den Gedanken mit der Materie nicht zu verbinden vermag? Sicher ist jedenfalls, daſs ich Materie bin und zugleich denke. Dieser Umstand beweist mir die Wahrheit Ihres Satzes.'

Es sei nicht verschwiegen, dafs Voltaire, charakterlos wie er war, im Dezember 1738 (ed. Moland 35 S. 87) an Tournemine schrieb: wenn seine Ansicht sich nicht mit der Unsterblichkeit vertrage und deshalb gefährlich sei, 'so gebe er sie für immer von ganzem Herzen auf'.

Wahrscheinlich ist unser Epigramm ungefähr um dieselbe Zeit entstanden, als Friedrich vorstehende Zeilen schrieb. Wir dürfen es daher getrost in das Jahr 1736 einreihen, obwohl es in der Sammlung der Königin erst zwischen den beiden Geburtstagsgedichten von 1737 und 1738 eingeschrieben ist.

3. Über das wahre Glück.

5. Dezember 1736.

Dies Gedicht ist durch die Unterschrift als unzweifelhaft von Friedrich verfafst gekennzeichnet. Datiert Ruppin, den 5. Dezember 1736, ist es der reinste Ausdruck des Glückes der Tage, die der Kronprinz dort und in Rheinsberg genofs. Von seinem Einzug in Rheinsberg, Herbst 1736, hat er ja den Beginn seines Lebens datiert (Koser, Friedrich der Grofse als Kronprinz S. 120). Deutlich ist Friedrich Wilhelm I. in den Versen 78—91 gezeichnet, wie er sich erhitzt und wütend wird, da Österreich und Frankreich ihn verrät. Die zu Grunde liegenden Thatsachen sind bekannt genug. Man vergleiche dazu nur Koser (Kronprinz S. 163 ff.), wo von der wachsenden Verstimmung des Königs die Rede ist infolge der Kränkungen, die er von Österreich erdulden mufste, insbesondere die Stelle aus Friedrich Wilhelms Brief an den Kronprinzen vom 6. Februar 1736 (S. 169), in dem er sich direkt über den Verrat des Kaisers beschwert, und Friedrichs Worte an Grumbkow vom 15. November 1735 (S. 173), in welchen er seinem Zorn und seiner Verachtung über Frankreichs Hinterlist Ausdruck giebt.

4. An die Königin.

1. Januar 1737.

Dies Neujahrsgedicht Friedrichs an seine Mutter (S. 396 des Ms.) ist durch die Unterschrift genügend beglaubigt. Es wird, soweit ich sehe, im Briefwechsel nirgends erwähnt und bedarf keiner weiteren Erklärung.

5. Epistel [an Saintfart].

27. Februar 1737.

Diese '*Frederic*' unterzeichnete Epistel (Ms. S. 408) ist jedenfalls in Rheinsberg entstanden und laut Vers 41 an *Saintfart* (wie das Ms. schreibt) gerichtet. Alle meine Bemühungen, diese Persönlichkeit festzustellen, sind vergeblich gewesen. Aus dem Gedicht selbst (Vers 41) geht nur hervor, dafs es ein junger Mann ist; jedenfalls hat er zu Friedrich in intimem Verhältnis gestanden. Unter den in Fouqués Memoiren (I S. 6 und II S. 259—270) erwähnten Namen einiger Mitglieder des Rheinsberger Bayard-Ordens ist nicht ein einziger, der auch nur ähnlich lautet, und im Briefwechsel konnte ich Saintfart nirgends entdecken.

Auch das Gedicht selbst ist im Briefwechsel nicht erwähnt und daher wohl auch niemandem als vielleicht dem Adressaten jemals mitgeteilt worden.

6. An die Königin

zu ihrem Geburtstag, 27. März 1737.

Auch dies Gedicht (Ms. S. 406) ist in der Korrespondenz nirgends erwähnt. Es zeigt deutliche Spuren des Studiums von Boileaus *Art poétique*; es zeigt, wie der Kronprinz bemüht war, den metrischen Gesetzen gerecht zu werden. Seit dem 8. August 1736 mit Voltaire in Korrespondenz, hatte Friedrich diesem am 13. November 1736 zum erstenmal ein eigenes Gedicht zu schicken gewagt, die 32 Alexandriner, in welchen er Voltaire verherrlicht (Œuvres XXI S. 19). Im Februar 1737 bittet er bei der Sendung der *Ode sur l'oubli* den neuen Freund um strenge Kritik seiner Verse, eine Bitte, die er mehrmals wiederholen mufs, bis Voltaire sie am 17. April 1737 endlich gewährt. In der Zwischenzeit des Wartens, in der Friedrich besonders von der Unzulänglichkeit seiner Dichtung durchdrungen gewesen sein mufs, ist das vorliegende Gedicht entstanden. Deshalb fingiert er wohl, sein Censor erinnere ihn an die Sage von Ikarus. An diese Sage knüpft er in seinem Briefe vom 7. April an Voltaire wieder an. Er glaubt da als Ikarus von Voltaire geleitet zu werden, 'doch nein, Ikarus fällt und ertrinkt im Meer'. In unserem Gedicht dagegen wird Friedrich durch die Erinnerung an Ikarus vom Fall gerettet. In dem erwähnten 'Censor' haben wir gewifs Voltaire zu erkennen.

7. An die Königin.

[Zu ihrem Geburtstag, 27. März 1738.]

Nur der zweite Teil dieses Gedichtes (Ms. S. 727) ist bei Preufs, Œuvres XIV S. 43, abgedruckt nach *Vie de Frédéric II* (*par de la Veaux*), Strasbourg 1787, t. IV p. 165, und zwar von unserem Vers 48 an bis zum Schlufs. Obwohl der zweite Teil in unserer Lesart nur unbedeutende Varianten ergiebt, glaubte ich doch, das ganze Gedicht hier wiedergeben zu müssen.

Das Gedicht ist, wie die Unterschrift lehrt, am 23. verfafst oder wenigstens beendigt worden, vermutlich in Rheinsberg, von wo Friedrich am 22. an Wilhelmine schreibt: *'Nous nous préparons à célébrer le jour de la naissance de la Reine'*.

Voltaire schreibt über unsere Verse aus Cirey im April 1738: 'Die Ode an Ihre Majestät die Königin Ihre Mutter scheint mir Ihr schönstes Werk. Wenn Ihr Herz sich mit Ihrem Geiste vereint, mufs wohl ein Meisterwerk entstehen. Ich finde nur einige Ausdrücke zu tadeln, die nicht exaktes Französisch sind. Wir sagen nicht *des encens* im Plural; wir sagen auch nicht, wie man, glaube ich, deutsch sagt, *encenser à quelqu'un*. Dieser Ausdruck ist nur bei einigen Geistlichen der Réfugiés gebräuchlich, die alle die Reinheit unserer französischen Sprache etwas

verdorben haben. Das ist ungefähr alles, was meine grammatikalische Pedanterie in dem reizenden Gedicht kritisieren kann, das ich lieb habe als Mensch, als Dichter und als Ihrer erhabenen Person herzlichst ergebener Diener.

Wie bin ich entzückt, wenn ich einen zum Herrschen geborenen Prinzen sagen höre:

Ta justice et ton équité,
Les limites de ta puissance. (V. 58 f.)

Das sind zwei Verse, die ich bei dem besten Dichter bewundern würde und die mich bei einem Prinzen hinreißsen. Sie spotten, wie Mark Aurel, über die Höfe durch Ihr Beispiel und Ihre Schriften, und Sie haben vor ihm das Verdienst voraus, in schönen Versen und in einer fremden Sprache zu sagen, was er recht trocken in seiner eigenen Sprache gesagt hat.'

Die beiden von Voltaire getadelten Ausdrücke sind in unserem durch den Kopisten verdorbenen Text nicht zu lesen, aber offenbar in dem Original vorhanden gewesen und gestatten uns daher, unseren Text zu korrigieren.

8. Frühlingsgedicht.

[1738.]

Friedrichs Autorschaft der *Epître sur le printemps* ist in dem Manuskript (S. 648) nirgends kenntlich gemacht, weder durch Unterschrift, noch durch Datum, aber dennoch ist sie nicht zweifelhaft, da Voltaire drei Verse daraus in einem Brief vom April 1738 citiert und sich darüber verbreitet (Preuſs XXI S. 195 ff.):

'Der *"Printemps"*, schreibt Voltaire an den König, ist in ganz anderem Geschmack geschrieben [nämlich als die Geburtstagsode an die Königin, von welcher er vorher gesprochen hat]; das ist ein Gemälde von Claude Lorrain. Es giebt einen englischen Dichter, einen verdienstvollen Mann Namens Thomson, der die "Vier Jahreszeiten" in reimlosen Blankversen in demselben Geschmack beschrieben hat. Es scheint, derselbe Gott hat Sie beide inspiriert.' [Die erste Gesamtausgabe der *'Seasons'* war 1730 erschienen.]

Und nun fährt Voltaire fort:

'Gestatten Ew. Königliche Hoheit über dies Gedicht eine Bemerkung, die kaum poetisch ist?

Et dans le vaste cours de ses longs mouvements,
La terre, gravitant et roulant sur ses flancs,
Approchant du soleil, en sa carrière immense ...

Das sind philosophische Verse, folglich haben sie die Pflicht, wahr zu sein und recht zu haben. Hier spricht kein Josua, der sich als gewöhnlicher Mensch dem Volksirrtum anbequemt, hier spricht ein fürstlicher Kopernikaner, ein Fürst, in dessen Staat Kopernikus geboren ist; denn ich denke doch, er ist in Thorn geboren und Ihr königliches Haus könnte wohl Rechte auf Thorn haben.'

(Thorn ist bekanntlich erst 1793 bei der zweiten polnischen Teilung

zu Preufsen gekommen, also erst 45 Jahre nach diesem merkwürdig prophetischen Hinweis von Voltaire. Frauenberg, wo Kopernikus lebte, war dagegen schon seit 1660 in hohenzollernschem Besitz.)

Und nun macht Voltaire dem Kronprinzen klar, dafs Sommer und Winter mit Sonnennähe und Sonnenferne nichts zu thun haben, wie Friedrich noch zu glauben scheint. Aber in seinen folgenden Auseinandersetzungen der Gründe verschiedener Jahreszeiten macht Voltaire nun auch einen Fehler, indem er die gröfsere oder geringere Sonnenstrahlenmenge von ihrer Brechung in der Atmosphäre abhängig macht, während vielmehr der Winkel mafsgebend ist, in dem die Strahlen die Erde treffen.

Ganz originell und für den preufsischen Frühling höchst charakteristisch ist, dafs das Exerzieren der Soldaten dazu gehört, wie es der Dichter so eigenartig und drastisch schildert.

9. [An Cäsarion.]
19. Mai 1738.

Drei Gedichte an Cäsarion sind aus den Werken Friedrichs bekannt: *A Césarion* XIV S. 53 vom Juni 1738, *Épître à Césarion* XI S. 89 von 1741 und *Aux mânes de Césarion* XI S. 92 von 1745. Zu diesen kommt das vorliegende (Manuskript S. 641) als viertes, der Zeit nach als erstes. Ob *'une petite pièce adressée à Césarion'*, das Friedrich am 19. April 1738 an Voltaire schickte (Œuvres XXI S. 187), unser Gedicht ist, läfst sich mit Sicherheit nicht feststellen. Doch möchte man fast ein Verschreiben des Monatsnamens vermuten, da der 19. übereinstimmt.

Dietrich von Keyserlingk, vom Kronprinzen Cäsarion genannt, der vierzehn Jahre ältere kurländische Edelmann, war bekanntlich der bevorzugte Liebling Friedrichs in Rheinsberg. Seine ausgezeichnete Bildung, seine hervorragenden Talente, sein sprudelndes Wesen werden von Koser (Friedrich der Grofse als Kronprinz S. 129) in lebhaften Farben geschildert. Die schwärmerische Liebe, mit der Friedrich an ihm hing, tritt in unserem Gedichte deutlich hervor, das in horazisch-epikuräischem Geiste geschrieben ist.

Als dritter im engeren Rheinsberger Freundesbunde wird in unserem Gedicht *'Hermotime'* erwähnt (V. 101), dessen Identität ich bis jetzt vergeblich festzustellen suchte.

Friedrich hat diesen ihm sehr nahestehenden Hermotime 1748 die lange *'Épître à Hermotime'* gewidmet (Œuvres X 63), *'Sur l'avantage des lettres'*, aus der hervorgeht, dafs der Adressat ein reicher, ahnenstolzer Jüngling ist, den der Dichter mahnt, sein leichtsinniges Leben aufzugeben und die Leere seiner Seele durch Studium auszufüllen. Preufs wirft nicht einmal die Frage auf, wer es sein könne.

In dem Briefwechsel Friedrichs mit seinem Bruder Heinrich findet sich ein Briefchen von 1741, in dem der König sich freut, dafs Heinrich, nachdem er sich vergessen habe, wieder auf guten Wegen sei und sich den Studien hingebe. Aber Heinrich war 1738 erst zwölf Jahre alt, also

wohl noch zu jung, um die Abende mit Friedrich und seinen Freunden zu verbringen.

Dann käme ein junger Adliger, von Münchow, in Betracht (Koser, Kronprinz S. 134, 240, 253), den Friedrich sich zur Erziehung erbeten hatte und dem er 1739 in Rheinsberg ein Kolleg über Metaphysik las. Aber es ist nicht erwiesen, daſs von Münchow schon 1738 in Rheinsberg war.

Auch die flüchtige Erwähnung Hermotimes in Friedrichs Lustspiel L'École du monde (Œuvres XIV S. 351) bringt keine Aufklärung. Ebensowenig kann ich im Lucianschen Dialog Hermotimus Beziehungen zu Friedrichs 'Hermotime' entdecken. Den Namen hat Friedrich möglicherweise der ersten Lesart von Voltaires *'Premier discours sur l'homme'* (ed. Moland IX S. 385) entnommen.

Ich bedaure, diese Frage ebensowenig wie die nach der Persönlichkeit Saintfarts lösen zu können.

10. Epistel über die Humanität.

10. Oktober 1738.

In der *'Table chronologique'* (1857), die der Preuſsschen Ausgabe beigefügt ist, ist diese Épître (S. 7) als *'inédite'* bezeichnet, mit der Bemerkung, daſs eine Kopie derselben mit dem Anfange *'Le bonheur des humains dépend de la vertu'* sich auf dem Staatsarchiv befände. Warum Preuſs sie nicht noch nachträglich veröffentlicht hat, wird nicht gesagt. Schwerlich hat er meine Kopie (S. 672 des Manuskripts) in dem RSD gesehen, sonst müſste er auch die übrigen Gedichte gefunden haben. Bis jetzt konnte ich eine zweite Kopie jedoch nicht auffinden. Die Notiz auf S. 328 seines 1837 veröffentlichten Buches 'Friedrich der Groſse als Schriftsteller', die besagt, die *Épître sur l'humanité* sei nachher *Épître à mon frère de Prusse* überschrieben worden, wird Preuſs selbst, schon 1857, für hinfällig gehalten haben.

Wenn in unserer Kopie auch nirgends der Name des Autors genannt ist, so ist doch kein Zweifel an Friedrichs Urheberschaft möglich. Unser Anfang stimmt mit dem von Preuſs citierten überein. Voltaire spricht ausführlich von unserem Gedicht, dem reifsten und bedeutendsten unserer Sammlung.

Die Epistel über die Humanität ist vom 10. Oktober 1738 datiert. Bis zum 9. November schwankt der Dichter, wie er sagt, ehe er es wagt, seine 'schlechten Verse' dem Freunde nach Cirey zu schicken; aber er muſs diesem doch seine Huldigung darbringen, Belehrung und Korrektur dort suchen.

Voltaire antwortet alsbald überschwenglich: Der Titel schon genüge, um dem Dichter alle Herzen zu gewinnen. Ein Prinz, der an die Menschen denkt, in ihrem Glück sein eigenes findet! Es ist kein romanhaftes Phantasiegebilde, es ist ein lebendiges Wesen, vom Himmel der Erde geschenkt und Friedrich genannt. Wenn die Menschen es wüſsten, was er

geschrieben, sie würden ihm danken, aber alles wird geheim gehalten, nur Cirey darf es wissen — 162 Jahre lang ist es in der That Geheimnis geblieben, und man wußte nur unbestimmt, worauf sich die brieflichen Worte Voltaires bezogen. Eine wunderbare Sympathie oder prästabilierte Harmonie, fährt er fort, habe gewollt, daß auch er gerade sich mit einer Humanitätsepistel getragen. Sein Rheinsberger Heinzelmännchen (génie qui aidait les gens dans leurs grandes entreprises) habe sie ihm nun gemacht. Nur ihm, dem großen Prinzen, komme es zu, von Humanität zu sprechen.

Trotz aller dieser mehr dem Inhalt als der Form geltenden Schmeicheleien blieben die vom Kronprinzen erbetenen Korrekturen aus, so daß dieser am 8. Januar 1739 Voltaire an die Kritik des Stils und der Verse mahnt: er möge sich aus Freundschaft doch dazu herablassen, den strengen Grammatiker zu spielen. Er, der Dichter, wolle gern 'das Stück' umarbeiten. Sein Gedicht solle der Vorläufer, die Morgenröte für Voltaires Humanitätsgedicht sein; er habe seine Gedanken gestammelt, die jener nun entwickeln müsse, das Thema sei unerschöpflich.

Und nun ergeht sich Friedrich noch einmal über die Humanität in begeisterten Ausführungen, die Herder 1793 im siebenten 'Brief zur Beförderung der Humanität' (Suphan XVII S. 32) so schwungvoll bewundernd übersetzt hat. In beredten Worten erklärt der Kronprinz, daß gerade der Fürst von Humanität, dieser Kardinaltugend, erfüllt sein müsse; denn er habe das menschliche Elend zu lindern, er habe auf die Klagen der Elenden und Unterdrückten zu hören und Mitleid zu bethätigen. Er sei das Herz des Volkes, das Treue und Gehorsam empfange und Ruhe und Gedeihen den Gliedern zuführe. Mitleid sei zwar dem Menschen angeboren, aber Tyrannen sehen alles zu sehr von ihrem hoch über die Menschen erhabenen Standpunkt an und kennen die Natur des Übels nicht, das sie anrichten. Kurz, der ganze Haushalt des Menschengeschlechts, ja sogar unsere Selbsterhaltung müsse zur Humanität führen, die uns täglich von neuem glücklich mache.

Im Anschluß an die ausführliche Übersetzung dieser hier nur angedeuteten Gedanken ruft Herder nun begeistert aus: 'Wenn Friedrich immer so gefühlt und gethan hat, als er hier schreibt (und es war gewiß sein Ernst, da er es schrieb; auch wurden ihm in den unhumansten Situationen seines Lebens diese Gesinnungen nie ganz fremde), so wollen wir ihn als einen Heiligen anrufen, daß er uns seinesgleichen humane Denker, väterliche Regenten, Ärzte und Herzen des Volks erbitten helfe. Auch wollen wir wünschen, daß alle Fürsten und Prinzen die meisten seiner Werke (sie sind ja französisch geschrieben) lesen mögen, und zwar als ob sie den großen König selbst hörten.'

In Vers 64 ff. macht der Kronprinz eine sehr deutliche Anspielung auf seinen Vater als Beispiel der Inhumanität. Bei den jedermann zur Genüge bekannten Vorfällen darf dies nicht allzusehr verwundern. Kann Koser, der das Verhältnis zum Vater in der Rheinsberger Zeit (Kronprinz S. 195—218) eingehend schildert, auch, von 1736 an, eine Wendung zum Besseren konstatieren, so konstatiert er doch auch neue heftige Verstim-

mungen, wie z. B. im Januar 1739, also noch nach der Abfassung unseres Gedichts, wo Friedrich vom Vater schreibt: 'ich muſs ihn als meinen grimmsten Feind betrachten, der unablässig den Augenblick erspäht, daſs er mir den Verräterstoſs geben kann.' In demselben Januar spricht Friedrich in einem Brief an seine Schwester Wilhelmine geradezu von der Inhumanität des Vaters: 'Ich bin sechs Wochen lang der Gegenstand der bitteren Scherze des Königs gewesen und das Stichblatt seines Zornes. Es ist sehr inhuman, sich an Leuten zu vergreifen, denen Furcht und Achtung die Freiheit rauben, sich zu verteidigen und sich zu beklagen.' Er beklagt sich nicht öffentlich, sondern nur im geheimen, in seiner Poesie, die nur für die intimsten Freunde geschrieben ist, zur Erleichterung seines Herzens, und diese Klage über den Vater verleiht unserem groſsartig angelegten Gedichte voll hoher Gedanken noch ein besonderes persönliches Interesse.

11. Schluſsfragment eines Liebesgedichts.

Dieses Fragment in Friedrichs Urschrift befindet sich auf dem Kgl. Hausarchiv Rep. 52. Es ist nicht erkennbar, an wen die Verse gerichtet sind. Sollten sie an Frau von Wreech gerichtet sein, welcher der Kronprinz 1731—32 mehrere in den Œuvres XVI (S. 12, 14, 19) abgedruckte Liebesgedichte widmete, so müſsten sie in diese Zeit, Sommer 1731 bis Februar 1732, fallen.

12. Eine zwölfte Strophe der Ode 'Toi dont la sagesse adorable'.

1. Dezember 1737.

Diese Ode liegt in den Œuvres XIV S. 7 ff. in drei Fassungen, a, b, c, vor. Wir haben es mit einem Originalmanuskript der Fassung a zu thun, das sich auf dem Kgl. Hausarchiv befindet und von diesem 1885 aus der Sammlung des Abbé Martin angekauft wurde. Preuſs hat kein Manuskript dieser Ode a gekannt, sondern den Druck in der Correspondance de Frédéric avec U.-F. de Suhm benutzen müssen. Auſser dem genannten Manuskript liegt uns noch ein zweites, seither nicht bekanntes Manuskript der Ode a vor in der Hauptquelle unserer abgedruckten Gedichte, dem Recueil de diverses pièces der Königin Sophie Dorothea, III S. 91. Dieser Kopie fehlt, wie bei Preuſs, die hier zum erstenmal zum Druck gelangende interessante letzte Strophe: im übrigen ist diese Kopie, von unbedeutenden Änderungen, zum Teil Schreibfehlern abgesehen, mit unserem Originalmanuskript, jedoch nicht mit Preuſs, gleichlautend; auch deuten die Schreibfehler darauf hin, daſs dem Kopisten dieses oder ein anderes Original des Kronprinzen vorgelegen hat. Wenn dieses, dann hat der Kopist die letzte Strophe aus eigenem Antrieb oder auf Befehl der Königin weggelassen; wenn jenes, dann hat der Kronprinz die hier zum Abdruck gelangende Strophe eben nur für Voltaire bestimmt oder erst später hinzugedichtet.

Wie dem auch sei, die Ode ist von Anfang bis zu Ende unzweifelhaft in Friedrichs charakteristischer Hand geschrieben, und zwar auffallend schön, klar und leserlich und in ungewöhnlich guter Orthographie. Sie ist Remusberg, 1. December 1737 datiert, während die Preufssche Redaktion von a: 26. Nov. 1737 datiert ist, was durchaus nicht angefochten werden soll, da offenbar verschiedene Redaktionen vorliegen.

Friedrich hatte Voltaire noch nicht gesehen, er kannte ihn nur aus den Werken. Die ganze jugendliche ideale Begeisterung liegt in der Vergötterung Voltaires. Im Hinblick auf die uns näher liegenden späteren Äufserungen Friedrichs über Voltaire brach die Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen in schallendes Gelächter aus, als ich dort die Strophe vorlas. Voltaire — ein Ebenbild Gottes! König Friedrich selbst würde lächeln.

---

1. Épître.

Illustre et digne objet de mon amour filial,[1]
Princesse, dont l'esprit et le cœur est royal,
Si ma muse, craintive à t'offrir ces prémices,
Ne te vient qu'aujourd'hui présenter ses services,
5 Ne crois pas qu'oubliant les devoirs de mon sang,[2]
Je puisse négliger de t'offrir mon encens.
Apprends que, convaincu de mon insuffisance,
Mes vers auraient toujours su[3] garder le silence,
Et que jusques aux temps de leur maturité
10 Ils auraient évité de t'être présentés,
Te consacrant pourtant leur étude et leurs veilles,
Pour mieux chanter un jour tes divines merveilles.
A présent tu commande[4] et je sais obéir;
Car ton seul 'Je le veux!' me doit assez suffir.[5]
15 Allez vous présenter, mais écoutez, mes rimes,
Avant que de partir, recevez ces maximes:
De votre peu d'aloi ne tirez point d'orgueil
Et fuyez la louange, évitez-en l'écueil!
Vous n'avez pas encore ni force, ni haleine,
20 Et vous allez pourtant vous montrer à la Reine,
De qui l'œil pénétrant saura trop dévoiler
Tous les défauts qu'en vain vous voudrez lui celer.
Elle découvre tout par son esprit sublime,
Mais elle a du support;[6] sans son cœur magnanime
25 Vous devriez trembler et d'effroi et de peur,
Mais la Reine ne veut que le zèle et le cœur,

---

[1] Fälschlich zweisilbig gebraucht. [2] senc. [3] sa. [4] Wir behalten in diesem Falle Friedrichs Orthographie bei, um den Vers nicht zu zerstören. [5] safir. [6] Veraltet = Nachsicht.

Et, vous envisageant comme une tendre mère,
Elle ne fera pas comme un censeur sévère,
Dont l'esprit bilieux, pour répandre son fiel,
30 Ne cherche que critique, oubliant l'essentiel.[7]
Allez vous donc montrer sans changer de figure!
Produisez-vous plutôt par la simple nature!
Car c'est ce qu'il y a[8] de rare dans les cours
De voir un homme franc jusque dans ses discours.
35 Tel, pour cacher son jeu par fine politique,
Paraît humble, soumis, grossier[7] et rustique,
Qui[9] pourtant, en effet, pour finir ses desseins,
Puise dans son esprit de tout nouveaux chemins.
Un autre, pour aider sa maison, son ménage,
40 Vend jusqu'à[10] ses discours, son honneur, son suffrage;
L'argent parle par lui, se servant de sa voix,
Restreint sa liberté dans une[11] étroite loi.
Là paraît un flatteur rampant, soumis et souple,
Qui jette[12] en tapinois pour pêcher en eau[13] trouble;
45 De la peau de brebis l'on voit couvert le loup,
L'homme spirituel bouffonne[14] comme un fou;
Tout est enfin caché sous de différents masques,
Chacun veut éviter l'orage et ses bourrasques;
Personne ne sait[15] plus qui c'est que son prochain,
50 Et chacun veut jouer[16] qui sera le plus fin.
L'honneur ... mais halte-là! Pardonne, grande Reine,
Tu vois que, malgré moi, [saute sans frein][17] ma veine,
Qui s'égare souvent dans les digressions;
Car son libre babil méprise mes leçons.
55 Si[18] vous venez, mes vers, poursuivre[19] la satire,
L'on vous fera, je crains, payer cher votre rire.
Le monde corrompu hait[20] la vérité,
Il craint que de ses mœurs l'on vît[21] l'impureté,
Il veut qu'humble et soumis, on l'honore, l'admire,
60 Et malheur à celui qui en ose médire!
Si tous ils imitaient[22] l'exemple vertueux
D'un modèle parfait, grand et majestueux,
Enfin s'ils étaient tous tels[23] que l'est notre Reine,
Ma muse irait d'abord[24] puiser à l'Hippocrène,
65 Implorant, pour louer, le secours d'Apollon,
Et ferait[25] retentir tout le sacré vallon.

---

[7] Fälschlich dreisilbig. [8] sic! [9] Que. [10] jusque. [11] un. [12] gete. [13] eñeaux. [14] boufonér. [15] fait. [16] joeur. [17] Für die Lesung des Ms. *c'estoienfrein* habe ich nichts Besseres finden können. [18] A. [19] poursuivez. [20] Offenbar zweisilbig gebraucht und haït zu lesen, wie Friedrich der Grofse noch in späteren Jahren schreibt. [21] vit im Ms. Müfste ne voie heifsen, das den Vers zerstören würde. [22] Ci ils imitoit tous. [23] Enfeincyl etoit tetel. [24] croit d'abobt. [25] seroit.

Mais pour toi, grande Reine, je languis[26] qu'avec l'âge
Mes vers soient[27] mûris[28] pour te rendre hommage.[29]
Craignant de succomber sous le poids de ce faix,
70 Indigne, mais zélé, je t'admire et me tais.

Frederic.

2. Vers de M. L. P. R.

Sur la dispute qui est entre le père Tournemine et Mr Voltaire, savoir si la matière pense, le P. Tournemine soutient la négative.

Quand Tournemine dit dans sa docte fureur,
Nous parlant de longueur, figure et d'épaisseur,
Que notre esprit n'est pas l'effet de la matière,
Il n'aura pas compris, l'aveugle téméraire,
5 Qu'il combat le pouvoir de l'être créateur;
Mais qu'il vienne à Berlin: malgré son ignorance,
De l'esprit de la Croze admirant la grandeur,
Il avouera, voyant cette figure immense,
Que la matière pense.

[26] l'engis. [27] Dieser zweisilbige Gebrauch von soient, aient u. s. w. findet sich öfters und wird von Voltaire in seinem Briefe vom 15. April 1739 (Œuvres XXI S. 281) gerügt. [28] meuris. [29] Fehlt eine Silbe.

Berlin. Wilhelm Mangold.

(Schlufs folgt.)

Die 'comédie rosse' in Frankreich.[1]

Die folgende Darstellung will versuchen, die Anregung zum Studium eines Genres französischer Dramatik zu geben, das selbst den litterarisch gebildeten Franzosen seinem Wesen und seiner Bezeichnung nach im allgemeinen noch wenig bekannt, von der deutschen Litteraturforschung meines Wissens eine Behandlung bisher überhaupt noch nicht erfahren hat. Dieser immerhin doch Beachtung verdienende Litteraturzweig gehört zur Gattung des modernen französischen Sittendramas und pflegt in Frankreich mit dem etwas häſslich klingenden Namen *comédie rosse* bezeichnet zu werden.

Suchen wir uns zunächst über das Wort *rosse* einige Klarheit zu verschaffen, um daraus vielleicht einen Anhalt über das Wesen der Gattung zu gewinnen.

Das Wort *rosse* hat seine Heimat entweder in Spanien oder in Deutschland. Man bezeichnete damit ursprünglich einen elenden Gaul ohne jede Frische und Kraft, und in dieser Bedeutung findet sich das Wort in der Litteratursprache des 17. Jahrhunderts. Allmählich aber erweitert sich sein Sinn. Man versteht darunter auch starke und feurige Pferde, die ohne sichtlichen Grund plötzlich stehen bleiben oder ihre Reiter abwerfen, anscheinend lediglich aus natürlicher Bosheit und Freude am Schadenthun. Noch später wendet man die Bezeichnung *rosse,*

[1] Die Arbeit ist im vorigen Jahre gelegentlich eines Studienaufenthaltes in Paris auf Veranlassung des Herrn Prof. Koschwitz in Marburg entstanden. Vgl. dazu im allgemeinen Filon, De Dumas à Rostand und Sarcey in den Annal. polit. et littér. 1899.

die sowohl substantivisch wie adjektivisch auftritt, auf Personen an, die eine Art von diabolischem Vergnügen daran zu finden scheinen, anderen Übles zuzufügen und Leuten von normaler Denkungsart Anstofs zu geben. Danach wäre die *comédie rosse* ein dramatisches Genre, in dem die Autoren das Publikum gleichsam vor den Kopf stofsen wollen dadurch, dafs sie ihm auf der Bühne Dinge zeigen, die ihm Mifsbehagen erregen. Man kann das Beiwort *rosse* auch auf die in den *comédies rosses* auftretenden Personen beziehen und würde dann in ihnen Stücke zu sehen haben, deren Personen gewissermafsen ein Vergnügen daran finden, in ihrem Reden und Thun eine niedrige, gemeine Gesinnung an den Tag zu legen, die den Zuschauern Widerwillen einflöfst.

Nach allem wären also die *comédies rosses* sociale Satiren in dramatischer Form, in denen die Autoren durch den Charakter, die Redeweise und die Handlungen der auftretenden Personen derartige Dinge auf der Bühne darstellen, dafs dadurch die an die traditionelle Art der Bühnendichtung gewöhnten Zuschauer in ihren sittlichen und ästhetischen Gefühlen verletzt werden.

In der That giebt es einen Zweig der dramatischen Litteratur in Frankreich, von dem man sagen kann, dafs er diesem auf theoretischem Wege gefundenen Bilde entspricht. Er umfafst die Stücke einer Reihe sich um H. Becque scharenden Dichter, die bei ihrem Auftreten den Anspruch erhoben, die dramatische Kunst von Grund aus umzugestalten. Man pflegt sie nach dem Vorgange Lemaîtres als Vertreter der *comédie rosse* zu bezeichnen. Um nun eine feste Basis zur Untersuchung dieser Dramen zu gewinnen, habe ich mich persönlich an den auch in weiteren Kreisen wohlbekannten Direktor des Théâtre Antoine, den ehemaligen Leiter des Théâtre Libre, der das *genre rosse* zuerst auf die Bühne gebracht und mit unverkennbarer Vorliebe gepflegt hat, mit der Bitte gewandt, mir die Titel einiger für das Wesen der Gattung besonders charakteristischer Stücke anzugeben, und Herr Antoine hat mit gröfster Liebenswürdigkeit, für die ich ihm auch an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank ausspreche, meinen Wunsch erfüllt. Folgende von Herrn Antoine mir namhaft gemachte Stücke, deren Auswahl von einem anderen

Kenner des *genre rosse,* Herrn Narsy (zur Zeit Bibliothekar im Institut catholique von Paris) gebilligt worden ist, werde ich also meiner Untersuchung zu Grunde legen: Becque, *les Corbeaux, la Parisienne, la Navette;* Ancey, *l'École des veufs, l'Avenir, la Dupe;* Jullien, *la Sérénade, le Maître, la Mer;* Boniface-Bodin, *la Tante Léontine;* E. de Goncourt, *Germinie Lacerteux;* Gramont, *Rolande;* Méténier, *En Famille, Monsieur Betsy;* Courteline, *Boubouroche;*[1] Lemaître, *L'âge difficile.*[2]

Bevor ich nunmehr dazu übergehe, die unterscheidenden Züge der *c. r.* im einzelnen festzustellen, möchte ich noch vorausschicken, daſs alle diese Stücke zwar derselben Richtung angehören, immerhin aber doch die Produkte verschiedener Individualitäten sind. Man wird also nicht erwarten, daſs die charakteristischen Merkmale der Gattung in jedem Stücke gleich deutlich ausgeprägt seien. Eine unrichtige Verallgemeinerung individueller Züge habe ich selbstverständlich dabei nach Kräften zu meiden gesucht.

I. Die charakteristischen Züge der *comédie rosse.*

Als Unterart des modernen Sittendramas macht es sich die *c. r.* zur Aufgabe, der zeitgenössischen Gesellschaft den Spiegel vorzuhalten, indem sie das Leben aller Gesellschaftskreise, insbesondere das des mittleren Bürgertums, in seinen Erscheinungsformen zur Darstellung bringt. Doch worin liegt nun das Charakteristische der *c. r.,* wodurch hebt sie sich von den sonstigen Sittendramen ab? — Wir werden sehen, daſs alle unterscheidenden Züge derselben sich auf zweierlei zurückführen lassen, einmal auf die pessimistische Lebensauffassung, die wir in diesen Stücken ausgedrückt finden, und sodann auf die Absicht der Autoren,

---

[1] Dies Stück habe ich im Buchhandel nicht bekommen können, doch war es mir möglich, einer Aufführung desselben im Théâtre Antoine beizuwohnen.

[2] Es ist interessant, daſs Herr Antoine unter den Haupttypen der *comédie rosse* auch ein Stück von Lemaître anführte, der doch diesem Genre seinen wenig schmeichelhaften Namen, wie es scheint, zuerst gegeben hat.

mit rücksichtsloser Treue darzustellen. In diesen zwei Punkten ist zugleich auch das satirische Element der Stücke mit enthalten, die Absicht der Karikatur liegt den Autoren in den meisten Fällen fern.

Man versteht das *Théâtre rosse* nicht, wenn man sich nicht dessen bewufst bleibt, dafs es ein Oppositionstheater ist. Bis dahin hatte nämlich das französische Drama im allgemeinen einen optimistischen Charakter getragen. Die Lösung der Stücke war regelmäfsig eine glückliche gewesen, selbst wenn die Handlung und die Charaktere einen derartigen Ausgang nicht hatten vermuten lassen. Diesem übertriebenen Optimismus setzten nun die Vertreter der *c. r.* einen nicht weniger übertriebenen Pessimismus entgegen und bestätigten hierdurch die Regel, dafs eine an und für sich gesunde Reaktion in vielen Fällen zum entgegengesetzten Extrem führt. Sie waren ferner der Ansicht, dafs diese pessimistische Lebensauffassung auf keine Weise verschleiert werden dürfe, sondern dafs man wahrheitsgetreu darstellen müsse ohne die geringste Rücksicht auf Herkommen und Moral, selbst auf die Gefahr hin, den Geschmack des Publikums und die bisher üblichen Regeln der Bühnentechnik empfindlich zu verletzen. Sehen wir uns nun einmal die Personen etwas genauer an, die in den *c. r.* eine wesentliche Rolle spielen.

In *Rolande* werden wir zu Beginn des Stückes an das Sterbelager der Gräfin von Montmorin versetzt, welcher der Kummer über den Lebenswandel ihres Gatten das Herz gebrochen hat. Montmorin, die eigentliche Hauptperson des Stückes, hat nämlich eine krankhafte Leidenschaft für die Frauen. Il les aime toutes, comme un joueur aime les cartes, comme un buveur les alcools (S. 11). Nachdem er die Nacht bei Mme Rixdal verbracht, kommt er endlich heim, um nach seiner todkranken Frau zu sehen. Er versichert ihr hoch und heilig, dafs er nur sie liebe, doch wenige Augenblicke später entlockt ihm die eben eintretende Kammerzofe Rosalie den Ruf: 'Tiens, elle est gentille, la nouvelle femme de chambre', und bald beginnt er ihr gegenüber den galanten Liebhaber zu spielen — alles am Totenbette seiner Frau. Diese ist inzwischen etwas eingeschlafen, sie wacht auf, eben als ihr Mann dem Kammermädchen seine 'Kundschaft'

verspricht, und sinkt entseelt in ihr Bett zurück in dem Augenblick, als Montmorin und Rosalie sich in die Arme fallen. Wir finden dann Montmorin in der Gesellschaft der M[me] Mitaine, die er selbst bezeichnet als 'vieille marchande de chair humaine'. Sie bietet ihm Zizine an, ein durch und durch verdorbenes Geschöpf von vierzehn Jahren, 'une primeur', wie sie sich geschmackvoll ausdrückt. Bald darauf treffen wir Montmorin und Zizine zusammen in einer Art von möbliertem Zimmer an. Dort zwingt man Montmorin durch ein geschickt vorbereitetes Komplott, Wechsel im Werte von 60 000 Franken zu Gunsten des Vaters der Zizine zu unterzeichnen. Da er sie nicht bezahlen kann, zeigt man ihn bei der Polizei an, weil er das erst vierzehn Jahre alte Mädchen, das er für älter gehalten hat, verführt habe; doch noch vor Ankunft des Polizeikommissars schieſst sich Montmorin eine Kugel durch den Kopf mit dem Revolver, den seine Tochter Rolande selbst ihm darreicht. Man sieht, Montmorin ist ein Frauen- und Mädchenjäger, toujours prêt à tout quitter, tout oublier pour suivre la première coquine rencontrée (Rol. S. 12), der weder die Kraft noch den Willen hat, seinen ungesunden Trieben irgend welchen Widerstand entgegenzusetzen.

Diese Figur des verliebten, schon bejahrten oder gar alten Mannes ist geradezu ein charakteristischer Typus der *c. r.* Man denke z. B. an die fast Widerwillen erregende Gestalt des alten, gichtgeplagten, griesgrämigen und dabei doch sinnlichen Masson in *l'Avenir*, der noch viel unausstehlicher ist, wenn er mit seiner jungen Frau schäkert, als wenn er sie durch seine beständigen Rücksichtslosigkeiten quält, oder an den alten Vaneuse in *l'Age Difficile*, der die Ausschweifungen seiner Tochter dazu benutzt, um sich die nötigen Mittel für seinen eigenen wüsten Lebenswandel zu schaffen, und der der Ansicht ist, daſs man niemals besser das Leben genieſst als im Alter, parce qu'on a l'expérience du plaisir, et qu'on le goûte savamment, minutieusement, lentement. Auch der alte Teissier in den *Corbeaux* und der Vater Mirelet in der *École des veufs* gehören hierher.

Charakteristisch für die *c. r.* ist auch die Zeichnung des jungen Liebhabers oder des jungen Ehemannes, beides Figuren, die bisher fast ausnahmslos Gestalten von sympathischem Charakter gewesen waren. In den *c. r.* zeichnen sich nämlich diese

Personen durch eine auffallende Charakterschwäche aus (wie übrigens die meisten Personen in diesen Stücken überhaupt), ja zuweilen sind es sogar Canaillen schlimmster Sorte. Von dieser letzteren, besonders charakteristischen Art möchte ich zwei Beispiele geben. In *la Dupe* verheiratet sich Albert Bonnet mit Adèle Viot, um die Schulden seines Junggesellenlebens bezahlen und seine Maitresse noch weiter unterhalten zu können. Infolge seiner Lebensweise gerät er in finanzielle Schwierigkeiten, denen er sich dadurch zu entziehen sucht, daſs er der Versicherungskasse, deren Direktor er ist, eine bedeutende Summe entnimmt. Seine Schwiegermutter, die er dadurch in guter Laune zu erhalten sucht, daſs er ihr zuweilen kleine Schmeicheleien sagt und sie gelegentlich auch mal kitzelt, leiht ihm, wenn auch widerwillig, eine Geldsumme, Adèle aber verkauft ihre Schmucksachen und befleiſsigt sich von da ab der gröſsten Sparsamkeit. Gleichwohl wird sie von ihrem Manne auf die brutalste Weise geschlagen, als sie ihn daran erinnert, der Mutter das geliehene Geld zurückzugeben. Der Charakter Alberts zeigt sich in seiner ganzen Gemeinheit vor allem noch darin, daſs dieser Adèle, die seit der eben erwähnten Scene allein von einer sehr geringen Pension lebt, noch um Geld bittet, um seine Maitresse bezahlen zu können.

Ihm steht würdig zur Seite der Charakter jenes Zuhälters Jupillon in *Germinie Lacerteux,* der die aufrichtige Liebe Germinies zu unaufhörlichen Geldforderungen ausnutzt und es schlieſslich dahin bringt, daſs dies ursprünglich anständige und seiner Herrin treu ergebene Mädchen diese bestiehlt, zur öffentlichen Dirne wird und schlieſslich elend und ehrlos im Hospital stirbt, nachdem es noch bis zum letzten Atemzuge von seinen Gläubigern gequält worden ist.

Den Typus des schwachen Pantoffelhelden, der von seiner Frau mit einem oder mehreren Liebhabern getäuscht wird (vgl. *la Parisienne, la Sérénade*) streife ich hier nur kurz, weil wir ihn auch sonst finden. Bezeichnender für das *Théâtre rosse* ist der Typus der Mutter mit ihrem bis zur äuſsersten Härte gegen das Kind ausartendem Egoismus. Am deutlichsten ist derselbe ausgeprägt in *la Dupe*. Mme Viot will ihre Tochter Adèle gegen deren Willen mit Albert Bonnet verheiraten, weil dieser eine ausgezeichnete Partie scheint und weil sie selbst durch diese

Heirat wertvolle Beziehungen zu erhalten hofft. Aufserdem ist sie es müde, sich noch länger für ihre Tochter Zwang anzuthun, indem sie diese in die Gesellschaften führt, sie will den Rest ihres Lebens nun endlich für sich allein haben. Die Hochzeit soll nun aber sofort stattfinden; denn, da der Hausbesitzer Mme Viot zu steigern droht, in der neuen Wohnung aber für Adèle kein Platz vorgesehen ist, mufs diese unbedingt bereits Ende März verheiratet sein. Bis dahin könnte man noch glauben, dafs man es einfach mit einem vaudevilleartigen Charakter zu thun habe. Doch sehen wir weiter. Adèle und Albert heiraten sich; doch schon bald sieht sich Adèle gezwungen, sich von ihrem Mann, der sich als ein richtiger Lump herausstellt, zu trennen. Jetzt aber schiebt die liebevolle Mutter alle Schuld auf ihre unglückliche Tochter. C'est toi qui l'as gâté, c'est toi qui l'as perdu, avec ton incomparable faiblesse. Tu l'approuvais! tu trouvais ça distingué! Sensuelle, avec ça! Quand je pense que j'ai eu une fille sensuelle, moi Mme Viot. Auf den verzweiflungsvollen Ausruf Adèles: Pourquoi ne suis-je pas morte autrefois, quand j'étais encore toute petite? hat Mme Viot nichts anderes zu erwidern als: Ma foi! il y a des jours où je me demande, si, décidément, ça n'aurait pas mieux valu pour tout le monde! Es erstaunt uns also nicht, dafs Mme Viot sich weigert, Adèle nach der Trennung von ihrem Mann zu sich zu nehmen; sie müfste sich ja sonst in ihren kleinen Gewohnheiten stören lassen. Immerhin heifst es aber doch den Schein wahren, Adèle mufs der Leute wegen auf einem anständigen Fufse leben. Mme Viot glaubt also noch besonders edelmütig zu sein, wenn sie ihrer Tochter eine kleine Rente bewilligt, die sie ihr wie ein Gnadenbrot hinwirft. Sie vergifst jedoch nicht, mahnend hinzuzufügen, dafs Adèle diese bescheidene Pension ja nicht etwa zu ihrem Vergnügen brauchen soll: c'est pour que tu puisses faire encore figure et que nous n'ayons pas à rougir de toi.

Man wird zugeben, dafs auch Mme Viot ein Typus ist, der im traditionellen Theater kaum seinesgleichen hat, und man sieht, dafs die *auteurs rosses*[1] mit Vorliebe häfsliche Charaktere gemalt haben.

---

[1] Man gestatte mir der Kürze wegen diesen Ausdruck.

Dazu stimmt denn auch die Thatsache sehr gut, dafs die Handlung in diesen Stücken sich vielfach in einem so niedrigen Milieu abspielt. Ich brauche wohl nicht die ganze Reihe von Courtisanen, Kunstreiterinnen, Voyous, Zuhältern und öffentlichen Dirnen im einzelnen aufmarschieren zu lassen, die sich schon in den wenigen von mir behandelten Dramen finden; ich erinnere nur kurz an die Scenen Montmorins mit Zizine und Mme Mitaine in *Rolande,* an den Ball der Boule Noire und die Scene im Vincenner Wäldchen in *Germinie Lacerteux,* an den zweiten Akt von *La Prose* und endlich an jene vulgäre Spitzbubenfamilie, die uns Méténier in seinem Stück *En Famille* so naturwahr darstellt.

Nicht weniger anstöfsig als die bisher berührten Eigentümlichkeiten der *comédie rosse* mufs es dem an das konventionelle Theater gewöhnten Publikum erscheinen, dafs, ganz abgesehen vom Auftreten so vulgärer Personen und gewissen abstofsenden Einzelheiten, die Handlung selbst in ihrer Gesamtheit sich nicht selten durch einen mafslos gesteigerten Cynismus kennzeichnet; und bisweilen müssen wir uns zweifelnd fragen, ob wohl thatsächlich die Wirklichkeit dem entspricht, was uns da gezeigt wird, und ob nicht vielmehr die Autoren in übertriebener Befolgung ihres Princips, vor der Forderung naturwahrer Darstellung alle anderen Rücksichten schweigen zu lassen, nicht selbst von der Wahrheit abgewichen sind und so gegen ihr eigenes Gebot gesündigt haben. Ein Beispiel finden wir in *Monsieur Betsy.* Die Kunstreiterin Betsy Ludinar hat ein Verhältnis mit Gilbert Laroque. Dieser ist noch verheiratet; denn der zwischen ihm und seiner Frau schwebende Scheidungsprozefs ist noch nicht erledigt. Um nun Gilbert vor der Gefahr zu schützen, wegen Unterhaltung einer Konkubine in Konflikt mit dem Strafgesetzbuch zu kommen, bietet sich Betsy selbst einem Kaffeehauskellner Namens Francis zur Frau an. Dieser nimmt an, und der Haushalt zu dreien wird eingerichtet. Weder Francis noch Gilbert lassen sich übrigens dadurch davon abhalten, ihre sonstigen Beziehungen zu Frauen fortzusetzen, ja sie treffen einmal sogar als Rivalen der Kunstreiterin Angèle gegenüber zusammen. Noch weiter geht der Verfasser von *la Sérénade,* der den Hauslehrer Maxime zu gleicher Zeit mit Mutter und Tochter Umgang pflegen

läſst. Den Höhepunkt des Cynismus aber bildet *l'École des Veufs;* denn der hier geschilderte *ménage à trois* besteht aus Vater, Sohn und einer Maitresse, in die sich jene beiden mit vollem Bewuſstsein teilen. Übrigens ist diese Art von Camaraderie, die darin besteht, daſs der Vater der Vertraute, wenn nicht der Teilnehmer an den Ausschweifungen seines Kindes ist, ein im *Théâtre rosse* nicht ungewöhnlicher Zug. Wir finden ihn z. B. wieder in *Monsieur Betsy* und in *l'Age difficile.* Aus allem bisher Gesagten läſst sich auch schon deutlich genug erkennen, welche Auffassung der Liebe in diesen Stücken vorherrscht. Es ist nicht die Aphrodite Urania, sondern die Aphrodite Pandemos, die brutale, sinnliche Liebe, wie man sie in derartiger Unverhülltheit auf dem Theater noch nicht gesehen hatte.

Nachdem so auf die Haupttypen der *comédie rosse,* auf das Milieu, in dem sich diese Stücke abspielen, und auf einige charakteristische Handlungen und Situationen hingewiesen ist, möge nunmehr ein kurzer Blick auf dies merkwürdige dramatische Genre vom dramaturgischen Gesichtspunkte aus geworfen werden. Die Charaktere bleiben im allgemeinen das ganze Stück hindurch dieselben, die sie im Anfang sind, von einer Entwickelung oder gar Änderung des Charakters, von einem Kampfe des Individuums gegen sich selbst ist nichts zu spüren. Die Worte Montmorins *Que veux-tu, je suis ainsi fait* passen nicht nur auf ihn, sondern nicht minder auf Germinie in Goncourts gleichnamigem Stück oder auf Étienne in *l'Avenir,* auf den Vater Mirelet in *l'École des Veufs* und auf viele andere noch. Die Sprache, die die Personen reden, entspricht durchaus ihrer socialen Stellung. Die Landleute sprechen wie Landleute, die Seeleute wie Seeleute, die Gassendirne Zizine spricht anders als die Gräfin von Montmorin, und Méténier hat recht gehabt, sein Stück *En Famille* vollständig in einem, wenn auch wohl etwas gehobenen Argot abzufassen. Wenn wir auf der Bühne Personen zulassen, die den niederen Gesellschaftsklassen angehören, müssen wir notwendigerweise auch die Sprache dieser Personen dulden, und es ist lehrreich, zu beobachten, daſs in *la Prose* die Lösung der Handlung vollständig von der Art abhängt, in der der Autor seine Personen reden läſst; denn nur deshalb entschlieſst sich in diesem Stück Bertha, auf Pierre zu verzichten, weil sie sich als

Dame der feinen Gesellschaft abgestoßsen fühlt von der Roheit und Niedrigkeit der Denkungsart und Sprechweise, die sie bei den Verwandten ihres Liebhabers gefunden hat. Zwei Eigentümlichkeiten kann man als besonders bezeichnend für den Dialog der *comédie rosse* hinstellen, einmal den 'Naturalismus' der Darstellung, der alles in unverhüllter Nacktheit zum Ausdruck bringt und selbst vor dem Häfslichsten nicht zurückschreckt, und zweitens das *mot naturel.* Geschlechtliche Verhältnisse pflegten in den traditionellen Bühnenstücken meist nur angedeutet oder umschrieben zu werden. In *la Dupe* fragt Adèle ganz ungeniert ihren Mann: Tu as couché ailleurs, oui, tu as couché avec une autre! und dieser antwortet cynisch: Eh bien! oui, là! ... et puis ... flûte.

Der konventionelle Dichter beschränkt sich in der Darstellung des Häfslichen und Gemeinen auf das unumgänglich Notwendige, der *auteur rosse* scheint sich förmlich ein Vergnügen daraus zu machen, es breit auszumalen, und bethätigt so die echte 'Rosserie'. Albert begnügt sich nicht damit, eine Maitresse neben seiner Frau zu haben, er erzählt dieser noch mit einer gewissen Wohlgefälligkeit von derselben (z. B. p. 76, 83), er beschränkt sich nicht auf einen Hieb, sondern schlägt seine Frau auf die brutalste Weise zu Boden, steckt sich dann eine Cigarette an und sagt mit gröfster Ruhe: Ça m'a fait du bien. Der konventionelle Dichter zieht sich gewisse Schranken, die er nicht überschreitet, der *auteur rosse* macht nicht einmal vor der Religion Halt. Vgl. die Worte Alberts: Je n'ai jamais rencontré de femme aussi bête que toi, avec ton amour de pleurnicheuse, avec tes prières, avec tes simagrées, avec tes curés et avec ton bon Dieu! Ton bon Dieu! ... Couche donc avec, puisque tu l'aimes tant! Il te fera peut-être un enfant, lui!

Das zweite für den Dialog der *comédie rosse* charakteristische Element ist das *mot naturel.* Nicht immer sind es nämlich brutale, grobe Äufserungen, durch die sich ein niedriger Charakter kennzeichnet. Daher bedienen sich die *auteurs rosses* mit Vorliebe der sogenannten *mots naturels,* d. h. solcher leichthin ausgesprochener Worte, durch die der Redende sich selbst malt, ohne ein Bewufstsein von ihrer Tragweite zu haben. Doch geben wir einige Beispiele: In *l'École des Veufs* hat der Vater

Mirelet seiner und seines Sohnes Maitresse soeben auseinandergesetzt, man müsse jetzt endlich mit dem Haushalt zu dreien aufhören. Sie antwortet ihm: Je ne comprends pas. Je n'ai pas été élevée dans ces idées-là. Je les ai plus larges, heureusement pour moi. Diese wenigen Worte malen die tiefe moralische Verkommenheit Marguerites besser als lange Tiraden oder mit Bewuſstsein ausgesprochene Grobheiten. Das sittliche Niveau, auf dem die drei Hauptpersonen dieses Stückes stehen, wird in erschreckender Weise gemalt durch folgende, ganz harmlos klingende Unterhaltung zwischen dem Witwer Mirelet und seiner Maitresse Marguerite:

Marguerite: Il[1] ne serait peut-être pas très content de savoir que tu reçois des petites femmes.

Mirelet: Henri? ... Pas content? Il le sait et ça lui est bien égal; il trouve même cela tout simple, dans ma position.

Marguerite: Vraiment? Il est donc tout à fait gentil, ton fils?

Mirelet: Tout à fait gentil! Autrefois même ... nous sortions de temps en temps, le soir, ensemble, et nous ne nous gênions ni l'un ni l'autre.

Marguerite: Tiens; c'est mignon, cette camaraderie entre père et fils!

Eine bestimmte Gruppe dieser *mots naturels* oder *mots inconscients* möchte ich noch hervorheben. Nicht selten lassen nämlich die *auteurs rosses* ganz verkommene, schlechte Geschöpfe Äuſserungen von sich geben, nach denen man die Redenden für Muster von Tugend halten müſste. Es wird dadurch eine bitterkomische Wirkung erzielt, ohne daſs dabei gegen die Wahrscheinlichkeit verstoſsen würde; denn wie oft kann man nicht im Leben diese Erfahrung machen! Viele Leute haben eben so wenig Feingefühl, daſs sie gar nicht merken, wie wenig passend gewisse Äuſserungen sich gerade in ihrem Munde ausnehmen. Hierher gehört es z. B., wenn in *les Corbeaux* Teissier, der mehr als alle anderen das Elend der Familie Vigneron verschuldet hat, zu Marie Vigneron sagt: Vous êtes entourées de fripons, mon enfant, depuis la mort de votre père.

Bei näherer Prüfung wird man nun allerdings finden, daſs

---

[1] Mirelets Sohn Henri.

doch viele der in den *c. r.* auftauchenden *mots naturels* nichts weniger als 'natürlich' sind, und man wird auch hier konstatieren müssen, daſs die Autoren durch Übertreibung der Wirklichkeit vielfach in Unwahrheit verfallen sind. Dafür ein Beispiel. Anceys *l'École des Veufs* beginnt — geschmackvoll genug für eine Komödie — mit der Leichenfeier der Mme Mirelet. Zwei Freunde des jungen Henri Mirelet treten ein, um an der Ceremonie teilzunehmen. Der trauernde Sohn Henri begrüſst sie mit den Worten: Tiens, Marcel! Comment vas-tu? Et toi, Léon? Auf die Gegenfrage des ersten Freundes: C'est à nous à te faire cette question, mon pauvre ami, antwortet er: Merci. Ça ne va pas mal. Auf die weitere Bemerkung: Tout cela a dû être très dur pour toi, erwidert er folgendes: Si ça a été dur! ... Ah! mes pauvres amis, vous ne savez pas ce que c'est que de perdre sa mère! ... Il a fallu que je fasse tout, moi. Mon père ... une cinquième roue à un carosse ... Il pleurait ... Aussi ce que j'ai eu à trimer depuis trois jours! J'ai été coup sur coup à la mairie, chez l'imprimeur etc. En résumé, voyez-vous, tout cela vous cause beaucoup de dépenses et beaucoup d'embêtement (se reprenant) ... et beaucoup de tristesse! Diese cynische Gleichgültigkeit, mit der Henri vom Tode seiner Mutter spricht, verstöſst gegen alle Wahrscheinlichkeit; denn der Verfasser hat dabei einen im bürgerlichen Leben sehr gewöhnlichen und auch sonst in den *c. r.* wohlbeachteten Zug nicht berücksichtigt, nämlich die Heuchelei. Ebenso wie in der *École des Veufs* die übrigen zur Trauerfeier erschienenen Leidtragenden ihre Teilnahme wenigstens äuſserlich zur Schau tragen, wenn sie sie auch innerlich gar nicht empfinden, so würde im wirklichen Leben an Henris Stelle selbst der gemütsroheste Mensch — sofern er zur guten Gesellschaft gehört — den äuſseren Schein gewahrt haben, allein mit Rücksicht auf den 'guten Ton'. Das *mot naturel* ist also hier verfehlt, weil unwahr und unnatürlich, und diesen selben Eindruck haben wir auch, wenn die *mots naturels* zu oft kommen, wie es in manchen Stücken geschieht. Von feiner Beobachtung der Wirklichkeit zeugt es hingegen, wenn die *auteurs rosses* nicht immerfort und bei jeder Gelegenheit gerade die hervorstechendsten Charakterzüge bei ihren Personen hervortreten lassen. Auch der gröſste Schuft ist nicht

unaufhörlich damit beschäftigt, böse Pläne zu schmieden, sondern er hat Augenblicke, wo er ganz 'gemütlich' sein kann. So erklärt es sich, wenn zu Beginn des dritten Aktes von *la Dupe* der oben schon genügend charakterisierte Albert Bonnet es bedauert, daſs sein kleiner Neffe nicht gekommen ist, um mit ihm Soldaten zu spielen, und so haben wir die uns von Méténier in seinem Stück *En Famille* vorgeführte amüsante Scene zu verstehen, die sich in einer sittlich total korrumpierten Familie abspielt.

Was die Handlungen der dem *genre rosse* zugehörigen Stücke anlangt, so bemerken wir zunächst darin die Mischung von Tragik und Komik. Wie schon bemerkt, wollen die *auteurs rosses* das Leben mit photographischer Treue darstellen. Da aber das Leben nicht ausschlieſslich tragisch oder komisch ist, protestieren sie gegen die Specialisierung der Arten. In Anceys *l'Avenir,* das sich als *comédie* ankündigt, giebt es eigentlich so gut wie nichts zu lachen; denn der alte Masson erregt mehr unseren Widerwillen, als daſs er uns amüsierte, und der Ausblick in die Zukunft, den wir am Schluſs des Stückes bekommen, ist nichts weniger als lichtvoll: Jeanne wird einem schlechten Subjekt, einem Spieler und *noceur,* der schon im Alter von zwanzig Jahren mit Schulden überhäuft gewesen ist, ihre Hand reichen, um von ihm unglücklich gemacht zu werden. Ebenso flöſst uns der Ausgang von *la Dupe* — ebenfalls eine *comédie* — vielmehr ein tragisches als komisches Gefühl ein, nämlich ein tiefes Mitleid für die unglückliche Adèle; man denke auch an die vorhin erwähnte Beerdigungsscene in *l'École des Veufs,* die den ganzen ersten Akt ausfüllt. Eine reine Komik ohne einen gewissen herben Beigeschmack wird uns in den *c. r.* überhaupt nicht geboten. Aus diesem Grunde haben die *auteurs rosses* vielfach eine allgemeinere Etikette für ihre Stücke vorgezogen, z. B. *pièce* oder *étude.*

Und in der That, alle diese Stücke sind mehr auf der Bühne dargestellte Sittenstudien als eigentliche Theaterstücke. Charaktere wie der von Montmorin in *Rolande,* von Germinie in *Germinie Lacerteux* und von Étienne in *l'Avenir* sind keine dramatischen Charaktere, weil sie sich einfach gehen lassen, und ebensowenig wie die Charaktere ist die Handlung in diesen

Stücken bühnenmäſsig; denn da es den Autoren vorzugsweise darauf ankommt, Charakter- und Sittenbilder zu geben, fehlt bei den meisten Stücken ein fester Plan, auf Grund dessen sich eins aus dem anderen entwickelt, die Stücke sind keine Organismen, sondern meist nur bloſse, locker miteinander verbundene Scenen aus dem täglichen Leben, die zuweilen weder eine Exposition noch eine Entwickelung, noch eine dramatische Lösung haben. Nach dem ersten Akte von *la Dupe* ahnt man nicht im entferntesten auch nur die Möglichkeit dessen, was später eintritt, von einer 'Vorbereitung' ist nicht die Rede, in *Germinie* und *Rolande* haben wir statt einer dramatischen Entwickelung nur eine Reihe von Bildern, die einzig und allein durch die Hauptpersonen zusammengehalten werden. Immerhin kann man in diesen Stücken noch von einer gewissen Lösung sprechen. Sie besteht in *Rolande* und *Germinie* im Tode der Hauptpersonen, in *la Dupe* in der, wenn auch unvollkommenen Trennung der Ehegatten. Nehmen wir aber z. B. Becques *la Parisienne* oder *la Navette,* so müssen wir sagen, daſs am Schluſs dieser Stücke die Dinge genau so liegen wie im Anfang. Offenbar hat hier das Bestreben des Dichters, die Sitten möglichst treu zu malen, keine rechte Handlung aufkommen lassen und bewirkt, daſs sich eine Reihe von Scenen mit einer etwas ermüdenden Einförmigkeit einfach reproduziert. Unter diesen Umständen kann es nicht wunderbar erscheinen, daſs in *Germinie Lacerteux* die Aktteilung überhaupt aufgegeben und durch die Teilung in 'Tableaux' ersetzt ist, und nichts ist charakteristischer für den Mangel einer wirklichen Handlung in einem Theaterstück als folgender Titel, den man vor zwei Jahren auf den Pariser Anschlagsäulen lesen konnte: *Le coupable,* pièce nouvelle en deux parties, quatre actes et neuf tableaux par M. Jules de Marthold. Die letzte Konsequenz dieses Verfahrens ist die Form des dialogisierten Romans, von dem uns Lavedan ein Beispiel giebt in *Le Nouveau Jeu.* Man würde jedoch sehr irren, wenn man diesen Mangel einer geschlossenen Handlung lediglich dem künstlerischen Ungeschick der Verfasser zur Last legen wollte. Wir haben darin vielmehr eine bewuſste Opposition gegen das traditionelle Theater zu erblicken, das immer noch unter der Herrschaft Scribes steht. Es ist die praktische Folge

der neuerdings von einem *auteur rosse* vertretenen Theorie, nach der das Theater keineswegs die 'Kunst der Vorbereitung' ist, und welche im schärfsten Gegensatze zu den üblichen Intriguenstücken verlangt, dafs man auf die Folge der Scenen und den Fortschritt der Handlung so wenig wie möglich vorbereiten soll. Vgl. Jullien, *Le Théâtre Vivant,* Paris 1892: Ce n'est donc qu'une tranche de la vie que nous pouvons mettre en scène, l'exposition en sera faite par l'action même, et le dénouement ne sera qu'un arrêt facultatif de l'action qui laissera par-delà la pièce le champ libre aux réflexions du spectateur.

Hiermit glaube ich im wesentlichen die unterscheidenden Züge der *c. r.* aufgeführt zu haben. Ein vollkommenes Bild dieses Litteraturzweiges kann man sich allerdings erst dann machen, wenn man diese Stücke auch einmal im Théâtre Antoine darstellen sieht. In der That wird man bei einer solchen Aufführung den Eindruck gewinnen, dafs gerade hier die Natürlichkeit des Spiels sowohl wie die Inscenierung der Absicht der Autoren durchaus entsprechen, und dafs in dieser Hinsicht die übrigen Pariser Bühnen vom Theater Antoine noch manches lernen können. Wollen wir nunmehr auf Grund unserer Untersuchung die charakteristischen Züge der *c. r.,* die wir festgestellt haben, noch einmal kurz zusammenfassen, so können wir ungefähr folgende Definition aufstellen: Die *c. r.* sind dramatische Bilder aus dem täglichen Leben, die in mehr oder weniger ernster Weise das Treiben der heutigen Gesellschaft, insbesondere das der bürgerlichen Kreise, in ihren verschiedensten Erscheinungsformen so zum Ausdruck bringen, wie es sich den Autoren darstellt, nämlich in seiner ganzen Häfslichkeit und Gemeinheit, mit der ausschliefslichen Tendenz photographisch treuer Nachbildung und mit Ablehnung jeder Rücksicht auf das ästhetische und sittliche Empfinden des Theaterpublikums oder auf die Bühnentradition.

II. Der litterarische Ursprung der *com. rosse* und ihre Stellung in der heutigen französischen Litteratur.

Man wäre zunächst geneigt, die Wiege der *c. r.* auf dem Montmartre in dem bekannten *cabaret du chat noir* zu suchen; denn hier haben bekanntlich jene *chansons rosses* ihren Ausgang

genommen, die noch heute in den Künstlerkneipen dieses Viertels fortleben. Eine Sammlung solcher Lieder, die ich zur Hand habe, enthält eine ziemlich grofse Zahl von *chansons rosses,* die Fursy im Tréteau de Tabarin in der rue Pigalle gesungen hat. Es sind zum gröfsten Teil Gelegenheitsgedichte, die mit lachendem Munde die Wahrheit sagen, und die in heiterer Weise an der Pariser Gesellschaft — vom Präsidenten der Republik herab bis zum Concierge — alles verspotten, was es da überhaupt Belachenswertes giebt. Die Poesie Fursys, wie man sie im Tréteau de Tabarin immer noch hören kann, ist nichts als ein launiger Kommentar der aktuellen Ereignisse und Zustände, ohne jede Bitterkeit, dessen einziger Zweck es ist, die Zeitgenossen gegenseitig über sich lachen zu lassen. Man kann darüber nicht im Zweifel sein, dafs diese Art Lieder mit der *c. r.* nichts zu thun hat. Wie die *c. r.* sind die *chansons rosses* sociale Satiren, die zuweilen wie jene mit pikanten Anspielungen gewürzt sind, aber diese Ähnlichkeit ist ebenso wie die Gemeinsamkeit des Beiwortes *rosse* lediglich eine zufällige Übereinstimmung, und es wird niemandem einfallen, daraus auf ein Abhängigkeitsverhältnis beider Arten zu schliefsen. Die wirklichen Vorläufer der *c. r.* werden wir also anderswo suchen müssen. Man kann nun im Aufspüren derartiger Vorläufer der *c. r.* recht weit zurückgehen, und ich bin überzeugt, dafs sich im Sittendrama früherer Jahrhunderte wirklich manches finden läfst, was uns an Eigentümlichkeiten der *c. r.* erinnert. Die nähere Untersuchung hiervon möge jedoch anderen überlassen werden. Ich selbst will nur noch den einen Punkt betonen, dafs die *auteurs rosses* den Anspruch erheben, uns direkt wieder auf den Meister der französischen Komödie, auf Molière, zurückzuführen. Und wirklich können sie sich mit ihrer Opposition gegen die Meinung, dafs Sitten- und Charakterschilderung künstlich verwickelte Intriguen nötig hätten, in gewissem Sinne auf den Verfasser des *Malade Imaginaire* und des *Avare* berufen, wo die Intrigue nur eine sekundäre Rolle spielt und gegenüber der Entfaltung der Charaktere völlig zurücktritt. Wenn ferner für die *c. r.* die naturalistische Behandlungsweise charakteristisch ist, so dürfen wir nicht vergessen, dafs auch Molière schon seine Landleute im Patois sprechen läfst, und dafs kein Naturalist die Heuchelei und Sinnlichkeit Tartuffes

natürlicher hätte darstellen können als es in Molières Stück geschieht. Die Komik des Tartuffe aber ist von derselben Bitterkeit wie die Komik in den *c. r.*, die uns oft so seltsam gemischte Gefühle erregt, und nicht mit Unrecht konnte Sarcey den Satz aussprechen, daſs *George Dandin est plus rosse que les comédies les plus rosses du Théâtre Libre.*[1] Trotz aller dieser Beziehungen müssen wir aber doch auf der anderen Seite die *c. r.* als ein echtes Produkt des 19. Jahrhunderts betrachten, und wir werden ihr demgemäſs nunmehr ihren Platz in der modernen Litteraturentwickelung anzuweisen haben.

Allerdings haben zu allen Zeiten Prosaiker wie Dichter in Frankreich den Anspruch erhoben, naturgetreu das wiederzugeben, was sie im Leben beobachteten, mochten sie es in Wirklichkeit auch noch so unvollkommen thun, aber alle früheren Vorläufer des Naturalismus haben doch nur eine vorübergehende Bedeutung gehabt. Ganz anders war der Einfluſs Balzacs. Es ist unbestreitbar, daſs von ihm aus die naturalistische Strömung datiert, die wir im modernen Roman und Theater Frankreichs konstatieren. Von dem ihm eigenen feinen Beobachtungssinn, von der rücksichtslosen Treue, mit der er selbst das Häſslichste darstellte, von seiner peinlichen Genauigkeit in der Schilderung des Milieus haben auch die *auteurs rosses* gelernt, und selbst stofflich sind sie vom Vater der *comédie humaine* zu ihren Arbeiten angeregt worden. So ist die Geschichte vom Baron Hulot von Gramont in *Rolande* dramatisiert worden. Das Werk Balzacs wird fortgesetzt durch den naturalistischen Roman der Gegenwart, der direkt zur *c. r.* führt. Das Bestreben dieser Romanciers, die Natur rücksichtslos zu reproduzieren, ohne die geringste Neigung, zu gefallen, die brutal-sinnliche Auffassung der Liebe in ihren Werken, ihre Vorliebe für das Häſsliche in den Charakteren und Situationen sowohl wie in dem Milieu, das alles sind Konsequenzen einer pessimistischen Lebensauffassung und der Absicht, diese Auffassung auch mit schonungsloser Treue zum Ausdruck zu bringen, d. h. gerade der beiden Punkte, aus denen alle

---

[1] Annales polit. et littér. 1899. Übrigens scheint mir Adèle in Boubouroche mit Angélique in G. D. eine gewisse Charakterverwandtschaft zu besitzen.

charakteristischen Züge auch der *c. r.* sich ergaben. Gramonts Zizine und Zolas Nana sind einander nahe verwandt, und wenn wir in den *c. r.* oft nur mehr oder weniger locker miteinander verbundene Bilder erblicken können, so müssen wir eben konstatieren, daſs die *auteurs rosses* damit einfach die Technik des Romanschreibers auf die Anfertigung von Theaterstücken übertragen haben. Die *c. r.* ist im wesentlichen nichts anderes als der auf die Bühne verpflanzte naturalistische Roman,[1] und wenn *Germinie Lacerteux* auf dem Theater keinen Erfolg zu erringen vermochte, so lag es wohl hauptsächlich daran, daſs der Autor den gleichnamigen Roman nicht den Forderungen der Bühne entsprechend umgestaltet hatte.

Doch es giebt noch eine zweite Linie, die, ebenfalls von Balzac ausgehend, direkt zum *théâtre rosse* führt. Denn nicht nur der naturalistische Roman der Gegenwart, sondern auch das moderne Sittendrama mit seinen Hauptvertretern Augier und Dumas geht im letzten Grunde auf Balzac zurück. Auch Dumas' Cameliendame und seine übrigen Stücke dieses Genres zeigen uns mit feiner Beobachtung des wirklichen Lebens die verderbte moderne Gesellschaft. Es sind sociale Satiren wie die *c. r.*, wir finden in ihnen zum erstenmal die Halbwelt und die Prostitution auf die Bühne gebracht, und manche Scenen sind wohl geeignet, beim Zuschauer Anstoſs zu erregen. Auch eine eigentümliche Mischung tragischer und komischer Elemente ist für diese Stücke charakteristisch. Sie unterscheiden sich von den *c. r.* nur durch ihren gemäſsigteren Charakter, durch gröſsere Rücksichtnahme auf die Bühnentradition und durch ihre moralische Tendenz, so daſs wir jene in gewissem Sinne als eine Weiterbildung des Theaters von A. Dumas betrachten dürfen.

---

[1] Ähnlichkeiten in Einzelzügen lassen sich mehrfach zwischen den *c. r.* und naturalistischen Erzählungen aufweisen, wenn sie auch vielfach auf Zufall beruhen mögen. So spielt z. B. in Maupassants *Bel ami* sowohl wie in Julliens *Sérénade* die auf ihre Tochter eifersüchtige Mutter eine Rolle. Beide Werke schlieſsen mit der Heirat der Tochter, und in beiden Werken hat man am Ende den Eindruck, daſs die neugeschlossene Ehe den jungen Gatten nicht daran hindern wird, gewisse frühere Beziehungen wieder aufzunehmen; ein endgültiger Abschluſs liegt also weder bei dem Novellisten noch bei dem Dramatiker vor.

Dies sind jedoch nicht die einzigen Quellen, die die *c. r.* hervorgebracht haben. Nicht zu unterschätzen für die Entstehung des neuen Genres ist nämlich der Einfluſs des Vaudevilles, das in manchen *c. r.* eine hervorragende Stelle einnimmt. Wenn uns z. B. Courteline in *Boubouroche* glauben machen will, daſs der zweite Liebhaber Adelens seit acht Jahren seine Abende in einem Schrank zugebracht hat, so entfernt er sich augenscheinlich von der Wirklichkeit, indem er in das Vaudeville fällt. Doch verlieren wir uns nicht in Einzelheiten. Schon eine flüchtige Lektüre der von mir behandelten Stücke zeigt, daſs nicht alle denselben Charakter haben. Wir haben eine tieftraurige Satire in Becques *Corbeaux,* auf der anderen Seite finden wir ganz amüsante Satiren von einem fast heiteren Pessimismus in *la tante Léontine,* in *Boubouroche* und in *en Famille.* Diese letzteren Stücke sind dem Vaudeville eng verwandt, doch nicht so eng, daſs man nicht noch den Unterschied der beiden Arten fühlte. Auch Labiche, der Meister des Vaudevilles, ist ein feiner Sittenbeobachter, und er kennt sehr wohl die Schwächen und Laster der Gesellschaft. Trotzdem ist er kein Menschenfeind, er nimmt die Dinge so, wie sie nun einmal sind, und hält es für am richtigsten, uns über unsere Fehler lachen zu lassen. Anders steht es mit den *c. r.* Selbst in den scheinbar lustigsten Stücken fühlen wir uns von dem kalten Hauch einer düsteren Lebensauffassung getroffen, das Lachen der *c. r.* klingt mehr grell als heiter, kurz wir haben in ihnen keine harmlosen Vaudevilles, sondern wirkliche Sittenstudien und satirische Zeitbilder zu erblicken.

Über die Rolle, die das *Théâtre rosse* in der zeitgenössischen Litteratur spielt, habe ich nur noch wenig hinzuzufügen. Ich sagte bereits, daſs die *c. r.,* auf Balzac fuſsend, sich aus dem naturalistischen Roman, aus dem gleichzeitigen Sittendrama und dem Vaudeville heraus entwickelt hat. Hervorheben möchte ich noch, daſs sie das naturgemäſse Produkt der Strömungen ist, die seit etwa 25—30 Jahren die dramatische Litteratur in Frankreich eine Art von Krisis durchmachen lassen. Unbestreitbar ist, daſs man seit dieser Zeit der 'regelmäſsig', d. h. schematisch gebauten traditionellen Bühnenstücke herzlich satt geworden war. Man konnte sich nicht mehr so wie früher für die verlorenen

und wiedergefundenen Briefe, die Quiproquos und den unwahren Optimismus des konventionellen Theaters begeistern. Bezeichnend dafür ist die bedeutend gesteigerte Aufmerksamkeit, die man neuen dramatischen Versuchen entgegenbrachte, und mit der man sich den besonders durch Antoine in Frankreich eingeführten Schöpfungen des ausländischen Theaters zuwandte. Man fing an, dunkel den Wunsch nach einer Reform zu empfinden, ohne indes diesen Wunsch schon näher präzisieren zu können. Unterdessen hatte die naturalistische Bewegung beharrliche Fortschritte gemacht. Den Roman hatte sie bereits vollkommen ergriffen und war nur noch nicht auf die Bühne gedrungen. Nichts natürlicher daher als die Entstehung eines Genres, das den Anspruch erhob, mit allen Konventionen zu brechen und den Naturalismus nunmehr auch auf die Bühne zu verpflanzen. So ist die *c. r.* entstanden, die sich nunmehr auf schon fast allen Pariser Theatern den Zutritt erobert hat. Man mufs sich indessen fragen, ob die *c. r.* wirklich alles das erfüllt hat, was man von ihr erwartete. Ist sie wirklich die allerseits so ersehnte neue Kunst? Ich glaube es nicht, und es scheint mir vielmehr, dafs die Blütezeit der *c. r.* bereits vorüber ist, ganz abgesehen von der Reaktion, die sich in letzter Zeit immer deutlicher auf allen Litteraturgebieten gegen den Naturalismus erhebt. Entweder wird die *c. r.* einen gemäfsigteren Charakter annehmen und sich mehr der althergebrachten Bühnentradition fügen (dann verdient sie aber ihren Namen nicht mehr), oder sie wird untergehen. Denn es ist nicht wahrscheinlich, dafs dies dramatische Genre, das nur ein falsches Extrem durch ein anderes ersetzt hat, sich mit allen seinen genügend von mir hervorgehobenen Schwächen und Übertreibungen für länger halten sollte. Boileau führt bekanntlich den Satz aus, dafs nur das Wahre schön ist, dafs aber das Wahre mit der Natur identisch ist. Man darf jedoch nicht vergessen, dafs auf der Bühne die wahre Natur nur eine Natur sein kann, die durch Kunst interpretiert ist. In einem Theaterstück kann man nur insoweit naturalistisch sein, als man vor gewissen Grenzen Halt macht. Vor allem erfordern die Theaterstücke aber auch eine wirkliche, systematisch fortschreitende Handlung, und auf die Dauer würde das Publikum der undramatischen Dramen, die ihm die *auteurs rosses* so oft vorsetzen, doch bald müde werden.

Nichtsdestoweniger werden alle diejenigen, die nicht von vornherein über alle neuen Versuche den Stab brechen, nur weil sie neu sind, d. h. weil sie über den engen Horizont der herrschenden Vorurteile hinausgehen, den *auteurs rosses* gewisse Verdienste nicht vorenthalten. Unleugbar haben sie gegen gewisse Schwächen des traditionellen Theaters, gegen wirklich veraltete und überlebte Konventionen [1] mit Recht Front gemacht und bewirkt, dafs das Publikum anspruchsvoller in der Forderung von Wahrscheinlichkeit des Charakters und der Handlung geworden ist.

Auf keinen Fall dürfen wir annehmen, dafs das sociale Drama mit der Richtung der *c. r.*, die ihre sehr beachtenswerten Analogien übrigens auch in anderen Litteraturen hat, seinen Höhepunkt erreicht habe. Die Gesellschaft verändert sich unablässig, und auch die künstlerischen Mittel, um den socialen Problemen litterarischen Ausdruck zu verleihen, bleiben nicht immer dieselben. Hoffen wir, dafs die französischen Dramatiker künftig glücklichere Wege finden mögen, um sie auf der Bühne zur Darstellung zu bringen, als dies bisher den Vertretern der *comédie rosse* gelungen ist.

[1] Z. B. Willkürlichkeit in der Verbindung der Ereignisse, äufsere Theatercoups, unwahrscheinliche Rollen, wie besonders die untadelige, sympathische Persönlichkeit, unwahren Optimismus der Handlung, Dialogpartien, die an das Publikum gerichtet sind statt an die Bühnenpersonen, u. dgl.

Lüneburg. Heinrich Weber.

Kleine Mitteilungen.

Ein schwedischer Lobspruch auf die deutsche Sprache aus dem Jahre 1726.

In dem schönen neuesten Buche des deutschen Sprachvereins: 'Deutscher Sprache Ehrenkranz' (Berlin 1898) stehen auch einige nicht gerade sehr schmeichelhafte Zeilen E. Tegnérs über die deutsche Sprache. Aber schon ein Jahrhundert früher hat sich ein anderer, weniger berühmter Schwede, Carl Eldh, über denselben Gegenstand vernehmen lassen, und seine Verse möchte ich hier mitteilen, damit sie in einer Neuauflage des 'Ehrenkranzes' ihre Stelle finden. Sie stehen unter der Überschrift: *'Til Herr Autorn Af Genwågen till det Tyska Språket'* hinter der 'Zuschrift' (= Vorrede) einer kleinen deutschen Sprachlehre für Schweden, die den Titel führt: *'Grammatica Germanica Svethizans, Eller Den båste Genwågen Till Tyska Språket, För En Swånsk, Wist af Andreas Heldmann. Cura Cens. & Approb. Ampl. Facult. Phil. Upsaliensis. Stockholm och Upsala Uplagdt af Joh. Hinrich Russworm. Anno 1726.' [16 + 112 S. kl. 8°.]* Ein Exemplar befindet sich auf der Stadtbibliothek zu Gotenburg.

Nachdem Eldh über die Sprachen der Völker im allgemeinen, ihren Wert, ihre Entwicklung und Ausbildung seit der babylonischen Verwirrung gesprochen, geht er zu einem Lobe der lateinischen Sprache über — wenigstens möchte ich seine Worte auf diese beziehen — und knüpft daran einen Lobspruch auf die deutsche. Die betreffenden Verse lauten:

Det Folk, som Åran har til Wishet ammat opp,
Har brackt sitt egit Språk uti ett sådant Wärde,
Att det til Moders mål af alla Tiders Lårde
Med Nöje tagitz an, och lemnat såkert Hopp
5 Att genom Wettenskap i spåda Sinnen planta
Den Wåg, som leder dem på Dygdens Stigar branta:
Ett slikt år ock som tals i Tuiskos Ådla Land,
Dår mångt lärdt Hufwud sig om sådan Sak beflitat,
De gamlas Wettenskap med Tyska Stafwar ritat,
10 Och mycket ökt uppå med egen wittran Hand,
Att man, för Tiden, kan med Tysker Tunga låsa,
De ting, hwar af Athen och Rom så mycket giåsa.[1]

Kiel. F. Holthausen.

[1] Jetzt *jäsa*.

Kegel und Verwandtes.

Das Wort *Kegel,* das in der häufigen Wendung *'mit Kind und Kegel'* jedem Deutschen geläufig ist, bedeutet ja eigentlich 'uneheliches Kind' und wird daher von den Lexikographen (z. B. von Kluge und Paul) als ein von dem gewöhnlichen *Kegel* 'conus' verschiedenes Wort aufgefaſst. Ich glaube, daſs dies nicht nötig ist, wenn wir uns nur erinnern, wie häufig Namen von leblosen Gegenständen oder von Tieren für Menschen gebraucht werden. Gerade zu der Anwendung von *Kegel* für 'Kind' lassen sich leicht zahlreiche Parallelen finden. Ich erinnere zunächst an westfäl. *påk* 'kleines Kind' = schwed. *påk,* dän. *paag* 'Prügel, Knittel', an nhd. *Stift* 'Piccolo' (kleiner Kellner) oder *Stöpsel,* scherzhaft für 'kleiner Junge'. Auch *Bengel* und *Flegel* dürften in diesem Zusammenhange zu erwähnen sein. Interessant ist *Knebel,* das auch von Personen gebraucht wird, vgl. westf. *kniəvəl* 'Knebel'; 'derber, grober Kerl', schwed. *knäfvel* 'Teufel', 'Henker'; deshalb hätte Kluge auch *Knabe* (unter *Knebel*) ruhig zu *Knebel* stellen dürfen, zumal ersteres im Hessischen auch 'Stift', 'Bolzen' bedeutet. Ich nenne weiter dän. *knast* 'Knoten', 'Knorren', *en gammal, rig knast* 'ein alter, reicher Kauz'. Ein langer, dürrer Mensch wird scherzhaft wohl eine *'lange Latte'* genannt, was nicht weit von dem 'groben Klotz' und dem 'Knirps' abliegt (vgl. Kluge s. v.), den die Niederländer einen *dreumes* oder ein *dreumesje,* ein 'Trümchen', nennen. Letzterem entspricht wieder schwed. *stumpa* 'kleines Mädchen', eigentlich 'Stumpf', was im Niederdeutschen in der Form *stump, stümpken, stumpaks* 'kleines Kind' bedeutet. Auf *stump* reimt *Lump,* dessen Anwendung bekannt ist, und daher darf die Erklärung von schwed. *flicka* 'Mädchen' als identisch mit niederd. *flicke* 'Stück, Lappen', die Tamm vorschlägt, wohl für richtig gelten.[1] Lidén stellt westf. *bläʒə* 'Kind' ansprechend zu mhd. *blahe* 'grobes Leintuch'. Eine Person, die immer in Bewegung ist, heiſst in Holland eine *schommel* 'Schaukel'. — Die Beispiele für derartige Verwendung von Namen von leblosen Gegenständen lieſsen sich bei längerem Sammeln gewiſs leicht vermehren.

Dürfte es nach dem Gesagten nun zu kühn sein, anzunehmen, daſs engl. *boy* 'Knabe', 'Diener', früher 'Schurke', 'Schuft', dasselbe ist wie *boie* 'Henker' und wie *boy* 'Fessel', *buoy* 'Boje'? Vgl. über diese Wörter die betreffenden Artikel im New English Dictionary. Schon Diez hatte für *boie* auf lat. *boia* 'Fessel' verwiesen — nach Georges bedeutet es 'Halsband, Halseisen für Sklaven und Verbrecher' und kommt von gr. *βόειος* 'rindern' —, von dem *buoy* ohne Zweifel herstammt. In ndd. *kniəvəl* 'Knebel', 'Grobian' und schwed. *knäfvel* 'Teufel', 'Henker' hätten wir eine genaue Entsprechung dieser Bedeutungsübertragung.

---

[1] Vgl. auch ital. *ragazzo* 'Knabe' und *ragazza* 'Mädchen' zu *ῥάκη* 'Lumpenrock'.

Das Femininum zu *boy* ist *girl*, das man allgemein mit ndd. *göre* zusammenstellt. Ein Etymon für letzteres scheint aber noch nicht gefunden zu sein, weshalb ich an mhd. *gurre* 'schlechte Stute' anknüpfen möchte. Es giebt ja eine Menge Bezeichnungen für Frau und Mädchen, die dem Tierreiche entlehnt sind, z. B. *Backfisch, Drache, Gans, Goldfisch, Kammerkätzchen, Eule* (hessisch), *Schnepfe* 'meretrix' u. a., engl. *colt* und *filly*. Darf man vielleicht norweg. *pika*, schwed. *piga*, dän. *pige* als Lehnwort aus lat. *pica* 'Elster' ansehen? Die Riesin, nach der ein Eddalied den Namen *Hyndluliôđ* trägt, hiefs ja *Hyndla* 'Hündin'. Wenn wir Parallelen vom männlichen Geschlecht beibringen wollen, so darf etwa an aisl. *iǫfurr* 'Fürst' = ae. *eofor* 'Eber' erinnert werden, desgleichen an nhd. *Affe, Brummbär, Dachs, Esel, Fuchs, Hund, Kalb, Kamel, Ochs, Rofs, Schwein(igel)*, dialektisch *Krott* (hess., eigtl. 'Kröte'), *Lork* (niederd. in Göttingen = 'Lurch') und Soester *Hitte* (= 'Ziege', in der Schelte *bange Hitte* 'Feigling'), die ja meist allbekannte Bezeichnungen für verschiedene Menschenklassen sind.

Kiel. F. Holthausen.

Zum Beowulf.

1. V. 497 f. lauten bei Holder in der zweiten Auflage:

hâdor on Heorote; þǣr wæs hæleđa drêam,
dugud unlŷtel Dena ond Wedera.

Die letzte Zeile enthält unleugbar eine grofse stilistische Härte, denn man erwartet darin eine Variation des vorhergehenden *hæleđa drêam*, was doch *dugud unlŷtel* nicht sein kann. Alles aber kommt in schönste Ordnung, wenn wir *dugud* in den Gen. *duguđe* verbessern, denn dann erhalten wir in *duguđe Dena ond Wedera* die Variation und nähere Bestimmung von *hæleđa*, während *unlŷtel* die Ergänzung zu *drêam* bildet. Metrisch macht diese Besserung keine Schwierigkeit.

2. Beowulf sagt V. 565 ff. von den durch ihn getöteten Meerungeheuern, mit denen er bei seinem Wettschwimmen mit Breca zu kämpfen hatte:

ac on mergenne mêcum wunde
be ŷđ-lâfe ûppe lǣgon,
sweordum âswefede, þæt sydþan nâ
ymb brontne ford brim-lîđende
lâde ne-letton.

Vor *syđþan* V. 567 ist offenbar *hie* zu ergänzen, aber auch *brontne* giebt keinen Sinn. Es bedeutet ja 'steil abfallend' oder 'jäh ansteigend', 'steil' (vgl. aisl. *brattr*, schwed. *brant*, dän. *brat*[1]), was auf eine Furt durchaus nicht pafst. Der erste Herausgeber des Gedichtes, der Isländer Thorkelin, hat es mit *æstuans* übersetzt, wobei er wohl an deutsch *Brandung* gedacht hat, und daher stammen die

---

[1] Ob german. **branta-* nicht mit lat. *front-* 'Stirn' auf eine idg. Wurzel **bhrond* — **bhront* zurückzuführen ist?

Übersetzungen wie 'schäumend', 'brandend' und ähnliche, die immer noch in Glossaren und Übertragungen des Beowulf-Epos zu finden sind! Ich glaube, dafs *brontne* einfach ein Schreibfehler für *brâdne* ist, denn *brâd* ist ein häufiges Beiwort des Meeres. Die Entstehung des Fehlers haben wir uns wohl so zu denken, dafs zuerst *bradne* mit Vorwegnahme des folgenden *n* zu *brandne* entstellt wurde,[1] woraus dann ein zweiter Abschreiber *brantne* machte, das schliefslich in *brontne* umgesetzt wurde.

Kiel. F. Holthausen.

Zur Cynewulf-Frage

Cynewulfs *lond flôdum bilocen* deutet Trautmann (*Kynewulf der Bischof* 94. 119) auf Lindisfarne und hält für möglich, dafs der Dichter abstamme von den Fürsten *Lindisfarorum*, deren *Genealogia* den Annalen des Florenz von Worcester angehängt ist. Aber das heifst Lindsey! Ein deutlich bischöflicher Ton bei Cynewulf ist von Trautmann nicht nachgewiesen, ein lokaler nicht einmal gesucht worden; Lindisfarnes Lateiner, ein lokaler Annalist und ein Dichter hätten von ihres Bischofs Dichterruhm nichts gewufst? Die Bücher dieses Sprengels sind voll vom hl. Cuthbert, und nur Cynewulf, angeblich sein Nachfolger, gedächte seiner nie? Zur Biographie des Bischofs (101) klingt wenig wahrscheinlich, dafs der König ihn gefangen setzte, weil Lindisfarnes Asyl gebrochen war; Hinde (*Symeon* p. xvij) bevorzugt die umgekehrte Erklärung, der Bischof habe einem Königsfeinde Asyl gewährt.

Berlin. F. Liebermann.

Die allitterierende Vorrede zur altenglischen Übersetzung von Gregors Dialogen.

[Rinca ǽghwelc] sé đe mé rǽdan đ*æ*nce,
hé in mé findan mæg, gif hine feola lysteđ,
gástlices lífes gόd*e* b*ý*sne,
þæt hé ful éaþe mæg upp gestígan
5 tó đ*ǽ*m heofonlican hám, þ*ǽ*r bið á hyht ond wyn,
b[lis] on burgum þ*ǽ*m þe bearn Godes
sielfes hiora éagum geséon mót*o*n.
Mæg [híe] sé mon beg*ie*tan sé þe his módgeđonc
æltǽwe bi*þ* *ond* þonne þurh his ingehygd
10 tó þissa háligra helpe gelíefeđ
ond hiora b*ý*sne f*o*lgađ, swá þéos bóc sagađ.
Mé awrítan hét W[ǽrferđ] bisceop,
þéow *ond* þearfa þæs [þe e]alne þrym a[h]óf

1 đance. 3 godre biesene. 5 đam || hame þar byđ. 6 þam. 7 motan. 8 begytan || geđanc. 9 æltowe byþ. 11 bisene fulgađ. 12 Wærferd *K.*] Wulfstan. 13 þe *erg. K.* || ahof *K.*

---

[1] Vgl. *mioten* für *môten*, Waldere II, 30a.

ond éac W[e]alden[d] is wiht[a] gehwelcre,
15 án éce God ealra gesceafta.
Bideþ þé sé bisceop sé þe ðás bóc begeat,
þe þú on þínum h*o*ndum nú hafast ond scéawast,
þæt þú him tó þ*i*ossum hálgum helpe bidde,
þe h*i*ora gemynd hér on gemearcude siendon,
20 *ond* þæt him God ællmihtig forg*ie*f*e* þá gyltas
þe hé [on eorðan hér ǽr] geworhte,
ond éac resðe mid him sé ðe áh ealles ríces geweald,
ond éac swá his béahgi[e]fan þe him ðás býsne forgeaf.
þæt is sé sélesða sinc[es] brytta,
25 Ælfr*e*d mid Englum, ealra cyninga
þára þe hé síð oððe ǽr forsecgan h*ie*rde,
oððe hé *e*orð-cyninga ǽr ǽnigne gefrugne.

14 waldend *K.* || wihta *K.* 17 handum. 18 þeossum. 19 heora. 20 forgyue. 23 bysene. 25 Ælfryd. 26 hyrde. 27 hiorð.

Diese von Krebs in der Anglia III, 70 f. gedruckte, in der Cotton-Hs. der ae. Übersetzung von Gregors Dialogen erhaltene Vorrede ist neuerdings von W. Keller in seinem Buche: Die litterarischen Bestrebungen von Worcester (Q. u. F. 84) S. 6 f. und 92 f. eingehender besprochen worden. Er hat sogar seinen Bemerkungen eine wörtliche Übersetzung beigefügt und Verbesserungen mehrerer Stellen des Originals vorgeschlagen. Bereits Krebs — oder vielmehr Skeat nach S. 72 — hatte erkannt, daſs die Vorrede einen poetischen Charakter trägt und sich 'fast durchgängig' in allitterierende Verszeilen zerlegen läſst. Bisher hat aber meines Wissens noch niemand diesen Versuch gemacht, und ich möchte daher den oben gedruckten Text als eine Wiederherstellung des Originals hiermit vorlegen. Die altwestsächsischen Formen schimmern noch an mehreren Stellen deutlich durch und sind daher von mir durchgeführt, soweit nicht einzelne merkisch-poetische Formen wie *sagað* V. 11 vom Metrum gefordert werden. Ergänzungen sind durch eckige Klammern kenntlich gemacht, Änderungen der Überlieferung durch Kursivdruck (*ond* ist 7). Die Lesarten der Hs. stehen unter dem Text; *K.* bedeutet, daſs die Besserung von Keller herrührt. Einzelheiten sollen jetzt in Form von Anmerkungen besprochen werden.

V. 3. Ich halte den Gen. *gódre biesene* der Hs. für einen Irrtum des Abschreibers, der zur Setzung dieser Form durch das vorhergehende *gástlices lífes* verleitet wurde. Zu *findan* V. 2 gehört offenbar ein Objekt (das man aber nicht als Gen. partitivus erwartet!), und darum kann ich mich Keller nicht anschlieſsen, der *gódre biesene* von *lysteð* abhängen läſst.

V. 6. Krebs ergänzt: *wynl(ust),* was aber metrisch undenkbar ist. Das *l* kann ja recht wohl der Anfang eines bis auf den Hauptstab verschwundenen *b* gewesen sein!

V. 8. *hie* beziehe ich auf *hyht, wyn* und *blis* V. 5 f. Keller ergänzt in seiner Übersetzung: '*sie*'.

V. 14. *gehwelcre* ist der G. sgl. f. und braucht nicht mit Keller in den Gen. pl. verwandelt zu werden.

V. 24. *sinces brytta* kommt häufig im Beowulf vor.

V. 27. Ergänze mit Keller *sélra þonne* in Gedanken vor *hé*. — Vgl. *eorđcyninges* Beowulf 1156.

Da der Dichter offenbar die alte Technik nicht mehr beherrschte (vgl. besonders V. 20), so mufste natürlich von metrischen Korrekturen Abstand genommen werden. Nur V. 24b glaubte ich ändern zu dürfen, da ein *sinc-brytta,* wie schon Krebs bemerkt, sonst nicht überliefert ist.

Kiel. F. Holthausen.

Winchestersche Grundstücksgrenzen,

þæs hagan gemære, þe Ealhswiđ hæfđ æt Wintanceastre, zehn Zeilen, woraus das Wörterbuch *þone mylengear, þæs mylegeares* notiere, sind im 10. Jahrhundert eingetragen in 'An ancient ms. of the 8. or 9. cent., formerly belonging to ... Nunnaminster, Winchester', ed. W. de G. Birch (1889) p. 96, übersetzt p. 32. Ealhswith, König Ælfreds Gemahlin, war Stifterin oder Gönnerin dieser Marienabtei. Der sonst lateinische Codex, Harley 2965, gesammelt für eine vornehme Nonne, ist wichtig für Hymnologie, Evangelienübersetzung, Volkskunde (mehrere Beschwörungen) und Paläographie des 8. Jahrhunderts, nicht blofs Britanniens. Die Orthographie verwechselt wie damalige Urkunden *f, b, v.* Die Schrift des schönen Faksimile ähnelt scotischer. [Vielleicht kam die Hs. mit Ealhswith aus Mercien?] — In Anhängen beschreibt Birch (mit lat. Proben) die verwandte Hs. Regius 2 A XX mit zahlreichen angelsächsischen Glossen und den von einem Scoten um 800 geschriebenen Codex (Harley 7653; er notiert alsdann Codices des Lorica-Hymnus, deren angelsächsische Glossen Cockayne *Leechdoms* I, LXVI und Sweet *Oldest texts* 171 edierten [vgl. Westwood *Miniatures* pl. 24; p. 43 und *Catal. of ancient mss. in the Brit. Mus. II*].

Berlin. F. Liebermann.

Zur ae. und me. Handschriftenkunde.

M. R. James *The Western mss. in ... Trinity coll., Cambridge, a descript. catal., I: class B* (Cambr. 1900. 4) beschreibt an Angelsächsischem nur n. 369 Homilien (Wanley p. 166) und n. 241 (Amalar, *Liber officialis Rom. eccl.* vom 11. Jahrhundert): *Đas boc gif* [?] *Leofric b. into scē Petres minstre on Exanceastre, þær his biscopstol is, his æfterfilgendum to nitweorđnysse; and gif hig hwa ut ætbrede, hæbbe he ece geniđerunge mid eallum deoflum. Amen.*

n. 323 im 13. Jahrhundert von einem Normannen geschrieben, benutzt in Hickes *Thes.* I 144. 224—31, Wright *S. Patrick* p. 11;

W. Map 346; *Reliq. antiq.* I 48. 170: *Vid word 7 wrid ic warne þe sire ode Dele al þi goid povere, þat hawit neode.* Dann 'St Margaret' (ed. Cockayne) und Proverbs of Alfred.

n. 335 Poems and sermons, ed. Morris *Old Engl. homil.* 1873.

n. 353 *Piers Plowman,* benutzt von Skeat.

n. 171 Hampole's *Sauter,* Anf. 15. Jahrh.

n. 61 *Alle þat willen of wisdom lere:* Horstmann *Altengl. Leg.* 511.

n. 50, 51 *Apocalips,* Pentateuch benutzt von Forshall *Wycliff. versions*; ferner 218. 231 Neues Testament 14./15. Jahrh.

n. 36. 134 'Exposition' über N. Testament um 1400.

n. 301 *Doctrine of the hert, a tretice made to religious wommen* um 1425; 336 *Tretiis 'þe pore caitif': The ground of al goodnes is stidfast feiþ*; 333 Lollard tracts, 15. Jahrh.; 329 Reg. Pecock 'Book of Faith', beschr. von Babington *Pecock's Repressor* I LXVI; 374 Tract on sacraments, Life of Virgin, Seven sins; n. 354 Walter Hilton († 1395) *Scala perfectionis: That þe ynner havyng of mannys sowle*; 305 *Stimulus amoris,* kopiert von Brandeis; 337 Creed etc., 15. Jahrh.; 366 *Nowe the lawe ys layde be clere concience | Ful sylde: covetyse hath dominacion | In every place: Ryȝth hath residence | In town nor fylde*; 61. 223 Bonaventura's Life of Christ, 15. Jahrh.; 367. 352 Mirror of life of Christ, 15. Jahrh., endet *to confusyon of alle false Lollardes,* 1410 von Erzb. Arundel approbiert; n. 43. 60. 322 Predigten 14./15. Jahrh., 322 'by Wickliffe, as I believe'.

n. 181 *Councelis of seynt Ysodre to enforme man, how he schulde fle vicis*; 15. Jahrh. Dahinter Poem; address at a pageant of a Lord Mayor (?) spoken by Apollo (?): *By hym that all dothe embrase | And nothing his presence may compase*; 16. Jahrh.

Berlin. F. Liebermann.

Die Aussprache von ne. *father* und *rather*.

In seinem Aufsatz 'Zur englischen Wortbildungslehre' in dieser Zeitschrift Bd. CIV behandelt Koeppel S. 35 f. auch die Aussprache von ne. *father* und *rather* und erklärt S. 36 das jetzt herrschende [*ā*] in der Stammsilbe beider Wörter als ein Mischprodukt von [*ă*] und [*ę̄*], da das Mittelenglische hier Doppelformen mit [*ă*] und [*ā*] besafs. Dabei hat er jedoch übersehen, dafs ne. [*rāđər*] sehr wohl Anlehnung an das jetzt veraltete *rath* [d. i. *rāþ*[1]] zeigen, also eine Bildung wie *later* zu *late* — neben *latter* — sein kann. Man wird

[1] Die Aussprache wird verschieden angegeben: das neben [*rāþ*] erscheinende [*rād*] ist offenbar durch die Nebenform *rathe* [d. i. *rēd*] beeinflufst. Vgl. dazu *scath* neben *scathe* [d. i. *skāþ* neben *skēd*]. Wenn die Wörterbücher hier auch neben [*ā*] noch [*æ*] als Lautwert angeben, so sind dies wohl nordenglisch-amerikanische Aussprachen, da nicht einzusehen ist, warum *rath* und *scath* anders als z. B. *path* ausgesprochen werden sollten. Wenn *hath* aber meist [*æ*] hat, so ist daran natürlich die unbetonte Satzform schuld, vgl. *as, has, hast* u. ä. neben *glass, mast.*

eben früher, als die Grundformen der heutigen Lautgeltung entstanden, *rather* noch als Komparativ von *rath(e)* empfunden haben!

Doch kann neben dieser Umbildung von *rather* durch den Positiv *rath* sehr wohl die von Koeppel angenommene gegenseitige Beeinflussung der früh-ne. Formen [*rēđər*] und [*răđər*] zu Recht bestehen. Es kommt ja öfters vor, daſs die Entstehung einer Form durch mehrere Faktoren zugleich hervorgerufen wird. Und zwar dürfte jene Mischform auf den Einfluſs der Doppelformen [*pǣþ*] und [*pǣþ*], die im 18. Jahrhundert noch nebeneinander bestanden und in dem heutigen [*pǣþ*] neben [*pāþ*], [*glǣs*] neben [*glās*] ihre Entsprechung haben, zurückzuführen sein. Ein [*fēđər*] neben [*fæđər*] konnte offenbar eher durch die Kompromiſsform [*fǣđər*] ersetzt werden, wenn dabei dem Sprachgefühl solche Paare wie [*pǣþ* — *pæþ*] vorschwebten; eine Zeitlang werden dann die drei Formen [*fēđer* — *fǣđer* — *fæđer*] nebeneinander bestanden haben, bis schlieſslich die erste in der Sprache der Gebildeten ausgeschieden wurde und zu einem Provinzialismus herabsank.

Bei *rather* gilt natürlich dasselbe, nur kommt hier noch der von mir angenommene Einfluſs von *rath* hinzu. Sollte, wie zu erwarten, bei letztgenanntem Worte die Neubildung [*rǣđər*] eher eingetreten sein als bei *father*, so könnte es sogar auf dieses noch einen rein lautlichen Analogieeinfluſs ausgeübt und die Entstehung der Form [*fǣđər*] beschleunigt haben. Denn darüber besteht doch heutzutage wohl kein Zweifel mehr, daſs die sogenannten 'Lautgesetze' schlieſslich auch auf Analogiebildungen mit beruhen, und daſs erst durch das kräftige Wirken der Analogie jene groſsen Gruppen zu stande kommen, die als 'lautgesetzliche Entwicklungen' bezeichnet zu werden pflegen. Es ist gewiſs kein Zufall, daſs *flood* und *blood*, die beide mit Labial + *l* beginnen, allein unter den Wörtern auf me. *-ǭd* die stärkste lautliche Entwicklung [1] von *ǭ* > *ū* > *ŭ* > *ʌ* zeigen!

Gotenburg — Kiel. F. Holthausen.

[1] Die oft hervorgehobene Ungleichheit in der Entwicklung von me. *-ǭd*, die sich z. B. in *blood* neben *good* und *mood* zeigt, möchte ich auf sociale Einflüsse zurückführen. Wie man heute in derselben Londoner Familie [*rūm*] neben [*rŭm*] und [*plei*] neben [*plai*] als Aussprache von *room* und *play* hören kann, so wird schon im 16. und 17. Jahrhundert die von Grammatikern oft bezeugte konservativere und feinere Sprache des Hofes und der Gebildeten gegenüber der fortschrittlicheren Sprechweise des niederen Volkes gerade in der Wiedergabe des me. *ǭ* vor Konsonanten das ältere [*ū*] festzuhalten gesucht haben, während die groſse Masse dies schon verkürzte. Man hatte somit [*blūd*] neben [*blŭd*], [*gūd*] neben [*gŭd*] u. s. w. Warum einige dieser Neuerungen früh zur allgemeinen Annahme gelangten, andere nicht, entzieht sich unserer Erkenntnis und wird wohl immer dunkel bleiben. Genug, *blood* und *flood* mit der Aussprache [*-ŭd*] kamen so zeitig in Aufnahme, um die Entrundung von [*ŭ*] zu [*ʌ*] mitzumachen, *good* etc. jedoch erst später, als dies Lautgesetz zu wirken aufgehört hatte. *Mood*, *food* und *rood* endlich behaupteten ihre [*ū*] im wesentlichen bis heute.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Jakob Bächtold, Kleine Schriften. Mit einem Lebensbilde von W. von Arx. Herausgegeben von Theodor Vetter. Mit Porträt und Bibliographie. Frauenfeld, J. Huber, 1899. 330 S. 8.

Am 8. August 1897 starb in Zürich Dr. Jakob Bächtold, Professor der deutschen Litteratur an der Universität und dem Polytechnikum. Ein Herzleiden hatte ihn bestimmt, zwei Jahre vorher die glänzende Berufung nach Leipzig abzulehnen; nun rief ein rascher Tod ihn aus allem Schaffen und von seiner Familie und seinen Freunden ab. Durch eine schwere Jugend hatte er sich durchringen müssen, und bis gegen sein Ende hin waren die äufseren Verhältnisse eng und knapp gewesen. Aber tüchtig und voll Lebenskraft, behaglich und mild, unermüdlich in der Arbeit wie ein froher Geselle nach dem Tageswerk, war er getrost seinen Weg gegangen, den Weg des Schulmannes und des Gelehrten, und als seine Sonne zur Rüste ging, leuchtete sie über ein reiches Erntefeld. Die Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz (1887 bis 1892. S. 687. 244) und Gottfried Kellers Leben (1894 bis 1897) ragen als Bächtolds bedeutendste Arbeiten empor. Jene eine gründliche, quellenmäfsige, anschauliche, fein und mafsvoll urteilende wie darstellende Geschichte des reichen Anteils der Schweiz am deutschen litterarischen Leben. Diese eine schlichte, einfache, aber dabei warmherzige, an die Briefe und Tagebücher G. Kellers sich anlehnende und durch selbst gefundene Thatsachen und reiche Erinnerungen sie ergänzende Lebensgeschichte des grofsen Züricher Poeten. Die volle Beherrschung des Stoffes spricht überall aus dem Text der Litteraturgeschichte. Die Beweise des tiefen Quellenstudiums liegen lehrreich aufgespeichert im Bande der Anmerkungen, aufserdem in einer Reihe einzelner Abhandlungen, die in der trefflichen Bibliographie verzeichnet sind, bei der Frau Rosalie Bächtold, die fleifsige Helferin ihres Gatten, mitgethan, am Schlufs des vorliegenden Gedenkbuches; und nicht zum mindesten in seiner stattlichen Ausgabe des Niklaus Manuel (1878) und in den drei Bänden der

Schweizerischen Schauspiele des sechzehnten Jahrhunderts (1890. 91. 93), die er von den Mitgliedern seines deutschen Seminars bearbeiten liefs. Was Bächtold in dem Vorwort zu dem Anmerkungsbande schrieb: 'ich wollte ein lesbares, manchmal sogar ein kurzweiliges Buch schreiben', wird man gern bestätigen. Einen Vorläufer schickte er in den Litterarischen Bildern aus Zürichs Vergangenheit voraus (1883), die aus zwanzig Nummern der Neuen Züricher Zeitung im vorliegenden Buche zusammengestellt sind und des Interesses der Leser sicher sein dürfen.

Das Werk über und von Keller würde, wenn dem rastlosen Arbeiter ein längeres Leben vergönnt gewesen, von einem ähnlichen über Ed. Mörike gefolgt worden sein, dem Bächtold durch die Herausgabe des Briefwechsels mit Hermann Kurz und anderer Inedita treuen Dienst geleistet. Der schöne Artikel Eduard Mörike in der Allgemeinen Deutschen Biographie (1885) zeigt das tiefe Verständnis Bächtolds für den ausgezeichneten Dichter. Auch seine Bemühungen um den unglücklichen Heinrich Leuthold seien nicht vergessen.

Besonders unrecht aber wäre, seines Deutschen Lesebuches für höhere Lehranstalten der Schweiz (Obere Stufen, 1880) nicht zu erwähnen, das mit feinstem pädagogischen Takt, und aus dem vollsten Schatze der Litteratur schöpfend, aus dem gewöhnlichen Geleise der Schullesebücher heraustritt, das deutsche und deutschschweizerische Leben von alter bis zur neuesten Zeit in auserwählten, meist der gemeinen Strafse abliegenden Lesestücken abspiegelt und, alles in allem gesagt, das vorzüglichste Buch jener Gattung ist, deshalb aber auch keine zweite Auflage bis jetzt erlebte. G. Keller nahm an der Entstehung dieses Lesebuches, das wir lieber eine Chrestomathie für das deutsche Volk nennen möchten, lebhaften Anteil.

Kehren wir zu dem Buche, das wir besprechen sollen, zurück, so enthält dasselbe ein warmes, gut ausgeführtes Lebensbild Bächtolds durch einen seiner nächsten Freunde, Walther von Arx, und dann eine Auswahl von Aufsätzen teils litterarhistorischen Inhalts, teils Reiseskizzen, darunter seine Berichte aus dem Französischen Kriege.

Ein gutes Bild Bächtolds, das eine Ahnung giebt von der mächtigen Leiblichkeit des wackeren Mannes, schmückt das saubere Buch.

K. Weinhold.

Die Entwickelung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts von Friedrich Seiler. II. Von der Einführung des Christentums bis zum Beginn der neueren Zeit. Halle, Waisenhaus, 1900. 223 S.

Als der durch seine litterarischen, insbesondere germanistischen Arbeiten bekannte Verfasser, Professor am Gymnasium zu Wernigerode, im Jahre 1895 mit dem ersten Teile seiner Arbeit hervortrat, welcher die deutschen Lehnwörter bis zur Einführung des Christentums (99 S., 1,50 M.) behandelte, wurde das Werk allseitig mit Freuden begrüfst und günstig beurteilt. Nunmehr endlich vollendet, rechtfertigt es die darauf gesetzten Hoffnungen durchaus. Mit der Stärkung unseres Nationalbewufstseins

ist erfreulicherweise ein Wachsen des Interesses für unsere Sprache Hand in Hand gegangen und in weitere Kreise gedrungen. Auch auf den Schulen hat die Pflege der Muttersprache zugenommen und sich vertieft, und es ist anzunehmen, dafs wir auf diesem Wege fortschreiten werden. Dem kommt nun das hübsche Büchlein Seilers entgegen. Denn es trägt nicht in erster Linie einen gelehrten Charakter und wendet sich nicht in erster Linie an Fachleute, sondern es macht durch eine geschmackvolle, allgemein verständliche, fliefsende Darstellung den zunächst etwas spröden Stoff der deutschen Wortforschung, aus dem es ein wertvolles Kapitel auswählt, dem Gebildeten überhaupt mundgerecht, erweitert seinen Gesichtskreis und vertieft sein Verständnis der Muttersprache. Insofern eignet es sich also vortrefflich zur Lektüre für unsere Primaner und Studenten und sollte in keiner Gymnasialbibliothek fehlen. Aber auch jeder Lehrer, selbst der Fachmann wird es mit Genufs und Förderung lesen, weil er den Gegenstand sonst nirgends so bequem und unterhaltend an seinem Geiste vorüberführen kann.

Mehr denn achthundert Wörter hat der Verfasser aus unserem Sprachschatz aufgelesen (ein Verzeichnis am Schlufs erleichtert die Auffindung des einzelnen), welche ihm ursprünglich nicht angehören, sondern, von Ost und Süd und West entlehnt, durch Umgestaltung, Verarbeitung und Neuprägung ihm einverleibt worden sind. Der Verfasser hat sie bis zu ihrem Ursprung verfolgt und ihr erstes Auftauchen festzustellen versucht, was natürlich nicht selten mit grofsen Schwierigkeiten verbunden und nicht immer ganz zweifellos auszumachen war. Der Gesichtspunkt aber, unter dem er sie ordnete, war ihm die Kulturgeschichte, von der sie Zeugnis ablegen. So weit wir sehen, hat er sich alle wichtigen Vorarbeiten und Hilfsmittel zu nutze gemacht, so dafs man sagen mufs, dafs das Werk auf der Höhe der gegenwärtigen Forschung steht. Der Boden ist freilich glatt; trotz der vielen in letzter Zeit herausgekommenen deutschen Wörterbücher, welche Fachleute zu Verfassern haben, bleibt hier noch manches Fragezeichen. Seiler läfst sich mit Recht in keine Polemik ein, wenn er auch hier und da auf abweichende Ansichten hindeutet. Bisweilen möchte man freilich gern sehen, was ihn bewogen hat, von der landläufigen Auffassung abzuweichen, z. B. Fibel zu Bibel und nicht zu fibula zu stellen. Aber er mufste sich eben seinem Zweck entsprechend beschränken. Vielleicht fügt er bei einer neuen Auflage Anmerkungen hinzu, in denen er sich mit anderen Meinungen auseinandersetzt.

Wir befinden uns bekanntlich jetzt wieder einmal in einer Periode der Sprachreinigung. Gewifs ist das Bestreben berechtigt, entbehrliche Fremdwörter, d. h. solche, für die wir einen guten Ausdruck haben, zu vermeiden, auch etwa ein eingebürgertes Fremdwort durch eine gute Neubildung zu ersetzen. Allein blinder Eifer schadet auch hier. Die lebendige Sprache kann des fremden Gutes nicht durchaus entraten, und wenn wir sehen, wie sie sich in den Jahrhunderten bereichert hat, wie viele fremde Worte sie sich völlig zu eigen gemacht hat, oder umgekehrt anschaut, wie viele gute deutsche Wörter, denen heute niemand mehr den

fremden Ursprung ansieht, wie Butter, Bier, Stiefel, Speise, nüchtern u. a., ursprünglich nicht auf heimischem Boden gewachsen sind, so wird man eben durch solche Vertiefung des Verständnisses vorsichtiger werden. Seiler sagt daher mit Recht: 'Die jetzt herrschende Richtung auf möglichste Ablehnung alles fremden Sprachgutes ist der Grund, warum es mir gerade heutzutage zeitgemäfs scheint, die deutschen Lehnwörter in ihrem kulturgeschichtlichen Zusammenhange vorzuführen und so wieder einmal darauf hinzuweisen, wie wenig spröde wir uns seit den ältesten Zeiten fremdem Kultur- und Sprachgute gegenüber verhalten haben, welch ungeheure, nicht hoch genug zu schätzende Bereicherung unsere Sprache durch die Aufnahme fremder Ausdrücke erfahren hat, und endlich, welche Quelle wissenschaftlicher Erkenntnis diese Lehnwörter zugleich für den Kulturhistoriker bilden.'

Der Stoff ist in vier Kapitel gegliedert. Das erste behandelt die kirchliche und gelehrte Bildung, und zwar die Übersetzung kirchlicher Ausdrücke, kirchlicher Amtsbezeichnungen, Gebäude (zu S. 13 *Kápelli* erinnere ich an das *Käpelle* bei Würzburg. *Altar* mit dem Ton auf der ersten Silbe scheint mir neue Entlehnung und Verdeutschung, da es mhd. schon *alter* heifst), Geräte etc. Ferner Lesen und Schreiben, Schule, Urkunden, Blumen, Kräuter, Öl und Butter, Kuchen, Fische und Geflügel, Bier, Küche und Keller, Baukunst, Bekleidung, eingeführte Waren, Tiere; biblische, musikalische, medizinische Ausdrücke, Verwaltung, Recht und Verkehr. Es wird überall gezeigt, wie die einzelnen Dinge und Begriffe zu uns gekommen und mit ihnen das Wort, das alsbald ergriffen und, je nach der Verbreitung des Gegenstandes selbst schneller oder langsamer, zum deutschen Eigentum gemacht und der deutschen Zunge entsprechend umgestaltet wird. Bald ist es volkstümliche Entlehnung des gehörten Wortes, also durch das Ohr, bald gelehrte, durch Schrift und Auge. Merkwürdig sind die Fälle, wo das fremde Wort aufgenommen wird, obwohl ein einheimisches vorhanden ist, wie bei Butter, Bier. Als Gründe vermutet Verf. in meist einleuchtender Weise die gleichzeitige Einführung einer Verbesserung in der Herstellung oder eine bis dahin in Deutschland unbekannte kulturelle Verwendung des Gegenstandes. Wo auch dies nicht nachweisbar, wie bei der Aufnahme des Fremdworts *Insel* neben *Werder* und *Aue*, sieht er die Ursache in dem Bedürfnis schärferer Unterscheidung der Begriffe, welche bei steigender Kultur notwendig wurde. 'Liegt es doch im Wesen der Sprachentwickelung, aus dem Allgemeinen und Unbestimmten zu immer genauerer Begriffssonderung und gröfserer Bestimmtheit vorzuschreiten. Daher entlehnten die Germanen, vielleicht ebenfalls schon in vorchristlicher Zeit, von den romanischen Nachbarn, welche zwischen Insel, Halbinsel, Strand, Wiesenland, Wasser u. s. w. auch in der Sprache längst scharf unterschieden, das Wort Insel. Diese Entlehnung dürfte am Niederrhein erfolgt sein, wo ja die Wasser- und Inselverhältnisse von besonderer Wichtigkeit für die Bewohner des Landes sind.'

Das II. Kapitel führt uns die Lehnworte vor, welche durch das Rittertum und den Verkehr mit dem Orient aufgenommen worden sind.

Hier treten wir zunächst auf bekannteren Boden und lassen alles, was wir dem ersten französischen Einfluſs verdanken, in buntem Wechsel an uns vorüberziehen, die Ausdrücke des höfischen Lebens mit seinen Kampfspielen, mit Jagd und Tanz, Festen und Kriegen. Es folgen die italienischen Entlehnungen in Küchen- und Gewerksworten, griechische Handelsausdrücke und Orientwaren. Wir nehmen wahr, daſs die Deutschen die orientalischen Kulturgüter fast ausschlieſslich durch romanische Vermittelung kennen lernten; denn 'von keinem einzigen Lehnworte dieser Periode (arabischem, persischem u. a.) läſst sich nachweisen oder auch nur wahrscheinlich machen, daſs es unmittelbar aus einer orientalischen Sprache ins Deutsche gelangt sei.' Am Schluſs dieses Kapitels wird dann die deutsche Seemannssprache im Zusammenhange behandelt.

Das folgende betrachtet das angehende Mittelalter, das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert, in denen zwar noch manche weiteren Wörter aufgenommen, neue Quellen der Kultur aber nicht erschlossen worden sind. Das IV. Kapitel endlich wirft den Blick auf die Schätze, welche uns von den halbcivilisierten Völkern des Ostens, Slaven und Magyaren, gekommen sind, wie Kürschner, Dolmetsch, allerlei was mit Fuhrwesen und Pferden zusammenhängt, auch einige Tiere, Blumen und wenige Nahrungsmittel.

So kehren wir endlich nicht nur unterrichtet, sondern auch erbaut und erfreut von dem Spaziergang zurück, den wir an der Hand des kundigen Verfassers durch den wilden Hag der Lehnwörter gemacht haben. Selbstverständlich ist da manche Unterweisung zweifelhaft und anfechtbar. Aber wir enthalten uns hier der Polemik, wo es uns besonders darauf ankam, das nützliche Werk dem Deutsch- und Geschichtslehrer zu empfehlen, für den es der Verf. eigens bestimmt hat.

Friedenau. Karl Kinzel.

Richard M. Meyer. Die deutsche Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts. (A. u. d. T. Das neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwickelung. Herausgegeben von Paul Schlenther. Band III.) Berlin, Georg Bondi, 1900. XX u. 966 S. gr. 8. M. 10,—; geb. M. 12,50.

Kaum ein anderes wissenschaftliches Buch aus der jüngsten Vergangenheit hat eine so verschiedenartige Aufnahme und Beurteilung gefunden wie das vorliegende. Von der lobpreisenden Anzeige in der 'Neuen Deutschen Rundschau' bis zu den grimmig scharfen Angriffen von Ad. Bartels in der 'Heimat' dürften so ziemlich alle möglichen Zwischenstufen von Lob und Tadel in den bisherigen Besprechungen — und deren sind nicht wenige — vertreten sein. Da eine erhebliche Zahl der Kritiker ernste, kenntnisreiche Vertreter der Wissenschaft sind und selbst da sich grelle Widersprüche in der Auffassung finden, so wird man den Grund für diese merkwürdige Erscheinung wohl etwas tiefer als an der Oberfläche zu suchen haben. Er dürfte darin liegen, daſs hier wie in den übrigen Bänden des groſsen Sammelwerkes der Versuch unternommen ist, Ent-

wickelungen geschichtlich zu betrachten, die noch nicht geschichtlich geworden sind, in denen vielmehr die Gegenwart noch mitten inne steht, an deren Strömungen und verschiedenen Richtungen sie noch den hervorragendsten persönlichen Anteil nimmt. Selbstverständlich ist es bei solchem Versuche, dafs der Unternehmer nicht kalte, strenge Objektivität beobachten kann; geschähe es, so ergäbe sich wahrscheinlich nicht viel mehr als eine langweilige, bedeutungslose Aufzählung von einzelnen Thatsachen. Dafs also der betreffende Verfasser subjektiv vorgeht, dafs er einer bestimmten Richtung angehört und diese demgemäfs verficht, wobei ja entgegengesetzte Ansichten keineswegs einfach totgeschwiegen zu werden brauchen, ist nur natürlich und notwendig; ebenso natürlich ist die Folge, dafs die Anhänger derselben Richtung sein Werk anerkennen, die Gegner aber je nach dem mehr oder minder scharfen Gegensatze, in dem sie zu ihm stehen, bald mehr bald weniger heftig dagegen sprechen. Mit dieser Lage der Dinge hängt es auch in unserem Falle zusammen, dafs die Urteile der Zeitungen und Zeitschriften, die bestimmten Bestrebungen dienen, in der Regel einseitig verfahren, während wissenschaftliche Blätter, für die allerdings möglichste Unbefangenheit und Sachlichkeit der Kritik erste Pflicht ist, vorsichtiger zu Werke gehen und im genaueren und einzelnen wirkliche Vorzüge und Nachteile abzuwägen versuchen. Auf diesen letzteren Standpunkt wollen sich auch die folgenden Ausführungen stellen, die sich weniger mit der allgemeinen Tendenz des Buches als mit seinem Aufbau, der künstlerischen Form und den dargebotenen Thatsachen beschäftigen werden.

Nicht blofs Wustmann hat die Forderung aufgestellt, dafs bei einem Buche ebensosehr der Form wie dem Inhalt gebührende Beachtung zu widmen sei; R. M. Meyer vertritt in seinem vorliegenden Werke selbst höchst entschieden den Satz vom harmonischen Verhältnis zwischen Inhalt und Form, und das Fehlen dagegen tadelt er mehrfach scharf. Um so mehr ist es daher zu verwundern, dafs er ihn bei der Anordnung und Verteilung des Stoffes so ganz aufser acht gelassen hat. Mag man immerhin des neunzehnte Jahrhundert — trotz der Bedenken, die sich gerade in litterargeschichtlicher Hinsicht dagegen erheben können — für sich als Einheit auffassen. Das ist noch zu begreifen und obendrein ja durch den Plan der Sammlung gegeben; aber die von Meyer eingeschlagene Kapiteleinteilung nach Jahrzehnten erscheint geradezu unverständlich und als eine grausame Willkür gegenüber der thatsächlichen geschichtlichen Entwickelung. Im einzelnen das darzulegen ist nicht notwendig; es genügt die Bemerkung, dafs der Verfasser selbst das Gewaltsame und Peinliche seines Verfahrens empfunden und gelegentlich, z. B. im Eingange des zweiten Kapitels darauf aufmerksam gemacht hat. Hätte er nun das Kunststück fertig gebracht, diese wenn auch verfehlte Einteilung streng einzuhalten, so wäre das jedenfalls anzuerkennen; in der Einleitung zwar heifst es, es sollen 'die jedesmal frisch auf den Plan tretenden Kämpfer und Eroberer der Reihe nach' betrachtet werden, und für die Besprechung der Autoren selbst solle die Chronologie ihrer Geburtstage mafsgebend

sein (S. 6). Doch in der Ausführung ist dieser schöne Grundsatz leider nicht durchgehends befolgt. Beweise dafür sind zahlreich; hier nur wenige: Gerstäcker, der erst in den vierziger Jahren hervortritt, steht im dritten Kapitel, wie auch Alexis, der erst 1832 mit 'Cabanis' seine Laufbahn beginnt. Im fünften Kapitel (1840 bis 1850) finden wir z. B. F. W. Weber, dessen 'Dreizehnlinden' und 'Gedichte' doch erst sehr viel später erschienen, und von Fontane erzählt Meyer selbst, daſs er in jener Zeit noch ganz unbekannt war. Im sechsten Kapitel sind bei der Besprechung des historischen Romans eine ganze Anzahl viel jüngerer Schriftsteller angereiht, und ebenso begegnet man da (S. 579) den Gelehrten Ratzel, Adolf Harnack, K. Lamprecht, von denen die beiden letzten in jenem Jahrzehnt erst geboren wurden. (Für mehr Belege hierfür vgl. die lange Liste von Ad. Bartels in der 'Heimat' I, 2, S. 75—77.) Ein weiterer Miſsstand ergiebt sich aus diesem Verfahren. Während bei den weitaus meisten Autoren die Behandlung zusammenhängend dort geboten ist, wo sie zum erstenmal begegnen, wie z. B. Grillparzers vollständig im zweiten Kapitel, ist bei einigen, so etwa bei Sudermann und Hartleben, eine nach den Dichtungsgattungen sich richtende Teilung eingetreten, die zwar erklärlich, aber nicht schön ist. Endlich führt die gewählte Anordnung oder vielmehr noch ihre Verletzung oder allzu lockere Anwendung zu einer bedenklichen Ungleichmäſsigkeit. Nach Meyers Buch müſste man glauben, das Jahrzehnt von 1840 bis 1850 sei das bedeutendste oder zum mindesten das fruchtbarste in der Litteratur unseres Jahrhunderts; es ist mit 264 Seiten das umfangreichste des ganzen Werkes. Andererseits erscheint das erste Kapitel mit 32 Seiten äuſserst dürftig. Dieses Verhältnis ist nicht richtig; es kommt aber dadurch heraus, daſs in dem fünften Kapitel eine Menge von Dichtern untergebracht sind, die, wenn auch das eine oder andere Werk von ihnen bereits in diesem Zeitraum erschien, doch im eigentlichen Sinne einer anderen Epoche angehören, und daſs das für unsere Litteratur so hochbedeutende erste Jahrzehnt mehr als Abschluſs der Entwickelung des achtzehnten Jahrhunderts aufgefaſst und darum absichtlich kürzer behandelt ist. Ad. Bartels nennt diese Thatsache schlechthin eine geschichtliche Fälschung; das ist sicherlich zu scharf und hart ausgedrückt; aber daſs man dadurch ein schiefes und in manchen Punkten verzeichnetes Bild unserer Litteraturentwickelung erhält, wird sich nicht abstreiten lassen.

Jede andere Anordnung hätte m. E. vor der nach Jahrzehnten den Vorzug verdient, mochte sie sich nun nach natürlichen Gruppen richten oder nach der politischen und socialen Geschichte — ein Princip übrigens, dessen Wichtigkeit und Richtigkeit Meyer selbst erkannt und sogar unter der Hand in Vermischung mit dem seinigen angewandt hat — oder nach führenden Geistern oder allenfalls auch nach Landschaften.

Für die Schönheit eines Buches ist der Stil von gröſster Bedeutung; sind doch glücklicherweise die Zeiten vorbei, wo es ein Vorrecht der Gelehrten war, ein möglichst verworrenes Kauderwelsch zu schreiben, und wo es ihnen fast als Schmach galt, für Laien verständlich zu sein. Meyer hat seine bekannte stilistische Gewandtheit, seine Herrschaft über die

Sprache auch in diesem Buche mit vollem Erfolge zur Geltung gebracht. Indessen sind doch einige Wendungen und Fügungen stehen geblieben, die man lieber nicht sähe. Wenn manches davon hier angeführt wird, so geschieht dies nicht aus Nergelei, sondern in Vertretung der Überzeugung, dafs gerade bei solch hervorragenden Werken, die auf gröfste Verbreitung rechnen und Geschmack und Belehrung in die weitesten Kreise zu tragen bestimmt sind, alles, auch Einzelheiten und Äufserlichkeiten, richtig, schön und gut sein sollte. — Mehr oder weniger verunglückte oder unschöne bildliche Ausdrucksweisen: der Vergleich der jüngeren romantischen Schule mit dem 'locker gefügten Sternhaufen' (S. 11) leidet vor allem darunter, dafs das Bild nicht festgehalten wird. — S. 45 heifst Prinz Pückler 'der leibhafte Weltdurchbummler mit den litterarischen Siebenmeilenstiefeln'. — S. 153. Dafs 'die emancipierte Frau der dreifsiger Jahre in langem Reitkleid, die Cigarette im Mund, auf stolzem Rofs, ein schmerzlich-blasiertes Lächeln um den Mund, durch die Romane von Gutzkow und Laube sprengt', klingt etwas kühn. — S. 293 werden Bühnenmenschen 'Fernrohre in der Welt der Geheimnisse' genannt. — S. 349 steht: 'In der Luft, die die württembergische Verfassungsfrage erfüllte, wuchs er auf.' — S. 553: 'So weist Nero in gemütlichster Anatomie seine Eingeweide vor; und ebenso behaglich viviseciert Ahasver sich selbst.' — S. 765 wird die schon vorher einmal gebrauchte Formel, dafs ein Mensch selber mehr 'Gedicht' als 'Dichter' sei, in unerträglicher Weise weiter ausgeführt: Hermann Bahr ist 'eine formgewandte Elegie mit witzigen eingelegten Pointen, ein immer von neuem überraschendes Gedicht von Heine.' — Sprachliche Härten: S. 112 ist Gutzkows Anekdote in einer indirekten Rede mit unmöglicher Wortstellung wiedergegeben. — S. 335 ist 'trotz' gleichzeitig mit einem Dativ und einem Genitiv konstruiert. — S. 348: Die Wendung 'auf kurz' statt 'auf kurze Zeit' ist ganz ungebräuchlich. — S. 827 und 828: 'Die um (Arent und) Bleibtreu'; diese Nachbildung der griechischen Konstruktion οἱ μετά τινος ist nicht zu billigen. — S. 867 ist in dem Satze 'Johannes verkündet ... die Hoffnung der neuen Zeit — Ibsens, Nietzsches, so vieler unter den Besten Messiasglauben' Sinn und grammatische Beziehung des letzten Teils erst nach einigem Nachdenken herauszubekommen. — Nicht schriftgemäfs erscheinen folgende Wendungen: 'Unerlaubt papierner Stil' (S. 191), 'unsinnig dicke Bücher' (S. 524), ein 'fürchterlich Lindauscher Schlufseffekt' (S. 859). — — Geziert klingt S. 485 '... bis sein Tod ein Trauertag für Deutschland wurde.' — — Wiederholungen: 'Die ungeborenen Kinder' der Autoren des jungen Deutschland finden wir S. 214 und 223, den 'glänzenden Essay' von G. Brandes über Heyse S. 610 und 611. — — Der Gebrauch unnötiger Fremdwörter, wie Ambition, Versatilität, Affektation, debütieren u. a. konnte eingeschränkt werden, und die Erläuterung einer schon genau beschriebenen Bühnenfigur durch den selbst der Erklärung bedürftigen und in Deutschland gewifs herzlich wenig bekannten Pariser Theaterausdruck 'rastaquouère' nimmt sich gar etwas merkwürdig aus.

Zu dem sachlichen Inhalt des Buches sei auch noch einiges bemerkt. Auf die Knappheit des ersten Kapitels wurde schon hingewiesen; bei der Fülle des verfügbaren Raumes und mit Rücksicht auf die gegebene zahlenmäßsige Einheit des Jahrhunderts wäre es gewiſs wünschenswert gewesen, Schillers letzte Dramen im Zusammenhange, Goethe ausführlicher zu behandeln, wenngleich auch beide Dichter tief im achtzehnten Jahrhundert wurzeln. Auch die Romantik hätte vielleicht noch eingehender betrachtet werden können. So wäre etwa, wie wir es später bei modernen Bestrebungen finden, eine unmittelbare, eigene Definition des Begriffes 'Romantik' hübsch und lehrreich gewesen, und nähere Ausführungen über das merkwürdige Nebeneinandergehen nationaler und internationaler Gesinnung, über die Vertiefung in die altgermanische, über die Eröffnung der romanischen Litteratur, über die bis zum höchsten gesteigerte Freude an eigener Individualität, wie dies letztere Riccarda Huch so treffend geschildert hat, vermiſst man nicht gern. Von Arndt hätten noch andere Prosaschriften Erwähnung verdient. Görres wird gut, aber allzu kurz und allgemein charakterisiert; keines seiner Werke wird genannt, und doch haben sie ihre eigene Bedeutung, wie 'die teutschen Volksbücher', 'Lohengrin', die gewaltige Streitschrift 'Athanasius', 'der rheinische Mercur'. Bei Kleist fehlt wieder die genügende Betonung des Nationalitätsgefühls in ihm, wie es auſser in den Dramen auch in der Lyrik und den politischen Aufsätzen sich ausprägt. Fouqués 'Held des Nordens' war erwähnenswert als erstes Nibelungendrama nach Hans Sachs. Bei Rückert fehlen die 'Geharnischten Sonette'. Kopisch ist mit vier Zeilen abgethan, und statt 'Anekdotendichter' dürfte man ihn wohl besser einen wirklichen Dichter des Volkslebens, des heimischen wie fremden, nennen. Zu scharf und absprechend scheinen mir u. a. beurteilt Gutzkows Lustspiele, Jordan, Scheffel, Schack. Bei manchen Personen finden sich Bemerkungen, die, gleichviel ob sie Tote oder Lebende betreffen, wie beleidigend klingen, so wenn von W. von Humboldts 'geistreichem Altweibergesicht' gesprochen wird (S. 46), oder die Auslassungen über Stahr (S. 237), Bodenstedt (und Geibel) S. 508, Greif S. 520. Auch der Ausdruck 'Meiningerei' (S. 537) erscheint wegen seines verächtlichen Sinnes ungerecht. — Endlich seien noch ein paar Versehen berichtigt. S. 21: Arndts 'Geist der Zeit' erschien nicht 1807, sondern 1805 [richtig in den Annalen]; S. 538: Dahn stammt aus Hamburg, nicht aus München; S. 546: H. Lorms eigentlicher Name steht nur im Register, nicht im Text; S. 558: O. Linke ist im Text, nicht im Register, fälschlich mit *ck* gedruckt, geboren ist er 1854 (nach Kürschner), nicht 1853; S. 738: J. Harts 'Homo sum' erschien 1890, nicht 1888. — Über die Auswahl und Beurteilung der Schriftsteller der Gegenwart und ihrer Werke — etwa über die ungemeine Hochschätzung von H. Böhlaus 'Rangierbahnhof' — werden und können die Meinungen sehr auseinandergehen; für Meyers Verhältnis zur jüngsten dramatischen Dichtung, als deren glänzendsten Vertreter er G. Hauptmann hinstellt, dürfte wohl schon das Erscheinen seines Werkes in der von P. Schlenther herausgegebenen Sammlung einen Richtpunkt angeben.

Doch ehe wir schliefsen, ist es noch unsere Pflicht, nach diesen fast allzu reichlich ausgefallenen Ausstellungen — um nicht eine falsche Vorstellung von dem wirklichen Werte des Buches zu erwecken — seine unleugbaren, zahlreichen und hervorragenden Vorzüge zwar kürzer, aber um so nachdrücklicher hervorzuheben; denn diese überwiegen die hier angeführten, aufser der Anordnung doch meist nur Kleinigkeiten und Einzelheiten betreffenden Mängel entschieden und bedeutend. Da ist zunächst die ungemeine, ja reichlich bekannte Belesenheit und Gelehrsamkeit des Verfassers zu rühmen, deren Spuren man allenthalben wahrnehmen kann. Dazu kommt der im allgemeinen durchaus glatte und ansprechende, ja zum Teil glänzende Stil, und die ausgesprochenen Urteile und ihre Begründung, die dargebotenen Analysen von Dichtungen und Charakteren wird man immer mit Anteilnahme lesen, auch wenn man nicht in der Lage ist, ihnen beizustimmen. Ferner ist es sehr zweckmäfsig, dafs Meyer in den Eingängen der Kapitel, gelegentlich auch im Innern, den allgemeinen politisch-, social- und kulturgeschichtlichen Charakter der behandelten Abschnitte in grofsen Zügen skizziert, daneben auf die bildende Kunst, Musik und Wissenschaft lehrreiche Blicke wirft, öfter auch vergleichend auf bedeutende Erscheinungen des Auslandes hinweist. Auch die zusammenfassenden Rückblicke am Schlufs der Kapitel sind meist ausgezeichnet. Einzelne Dichter sind in ganz musterhafter, fast monographischer Form behandelt, so vor allem seine ausgesprochenen Lieblinge Keller und Fontane, doch auch sonst sind wohlgelungene Darstellungen nicht selten, so besonders bei E. Th. A. Hoffmann, Heine, Platen, Grillparzer, Raimund, Auerbach, H. Böhlau u. v. a.

Als Gesamturteil möchte ich folgendes aussprechen: Das Buch schlechthin als gut oder nicht gut zu bezeichnen, ist unmöglich. Es enthält eine Fülle von trefflichen, geistvollen, zutreffenden Ausführungen und Urteilen, denen auf der anderen Seite auch einige Mängel und Einseitigkeiten gegenüberstehen. Es ist ein höchst beachtenswertes, anregendes, belehrendes und um so wertvolleres Werk, als es aus unmittelbarem, lebendigem Zusammenhange mit der Gegenwart hervorgegangen ist. Stets wird man sich mit ihm abzufinden haben, doch darf man es nicht bedingungslos und ohne Kritik als Führer und Vorbild hinnehmen.

Breslau. H. Jantzen.

Kleinere altsächsische Sprachdenkmäler, mit Anmerkungen und Glossar herausgeg. von Elis Wadstein. Norden und Leipzig, Soltau, 1899. (Niederdeutsche Denkmäler, herausgeg. vom Verein für niederdeutsche Sprachforschung, 6.) XV, 250 S.

Es war ein dringendes Bedürfnis der Wissenschaft, jedem Forscher auf dem Gebiete der niederdeutschen Sprachgeschichte stärker und stärker fühlbar, die seit Heynes dankenswerter Sammlung erheblich vermehrten kleineren Sprachdenkmäler des Altsächsischen aufs neue in gesicherten und zuverlässigen Texten mit den notwendigen kritischen und lexika-

lischen Beigaben in einer bequemen Ausgabe zu vereinigen. Als 1894 Gallées Edition erschien, zwar ohne Lexikon, jedoch durch einen Atlas mit Faksimilenachbildungen der wichtigsten Handschriften bereichert, durfte man zunächst glauben, dafs hierdurch dem besagten Bedürfnis abgeholfen sei. Es stellte sich indessen heraus, dafs seine Texte gänzlich unbrauchbar waren, indem nicht nur Druckfehler wie Sand am Meere sie entstellen, sondern, was noch schlimmer ist, falsche Lesungen in grofser Zahl durch die Schuld des Herausgebers in sie hineingekommen sind, und dafs diese Thatsache eine neue Vergleichung der Handschriften und einen neuen korrekteren Abdruck derselben nötig machte; das hat eingehend Steinmeyer in seiner ausführlichen Recension des Buches (Anz. f. d. Altert. 22, 266) dargethan, und es wurde jedem deutlich, der mit Gallées Texten arbeitete und auch nur auf die beigegebenen Faksimilia und frühere Abdrücke zurückging. Die vollständige Liste dieser Fehler Gallées übersieht man jetzt am besten in den kritischen Noten, die der neueste Herausgeber seinen Texten beigegeben und in denen er alle Abweichungen der älteren Ausgaben sorgsam verzeichnet hat. Diesem peinlichen Zustande einer gänzlich unzulänglichen Lösung jener dringenden Aufgabe hat Wadsteins Edition nun ein definitives Ende gemacht. Sie darf im ganzen als eine musterhafte Leistung philologischer Akribie im engeren Sinne bezeichnet werden. Da es sich bei der Mehrzahl der hier in Betracht kommenden Denkmäler um Glossen, also um mehr oder weniger isoliert überlieferte Worte handelt, so war naturgemäfs peinlichste Genauigkeit und nüchterne, vorurteilsfreie Betrachtung des rein Textlichen das erste und Haupterfordernis ihres Herausgebers; beide Eigenschaften besitzt Wadstein, wie sein Buch zeigt, in hervorragendem Grade. Weniger dagegen scheinen seine Begabung und Schulung in der Richtung auf litterarhistorische Fragen ausgebildet, wie sie sich an die wenigen zusammenhängenden Denkmäler anknüpfen lassen, die wir in altsächsischer Sprache haben; hier begnügt er sich mit einer knappen und klaren Wiedergabe der bisher vorgetragenen Anschauungen und führt diese nur in den Fällen selbständig weiter, wo das durch textkritische Erwägungen oder Beobachtungen nahegelegt wurde, während er eine selbständige kritische Besprechung jenen älteren Ansichten auch da nicht zu teil werden läfst, wo dieselbe notwendig war. Auf diesem Gebiete sind seine Anmerkungen zu den Texten mannigfacher Ergänzung fähig und bedürftig, soweit zusammenhängende Stücke in Betracht kommen. Vortrefflich und wertvoll ist dann wieder das am Schlufs beigefügte ausführliche Glossar, das, wie ich mich durch Stichproben überzeugt habe, nicht nur sehr vollständig, sondern auch von Zahlenfehlern frei ist.

Ich gehe im folgenden die einzelnen Denkmäler der Reihe nach durch, indem ich wichtigere neue Resultate Wadsteins bespreche und eine Anzahl eigener Bemerkungen anknüpfe; am Schlufs füge ich dann noch eine kurze kritische Betrachtung über das Glossar an. Meine drei im folgenden ein paarmal citierten Aufsätze mit dem Titel 'Saxonica' bilden die ersten Nummern einer längeren Reihe altsächsischer Einzelstudien und

werden demnächst in den Beiträgen von Paul und Braune den Fachgenossen vorgelegt werden.

Die erste Gruppe wird von den zusammenhängenden Denkmälern gebildet. 1) Taufgelöbnis. Mit ihm beschäftigt sich der erste Artikel meiner 'Saxonica'. Kirchenhistorische Erwägungen führen ebenso wie die Geschichte des Codex auf Mainz als Heimatsort des Denkmals, wo es für das ingwäonische Ostfalen im dortigen Dialekt aufgezeichnet wurde; so erklärt sich der Sprachcharakter, während andererseits der ingwäonische Südostwinkel Sachsens zum Mainzer Missionssprengel gehörte. Zeitlich hat man das Denkmal wohl etliche Decennien zu hoch hinaufgerückt. Die Interpolation in der dritten Antwort der Abschwörungsformel war ursprünglich eine Randglosse zur ersten und wurde vom Schreiber mißsverständlich und durch einen Fehler entstellt der dritten angehängt. Scherers Hypothesen über das Alter und die Fuldaer Heimat sind abzulehnen. Die Konzilienzahlen hätte Wadstein nach Hauck geben sollen, wie überhaupt ein Hinweis auf dessen Kirchengeschichte erwünscht gewesen wäre. — 2) Gernroder Psalmenkommentar. Die stark verstümmelten Überreste dieses wichtigen Denkmals haben durch Wadsteins neue Kollation entschieden ein authentischeres Gesicht erhalten, und auch in seiner Rekonstruktion beweist er hervorragendes Geschick, so daſs es kaum möglich sein wird, über das hier Gewonnene hinauszugelangen. In der Heimatsfrage scheint der Herausgeber Koegel beizustimmen, der die Fragmente im äuſsersten Westen des sächsischen Sprachgebietes lokalisiert; schon Heyne hatte sie nach Werden verlegt. Ich suche im zweiten Artikel meiner 'Saxonica' Koegels sprachliche Argumente sämtlich als nichtig zurückzuweisen; meiner Ansicht nach ist Halberstadt die Heimat des Denkmals, eine Annahme, zu der sowohl der Dialekt, soweit er überhaupt Verwertbares bietet, als die litterarischen Verhältnisse des dortigen Bistums stimmen. Was ich an Wadsteins Rekonstruktion des Textes im einzelnen auszusetzen habe, ist ebenfalls dort ausgeführt. Die Quellenfrage ist über Heynes und Steinmeyers Nachweise hinaus noch nicht weiter vorgedrungen: vielleicht haben wir es doch mit einer originellen Kompilation und nicht mit einer direkten Übersetzung einer lateinischen Vorlage zu thun. — 3) Essener Beichtspiegel. Anknüpfend an Koegels Nachweis, daſs die Handschrift in ihrem vordersten Teile aus Essen stammt, zeigt Wadstein auch für den letzten, der unser Denkmal enthält, daſs dabei an ein Frauenkloster gedacht worden, also auch er in Essen geschrieben ist. Jostes' Versuch, die Essener Handschriften in Hildesheim zu lokalisieren, wird mit Recht als miſslungen zurückgewiesen, während seine sachlichen Erläuterungen dankenswert und wichtig sind. Mit der Erklärung einer Anzahl von Stellen beschäftigt sich der dritte Artikel meiner 'Saxonica', in dem ich zugleich gegen einzelne lexikalische Behauptungen Koegels polemisiere. In der Litteraturübersicht hätte noch auf Jakob Grimms Kleinere Schriften 5, 125 und auf Wilmanns' wichtige Bemerkungen in den Gött. Gel. Anz. 1893 S. 539 hingewiesen werden sollen. Neben Wasserschlebens älterem Werke über die Poenitentialien

ist jetzt auch Schmitz, Die Bufsbücher und das kanonische Bufsverfahren (Düsseldorf 1898), zu berücksichtigen. — 4) Homilie Bedas. Auch dies Denkmal gehört, wie Koegel gezeigt hat, nach Essen und nicht nach Hildesheim; vgl. im übrigen den dritten Artikel meiner 'Saxonica'. — 5) Segen gegen *spurihelti* und Würmer. Gallées Annahme, dafs der erste Segensspruch wegen der Form *hers* in die Gegend von Münster gehöre, jedenfalls aber in die Nachbarschaft des Friesischen (vgl. Richthofen, Altfries. Wörterb. S. 797 a), könnte eine Stütze auch an den Oxforder Vergilglossen finden, die gleichfalls *wîhhers* bieten; denn auch diese Handschrift stammt aus Münster (vgl. Wadstein S. 151). — 6) Abecedarium nordmannicum. Durch die neue Lesung *is themo* statt *ist himo* ist die sprachliche Auffassung des Denkmals wesentlich vereinfacht. Jostes' Hinweis auf einen nach Ostfalen weisenden Kalender in der Handschrift ist wertlos, da sie aus ursprünglich getrennten Teilen besteht und dieser Kalender einem anderen Teile als unsere Merkverse angehört. Für Wilhelm Grimms Runenabhandlung war der Neudruck in den Kleineren Schriften 3, 111 mit zu citieren. — 7) Essener Heberegister. — 8) Werdener Heberegister. Nur das kurze rein deutsche Stück ist abgedruckt, eine neue Ausgabe des Ganzen von Dr. Kötzschke wird als in Vorbereitung befindlich angekündigt. — 9) Freckenhorster Heberegister. Unsere Münstersche Handschrift dürfte trotz Jostes' Verdacht, dafs die Urkunde Erphos von Münster von 1090 eine Fälschung sei (der diplomatische Nachweis dafür ist noch nicht geliefert), in das Ende des elften Jahrhunderts gehören. Die verschollene Handschrift Kindlingers soll nach einer Vermutung Ilgens gar nicht existiert haben, Fischers Abdruck vielmehr auf der Münsterschen beruhen: demgegenüber weist Wadstein aus den Varianten nach, dafs wir doch wohl das ehemalige Vorhandensein einer zweiten, altertümlicheren Niederschrift anzuerkennen haben. Vielleicht kommt sie durch einen glücklichen Zufall doch noch einmal wieder ans Tageslicht.

Die zweite Gruppe bilden die Glossen. 10) Eltener Glossen zu Matthäus. — 11) Essener Evangeliarglossen. 51, 34 *tuîtho mî* 'erhöre mich' möchte ich lieber von *twîthon*, mnd. *twîden* (Mnd. Wörterb. 4, 645 b) als mit Wadstein von dem im Monacensis des Heliand 2752 überlieferten *tugithon* ableiten, das entweder fehlerhaft (der Cottonianus hat *twîthon*) oder ein ganz anderes Wort ist. 54, 15 und 55, 9 *giwrohtid* 'divisum' leitet Wadstein von *wrôgian* 'aufhetzen, entzweien' ab, was schon rein lautlich nicht möglich ist, da die betreffende Form nur *giwrôgid* heifsen könnte, abgesehen davon, dafs *wrôgian* im Heliand (vgl. Schmeller, Glossar. saxon. S. 139 a) sonst nur 'anklagen, beschuldigen' bedeutet: entweder das Wort ist als *wrôhtian* anzusetzen und an das Substantiv *wrôht* 'Aufstand' (Hel. 4477. 4483) als sein nächstes Etymon anzuknüpfen oder es gehört als *wrohtian* zu dem mnd. *wrechte*, *wrochte* 'Zaun, Einfriedigung' (Mnd. Wörterb. 5, 778 a), was mir allerdings der frühen Metathesis wegen bedenklicher scheint (der Glossator hätte dann das 'divisum' seines Textes etwas allzu wörtlich als 'durch Zäune zerteilt' gefafst). 56, 17 *suli thes giwâdias* 'tractatus vestis' will Wadstein mit Steinmeyer (Ahd. Glossen

4, 298, 24) in *sulîches* bessern, wobei mir der Genitiv der Phrase unverständlich bleibt: ich möchte *suli* als Nominativ und Nebenform zu dem gewöhnlichen *sola* 'Sohle' mit einem aus lat. *solea* erhaltenen *i* fassen und an unserer Stelle als 'Saum des Gewandes' erklären, wodurch der Sinn erheblich gewinnen würde. — 12) Essener Gregorglossen. Hier mufsten eine Reihe der in Gallées Ausgabe verzeichneten Glossen gestrichen werden, da sie sich als Abdrücke von schlecht getrockneten Wörtern der Nebenseiten erwiesen. Bemerkenswert ist, worauf Wadstein hinweist, dafs die überwiegende Mehrzahl dieser Glossen zu einer einzigen Homilie Gregors (Nr. 38 über Matth. 22, 1—13) gehört, während sich sonst nur in langen Zwischenräumen vereinzelte Eintragungen finden. — 13) Indiculus superstitionum. . Ich behandle ihn ausführlich im ersten Artikel meiner 'Saxonica', wo ich auch das rätselhafte *yrias* plausibler als bisher zu erklären versuche; seine Entstehung setze ich in eine dem Friesischen benachbarte Gegend; mit dem in der Handschrift unmittelbar davor stehenden Taufgelöbnis (oben Nr. 1) hat er weder örtlich noch zeitlich etwas zu thun. Die Kapitularien Karls hätten nach Boretius citiert und benannt werden sollen; ferner war für die inhaltliche Erklärung der einzelnen Punkte dieser Instruktion für kaiserliche Verhandlungen auf die Schrift von Saupe (Programm des Leipziger Realgymnasiums 1891) zu verweisen. — 14) Lamspringer Glossen. — 15) Leidener Vegetiusglossen. 68, 3 scheint mir die in der Note wiedergegebene Überlieferung darauf zu deuten, dafs eins der *n* durch *g* ersetzt, also wohl *wagneros,* nicht *wanngeros,* wie Wadstein in den Text setzt, gelesen werden soll. — 16) Merseburger Glossen. Hier giebt Wadstein eine Reihe interessanter, von den früheren Herausgebern übersehener Federproben wieder, meist Namen, deren Sprachcharakter zu den sonstigen Merseburger Namen stimmt; plausibel ist die Vermutung, dafs auch das früher immer als Glossem von 'necessaria pulmenta' gedeutete Wort *haerdrad* (71, 18) nichts anderes ist als ein mit dem Texte in keinem Zusammenhang stehender, zwischen die Zeilen gekritzelter Name. Den Dialekt der Glossen betreffend schliefst sich Wadstein an Bremers bekannte Ansicht an, die dieser selbst allerdings neuerlich (in Pauls Grundr. d. Germ. Philol.[2] 3, 863) limitieren möchte, um die Glossen nicht aus dem Zusammenhang mit den übrigen altsächsischen Denkmälern herauszureifsen. Das von ihm beanstandete *stân* ist nach Wadstein vielmehr ..*scot.* (71, 17) zu lesen, das eine Form von *skiotan* sein könnte und dann wohl eher als Glossem zu 'intulimus' als zu 'occasionem' gefafst werden müfste; allerdings ist diese Deutung ganz unsicher. Rätselhaft ist auch die Adverbialendung *-luca* (71, 1), wenn nicht doch *-liica* dafür zu lesen ist; denn an ähnliche jüngere ags. Schwächungen (vgl. Sievers, Ags. Gramm.[3] § 43, 3) darf man natürlich nicht denken. — 17) 18) St. Petrier Bibel- und Mischglossen; Pariser Prudentiusglossen. — 19) Werdener Prudentiusglossen. 100, 2 *erthagat* 'terrulentum' vergleicht sich mit seiner saxonisierten hochdeutschen Neutralendung dem bekannten *suâsat* im Hildebrandsliede. — 20) 21) Werdener Prudentiusglossen (Fragment); Strafsburger Glossen. —

22) Oxforder Vergilglossen. Eine neue Kollation derselben durch Napier und Wadstein selbst hat nach derjenigen von Madan und Kluge noch korrektere Lesungen in einzelnen Fällen ergeben. 113, 7 *unbardhaht* 'impubis' möchte ich nicht mit Wadstein als *unbardoht*, sondern lieber als *unbardhaft* deuten; die Bildung ist sonst nicht belegt, würde aber aus der sonst bekannten reichen Masse ähnlicher Zusammensetzungen (Grimm, Gramm.[2] 2, 550) nicht herausfallen. — 23) 24) Wiener Vergilglossen; Gandersheimer Glossen.

Zum Glossar möchte ich folgendes nachtragen oder bessern. Gänzlich zu streichen sind folgende Worte: *andflîtan* (die Stelle 14, 9 im Gernroder Psalmenkommentar ist anders aufzufassen, vgl. 'Saxonica' 2), *elkor* (*heccor* 92, 8 ist wohl mit *ekir* 63, 15 identisch), *etto* (ist wohl mit *efto*, *ehto* identisch), *himillîk* (*himilik* 14, 25 wird in *himilisk* zu bessern sein, vgl. 'Saxonica' 2), *inrrâgon* (eine unmögliche Zusammensetzung; *inurragant* 67, 25 ist mit Korn als *interrogant* zu lesen), *midi* (20, 12 ist das Wort sicher Präpositionaladverb und nicht Adjektiv, vgl. schon Müllenhoff, Zeitschr. f. d. Altert. 14, 132), *undâd* (das Schluſs-*t* verbietet 14, 14 diese Ergänzung von ...*at*; statt dessen ist *that* zu lesen, vgl. 'Saxonica' 2), *farwurdi* (14, 9 ist *ferwerdi* zu ergänzen, vgl. 'Saxonica' 2); ebenso nach den obigen Bemerkungen die Worte *sulîch*, *tugithon*, *wrôgian*. — Mehrfach scheinen mir die Fragezeichen, die Wadstein setzt, wo es unsicher sei, ob das Wort in den Denkmälern wirklich vorkomme (S. IX), zu unrecht zu stehen: so bei *askman*, *desamo*, *juktâm* (hier bezieht sich das Fragezeichen auf die Bedeutung, die aber doch nach dem ganz analogen *jukvak* im Werdener Heberegister sicher scheint; vgl. Heyne, Klein. and. Denkm.[2] S. 141 a), *sîthon*, *thurhslaht*, *fitilvôt*. — Von Quantitäten sind folgende zu bessern: *agenga* in *âgenga*, *orlôf* in *orlof*, *râdo* in *rado*, *skrîkon* in *skrikon*. — Die Angabe der Bedeutung ist mangelhaft in folgenden Fällen: *disk* 'Gericht' (vielmehr 'Tisch'; der Glossator hat sich, wenn er Vergils 'adorea liba' durch *brâdîne diski* wiedergab, wohl nicht an die eigentliche Bedeutung von 'liba', sondern mehr an den Wortlaut der Orakelprophezeiung gehalten), *girekon* 'hinleiten, hinführen' (vielmehr 'zubereiten', vgl. 'Saxonica' 2). — Bei *lok* 'Locke, Haar' wird fälschlich auf *hôvidlok* verwiesen, während ein Artikel *lok* 'Loch' ganz fehlt. — *gilendi* (23, 5) und *uurie* (113, 6) fehlen im Glossar. Die Worte *dîk* und *hêtha* im Freckenhorster Heberegister sollten, da sie an den betreffenden Stellen Appellativa sind, nicht im Register der Eigennamen stehen (vgl. auch Jakob Grimm, Kleinere Schriften 4, 209).

Jena. Albert Leitzmann.

William Hunt, The English church from its foundation to the Norman conquest (597—1066). London, Macmillan, 1899. XX, 444 S. 8.

W. R. W. Stephens und Hunt werden *A history of the English church* in 7 Bänden herausgeben. Dem vorliegenden I. Band wird

Stephens 'II.: 1066—1300' folgen lassen; die späteren Bände, bis 1800 reichend, werden Capes, Gairdner, Frere, Hutton und Overton liefern. Wesentlich als Faktor im Leben der englischen Nation tritt hier die Kirche auf; sie harrt noch einer Darstellung als Glied der Lateinischen Christenheit. Der Standpunkt ist hochkirchlich; als Schüler von Stubbs, dem der Band gewidmet ist, verschmäht es der Verfasser, die Gegenwart durchs Altertum oder gar durch Parteilichkeit zu verteidigen. Die Vorrede bekennt sich zum Wunderglauben, einmal weil Verfasser die Wunder des Neuen Testaments glaubt — aber scheinen ihm denn die Wunderthäter des Mittelalters in gleicher Weise göttlich, die Zeugen ebenso klassisch? —, sodann wegen der Unvollkommenheit heutiger Psycho- und Physiologie. Zugegeben, daſs manches Unerklärte im Menschenleben vor künftigem Blicke aus dem Mirakelland ins Gebiet seltener Naturvorgänge entschwinden werde: ein ungeheurer Rest von Mirakeln bleibt. Jeder Kulturhistoriker scheint mir verpflichtet, warnend auf dies Meer des Wahns zu deuten, ohne welches sein Leser die Einzelwelle falsch beurteilt. Und nirgends, wo Wunderglaube als Erklärungsgrund versagt, würde ihm das Mirakel weiter helfen.

Der Verfasser erzählt klar, lebhaft und leicht, dem populären Zweck gemäſs ohne Belege oder Einzelforschung. Eine reiche Fülle genauer Einzelheiten wird geschickt angeordnet, zumeist chronologisch und gern am Faden der Biographien, die den Glanzpunkt des Buches bilden. Die hauptsächlichen Ereignisse und Strebungen der englischen Kirche treten scharf hervor; aber über dem vielen Staatlichen, ja Kriegerischen, das Verfasser, vermutlich Anfängern zuliebe, aufnimmt, kommt er nicht zur zusammenhängenden Entwickelung einzelner Zweige kirchlichen Lebens, etwa der hierarchischen Verfassung, des Kirchenrechts, der Zucht und Sitte, des Aberglaubens, des Kultus, der Volksbildung, der Kunst und Litteratur. Weite Teilnahme für all dies verrät freilich mancher gelegentliche Satz. Der Leser, der von *Peter's pence* etwas wissen will, mag im Index Hilfe suchen, der neben Namen einige wenige Sachen nennt — nicht 'Heiligendienst, Reliquien, Heidentum' —; er findet auch in Marginalien und Seitenkopf Inhaltsangaben; die zwanzig Kapitel aber tragen unverständlich allgemeine Überschriften: *Activities* — *Recovery* — *Energy* — *Exhaustion*. Listen der Hauptereignisse, der Sprengel, der Erzbischöfe sind angehängt. — Was neuere englische Litteratur und unter den Quellen die Historiographie boten, scheint vollständig verwertet. Dagegen angelsächsische Homilien und Kanones hätten besser benutzt werden können; und gewiſs könnte dieser gelehrte Theolog über den christlichen Geist in der so stark kirchlichen Dichtung seiner Ahnen uns neue Gesichtspunkte offenbaren. Die wissenschaftliche Litteratur selbständig beurteilt zu sehen, kann man nicht in einem kurzen Abriſs verlangen. Allein hier hätte deutsche Litteratur leicht geholfen, wenn sich nicht Verfasser, mit einer in Oxford längst unmodernen Enge, insular gegen sie verschlösse. Unter den *Authorities* am Schlusse jedes Kapitels fehlt Deutsches fast ganz; für englische Anfänger mögen sie genügen. — Wie eng die Kirchen-

reform von Aelfred bis Dunstan vom Festlande abhängt, wird infolge eben dieser Insularität nicht deutlich; das Ordal, bei welchem das des kalten Wassers vergessen ist, erborgte seine Formeln dorther; über Cluny und Fleury war mehr, über Theodulf und Halitgar wenigstens etwas zu sagen. Aber auch über 'a certain Wulfstan' bleibt neuere Forschung unberücksichtigt; und die Identifikation des *Lupus episcopus* mit dem Yorker Erzbischof sollte bezweifeln nur, wer Besseres vorzuschlagen wüſste. Nicht hervorgehoben wird, daſs — im Gegensatz zum achten und zum endenden elften Jahrhundert — in den Menschenaltern vor der normannischen Eroberung die englische Kirche trotz litterarischen Lebens und monastischer Bewegung gegenüber der festländischen in der Theologie wie in der gesamten Entwickelung rückständig war. Harolds II. römische Politik war unglücklicher, aber nicht mehr 'selfish' als die Wilhelms. — Deutsche Philologen mögen Hunt[1] getrost zur allgemeinen Einführung benutzen, dann aber für Einzelfragen oder Sondergebiete Specialwerke heranziehen.

Berlin. F. Liebermann.

J. R. Green, The conquest of England. With portrait and maps. London, Macmillan & Co., 1899. 2 vols. XXVII, 332 and XII, 363 S. à 5 sh.

Gern meldet man, daſs ein gutes Buch billig geworden ist. Indem Greens Werk in die Eversley Series aufgenommen wurde, hat es an Zugänglichkeit sehr gewonnen. Im übrigen ist es seit der ersten Ausgabe von 1883 so gut wie unverändert geblieben; nur die beigegebenen Karten sind jetzt übersichtlicher. Wäre wirklich nichts zu bessern? In erster Linie wohl der Titel; das Buch ist thatsächlich eine Geschichte der Angelsachsen in der Zeit der Wikingereinfälle; die Eroberung des Landes durch die Germanen liegt voraus, und die durch die Normannen bricht mit der Schlacht bei Hastings ab. Unter 'conquest' muſs man nach der älteren Seite weniger, nach der neueren mehr erwarten. Aber andererseits ist es begreiflich, daſs man die Titelworte bewahrt, wie sie Green schrieb, bevor ihm der frühe Tod die Feder nahm. Die Charakteristiken von Stigand und Harold, die als Anhang beigegeben sind, zeigen, daſs er mehr zu geben beabsichtigte, und als Ausdruck dieser Absicht kann der Titel bestehen. Schwerer zu erklären ist es, warum im einzelnen, speciell in den litterarischen Angaben, nicht eine bessernde Hand eingriff. Sie würden es entschieden bedürfen. Als Beispiel hebe ich nur heraus, was über Alfred da steht. Vor ihm, sagt Green I, 179, gab es zwar eine englische Poesie: 'verses of Northumbrian singers (wo sind sie, abgesehen von denen Cædmons, der daneben separat genannt wird?), battle-songs and ballads (wo?); English prose hardly existed': zeigen aber nicht etwa die Gesetze von Aethelbert, deren alte Sprachformen noch in der späten Abschrift

[1] Auf nur 77 Seiten behandelte denselben Stoff Hunt: *The English church in the Middle ages* (bis 1377). 1888.

im Textus Roffensis hervorstechen, eine ganz klare, wohlentwickelte Prosa? 'The charters anterior to Alfred are invariably in Latin', citiert Green aus Palgrave; aber ein Blick in Kembles Codex dipl. hätte Green zeigen können, dafs schon seit Anfang des 9. Jahrhunderts eine Reihe Urkunden mit fliefsenden ags. Vollsätzen vorhanden ist. Die Annalen sind 'meagre', bis Alfred sich ihrer annahm: aber z. B. die zu 755 zeigt bereits einen recht guten Prosastil eines ohne Zweifel älteren Annalisten. Alfred selbst 'gave a West-Saxon (!) form to his selections from Baeda' (S. 182). Dieser Beda war 'among his earliest undertakings', sein letztes Werk aber die Übersetzung der 'Cura pastoralis': wie stimmt dazu die Vorrede Alfreds zur C. p., die sich als der Beginn seiner Übersetzungsthätigkeit giebt? Green hat immer gern verfolgt, was auf dem Gebiete der ae. Litteraturgeschichte geleistet wurde; er liefs sich von Earle belehren und von ten Brink; es würde ihn auch im Grabe nicht kränken, wenn er mit dem Fortschritt der Philologie auf dem laufenden erhalten würde, und sein schönes, materialreiches und frisch geschriebenes Buch würde solche Modernisierung verdienen.

Berlin. A. Brandl.

Fritz Roeder, Die Familie bei den Angelsachsen. Eine kultur- und litterarhistorische Studie auf Grund gleichzeitiger Quellen. Erster Hauptteil: Mann und Frau. Mit 1 Abbildung. Halle 1899. 8°. (Studien zur engl. Philologie herausgegeben von L. Morsbach, IV. Heft.)

Der Verfasser hat mit Fleifs das weitschichtige Material gesammelt und im allgemeinen auch richtig verarbeitet. Da die vorliegende Schrift jedoch, wie schon der Titel zeigt, nur ein Teil einer gröfseren Arbeit ist, so dürfte es vorläufig noch nicht angebracht sein, ein abschliefsendes Urteil über Wert oder Unwert derselben zu fällen. Ich will deshalb im folgenden nur auf einige Punkte hinweisen, die mir besserungsbedürftig erscheinen. So kann ich mich gleich der Ansicht, dafs Liebe vor der Verlobung und aufserhalb der Ehe bei den Angelsachsen keine Rolle gespielt habe (s. S. 16), nicht ohne weiteres anschliefsen. Denn abgesehen von der geringen Wahrscheinlichkeit, die für einen derartigen Zustand spricht, sind doch auch die vom Verfasser angezogenen Beweise nicht stichhaltig. Wozu rät denn der Spruchdichter der Jungfrau, ihren Geliebten durch einen Zaubertrank an sich zu fesseln, wenn Liebe keine Rolle spielt? Und soweit ich sehen kann, ist es doch nicht die reiche Mitgift, die Heliseus bewegt, um Juliana anzuhalten. Wenn der Verfasser auf S. 56 meint, dafs die dort angezogenen Verse der Sachsenchronik ihn an ein ahd. Verslein (Müllenhoff u. Scherer, Denkmäler, Nr. XXVIII b) erinnern, so kann ich nicht einsehen, worin hier die grofse Ähnlichkeit zu finden sei. Ob das letzte Citat auf S. 57 wirklich eine Begründung der Forderung, an gewissen Tagen nicht zu heiraten, ist, dürfte doch fraglich sein. Auch kann ich aus den blofsen Worten *hlâford* und *hlǣfdige* nicht er-

kennen, dafs der Wirkungskreis des Mannes im Gegensatz zu dem der Frau aufserhalb des Hauses liege (vgl. S. 90). Auf S. 102 sagt der Verfasser von Wealhpêow, dafs die Weichheit ihres Gemüts ihr nicht verboten habe, an der 'Prahlrede' Beowulfs (632—38) Gefallen zu finden. Wie sollte dem aber anders sein? Mufste nicht ihr für ihr Volk besorgtes Herz sich erleichtert fühlen, wenn ein Held wie Beowulf sich anheischig machte, den Unhold Grendel mit Einsatz seines Lebens zu bekämpfen? Die Ausführung, ob die 'Klage der Frau' und die 'Botschaft des Gemahls' besser der epischen oder der lyrischen Poesie zuzurechnen seien (s. S. 124 bis 125), fällt aus dem Rahmen der vorliegenden Arbeit. Schliefslich möchte ich noch auf eine Eigentümlichkeit hinweisen, die sich durch die ganze Schrift hinzieht: den allzu ausgiebigen Abdruck der Belegstellen. So z. B. bei der Zusammenstellung der Ausdrücke für 'Ehe', 'Ehegatten', 'Ehemann', 'Ehefrau' u. s. w. auf S. 61—68. Auch die Verstärkung des Begriffes *â* durch das Adjektiv *riht* dürfte wohl eher in ein Wörterbuch als in eine kulturhistorische Abhandlung gehören. Wir würden über die thatsächlichen Verhältnisse gerade soviel wissen, wenn uns der Verfasser nur die einzelnen Ausdrücke mit Angabe ihrer Belegstellen aufgezählt hätte. Auch die auf S. 27—30 abgedruckten Ehekontrakte bleiben unverarbeitetes Material. Ähnliches liefse sich noch von einer Reihe anderer Stellen sagen.

Unbeschadet dieser Einzelheiten wird man sich jedoch im allgemeinen mit den Resultaten des Verfassers einverstanden erklären und den Fleifs anerkennen müssen, mit dem er sich seiner Aufgabe entledigt hat. Sicherlich wird uns Roeders Schrift nach ihrer Vollendung eine willkommene Quelle der Belehrung über die Verhältnisse des angelsächsischen Familienlebens sein.

Oxford. A. Hahn.

The complete works of John Gower. Edited from the manuscripts with introductions, notes, and glossaries, by G. C. Macaulay, M.A. (Vol. 1.) The French works. Oxford 1899. Pp. LXXXVII, 564.

It is a curious and notable circumstance that the poems of Gower — the friend of Chaucer, the learned and serious writer, upholder of Henry IV. and his new régime — should not have been collected and printed together till five hundred years after his death (he died in 1408). His long English allegory, the *Confessio Amantis*, was printed by Caxton during the author's life-time and twice again in the 16th century, till in this 19th century, there have been several editions, of which the best known is that by Dr. Pauli. The *Vox Clamantis*, a lengthy political work in Latin, long lay in obscurity, only seeing the light of print in 1850; other smaller poems have come out by degrees, at various recent dates, while the large French poem with which his name has always been credited has till now been lost. A careful and accurate edition of the English

Confessio Amantis, which should fulfil the requirements of modern scholars, especially of philologists, has become a necessity; and, while studying the poet and examining mss. with this end in view, Mr. Macaulay had the acumen and the good fortune to recognize Gower's long-missing French work in a ms. bought about 1895 and presented to the Cambridge University Library by Mr. Jenkinson, the librarian.

The materials were therefore now available for a full view of Gower's work such as we have never had before, and the scope of Mr. Macaulay's edition was wisely enlarged. The *Confessio Amantis* was the first object of his book, but the newly-discovered text to be printed, and the new light that his writings in different languages and at different dates were found to throw upon one another, and upon the life of the author, left no doubt that a complete edition should be made, and the Oxford University Press requested Mr. Macaulay to undertake the whole. There will be four volumes, the first — before us — containing all the French poems; the second and third will contain the English works, for which a correct text of *Confessio Amantis* is promised; while the Latin works *Vox Clamantis* and *Cronica Tripertita* will occupy the fourth, together with such facts as can be gathered relating to the author's life and new conclusions as to his political development. It is a big task, but if the remaining volumes are executed up to the standard of excellence reached by the first we shall have at last a worthy record of the poet, ranking in the highest class.

How it was that so considerable a work of a well known poet as the *Mirour de l'Omme* became lost to sight the editor does not attempt to explain; the fact that it was written in French, the familiar use of which so entirely decayed in England within the next century may suffice to account for the disappearance of a work that can hardly have been popular; one or two copies in a language that became almost obsolete might easily be laid aside and forgotten. Thus it was with the Chronicle-poem on William Marshall of the thirteenth century, also with the writings, poetry and prose, of Nicolas Bozon of the earlier part of Gower's century; both Anglo-French, their very existence was forgotten till unearthed by M. Paul Meyer but a few years ago. The remarkable correctness of the text of the present ms. — only about thirty trifling corrections being required in the poem of nearly 30 000 lines — tends to the conclusion not only that this copy was written under the direction of the author, as Mr. Macaulay suggests, but that it may have been the only fair copy made. The date of the ms. is not indicated; the date of composition of the book is assigned from internal evidence to the years 1376—1379. It is thus the earliest of the poet's three chief works. Hitherto this French work has been known by the name *Speculum Meditantis*, a title which appears in Gower's own Latin description of his books, found in some mss. of the *Confessio Amantis*. But the editor points out that this description had undergone revision, and that in an earlier form the book was called *Speculum Hominis;* hence on finding

an Anglo-French poem entitled *Mirour de l'Omme*, the contents of which tallied with Gower's description, came a probability of the identification, afterwards converted into a certainty by many points of confirmation on comparison with Gower's known works.

The present volume contains the *Mirour de l'Omme; Cinkante Balades*, from the Duke of Sutherland's ms. at Trentham; and *Traitié pour essampler les amantz marietz* (a series of eighteen balades) from the Fairfax ms. (Oxford), collated with others; the whole edited with extraordinary care and fullness; no Anglo-French text has been yet issued in England with such masterly breadth of treatment and wealth of scholarship. A large body of notes discuss details of language, explain allusions, point out sources of stories, quotations, and sayings, and make illustrative references to other lines in Gower's poems. The editor has shown himself fully aware of 'the help which is to be derived from the French works in dealing with the Romance element in the English not only of Gower, but also of Chaucer and other writers of the time', and in the early portion of his Introduction (pp. XVI—XXXIV) he discusses in detail the questions of language, phonology and versification to be found in these poems by Gower. The student will be grateful also for a very full glossary 'intended to be a complete vocabulary of the language used by Gower in his French works, recording as far as possible every word and every form of spelling'. The value of this record is evident in taking stock of the language itself for that late period, as well as in its bearing on the history of English, as to which the Introduction further supplies us with a special list of words which are of interest for English etymology. Taking all this work together we gain also a very interesting estimate of the state to which the later Anglo-French had come through various sound-changes, shown by comparison with some other texts as Angier, Bozon, and the *Vie de St. Auban;* as well as a detail of the points which characterize Gower's personal use of it.

The reader will turn with interest to the editor's account of the *Speculum Hominis*, and will not be disappointed to find a careful digest of the subject-matter and notices of its literary form and character. Comparing the poem with the mediaeval treatises for the confessional, the *Somme des Vices et des Vertus* and the *Manual des Pechiez*, about two-thirds of the whole is found to consist of a kind of manual of vices and virtues classified and arranged, like these, but with more literary care and symmetry; this first part is in fact 'not a manual of devotion, but rather a religious allegory'. The second part attacks the vices of society and the errors of each class, and consequently the descriptions of the estates of man from the highest to the lowest will yield some interesting facts for the history of social manners; the last and smallest division contains a life of the Virgin as mediator, with praises and prayers addressed to her. These three parts follow consecutively, forming an harmonious whole, although the effect of unity is destroyed by the tedious and inordinate length of the descriptions of vices and virtues.

Mr. Macaulay sums up by saying 'our author has little sense of proportion and no dramatic powers'. He is however to be credited with some originality in the formation of his allegory out of existing materials, and with a respectable though monotonous style, relieved only here and there by passages of poetic beauty or imagination. The key to the dullness of the work appears to be that with the ideas of repentance of past folly, and of doing good to others he repressed his poetic talent of set purpose, and became a preacher, — 'not a very good one after all', says the editor, — ideas which he altered when somewhat later in life he wrote the *Confessio Amantis*. This is one of the points where the French and English works help the understanding of one another; and in truth several additions are made by the *Mirour* to the meagre details known of the poet's life and personality. He appears to have been a well-read man of his day, judging by his numerous quotations, though (like the moderns) it does not follow that he read the whole book in every case; the Bible however he seems to have known particularly well. The proverbial sayings embodied in the *Mirour* are very curious, and Mr. Macaulay does well to gather these together in his Introduction; in dealing with the illustrations from natural history, equally interesting as 'part of the literary baggage' of the time, he fails to note that probably much of it originated in Bartholomew the Englishman's *De Proprietatibus Rerum*. Finally, the evils and frauds depicted in London and in the country of which a summary is given, are worthy to be placed beside Langland's complaints before and Stubbes' (Anatomie of abuses) after Gower's day.

After describing the ms., the rest of the Introduction deals with the *Cinkante Balades* and with the *Traitié* in the same thorough manner, though as they are already known the same novelty does not attach to these poems. Their literary and poetic merit however is rated high, especially the *Balades* are said to be 'probably the best things of the kind that have been produced by English writers of French'; and as the first were probably and the second were certainly composed later in the poet's life than most of his other work they represent a different stage of personal power, and are thus on all accounts worthy of study. One word as to the editor's own style, which is direct and straight to the mark, he does not indulge in fine writing, but he gives us the benefit of a sure and informed criticism which has hardly left any side of his subject unnoted. The volumes containing the rest of Gower's work will be eagerly welcomed.

Oxford. L. Toulmin Smith.

J. E. Spingarn, A history of literary criticism in the renaissance with special reference to the influence of Italy in the formation and development of modern classicism. New York u. London, Macmillan, 1899. XI, 330 S.

Spingarn hat eine gelungene Rekognoszierung gemacht, einen Husarenritt durch die weiten Lande der italienischen, französischen und eng-

lischen Kunstkritik im sechzehnten Jahrhundert. Die Zeittafel der Werke, die er durchzugehen hatte, steht als Anfang auf S. 312 f. und flöfst Respekt ein vor seiner Belesenheit. Er hat erkannt und nach der Erkenntnis gehandelt, dafs solche Kunstfragen in der Renaissancezeit nicht von den germanischen Völkern, sondern von den Nachkommen der Lateiner ausgingen; dafs sie auch auf der englischen Insel nicht in nationaler Abgeschlossenheit, sondern in engstem Zusammenhang mit romanischen Mustern behandelt wurden; dafs sie daher ein internationales Studium erheischen. Hiebei ist es ihm freilich passiert, dafs er über der grofsen Masse des Materials wenig Raum und Intensität für die einzelnen Autoren übrig behielt. Aber Bahn hat er gebrochen; man wird z. B. fortan nicht mehr Sidney durchforschen, ohne Minturno und Scaliger mit in Betracht zu ziehen. Wer nach ihm die englische Kunstkritik der Shakespeare-Zeit abermals vornimmt, wird das zu vergleichende Material leichter und das Ende der Quellenfragen schwerer finden als bisher.

Den italienischen und französischen Partien von Spingarns gelehrtem Buche stehe ich lediglich als ein Lernender gegenüber. Zu nachträglicher Benutzung für die Bibliographie möchte ich empfehlen Fr. Klein, 'Der Chor in den wichtigsten Tragödien der franz. Renaissance', 1897.

Auf dem englischen Gebiete nimmt Sidney weitaus am meisten die Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Theoretiker vor ihm sehen im Poeten nur die Technik, das Handwerk, nicht das Genie. Da sind die Rhetorik-Verfasser Cox 1524 und Wilson 1553, die Spingarn mit Recht als die älteste Klasse ansieht; allenfalls könnte man noch die Aussprüche der Chaucer-Schüler über die 'süfsen Rhetorikblumen' ihres Meisters mit hieher rechnen, sowie Skeltons Selbstverherrlichung als Rhetoriker im 'Garland of laurel'. Da sind ferner als zweite Klasse die Tadler des Reims und Verfechter antiker Versmafse: Ascham, Gascoigne und ihr Kreis; die praktischen Dichter hatten ihnen vorangeleuchtet, Surrey mit dem Blankvers, Thomas Watson mit dem Hexameter, in gewisser Art auch der allitterierende Langland, der ja gerade durch die Reformation eine bemerkenswerte Auferstehung gefeiert hatte. Dann setzt, als Führer der dritten Klasse, Sidney ein, und indem er den Dichter verteidigt, stellt er an ihn auch höhere Ansprüche, verlangt Bedeutsamkeit des Inhalts und Harmonie der Form. Nur der unmittelbare Anstofs kam ihm von puritanischen Eiferern wie Stephen Gosson. Innerlich war in England schon längst das Bedürfnis nach einer Schützung und zugleich Hebung der Poesie gefühlt worden. Es wäre zu weit ausgeholt, wollte man auf die 'Vindicatio' der Poesie im 'Philobiblon' des Richard of Bury († 1345) zurückgreifen. Aber die Oktober-Ekloge des Spenser, die im selben Jahre wie Gossons Kapuzinerpredigt auf den Schreibtisch Sidneys fiel, ist da mit Nachdruck zu nennen: 'Abandon then the base and viler clown, Lift up thyself out of the lowly dust, And sing of bloody Mars, of wars, of giusts!' Und knapp ein Jahr vorher hatte Whetstone in der Vorrede zu 'Promos and Cassandra' erklärt, der Dramatiker solle Tugend lehren und einen natürlichen gewählten Stil pflegen (1578). Sidneys Programm lag

also bereits in der Luft. Zugleich war ihm die Art, wie er es ausführte, vorgezeichnet durch die Romanen; Spingarn weist auf eine Reihe Parallelen zwischen seiner 'Apology'[1] und Minturno, Scaliger, Trissino, Castelvetro hin; die Hinweise laden zu einer noch eindringlicheren Nachprüfung ein. — Von den Kritikern, die nach Sidney schrieben, doch vor seiner 'Apology' noch im Druck erschienen, ist Webbe 1586 erst auf dem Wege, ihn zu verstehen; und vom einsichtigeren, ausführlicheren Puttenham bemerkt schon der Ariost-Übersetzer Harrington, 'he doth prove nothing more plainly than that which M. Sidney and all the learneder sort that have written of it do pronounce' (1591). Die Vermutung, daſs die beiden Männer Sidneys glänzende Verteidigungsrede handschriftlich gekannt hätten, wird leider von Spingarn nicht näher untersucht, eher abgelehnt als geglaubt; die vollständige Vergleichung mit den gemeinsamen Quellen müſste hier zu entscheiden erlauben, ob sie wirklich ohne Anleihe bei Sidney gearbeitet haben. — Die Kunstkritiker der letzten Elisabeth-Jahre sind bloſse Nachzügler, die keine neuen Fragen aufwerfen, und selbst Bacon im 'Advancement of Learning' 1605 geht nicht wesentlich über Sidney hinaus.

Mehr hungrig gemacht als befriedigt hat mich am Schluſs von Spingarns Buch das Kapitel 'Romantic elements in Elizabethan criticism' (S. 296 f.). Auf zwei Seiten wird uns da gesagt, daſs keine Periode der englischen Litteratur 'is more distinctly romantic'; daſs gleiche Romantik auch für die Kritiker der Elisabeth-Zeit zu erwarten sei, und daſs in der That Wilson, Sidneys Lehrer Mulcaster, Daniel und Ben Jonson die englischen Traditionen gegen die klassicistischen Neuerer verteidigt hätten. Sollte demnach das Romantische lediglich im Nationalen bestehen? In diesem Falle stände es schlecht um Sidneys Romantik; denn was ihm an englischer Poesie gefällt, beschränkt sich auf Sackville, Surrey, Spenser und die Chevy-Chase-Ballade. Der Begriff wird anders zu fassen sein; ungefähr — er ist ja kein feststehender — als eine Vorliebe für das Phantasiereizende, Interessespornende, Gemütprickelnde, Schwärmereiweckende, oft in direktem Gegensatze zum Heimischen und Alltäglichen, nicht immer im Gegensatz zum Klassischen. Was von den Romantikern immer und überall bekämpft wurde, ist nicht die Antike — diese haben sie regelmäſsig gesucht —, sondern das Hausbackene und Schulmäſsige, die Engherzigkeit und die Philisterei. Romantisch ist entschieden die Auswahl, die Sidney unter den klassischen Autoren trifft: er liebt Pindar, Quintus Curtius und Apulejus; nicht bloſs Sophokles, sondern eher noch mehr Euripides, an dem ihm besonders die abenteuerliche Polydoros-Geschichte in der 'Hecuba' Eindruck gemacht hat; er bewundert an

[1] Indem ich Cooks Ausgabe der 'Apology' in dieser Zeitschrift CIII, 383 ff. besprach, stand ich, verführt durch die deutlich gedruckte Bemerkung '1898' auf dem Titelblatt meines Rezensionsexemplars, unter dem Eindruck, Cook habe die Ausgabe von Stuckburgh 1891 verwerten können. Nach brieflicher Mitteilung von Cook ist aber seine Ausgabe nach wie vor als Produkt von 1890 anzusehen, daher als eine Vorlage für Stuckburgh. B.

Plautus die ans Tragische streifende Komödie 'Amphytruo' und an Plutarch die mystischen Partien über die Ägypter, die Orakel und die Vorsehung. Romantisch ist es, daſs er darüber noch Sinn behielt für David und Arthur, für Petrarca und Boccaz, für Ariost und Sannazzero. Romantisch ist auch seine Betonung des Seherhaften und Überirdischen im Dichter, sowie sein schwungvoller, begeisternder und dabei doch mit realistischen Anekdoten gespickter Stil. Obwohl in der Theorie durchaus für klassische Geschlossenheit und Vornehmheit der Form, ist er praktisch doch ein Romantiker in Stoffwahl und Gefühlsweise, und gerade dadurch hat er diesen englischen Schulmeistern der Poesie Gedanken und eine gewisse Bedeutung geliehen — ohne ihn ständen sie ganz im Schatten der Litteraturgeschichte. Darum hätte ich ihn in Spingarns lesenswertem Buche gern noch mehr hervorgehoben und namentlich im Kapitel 'Romantic elements' direkt beachtet gesehen. Aber auch so dürfte Spingarns Arbeit hauptsächlich ihm zu gute kommen und ihm neue Forscher zuführen.

Berlin. A. Brandl.

A Life of William Shakespeare by Sidney Lee. With Portraits and Facsimiles. Third Edition. London (Smith, Elder & Co.) 1898.

Sidney Lees Shakespearebiographie wird den meisten Lesern des Archivs bereits aus eigener Anschauung oder aus einer der Besprechungen von Brandl, Conrad, Schröer u. a. (vgl. Shakespearejahrbuch XXXV, 303; XXXVI, 330 f.) bekannt sein. Der litterarische Ruf des Verfassers und das Fehlen eines gleichwertigen englischen Gegenstücks zu den verschiedenen deutschen Shakespearebiographien hat dem Buch von vornherein eine günstige Aufnahme gesichert. Binnen anderthalb Jahren sind bereits fünf Auflagen erschienen, ein Beweis dafür, daſs die Klagen der Gelehrten und Theaterdirektoren über das mangelnde Interesse des englischen Publikums für Shakespeare denn doch nicht so ganz berechtigt sind.

Lees Werk ist im wesentlichen ein Sonderabdruck aus dem Dictionary of National Biography; doch hat im einzelnen manche Änderung Platz gegriffen; hinzugetreten sind Anmerkungen aller Art und Exkurse über Bibliographie, die Grafen Southampton und Pembroke, den Buchhändler Thorpe, eine interessante Geschichte des elisabethischen Sonetts u. a. m. Nachbildungen des Droeshoutporträts und der Davenantbüste, ein Bildnis des Grafen Southampton, ferner allerhand Faksimilia von Originalunterschriften Shakespeares schmücken das schön gedruckte und auch sonst vorzüglich ausgestattete Buch.

Die neue Shakespearebiographie zeichnet sich in charakteristischer Weise von allen Vorgängerinnen aus. Lee ist bestrebt, sich streng auf Thatsachen zu beschränken, keine subjektiven Meinungen vorzubringen. Er giebt eine umfangreiche Sammlung von Zahlen, Namen und Fakten; die Schlüsse daraus überläſst er zum gröſsten Teil seinen Lesern. Über

eine Entwickelung Shakespeares von 'Verlorener Liebesmüh' und 'Heinrich VI.' bis hinauf zum 'Lear' und 'Sturm' erfahren wir so gut wie gar nichts. An neuen Thatsachen fehlt es aber keineswegs. Anspielungen auf Shakespeares Heimat werden aus verschiedenen Dramen, namentlich der 'Widerspenstigen Zähmung', nachgewiesen, seine Bewerbung um ein Wappen aufs eingehendste dargestellt, seine Einnahmen als Dichter, Schauspieler und Theateraktionär sorgfältig abgeschätzt, wobei sich ergiebt, dafs der arme Komödiant auch ohne Baconische Schweigegelder und ähnliche Ausgeburten moderner Phantasie sich sehr wohl zum reichen Grundbesitzer aufschwingen konnte. Ferner sind die Exkurse des Anhangs sämtlich wertvolle Bereicherungen unserer Kenntnis. Auch allerhand Nebenfragen der Shakespearekritik werden ausführlich besprochen: wir erfahren einiges Neue über die Verbreitung der Shakespeares in England und die Nachkommen des Dichters; die Frage nach der Echtheit der Bildnisse wird zu Gunsten des Droeshoutporträts entschieden; Denkmäler, Übersetzungen und Ausgaben werden gewissenhaft gebucht, eine besondere kleine Abhandlung ist der Folio von 1623 gewidmet. Nützlich ist ferner eine Zusammenstellung der wichtigsten Fälschungen in der Shakespearelitteratur, deren Wirkungen auch jetzt noch nicht völlig überwunden sind. Freunde kleinlicher Genauigkeit mögen schliefslich noch erfahren, dafs die wichtige Frage nach der Schreibung des Namens, ob Shakespeare oder Shakspere, nicht ganz sicher zu entscheiden ist.

Was Lee über Entstehungszeit und Quellen von Shakespeares Werken sagt, schliefst sich zum grofsen Teil an Bekanntes an. Wo er auf diesem Gebiet Neues bringt, ist er nicht immer glücklich; es finden sich öfters Behauptungen, die bei eingehenderem Quellenstudium wohl unterblieben wären. Die Amme in 'Romeo und Julia' soll Shakespeares Erfindung sein; thatsächlich ist sie schon bei Bandello vorhanden. Auch die Geschichte von Bianca, der Kontrastfigur zur widerspenstigen Käthe, soll des Dichters Zuthat sein; doch schon das alte Stück kennt die zuckersüfse Schwester, die nach der Hochzeit sofort ihren Eigenwillen herauskehrt. Jagos Frau Emilia soll erst Shakespeare in die Othellofabel aufgenommen haben; aber schon Cinthio erzählt von Desdemonas Vertrauter, der Frau des Fähnrichs. Dafs 'Romeo und Julia' zum Teil auf Painters Novelle beruht, wie Lee auf S. 163 im Gegensatz zu S. 55 behauptet, müfste doch auch erst bewiesen werden; was bisher bekannt ist, deutet nur auf Brookes epische Darstellung als Quelle. Beim 'Sommernachtstraum' fällt die Datierung auf — Winter 1594/5 —: zwei Hochzeiten werden als mögliche Veranlassungen aufgeführt; Sarrazins Untersuchungen, die den 2. Mai 1594 und die Vermählung der verwitweten Gräfin Southampton aufserordentlich wahrscheinlich gemacht haben, werden nicht berücksichtigt, wie überhaupt deutsche Vorarbeiten nur zum geringen Teile ausgebeutet sind; auch die deutlichen Beziehungen zwischen dem Pyramusspiel und Romeo und Julia hätten wohl eine Erwähnung verdient. Dafs Richard II. im Jahre 1601 zur Ermutigung von Essex und seinen Mitverschworenen wieder aufgeführt wurde, wird Lee auch wohl

nur wenigen glaublich machen; die gerichtliche Aussage des Schauspielers Phillips schliefst Shakespeares Stück doch ziemlich deutlich aus. Als Quelle für Troilus und Cressida vermifst man neben Chaucer und Lydgate vor allem den Roman Caxtons; auf diesen hatten deutsche Untersuchungen schon längst aufmerksam gemacht, wenn auch die beste Arbeit hierüber (Smalls 'Stage-Quarrel', vgl. Shakespeare-Jahrbuch XXXVI, 311) erst nach Lees Biographie erschienen ist. Dafs die Stelle in der Widmung von Venus und Adonis 'The first heir of my invention' eine verläfsliche Altersbestimmung ermöglicht, erscheint mir zweifelhaft; nur dafs dies Gedicht das früheste unter den nicht-dramatischen Werken des Dichters ist, möchte ich daraus erschliefsen. Auffällig ist ferner Lees Charakterisierung der Jugenddramen (S. 49); in ihnen sollen Tragik oder Komik unvermischt herrschen, während doch schon in der 'Komödie der Irrungen' tragische und schon in 'Romeo und Julia' komische Elemente sich finden.

Von einigen Versehen und Auslassungen, die mit den stets aufs Thatsächliche gehenden Bestrebungen des Verfassers schlecht im Einklang stehen, ist das Buch also nicht frei. Ferner wundert man sich, dafs Lee oft genug unsicheren Gewährsmännern traut und überraschend kühne Behauptungen aufstellt. Macbeth soll im Jahre 1605 begonnen, im nächsten Jahre vollendet worden sein. Eine so überaus genaue Datierung hätte doch wohl eine begründende Zeile verdient, zumal Lee sonst doch auch für Kleinigkeiten Raum übrig hat, z. B. den Weg ermittelt, auf dem Shakespeare von Stratford nach London reiste; oder bilden hier (wie auch an anderen Stellen?) Fleays unbestimmte Vermutungen die Quelle? 'Othello' soll am 1. November 1605 bei Hofe gespielt worden sein, 'Mafs für Mafs' am 26. Dezember desselben Jahres, das 'Wintermärchen' am 5. November 1611 (am 15. Mai 1611 sah es übrigens Dr. Forman); der 'Sturm' wird dem Sommer desselben Jahres zugewiesen. All diese Ansätze beruhen auf Mitteilungen Cunninghams, die an anderer Stelle unter den Fälschungen mit aufgeführt werden! *'Though these entries are fictitious, the information they offer may be true'* (S. 254), denn Malone war derselben Meinung und wird unzweifelhaft (!) echte Papiere vor sich gehabt haben, die jetzt leider verschwunden sind! Ähnliche unbestimmte Vermutungen führen Lee dazu, nach der herrschenden englischen Mode eine Reihe von Stücken zum grofsen Teil für nichtshakespearisch zu erklären. Bei 'Heinrich VI.' hat Shakespeare (vielleicht noch mit Hilfe eines anderen!) nur revidiert, verbessert und einzelnes hinzugefügt — *criticism has proved it beyond doubt!* Dann erfolgte eine endgültige Bearbeitung der drei Stücke, die von Marlowe begonnen, von Shakespeare vollendet wurde. Bei 'Titus Andronicus' hat letzterer nur einige 'Meisterzüge' angebracht, wie Eduard Ravenscroft (1678!) berichtet. Auch 'Der Widerspenstigen Zähmung' wird in zwei Teile zerlegt, von denen Shakespeare nur einen geschrieben hat; ähnlich geht es dem 'Timon', wo George Wilkins mitwirkte, und 'Heinrich VIII.', wo gar drei Verfasser anzunehmen sind: Shakespeare, Fletcher und Massinger; dafür wirkte ersterer wieder beim 'Perikles' und den 'Beiden edlen Vettern' mit. Gewifs ist ein solches

Zusammenarbeiten nicht unmöglich; aber in Shakespeares Falle sprechen denn doch zu viele Erwägungen dagegen, und als Gründe dafür lassen sich nur subjektive ästhetische Eindrücke verwerten, sowie die beliebten metrical tests; letztere sind aber schon deshalb verdächtig, weil sie ständig beweisen wollen, dafs die verschiedenen Mitarbeiter Akte und Scenen unter sich verteilt haben; solch ein mechanisches Zurechtschneidern von Dramen ist aber doch einem Manne wie Shakespeare schwerlich zuzutrauen. Bei 'Heinrich VIII.' zeigt sich der geringe Wert dieser ästhetisch-metrischen Kritik im vollsten Lichte. Ein Teil des Stückes soll sicher von Shakespeare herrühren, ein anderer ebenso sicher von Fletcher; nur eine Stelle macht Schwierigkeiten: das Metrum deutet auf Fletcher; aber die Scene ist zu grofsartig, um nicht von Shakespeare zu sein; folglich hat Shakespeare hier den Stil Fletchers nachgeahmt! Das heifst denn doch subjektivste Vermutungen an Stelle wissenschaftlicher Untersuchung setzen.

Interessant ist Lees Haltung gegenüber einigen in letzter Zeit häufig erörterten Einzelfragen. Carters Theorie, dafs Shakespeares Vater Puritaner gewesen sein soll, wird abgelehnt; auf eine genauere Erörterung der immerhin beachtenswerten Rekusantenliste von 1592 geht er nicht ein. Auch die Annahme einer italienischen Reise des Dichters weist er (mit bekannten Gründen) zurück. Sehr merkwürdig ist aber seine Auffassung von Shakespeares Eingreifen in den Theaterstreit am Ende des Jahrhunderts. Dafs er sich mit Marston und Dekker gegen Jonson verbündet habe, hält Lee mit Recht für ausgeschlossen; aber auch in der Charakteristik des Ajax in 'Troilus und Cressida' will er keine Anspielung auf diesen sehen; die bekannte Stelle von der Pille, die Shakespeare ihm verabreicht habe (Lee verlegt sie in das Jahr 1601), wird dahin gedeutet, dafs Jonson durch den jüngst veröffentlichten 'Julius Cäsar' auf seinem eigensten Gebiet (also der Römertragödie?) in Schatten gestellt worden sei! Eine überaus gewagte Erklärung, wenn man bedenkt, dafs die ersten erhaltenen Römerdramen Jonsons erst nach jener Stelle entstanden sind, und dafs unter seinen verlorenen Tragödien keine einen klassischen Titel trägt. Und selbst wenn Lee hier nicht an Jonsons Römertragödien denken sollte, so ist seine Annahme hinfällig; ich wüfste nicht, wie man zu dieser Zeit Jonson in erster Linie als Trauerspieldichter hätte betrachten können!

Den wichtigsten Teil des ganzen Buches bilden unzweifelhaft die Abschnitte über die Sonettenfrage. Hier giebt Lee eine eingehende Übersicht über die Sammlungen englischer Sonette aus dem letzten Jahrzehnt des sechzehnten Jahrhunderts. Mit einer bewundernswerten Beherrschung des Stoffes weist er nach, dafs all diese Sonettisten mittelbar oder unmittelbar bei Petrarca in die Schule gegangen sind, und dafs Wiederholung und Variierung derselben Motive für die ganze Dichtungsart geradezu typisch ist, ein autobiographischer Gehalt daher nicht anzunehmen sein wird. Shakespeares Sonette sollen nun zum gröfsten Teil im Jahre 1593/4 entstanden sein, als die Sonettsammlungen wie Pilze aus der Erde wuchsen und sich in nichts Wesentlichem von den

Dichtungen der Zeitgenossen unterscheiden, so daſs auch sie nicht viel mehr sein werden als poetische Stilübungen. Die dunkle Geschichte von der schwarzen Dame ist dann nichts Erlebtes, höchstens eine aufs äuſserste gesteigerte poetische Übertreibung einer flüchtigen Liebschaft, die dem Dichter niemals wirklichen Schmerz bereitet hat; die Anspielung in Willobies 'Avisa' wird zu dieser Deutung benutzt. Für autobiographisch hält Lee nur einige — nicht ohne Willkür ausgewählte — Gedichte, in denen Shakespeare sich an einen hochstehenden Freund wendet, und dieser Gönner soll Graf Southampton sein; die Pembroke-Fytton-Theorie wird scharf abgewiesen — wohl mit Recht. Die berühmte Widmung der Sonette an *Mr. W. H., the onelie begetter of these ensuing sonnets*, soll sich aber nicht auf den 'Erzeuger' der Gedichte, d. h. denjenigen, der sie angeregt hat, beziehen, sondern — in höchst prosaischer Weise — auf einen kleinen Buchhändler, William Hall, der dem Verleger Thorpe auf mehr oder minder krummen Wegen die Handschrift verschafft hatte (ae. *begietan* = verschaffen); alle tiefen Schlüsse und geistreichen Folgerungen aus dieser Widmung zerflieſsen also in nichts. Es ist schwer, ohne Lees umfassende Belesenheit in den entferntesten Winkeln der Renaissancelitteratur seine Theorie voll anzunehmen oder bestimmt abzulehnen. Aber wenn man auch seine Datierung der Sonette annimmt, seine Deutung des Wortes *begetter* für möglich hält und glaubt, daſs einem Manne wie Hall der Titel 'Mr.' gebührte, so bleiben doch immer noch genug Schwierigkeiten übrig. Es ist sehr befremdlich, worauf schon Schröer aufmerksam gemacht hat, daſs mit den Worten der Widmung *'that eternitie promised by our ever-living poet'* die Unsterblichkeit gemeint sein soll, die Shakespeare sich selbst (und nicht dem Freund der Sonette!) geweissagt hat. Was Lee ferner an Übereinstimmungen mit zeitgenössischen Sonettsammlungen anführt, ist trotz seiner Fülle ziemlich wenig; es sind unerhebliche Ausschmückungen des eigentlichen Inhalts; daſs eine Geliebte als brünett besungen wird, weiſs er nur von einem Falle zu berichten (Sidneys Stella), und für den eigentlichen Kern unserer Gedichte, den Kampf zwischen Liebe und Freundschaft, führt er kein einziges Gegenstück an; er hätte wohl auch über die Sonettlitteratur hinaus zu Lylys 'Euphues' gehen müssen, um ein solches zu finden. Wenn er aber für diesen Kampf einen, wenn auch noch so dürftigen, autobiographischen Kern annimmt und aus anderen Sonetten Huldigungen für Southampton herausliest, obgleich die Gedichte beider Gruppen allerhand geborgte Motive enthalten, so ist doch kein Grund vorhanden, den übrigen Liebessonetten um gleichartiger, nebensächlicher Entlehnungen willen allen realen Inhalt abzusprechen. Gewiſs dürfen wir in Shakespeares Poesie nicht in demselben Grade poetische Beichten vermuten wie etwa in den Werken Goethes; sehen doch die meisten Renaissancedichter in der Poesie eine höhere, von aller Realität geschiedene Wahrheit — die eine Stelle von Sidneys 'Apology for Poetry' beweist hier mehr als alle Listen von entlehnten Motiven —; aber trotz der theoretischen Trennung von Leben und Dichten dringt doch bei den gröſseren Geistern des Zeitalters immer wieder das innerste persönliche

Empfinden ans Tageslicht; schon ein Mann wie Sidney verlangt für seine Sonette gröſsere Glaubwürdigkeit als für die Seufzer petrarchischer Reimschmiede; und kein Leser oder Hörer des 'Hamlet' oder 'Lear' wird sich des Eindruckes erwehren können, daſs hier bittere persönliche Leiden des Dichters Verse gestalten, mag auch die Darstellung im einzelnen durch allerhand fremde Elemente beeinfluſst worden sein. Und haben wir ein Recht, die erschütterndsten von Shakespeares lyrischen Erzeugnissen anders zu beurteilen als seine Dramen? Gewiſs hat sich Lee um die Deutung der Sonette ein bleibendes Verdienst erworben; er hat zuerst von allen englischen Erklärern darauf aufmerksam gemacht, daſs lange nicht jede Anspielung wörtlich zu nehmen ist, daſs man z. B. aus den Klagen über das nahende Alter noch keine Schlüsse auf die Entstehungszeit ziehen kann; aber weiter möchte ich ihm hier nicht folgen. Meines Erachtens hat er durch seinen Vergleich von Shakespeares Dichtungen mit der zeitgenössischen Lyrik gerade bewiesen, daſs Shakespeare einer der ersten gewesen ist, die der modischen Form einen seelischen Inhalt gaben, und wenn er daher die schwarze Dame möglichst verflüchtigen oder ganz ins Reich der Fabel verbannen möchte, so scheint mir eine solche Hypothese allem, was wir von Shakespeare wissen und mit guten Gründen vermuten können, zu widersprechen; dies würde eine so scharfe Scheidung zwischen Leben und Dichten voraussetzen, wie wir sie selbst einem Renaissancedichter schwer zutrauen können. Diese irrige Auffassung beherrscht aber Lees ganzes Werk. So groſs soll Shakespeares Objektivität sein, daſs wir sein persönliches Empfinden aus seinen Dichtungen nicht herauslesen können. Der Übergang von Komödie und Historie zur schweren Tragödie und von dieser zur Romanze soll keine Wandlungen in des Dichters Seele enthüllen, die Abschiedsworte Prosperos im 'Sturm' nicht persönlich zu verstehen sein. Auch deshalb nicht, weil eine solche autobiographische Deutung die Annahme voraussetzen würde, daſs Shakespeare in erster Linie ein begnadeter Dichter war, dem ein Gott zu sagen gab, was er litt und fühlte; für Lee dagegen ist er vor allem ein tüchtiger Geschäftsmann, der durch seine litterarischen Erfolge für sich und seine Kinder ein Vermögen erwerben wollte und dessen höchster Ehrgeiz (!!) sich darauf richtete, den alten, durch des Vaters Bankerott gefährdeten Ruf der Familie unter seinen Mitbürgern wiederherzustellen (S. 279). Eine solche Auffassung vom Wesen des Genius ist lehrreich, insofern als sie von einem litterarisch hervorragenden Landsmann des Dichters herrührt; aber ihre Berechtigung ist doch wohl nur sehr relativ: sie bildet das äuſserste Extrem, auf dem die 'realistische' Shakespearekritik nach so viel wilder Roman- und Mythenbildung auf der anderen Seite nunmehr angelangt ist. Es ist aber ein interessantes Zusammentreffen, daſs auch ein Buch, das alle subjektive Kritik vermeiden will, nicht nur in Einzelheiten immer wieder von diesem Grundsatze abweicht, sondern trotz aller scheinbaren Realistik einer Auffassung huldigt, wie sie sich subjektiver schwer denken läſst — lehrreich für die Methodik litterarischer Arbeit überhaupt.

Groſs-Lichterfelde. Wilhelm Dibelius.

Walter C. Bronson, A short history of American literature designed primarily for use in schools and colleges. Boston, U. S. A., Heath & Co., 1900. X, 374 S.

Bronson hatte sich bereits durch eine kritische Ausgabe von W. Collins (Athenaeum press series 1898) hervorgethan, als er die schwere Aufgabe übernahm. die ganze Litteratur der Vereinigten Staaten in einem historisch geordneten Katalog zu verzeichnen und knapp zu charakterisieren. Ein schmächtiges Büchlein ist es geworden, aber eins von denen, woraus man ungemein viel lernt. Bei allem Respekt vor dem zweibändigen Werk von C. F. Richardson, 'American literature 1607—1885' (1887/9), kann ich nicht umhin, Bronsons Katechismus als die wissenschaftlich bessere Einführung in diesen immer wichtiger werdenden Teil der englischen Philologie zu empfehlen.

Zunächst ist die Gruppierung ebenso klar wie organisch. In der ersten Periode (Colonial period, 1607—1785) haben wir die örtlichen Unterabteilungen Virginien, Neu-England, andere Kolonien; in der zweiten, die die Revolutionszeit umspannt, tritt zunächst die politische Litteratur hervor, dann die Persönlichkeit Franklins, dann erst das bifschen Poesie; eine dritte bilden die unruhigen Jahrzehnte 1789—1815 — viel war darüber nicht zu sagen; die vierte, 1815—1900, zerfällt wieder nach örtlichen Gesichtspunkten in die New York writers, Southern writers, New England writers, writers of the middle states, Western writers. Die Charakteristik der einzelnen Erzeugnisse wird durch solch geographische Gruppierung wesentlich erleichtert. Auch die biographischen Angaben dienen diesem Zweck, sowie die Andeutungen über die steten Einflüsse aus England, die häufigen aus Deutschland, die selteneren aus Frankreich. Sobald dann Bronson zum Gesamturteil über einen Autor sich anschickt, weist er jede Überschwänglichkeit so weit von sich, dafs er manchmal fast ernüchternd wirkt. In Edgar Poe z. B. findet er bei aller Kühnheit der Phantasie einen geradezu analytischen Verstand. Longfellow ist ihm kein grofser Dichter — er besafs poetic vision and melodious song, ergab sich aber zu leicht der Sentimentalität des damaligen Zeitgeschmacks und der Lehrhaftigkeit seiner puritanischen Sphäre; er begnügte sich zu wenig to let incident, character, and scenery produce their own effect. Hawthorne erntet mehr Lob, aber auch er hatte und kannte seine Grenzen: the limitations of idealism. Bronson ist sich offenbar der zwei Seiten, die jedes Ding hat, immerfort bewufst, und das macht ihn kritisch. Ist es nicht auch ein bifschen Aufgabe des Litterarhistorikers, zum Lesen anzueifern? Nur wer selbst Chauvinist ist, würde darin Chauvinismus sehen. Trotz dieser kühlen Farbenwahl wirken Bronsons Bilder deutlich und oft bedeutungsvoll; obwohl sein Stil an das Telegramm streift, weifs er doch darzustellen. Über die Vollständigkeit, mit der er die Denkmäler verzeichnet, wage ich keine feste Meinung; zu viele Autoren, die er behandelt, habe ich nie gelesen. Unter denen, die ich kenne, hat mir allerdings Bret Harte als Lyriker — z. B. mit 'San Francisco', 'Grizzly',

'Jim' — so viel Eindruck gemacht, daſs es mir leid thut, ihn nur als Romanschriftsteller erwähnt zu finden. Viele von seinen Versen gehören zu jener für den Europäer gewiſs reizenderen Hälfte der amerikanischen Litteratur, die nur drüben, nicht irgendwo in der gebildeten Welt entstehen konnten. Auch misse ich im Negerkapitel ungern die Tiergeschichten und -lieder des Uncle Remus, von J. G. Harris, die mir in a new and revised edition by A. B. Frost, 1899, vorliegen (dank der Liebenswürdigkeit einer amerikanischen Hörerin, Miss Frank Miller); sie sind eigenartiger als O'Bryan, Whittier und noch ein Dutzend anderer Kunstdichter.

Einen besonderen Wert gewinnt das Büchlein durch die ausführliche Biographie am Schluſs. Was an Ausgaben, Lebensbeschreibungen und Studien jedes nordamerikanischen Autors vorhanden ist, dazu die kulturhistorischen Werke über jede Periode, die Chrestomathien, die Memoiren, die Gründungsjahre der Universitäten u. dgl. ist hier mit Fleiſs und Geschick zusammengestellt. Von seltenen Werken der älteren Zeit sind sogar Proben mitgeteilt. Möchten unsere Bibliothekare diesem Anhang von 28 enggedruckten Seiten ein recht fruchtbares Studium zuwenden!

Berlin. A. Brandl.

Robert Burns' Beziehungen zur Litteratur. Von Dr. Heinrich Molenaar (Heft XVII der Münchener Beiträge zur romanischen und englischen Philologie, herausgeg. von H. Breymann und J. Schick). Erlangen und Leipzig 1899. XII und 132 Seiten.

Carlyles seltsam fehlgreifende Ansicht über Robert Burns' 'Beziehungen zur Litteratur' gilt noch heutigestags in weiten Kreisen als tabu. 'He found himself in deepest obscurity, without help, without instruction, without model, or with models only of the meanest sort' — 'with no furtherance but such knowledge as dwells in a poor man's hut, and the rhymes of a Ferguson or Ramsay for his standard of beauty' —: vergeblich fragt man sich, wie es möglich war, daſs solche Behauptungen Carlyle aus der Feder flieſsen konnten. Daſs er damit den stärksten Anklang gefunden hat, begreift man eher.

Unter diesen Umständen ist das Erscheinen der vorliegenden Schrift, die sozusagen das Material aus den Akten beibringt, mit Freuden zu begrüſsen.

Wesentlich in Form einer bibliographischen Zusammenstellung belehrt sie über die — verhältnismäſsig sehr bedeutende — Belesenheit des Dichters, giebt sie Aufschluſs über seine litterarischen Sympathien und Antipathien. Oft kann sie sich auf direkte Angaben des Dichters, seiner Freunde, Korrespondenten, Biographen u. s. w. stützen; oft bieten ihr auch Anspielungen in seinen Gedichten und Briefen, bieten ihr jene Citate, von denen seine Korrespondenz geradezu durchsetzt ist, eine willkommene Handhabe.

Was Herausgeber, Biographen und Kritiker des Dichters an Quellennachweisen geliefert haben, verzeichnet Molenaar mit großem Fleiße und annähernder Vollständigkeit (der wichtige J. Logie Robertson ist leider unberücksichtigt geblieben); was er selber giebt, befriedigt nicht in gleichem Maße. —

Ich lasse die Ergebnisse einer genauen Durchsicht des Buches folgen — Berichtigungen, Zusätze, Nachträge —, wobei ich bemerke, daß ich Nachträge an Quellennachweisen im allgemeinen nur insoweit gebe, als ich nicht Gelegenheit haben werde, sie in den von mir vorbereiteten Burns-Studien zur Sprache zu bringen.

S. 1. Burns' charakteristischste Äußerung über seine Vorliebe für Citate findet sich in dem Briefe an 'Clarinda' vom 14. Januar '88: 'I like to have quotations for every occasion. They give one's ideas so pat, and save one the trouble of finding expression adequate to one's feelings,' *etc.*

S. 4. Wenn Burns Jakob V. als den Verfasser von *Christis Kirk of the Grene* und *The Gaberlunzie Man* betrachtete, so folgte er darin nur der Tradition; vgl. Childs *Ballads* V. 109.

S. 5. Über 'Burns' copy of Blind Harry's "Wallace"' vgl. *Notes and Queries* 4th S. IX, 236, 392. — Wie kam Burns zu dem Citat aus Gavin Douglas? Lag ihm etwa die 1710 erschienene Ausgabe der Äneis-Übersetzung von Thomas Ruddiman vor?

S. 6. Über Nichol Burn vgl. Chambers' *Songs of Scotland*, 1829, S. 305, oder besser Ebsworth's *Roxburghe Ballads* VI, 607. Das Lied *Leader-haughs and Yarrow* hatte Allan Ramsay in seinem *Tea-Table Miscellany* (1725) abgedruckt. — Aus Ramsays erster Antwort-Epistel an Hamilton citiert Burns in dem Briefe an Brown vom 30. Dezember '87 die Verse: 'And faith I hope we'll not sit dumb, Nor yet cast out.' — Die Verse 'A false usurper sinks in every foe, And liberty returns with ev'ry blow' stammen in der That aus Hamiltons Neubearbeitung von Blind Harrys *Wallace*; sie stehen Buch VI, Kap. II, S. 122. Ein weiteres Citat daraus, das Molenaar nicht verzeichnet, findet sich Buch II, Kap. I, S. 21: 'Then to the *Laigland*-Wood when it grew late, To make a silent and a soft retreat', — von Burns (nicht ganz wörtlich) angezogen in einem bekannten Briefe an Mrs. Dunlop (ChW[1] I, 442). Ein anderer Brief an Mrs. Dunlop (6. Sept. '89) bringt eine Anspielung auf Buch VII, Kap. IV, S. 170 des *Wallace*:

> Then he from Jop did take the Horn, and blow
> So loud, and shrill; he warned good John Wright,
> Who soon struck out the Roller with great Slight.
> Then all went down, when the Pin was got out, *etc.*

Durch den *Wallace* wurde Burns mit dem Schlachtrufe *Let us do, or die* vertraut, der denn auch in dem Kampfliede *Scots, wha hae wi' Wallace*

[1] Mit ChW bezeichne ich Wallaces Neubearbeitung von Robert Chambers' *Life and Works of Robert Burns*, mit HH den *Centenary Burns* von Henley und Henderson.

bled seine Stelle gefunden hat. Im *Wallace* las der Dichter von dem tapferen Sir John the Graham, dessen er in seinem Reisetagebuch vom 26. August '87 gedenkt, und den er in einem Briefe vom selben Tage an Robert Muir erwähnt. Und in der folgenden Stelle aus dem *Wallace* (Buch V, S. 67) wurzelt wohl der Schlufs seiner *Ode for Washington's Birthday*:

> But massie Armour, and deffensive Shield,
> Must to the *nervous Arm* of Wallace yield.

S. 8. Der Ausdruck '*Hale and weel and living*' stammt aus Ramsays Epistel 'To his Friends in Ireland who, on a Report of his Death, made and published several Elegies,' *etc.* Die fragliche Ramsaystelle hat Burns übrigens bei *Tam Samson's Elegy: Per Contra* (HH I, 225) vor Augen gehabt.

S. 10. Zwei kleine Ramsay-Reminiscenzen seien hier notiert: die Burnssche Zeile 'When fevers burn, or agues freeze us' (*Address to the Toothache*, III, 1) beruht auf dem Verse 'When agues shake, or fevers raise a flame' (*Health: Poems* 1751, II, 16), und Burns' 'her pauky een That gart my heart-strings tingle' (HH II, 105) ist ein Echo von *Christ's Kirk on the Green* II, 53 f. 'Meg.. wi' *her pinky een Gart* Lawrie's *heart-strings dirle.*'[1]

S. 14 ff. handelt Molenaar über die Autorschaft des vielumstrittenen Poem on Pastoral Poetry. Wie Chambers, Scott Douglas und andere glaubt er es Burns absprechen zu müssen; doch sind seine Argumente nicht gleichmäfsig überzeugend. Welchen Anlafs Burns gehabt haben sollte, den Stadtdichter Fergusson in einem Gedichte über pastorale Dichtung lobend zu erwähnen, leuchtet nicht ein.[2] Ferner: die Zeilen 3—6 von Str. VII ('Nae gowden stream thro' myrtles twines, Where Philomel,' *etc.*) liefsen sich mit der von Molenaar angezogenen Briefstelle sehr wohl vereinigen; sind sie doch ganz in spöttischem, ironischem Tone gehalten! Molenaars Behauptung, die Namen 'Sappho,

---

[1] Die Stelle aus dem Burnsschen Entwurf eines Liebesbriefes (ChW IV, 181), 'The lover who is certain of an equal return of affection is surely the happiest of men; but he who is a prey to the horrors of anxiety and dreaded disappointment is a being whose situation is by no means enviable' — *t* würde ich für eine Erinnerung an den Eingang des Ramsayschen Liedes *Mary Scot* halten:

> Happy's the love which meets return,
> When in soft flames souls equal burn;
> But words are wanting to discover
> The torments of a hopeless lover,

wenn der fragliche Gedanke nicht zu verbreitet wäre. — Auch im *Tea-Table Miscellany* (Vol. III) fand Burns jenes englische Liedchen, dessen Anfangsverse er fast wörtlich an einer Stelle seiner *Autobiography* (ChW I, 13; vgl. S. 319) reproduziert hat:

> Love, thou art the best of human joys,
> Our chiefest happiness below.

[2] Molenaar hält es für undenkbar, dafs Burns 'in den Besitz eines ungedruckten Manuskriptes' von Fergusson gelangt wäre: durch die Vermittelung von David Herd wäre das aber ganz wohl möglich gewesen.

Eschylus, Theocritus, Maro' seien sonst nirgends bei Burns zu finden, trifft auch nur für den Zweitgenannten und allenfalls noch für den letzten zu: bezüglich der Sappho kann ich Molenaar auf seine eigene Arbeit (S. 39 f.) verweisen, will aber aufserdem noch bemerken, dafs Burns einmal von einigen Versen Clarindas sagt, sie seien 'worthy of Sappho' (ChW II, 239), und ein anderes Mal an Mrs. Dunlop schreibt (März 1790): 'I would rather have such another sheet of your Prose, than a second Poem on Achilles by Homer, or an Ode on Love by Sappho'; — Theokrit andererseits erscheint neben Virgil in der Vorrede zur ersten Ausgabe seiner Gedichte (Kilmarnock 1786). Und dafs Burns zwar den Namen 'Virgil', nicht aber den Namen 'Maro' gekannt habe, das darf als völlig ausgeschlossen gelten.[1]

Fergusson kann als Verfasser des Gedichtes, so wie es uns jetzt vorliegt, d. h. mit der Anspielung auf Mrs. Barbauld in Str. III, ganz einfach deshalb nicht in Betracht kommen, weil er 1774 'after a period of insanity' starb und Miss Aikin, deren Gedichte 1773 erschienen, erst im Jahre 1774 den Rev. Rochemont Barbauld geheiratet hat.

Molenaar stellt — soweit ich sehe, als erster — die Hypothese auf, John Skinner habe das Gedicht geschrieben. Er stützt seinen Einfall auf eine Reihe von Gründen, von denen mir aber keiner zwingende Beweiskraft zu haben scheint. 'Skinner schrieb in dem Metrum des Gedichtes Episteln'; — allein in eben diesem Metrum schrieben hundert andere: 'by Fergusson's time ... it had become the common inheritance of all such Scotsmen as could rhyme' (HH I, 341). Sodann hätte Burns 'Gedichte' von Skinner erhalten, 'von denen einige in Johnsons Museum Aufnahme fanden'. Aber was Burns thatsächlich von Skinner erhielt, waren ein paar Liederbrocken und die bekannte gereimte Epistel 'O happy hour for evermair,' *etc.* Davon, dafs er sonst noch irgendwelche 'rhyming ware' von Skinner empfangen habe, ist absolut nichts bekannt. Auch ist es nicht richtig, dafs jene 'Gedichte' in Johnsons *Museum* aufgenommen wurden. Die Skinnerschen Lieder, die sich im *Museum* finden, sind nicht durch die Vermittelung ihres Verfassers dahin gelangt. — 'Ist unsere Hypothese begründet,' schliefst Molenaar, 'so mufs das Gedicht um 1770 entstanden sein, nachdem Barbauld und ehe Fergusson bekannt geworden waren.' Aber Mrs. Barbauld oder richtiger Miss Aikin ist erst 1773 mit ihren ersten Gedichten an die Öffentlichkeit getreten, während Fergusson bereits 1771/2 als der würdige Nachfolger Allan Ramsays gefeiert worden war!

S. 17. Darf man Beattie als 'Dichter schottischer Lieder' bezeichnen? Meines Wissens rühren von ihm her nur Str. VI in *There's nae luck about the house* und die ersten drei Verse von *The ewie wi' the crookit horn.*

S. 18. Andrew Erskine hat u. a. 'Town Eclogues' verfafst. — Lord

---

[1] Vom *'immortal Maro'* las Burns, um nur ein Beispiel anzuführen, in der fünften der von ihm so bewunderten Shenstoneschen Elegien.

Newbattle wäre besser nicht aufzuführen gewesen; vgl. HH III, 430. — Über Alexander Cunningham s. HH II, 371 und ChW III, 265.

S. 19. Genaueres über William Dudgeon im Dict. of Nat. Biogr.; vgl. auch Rogers' *Modern Scot. Minstrel* S. 46. Dudgeon ist der Dichter des bekannten Liedes *The Maid that tends the Goats*: s. ChW IV, 379. — John Geddes ist nicht 'unbekannt', vgl. das D. N. Biogr. XXI, 102. Der Verfasser von *Lewis Gordon* war aber gar nicht John, sondern Alexander Geddes (1737—1802), über den das DNBiogr. gleichfalls Auskunft giebt. Ein paar Verse dieses Alexander G. über Burns findet man in D. Irvings *Lives of the Scotish Poets* (1804) II, 408 f. abgedruckt.

S. 20. Die Angaben über Lapraik und sein Lied *When I upon thy bosom lean* sind nach HH I, 380 richtig zu stellen. Burns' seltsame Überschätzung der Lapraik und Genossen hat übrigens Walter Scott in einem Briefe an Lockhart (4. März 1828) geistreich zu erklären versucht. — Im Verzeichnis derjenigen von 'Burns' Zeitgenossen', die als Liederdichter hervortraten, vermisse ich John Clunie (s. HH III, 351), John Ewen, Dougald Graham (s. Henry G. Bohns *Burns* S. 528), Richard Hewit (s. ChW IV, 372), Hector Macneill, James Morehead (s. Bohns *Burns* S. 519), John Tait (Verf. von *The Banks of the Dee*; vgl. ChW III, 410). Vorher schon wäre Lord Yester anzuführen gewesen; s. ChW IV, 378 f. — 'His bonnet stood ance fu' fair on his brow' beginnt die achte Strophe der Ballade *Were na my heart light, I wad dee* von Lady Grizzel Baillie.

S. 21. Das Lied *Craigieburn Wood* rührt nicht von Mrs. Grant of Carron her. Der wirkliche Verfasser ist mir unbekannt.[1]

S. 22. Watsons *Collection* gehört nicht unter die 'Liedersammlungen'. — Über Pinkerton war eine genauere Angabe erwünscht; auf welche seiner Sammlungen beziehen sich Burns' Anspielungen?[2] — Airds *Selection of Scots Airs*, etc. (ca. 1784) citiert auch Burns einmal; s. ChW IV, 408 und dazu eine Notiz Cromeks, abgedruckt in Henry G. Bohns *Burns* S. 576. Das Lied *Where Cart rins rowin' to the sea* verfaſste Burns zu einer Melodie, die er im ersten Buche von Airds Sammlung unter dem Titel *The Weavers' March* fand; vgl. NQ 4th S. V. 261. — Robert Bremner (über den auch das Dict. of Nat. Biogr. einige Auskunft giebt) arrangierte mehrere Sammlungen schottischer Lieder 'for Voice and Harpsichord' (1749—64); er legte besonderes Gewicht darauf, möglichst gute Versionen der Melodien zu geben. — Der Titel des Cummingschen Werkes lautet: 'A Collection of Strathspeys or Old Highland Reells, with a Bass for the Violincello, Harpsichord, or Pianoforte. By Angus Cumming, at Granton. Strathspey. 1780.' — Ob Burns die erste Ausgabe von Herds

[1] Sollte Burns an der fraglichen Stelle (ChW IV, 43) sein eigenes Lied 'Craigieburn Wood' gemeint haben? Wir hätten dann anzunehmen, daſs sich seine lobenden Äuſserungen nicht auf den Text, sondern auf die Melodie des Liedes beziehen.

[2] Daſs Burns die *Ancient Scotish Poems* (1786) gekannt hat, darf als sicher gelten.

Scots Songs (1769) besessen hat, kann fraglich erscheinen. Jedenfalls citiert er in dem Briefe an G. Thomson vom Sept. '93 (ChW IV, 41) nicht nach der ersten, sondern entweder nach der zweiten oder nach der dritten Auflage. — Sir David Dalrymple, Lord Hailes veröffentlichte 1770: '*Ancient Scottish Poems*, published from the manuscripts of George Bannatyne, 1568.' — Des Rev. Patrick Macdonald († 1824) Sammlung von 'Highland Airs' erschien 1781.[1]

S. 23. Über Corri s. DNB XII, 250. — Zu den Lieder- oder richtiger Melodiensammlungen nachzutragen ist eine Publikation von Neil Gow, auf die Burns in einem Briefe an Thomson (ChW IV, 173) anspielt (vermutlich 'A Collection of Strathspey Reels, with a Bass for the Violoncello or Harpsichord'. Dunkeld). Auch hätten solche 'chap-books' Erwähnung verdient wie 'The Bachelor's Garland, containing five excellent new songs' (ChW III, 130) oder 'Six Excellent New Songs' (eb. 286).

S. 24. Das Donne-Citat 'Her pure and eloquent blood' etc. hat Burns offenbar aus Nr. 41 des *Spectator*, den er ja früh kennen gelernt hatte.

S. 25. Einige Abschnitte aus dem *Paradise Lost* fand Burns in Arthur Massons *Collection of English Prose and Verse for the Use of Schools*, seinem Schullesebuche. S. darüber Hugh Haliburton, *Furth in Field* (1894) S. 228.

S. 26. In dem Briefe an John Arnot (ChW I, 319) ist sicherlich zu lesen 'Fairest of God's creation, last and best! *How* art thou lost' — nicht '*Now* art thou lost', was Scott Douglas (IV, 116) bietet. An eine Parodierung Miltons hat Burns gewifs nicht dabei gedacht. — '(*Love*) ... *Reigns and revels*' aus *Par. Lost* IV 765 auch ChW II, 235, 253.

S. 27. Ich trage ein paar Milton-Reminiscenzen nach. Der Schlufsvers des *Allegro* hat in der Zeile 'Give me with gay Folly to live' (HH II, 250) ein Echo gefunden. Die 'iron tears' aus dem *Penseroso* V. 107 erscheinen in zwei handschriftlichen Versionen der *Ode to the Departed Regency Bill* (HH II, 390). Die *Lycidas*-Wendung (V. 9) 'and hath not left his peer' ist in das *Sonnet on the Death of Robert Riddell of Glenriddell* übernommen worden. Das berühmte Wort 'Licence they mean when they cry Liberty' (*Son.* XII, 11) klingt matt nach in der Burnsschen Zeile 'Nor Insolence assumes fair Freedom's name' (HH II, 145). An Miltons Gedicht *On Shakespeare* Z. 7—8 scheinen sich Burns' *Additional Stanzas to Fergusson* (II, 3—4) anzulehnen (HH II, 269).

S. 29. Burns' Prologe sind keineswegs 'dem direkten Einflufs Shaksperes zuzuschreiben'; vielmehr folgen sie in der Technik durchaus den 'traditional lines originally laid down by Dryden' (HH II, 382).

S. 30. Auf Shaksperes 'O, for a muse of fire', etc. (Heinr. V., Prol. 1) spielt Burns an in einem Briefe an Mrs. Dunlop (*Correspondence*, ed. W. Wallace, S. 134): 'O for a muse, not of heroic fire but satiric aquafortis' etc. — 'As you like it': ChW III, 55. — Zu dem Burnsschen Verse

[1] S. auch Groves *Dictionary of Music* III, 446 f., 450.

'A lambkin in peace, but a lion in war' (H H IV, 29) vgl. Richard II. II 1, 173 '*In war* was never *lion* rag'd more fierce, *In peace* was never gentle *lamb* more mild'; zu 'his meddling vanity, a busy fiend' (H H II, 235) vgl. Heinrich VI. 2, III 3, 21 'O, beat away the *busy meddling fiend*'. — Aus Heinrich VIII. (III 2) citiert er die Worte 'he falls like Lucifer, never to hope again' in einem Briefe an Nicol (ChW II, 124).

S. 31. Romeo and Juliet II 2 76 f. ('*Tybalt's* death Was woe enough, *if* it had ended there') citiert Burns unkorrekt in einem Briefe an Peter Stuart (ChW III, 55). — Die 'milk of human kindness' aus Macbeth I 5, 18 erscheint in Burns' Briefe an Archibald Lawrie vom 14. 8. '87 (ChW II, 147). Eine weitere (parodistische) Anspielung auf Macbeth ist in der Epistel *From Esopus to Maria* enthalten: 'we'll ... dare the war with all *of woman born*' (H H II, 69); vgl. Macbeth IV 1, 80; V 3, 4. 6; 7, 3. 11; 8, 13. Daſs auch Davenants Macbeth-Bearbeitung Burns nicht unbekannt geblieben ist, beweist das folgende, nicht ganz genaue Citat in dem Briefe an Mrs. Dunlop vom 26. 3. '88:

> 'Speak, sister, is the deed done?'
> 'Long ago, long ago, long ago;
> Above twelve glasses since have run.'

S. Davenants *Macbeth*, Akt II. Ebenda singen die Hexen 'A round, a round, a round dance we', was Burns auch einmal — nur sagt er, soviel ich mich erinnere, 'they go' statt 'dance we' — in einem Briefe citiert. — Hamlet-Citate begegnen häufiger als Molenaar glauben läſst. Ich trage nach: I 2, 142 'Heaven and earth! Must I remember?': ChW I, 320; III, 373; I 2, 185 'In my mind's eye': ChW II, 241; I 5, 15 'I could a tale unfold,' etc.: ChW III, 21; II 2, 321 'Man delights not me, — nor woman neither': ChW IV, 63, 273; III 1, 63 'a consummation devoutly to be wished': ChW III, 238, IV, 179; III 1, 78 'But that the dread of something after death': ChW II, 117; III 1, 79 'The undiscover'd country, from whose bourn no traveller returns': ChW IV, 279; vgl. *Notes and Queries*, 5th S. III, 121; III 2, 78 'In my heart's core,' etc.: ChW II, 241; III 2, 406 'the witching time of night': ChW III, 325. — *Hamlet* I 5, 77 citiert Burns auch in dem Briefe an Mrs. Dunlop vom 2. August '88 (ChW II, 360). 'Unanointed' ist Popes (unnötige) Emendation für das überlieferte 'disappointed'.[1]

S. 33. Othello I 3, 81—85, 88 f. finden sich, ungenau citiert, auch in einem Briefe an James Sibbald (ChW II, 32). V. 136 derselben Scene ('hairbreadth 'scapes i' the imminent deadly breach') steht auch in dem Briefe an Murdoch vom 16. Juli '90 (ChW III, 188); die 'hairbreadth 'scapes' erscheinen auſserdem in einem Briefe an Clarinda (ChW II, 247). Auf Othello III 3, 161 scheint eine Stelle in Burns' Brief an seinen Bruder Gilbert vom 10. Juli '96 anzuspielen: 'If I am taken from their head, they will be *poor indeed*' (ChW IV, 278).

---

[1] 'False as dicers' oaths' (Hamlet III 4, 45) citiert Burns auch einmal; leider habe ich die betreffende Stelle verloren.

S. 34. Die Wendung 'more knave than fool' kannte Burns gewiſs nicht aus dem *Jew of Malta*, sondern aus *King Lear* I 4, 337. — Otway neben Shakspere zu stellen, war dem 18. Jahrhundert geläufig. Vgl. Popes Nachahmung von Horaz Epist. II 1, Z. 277 '[the tragic spirit] full in Shakspeare, fair in Otway shone.'

S. 36. Die Phrase *'all that'* findet sich doch nicht allein in der ersten Scene, sondern in allen fünf Akten von *The Rehearsal!* — Die Verse 'Hope, thou nurse of young Desire,' etc. bilden ursprünglich Air V. in Charles Johnsons *Village Opera* (1729). — Die Bickerstaff zugeschriebene Farce *The Spoiled Child* hat mit dem *Enfant Gâté* der Mme de Genlis nichts zu thun. S. auch Genest, *Some Account of the English Stage*, VI, 465 u. 591.

S. 37. Aus Homes *Douglas* (Akt II) stammt das folgende Citat, das sich in einem Briefe an Miss Dunlop (13. 11. '88) findet: 'what Glenalvon calls "The shallow fool of coward conscience".' Burns erwähnt Homes Tragödie in einer Notiz zu *Gill Morice*, s. ChW IV, 398. — Über die Huldigung, die ihm Burns in einem Prologe darbrachte, hat Home gewiſs nicht 'gelächelt'. Meiner Überzeugung nach hat er sie als etwas Selbstverständliches hingenommen. Man erinnere sich, daſs der groſse Hume 1757 nach der Aufführung des *Douglas* unserem Home zuerkannt hatte 'the true theatric genius of Shakespeare and Otway, refined from the unhappy barbarism of the one and licentiousness of the other!' Hatte doch sogar der Engländer Gray erklärt, das Stück habe 'retrieved the true language of the stage, which had been lost for two hundred years!'

S. 38. Die — übrigens nicht erst von Pope aufgebrachte — 'ruling passion' erscheint bei diesem Schriftsteller noch an anderen als den von Molenaar verzeichneten Stellen; vgl. EMan II, 138; Mor. Ess. I, 174, 181; II, 207.[1] — Ein zweiter Ausdruck aus Popes Pseudometaphysik, die *'lights and shades*, whose well-accorded strife Gives all the strength and colour of our life' (EMan II, 121), figuriert in Burns' *Autobiography:* s. ChW I, 20. — An *Essay on Man* II, 212 ff.:

> ... vice or virtue there is none at all.
> If white and black blend, soften, and unite
> A thousand ways, is there no black or white?

erinnern lebhaft die Anfangsverse der *Sketch in Verse* (HH II, 165); und aus Popes 'Lockenraub' oder 'Dunciade' mag auch der epische Eingang dieses Gedichtes mit dem nachfolgenden *'I sing'* geborgt sein. — Zu *Sketch in Verse* V. 35 (vgl. ChW III, 86) hätte auch herangezogen werden können Young, *The Complaint*, I, 68: 'How complicate, how wonderful, is man!'

S. 39. Das Citat aus dem *Essay on Man* (I, 14) 'catching the manners living as they rise' figuriert bereits in dem Briefe an Murdoch vom

---

[1] Mit dem Begriff der 'ruling passions' arbeitet Burns auch in seiner Charakteristik des Buchhändlers Creech, s. ChW II, 87.

15. Januar '83 (ChW I, 87).[1] — Der Titel 'Sappho Redivivus' (sic!) in Scott Douglas' *Burns* II, 194 rührt anscheinend von dem Herausgeber, nicht von dem Dichter selbst her.

S. 40. Der Anfang der *Epistle from Esopus to Maria* ist kein ungenaues Citat von Pope, *Eloisa to Abelard* 1—2, sondern eine Parodie darauf. — Wiederholt citiert Burns die Worte '(to) wipe away all tears from all eyes': — offenbar eine Kontamination von Revel. 7, 17 mit Pope, *Epilogue to the Satires*, V. 102: 'All tears are wiped for ever from *all* eyes.' — Pope, *Imit. of Horace*, Epist. I 1, 36 ff. darf vielleicht als Quelle für Burns' *New Year's Day, 1791*, V. 7—8 angesprochen werden. Der von Burns in einem Briefe gebrauchte Ausdruck 'the mob of mankind, that *many-headed beast*' (ChW II, 203) scheint auf V. 121 derselben Epistel anzuspielen.

S. 41. Pope, *Temple of Fame* 410 findet sich citiert in dem Briefe an Johnston vom 13. November '92 (ChW III, 375). — 'Give me to feel "another's wo"' (Burns an Clarinda, 6. März '88) ist sicherlich eine Anspielung auf Pope, *The Universal Prayer*, V. 37: 'Teach me to feel another's wo'. — Mit *Essay on Criticism* III, 689 'Much was believed, but little understood' vgl. Burns' Zeile '*Much* specious lore, *but little understood*' (HH II, 235).

S. 42. 'Life's cares are comforts' steht *Night-Thoughts* II, 168.

S. 43. Der Name *Clarinda*, meint Molenaar, 'scheint von Young zu stammen'. Diese Annahme hat sehr wenig für sich. Der fragliche Name ist unter den 'arkadischen' der beliebtesten einer. Man begegnet ihm in Hunderten von Liedern;[2] auch in Schauspielen ist er nichts weniger als selten. Burns las ihn wiederholt bei Ramsay (Epist. an Gay); er las ihn in der *Faerie Queen* (Buch V), die genauer kennen zu lernen er gerade im Frühjahr 1787 Gelegenheit erhielt (s. ChW II, 96); er fand ihn in Fergussons Gedicht 'Fashion', im *Tatler*, im *Spectator* u. s. w. — Youngs Metapher 'the dark postern of time long elapsed' steht *Night* I, 223.

S. 44. 'Against the day of battle and war' liest man Hiob 38, 23. — Mehrmals citiert Burns die Maxime 'reverence thyself': ChW II, 183, 249, 340. Sicherlich schwebte ihm dabei Young vor. 'Revere thyself' heifst es *Night* VI, 128; 'highly reverence thy own nature' in *The Centaur not fabulous* VI; 'reverence thyself' in *Conjectures on Original Composition*.[3] — 'Day follows night, and night comes after day' schreibt Burns in einem Briefe an Mrs. Dunlop (ChW III, 133); vielleicht in Erinnerung an *Night* VI, 678 'Day follows night; and night the dying day'. — *Notes and Queries*

---

[1] Nicht sowohl aus dem *Essay on Man*, als vielmehr aus dem Gedichte *Eloisa to Abelard* (V. 91—92) stammt das Citat 'O happy state! when souls each other draw,' etc.

[2] Ich benutze diese Gelegenheit, um einen Irrtum des *Centenary Burns* zu berichtigen. Das früher nicht selten Burns zugeschriebene Lied *Before I saw Clarinda's face* kann nicht von Peter Buchan herrühren (HH IV, 76); es erscheint bereits im *Vocal Magazine* 1784, S. 186, als Nr. 713.

[3] 'While even the peasant ... learns *to venerate himself as man*' (Goldsmith, *The Traveller* 333).

4th S. VII. 449 wird erzählt, Burns habe einer gewissen Kirsty Flint ein Exemplar der Night-Thoughts ('18mo plainly bound in sheep-skin, Glasgow 1764') zum Geschenk gemacht mit der Bemerkung: 'Tak that, Kirsty; I hae got more sentimentalism from that book than from any work o' the kind I ever read'. — Burns' Verse *The Toadeater* (HH II, 249) erinnern stark an *Night* VI, 309 'Pigmies are pigmies still, tho' percht on Alps' und dürften in der That von dieser Zeile inspiriert sein. Nicht selten hat sich Burns Youngsche Phrasen zu eigen gemacht; ich weise hier nur auf die 'luxury of tears' aus *Night* VIII, 565, die in der *Inscription to Miss Graham of Fintry* (HH II, 136) auftritt, und auf 'Fate! drop the curtain' aus *Night* I, 27, welche Wendung in Z. 43 des *Prologue Spoken by Mr. Woods* (HH II, 145) eingeflossen ist.

S. 45. Die 'Eolian strains' in der *Address to the Shade of Thomson* sind vielleicht eher mit der 'Æolian lyre' in Grays *Progress of Poesy*, V. 1 in Verbindung zu bringen. 'No *lyre Æolian I awake*' hat Burns in seiner *Ode for General Washington's Birthday*, V. 2. — 'Join grief with grief, and echo sighs to thine' ist sicher ein wirkliches Citat, keine Parodie.[1] — 'To soothe the throbbing passions into peace' ist, *verbatim et litteratim*, citiert aus Thomsons *Autumn*, V. 968.[2] Man vergleiche hierzu auch die folgende Stelle aus Burns' *Autobiography*: 'My *passions* ... *raged* ... till they got vent in rhyme; and then conning over my verses, like a spell, *soothed all into quiet*' (ChW I, 17).

S. 46. Der Ausdruck '"*holding high converse*" with the Muses' (ChW IV, 224) braucht nicht von Thomson geborgt zu sein. Vgl. Malloch, *A Fragment* 66 'He *holds high converse* with the dead'; Shenstone, *Rural Elegance* 217 'With Nature here *high converse hold*'; Beattie, *The Minstrel* I. XL, 7 '[I] *held high converse* with the godlike few'; u. s. w.

S. 47 '*unhappy Wallace* ... *great* patriot hero' liest man *Autumn* 900 f. Vgl. auch Burns' Brief an Mrs. Dunlop vom November 1786 (ChW I, 442), worin der Dichter *Autumn* 901 vollständig citiert:

Great patriot hero! ill-requited chief!

Die Worte 'One well-spent hour', etc. sind ungenau wiedergegeben aus *The Masque of Alfred*, Akt I, Scene 6 (Thomsons *Works* 1757, III, 229):

One well-*sav'd* hour,
In such a tender circumstance *to lovers*,
Is better than an age of common time.

S. 48. Der Ausdruck 'philosophic Melancholy' steht *Autumn* 1005, 'virtue sole survives' *Winter* 1039. — *Summer* 1485 'Names dear to fame', etc. citiert Burns in zwei Briefen: ChW II, 20, 62. Vgl. auch *Additional Stanzas to Fergusson* II, 3 'But *dear to fame* thy Song immortal lives'. — Thomsons Lied *For ever, Fortune, wilt thou prove* nennt Burns einmal

[1] 'Sigh'd back his sighs, and groan'd to ev'ry groan' finde ich bei Addison (Übers. von Ovid, *Metam.* III, 608); 'I'll number groan for groan, and tear for tear' in *The Fair Penitent*, Akt V.

[2] Ich citiere die *Seasons* nach der Ausgabe von Robertson, Oxford 1891.

'a charming song' (ChW III, 409). — Im folgenden gebe ich einige Notizen über Burns' Verhältnis zu Thomson, da mir Molenaars Darstellung gerade in diesem Punkte gar zu lückenhaft erscheint.

Für seine Naturschilderungen (Wasserfälle, Überschwemmungen u. dgl.), seine Landschaftsskizzen hat Burns nicht selten einzelne Züge von dem Verfasser der *Seasons* geborgt. Überhaupt hat er von diesem für sein Naturempfinden gelernt; ich erinnere an die besondere Art der ästhetischen Bewertung einer stürmischen Winterlandschaft, wie sie sich in ganz gleicher Weise bei Thomson (*Autumn* 1327 ff., *Winter* 5 ff.) und bei Burns[1] dokumentiert.

Thomson kennt — ein Vorklang der Sentimentalitätsperiode! — die *χάρις γόων*:

> Sweet source of every virtue,
> O sacred sorrow! He who knows not thee,
> Knows not the best emotions of the heart,
> Those tender tears that humanize the soul,
> The sigh that charms, the pang that gives delight
> (*Agamemnon* V, 3),

er kennt die

> *finer feelings*, that ne'er *vex*
> The common mass of mortals, dully happy[2]
> In blest *insensibility*, etc.
> (*Tancred and Sigismunda* II, 8).

Ganz so Burns in dem Liede *Sensibility how charming*:

> *Dearly bought* the hidden treasure
> *Finer feelings* can bestow, etc.

Schon bei Thomson begegnet uns etwas Ähnliches wie jene 'universal sympathy with man', jene 'generous all-embracing Love', jenes 'warm, all-comprehending fellow-feeling', die nach Carlyle den Grundzug in Burns' Wesen bilden. Beiden Dichtern eignet neben der glühenden Freiheitsliebe ein brennendes, nur bei Burns sehr viel intensiveres Gefühl des Hasses gegen jede politische oder sociale Bedrückung; beide reden einer humanen Behandlung der Strafgefangenen das Wort; beide erstrecken ihr Mitleid auch auf die Tiere und geben z. B. ihrem Abscheu gegen die Jagd unverhohlen Ausdruck. Thomson wie Burns betonen stark den Wert des 'social life', der 'social joy';[3] sie sind sich einig in der Verurteilung der 'false joys which Luxury prepares'. Bei beiden erscheint ein scharf ausgeprägter Widerwille gegen materiell-niedriges Thun, gegen 'every *low pursuit*'.[4] Beide ergehen sich in heftigen Invektiven gegen die 'lawyers';

---

[1] S. p. 27 f. meiner Dissert. 'Quellenstudien zu Robert Burns für die Jahre 1773—1783', Halle 1899. — Für beide Dichter war übrigens, wie schon Robertson hervorgehoben hat, der Herbst diejenige Jahreszeit, in der sie sich am stärksten dichterisch angeregt fühlten.

[2] 'Welch ein verhängnisvolles Geschenk des Himmels ist eine empfindsame Seele!' (St. Preux in der *Nouvelle Héloïse* I, XXVI.).

[3] S. *Summer* 939 f.; *Autumn* 1347; *Agamemnon* III, 1; u. s. w.

[4] Vgl. *Winter* 220; *Sophonisba* IV, 2; — HH I, 190; ChW II, 183.

Thomson spricht von 'legal outrage' (*Autumn* 1288), 'legal furies' (*Liberty* V, 617), Burns von 'legal rage' (HH I, 228), 'legal thieving' (ib. 149).

> Grant me, indulgent Heaven, that I may live
> To see the miscreants feel the pains they give!

ruft Burns einmal aus (HH II, 252). Die Verse sind vollkommen aus Thomsons Fühlen und Denken heraus gesprochen:

> Ye sons of mercy! ...
> ... bid the cruel feel the pains they give
> (*Winter* 381),

> Oh is there not
> A time, a righteous time, reserv'd in fate,
> When these oppressors of mankind shall feel
> The miseries they give, etc.
> (*Sophonisba* I, 2).

Ich füge ein paar weitere Einzelheiten an. *Liberty* I, 26 ff.:

> the fair majestic Power
> Of Liberty appear'd. Not, as of old,
> Extended in her hand the cap, and rod, ...
> But, etc.

hat Burns offenbar bei dem Eingange seines Gedichtes *On Glenriddell's Fox* (HH II, 168) vorgeschwebt. *Liberty* IV, 1166 'Make a whole glorious people sing for joy' klingt nach in der *Ode for General Washington's Birthday* (HH II, 171); der Passus über Alfred in derselben war Burns durch *The Masque of Alfred* nahegelegt.[1] — In der *Address to the Unco Guid* geht der Vers 'Then gently scan your brother man' zurück auf *Summer* 1551 f.:

> The generous Ashley ... the friend of man,
> Who scanned his nature with a brother's eye,

allerdings erst auf dem Umwege über die folgende Notiz des *Commonplace Book* (März '84: ChW I, 105): 'I say any man who can thus think, will *scan* the failings, nay the faults and crimes of mankind around him, *with a brother's eye*'. — Die Zeilen (HH II, 218):

> Mark Scotia's fond-returning eye —
> It dwells upon Glencairn

sind *Autumn* 929, 32 nachgebildet:

> And full on thee, Argyle, ...
> Thy fond-imploring country turns her eye.

Aus *The Castle of Indolence* II, IV, 3 ('Dragging the *lazy languid line along*') übernahm Burns die *l*-Allitteration zum Malen des Schwerfällig-Trägen: 'They *loiter, lounging, lank* an' *lazy*' (*The Twa Dogs* 207). — Von Thomsonschen Wendungen hat Burns vielfach Gebrauch gemacht. Hier

---

[1] Z. 19—21 der *Ode* erinnern an die Stelle in *Alfred* II, 3:

> vile Servility that crouch'd and kiss'd
> The whip he trembled at.

nur der Hinweis auf 'haughty Gaul' (*Summer* 1486, vgl. HH III, 195), 'the enlightened few' (eb. 1714, vgl. I, 184), 'the mighty dead' (*Winter* 432, vgl. II, 157, 173).

Von den Shenstone-Citaten, deren Identificierung Molenaar nicht gelungen ist, stehen die ersten drei in den *Essays on Men and Manners* (London 1776, p. 11, 120, 132); das vierte Citat 'when one is confined idle within doors', etc. mag in Shenstones Briefen zu finden sein. Aus Burns' Briefe an Miss Chalmers vom 21. Nov. '87 (ChW II, 206) ist ein weiteres Prosacitat aus Shenstone nachzutragen: 'those who ... retire because they have made a good speech': s. Shenstone a. a. O. p. 38.[1] Über Shenstones Ballade *Jemmy Dawson* spricht Burns in einem Briefe an George Thomson, ChW IV, 42, No. 6. — Aus desselben Gedichte *The Poet and the Dun*, Z. 24, borgt Burns einmal die Wendung 'bid the critics go whistle' (HH II, 165).

S. 50. *To an Old Sweetheart* (HH II, 93) II, 1—2 wohl nach Grays *Elegy* XX, 3—4. Auch in Burns' *Epitaph for the Author's Father* meine ich die getragenen Töne der Kirchhofselegie nachzittern zu hören. — Wohl die erste Erwähnung Ossians ist in dem Briefe an Murdoch vom 15. Januar '83 enthalten. Danach wäre Burns spätestens im Jahre 1782 mit Macpherson-Ossian bekannt geworden. Aber schon ein Lied aus dem Jahre 1780 weist, wie ich in meiner Dissertation (S. 23 f.) gezeigt habe, deutliche Spuren Ossianischen Einflusses auf. — Cuthullins Hund 'Luath' wird auch im 1. und im 6. Buche von *Fingal* erwähnt, aufserdem in *Death of Cuthullin* und *Temora* I. — Zur 'Ossianfrage' waren auch *Twa Dogs* 27—8 heranzuziehen.

S. 51. Die Wendung 'the last of his fields' findet sich *Temora*, Book VIII (Abschn. 7): 'If there my standard shall float on wind, over Lubar's gleaming stream, then has not Fingal failed in *the last of his fields*'. — Die 'voice of Cona' kommt doch nicht nur an einer Stelle bei Macpherson vor! — Dafs Burns in der *Epistle from Esopus to Maria* 23 f. auf Ossian anspiele, ist mir sehr unwahrscheinlich. Nimmt er nicht auf ein Drama Bezug?[2] — Der Ossianische Ausdruck 'the narrow house' bebegegnet auch in Burns' Gedichten zweimal: HH I, 270; II, 231.[3] Das vollere 'the dark and narrow house' hätte Molenaar aus Ossian belegen sollen (z. B. aus *Fingal*, Book I). — 'Lowly laid' finde ich auch *Temora* II (Abschn. 28 u. 36), III (Abschn. 16), IV (Abschn. 19), etc. — Am 6. Dezember '92 schreibt Burns an Mrs. Dunlop: 'A few years ago, I could have lain down in the dust, careless, as the book of Job elegantly says,

---

[1] Auch Mrs. M'Lehose, die ja gleich Burns in Citaten zu schwelgen liebte, hat gelegentlich Shenstone angezogen; so figurieren die Schlufsverse von Shenstones 3. Elegie in ihrem Briefe an Burns vom 20. 1. '88 (ChW II, 260): 'Would ye the purple should your limbs adorn, Go wash the conscious blemish with a tear'.

[2] Die Biographia Dramatica verzeichnet (III, 12) eine Tragödie '*Malvina* 1786. Anon. Printed at Glasgow'.

[3] Zu dieser letzteren Stelle vgl. namentlich *Temora* IV 'Shall Cathmor soon be *low? Darkly* laid *in his narrow house?*' Dazu Grays *Elegy* IV, 3.

"careless of the voice of the morning".'[1] Aber er hatte diese Wendung nicht im Buche Hiob, sondern bei Ossian gelesen: 'O sun! ... thou art perhaps, like me, for a season, thy years will have an end. Thou shalt sleep in thy clouds, *careless of the voice of the morning*' (*Carthon*, letzter Abschnitt).

S. 52. Zu 'Edwins *simple tale*' war zu bemerken, dafs dies eine Anspielung auf *The Minstrel* I, Str. 2, Z. 9 ist.

S. 53. Die angeblich von Beattie herrührenden Zeilen 'The present moment is our ain, The neist we never saw' citiert Burns auch in einem Briefe an Brown, vgl. ChW II, 305.

S. 54. Über 'Burns und Cowper' vgl. ferner Egerton Brydges' *Censura Literaria* II, 42 ff. (1806); *Quarterly Review* XXXII, 217 ff., CXII, 177 ff. — In den *Notes and Queries*, 4th S. II, 400 ist eine Bemerkung wiedergegeben, die der jüngere Robert Burns einmal über seine von seinem Vater geleitete Lektüre gemacht hat: 'He encouraged me ... to study the works of the great English poets, and I had, under his tutorage, read Milton, Pope, *Cowper*, and many others', etc. — Eine deutliche Reminiscenz an *The Task* II, 29 ff. sehe ich in der Aufschrift *For an Altar of Independence* (1795), Z. 4 'Who wilt not be, nor *have a slave*.' — Robert Falconer ist nicht 1790, sondern bereits 1769 gestorben oder richtiger verschollen. Wenn Burns im Januar 1790 an Mrs. Dunlop schreibt: 'Falconer, the unfortunate author of the "Shipwreck" ... *is no more*', etc., so ist natürlich ein Irrtum von seiner Seite anzunehmen.

S. 55. Blair, *The Grave* 30 '... buried 'midst the wreck of things which were' citiert Burns auch in der Vorrede zu *The Scots Musical Museum*, Vol. II (ChW II, 290). — Die mir vorliegende Blairausgabe liest, in voller Übereinstimmung mit dem Burnsschen Citat (*Grave* 432): 'To those you left behind, *disclose* the secret'. — *Grave* 445 f. 'A very little time will clear up all, And make us learn'd as you are, and as close' erscheint unvollständig und ungenau wiedergegeben, ChW II, 345 (vgl. Scott Douglas V, 129) und III, 133. Weiterhin ist [aus *The Grave* 394] nachzutragen das Citat 'Death's thousand doors stand open' (ChW III, 380). — Der Ausdruck 'son of the morning' ist ursprünglich biblisch, vgl. Jesaj. 14. 12.

S. 59. Das Lied *On a Bank of Flowers* rührt von dem Shaksperеherausgeber Theobald her; es steht in dem — übrigens zum gröfsten Teil von Elkanah Settle verfafsten — Stück *The Lady's Triumph* (1718). — Poe dürfte zu streichen sein. Das Lied *Grammachree Molly* (besser bekannt als *Molly Astore)* ist von George Ogle (1742—1814), über den das Dict. of Nat. Biogr. Auskunft giebt. Es wurde veröffentlicht in *The Ladies' Magazine*, No. 35 (ca. 1785—92). S. auch *The Universal Songster* II, 364.[2] — Das Lied *Love is the cause of my Mourning* wurde zum ersten-

[1] Robert Burns and Mrs. Dunlop .... By William Wallace, Lond. 1898, S. 367.

[2] Über die Melodie, zu der Ogle sein Lied *Banna's Banks* ('Shepherds, I have lost my love') gedichtet hatte, spricht Burns in dem Briefe an Thomson, 7. 4. '93 (ChW III, 410).

mal im *Tea-Table Miscellany* (1724) veröffentlicht. Ramsay fügte die Signatur 'X.' bei, um anzudeuten, dafs ihm der Verfasser unbekannt sei. Vgl. Ebsworths *Roxburghe Ballads* VI, 232. — Das sog. *Fragment on Maria* ist nicht ein Citat aus Hurdis' *Village Curate*, sondern aus dessen *Adriano, or the first of June* (Hurdis, *The Village Curate, and other Poems*, etc. London 1810, S. 214). Einige Auszüge aus dem Village Curate hatte Burns im *Scots Magazine*, Bd. 51 (1789), S. 488 ff. gelesen.

S. 60. Die 'gentle Jean' (ChW IV, 387) dürfte identisch sein mit der 'lovely Jeanie Stewart' in Hamiltons *Interview of Miss Dalrymple and Miss Suttie*, V. 43. — Über George Pickering und seinen Anspruch auf die Autorschaft des Liedes *Keen blaws the wind o'er Donocht Head* vgl. Whitelaws *Book of Scottish Song* (1843) S. 373. Über Austin ib. 120.

S. 61. Burns' Notiz zu dem Liede *Polwart on the Green* hat starken Widerspruch erfahren. 'This is one of the songs', schreibt Cunningham, 'of which Sir Walter Scott says the authorship ascribed by Burns might be questioned. In the traditions of the muse, Scott will generally be found correct: his decisions were the result of many enquiries, and, as he had a memory which never deceived him, and a sagacity that rarely erred, he may be safely followed in all matters connected with song. Chalmers says, "Polwart on the Green" was written by Allan Ramsay: and in this he is followed by all authorities of any value, with the single exception of Burns. The internal evidence of the song is in favour of Ramsay'. Diese Ausführungen beziehen sich augenscheinlich auf die im ersten Teile des *Tea-Table Miscellany* unter dem Titel *Polwart on the Green* erscheinenden drei Strophen, deren erste mit den Worten beginnt 'At Polwart on the green, If you'll meet me the morn'. Wenn wir von den — offenbar älteren und deshalb kursiv gedruckten — Eingangs- und Schlufsversen absehen, mögen jene Strophen in der That von Ramsay herrühren. Aber David Herd giebt in seinen *Scots Songs* (1776, I, 274) drei weitere Strophen zu derselben Melodie ('Tho' beauty, like the rose, That smiles on Polwart green', etc.), ohne einen Verfasser zu nennen, und ich halte die Möglichkeit nicht für ausgeschlossen, dafs Burns diese späteren Zusatzstrophen gemeint hat. Sonst freilich wäre der 'Captain John Drummond M'Grigor' überhaupt zu streichen. — Mrs. Barbauld war keine Schottin; sie stammte aus Leicestershire.

S. 62. Die Zeilen 11—12 der von Burns in ein Werk der Hannah More eingetragenen Strophe lauten (HH II, 214):

> But kind still, I mind still
> The giver in the gift,

vielleicht eine Anspielung auf folgende Verse der genannten Dichterin:

> Teach us ... to lift our hearts to thee,
> And *in the gift the* bounteous *giver see*

(*The Search after Happiness*, Scene II). Und wenn Burns in seinem *Prayer: O Thou dread Power* schrieb (HH I, 231):

O, bless her with a mother's joys,
But spare a mother's tears,

so schwebte ihm hierbei wohl diese Stelle aus dem Eingange von Hannah Mores Drama *Moses in the Bulrushes* vor:

You taste the transports of a mother's love,
Without a mother's anguish.

Dafs die Gelegenheitsgedichte von Mrs. Dunlop, Mrs. M'Lehose und Mrs. Riddell 'wohl nie im Druck erschienen' seien, ist unrichtig. Mrs. Dunlop liefs 1790 einige ihrer Gedichte drucken, allerdings nur 'for private circulation'; vgl. ChW III, 225. Ein paar Lieder 'Clarindas' erschienen — von Burns' Hand verbessert — in Johnsons *Musical Museum*. Mehrere Gedichte von Mrs. Riddell findet man im *Edinburgh Magazine* für 1795—6 (vgl. *Notes and Queries*, 4th S. I, 553); auch veröffentlichte dieselbe Dame achtzehn ihrer Lieder in dem von ihr herausgegebenen *Metrical Miscellany* (1802); vgl. HH II, 422.[1]

S. 64. Massons 'Collection' ist durchaus keine Liedersammlung. — Zu Burns' Anspielung auf John Aikins 'Essay on Song-Writing in general' mufs bemerkt werden, dafs Aikin nur gesagt hatte (S. 12): '... it has been found that emotions of tenderness and gaiety are peculiarly adapted to song-writing. *Custom* therefore has *almost solely* confined the *general* subject of songs to love and wine, and it must be acknowledged that the nature of the composition, and the assistance of music, contribute to give these subjects a peculiar air of gracefulness and propriety'. — Aikins Abhandlung 'On the Application of Natural History to Poetry' (1777) findet sich erwähnt in einem Briefe an Professor Stewart (30. Juli 1790), den Henry March Gilbert in den *Notes and Queries*, 7th S. IV. 23 veröffentlicht hat: 'It is likewise, ever since I read your Aiken (sic!) on the poetical use of Natural History, a favorite study of mine, the characters of the Vegetable and the manners of the Animal Kingdoms'.

S. 65. Das Lied *The Cumberland Lass* steht D'Urfey, *Pills to Purge Melancholy* II, 133, 1712; IV, 133, 1719.

S. 66. Burns' Lied *John Anderson* ist keine 'Modernisierung des gleichnamigen Liedes in Percy's Reliques', sein *Duncan Gray* keine Nachahmung von *Corydon's Farewell.* — Bezüglich der Zeile 'He's blest if *as he brew'd, he drink*' verweise ich Molenaar auf Murrays Dictionary, s. v. *brew* 1 d und *drink* 10 d. — Den — übrigens tausendfach belegbaren — Ausdruck 'gore' fand Burns in Hamiltons Wallacebearbeitung mit besonderer Vorliebe verwendet. — Mit 'Dr. Percy's ballad to the air, "Nannie, O"' ist das Lied *O Nancy, wilt thou go with me* gemeint. Vgl. auch ChW III, 353; IV, 377. Burns' Urteil über das Lied halte man mit Aikins Kritik zusammen: 'The simple pathetic of Tibullus and the writers

[1] Zu den Dichterinnen nachzutragen ist Miss Seward. Ein Exemplar ihrer Versnovelle *Louisa* (1784) hat sich (nach *Burnsiana* I, 85) in Burns' Besitz befunden; es soll 'marginal notes from his own hand' enthalten.

of elegy, is most sweetly manifested in that charming song of Dr. Percy's, "O Nancy wilt thou go with me" *which has scarcely its equal* for real tenderness *in this or any other language*' (*Essays on Song-Writing*, [2]1774, S. 110).

S. 67. *Gilderoy* konnte Burns in einem Dutzend anderer Sammlungen gefunden haben, wie *The Westminster Drollery* 1671, Drydens *Miscellany Poems* 1716, Roberts' *Old Ballads* 1723, Thomsons *Orpheus Caledonius* 1733, *The Lark* 1740, Herds *Scots Songs* 1769, u. s. w.

S. 68. '*Great* souls by instinct to each other turn' steht Addison, *The Campaign*, V. 101. — An die Schlufszeile desselben Gedichtes 'And those who paint 'em truest praise 'em most' erinnern die Burnsschen Verse (HH II, 253):

> The more I praise my lovely theme,
> The more the truth I tell.

Zu Burns Anspielung auf *Sir Roger de Coverley* hätte bemerkt werden können, dafs sich dieselbe auf die folgende Stelle in No. 517 des *Spectator* bezieht: 'It being a very cold day when he made his will, he left for mourning, to every man in the parish, a great frize-coat, and to every woman, a black riding-hood'.

S. 69. Aus dem Schlusse des *Cato* citiert Burns einmal — nicht ganz korrekt — den Vers 'If I have done amiss, impute it not' (ChW II, 368). Z. 8 seines *Scots Prologue* (HH II, 148) 'A knave and fool are plants of every soil' gemahnt lebhaft an Addisons 'Falsehood and fraud shoot up in every soil, The product of all climes' (*Cato* IV, 4). — Swifts Gedicht *A true and faithful Inventory of the goods belonging to the Dean of St. Patrick* hat, wie mir scheint, Burns die Anregung zu seinem *Inventory* (HH II, 39) geliefert.

S. 70. Der Passus 'But I am an old hawk at the sport', etc. spielt offenbar an auf *Tristram Shandy* V, 7 (Kap. CXXV).

S. 72. 'To be feelingly *alive to kindness, and to unkindness*' citiert Burns aus dem Briefe 'Clarindas' vom 9. I. '88 (ChW II, 246).

S. 73. Das — von Molenaar nicht verzeichnete — Citat aus Mackenzie in dem Briefe an Lady Eliz. Cunningham vom 22. I. '89 (ChW III, 31) steht *Man of Feeling*, Kap. 34 (*Works of Henry Mackenzie*, Edinburgh 1808, I, 173). — Die Burnssche Zeile 'Light lay the earth on Billy's breast' (ChW IV, 117) parodiert augenscheinlich jenen Vers, den Mackenzie in der 'Bedlam scene' seines *Man of Feeling* (Kap. 20)[1] eine Wahnsinnige singen läfst: '*Light be the earth on Billy's breast*'.

S. 75. Zu der 'glorious story of *Buchanan and Targe*' hätte gesagt werden sollen, dafs dies eine Episode aus dem zweiten Teile des *Zeluco* ist (Kap. 64 u. 65).[2]

---

[1] Die 'Bedlamscene' kannte Burns bereits aus seinem Schullesebuche. S. Haliburton a. a. O. 228.

[2] Die 'last publication' Moores, von der Burns in einem vom 12. I. '95 datierten Briefe an Mrs. Dunlop spricht (ChW IV, 179), soll — nach Scott Douglas

S. 76. Über Francis Grose vgl. auch William Wallaces Ausgabe der Burns-Dunlop Korrespondenz, S. 192.

S. 77. Der Journalist Peter Stuart ist durchaus nicht unbekannt; vgl. Dict. of Nat. Biogr., LV, 76.

S. 78. Daſs Burns in dem für den Schauspieler Woods geschriebenen Prologe (Z. 19) auch auf Hume anspielt, kann nicht zweifelhaft sein. — Auszüge aus Robertson und Hume standen in Burns' Schullesebuch (Hugh Haliburton a. a. O. 228).

S. 79. 'Not that I am an *Utopian* projector', schreibt Burns in dem Brief an Dunbar vom 14. I. '90 (ChW III, 145). — Burns' Verse (HH II, 127) 'But golden sands did never grace The Heliconian stream' erinnern an Lockes bekannten Ausspruch 'It is very seldom seen, that any one discovers mines of gold or silver in Parnassus' (*Some Thoughts concerning Education*, § 174).

S. 80. 'Sympathy' ist das Thema, über das gleich das erste Kapitel in Adam Smiths *Theory of Moral Sentiments* handelt.

S. 83. Über William Derhams (1657—1735) *Physico-Theology* und *Astro-Theology* vgl. Watt, *Bibl. Brit.* S. 298 h, i und DNBiogr. XIV, 392.

S. 85. Zu William MacGill vgl. auch ChW III, 128 und HH II, 164. — Es kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daſs in Z. 22 der *Epistle to James Tennant* ('Perusing Bunyan, *Brown*, an' Boston') der Verfasser der *Self-Interpreting Bible* gemeint ist; vgl. DNBiogr. VII, 13.

S. 86. 'The Trial of a Saving Interest in Christ' ist der Titel des ersten Teiles von Guthries Schrift 'The Christian's Great Interest'. — 'Old Mansfield' in *The Libeller's Self-Reproof* ist der hervorragende Jurist William Murray, first Earl of Mansfield (1705—93), der im Jahre 1789 den Ausspruch that:[1] '*The greater the truth, the greater the libel*'.

S. 87. Über die Bücher von Fisher, Dickson, William Symons und Jelinger Symons hätten auf Grund von Watts *Bibliotheca Britannica* genauere Angaben gemacht werden können. — Thomas Salmon (1679—1767), dem Verfasser von *A New Geographical and Historical Grammar* (London 1749 u. ö.), ist im Dict. of Nat. Biogr. ein ausführlicher Artikel gewidmet. — Über William Guthrie giebt Watt sowie das Dict. of Nat. Biogr. (23, 384) Auskunft.

S. 88. Noch ein anderer Sinclair wäre hier anzuführen gewesen, George Sincla(i)r († 1696), der Verfasser des bekannten Werkes *Satan's Invisible World discovered*, auf das Burns in einem Briefe an Dunbar anspielt (ChW III, 442). — Die Daten zu William Marshall sind nach dem DNB zu berichtigen. — Ist mit 'Angola' (ChW III, 130) etwa Dr. John Ferriars Oroonokobearbeitung *The Prince of Angola* (1788) gemeint? — In diesem Abschnitt hätte auch der Schriftsteller Dr. James Mackittrick

---

und anderen — der Roman 'Edward' sein. Allein 'Edward' ist erst 1796 erschienen. Diese Schwierigkeit scheint Molenaar, der jene Behauptung wiederholt, gar nicht bemerkt zu haben.

[1] Oder, richtiger, gethan haben soll; vgl. *Notes and Queries*, 5th S. XII, 279, 299, 358.

Adair erwähnt werden sollen, mit dem Burns auf der 'Highland tour' (1787) eine Strecke zusammenreiste. S. ChW II, 187; IV, 390.

S. 89. Ist *The Pantheon* (ChW I, 14) wirklich eine Zeitschrift? Ich glaube vielmehr, dafs darunter das folgende, zu Anfang des 18. Jahrhunderts sehr verbreitete Schulbuch zu verstehen ist: 'The Pantheon; representing the fabulous Histories of the Heathen Gods and most illustrious Heroes' (London, Verlag von J. Walthoe). — Nach Gilbert Burns hätte sich unter William Burness' Büchern der Jahrgang *1772* des *Edinburgh Magazine* befunden (ChW I, 32). Vermutlich aber war es der Jahrgang *1774*, denn diesem sind zwei Lieder entnommen, die der Dichter zwecks Aufnahme ins *Musical Museum* an James Johnson schickte — *Powers Celestial* und *Could Aught of Song.*[1] Derselbe Band enthält das Gedicht *Behold the fatal hour arrive* (die Vorlage für Burns' Lied *Behold the hour, the boat, arrive*), das Burns aber auch aus *The Charmer* und anderen Sammlungen kennen konnte. Ob der Dichter auch *The Weekly Magazine or Edinburgh Amusement, published by W. & J. Ruddiman, 1773, vol. XXII* gekannt oder besessen habe, wie ein Korrespondent der *Notes and Queries* (6th S. I, 55) meint, mufs dahingestellt bleiben. Das daselbst S. 50 mitgeteilte Gedicht *Address of the Author to his Bed*, von dem eine Abschrift von Burns' Hand existiert, ist auch in *The Gentleman's Magazine* (Maiheft 1759) und in *The Muses' Mirror* (1783) zu finden, und Burns kann es ebensogut aus der letztgenannten Sammlung wie aus jenem Zeitschriftenbande kopiert haben.[2]

S. 90 ff. Die von Molenaar aufgestellte Liste der biblischen Citate, Anspielungen u. s. w. bedarf erheblicher Ergänzungen. Ich gebe ein paar Nachträge und bemerke, dafs sich die unbezeichneten Zahlen auf das Burnswerk von Chambers-Wallace beziehen.

Genesis 27. 29 (vgl. Num. 24. 9): III. 227, 426; 19. 14: HH II, 163. — Exod. 20. 7: III. 164. — Num. 20. 11: HH II. 257. — Deut. 13. 6 ('the wife of thy bosom'): HH I, 257; 28. 29 ('thou shalt not prosper'): III. 426. — 1 Sam. 1. 16 ('daughter of Belial'): II. 37; 3. 9: III. 195; 13. 14: III. 118, 280; IV. 86. — 2 Sam. 12. 7: II. 262. — 1 Kings 19. 19: II. 90. — 2 Kings 4. 40 (*'there is death in the pot'*): HH II, 258. — Job 3. 1: Henry G. Bohns *Burns* (London 1860) S. 622a; st. '3. 2' lies: 3. 4, 5, 6; 3. 17; II. 403; 5. 10: HH I, 303; 7. 6 ('swifter than a weaver's shuttle'): HH II, 45; 29. 13 ('I caused *the widow's heart to sing* for joy'): HH I, 246 (vgl. ChW III, 224); 31. 35: II. 183; 38. 23: III. 101; 40. 15 ff.: III. 288. — Psalm 44. 15 (vgl. Ezra 9. 7): III. 36; 89. 47: II. 319; 119. 168: II. 263; 128. 3: II. 166; 137: II. 366; 144. 3 ('Lord, what is man'): II. 344, HH II, 166; 147. 18: III. 224. — Prov. 14. 10: III. 80;

[1] *Notes and Queries,* 4th S. VIII, 161.

[2] Dagegen ist es mir sehr wahrscheinlich, dafs Burns den 9. Band des *Weekly Magazine* einmal in der Hand gehabt hat; denn hier fand er (*Verse zum Gedächtnisse Walter Ruddiman's* von W. O.; S. 287 f.) jenen Ausdruck *'dear departed shade'*, der durch sein Gedicht *Thou Ling'ring Star* zum geflügelten Worte geworden ist.

18. 22: HH II, 261. — Eccles. 2. 12: II. 140; 5. 13: II. 86, III. 325; 12. 5 ('Man goeth to *his long home*') HH I, 199. — Cant. 2. 5 (5. 8): II. 118. — Isa. 3. 15 ('*grind the faces* of the poor', etc.): III. 325 (vgl. auch HH I, 149, Z. 14—5); 29. 11 (vgl. Cant. 4. 12 und Dan. 12. 4): HH I, 1; 40. 6: III. 326; 57. 1: III. 56. — Jer. 7. 3: HH IV, 46; 9. 1: IV. 130, HH II, 190; 20. 10 ('watched for my halting'): IV. 110. — Lam. 3. 39: II. 344. — Zech. 10. 5 ('tread down their enemies in the mire', etc.): III. 187.

Matth. 5. 39: HH I, 248; 7. 6: II. 364; 7. 14 ('*and few there be that* find it'): *My Nanie, O,* V 2 (HH I, 250); 7. 25: Burns-Dunlop Korrespondenz, ed. Wallace, S. 134; 8. 12 (vgl. 13. 42, 50 u. s. w.): II. 38, HH II, 26; 11. 26 ('it seemed good in thy sight'): III. 389; 12. 43: II. 38; 14: HH II, 196; 18. 26: III. 258; 24. 8: II. 335. — Mark '3. 34' l. 3. 17. — Luke 16. 22 f.: HH II, 63; 17. 32 ('Remember Lot's wife'): ?[1] — John 3. 15, 16: II. 244; 5. 35: HH II, 26, 125. — Acts 7. 6 ('sojourn in a strange land'): II. 22; 10. 20: ('doubting nothing'): II. 369; 15. 18: HH I, 233; 17. 28 ('For in him we live, and move', etc.): HH II, 151, 262; st. '26. 24' l. 26. 25 (vgl. auch III. 227). — Rom. 12. 15 auch III. 224, 236; 13. 7: II. 86; 16. 7, 11, 21 (vgl. aber auch Phil. 4. 3): IV. 256. — 1 Cor. 13. 13 ('faith, hope, charity'): offenbar parodiert in *The Holy Fair* XXVI 7. — 2 Cor. 6. 8: II. 124. — 1 Tim. 6. 10 ('the love of money is the root of all evil'): III. 26, Z. 10. — Heb. 3. 13 ('while it is *called To-day*'): II. 356; 5. 4. ('called as was Aaron'): Scott Douglas' *Burns,* V. 139; 12. 21: II. 323. — Jam. 1. 17: III. 426, IV. 211; 2. 19 ('the devils also believe, and tremble'): III. 76. — 1 John 3. 17 ('bowels of compassion'): III. 25; 4. 8: HH II, 118 (vgl. I. 121 'O Thou whose very self art love'). — Revel. 3. 12 (vgl. 21. 2 ff.): HH II, 57; 6. 2: III. 368; 7. 17: Burns-Dunlop Korrespondenz S. 337: 9. 1 (u. ö.: 'the bottomless pit'): II. 22.[2]

S. 97. Zu Homer vgl. auch ChW III, 96.

S. 98. Der 'Esopus' der *Epistle from Esopus to Maria* ist nicht der Fabeldichter, sondern der grofse Tragöde Clodius Aesopus, der Zeitgenosse und Freund Ciceros. — Einiges aus Demosthenes las Burns in Massons *Collection.*

S. 99. In die den griechischen und römischen Schriftstellern beigegebenen Daten haben sich mehrere Druckfehler eingeschlichen (s. namentlich Mark Aurel und Horaz). — Die *Rudiments of the Latin Tongue,* nach denen Burns Latein zu lernen begann, waren seiner Zeit ein sehr verbreitetes Lehrbuch. Sie haben Thomas Ruddiman zum Verfasser. Über diesen s. das Dict. Nat. Biogr.

S. 100. Von '*Ciceronian pleading*' spricht Burns in der *Election Ballad*

[1] Die betr. Briefstelle ist mir leider verloren gegangen.

[2] Mit der Wendung 'I am leaving something undone that I ought to do' (ChW II, 36) spielt Burns wohl an auf folgende Stelle im 'Morning Prayer': 'We have left undone those things which we ought to have done' (s. *Book of Common Prayer*).

addressed to Robert Graham, X, 6 (HH II, 186). — Seine Kritik Virgils hat Burns schwerlich aus Blairs *Lectures* geschöpft, wie Molenaar annehmen möchte. Burns legt auf 'faultless correctness' gar keinen Wert; Blair dagegen hatte (Lect. XLIII) ausdrücklich erklärt: 'As the *distinguishing excellencies* of the Iliad are Simplicity and Fire; those of the Æneid are *Elegance* and Tenderness. Virgil is, beyond doubt, less animated and less sublime than Homer; but *to counterbalance this*, he has *fewer negligences*, greater variety, and supports more of a *correct* and regular dignity throughout his work', etc. Burns will die Äneis neben Homer überhaupt nicht gelten lassen; Blair entdeckt in Virgils Epos eine Reihe blendender Vorzüge: 'The subject of the Æneid is extremely happy; still more so, in my opinion, than either of Homer's Poems ... Upon the whole, I believe, there is no where to be found so complete a model of an Epic Fable, or Story, as Virgil's Æneid ... Virgil possesses beauties which have justly drawn the admiration of ages, and which, to this day, hold the balance in equilibrium between his fame and that of Homer', etc. Ja, hat es nicht fast den Anschein, als wende sich Burns mit seiner Kritik direkt gegen das folgende zopfige Urteil Blairs: 'Upon the whole, as to the comparative *merit* of these *two great princes* of Epic Poetry, Homer and Virgil; the former must undoubtedly be admitted to be the greater Genius; the latter, to be *the more correct Writer*'?[1] — Virgils '*Omnia vincit Amor*' kannte Burns als Refrain eines im spät 17. und im 18. Jahrhundert sehr beliebten Liedes (*As I went forth to view the spring:* Tea-Table Miscellany, Vol. I; Herds *Scots Songs*, etc. Vgl. Ebsworth's *Roxburghe Ballads* VI, 228). — Die Zeile 'The whistle and the man I sing' (ChW III, 105) travestiert augenscheinlich die Anfangsworte der Äneis.

S. 101. Horaz kannte Burns nicht nur aus Popes *Imitations of Horace*. Ramsay hatte einige Oden von Horaz geschickt paraphrasiert, Hamilton of Bangour mehrere seiner Gedichte gewandt übersetzt, Fergusson — offenbar in Nachahmung Ramsays — C. I, 11 ('Tu ne quaesieris', etc.) in schottische Verse gebracht, u. s. w.

S. 102. Boileau, *L'Art Poëtique* III, 48 'Le vrai peut quelquefois n'être pas vraisemblable' citiert Burns (ChW II, 336) in der Form, in der die Zeile zum geflügelten Worte geworden ist: 'Le vrai n'est pas toujours le vraisemblable' — vermutlich zwar ohne von ihrer Herkunft eine Ahnung zu haben.

S. 103. Cloots ist zu streichen. Mit 'Anacharsis' Travels' (ChW IV, 190) ist natürlich Barthélemys *Voyage du jeune Anacharsis en Grèce* (1788) gemeint. — *Les Incas* von Marmontel sind ein poetischer Roman, kein Drama. — Den *Tasso* las Burns (nach Cunningham) in der Übersetzung von John Hoole (1763 u. ö.).

---

[1] Ganz ähnlich wie Burns hat — 33 Jahre später — Byron über Äneis und Georgica geurteilt: 'The Georgics are indisputably ... a finer poem than the Æneid', &c. — Besonders laut war das Lob der Georgica in Addisons *Essay on Virgil's Georgics* ertönt.

S. 107. Henrysons Pastoralgedicht *Robin and Makyne* fand Burns auch in Percys *Reliques* (II, I. 13).

S. 108. Ob 'Alexander Lesley of Edinburgh' namentlich angeführt zu werden verdiente, mag zweifelhaft erscheinen, da die betreffende Notiz (ChW II, 394) von dem ganz unglaubwürdigen Peter Buchan herrührt.

S. 110. 'Eden's bonie yard' ist Fergusson, *Caller Water* I, 2 nachgebildet: 'The *bonny yard* of ancient *Eden*.' — Über Maynes *Logan Braes* schreibt Eyre-Todd (*Abbotsford Series, &c.* VII, 151): 'The two first stanzas of Mayne's composition, written and sung at Glasgow in *1781*, were printed in the "Star" newspaper, May 23, *1789*', etc.

S. 111. Über Andrew Sheriffs oder Shirrefs (1762—1807?) vgl. auch Dict. Nat. Biogr. und Whitelaws *Book of Scottish Song*, S. 262. Sh. ist Verfasser eines 'Scottish pastoral, first printed at Aberdeen in 1787, and afterwards at Edinburgh in 1790, with the title of "Jamie and Bess".' — Ein paar Notizen über Esther Easton giebt Scott Douglas IV, 233.

S. 112. 'All good to me is lost; Evil be thou my good' steht *Paradise Lost* IV, 108 f.

S. 113. Z. 3 'prone-weltering', etc. sind ebenfalls Erinnerungen an Milton; vgl. *Par. Lost* I, 78, 173, 195, 266, 317. — Das Lied *The Ploughman's Life* (Scott Douglas I, 16; ChW I, 64) ist überhaupt nicht von Burns; vgl. HH IV, 76. — Zu Burns' *Stanzas on Naething* vgl. auch Sam. Johnsons *Life of Rochester;* Chappells *Roxburghe Ballads* II, 340; J. Payne Colliers *Book of Roxb. Ballads*, S. 147—152; *Pills to Purge Melancholy* I, 156, 1714; III, 138, 1719; *The Lark* (1740) S. 25; Farmers *Merry Songs and Ballads* V, 207. Einen 'Essay on Nothing' hat Henry Fielding geschrieben. — Das Citat in dem Briefe an 'Clarinda' vom 29. I. '88 hat mit Richard III. nichts zu schaffen, sondern stammt aus *Par. Lost* X, 916; 923 f.:

> I ... unweeting have offended ...
> While yet we live, scarce one short hour perhaps,
> Between us two let there be peace, etc.

Daneben hat Burns zweifellos der Vers aus *Cato* (s. o.) vorgeschwebt: '*If I have* done amiss, *impute it not*'.

S. 114. Die Verse 'Alas! how oft does goodness wound itself? And sweet affection prove the spring of woe' stehen im ersten Akte des *Douglas* (Bell's Edition, S. 10).

S. 116. Mit den Zeilen 'What is 't to me (a passenger, God wot!)', etc. paraphrasiert Pope Horaz, Epist. II, 2, 199 f. 'ego utrum Nave ferar magna an parva, ferar unus et idem'. — 'Nonsense, destin'd to be future sense' steht *Night* VII (Young, Works 1802, III, 27).

S. 117. Die Wendung 'a tale of other years' konnte aus Ossian direkt belegt werden, z. B. aus *Calthon and Colmal* 'Listen, son of the rock! to the *tale of other years!*' — Von 'Scotias kings *of other years*' spricht Burns in der *Address to Edinburgh* (HH I, 241).

S. 118. Macvicars Lied *The Highland Queen* war in Ruddimans *Edinburgh Magazine*, April 1758, veröffentlicht worden. Ob David Herd es bereits in die erste Ausgabe seiner *Scots Songs* (1769) aufgenommen hat,

vermag ich nicht zu sagen; jedenfalls erscheint es in der zweiten Auflage, 1776 (I, 282).

S. 119. Muirhead oder Morehead ist Verfasser des Liedes *Bess the Gawkie* (Herd 1776, II, 154; u. ö.), über das sich Burns in seinen *Remarks* lobend ausspricht (ChW IV, 371).

S. 120. Die Verse 'The Patriarch to gain a wife', etc. fand Burns auch im *Tea-Table Miscellany*, Vol. III; in *The Lark;* etc. — 'I wish that I were dead, but I'm no like to dee' lautet eine Zeile (VIII, 3) in dem berühmten *Auld Robin Gray* der Lady Anne Barnard (Herds *Scots Songs,* 1776, II, 197; u. ö.). — '*All offences,* my lord, *come from the heart*' heifst es in Shaksperes *Henry V.*, IV, 8, 49. — 'Vive la bagatelle!' war Swifts Devise.[1] Aus Sterne dagegen mag Burns die Redensart 'Vive l'amour! et vive la bagatelle' entnommen haben (ChW I, 17; HH II, 235; vgl. *Sentimental Journey,* Kap. 30; Cookes Edition, S. 44). — Zu Johnson hätte bemerkt werden können, dafs sich jene Stelle in den *Lives,* die Burns mit einigen leidenschaftlichen Versen glossierte,[2] eingangs der Biographie Wallers findet.

S. 121. ChW III, 165, 230 und 311 nimmt Burns nicht auf den 2., sondern auf den 1. Band von Smellies Werk Bezug. — Über das Buch 'The Marrow of Modern Divinity. Touching both the Covenant of Works and the Covenant of Grace', etc. vgl. Dict. of Nat. Biogr. V, 424 ff. und XIX, 55 f. — Elisha Coles schrieb 'A Practical Discourse of God's Sovereignty' (vgl. Dict. Nat. Biogr. XI, 319). — Über Buchan s. Watts *Bibl. Brit.* 165, f, g; über Price eb. 775, w.

S. 122. William Tytlers *Dissertation on Scottish Music* (1774) erwähnt Burns in einem Briefe an G. Thomson (ChW IV, 48). — Von Dalrymple besitzen wir auch 'Historical *Memoirs* concerning the Provincial Councils of the Scottish Clergy from the earliest accounts to the era of the Reformation' (1769).

S. 123. Aus *Notes and Queries,* 4th S. IX, 371 erfahren wir, dafs sich auch das folgende geistliche Buch französischen Ursprungs in Burns' Besitze befand: *Heures Nouvelles,* gravées par L. Senault.

S. 126. John Murdoch ist auch Verfasser eines Wörterbuches englischer Homonyme etc.: 'The Dictionary of Distinctions, in three Alphabets', etc. (London 1811). In der Liste der Subskribenten erscheinen 'Mr. Gilbert Burns (brother of R. Burns, the Poet), Grant's Braes' und 'Mr. Robert Burns (son of the Poet), Stamp Office, London'. — Von Dantes 'Lascia dir le genti' hat Burns allerdings nichts gewufst; dafür kannte er aus dem schottischen Liede *My Jocky blyth, for what thou'st done* die dasselbe bedeutende Wendung 'And a fig for a' their clashes'.

S. 127 ff. Den Schlufs der Molenaarschen Schrift bildet ein Anhang 'Nicht verifizierte Citate'. Trotzdem die Liste derselben nahezu zwei

---

[1] S. Popes *Imit. of Horace,* Epist. I, 6, 128.

[2] Es sei daran erinnert, dafs Thomson wiederholentlich (*Summer* 1514 ff., *Liberty,* &c.) John Hampden als Verteidiger der Freiheit gepriesen hatte.

Seiten umfaſst, scheint sie doch nicht absolut vollständig zu sein. So vermisse ich die folgenden zwei Citate: 'My heart is not of that rock, nor my soul careless as that sea' (ChW II, 375) und 'a few summer days and a few winter nights, and the life of man is at an end' (III, 145). Molenaar hat sie, soviel ich sehe, nirgends untergebracht, und auch ich weiſs mit ihnen nichts anzufangen.

Dagegen bin ich in der Lage, über mehrere der im 'Anhange' verzeichneten Citate Auskunft zu geben.

'The mighty tempest, and the hoary waste', etc. steht Thomson, *Autumn* 1328. — Das Motto von *The Ordination* ('For sense, they little owe to frugal Heav'n', etc.) stammt von Burns selbst; s. HH I, 398. Ebenso dürfte es mit dem Motto von *A Dream* ('Thoughts, words, and deeds', etc.) stehen. — Zu 'Come, go to', etc. vgl. *Ecclesiastes,* 7, 23 'I said, *I will be wise*', etc. — 'feelingly *convince* me what I am' nach *As You Like It* II, 1, 11 '[these are counsellors That] feelingly *persuade* me what I am'. — '[And] when proud Fortune's ebbing tide recedes': Shenstone, *Elegy VII,* Str. 19, Z. 1. — 'Praise from thy lips 'tis mine with joy to boast', etc. ist eine Paraphrase der sprichwörtlichen lateinischen Redensart 'Laetus sum laudari a te laudato viro'. — 'chassard (!) old night' hat Scott Douglas verlesen für 'chaos and old night': s. *Parad. Lost* I, 543. — 'O youth! enchanting stage, profusely bless'd!': Shenstone, *Elegy XI,* Str. 10, Z. 1. — 'reigns and revels': s. meine Bemerkung zu S. 26. — 'What art thou, Love? whence are those charms', etc. ist der Anfang eines in zahlreiche Sammlungen aufgenommenen Liedes von J[acob?] Allestry; s. Dryden's *Miscellany Poems* (1716), II, 204, III, 78; *The Hive,* 3rd Ed. 1726, I, 31; *The Syren* (1735), S. 86 u. s. w. — 'Fools rush'd on fools', etc. vielleicht nach Pope, *Imit. of Horace,* Epist. II, 2, 253 'Heir urges heir, like wave impelling wave'.[1] — 'Hide it, my heart, within that close disguise', etc.: Pope, *Eloisa to Abelard* 11 f. — 'Unlavish Wisdom never works in vain': Thomson, *Spring* 733. — 'Long *health,* long youth, long pleasure, and a friend': Pope, *To Mrs. M. B. on her Birthday. 1723,* V. 2 (Elwins *Pope* IV, 495). — 'What truth on earth so precious as the lie?': *The Complaint,* Night VII (Youngs *Works,* 1802, III, 28). — '[With all the] social offspring of the heart': Thomson, *Autumn* 1029. — 'to thee, sweet poetry', etc. offenbar nach *The Deserted Village* 407 'And thou, sweet Poetry, thou loveliest maid.' — 'the memory of joys that are past' nach Ossian, *Death of Cuthullin,* Abschn. 7 'The music was like *the memory of joys that are past,* pleasant and mournful to the soul'. Dasselbe Citat erscheint übrigens in dem Briefe an Stewart vom 30. Juli 1790; vgl. *Notes and Queries,* 7th S. IV, 23. — 'O Liberty! ... Thou mak'st the gloomy face of Nature gay', etc.: Addison, *A Letter from Italy* 119; 12—56. — '[Though] poverty's cold wind and crushing rain Beat keen

---

[1] 'Thus woe succeeds a woe, as wave a wave' hat Herrick in *Hesperides.* Vgl. auch Ovid, Metam. XV, 181 ff. 'ut unda impellitur unda, Urgeturque prior veniente', etc.

and heavy [on thy tender years]': Thomson, *Autumn* 276—7. ‘Despairing beside a clear stream’ beginnt ein berühmtes Lied von Nicholas Rowe, das in den meisten Liedersammlungen des 18. Jahrhunderts zu finden ist.[1] Goldsmith erklärte es für ‘better than any thing of the kind in our language’. Vgl. übrigens ChW IV, 42. — ‘smooth-*sliding* without step’: *Parad. Lost* VIII, 302. — ‘[Life is as tedious] as a twice-told tale, Vexing the dull ear of a drowsy man’: Shakspere, *King John* III, 4, 108. — ‘[liberal] *throws* the grain Into the faithful bosom of the ground’: Thomson, *Spring* 45—6.

Berlin. O. Ritter.

Rudyard Kipling, an attempt at appreciation. By G. F. Monkshood (W. J. Clarke). London, Greening & Co., 1899. 236 S. 5 s. net.

Nur um die Leser dieser Zeitschrift vor Zeit- und Geldverschwendung zu bewahren, machen wir sie hier darauf aufmerksam, dafs obiges Werk ein einziger langatmiger, vergötternder Hymnus ist, den vermutlich ein indischer Freund in gespreizt-burschikosem Tone mit Erschöpfung aller Superlative und ohne tieferes Verständnis für litterarische Dinge auf den kürzlich so viel genannten Dichter des Imperialismus und Schilderer anglo-indischen Lebens angestimmt hat. Natürlich weifs Verfasser uns einige Thatsachenangaben zu machen über Entstehung und erste Veröffentlichung einzelner Werke, die von bleibendem Wert sein mögen. Vermutlich werden diese Dinge aber bald in die zu erwartende Hochflut von Kipling-Litteratur Aufnahme finden, falls dies nicht schon in dem eben erschienenen *Kipling Primer* des Amerikaners F. L. Knowles (Chatto & Windus, 1900. 3 s. 6 d.) geschehen ist. Ein wenig gelungenes Bild sowie ein faksimilierter Brief Kiplings können für den Mangel an Inhalt nicht entschädigen. Litterarisch verspricht mehr zu bieten das soeben bei Lane in London erscheinende Buch *Rudyard Kipling, a Criticism, by R. Le Gallienne* (1900. 3 s. 6 d.).

Wer sich über die stellenweise geradezu rohen Streiche von *Stalky & Co.* (1899) entrüstet hat, wird vielleicht mit Befriedigung aus einer vom 2. Februar bis 6. März sich hinziehenden Korrespondenz in der *Literature* (für 1900) ersehen, dafs auch die Engländer über die dort niedergelegten Erziehungsprincipien sehr geteilter Meinung sind. Beachtenswert scheint mir dieses jüngste Buch aus Kiplings Feder hauptsächlich wegen des offenbar autobiographischen Inhalts (— Kipling besuchte wie Stalky und Genossen ein College in Devonshire —), der manches in seiner Lebensanschauung, namentlich die rauhe, gelegentlich ans Brutale streifende kraftvolle Männlichkeit des Dichters erklärt. Ob freilich der Head-Master des United Services College in Westward Ho sich über das ihm von seinem ehemaligen Schüler gewidmete Werk gefreut hat, ist eine andere Frage.

[1] Vgl. Baring-Goulds *English Minstrelsie* VIII, S. IX.

Bei dieser Gelegenheit sei auch darauf hingewiesen, dafs Kiplings Erstlingsgedichte, die *Departmental Ditties* (1886), samt den später hinzugefügten *'other verses'* und einem Glossar zur Erklärung der zahlreich eingestreuten anglo-indischen Ausdrücke in einer sehr billigen und doch schön und grofs gedruckten Volksausgabe (Preis 6 d.!) bei George Newnes in London 1899 erschienen sind.

Würzburg. Max Förster.

Laura Soames. Introduction to English, French and German Phonetics, with Reading Lessons and Exercises. New Edition, revised and edited by W. Vietor. London, Swan Sonnenschein, 1899. 296 S. 3 sh. 6 d.

Die erste Auflage dieses Werkes erschien 1891. Es hat nicht nur in England, sondern auch auf dem Kontinent viel dazu beigetragen, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Phonetik weiten Kreisen zu erschliefsen und sie besonders für den Elementarunterricht nutzbar zu machen. Laura Soames, die 1895 zu Brighton starb, machte keinen Anspruch darauf, wissenschaftlich Neues zu bieten. Ihre Ausführungen stützen sich im Französischen der Hauptsache nach auf Paul Passys 'Les Sons du Français' und im Deutschen auf Vietors phonetische Werke; auch im Englischen beruft sie sich in zweifelhaften Fällen auf Sweets 'Primer of Spoken English'. Das Verdienst der Verfasserin besteht darin, dafs sie es verstand, das, was durch wissenschaftliche Forschung festgestellt wurde, in allgemein fafslicher Form darzubieten, dafs sie selbst eine scharfe Beobachterin lautlicher Erscheinungen war, dafs sie eine Menge von Lautgebilden vorführt, die anderswo nicht zu finden sind (es seien hier nur die vielen Lehnwörter der englischen Sprache erwähnt), dafs sie vor allem den Lehrern fremder Sprachen manchen trefflichen pädagogischen Wink giebt, dafs sie endlich den Anfänger nachdrücklich auf alle die Fehler aufmerksam macht, die er bei der Wiedergabe fremder Laute und Lautverbindungen zu vermeiden hat. Mit der Forderung von Miss Soames, der Schüler solle im stande sein, diktierte Texte in phonetischer Schrift niederzuschreiben und Texte in historischer Schrift in solche mit Lautschrift umzuwandeln, werden allerdings nur noch wenige Lehrer einverstanden sein. Die von Miss Soames gegebene englische Aussprache ist die des gebildeten Südengländers. Das 'Phonetic Reading Book', welches den Anhang bildet, enthält auf 68 Seiten englische Texte in phonetischer Schrift, dazu kommen noch einige Stoffe zur Einübung der Lautschrift und wenige französische und deutsche Stücke in phonetischem Gewand.

Die Verlagsbuchhandlung hat das Glück gehabt, in Vietor einen der hervorragendsten deutschen Phonetiker als Bearbeiter für die zweite Auflage zu gewinnen. Vietor hat sich darauf beschränkt, einige erklärende Fufsnoten beizufügen, Fehler der ersten Auflage zu verbessern und mit dem phonetischen Alphabet diejenigen Änderungen vorzunehmen, die von der Verfasserin selbst in ihrem später erschienenen 'Teacher's Manual' ge-

wünscht wurden. Auffallend ist, daſs Vietor nicht weitere Änderungen vornahm. Die von Miss Soames gebrauchte Lautschrift hat den groſsen Fehler, daſs sie für ein und denselben Laut verschiedener Sprachen verschiedene Zeichen und für manche einfache Laute Doppelzeichen verwendet. Miss Soames that es deshalb, weil sie von der bei den einzelnen Völkern gebräuchlichen Schreibweise möglichst wenig abweichen wollte. Allein dies wirkt äuſserst verwirrend. Namentlich der Anfänger wird Mühe haben, sich rasch zurechtzufinden. Wenn wir zu einer einheitlichen internationalen Lautschrift gelangen wollen, so müssen Bücher wie das vorliegende sich eines phonetischen Alphabets bedienen, das schon weit verbreitet ist. Trotz der teilweise berechtigten Einwände, die von verschiedenen Seiten dagegen geltend gemacht wurden, möchte Referent sich für die von der Association Phonétique Internationale gebrauchten Schriftzeichen als die am weitesten verbreiteten aussprechen, und Vietor hätte sicher dem Werke von Miss Soames einen groſsen Dienst erwiesen, wenn er dieses Alphabet angewandt hätte. Vielleicht läſst sich die Änderung in einer weiteren Auflage durchführen. Das Buch bleibt auch in der neuen Form eines der besten vorhandenen Hilfsmittel zur Einführung in die Phonetik des Englischen, Französischen und Deutschen und kann allen Sprachlehrern warm empfohlen werden.

Stuttgart. Ph. Wagner.

Der Formenbau des französischen Nomens in seiner geschichtlichen Entwickelung dargestellt von Gustav Körting. Paderborn 1898.

Mit einer Rührigkeit, die mir bei meiner langsamen Arbeitsweise völlig unbegreiflich ist, beschenkt Körting die romanistische Welt mit einem Buche nach dem andern. Kaum hat das eine seine Reise angetreten, da wird schon wieder ein neues angekündigt. So geht es lustig fort. Wer weiſs, was noch alles kommen mag? Diesem quantitativ sehr Bedeutenden ist die Kritik nicht immer sehr freundlich gesinnt gewesen. Sie hat im Allgemeinen, wie in Einzelheiten wiederholt viel auszusetzen gehabt. Es sind harte Urteile gefällt, auch ist wohl ein Wort, das in seiner Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läſst, gesprochen worden. Körting hat sich dadurch nicht stören lassen.

Den ersten Teil des vorliegenden Werkes hat Risop hier im Archiv XCII 445 ff. im allgemeinen recht wohlwollend besprochen, hat aber im speziellen soviel Fehler und zum Teil schwerwiegende Mängel aufgedeckt, daſs dadurch das allgemeine Urteil vielleicht etwas eingeschränkt sein dürfte. Über den zweiten Band, den ich von den beiden allein kenne, vermag ich auch im allgemeinen nicht so anerkennend zu urteilen. Die Wissenschaft wird aus ihm keinen irgend erheblichen Nutzen ziehen. Das Buch ist nach zweiten Quellen gearbeitet, nach Meyer-Lübkes Grammatik und Schwan-Behrens Grammatik des Altfranzösischen, und für die neuere Zeit ist Plattner ausgiebig und ausschlieſslich benutzt. Wo diese Hilfsmittel

versagen, und wo nun recht eigentlich der Verfasser mächtig eingreifen und aus der Fülle seiner Sammlungen Wertvolles bringen sollte, ist es dürftig. Nun finden sich zwar viele neue Etymologieen in dem Buche. Aber sie sind fast durchweg unannehmbar.

Indes darf man dem Verfasser daraus keinen Vorwurf machen, da er ein zusammenfassendes Handbuch für Studenten und Lehrer des Französischen zu schreiben im Sinne hatte. Und gewiſs werden diese Kreise manches Brauchbare in dem Buche finden, werden sich vielfach angeregt fühlen, werden sprachliche Erscheinungen oft in einer Beleuchtung sehen, in welcher sie ihnen vorher vielleicht niemals erschienen sind. Sie werden sich durch die Lektüre des Buches von mancher falschen Auffassung befreien. Allein dieses durchaus Anerkennenswerte und Nützliche ist unter so viel Schiefes, Wunderliches, Unhaltbares gemischt, daſs mir die Verwendbarkeit des Buches grade für den Leserkreis, an den der Verfasser denkt, sehr fraglich scheint. Ich wenigstens könnte es, wenn man mich danach fragte, mit gutem Gewissen nicht empfehlen.

So hart über das Werk zu urteilen, hat mich einen inneren Kampf gekostet, weil ich selbst noch so wenig von romanischen Sprachen und Litteraturen weiſs, weil ich mich überall noch so sehr als Anfänger fühle, und man als solcher recht sehr Veranlassung hat, bescheiden aufzutreten. Ich habe mich wiederholt ehrlich bemüht, dem Buche einen günstigeren Eindruck abzugewinnen. Es ist mir unmöglich. Und deshalb darf die persönliche Empfindung das wissenschaftliche Urteil in keiner Weise beeinflussen. Wer seinen Namen unter eine Besprechung setzt, hat objektiv nach bestem Wissen und Gewissen sein Urteil abzugeben und zu begründen, unbekümmert darum, ob es dem, den es trifft, angenehm ist oder nicht, unbekümmert auch darum, ob vielleicht auſserdem der eine oder andere dem Recensenten ungerechterweise aus seiner Überzeugung einen Vorwurf macht. Ich bin verpflichtet zu sagen, wie m e i n e Augen sehen.

Zunächst etwas Allgemeines. Körting spricht des öfteren von 'Verstümmelung' der Sprachformen (S. 15), von 'Rohheit' im sprachlichen Leben, von 'Verstocktheit der Schriftsprache' (89), von 'Schulmeistereigensinn' (89) u. s. w. Mir ist es jedesmal ein Stich ins Herz, wenn ich so etwas höre. Ich meine, die Zeiten sind doch vorüber, wo man so lieblos von der Sprache redete. Es giebt keine Verderbnis im sprachlichen Leben! Es giebt allüberall nur Entwickelung. Ich kann dem Philologen auch hier keine andere Aufgabe zuweisen, als zu beobachten, zu konstatieren und zu erklären. Und wenn nur erst alles zu Beobachtende beobachtet und alles Beobachtete erklärt wäre, 'dann magst du mich in Fesseln schlagen'. Das Raisonnieren, ob gut oder böse, mag geschehen, wenn gar nichts mehr zu thun übrig bleibt. Bis dahin hat es aber noch gute Weile.

Bei der Lektüre des Buches ist mir so recht die Bedeutung des Altfranzösischen für die Betrachtung rein neufranzösischer Sprachformen zum Bewuſstsein gekommen, des Altfranzösischen, das in den letzten Jahren so viel geschmäht worden ist, *posta in croce Pur da color che le dovrian dar lode, Dandole biasmo a torto e mala voce.* Ich denke, man

braucht denen, die davon sagen, 'das ist alles Unsinn,' überhaupt nicht einmal entgegenzutreten, um so weniger, je verletzender der Ton ist, in dem einem eine solche Behauptung ins Gesicht geschleudert wird. Sie richtet sich selbst. Man hätte meines Erachtens erst dann eine Veranlassung, sie auf ihre Berechtigung zu prüfen, wenn einmal jemand, der sich, etwa durch eine überraschend Neues bringende Untersuchung zur Lautgeschichte oder durch glückliche Lösung syntaktischer Probleme oder durch die die ganze Kraft des Philologen erfordernde Herausgabe eines altfranzösischen Schriftwerkes, sagen wir Gautiers de Coincy, als einen ganz gewiegten Kenner der alten Sprache erwiesen hat, am Schlusse — so als *finis coronat opus* — bemerkte, 'aber im Grunde ist das alles Unsinn. Dann könnte man ihm wenigstens nicht den Vorwurf machen: Ja, was verstehst du denn davon? Und darf ein gebildeter Mensch über Dinge reden, von denen er nichts versteht? Wer aber von denen, die so laut gegen die historische Betrachtung des Französischen eifern, diesen Weg einschlüge, würde ohne allen Zweifel sehr bald zu einem '*recroire*' kommen, ihm würden die Schuppen von den Augen fallen, er würde über kurz über lang seinen Weg nach Damaskus gehen. Zwischen der richtigen Beschäftigung mit dem Altfranzösischen und der richtigen Beschäftigung mit dem Neufranzösischen ist kein Streit und ist nie ein Streit gewesen.

Von diesem Altfranzösisch ist in dem Buche wiederholt die Rede, aber doch viel zu wenig, um ein wirkliches Verständnis des neufranzösischen Nomens zu ermöglichen. Der Verfasser stellt wiederholt neufranzösisch und lateinisch nebeneinander, als ob sich jenes unmittelbar aus diesem entwickelt hätte. Das mag man da thun, wo das Wort schon afrz. so lautet wie heute. Wo aber die alte Zeit eine wichtige Entwickelungsstufe zeigt, da hat es doch gar keinen Sinn, jene beiden nebeneinander zu stellen, z. B. S. 57 *rigidum* : *raide*. Aber afrz. existiert die regelrechte Form *roit*, dann *roide*. Was S. 78 über *chaleur* und *empereur* gesagt ist, muſs den, an welchen sich das Buch wendet, da für letzteres nicht die alte Form *empereor* angegeben ist, verwirren. S. 108 f. würde es sich fragen, wie es mit dem Geschlechte aller dieser Wörter in der alten Zeit steht. S. 157 steht afrz. *aguetter*, l. *aguaitier*. S. 188 heiſst es *corps* = lat. *corp(u)s*, als ob das *p* des Lateinischen erhalten wäre, vgl. afrz. *cors*.

Dazu kommt, daſs, wo die alte Sprache herangezogen wird, es keineswegs immer in einwandsfreier Weise geschieht. Auch werden wiederholt afrz. Wörter in einer Lautform citiert, die stutzig machen muſs: S. 211 *foris* = *hors* [afrz. *fors*.] Aber *hors* ist doch ebensogut afrz. S. 230 liest man, das als Prädikat oder als Subjekt gebrauchte neutrale Adjektiv habe zuerst den Nominativ ohne *s* gehabt, 'so noch bei Ch. v. Troyes,' während es sich doch um einen gemeinfranzösischen Brauch handelt. S. 239 *amatos* hat afrz. nicht *aimex*, sondern *amex* ergeben. S. 240 *filius* : *fius*, *fieus*] Damit dürfte der Leser nichts anzufangen wissen. Da die Mundarten grundsätzlich ausgeschlossen sind und *fieus* mundartlich ist, so hätte es wegbleiben sollen. S. 243 wird für *mortalis* hintereinander *mortels*, *morteux*, *mortex* angegeben, was eigenartig berührt. S. 264 wird

zur Vergleichung, um **mieun* : *mien* aus *meum* begreiflich zu machen, *sicut* : *siet* von **sĕquit* angeführt, aber letzteres ist wieder mundartlich, *mien* dagegen nicht. Merkwürdig ist auch die Schreibung *moulte* aus *multa* S. 127, das Nebeneinander von *çou*, *cou* S. 282. Es hätte sich empfohlen, statt mundartliche Schreibungen im bunten Durcheinander zu bieten, konsequent die centralfranzösischen Formen oder die diesen sehr nahe kommenden Chrétiens anzugeben. S. 194 werden einmal, was sonst so gut wie nie geschieht, ein paar Belege aus alten Texten angeführt, und davon ist einer nicht beweisend, weil *ressanbler* ja auch den Accusativ regiert. S. 195 Anm. trifft man überraschenderweise ziemlich zahlreiche Stellen aus dem Alexius. Am Schlusse kommt dann aber die Beruhigung: 'Ich verdanke diese Zusammenstellung ... Herrn Dr. Keuntje.' S. 163 wird ausnahmsweise ein afrz. Satz gebildet, und der enthält einen Fehler (*li filz rei est morz*).

Wiederholt leitet der Verfasser Formen, die ihm unbequem sind, aus dem Italienischen ab, z. B. S. 47 *dette*, S. 57 *net* u. s. w. Da es sich um gut altfranzösische Wörter handelt, ist das ganz gewifs unrichtig.

Ich kann die Bemerkung nicht unterdrücken, dafs mir des Verfassers Kenntnis der alten Sprache nicht über allen Zweifel erhaben scheint. Man gewinnt nicht den Eindruck, dafs er ein Führer ist, dem man unbedingt Vertrauen schenken kann.

Näher gehe ich nur auf das erste Drittel des Buches ein.

S. 1. Unter Nomen versteht Körting auch das Adverb, die Präposition und die Konjunktion. Das mag für die erste der drei Wortklassen richtig sein; sagt doch Delbrück, Indogerm. Syntax I § 538, man sei darüber einig, dafs die Adverbien erstarrte Kasus seien. Für die Präpositionen und Konjunktionen nimmt das die indogermanische Forschung, soviel ich weifs, nicht an. Was speciell das Französische betrifft, so liegt in *Plessis-lex-Tours* allerdings ein erstarrter Kasus vor. Aber in *a*, *par*, *por* u. s. w. ist davon keine Rede und ist nie die Rede gewesen.

que 'dafs' ist nach Körting (vgl. auch S. 214) *quod*. Ich bleibe bei *quid*, das nach wenig betonten Präpositionen in der betonten Form *quoi* erscheint, *de coi*, *par coi*, *por coi* neben *par que*, *por que*, vgl. Tobler, Verm. Beitr. I 137 f.

S. 6. Dafs *lavabo* 'Waschtisch' Futurum ist, zieht Körting mit Unrecht in Zweifel, s. die Bedeutungsentwickelung bei Littré, der hier, wie (fast) durchweg, nicht zu Rate gezogen ist.

'Sehr häufig' ist doch die Substantivierung eines Infinitivs im Neufranzösischen nicht. Sie ist auf ganz bestimmte Fälle beschränkt.

Anm. 2. Dafs der Infinitiv im Lateinischen nicht eigentlich substantiviert werden könne, dafs man z. B. nicht sagen könne *meum posse*, und dafs die Substantivierung erst möglich wurde, seitdem der Infinitiv die Fähigkeit der Verwendung mit Präpositionen erlangte, ist nicht richtig. Aus Cicero ist *cum ad villam veni, hoc ipsum nihil agere me delectat* 'gerade das Nichtsthun' bekannt genug; Kühner II 488 führt an *totum amare hoc* Plaut. Curc. 180, *totum hoc philosophari*, *vivere ipsum* u. a. und aus

Persius *scire tuum*, s. auch Schmalz, Lat. Synt. § 223 (in Müllers Handbuch), der *tuum amare* Plaut. Curc. 28; Petronius: *meum intellegere;* Persius: *hoc ridere meum;* Macrobius: *contra suum velle* hat, vgl. auch Paul, Principien[3] S. 339.

Anm. 3 sucht zu erklären, warum im Neufranzösischen der Gebrauch des substantivierten Infinitivs so eingeschränkt worden ist. Als durch das Verstummen des *r* in der Endung *-er* der Infinitiv mit dem Particip pf. zusammenfiel, wurde Anlaſs zu einer Bedeutungsverschiebung gegeben, und weil diese 'sinnlos' oder 'zwecklos' gewesen wäre, so kamen die Infinitive auf *-er* in Wegfall. Das befriedigt in keiner Weise. Und zudem würde die Erklärung nur für die erste Konjugation stimmen. Man hat doch afrz. aber auch z. B. *li veoirs,* was nfrz. nicht *le voir* geworden ist, und so viele andere. Wegen *-e(r)* = *é* vgl. übrigens Meyer-Lübke II 438.

S. 7. Die erste Erklärung von *celé* u. s. w. ist nicht richtig. Es handelt sich, wie Tobler, Verm. Beitr. I 123 ausdrücklich angiebt, um denjenigen, 'welcher die Thätigkeit vollzogen hat oder gewohnheitsmäſsig vollzieht'. Also darf man nicht von *chose celee* ausgehen. Und das Gleiche gilt von *entendu* 'sachverständig', 'wer verstanden hat,' nicht 'was verstanden worden ist'.

Anm. Das *t* in *chute* ist allerdings bemerkenswert. Aber die Bedeutung 'das Fallen' hat das Wort ja noch heute, s. Littré, und dann 'der Fall'. Das *t* erklärt sich möglicherweise aus der afrz. daneben begegnenden Form *la cheoite,* die Littré aus Renard anführt, wo das *t* mit Recht bleibt.

S. 8 wird wiederum unrichtig zur Bedeutungsentwickelung von *osé* 'kühn', von 'gewagte That' ausgegangen. *osé* ist vielmehr 'einer, der gewagt hat'. Daſs Tobler von Part. perf. mit 'aktivem' Sinn gesprochen hat, scheint Körting nicht recht beachtet zu haben. — Der Verfasser spricht hier nur von den Part. perf. Aber es giebt auch eine ganze Reihe von Part. präs., die ebenfalls zu Verbaladjektiven geworden sind, worüber Tobler, Verm. Beitr. I 35 ff. zu vergleichen ist. *bevant* vom Wein ausgesagt, 'der sich trinken läſst, trinkbar.'

S. 8 Anm. Zu *viande,* das Körting vermutungsweise = *vitanda* deutet, eigentlich die an Fast- und Abstinenztagen zu vermeidenden Speisen, kann man vergleichen das altitalienisch nicht ganz selten begegnende *vidanda* : *mannicao tutta la vidanna* (A.: *tucta la vidanda*) Lib. yst. Rom. bei Monaci Crest. 131, 362; *que bidande mandicate?* Ritmo cass. eb. S. 18, 46 und sonst; drei Beispiele geben Tommaseo-Bellini, s. auch Tobler hier im Archiv C 220. Auch *viranda* habe ich mir angemerkt, mit *r* für *d. vivanda,* dessen *v* dann von *vivere* herkäme, brauchte nicht mehr aus dem Französischen entlehnt zu sein, wie Meyer-Lübke II § 512 annahm. Und nach *vivanda* dann auch *bevanda.*

Die Bemerkung, daſs der Grund für die Aufgabe des Part. fut. act. darin liege, daſs es sonst zu stark gekürzt worden wäre, scheint mir nicht zutreffend. *futurum* würde afrz. *feür* ergeben haben, *amaturum* : *ameür.* — In *à son corps défendant* liegt keine Verwendung von substantiviertem

Gerundium vor. Und wenn Körting in Fällen, wie *en sortant il me dit* 'bei seinem Weggange sagte er zu mir', von substantivischem Gérondif redet, so ist zwar das, worauf es ankommt, unzweifelhaft durch ein Substantiv wiedergegeben. Aber damit ist schlechterdings nichts für die Auffassung der Ausdrucksweise gewonnen. In *en sortant* liegt nichts, was von einer Substantivierung zu sprechen nötigte. Dazu hätte man erst ein Recht, wenn man *en son sortant* sagen könnte oder z. B. *en mon regardant de la femme* 'bei meiner Betrachtung der Frau'.

Auch gegen das Folgende mufs ich Einspruch erheben. Darum, dafs wir im Deutschen *une montre d'or* durch 'eine goldene Uhr' wiedergeben, wird der Syntaktiker das mit *de* verbundene Substantiv nicht 'logisch' als Adjektiv bezeichnen u. s. w. Und wenn *beaucoup d'hommes* als Subjekt das Prädikat im Plural nach sich zieht, so ist damit noch kein Beweis erbracht, wie Körting meint, dafs *beaucoup* adjektivische Funktion habe. Der Plural des Prädikates tritt ein, weil der ganze Ausdruck *beaucoup d'hommes* eine Pluralität dem Sinne nach in sich schliefst. Darum wird aber *beaucoup* noch lange kein Adjektiv. Wie sollte ein solches auch ein *de* nach sich haben! In *être bien, être mieux* darf man nicht von adjektivischer Verwendung des Adverbs reden. Was soll hier ein Adjektiv? *être bon* heifst doch etwas ganz anderes. — Bei *lors* würde ich zur Vorsicht dem *illa hora* hinzufügen + adverbiales *s*.

S. 10. Die Bemerkung, dafs zwischen dem Satzbau des Lateinischen und dem des Romanischen (Französischen) ein scharfer Gegensatz bestehe, dessen Vorhandensein gemeinhin nicht genug beachtet werde, nimmt sich etwas eigenartig aus.

linge tritt in alter Zeit nicht nur in substantivischer Funktion auf, wie man auch nach Meyer-Lübke II 449 annehmen müfste, sondern auch als Adjektiv, *tes povres linges dras* drei Freunde in Zs. XXII, 71, 280; *Contre son cuer l'avoit liië D'un drap linge blans* (l. *blanc*) *deliië* Cleom. 8308; *uns linges dras* Mont.-Rayn. Rec. III 87 und sonst. Ein Beispiel aus QLR hat Diez im Wörterbuch; zwei, davon eines noch aus dem fünfzehnten Jahrhundert Littré. *aureum* begegnet wenigstens als *orie* in gelehrter Form, s. Berger, Lehnwörter 201.

S. 13. *navis* durch *vascellum* ersetzt, vgl. auch S. 20]. Aber afrz. existiert noch *la nef* im gewöhnlichen Sinne, ebenso *iter* als *oire, erre*.

S. 15. Hat *-e* in *terre* u. s. w. wirklich noch Suffixfunktion?

S. 17. Dafs es im Altfranzösischen zahlreiche Nomina (Substantiva oder Adjektiva) mit dem Präfix *entre* gebe, ist zu bestreiten. Diez II 427 hat nur *entrechenu* 'halbgrau', Meyer-Lübke II 569 und II 572 hat überhaupt keine altfranzösischen. Etwas mehr giebt es allerdings, z. B. *entroil*.

S 18 liest man, dafs die ganze Formenlehre auch Syntax sei!

S. 20. Unter den Überresten von *dies* vermisse ich afrz. *miedi*, nfrz. *midi*. *dimanche* erklärt Körting, vgl. auch S. 111, aus *dies dominica* mit Abfall von *do-*. Aber wie kann dieses wegbleiben? Foerster zu Aiol 1211 setzt **dia dominica* an, ebenfalls ohne sich über den Verbleib von *do-* zu äufsern. Diez I (*domenica*) *dies dominicus* = *diemenche* (viersilbig), was

nicht klar ist. Schwan-Behrens⁴ (1899) § 11, 4 nimmt nur *domenica* (ohne *dies*) an, mit Einfluſs von *di* (*die*). Aber im altfranzösischen *dïemanche* sind die beiden ersten Silben mit dem selten begegnenden *die* nicht erklärt. Nyrop, Grammaire historique, ist mit sich selbst im Widerspruch: § 215, 2 giebt er einfach *dimanche* (*domenica*); § 271, 2 sagt er, *dïemanche* sei zu *dimanche* geworden, dagegen § 401 Anm. *dies domenica* > *dimanche*. Ich denke, *di(em) domenica(m)*, als ein Wort gefaſst *didomenica*, giebt regelrecht mit Ausfall des intervokalen *d*, *dïemanche*. Das ist wohl auch die Ansicht Littrés.

In der Anmerkung wird unnötigerweise die Vermutung geäuſsert, vgl. auch 82, 219, daſs *espoir* 'Hoffnung' vielleicht = *spero* sei, die erste Person des Verbums. Diese liegt vor im afrz. eingeschobenen *espoir*, z. B. *Ja le leissames por peresce, Espoir, que nos ne nos levames* Chlyon 80. Auch die Vermutung, daſs *le doute* die erste Person *dubito* sei, halte ich nicht für richtig. Diese lautet in den Denkmälern, deren Verfasser eine reine Sprache schreiben, *dot* ohne *e*. Und wenn in ihnen das Substantiv erscheint, dann hat es die Form *dote* — vgl. z. B. *ce dot* (*dubito*) Chlyon 439 mit *sanz dote* eb. 521 — welches Substantiv nicht erst im 16. Jahrhundert weiblich ist, wie Körting angiebt, sondern schon in früherer Zeit. Zwei Beispiele fürs weibliche Geschlecht aus dem 14. Jahrhundert hat Littré, der auch bemerkt, daſs es zuerst weiblich war. Doch habe ich augenblicklich keine beweisende altfranzösische Stelle zur Hand.[1] In vielen läſst sich das Geschlecht leider nicht erkennen, z. B. *en doute*, *en grant doute*, sehr häufig *sans doute*. Auch *n'est mie doute* Chbarisel 577 ist nicht beweisend, weil hier, wie auch sonst in der Dichtung, schon der Obliquus vorliegen kann; prov. *dopte* muſs allerdings Maskulinum sein.

S. 21. *duc* soll nach Körting mit Wandel von *u* : *ü* und Abfall des auslautenden *a* aus dem italienischen *duca* übernommen sein. Gleich darauf aber bezeichnet er diese Erklärung selbst als nicht recht wahrscheinlich. In der That wäre schon der Abfall des *a* unerhört. Zudem habe ich schon wiederholt darauf hingewiesen, daſs man Wörter, die gut altfranzösisch sind, nicht aus dem Italienischen herleiten darf. Körting nimmt nun mittelgriechisches *δούξ* an, das *ducs* geworden, wozu man den Acc. *duc* gebildet habe. Den Vokal *u* statt des zu erwartenden *ou* führt er auf den Einfluſs von *duché* zurück. Aber diesem kommt in lautregelmäſsiger Entwickelung *u* überhaupt nicht zu. Und auſserdem hätte intervokales *c* schwinden müssen, *dŭcatum*. Auch die zweite Erklärung befriedigt keineswegs. Zuletzt hat das Wort H. Berger, Lehnwörter 110 besprochen. Man wird dabei zu verbleiben haben, daſs *ducs* Buchwort ist, von welchem dann ein Obliquus *duc* und dazu wieder ein Nominativ *dus* gebildet wurde.

Warum wird für *fois* der Plural *vīces* angesetzt?

Ein Überrest von *fax* wäre erhalten, wenn anders Thomas *fraisil* mit

[1] *sans nule doute*, Dolop. 59; GCoins. 159, 209; dagegen *De ce ne doit estre nus doutes*, Mousk. 6419. A. T.

Recht von **facīlem* ableitet, s. dazu Tobler in Zs. XIX 146, der lieber **faecile* vorschlagen möchte. Dagegen wieder Cohn hier im Archiv CIII 237 f., der von *fraces* 'Ölhefen' ausgeht, **fracīlem* 'ölhefenartig', dessen *r* in der Verbindung *cinerem fracīlem* durch Dissimilation geschwunden wäre. Allein eine Dissimilation unter solchen Umständen anzunehmen, scheint mir bedenklich.

Der Nominativ *rēs* soll im afrz. *roi* fortleben, wofür Körting auf seine Auseinandersetzung in Behrens Zs. XVIII² 280 verweist.

S. 22. Wegen des *d* in *nid* hätte unbedingt die altfranzösische Form *ni* angeführt werden sollen, s. die Beispiele bei Littré.

trou, vgl. auch S. 49, pflegt man sonst von dem in der Lex. Sal. begegnenden *traugum* abzuleiten, s. z. B. Suchier, Gram. § 20 a 1.

S. 27 Anm. wird die Lautentwickelung von *derver* als Parallele zu einer anderen angeführt, indem Körting **de-re-vare* annimmt, analogische Umbildung von *vadere* nach *stare* (*desver* faſst er als **disvare*), ohne Cohns Deutung aus dem Particip **desuatum desvé,* welche ich annehme, und dann sekundär *dervé* zu gedenken. Ein Wort, dessen Etymologie so umstritten ist, als sichere Parallele hinzustellen, scheint mir miſslich.

In *à Charles* oder *au roi* von einem Präfix *à, au* zu sprechen, zu sagen, man könnte auch *Acharles, auroi* zusammenschreiben, kann ich mich nicht entschlieſsen. Unter einem Präfix versteht man doch etwas anderes, als man hier verstehen müſste, man vergleiche z. B. *à M. Charles, au grand roi.* Auch in der Präposition und in den Personalformen, *je, tu, il* u. s. w. sieht Körting Präfixe. Er meint, *de Vienne* sei auf nominalem Gebiete ein ganz ähnliches Gebilde wie *devenir.* Man könnte nicht einmal das einwenden, daſs neben *de Vienne* sich *à Vienne, par Vienne* stelle, weil ja neben *devenir* auch *avenir, parvenir* vorhanden sei! Ja aber *de la belle Vienne!* Meyer-Lübke hat Zs. XIX 305 f. eine ähnliche Auffassung vorgetragen, gegen die ich mich Archiv C 367 ausgesprochen habe. Auch Risop hat in dieser Zeitschrift XCII 447 dagegen Einspruch erhoben. Bezüglich des Altfranzösischen ist daran zu erinnern, daſs die Subjektspronomina ja in der alten Sprache überhaupt nicht nötig waren, wie noch heute im Italienischen *canto, canti, canta,* span. *canto cantas canta,* daſs sie auch ohne Verbum erscheinen, daſs *le, la, les* auch selbständig vor einem Obliquus, der den Sinn des Genitivs hat, auftreten; ferner daſs in *avuec moi* die Präposition durch den Diphthong deutlich die betonte Form zeigt. Bezüglich der Adverbien auf *-ment* (it. *chiaramente*), die Körting hier noch erwähnt, ist zu bemerken, daſs *mente* im älteren Italienisch, im Altprovenzalischen und Altfranzösischen bei zwei durch *et* verbundenen Adverbien nur zu dem letzten Adjektiv gesetzt zu werden braucht, was im Spanischen und Portugiesischen ja noch heute der Fall ist, *un buen maestro de Colmenar preparaba la reparación de toda la fábrica, interior y exteriormente* Galdós Halma 243; *Un hijo, le interrumpió el mas jóven de los dos militares, pronunciando lenta y enérgicamente cada palabra* Caballero Cuatro Novelas 16; vgl. Diez II 462 f. Hinzu kommt das Katalanische, *saluament e segura* Muntaner Kap. 1,

wo *-mente* beim ersten Adjektiv steht, und das Altengadinische, *Qué tuot haun é mentieu nosch — et chiativamaing* Susanna (ed. Ulrich) 932, vgl. auch in dem grammatischen Abrifs S. 132, wo auf Rom. IX 249 verwiesen wird. Diezens prov. *suau e bellament* ist übrigens zu streichen, weil *suau* schon allein als Adverb begegnet. Weiter gehe ich auf diesen Punkt hier nicht ein.

S. 33. In *rendre* pflegt man Einflufs von *prendre* anzunehmen. Körting sieht darin Anbildung an *vendre.* Bezüglich des *t* in *parle-t-il* würde ich Einwirkung nur von Singularformen gelten lassen, vgl. Tobler, Versbau³ 65, nicht auch die von *parlent-ils.*

S. 46. Das tonlose *ŭ* ist nicht ausnahmslos in der lateinischen Volkssprache zu *o* gewandelt. Eine Scheidung von *-o* und *-u* zeigen das Logudoresische, mittelitalienische Dialekte und das Asturische, s. z. B. Meyer-Lübke I § 308. Die Anm. 1 stimmt nicht genau zu dem S. 53 Anm. 1 Gesagten.

S. 47. **vŏcitum* giebt afrz. regelrecht *vuit,* wie übrigens Körting Anm. 3 selbst sagt, nicht *voide,* aus welchem sich auch der Vokal im nfrz. *vide* nicht erklären würde, vgl. auch S. 55.

riche führt man wegen des erhaltenen *e* auf *rîkja* zurück, so dafs es nicht Neubildung aus dem Femininum wäre. Das Wort fehlt im Wortverzeichnis.

S. 46 Anm. 2. Was über die Entwickelung von *pŏpulum* gesagt ist, wäre am besten ganz weggeblieben.

S. 48. Dafs die Sprache *rm* am Schlusse nicht zulasse, gilt wenigstens für die alte Zeit nicht, wie afrz. *ferm* zeigt. — Hier und sonst wird damit operiert, dafs die Sprache eine bestimmte Lautentwickelung meide aus Scheu vor lästigen Homonymen. Das ist gewifs nicht der Fall. Was speciell *ferme* und *fer* (*ferrum*) betrifft, die Körting selbst anführt, so ist er thatsächlich im Irrtum, da die alte Sprache von ersterem (*ferm*), wie von letzterem den Nominativ *fers* bildet.

S. 49 ff. Körting kann sich mit der Ansicht nicht befreunden, dafs sich das tonlose Flexions-*u* in gewissen Fällen erhalten habe. Er meint, in *Dieu, Mathieu, Judeu* könnte man das Beharren des *u* aus dem kirchlichen Charakter der Wörter erklären. *mieu* würde als **mie* einen gar zu dürftigen Lautkörper besessen haben, daher blieb *u*! (Aber der Nom. pl. *mi* ist doch noch dünner, und der existiert afrz. recht schön.) Bezüglich der anderen hierher gehörigen Wörter äufsert sich Körting folgendermafsen: 1) *graecu* und *caecu* seien als *gręc* und *cęc* ins Französische 'eingetreten', daraus hätte **griei, *gri̯, *ciei, *ci* werden müssen. Sie seien aber von *Judeu* angezogen worden. Daher *grieu, cieu,* letzteres vielleicht auch beeinflufst von *mieu*! Die Berufung auf *nec* : **niei* : *ni,* die wiederholt vorkommt, ist direkt falsch, da dieses afrz. *ne* lautet, worauf hinzuweisen eigentlich unnötig ist; und erst spät, wie es scheint, zuerst vor Vokal tritt *ni* ein, s. Tobler, Versb.³ 57, der auf Scheler zu Bast. 592 verweist. 2) *jŭgu* sei ursprünglich **jog* gewesen, daraus hätte **joi *joui* werden müssen. Da aber *o*(*u*)*i* urfranzösisch eine ungewöhnliche Laut-

verbindung wäre(!), so trat dafür *jou* ein, d. h. nach Körting wurde *ọ* zu *ou* vokalisiert, und *g* fiel ab! Und nach dem Vorbilde *jŭgu jou* sei dann a) *paucu*, **pọc* zu *pou* geworden neben *poi*, mit Auflösung des *c* in *i* unter dem Einfluſs von *hui* (*hodie*), b) *fŏcu* **fọc* zu *fou*; ebenso *lŏcu, jŏcu*. 3) *fagu* **fag*, woraus *fai* hätte werden müssen. Es sei aber **fau* und, durch Angleichung des *a* an *o*(!), *fou* nach dem Typus *jou* aus *jŭgu* getreten, vielleicht auch nach der Analogie von 4) *clou, clavum*. Auch hier läſst Körting die Erhaltung des tonlosen *u* nicht gelten. *clavum* hätte nach ihm **clef* ergeben müssen, und weil es dann mit *clavem* : *clef* zusammengefallen wäre, hätte man das *v* vokalisiert **clav*, **clau*, *clou*. *Andegavu* und *Pictavu* hätte **Anjef*, **Poitef* werden müssen, was durch das daneben stehende *Angers, Poitiers* verhindert wurde(!). Daher *Andegav, Pictav, Anjou, Poitou*. Endlich *lŭpu* **lop* und dann wieder nach Analogie von *jou* zu *lou*. In eine Kritik dieser Darlegung trete ich nicht ein. Ich begnüge mich mit der einfachen Ablehnung. Nur ein thatsächlicher Irrtum sei berichtigt. Die erste Person von *ester* lautet nicht *estoi*, sondern *estois*, und von *aler* : *vois* (S. 51), nicht *voi*.

S. 52. Die Präposition *entre* allein kann die Reciprocität noch nicht zu stande bringen. Es gehört immer noch das Reflexivum dazu.

aratro : *araire*, das früh durch *charrue* ersetzt wurde] Die altfranzösische Form ist *arere*.

S. 53. *flēbĭlĭ* : *faible*, Dissimilation aus **flaible*] Da die Dissimilation schon in alter Zeit erfolgt ist, so war **floible* anzusetzen.

Der lautregelmäſsige Ausgang *-aule* (*abilem*) ist mundartlich.

S. 54. *poëstëis* hat von Hause aus *-ivus* als Suffix, *Charlemagnes li reis poëstëifs* Rol. 460, nicht *-icius*.

Statt *chevetaigne*, welche Form allerdings auch vorkommt, würde ich lieber das im Roland wiederholt begegnende *cataigne* für *capitaneum* gegeben haben. Das lateinische Etymon brauchte nicht mit einem Sternchen versehen zu werden.

S. 55 liest man, für *-ĕrio* finde man *-eire* mit offenem *e*, z. B. afrz. *avolteire*!

parrain für **parrin*, dann *patrīnus*] unrichtig, weil afrz. sowohl *parrain* als auch *parrin* existiert, welches also nicht mit einem Sternchen zu versehen ist. Ersteres *-anum*, letzteres *-inum*, s. Foerster zu Chev. as II esp. 10769, und jetzt zu Gd'Angl. 1354.

Zu *domĭno* : *dame* war zu bemerken 'nur in proklitischer Stellung'.

Auf derselben Seite heiſst es *magno* ... *maine, Charlemaine-t*, was so unverständlich ist. Zu *digne* wird mit Recht bemerkt, es sei gelehrt, aber *Charlemagne* entspricht auch nicht den Lautgesetzen.

Anm. *juif* sei eingetreten für älteres *judeu, judieu*. Der Grund sei nicht recht ersichtlich, so daſs man geneigt sei, einen rein lautlichen Vorgang anzunehmen. Das wäre aber, meint Körting, 'ein arger Fehlgriff,' es liege Suffixvertauschung vor. Das ist unklar und auch unrichtig. Suchier, Zs. VI 438, hat ansprechend erklärt, daſs *judaeum juiu* ergab, danach das Femininum *juiue, juive*. Und von diesem Femininum aus

sei dann die Neubildung des Maskulinums *juif* erfolgt. Da Körting diese Deutung in seinem Wörterbuch Nr. 4476 selbst erwähnt, so darf man sich wundern, daſs er sie hier nicht verwertet hat. Suchiers Erklärung steht auch bei Schwan-Behrens[4] § 305.

Anm. 2. *-anum* ergab *-ain*, jedoch auch *-en*, z. B. *pagano* : *payen*, besonders *-iano* : *in* (l. *ien*), *Aurēlien*] wiederum unrichtig dargestellt. Einmal hätte es auch in dem ersten Falle *-ien* heiſsen sollen; denn in *payen* gilt *y* ja = *ii*. Zudem sieht es so aus, als ob *-ien* nur gelegentlich eintrete, während man doch längst weiſs, daſs *-ien* nur unter ganz bestimmten Bedingungen lautgesetzlich zu stehen hat, nämlich hier 1) nach *c*, *g*, 2) nach vorhergehendem französischen *i*.

S. 56. Ist *richissime* wirklich 'in häufigerem Gebrauche'?

intĕgro : *entir*, umgebildet zu *entier* gleichsam **intarius*] Wozu diese Ansetzung?

magĭstero : *maistre* : *maître*] Aber *maistre* ist afrz. zweisilbig, was aus *magĭstrum* nicht gut zu gewinnen ist, weshalb Foerster zu Aiol 828 *mágistrum* ansetzt. Nimmt man diese Betonung nicht an, so wird man die Form aus proklitischer Stellung zum Eigennamen zu erklären haben, s. Berger, Lehnwörter 169 f. Dreisilbiges *maïstre*, das Diez ansetzt und mit dem auch Nyrop, Grammaire § 137, 2 (ferner, wie es scheint, auch Meyer-Lübke I § 598), operiert, ist auch mir afrz. unbekannt. Burguy giebt zwar im Glossar *maïstre* mit einem Beleg II 269, aber dort steht *son maistre Honoreit* aus den Dial. Greg., was also nichts beweist.

palo : *pal*, dessen *a* gelehrten Ursprung zeigt] Aber afrz. haben wir ja regelrecht *pel*.

castello : *chastel*, woraus *chasteal*, *château*, *porcello* : *porcel*, woraus *porceal*, *pourceau*] das stimmt nicht. *castellum* ergiebt *chastel*, und wenn nun das Flexions-*s* hinzutritt, entsteht *chastels*, *chasteals*, *chasteaus*. Und vom Nominativ aus gewann man dann den Obliquus *chasteau*.

S. 57. *mĭsso* : *mes* (*mis* ist analogische Bildung) *pre(n)so* : *pris*] wiederum ungenau und für den, an welchen sich das Buch wendet, nicht klar. *mes* existiert doch nur als Substantiv 'der Bote', während das Part. *mis* heiſst. Und zudem müſste auch bei dem zweiten bemerkt werden, daſs es analogische Bildung ist.

S. 57 f. Daſs *farouche* durchaus den Eindruck eines Fremdwortes mache, kann ich nicht finden. Möglicherweise ist es, meint Körting, das it. *feroce* 'in irgend welcher mundartlicher oder auch zufälliger (!) Entstellung!' Also auch hier wieder wird die Möglichkeit italienischer Herkunft bei einem Worte erwogen, das in alter Zeit begegnet, s. Belege zu Auberee 356. Über das Wort, das merkwürdigerweise selbst Nyrop, Gram. hist. § 245, noch = *ferocem* setzt, während er S. 318 Anm. richtig *ferotica* giebt, ist zu vergleichen Cohn, Suffixw. 296, meine Bemerkung zu Auberee a. a. O., Horning, Zs. XIX 102 ff. und Zs. XXII 484; *farage* brauchte nicht mit einem Sternchen versehen zu werden, da wenigstens *farasche* aus der Rose belegt ist.

S. 58. *lac* ist gelehrt] Aber afrz. existiert regelrechtes *lai*. Die

Form fehlt auch in Körtings Wörterbuch Nr. 4623, wozu zu bemerken ist, dafs das Katalanische das Wort noch heute als *llach* besitzt — z. B. Chev. as II esp. 6302; die vatikanische Hs. hat das Wort Chlyon 5038; *lai ne vivier, tai ne fontaine* Chbarisel 623; s. auch Meyer-Lübke bei Berger, Lehnwörter S. 161 Anm., der auf Burguys Glossar hinweist, von den eben angeführten Stellen die erste und noch zwei andere hat. Littré hat übrigens wenigstens im Supplément eine Stelle aus Mousket und die aus Chev. as II esp.

acus ist durch *acūlea* ersetzt, wozu auf Cohn, Suffixw. 234 ff., verwiesen wird. Seitdem ist über das Wort Auberee, Einleitung S. 138 ff., ausführlich gesprochen worden; vgl. ferner jetzt Arch. glott. XIII 389 ff. und Berger, Lehnw. 48 Anm. 1.

esprit erklärt Körting auch hier, wie im Wörterbuch Nr. 7685, ohne Bedenken aus dem Dativ *spirítui*!

Für den Abfall des *e* in *minuit* gegenüber afrz. *miënuit* braucht man nicht Angleichung an *midi* anzunehmen; *miënuit* wird als Einheit gerade so zu *minuit* wie *liëmier* zu *limier*.

S. 59 Anm. Ein Musterbeispiel für die neuen Etymologieen Körtings ist seine Erklärung des Verstummens von *e* in *or* 'jetzt'. Der frühe Abfall des *e* in *ọr*(*e*) sei im höchsten Grade befremdlich und entziehe sich, meint Körting, jeder glaubhaften Deutung. Er äufsert folgendes: afrz. männliches *or* 'Saum' setze neben lat. *ora* ein **orum* voraus. So könnte neben *hora* 'Stunde' auch ein **horus* bestanden haben. Dann wäre *or* = **ho*(*c*) *hōro*, nur mit dem offenen Vokal, der blofs in *ore* = *ha*(*c*) *hora* berechtigt ist; ebenso prov. *ar* = **ho horo* mit dem Vokal von *ara* = **ha hora*. Im Italienischen haben wir nun aber auch *or*, und das kann nicht **ho horo* sein, da hier tonloses *o* nicht schwindet. Daher nimmt Körting an, ursprüngliches **oro bene* sei durch Einflufs von dreisilbigem *ebbene* ebenfalls dreisilbig, *or bene* geworden. All das ist wieder einfach unannehmbar. Es scheint mir gar nicht so schwer begreiflich, dafs ein Wort wie *ọre*, das seiner Natur nach fast einen interjektionellen Charakter trägt, sich in Bezug auf den Abfall des *e*, wie auch sonst Interjektionen in den Sprachen, aufserhalb der Lautgesetze gestellt hat.

Auch was über das *r* in *mar, buer* gesagt ist, befriedigt nicht, befriedigt auch Körting selbst nicht. An die Möglichkeit, dafs das ganze *bona* (*mala*) *hora* in *buer* (*mar*) stecke, was auch Meyer-Lübke I 522 anzunehmen scheint, glaube ich nicht. Man könnte doch höchstens sagen, es sei *bona* mit dem Reflex des *r* von *hora*, so z. B. Burguy II 276, während G. Paris im Glossar der Extraits ChRol. allerdings *mala hora* als Etymon annimmt. Aber selbst das ist mir nicht wahrscheinlich. Vielleicht kann über das *r* der beiden Wörter die Syntax Auskunft geben. Doch will ich mir, was ich darüber denke, lieber noch einmal überlegen. Die Mitteilung eilt ja nicht. Dafs übrigens *mar* in keiner anderen romanischen Sprache Entsprechungen habe, gilt wenigstens für das Provenzalische nicht ganz, da es ja *mala*, allerdings mit *l* besitzt; *ay, mala fos reys Lozoicx!* bei Appel, Chr. 61, 26; *Et aquel que nos salvara Mala viu*

e mala fo natz GBarre 1296; *Mala creires sel mescrezen felo* Daurel 330; *Mala pasiest Martiple* Fer. 4631; *mala fos l'encontrada* eb. 5080; *Mala l'amei* PVidal 31, 26, wo die Anmerkung zu vergleichen ist; andere Stellen bei Appel, Glossar, unter *mal.*

S. 60. Ich vermisse die altfranzösische Form *aigue.* Die Form *eawe* wird aus *ewe* (*aqua*) schwerlich hervorgegangen sein. Suchier, Afrz. Gram. § 58ᵃ nimmt nach Nicols Vorgang an, daſs sie *aiwe* : *ęwe* zur Voraussetzung habe.

S. 62 Anm. wird das Lautgesetz aufgestellt, daſs *-mn-* vor dem Hochton zu *nn,* nach dem Hochton zu *mm* geworden sei. Dabei ist dann Körting genötigt, mehr hypothetische Formen anzunehmen als solche, die wirklich existieren, was sofort gegen seine Ansicht spricht. *damner,* auf welches sich Körting stützt, kommt, da es Kirchenwort ist, nicht in Betracht.

Wegen prov. *en, n'* vgl. jetzt Cohn hier im Archiv CIII 236, der meines Erachtens mit Recht gesagt hat, daſs *domine* nicht die Grundlage sein kann, weil in solchen Fällen der anlautende Konsonant stets erhalten bleibt. Cohn geht von *nomine* aus. — *fanme* mit Nasalierung (*femina*) und so weiter begegne ja afrz. oft genug. In derselben Anmerkung heiſst es, in *homme, somme, femme* bleibe das doppelte *m* in der Schrift erhalten, wohl in Anlehnung an Wörter wie *comme, somme* = *summa, flamme,* wo *mm* lat. *mm* entspricht. Auch in *comme*? Afrz. finde man ja auch oft *Romme* statt *Rome* geschrieben, andererseits seien 'bekanntlich' Schreibungen wie *home, feme* nichts weniger als selten! So Körting. Ich finde mich in dieser Darstellung nicht zurecht. Es scheint Schreibung und Lautwert verwechselt und die alte Sprache nicht genügend beachtet zu sein. *mn* wird doch zunächst — ob vor dem Ton oder nach dem Ton, macht keinen Unterschied — zu *mm,* und dieses vereinfacht sich, wie primäres *mm* in der alten Sprache, regelrecht zu *m. home, feme, come* sind afrz. durchaus die gewöhnlichen Formen. Wenn man nfrz. *homme* mit *mm* schreibt, so ist das eben eine Schreibung. Gesprochen wird ja auch nfrz. nur ein *m*!

S. 64. *avis* (l. *apis*) ersetzt durch **apĭcula*] Aber afrz. existiert ja auch *es* mit stammhaftem *s,* s. Tobler zu Chlyon 3885 (Holland) und Foerster in seiner Ausgabe 3893. Eb. wird die Möglichkeit erwogen, ob nicht *muef* (*mŏdus*) vielmehr Postverbale zu *mouvoir* sei. Unmöglich![1]

S. 65. afrz. *alaigre* aus *alacrem* soll wegen *gr* auf keinen Fall Erbwort sein. Aber dieselbe Entwickelung zeigen *acrem* : *aigre, macrum* : *maigre,* vgl. Meyer-Lübke I § 494, Nyrop § 408.

S. 66. *cité,* daneben afrz. Cas. rect. *cit,* wozu als Cas. obl. *ciu* zu gehören scheine.] Daſs *cit* 'die Stadt' nicht Cas. rect. ist, ist längst gesagt, Foerster zu Aiol 610, und *ciu* ist unmöglich dazu Cas. obl., ist überhaupt keine französische Form. *La cis* mit *s* als Nominativ steht Parton. 10594, 10768. Vgl. zu dem Worte, auf das Körting S. 249, 10 ausführlicher ein-

---

[1] Vgl. Lené, Les substantifs postverb. S. 104. A. T.

geht, jetzt auch Cohn im Archiv CIII 229. Meyer-Lübkes Deutung II § 4 als Kurzform *cit de Paris* statt *cité de Paris* halte ich nicht für richtig, da, wie auch Cohn mit Recht hervorhebt, das Wort gar nicht selten volltonig erscheint, z. B. *je fui amenee en la cit a Paris* Berte 796; *Torne de Pampelune, le riche chit* Aiol 610. Aber der nur zweimal aus einer Hs. von Godefroy angeführten Form *ci* vermag ich keine grofse Bedeutung beizulegen.

S. 66. Dafs *amitié*, alt *amistié*, ein lat. **amicitatem* voraussetzt, kann keinem Zweifel unterliegen, da es auch die anderen romanischen Sprachen verlangen, prov. *amistat*, it. *amistà*, span. *amistad* u. s. w., vgl. *mendistié* (*mendicitatem*).

Eb. *franceis* wird auf *franciscum* zurückgeführt, aber das Fem. *franceise* kann doch nicht 'gleichsam **francensi*' sein, das doch auch nur *franceis* ergeben hätte. In den beiden folgenden Formen sind wohl die Sternchen aus Versehen vertauscht, und zudem war *francesche* zu schreiben statt *franceische*, eine Form, welche diejenigen, an die sich das Buch wendet, nur verwirren kann. Auch S. 75 Anm. 2 wird wiederum *franceische*, *francaische* geschrieben, vgl. dagegen z. B. in einer sehr bekannten Stelle *vi une bretesche A demie liue galesche* Chlyon 191, Fem. von *galois*; *francesche* belegt Suchier im Grundrifs I 624 mehrmals aus Computus. Ebendort wird *franceise* (zweimal mit einer Cedille vor *e*!) als Anbildung an *franceis* oder an die Adjektiva auf *-eis* (*-ensem*) bezeichnet, was wiederum mindestens undeutlich ausgedrückt ist. Gemeint ist wohl, *franceise* ist Neubildung vom Maskulinum her, wobei Wörter wie *corteis*, die von Anfang an ein analogisches *e* im Femininum haben, mitgewirkt haben mögen.

S. 67 wird für *vierge* statt *virginem* **virga* angesetzt. Dagegen sprechen nicht nur die anderen romanischen Sprachen, sondern auch die älteste Form des Französischen selbst, *virgene*, und zudem ist die Ansetzung, da es sich um ein Wort der Kirche handelt, unnötig. Die Möglichkeit, dafs *vierge* statt *verge* gebildet wurde, um den Zusammenhang mit *virgo* zu bewahren oder zu erneuern, ist darum zurückzuweisen, weil afrz. das Wort ja überhaupt nicht *verge*, sondern *virge* lautet, es sich also durch die Form mit *ie* gerade umgekehrt von der Form des lateinischen Wortes lautlich entfernt.

Eb. als Nom. zu *larron* war *lerre*, zu *baron*: *ber*, beide zunächst ohne *s* anzusetzen. — Eb. Anm. 1 gegenüber *vertige* aus *vertĭgĭnem* steht das lautlich regelrechte afrz. und nfrz. *avertin*.

S. 68 liest man: *patrem* hätte zu **perre* werden müssen, weil *tr* zu *rr* wurde, was mit *pĕtra* > *pierre*, *vĭtrum* > *verre* belegt wird. Das einfache *r* erkläre sich wohl, meint Körting, aus der häufigen vokativischen Verwendung des Wortes! Ähnlich äufsert er sich S. 192 Anm. 3 und fügt noch als Beweis **tonĭtru* > *tonnerre* hinzu. Körting scheint auch hier nfrz. Schreibung und Lautwert nicht genügend auseinander gehalten zu haben, und auch hier ist die alte Sprache nicht berücksichtigt. *-tr-* wird afrz. zu *dr*, dann *rr* und dann zu einfachem *r*; *pere* ist also regelrecht. Auch *pĕtra*

giebt afrz. regelrecht *piere*. Wenn nfrz. (und auch afrz. gelegentlich) *pierre* geschrieben wird, so ist das eben Schreibung. Gesprochen wird ja doch auch hier nur ein *r*. *tonnerre* aber ist nicht die aus * *tonĭtruum* entstandene Lautform, die lautet afrz. vielmehr *tonoire*, wie sie lauten muſs, woraus nfrz. *tonnerre* erst sekundär entwickelt ist, ebenso wie *vĭtrum* afrz. *voire* ergeben hat, dieses allerdings häufig auch afrz. mit *rr*. Die Verwendung als Vokativ ist dabei also von keinem Einfluſs. Auch Meyer-Lübke setzt *verre* und *tonnerre* mit Unrecht ins Paradigma.

Eb. Daſs das *-torem* entsprechende Femininum *-tricem* nur in ganz gelehrten Wörtern zur Verwendung komme, vgl. auch S. 92, ist wenigstens für die alte Sprache nicht richtig, vgl. afrz. *empererix*; *pecherrix* Mont.-Rayn. II 13 u. a. — *précurseur* ist doch ganz gelehrt.

S. 69. Was über *romanz*, *romant* gesagt ist, könnte die Auffassung zulassen, daſs der Accusativ immer *romant* heiſse, während er doch im guten Altfranzösisch durchaus *romanz* lautet, *l'art d'amors an romanz mist* Clig. 3; ... *lisoit Une pucele devant lui An un romanz ne sai de cui* Chlyon 5364.

chaland von *calare* ist Druckfehler für *calere*. Für die Bedeutungsentwicklung konnte auf Tobler, Verm. Beitr. I 41, verwiesen werden.

S. 70. In *merci* 'Lohn' sieht Körting *mercedem*, dagegen in *merci* (masc.) 'Dank' das Postverbale, ebenso 115 f. Aber *mercier* ist ja erst von *merci* aus gewonnen. Da es 'danken' heiſst, muſs diese Bedeutung schon in *merci* liegen, wie denn in der That afrz. *merci*, das durchaus fem. ist, schon 'Dank' bedeutet, was sich aus der Bedeutung 'Lohn' natürlich ergiebt. Lohn ist Dank für Geleistetes. Maskulinum ist nfrz. *merci*, wie Littré hervorhebt, nur in der Wendung *grand merci*, mit dem unbestimmten Artikel *un grand merci*, wie mit dem bestimmten (s. Sachs). Littré hat schon bemerkt, daſs man afrz. *grant merci*, wo *grant* richtiges Femininum sei, im 16. Jahrhundert wegen *grand* als männlich auffaſste und daher *un grand merci* bildete, vgl. auch Plattner, Schulgrammatik § 119 Anm. 3. Ich möchte lieber sagen: *grant merci* ist e i n Wort geworden — wie es heute im Provenzalischen als e i n Wort geschrieben wird: *Gramaci! ... ma Sorre! toujour bon apetis!* Roumanille Conte prouvençau S. 50; ja hier sagt man sogar: *Pèr gramaci de vosto espitalita, vole vous acourda de faire tres souvèt* eb. 167 'als Dank für deine Gastfreundschaft' — und wird, wie andere Wortkomplexe, durch den männlichen Artikel substantiviert. Man kann also im Grunde nicht einmal sagen, daſs das Substantiv *merci* je männlich sei. Man kann etwa italienisches *fare un casa del diavolo* vergleichen, worin *casa* darum noch nicht männlich wird, daſs der männliche unbestimmte Artikel davorsteht: *Insomma l'altra sera ci fu un casa del diavolo* Fogazzaro Malombra 355, was kein Druckfehler ist — wenn man auch daneben findet *Una volta don Venerando li sorprese in quei giuochetti e fece una casa del diavolo* Verga Novelle rustic. 187 —, wie (ein kleines Kind) *univa i suoi strilli alle grida dei giocatori formando un casa del diavolo da sgomentare un campanaro di professione* Fucini Veglie 94 zeigt oder *il vento, i lampi, i tuoni e gli*

scataroscì dell' acqua facevano un casa del Diavolo G. Giusti Epistolario I 249 bei Frassi, während Rigutini in seiner Auswahl der Briefe (Florenz, Le Monnier, 11. Aufl., 1884) S. 119 *facevano una casa del Diavolo* druckt. Ein viertes Beispiel steht bei Tommaseo-Bellini casa No. 33, *In un sol loco, a un tempo discorrevano, ed un casa del diavolo facevano.* Es ist das keine Anomalie, wie mir ein Italiener sagte, als ich ihm die Sache vorlegte, sondern ist eine völlig begreifliche Ausdrucksweise. *casa del diavolo* wird ein Begriff, und der wird folgerichtig mit dem männlichen Artikel substantiviert. Auch spanisches *cabeza* wird noch nicht männlich, wenn man sagt *(tu padre) era un mala cabeza* Galdós Halma 52.

Eb. sagt Körting, die lateinische Endung *-icem* bleibe nach Konsonanten frz. als *ce* erhalten, und giebt als ersten Beleg dafür *pollicem* > *pouce.* Ebenso setzt Meyer-Lübke I § 332 frz. *pouce* ins Paradigma, Schwan-Behrens[4] § 137 sagt ebenfalls *pollike* — *polce,* auch Nyrop, Grammaire historique § 403, 2. Allein die afrz. Form lautet durchaus *polz, pous* ohne *e,* pik. *pauch, pauc,* so z. B. *Charlemaignes fut graindre de plein piet et treis polz* KReise 811, s. auch Burguy und Littré. In der von diesem angeführten Stelle (Berte) *En un trou de tarere li boutent erranment Ses deus pols* ist XCIV statt XIV zu lesen, bei Scheler 2255. Aus dem Schwund des *-e* scheint sich zu ergeben, daſs die Synkope des tonlosen Mittelvokals früher eingetreten ist, *poll'c(em).* (Auch Groeber, Substrate in Wölfflins Archiv IV 445 hat nur *pouce.*)

Eb. Anm. 2 wird *punais* aus **punax* gedeutet, ein aus dem Punierlande eingeschlepptes Insekt, wie 'Schwabe, Franzose'. Das Adj. *punais* 'aus der Nase riechend' soll aus dem Substantiv durch volksetymologische Umdeutung *punais* = *pu(er)* 'stinken' + *nais* (an *nez* 'Nase' anklingend) geschaffen sein. Allein einmal müſste eine solche Ableitung vom Eigennamen erst belegt werden, *dicax, loquax,* die Körting anführt, sind nicht gleichartig, da sie von Verben gebildet sind. Ferner heiſst 'die Wanze' nicht *punais,* was kein Druckfehler sein kann, sondern *la punaise,* alt wie neu. Sodann ist die provenzalische Form *putnais* nicht berücksichtigt, die sofort gegen die Deutung spricht, und endlich hat das Adjektiv wohl heute die engere Bedeutung 'aus der Nase riechend', aber von Hause aus heiſst es allgemein 'stinkend', wie schon Diez im Wörterbuch II c sagt, auch als Schimpfwort für Menschen, wie z. B. *«Baisier?» fait il «vieille pusnaise* Mont.-Rayn. V 174; *Sus me s'es abatutz est glotz punnais* GRoss. 7030, s. auch Littré im Historique. Es ist ganz gewiſs nicht erst aus dem Substantiv geschaffen. Die Form *putnais* deutet vielmehr auf **putinacem* hin, *puteo* mit der Ableitung *inare *putinare,* wie *farcinare* von *farcio, ferinare* von *ferio,* davon afrz. *ferner, vesner* neben *vesser* von *visinare* s. zu Auberee 572 in Hs. D und Meyer-Lübke II § 585. Und von diesem Verbum, wie sonst, ein Adjektiv auf *-ax, *putinax.* Von dem Adjektiv aus ist dann erst das weibliche Substantiv *la punaise* gebildet, 'die stinkende', 'die Wanze'. Diezens Deutung vom Adj. *put* 'mit einem Suffixe, dem, wie es scheint, ein it. *putt-on-azzo* entsprechen würde', befriedigt nicht. Meyer-Lübke II § 413 bezeichnet den Ursprung von *punais* kurz

als 'nicht klar'. — Zu diesen Wörtern auf *-ais* kommt vielleicht hinzu *pichaise* Auberee nach 538 in der Interpolation von D V. 11: *De dame aubree la pichaise* und *anchais* Mer. 3769 T, 3872, wo die Anmerkung weitere Belege von G. Paris bringt, der Rom. XXVII 316 zwei neue hinzufügt. Ist es eigentlich 'lendenlahm'? *anch(a)* + *acem*, wie *irais* von *ire*? Das würde zu *viellart anchès* gut passen, vgl. *Torx fu e de piez et de hanches*, das Littré (*hanche*) aus Renard anführt. Dann allgemein 'nicht normal', daher *bouche anchese, dens ancheses,* in welcher Stelle (Lancelot) übrigens das daneben stehende *cleres* nicht recht passen will (*dens cleres et ancheses*). — Vgl. span.-port. *ancado,* mit anderer Ableitung 'kreuzlahm', was vielleicht in CLoois 505 vorliegt: *Lait et anché, hisdos com aversier*; vgl. noch it. *ancacciuto 'Le cui anche sono pingui, che ha grandi anche'* Tommaseo-Bellini mit einem Beleg (it. *sciancato,* frz. *éhanché* führt schon Diez I *anca* an).

Falkenberg (Mark). Georg Ebeling.

(Schlufs dieser Besprechung folgt im nächsten Heft.)

O. Schultz-Gora, Zwei altfranzösische Dichtungen. La Chastelaine de Saint Gille, Du Chevalier au Barisel. Neu herausgegeben mit Einleitungen, Anmerkungen und Glossar. Halle a. S., Max Niemeyer, 1899. IV, 193 S.

Die Auswahl der beiden Dichtungen, deren Text durch des Herausgebers Fürsorge in kritisch gesichteter Gestalt der studierenden Jugend als Einführung in das Altfranzösische dargeboten wird, ist in jeder Hinsicht als eine recht glückliche zu bezeichnen. Beide Gedichte, von denen das erste, die *Chastelaine de Saint Gille,* treffend ein *'son d'amors* mit specifisch dramatischem Charakter' (S. 7) genannt wird und an Lieblichkeit mit den besten Erzeugnissen der altfranzösischen Litteratur wetteifern darf, und das zweite, *Du Chevalier au Barisel* überschriebene,[1] die seelischen Wandlungen eines jener gottvergessenen Raufbolde, die, wie ich hervorheben möchte, in einem Robert dem Teufel ihren berühmtesten Vertreter finden, zum Gegenstand hat und als eine ergreifende Probe der Fähigkeit, feine psychologische Analysen geschickt und sicher durchzuführen, geschätzt zu werden verdient, haben schon früh die Aufmerksamkeit der Freunde altfranzösischer Dichtung auf sich gezogen, und ihre Schönheit und Eigenart wird sicher nicht verfehlen, auch auf die Jüngeren ihren Zauber auszuüben, und dazu beitragen, einer vorurteilsvollen Unterschätzung der Geisteswerke der alten Franzosen nachdrücklich entgegenzutreten.

In den jedem der Texte vorausgeschickten Einleitungen unterrichtet der Herausgeber über ihre handschriftliche Überlieferung und bisherige Verbreitung durch den Druck, geht auf die ihren Dialekt kennzeichnenden

[1] Der Herausgeber hat ihm die in den 'Vies des Pères' stehende, künstlerisch viel weniger bedeutende Version in diplomatischem Abdruck folgen lassen.

lautlichen Merkmale sowie auf die metrischen Eigentümlichkeiten näher ein — die innerhalb ihres Bereiches begegnenden Flexionen werden dagegen in das reich ausgestattete Glossar verwiesen — und verbreitet sich in gedrängten, aber klaren und feinsinnig abwägenden Ausführungen über das Wesen und den litterarischen Wert der beiden Dichtungen. Hier wie in den übrigen Teilen des Buches kommt dem Herausgeber seine hervorragende Vertrautheit mit den Werken der alten französischen Dichter wirksamst zu statten; ihr ist es insbesondere zu danken, daſs von den Refrains der 'Chastelaine' nunmehr eine gröſsere Anzahl rekognosciert werden konnte, als dies von anderer Seite bisher geschehen war. Freilich bleibt die Herkunft nicht weniger noch immer dunkel; weiterem Forschen sind damit die Wege gewiesen. Von der Beschäftigung insbesondere mit der 'Chastelaine' läſst sich auch noch nach anderer Richtung hin fruchtbare Anregung zu wissenschaftlicher Thätigkeit erwarten. Die hier auftretenden Persönlichkeiten erscheinen als Träger von Eigenschaften, deren nähere Betrachtung manchen wertvollen Einblick in gewisse sociale Verhältnisse des Mittelalters eröffnet. Der verarmte Vater des Mädchens illustriert trefflich den in der 'Vie des Pères' stehenden Satz *Il est costume as chevaliers Que soffroiteus sont de deniers* (vgl. God. VII, 503). Gerade wie andere hohe Herren (vgl. etwa Karl den Groſsen, Gaufrey 147—54; Aye 82, 99) läſst er sich durch social tief unter ihm stehende, aber mit Glücksgütern gesegnete Personen in seinem Thun beeinflussen, und auch an dem Bauer bemerkt man manchen der Züge, die auch sonst an seinen Standesgenossen verhöhnt oder getadelt werden.[1] Nach dem mit den Lehren eines Egidio Colonna (Li Livres du gouvernement des rois ed. Molenaar, New York 1899, S. 142) freilich in Widerspruch stehenden Grundsatze, *qu'il nestoit rien q̄ on ne feist pour argent,* Enf. Viv. (Prosa) 266, 1820,[2] findet der niedriggeborene und auch sittlich tiefstehende Mann Gnade vor den Augen einer Gesellschaftsklasse, deren Exklusivität sonst keine Schranken kannte. Wenn in einer der Versionen des Alexanderliedes (s. Paul Meyer, Alexandre le Grand dans la litt. du m. â. I, 149, 860) das Pochen auf die Unfehlbarkeit des Geldes als der Sinnesweise des *bricon* entsprechend gegeiſselt wird, so begreift man nunmehr die Schärfe, mit der der Dichter der 'Chastelaine' (70 ff.) die Verwerflichkeit der gleichen kläglichen Neigung in seinem *vilain* verurteilt. Daſs der Bauer mit gefälliger Gestalt ausgestattet ist, muſs freilich auffallen. Bei dem durchaus aristokratischen Geiste unserer Dichtung wäre es gewagt, in diesem Umstande eine Bethätigung des besonders in der didaktisch-geistlichen Litteratur, aber gelegentlich auch in der Epik und Geschichtschreibung

[1] Vgl. dazu das reiche Material bei Dr. Domenico Merlini, Saggio di ricerche sulla satira contro il villano con appendice di documenti inediti, Torino 1894.

[2] Vgl. ferner *Qui deniers a en bourse, si a vin en pot,* Prov. Vil. 69, 7, dazu das schon von Tobler daselbst S. 137 angeführte *Cheli qui a deniers, fet auques son talent,* Gaufrey 154; und weiter *Plus a li hons d'avoir, et plus a seignorie; Bourgois est honnerés qui d'avoir monteplie,* Bast. Buil. 488; *Il n'est chose qu'argent ne face Et ne desface et ne reface,* Froiss. Poés. II, 222, 59.

hervortretenden Gegensatzes[1] zu der dem Mittelalter geläufigen Theorie, daſs die äuſsere Erscheinung des Menschen ein getreues Abbild seiner sittlichen Persönlichkeit sei, erkennen zu wollen.[2] Wohl aber scheint es mir angemessen, daran zu erinnern, daſs auch anderswo nicht selten moralische Verderbtheit mit körperlichen Vorzügen gepaart gedacht wird; so meint Egbert von Lüttich *De pulcra subolent contracta piacula pelle,* Fec. rat. I, 45 (und dazu E. Voigts Anmerkung); von der Schönheit der Teufel und der Verräter handelt kurz Osterhage, Über einige chansons de geste des Lohengrinkreises, Progr. d. Humboldts-Gymnasiums zu Berlin 1888, S. 26, und dabei fällt mir ein, daſs es mit Bezug auf die Schönheit des kleinen Judas (*vultum phœbæo lumine cultum*), an ein bekanntes Bibelwort anklingend, heiſst *Sub specie pulchra retinet fraus saepe sepulchra* bei Duméril, Poés. pop. lat. 331. Schlieſslich gedenke ich hier noch dessen, was Théophile Gautier von einem Maler erzählt, der, um Lucifers Gesicht recht getreu wiederzugeben, dasselbe aus lauter schönen, aber disparaten Zügen zusammensetzte und so die gewollte entsetzliche Wirkung erreichte, Jettatura 6.

In den zahlreichen und zum Teil sehr ausführlichen und ausgiebig mit Litteraturnachweisen versehenen Anmerkungen findet der Studierende auſser textkritischen Vorschlägen und die Übersetzung mancher Stellen erleichternden Winken Belehrung über viele in den Gedichten begegnende sprachliche Besonderheiten, und dabei ist es mit Freude zu begrüſsen, daſs der Herausgeber neben der Erörterung lautlicher und morphologischer Fragen auch der Syntax einen wesentlich breiteren Raum gegönnt hat, als man sonst in den Ausgaben altfranzösischer Texte zu finden gewöhnt ist. Auch die gelegentlichen den Realien gewidmeten Erläuterungen erscheinen nicht minder geeignet, die pädagogischen Zwecke des Buches nachdrücklichst zu fördern. Im einzelnen habe ich folgendes zu bemerken:

I, 33. *mandu* für *manju* ist meines Wissens nicht nachgewiesen.

I, 222. Daſs *cranche* oder *cranque* aus *cancrum* durch einfaches Umspringen des *r* entstanden sein soll, ist mir nach Lage der Dinge recht zweifelhaft. Bei God. II, 356 trifft man auch *crancre,* und diese Wortform ist von derselben Art wie *atrempre* < *temperat,* Dolop. 139, *nuitrantre* für *nuitantre,* God. V, 545, **afflubl*e < *adfibulat* (s. *afflublee,* Flor. F, fol. 104 b; B, fol. 44 b; *defleublant,* Rab. Pant. liv. IV, Prologue), *flable* < *fabula, fabulat,* vulgärparisisches *afflable* für *affable* (a. 1651), Nisard, Etude 328 u. a. m. Diese Gestaltungen, in denen das *r* (oder *l*) der Schluſssilbe vortönt, ohne zunächst zu schwinden, wie ich mit Schuchardt, Vocal. d. Vulgärlat. III, 4, annehme, bilden die eigentliche Grundlage

---

[1] S. etwa De David li Prophecie, Zs. XIX, 191, oder God. Paris S. 16, 27.

[2] Auſser meinen Andeutungen im Archiv LXXXII, 216 f. vgl. die beiden *Vitium animi et in corpore apparere* und *Animum videri in facie* überschriebenen Epigramme des Godefridus bei Th. Wright, The Anglo-Latin Satirical Poets and Epigrammatists of the twelfth century II, 113. II, 122; Anc. Théât. VI, 478 (und V, 46 f.); Eutrapel II, 104 f.; Caq. Accouch. 83.

von *cranque, trempe, nuitrante,* God. V, 545, *afflube,* Anc. Th. III, 384, *afflubent,* Aye 3287, *flabe* (*flabent* < *fabulant* : *gabent,* G. Guiart VII, 94), **afflabe* (s. *caplabe,* Nisard 338); in ihnen hat sich also derselbe dissimilatorische Prozeſs abgespielt, der von vornherein vorliegende Strukturen wie *fragrat, prestres, Trievrez* (a 1332), Hist. Metz IV, 70, vielleicht auch *traïtres, flebles* aus *flebilis,* Part. 5942, *flamble* umgestaltet hat, und zwar zunächst nur in den stammbetonten Formen, zu *fragat* oder *fraglat* (s. dazu Grammont, Dissimilation 26 ff.), *prestes,* Mont. Fabl. IV, 158, *Treves,* Pean Gatineau 664, 1230 u. ö., *traïtes* : *dites,* G. Mach., Prise d'Alex. 8698, *flebes* afrz. oft und noch im 17. Jahrhundert vulgärparisisch, Nisard 347. Auch der von Schultz-Gora angezogene, freilich nicht unmittelbar hierher gehörige Ortsname *Frontevalt* für *Fontevralt* begegnet in der Form *Frontevraut,* Hist. Ducs Norm. 83, 84, 90. Ich hoffe recht bald auf die verlockende Frage unter Heranziehung ausgedehnteren Materials anderen Ortes zurückzukommen. Zur Sache bemerke ich noch, daſs das Anwünschen von allerhand Leid auch den Gegenstand eines bei Raynaud, Motets frç. I, 76 f. stehenden Gedichtes bildet.

I, 254. Ich vermag nicht einzusehen, weshalb *aïe* neben *aïde* die ursprünglichere Form sein soll; lautgerecht ist sie auf keinen Fall.

I, 260. Der Wechsel des Numerus der beiden Verba innerhalb des Satzgefüges '*tox ses parages i asamble, qui li ont dit . . .*' bedarf einer besonderen Erklärung. Es tritt uns hier der psychologisch bemerkenswerte Fall entgegen, daſs bei der flexivischen Gestaltung mehrerer auf ein Kollektivum bezogener Satzteile, mögen sie nun im Verhältnis der Nebenordnung oder der Unterordnung zu einander stehenden Sätzen angehören, verschieden verfahren wird, dergestalt, daſs für solche dem Kollektivum räumlich oder besser zeitlich zunächst sich anschlieſsenden Teile der Rede die singulare Form desselben, für die später folgenden aber sein pluralischer Inhalt maſsgebend wird. Wenige Beispiele werden genügen. Nach *on* : *cui om detrait et desrunt et desachent,* S Bern. T. 201, 33; *toutes les censes qu'on doit et doveront a l'Aiglise de saint Piere* (a. 1295), Hist. Metz III² 237, *on doit panre et panront* (a. 1307), eb. III² 283; *et aussy de tous ceaulx c'on semont et semonront,* eb. IV, 597. Nach *chascun* : *Lors vout chascun son nom aprendre et demandent qui el estoit,* Romvart 602, 14; *chascun patron rompy la closture de la lettre et leurent les paroles,* Rec. Hist. Gaule XXII, 332 H; *et s'en ala chascun en sa contree, offrant leur service* u. s. w., Chev. Pap. 77, 30 und sehr oft. Nach kollektiven Substantiven: *Et l'ost s'est arestee, quant oent l'olifant,* Fierabras 139; *Quant Turpins ot sa gent seignie et beneie Et il les out assous de Dieu le fil Marie,* G Bourg 17; *Tant oirre ensamble li barnages Et trespassent les terres larges,* G Pal. 9329; *Maintenant tote l'ox s'esmuet, Tant qu'il vindrent a Guinesores,* Cliges 1236; *une partie de ses gens le laissa et s'enfuirent,* Journ. Bourg. Par. 157, und ebenso nach *qui* wer, *cil ki,* lat. *quisquis.* Auch im Italienischen wird so verfahren: *Alla perfine tutto 'l popolo andò a questo nostro Padre che voi vedete et dissongli,* Leggende di alcuni Santi 90; *Quando sua gente la novella intese, Facean gran festa per tutto il paese,* Reina d'Oriente 42, 20;

Del vero dicono la nostra progenie procede dalla città di Costantinopoli, e vennero a dominare in Albania, Giov. Musachi bei Hopf, Chron. gréco-rom. 278; *Ciascheduno di loro si trasse arieri et preseno loro spade et metteno le punte in terra* u. s. w., Viaggio di Carlo Magno I, 62 und sehr oft sonst.

II, 33 ff. Der Sinn verlangt *converses* : *aherses*, was die Handschrift 837 auch wirklich bietet; in V. 35 ist dann *il* zu streichen und *ceus* durch *celes* zu ersetzen.

II, 112. Daſs in *ploverra* für *plorera* dem *v* konsonantischer Wert zukomme, dürfte schwerlich haltbar sein.

II, 128. Will man *fex* in *s'erent fex confesser* nicht durch *fet* ersetzen, so bleibt nur übrig, *erent* in naheliegendes *orent* zu wandeln; s. dazu Tobler, Beiträge II, 61.

II, 131. Auch der reumütige, zur Pilgerfahrt nach Rom entschlossene Robert der Teufel wird mit dem Heuchler Renart verglichen: *Avez oy, seigneurs? haro! Renart, je croy, devient hermittes*, Mir. N. D. XXXIII, 853; *Je croi que Renart veut hermite devenir*, Dit de Rob. le Diable in den Abhandl. z. E. A. Toblers 481, 416.

II, 159—60. Ich weiſs nicht, ob man *je* die Kraft zutrauen darf, einen rhetorischen Accent auf sich zu nehmen, zumal *jo, jou* oder *giè* sich in solchem Falle viel besser eigneten. Freilich pflegen wir Deutsche auf das Pron. pers., wenn die durch dasselbe bezeichnete Person im Gegensatz zu einer anderen Person gedacht wird, einen akustisch wahrnehmbaren Nachdruck zu legen; ob aber das Französische, selbst bei denjenigen Fürwörtern, deren lautliche Beschaffenheit solchem Verfahren nicht entgegenstünde, den gleichen Weg geht, wird doch recht zweifelhaft, wenn man erwägt, daſs die alte Sprache sich nicht scheut, ein logisch so stark bewertetes Pron. pers. einfach zu unterdrücken, z. B. *Cui ameras ie l'amerai Cui seruiras iel seruirai*, Flor. F, fol. 1b, oder durch Elision überhaupt der Möglichkeit zu berauben, betont zu werden: *cui tu ameras iamerai*, Flor. E, fol. 3b; *Quant Dieu vient ci parler a toy, Et j'aussi, qui sa mere sui*, Mir. N D. XXXIII, 1294; oder neufranzösisch *ces trois années dont chaque heure, chaque minute t'ont été consacrées*, Alfred de Bréhat, Femme étrange 53. Ähnlich verhält es sich ja im Altfranzösischen mit *ce* und *que* nach Präpositionen, z. B. *Dame, dist il, porq'estes adolee*, RCambr. 4199; s. dazu Tobler, Versbau[3] 57, 140 f. Und so wird man denn auch sonst Anstand nehmen müssen, persönliche (und auch possessive) Pronomina von so hervorragender logischer Bedeutung durch besonders starke Betonung vor den übrigen Teilen der Rede auszuzeichnen. Beispiele lassen sich aus allen Zeiten der Sprache beibringen: *Cui vos harez, nos le harrons*, Renart 9718 (ähnlich 19710 ff.); *je harrai que tu harras*, Journ. Bourg. Paris 321; *Ha (dea), qui me griefve, je le griefve*, Anc. Th. III, 315; *La mer a moins de vents qui ses vagues irritent, Que je n'ai de pensers qui tous me sollicitent D'un funeste dessein*, Malherbe (Jannet) 102; *J'ai connu un tas de jeunes filles qui lui étaient bien supérieures; eh bien, elles n'avaient pas ce qu'elle a*, Edmond de Goncourt,

Renée Mauperin 141; *Pourquoi vous croirai-je, ne l'ayant pas crue elle-même?* Sardou, Nos bons villageois 162; *Écoutez, monsieur, lorsqu'une femme aime, lorsqu'elle se trouve dans la situation ou je me trouve, il ne faut plus parler de raison,* Alexis Bouvier, Femme du mort 13; *Tu comprendras alors que seule, entends-tu bien, seule je puis le sauver,* Alfred de Bréhat, Femme étrange 27; *une chose que, seule, je puis lui donner,* eb. 49; oder bei dem Pron. poss.: *Le devoir des femmes n'est pas douteux: mais on dispute si, dans le mépris qu'elles en font, il est égal pour les enfants d'être nourris de leur lait ou d'un autre,* Rousseau, Émile liv. I; *Ah! si l'on comparait leur vie avec sa vie,* Coppée, Boucles d'oreilles 137; *Je me dis que c'est par ma faute que vous êtes là, couchée sur ce lit de douleur,* Alfred de Bréhat, Femme étrange 249.

II, 614. Die Deutung von *trestoute jor* als Anbildung an *tote di, tote nuit* ist sehr verlockend. Doch bleibt Tobler, Zs. II, 628, zu vergleichen. Wäre übrigens sehr häufiges *mïedi* für *midi* wirklich, wie Schultz-Gora zu II, 1006 meint, durch *mienuit* hervorgerufen worden, so müſste sich hier die Assimilation auffälligerweise auf die Form beschränkt haben, während das Geschlecht unberührt blieb. Erst ziemlich spät finde ich *midi sera sonnee,* Mir. ND. XXXIX, 262.

II, 974—990. Die Stelle, die den Tod des reumütigen Ritters schildert, hätte m. E. eine Anmerkung verdient, weil sie für die dem Mittelalter und den ersten christlichen Jahrhunderten geläufigen Vorstellungen über das Wesen der Seele nach dem Tode äuſserst bezeichnend ist. Die Seelen der Guten sind fleckenlos und weiſs wie die unseres Ritters und die der Mutter Maria, s. Tischendorf, Apoc. apocr. 129, die der schlechten Menschen dagegen schwarz, s. H. Brandes, Visio Pauli 77 (vgl. dazu Mir. ND. XXXII, 2370). Daſs Teufel oder Engel oder gar Christus selbst die als ganz kleine Gestalt zu denkende Seele bei ihrem Scheiden aus dem Körper erwarten, um sie in die Hölle oder ins Paradies zu tragen, wird in den Epen öfter berichtet; vgl. z. B. Gaufrey 57, 75, 209; Anseis 1607, 7819, 10205; Doon 15; Enf. Viv. 85; ferner das *De egressibus animarum* überschriebene Kapitel der Dialoge Gregors. Übrigens hat sich auch die mittelalterliche Malerei dieses realistischen Zuges bemächtigt; ich denke z. B. an das den Tod des heiligen Anastasius darstellende Freskogemälde im Portikus der Kirche Alle tre fontane bei Rom (13. Jahrhundert), s. das Kupfer bei Seroux d'Agincourt, Denkmäler der Architektur, Skulptur und Malerei, III. Abt. Malerei I, tav. XCVIII S.; ferner an Masaccios Kreuzigung in der Kirche S. Clemente in Rom (15. Jahrhundert), s. das Kupfer eb. III. Abt. Malerei II, tav. CLIV. An unserer Stelle aber wird angedeutet, daſs Engel und Teufel zu gleicher Zeit und wie es scheint kampfbereit, dem Entweichen der Seele entgegengesehen hätten; ich ententsinne mich nicht, eine ähnliche Scene in der Epenlitteratur angetroffen zu haben, doch verweise ich auf La Tour Landry 105 und das groſse, 'Triumph des Todes' genannte, früher dem Orcagna zugeschriebene Wandgemälde im Camposanto zu Pisa.

Berlin. A. Risop.

Kr. Nyrop, Professeur à l'université de Copenhague, Grammaire historique de la Langue française, tome premier. Copenhague, Det Nordiske Forlag Ernst Bojesen; Leipzig, Otto Harrassowitz; Paris, Alphonse Picard et fils, 1899. XV, 488.

Mit seiner historischen Grammatik der französischen Sprache, die in ihrem ersten, die Lautlehre behandelnden Teile vorliegt, hat der rühmlichst bekannte dänische Romanist ein Werk ins Leben gerufen, von dem sich mit aller Zuversicht erwarten läfst, dafs es den vom Verfasser geäufserten Wunsch, den Anfängern als hilfreiches Lehrmittel, den Docenten aber als Leitfaden für ihre Vorlesungen zur Seite zu stehen, im weitesten Umfange und mit ausgezeichnetem Erfolge erfüllen wird. Doch ist damit der Beruf des Buches keineswegs erschöpft. Auch aufserhalb der seinem Wirken von dem Verfasser gezogenen Schranken wird man es dankbar willkommen heifsen; auch hier werden die lichtvollen, in flottem, klarem Französisch geschriebenen, von wahrer Begeisterung für den behandelten Gegenstand getragenen Ausführungen ihre erfreuende Wirkung nicht verfehlen; auch hier wird man es, je häufiger man zu ihm greift, als einen treuen, nur selten versagenden Ratgeber hochschätzen und würdigen lernen. Aus dem Buche weht uns auf Schritt und Tritt der Geist eines Mannes entgegen, der, auf der Höhe seiner Wissenschaft stehend und durchdrungen von seinen aus langer akademischer Thätigkeit geflossenen Überzeugungen, sein bestes Können der Aufsenwelt zur Verfügung zu stellen willens ist. Die einschliefslich des sehr ausgiebigen und lehrreichen Kapitels über die Orthographie etwa sechs Druckbogen umfassende Darstellung der allgemeinen Geschichte des Französischen bewegt sich keineswegs innerhalb der aus anderen ähnlichen Werken bekannten engen Grenzen und stereotypen Notizen. Was hier dem Leser geboten wird, ist die Frucht einer reichen selbständigen Arbeit. Eine nicht gewöhnliche Vertrautheit mit dem Schrifttum aller Zeiten versetzt den Verfasser in die Lage, für das frühe Vorhandensein französischer Rede, ihre ersten Wandlungen und die verschiedenen im Laufe der Zeiten wirksam gewesenen Motive der Sprachgestaltung, sowie für die mannigfachen von aufsen her kommenden Einflüsse und andererseits für die Verbreitung des Französischen aufserhalb der Grenzen Frankreichs neue wertvolle Zeugnisse beizubringen. Der Verfasser ist überall beflissen, die von ihm benutzten Quellen möglichst ergiebig auszubeuten und die Wertschätzung, die sie für die Förderung unserer sprachgeschichtlichen Erkenntnis beanspruchen dürfen, unter umfangreicher Darbietung überlieferter Gebilde zu prüfen und zu bestimmen. Stets mit denselben reichen Mitteln ausgerüstet, geleitet uns der Verfasser durch die verschiedenen Perioden der Sprache, die Anfänge, die alte, die mittlere, die neue Zeit. An trefflich gewählten Beispielen werden die Merkmale aufgezeigt, an denen, sei es in lautlichen, morphologischen oder lexikalischen Dingen, ein genereller, volkstümlich unbewufster oder aber ein von gewissen Kunstrichtungen gewollter und geförderter Fortschritt im Werdegange der Sprache unver-

kennbar in die Erscheinung tritt. Diese die gesamte Zeit des französischen Sprachtums, vom ersten Auftreten des Lateinischen in Gallien an bis in die neuesten auf dem Gebiete der Schriftsprache fühlbar werdenden Wandlungen und die modernen Dialekte hinein, in sich begreifende Skizze erscheint mir nicht nur als ein äufserst wertvoller Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des Französischen überhaupt, sondern auch als ein schönes Zeugnis zielbewufster, in sich abgerundeter wissenschaftlicher Arbeit.

Zu seinem engeren Gegenstande, der geschichtlichen Entwickelung der Laute, übergehend, betont der Verfasser zunächst die Unveränderlichkeit der Lautgesetze, knüpft aber daran eine Würdigung der verschiedenartigen Einflüsse, wie Satzphonetik, Analogie, Einwirkung der geschriebenen auf die gesprochene Sprache, Rücksicht auf das Reimbedürfnis, Assimilation, Dissimilation u. a. m., die ein Abweichen von diesem Princip anzuzeigen scheinen; er verbreitet sich dann stets mit der gleichen Klarheit, die, gepaart mit der reichen Fülle des Dargebotenen, überhaupt den vornehmsten Zug des Buches bildet, über die Quantität und die Qualität der Vokale, den Accent und seine allgemeine Bedeutung für das Schicksal der Laute und deren Verhältnis zu ihrer nächsten Umgebung. Insbesondere werden die Konsonanten auf ihren physiologischen Wert hin untersucht und ihre Wandlungen je nach ihrer Stellung im einzelnen Worte oder in zusammenhängender Rede an bestimmte allgemeine Gesetze gebunden.

So vorbereitet, erhält der Leser einen Überblick über die Entwickelung der einzelnen Vokale und Konsonanten, dessen fein und sicher durchgeführte Gliederung wiederum dem erzieherischen Können des Verfassers zur Ehre gereicht. Der Darstellung des aus einer Fülle von Beispielen abstrahierten Lautgesetzes folgen jedesmal, und zwar in durchsichtiger typographischer Anordnung, die Vorführung und Begründung gewisser, besonderen Einwirkungen gehorchender Einzelfälle, dann die aus analogischer Wirksamkeit sich erklärenden Abweichungen und schliefslich die Wörter gelehrten Ursprungs, ein Verfahren, welches verhindert, den Studierenden an dem Gesetz von der absoluten Gültigkeit der Lautgesetze irre werden zu lassen. Dafs aber besonders wichtige Materien, wie etwa der Fortschritt von *oi* zu *oa* oder die Entwickelung der Nasallaute, die ihrer Bedeutung entsprechende eingehende Behandlung erfahren, versteht sich von selbst. Ein der Lautlehre angehängter Abschnitt beschäftigt sich mit denjenigen Erscheinungen, die nicht mehr als Fortsetzung lateinischer Vorbilder, sondern als Äufserungen eines selbständigen, specifisch französischen Sprachgeistes anzusehen sind. Demgemäfs werden hier behandelt: das Auftreten scheinbar oder wirklich parasitischer Laute, vokalische und konsonantische Assimilation und Dissimilation, Metathese, Kurzformen, Kreuzungen und Volksetymologie.

Wenn man innerhalb des gewaltigen Stoffes, der auf diesem die gesamte Entwickelungsgeschichte des Französischen umfassenden Arbeitsfelde zusammengetragen ist, hie und da Einspruch gegen das Vorgetragene laut werden lassen möchte oder Gelegenheit zu Ergänzungen findet, so wird dadurch der hervorragende Wert der Leistung nicht im mindesten

geschmälert. Ich beschränke mich hier auf einige kurze bescheidene Bemerkungen. S. 267. Es scheint mir erforderlich, hervorzuheben, dafs neben *orphelin* bis tief ins 16. Jahrhundert hinein altes *orphenin* sich erhalten hat; s. z. B. Jean Lemaire, Ill. Gaule, liv. II, ch. 8, oder Amadis, liv. 8, fol. 62r, und dafs daneben auch *orpherins*, Psaut. Metz 266, 6, bestand, gerade wie *venin*, *velin* < *venenum* noch heute in der Schweiz auch *verein* lautet; s. Favre, Gloss. de la Suisse rom. 405, wozu man afrz. *enveriné*, Alix. Ms. Ars. P. Meyer I, 68, *enverimer* bei Foerster, Chev. II Esp. S. 418, oder provenzalisches *enverinatz*, Fierabras 416 u. ö., vergleichen mag. — S. 237. In *Ell' m'envoit au bois* für *envoie* sehe ich weniger eine Neigung, den Hiatus zu beseitigen, als Einwirkung der Formen von *voir;* vgl. schon afrz. *tu envoys*, C. d'Artois 165. Dialektisches *habiller* in *Dieu s'est habiller en pauvre* kann in der That Infinitiv mit der Funktion eines Participiums sein, gerade wie umgekehrt im Wallonischen *doviert* = *ouvert* als Infinitiv gebraucht wird, s. Doutrepont, Tableau 78; zu dem Zusammenfall von *er*, *ir* mit *é*, *i* vgl. meine Anmerkung im Rom. Jahresb. IV. I, 205. Übrigens zeigt sich eine ähnliche Vermischung in der Wendung *par ouy dire* (so schon Rab. Pant. liv. V ch. XXXI) für afrz. *par ouir dire*, Mon. Guill., Archiv 97, 127, das sich noch bei Lafontaine, Fables II, 167, wiederfindet. — S. 241. Der Ersatz von *avez-vous*, *savez-vous* durch *a-vous*, *sa-vous*, für den man noch in modernen Mundarten Beispiele trifft, z. B. Rolland, Ch. pop. III, 7 (*av'vous*), erscheint mir als eine Wirkung desselben Gesetzes, von dem zuletzt Tobler, Archiv 97, 375, eingehender gehandelt hat; s. auch Zs. 21, 547, übrigens auch Nyrop selbst S. 383 f. — S. 370. Zu *salope* war Tobler, Sitzungsber. Berl. Akad. 1896, 17 f., zu vergleichen. — S. 371. In Anbetracht dessen, was ich Studien S. 16 ff. entwickelt habe, bleibt es mir recht zweifelhaft, ob wir es in *cueillire* für *cueillir* lediglich mit Epithese eines *e* und nicht vielmehr mit einem Wechsel der Konjugation zu thun haben; ein anderes Beispiel wäre *Qu'avez-vous donc, ma fille, A pleurer, à gémire?* H. Carnoy, Litt. orale de la Picardie 342. — S. 373. Das *y* in Wörtern wie *boyau*, *tuyau* dürfte kaum mit Rücksicht auf den Hiatus eingeschoben sein; hier hat sich vielmehr die alte Lautstufe *els* > *iau*(*s*) bis heute erhalten (s. Tobler, Sitzungsberichte 1893, S. 20). — S. 378. *alter* (*altar*) soll sein *r* durch *l* ersetzt haben, weil es häufig mit *principel* verbunden auftrat. Das liefse sich wohl denken, zumal auch umgekehrt *principer* (: *dessevrer*, Chev. Og. 2187) ursprünglich vielleicht derselben Verbindung sein Aufkommen zu danken hat; doch findet sich auch *charner*, Barl. Jos. 378; häufig genug *cruer* und sogar *cier* für *ciel*, Biausdous 2207, *chiel* in *ier*-Tirade, Gaufrey 179, *Ezechier*, God. I. 133; vulgärparisisch *animar* für *animal*, Nisard, Étude 243.

An dem sorgfältig angelegten und gewifs auch fehlerfreien Glossar, das dem Werke angehängt ist, läfst sich leicht ermessen, welche reichen Schätze Nyrops schöne Leistung in sich birgt, von der Bedeutung, die dasselbe für den handlichen Gebrauch des Buches beanspruchen darf, ganz zu geschweigen. Dafs nun aber der Verfasser auch die Mühe nicht gescheut hat, ein wohlgeordnetes und ich hätte fast gesagt vollständiges Verzeich-

nis der Fachlitteratur beizufügen, halte ich für besonders dankenswert, weil damit meines Erachtens in erster Linie der pädagogische Zweck, den das Buch verfolgt, hervorragend gefördert, dann aber auch weiteren Kreisen der dargebotene Apparat wertvolle Dienste leisten wird. So gesellt sich ein Vorzug zum anderen; in ihrer Gesamtheit sichern sie dem Buche die rückhaltlose dauernde Anerkennung der Fachgenossen.

Berlin. A. Risop.

Dr. E. Nonnenmacher, Praktisches Lehrbuch der altfranzösischen Sprache. Mit Bruchstücken altfranzösischer Texte, Anmerkungen dazu und einem Glossar. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag. 182 S. (In A. Hartlebens Bibliothek der Sprachenkunde.)

Innerhalb einer 'die Kunst der Polyglottie' sich nennenden Sammlung von Grammatiken, die 'eine auf Erfahrung begründete Anleitung' geben wollen, 'jede Sprache in kürzester Zeit in Bezug auf Verständnis, Konversation und Schriftsprache durch Selbstunterricht sich anzueignen', auch ein Lehrbuch der alten Sprache der Franzosen anzutreffen,[1] wird manchen billig Wunder nehmen, und nicht minder begreiflich wäre es, wenn von fachmännischer Seite der neuen Leistung zunächst mit einigem Mifstrauen begegnet werden sollte. Wer aber das anfängliche Befremden überwindet und die Mühe nicht scheut, das Büchlein einer näheren Durchsicht zu unterziehen, wird alsbald gewahr werden, dafs der Verlag die Ausarbeitung desselben in die Hände eines für seine Aufgabe wohl vorbereiteten Mannes gelegt hat. Der Verfasser lehnt es ausdrücklich ab, die Aufhellung dunkler Materien durch eigene Forschung zu fördern; er begnügt sich vielmehr damit, in gedrängter Übersicht alle diejenigen Erscheinungen zu berühren, aus deren Erkenntnis sich eine genügend klare Vorstellung von den auf diesem Gebiete sprachlichen Lebens wirksam gewesenen Motiven gewinnen läfst. Überall wird sichtbar, dafs der Verfasser selbst den von ihm behandelten Stoff sicher beherrscht; seine über die Laut- und Formenlehre sowie über die Syntax und freilich wesentlich knapper auch über die Verslehre sich verbreitenden Darlegungen beruhen auf einem verständnisvollen Studium der wichtigsten vorhandenen Vorarbeiten und bieten mehr als genug von dem, was dem Anfänger zu wissen not thut. Dabei werden auch solche Erscheinungen der Beachtung gewürdigt und auf ihre Ursachen hin geprüft, die den Studierenden in seinem Vertrauen zu der unbeschränkten Geltung der sonst im allgemeinen nach bekannten Mustern vorgetragenen lautlichen und morphologischen Gesetze wankend zu machen geeignet sind. Dafs der Verfasser auch die Syntax berücksichtigt hat, verdient um so lebhaftere Anerkennung, als er sich auch hier mit den wesentlichsten Ergebnissen der neueren Forschung durchaus vertraut zeigt. Die Mitteilung einer kleinen Anzahl von ziemlich umfangreichen Aus-

[1] Unter den übrigen 32 zur Sammlung gehörigen Lehrbüchern befindet sich auch eine von Karl Kainz verfafste Grammatik der mittelhochdeutschen Sprache.

zügen aus dem Alexius, dem Roland und dem Löwenritter, deren Verständnis durch kurze Inhaltsangaben und leider etwas spärlich bemessene grammatische Erläuterungen sowie durch ein ausführliches Glossar erleichtert wird, kann der Erreichung der praktischen Ziele, die der Verfasser verfolgt, nur förderlich sein.

Nun mufs ich freilich bezweifeln, dafs das Buch, das in seinem Werte und seiner Brauchbarkeit weit über die meisten der in jüngster Zeit in Frankreich erschienenen kleinen oder grofsen altfranzösischen Grammatiken zu stellen ist, in allen seinen Teilen den dem Verfasser vorschwebenden Kreisen, d. h. 'angehenden Fachmännern, sowie allen jenen, welche der romanischen Philologie fernerstehen, aber aus irgend einem Grunde sich für die alte Sprache Nordfrankreichs interessieren', den von ihm erwarteten Nutzen bringen wird. Der Anfänger und der Fernerstehende wird aus der an sich zu billigenden concisen und gedrängten Darstellungsweise des Verfassers nicht immer die zu vollem Verständnis erforderliche Belehrung entnehmen können; ein wenn auch nur beschränktes Verzeichnis der Fachlitteratur sowie gelegentliche Hinweise auf die Arbeiten anderer würden hier willkommene und wirksame Abhilfe schaffen. Am besten wüfste ich das kleine Buch in den Händen derjenigen neusprachlich vorgebildeten Männer untergebracht, die die Neigung empfinden, sich über die wesentlichsten Fragen der französischen Linguistik einen wiederholenden Überblick zu verschaffen, und dabei in der Lage sind, sich im Bedürfnisfalle aus eigener Kenntnis heraus innerhalb der einschlägigen Litteratur nach weiterer Belehrung umzuthun.

Berlin. A. Risop.

E. Ritter, Notes sur Madame de Staël, ses ancêtres et sa famille, sa vie et sa correspondance. Genève, Georg, 1899. 110 S.

Die Genfer haben sich bisher nur wenig mit Frau von Staël beschäftigt, als wollten sie ihr den Mangel an Sympathie vergelten, welchen ihre berühmte Mitbürgerin für Genf — *cette ville, où je me suis tant ennuyée depuis dix ans* — und für die Schweiz überhaupt — *j'ai toute la Suisse dans une magnifique horreur* — gezeigt hat.

Um so mehr dürfen wir E. Ritter dankbar sein, dafs er Frau von Staël dieselbe entwickelungsgeschichtliche Aufmerksamkeit zuwendet, mit der er Herkunft und Leben Töpffers, Amiels und Rousseaus durchforscht hat und sie zum Gegenstand litterarhistorischer Übungen seines neufranzösischen Seminars macht.

Er veröffentlicht hier Materialien und Resultate dieser Übungen in 14 Paragraphen.

Die erste Hälfte derselben beschäftigt sich mit Frau von Staëls Eltern und Vorfahren und steht im Dienste der Lehre von der *'hérédité intellectuelle et morale'*. Sie führt aus, wie diese kosmopolitische Frau, die Vermittlerin deutschen und französischen Geistes, von kosmopolitischer Herkunft ist: der Grofsvater (Professor Necker aus der Mark Brandenburg) ist ein

deutscher Baum, der in genferische Erde versetzt worden ist und mit dessen Reis Stämme waadtländischer und delphinatischer Provenienz gepfropft wurden. Die Pariserin Frau von Staël ist *germanique et protestante* wie die Litteratur, deren Jungbrunnen sie den Franzosen in den Büchern *De la littérature* und *De l'Allemagne* erschliefsen wird.

E. Ritters minutiöse Forschung bringt hier überall neue kleine Züge, welche die Bilder der Neckerschen Ahnen in Farbe und Zeichnung auffrischen. So fügt er zum Bilde der reizenden Pfarrerstochter Suzanne Curchod, das wir aus D'Haussonvilles *Le Salon de M*[me] *Necker* kennen, die jugendlichen Huldigungen dreier Kandidaten der Theologie, Nebenbuhler Gibbons, deren altmodische Liebesbriefe er in den Bänden (1756/57) des *Journal helvétique* aufgestöbert hat.

Die übrigen Paragraphen enthalten kritische Nachträge und Verbesserungen zu Lady Blennerhassetts Staël-Biographie und zu der zerstreut und noch sehr unvollständig veröffentlichten Staëlschen Korrespondenz (mit einigen bisher ungedruckten Briefen der Frau von Staël an Mitglieder der Familie Constant); sie handeln von Herrn von Staël und, mit besonderer Ausführlichkeit, von Benjamin Constant, dessen Beziehungen zu Frau von Staël für die Jahre 1802—11 genauer verfolgt werden.

In dem Abschnitt, der *La politique de M*[me] *de Staël* überschrieben ist, scheint mir E. Ritters Urteil nicht ganz gerecht zu sein. So kleinlich und kurzsichtig, wie er sagt, ist Frau von Staëls Politik wahrlich nicht; das beweist auch ihre noch ungedruckte Arbeit (von 1798) *Des circonstances actuelles qui peuvent terminer la révolution et des principes qui doivent fonder la république en France,* über welche neulich P. Gautier in der *Revue des deux mondes* referiert hat (1. November 1899). Die Zwiespältigkeit ihrer Empfindungen angesichts des Regiments der hundert Tage (*C'en est fait de la liberté si Bonaparte triomphe, et de l'indépendance nationale s'il est battu*) gereicht weder ihrem Verstand noch ihrem Herzen zur Unehre. Auch Freunde der Bourbonen dachten damals so. Als Chateaubriand an jenem 18. Juni 1815 vor den Thoren von Gent den fernen Donner der Schlacht von Waterloo hörte, fragte er sich bang: *Était-ce un nouveau Crécy, un nouveau Poitiers, un nouvel Azincourt, dont allaient jouir les plus implacables ennemis de la France? ... Si Napoléon l'emportait, que devenait notre liberté? Bien qu'un succès de Napoléon m'ouvrît un exil éternel, la patrie l'emportait dans ce moment dans mon cœur; mes vœux étaient pour l'oppresseur de la France, s'il devait, en sauvant notre honneur, nous arracher à la domination étrangère* (*Mémoires d'outre-tombe,* ed. Biré IV, 20).

Für eine neue ausführliche Biographie der Frau von Staël ist die Zeit noch nicht da. Aber kritische Beiträge zur Lebensgeschichte der berühmten Schriftstellerin werden immer willkommen sein, doppelt willkommen, wenn sie aus der sorgfältigen und kundigen Hand E. Ritters stammen, dessen Darstellungskunst zudem das aktenmäfsige Material frisch zu beleben vermag.

Zürich. H. Morf.

Victor Giraud, Pascal, l'Homme, l'Œuvre, l'Influence. Deuxième édition revue et corrigée. Paris, Albert Fontemoing, 1900. X, 252 S. 8. frs. 3,50.

Wenn der Verfasser des vorliegenden Buches gelegentlich (S. 208) die Bemerkung macht '*Les Goethe ne sont pas plus faits que les Voltaire pour comprendre Pascal*', so kann ich kaum hoffen, meinerseits der geeignete Beurteiler für Girauds 'Pascal' zu sein. Ich will aber trotzdem meiner Verpflichtung als Recensent nachkommen und versuchen, von dem Buche eine richtige Vorstellung zu geben. Vor allem ist da zu sagen, dafs es kein Buch im engeren Sinne des Wortes ist, d. h. keine zusammenhängende Darstellung: Wir haben es vielmehr mit einem *recueil de notes* zu thun, wie der Verfasser selbst in der Einleitung hervorhebt, oder besser gesagt mit dem Grundrifs zu einem Buch, zu einer Vorlesung. Aus Vorlesungen, die der Verfasser an der Universität Freiburg in der Schweiz gehalten hat — Giraud ist Professor der französischen Litteraturgeschichte —, sind diese Notizen hervorgegangen, und für seine eigenen Zuhörer dürften sie in erster Linie berechnet sein. So liest sich denn das Buch wie ein Kollegienheft, das zwar mit dem gröfsten Verständnis nachgeschrieben ist, aber mit seinen abgerissenen Sätzen, seiner Überfülle an litterarischen Verweisen und halb ausgeführten Erörterungen ermüdend auf den Leser wirken mufs. Für diese äufsere Form der Darstellung hat Giraud Ferdinand Brunetières Schreibweise, die er in seiner Litteraturgeschichte, freilich nur unter dem Strich anwendet, als Muster vorgeschwebt, und sie eignet sich für den Zweck, den der Verfasser im Auge hat, vortrefflich.

Was die weitere Anlage des Buches betrifft, so brauche ich kaum darauf hinzuweisen, dafs Pascal natürlich in erster Linie als der Verfasser der 'Provinciales' und der 'Pensées', nicht als der Entdecker mathematischer, geometrischer und physikalischer Gesetze behandelt worden ist. Ich bezeuge gern, dafs Giraud in seiner Darstellung eine sehr respektable Belesenheit zeigt und in dem Bemühen, seinen Gegenstand von den denkbar verschiedensten Seiten zu beleuchten, eher des Guten zu viel, als zu wenig thut. Den religiösen Schwärmer und Philosophen von Port-Royal mit Rembrandt zu vergleichen (S. 137) und eine hingeworfene Bemerkung Brunetières, der von einem *sentiment de l'obscur dans la prose de Pascal* spricht, geistreich zuzuspitzen, um von einem *clair obscur* sprechen und damit den Anschlufs an Rembrandt finden zu können — das scheint mir ziemlich müfsige Spielerei zu sein, die sich wohl zum Teil daraus erklärt, dafs Giraud seinen Helden gern den Gröfsten zur Seite zu stellen bemüht ist. *Peut-on, à propos de Pascal, évoquer le grand nom de Shakspeare?* (S. 138) und S. 178: Hätte nicht Pascal, wenn er ebenso lange gelebt hätte wie Kant und — vorausgesetzt dafs er seine Apologie des Christentums hätte vollenden können — hätte er nicht auf die geistige Richtung der Gegenwart einen ebenso weit gehenden Einflufs gehabt wie die 'Kritik der reinen Vernunft'? Das sind Fragen, auf die schwer zu

antworten, und die zu stellen herzlich überflüssig ist. Auch sonst möchte ich mir noch einige Ausstellungen erlauben. Wenn Giraud (S. 189) sagt: *Que, sur les points essentiels, les conceptions contemporaines de la vie, du monde et de l'homme se rapprochent singulièrement de celle de Pascal: — personne aujourd'hui ne croit plus à la bonté native de l'homme (cf. Schopenhauer, Taine et Renan)* ..., so macht das den Eindruck, als wolle Giraud den modernen Pessimismus auf Pascal zurückführen, während uns der Pessimismus einmal im Christentum selbst lange vor Pascal entgegentritt, und andererseits die Quellen, aus denen neuere Pessimisten — ich erinnere an Leopardi — ihre philosophische Weltanschauung geschöpft haben, wahrlich nicht in erster Linie litterarischer Art zu sein brauchten. In ähnlicher Weise bekommt man S. 191 den Eindruck, als sei die Theorie von den beiden Unendlichkeiten eine philosophische Entdeckung Pascals; *Πλάτων δὲ δύο ἄπειρα, τὸ μέγα καὶ τὸ μικρόν* heifst es aber in des Aristoteles Physik. — Bei sorgfältigerem Nachgehen möchte sich wohl noch mancherlei im einzelnen auszustellen finden, aber ich will nur noch erwähnen, dafs Goethe vermutlich jenen inkriminierten Artikel gar nicht geschrieben hat (er steht in der Hempelschen Ausgabe Bd. 39, S. 43 und in der Weimarer 37, 255, wozu 38, 327 zu vergleichen ist), dafs ein Kapitel über jesuitische Grundsätze vor der Begründung der Gesellschaft Jesu sehr angebracht gewesen wäre, zumal Joseph Bertrand hierüber interessante, bei uns von Gildemeister in einem seiner Essays verwertete Aufschlüsse gegeben hat, und dafs endlich der Verfasser seine Lektüre auch noch auf die Werke von Ecklein, Dreydorff, Tulloch und Sundby (Namen, denen ich weder bei der Lektüre des Buches noch bei der Durchsicht der sehr nützlichen *Table alphabétique* begegnet bin) vielleicht wird erstrecken dürfen. Sollte, wie ich ihm gern wünschen will, das Buch noch eine dritte Auflage erleben, so wäre es wünschenswert, dafs sie um eine *Bibliographie raisonnée*, zu der sich bereits in dieser Auflage einige Ansätze finden, vermehrt würde.

Halle. F. Heuckenkamp.

Dictionnaire de la prononciation française par Louis Favre, ingénieur agronome etc. Paris, Firmin-Didot et C[ie] (1900). A 100 u. 341 u. B 5 S. 8.

Nachdem im Jahre 1897 das erste 'Dictionnaire phonétique de la langue française' von H. Michaelis und P. Passy veröffentlicht worden, dem als Fehler angerechnet werden darf, 'dafs das lautliche Wortbild dem Schriftbild vorangeht' (vgl. die Besprechung von L. Sütterlin im Literaturblatt f. g. u. r. Philologie, 1900, Sp. 142 f. und Archiv C, 215), schenkt uns L. Favre ein ähnliches Wörterbuch, in dem er zwar diesen Mifsgriff nicht thut, aber durch eine ganz unzulängliche phonetische Umschrift sündigt. Dazu hat er sein Buch, das doch der Allgemeinheit dienen und die unhandlichen, teuren und seltenen Lexika mit Aussprachebezeichnung ersetzen soll (S. A 1 f.), mit dem Ballast einer sich vielfach wiederholen-

den Einleitung versehen, die in ausführlicher Weise die Frage der orthographischen Reform erörtert, welche im Grunde mit dem Wörterbuche als solchem nichts zu schaffen hat, den Gelehrten bekannt ist und die Ungelehrten wenig interessieren dürfte. Oder glaubte etwa der Verfasser, das Interesse für genannte Frage auf diese Weise in weitere Kreise zu tragen? Dann wäre aber die Einleitung die Hauptsache. Ferner ist mir auch eine ganz eigentümliche Art Dialektik aufgefallen, die dadurch, daſs sie allen Seiten einer Frage gerecht werden will, das zu Beweisende oft geradezu aufhebt oder die eigenen Beweisgründe und Folgerungen vernichtet (vgl. S. A 3, 11, 20, 25 u. a.).

In den 'Préliminaires' wird zuerst der Zweck des Buches (s. oben) und die zur Feststellung der richtigen Aussprache befolgte Methode erörtert, worauf die Begründung der im Wörterbuch gebrauchten Aussprachebezeichnung, Bemerkungen über die Wandlungen der Aussprache und über die bestimmte Richtung, in der sie sich in der neuesten Zeit bewegt, und zuletzt eine Abhandlung über die Notwendigkeit und die gewünschte Ausdehnung der orthographischen Vereinfachung folgen. Gleichsam um die in der letzteren enthaltenen Gründe zu stützen, fügt der Verfasser noch die in der 'Revue universitaire' vom 15. Februar 1893 erschienene und in der 'Revue de philologie franç. et prov.', p. p. L. Clédat, t. VII, p. 68—78 et 81—100, abgedruckte 'Note présentée par M. Gréard à la Commission du Dictionnaire de l'Académie française' hinzu. Die Folge war, daſs, wie schon angedeutet worden, sehr viele Wiederholungen vorkommen, da sich Favre selbst in seinen eigenen Auseinandersetzungen deren nicht wenige erlaubt. Wir glauben daher, er hätte, wenn er einmal von der Notwendigkeit der Behandlung dieser Frage überzeugt war, besser daran gethan, dieselbe auf Grund des Gréardschen Berichts oder vielleicht eher des Artikels des verstorbenen A. Darmesteter vom Jahre 1888 (La Question de la Réforme orthographique, Reliques scientifiques, t. II, p. 295—315), der sich durch Übersichtlichkeit und wissenschaftliche Gediegenheit und Gründlichkeit vor allen anderen derartigen auszeichnet und wohl vielen zum Muster gedient haben mag, einheitlich und übersichtlich zu gestalten und etwa die ihm dazu geeignet scheinenden Punkte zu erweitern. So aber vermiſst man an der ganzen Darstellung die gewünschte Knappheit, Präcision und logische Schärfe. Favre ist im Grunde Anhänger der phonetischen Schreibweise; er erkennt deshalb auch als *'principe de toute écriture phonographique rationnelle' 'le bon accord entre l'écriture et la prononciation'* durch die Anwendung der bekannten zwei Grundsätze an: *un signe écrit pour chaque son, un son pour chaque signe écrit* (vgl. S. A 12, 44, 59, ferner 76 u. 84), er giebt zu, daſs eigentlich *'l'écriture française est phonographique et non idéographique'* (s. S. 2 u. Anm. zu S. 45), daſs die Académie das Princip der 'Réforme rationnelle de l'orthographe' schon seit ihrer Gründung angewandt, tadelt aber, daſs sie es nur *'avec une timidité trop grande, et sans suivre toujours un plan bien déterminé'* durchgeführt hat (vgl. S. A 41—43, 45 u. 46, 57—71, 79 u. 83 bis 100); er spricht sich dann wieder gegen die sog. etymologische Ortho-

graphie aus, die so oft auf Abwege führe (s. S. A 50 die auch von anderen Phonetikern citierten Beispiele *legs*, *poids*, *forcené* u. dgl.) und deren Nutzen bei der geringen Zahl derjenigen, die daraus Vorteil ziehen, in keinem Verhältnis zu der auf die Einübung derselben verwandten Schulzeit stehe (S. A 47 ff. u. 96 f.; vgl. auch L. Havet, La Simplification de l'orthographe, Paris 1890, p. 8 f.). Er hütet sich aber wohl, die letzten Folgerungen aus seinen oft ziemlich energisch vorgetragenen Argumenten zu ziehen, und scheint sich schliefslich, indem er sich zu den gemäfsigten Reformern bekennt (A 44), im grofsen und ganzen mit den Gréardschen Forderungen zu begnügen. Immerhin leidet die Darstellung durch das Durcheinanderzerren der grundverschiedenen Principien der 'orthographe phonétique' und der 'réforme rationnelle de l'orthographe' durchweg an einer gewissen Konfusion.

Wenn Favre nun mit Recht davor zurückgeschreckt ist, für die französische Orthographie ein vollständig phonetisches System vorzuschlagen, so hätte ihn auch die Rücksicht auf weniger gebildete Benutzer seines Buches (S. A 12) nicht daran hindern sollen, eine konsequente und genaue Umschrift zu wählen oder sich wenigstens an eine schon bekannte und bewährte möglichst einfache anzuschliefsen, ohne den phonetischen Wirrwarr noch zu vergröfsern (vgl. Franz Beyer, Französische Phonetik, S. 130—133).[1] Immerhin darf zugestanden werden, dafs das Wörterbuch auch in dieser mangelhaften Form einigen Aufschlufs über die neueste Aussprache-Tendenz zu geben im stande ist.

Bevor ich nun in die vom Verfasser gegebene Begründung seiner Lautbezeichnung eintrete, will ich noch kurz erörtern, wie er die richtige Aussprache feststellen will (Méthode, S. 4—11). Diese wird ihm, wie vorauszusetzen war, von der 'guten' Gesellschaft von Ile-de-France und speciell von Paris geboten. Wenn es nun auch nicht möglich sei, alle Individuen, die ihr angehören, zu beobachten, so sei doch die Aussprache gewöhnlich gebrauchter Wörter eine gleichmäfsige (S. A 5). Für eine Anzahl weniger gebräuchlicher, z. B. wissenschaftlicher, verweist er uns an die Aussprache derjenigen Menschenklasse, die sie in ihrem Berufe am meisten anwenden, unterläfst es jedoch nicht, in demselben Atemzuge vor deren Eigenheiten zu warnen, insbesondere vor denen der Gebildeten, welche gar so gern geneigt seien, die geschriebenen Doppelkonsonanten auszusprechen,[2] und vor denen der Schauspieler (le langage soutenu). Gewisse Wörter seien aber so selten gebraucht, dafs man doch wieder zu Büchern seine Zuflucht nehmen müsse. Indem Verfasser bei Benutzung derselben aus verschiedenen Gründen zur Vorsicht mahnt, kommt er durch

[1] Nur hätte die von der Association Phonétique Internationale angenommene Schreibung nicht wohl gewählt werden dürfen, da sonst die Ähnlichkeit mit dem eingangs erwähnten 'Dictionnaire phonétique' von M. und P. zu grofs geworden wäre.

[2] Überhaupt wird der Einflufs der Schrift auf die Aussprache auch anderwärts sehr betont (s. S. A 23, 29 u. 30, 34; vgl. auch Littré, Préface, p. XIV; A. Darmesteter, l. c. p. 313 u. 314; L. Havet, l. c. p. 52 u. ff.).

einen logischen *salto mortale* ganz ernsthaft auf den schlimmen phonetischen Einfluſs Molières durch seine bekannte Scene im 'Bourgeois gentilhomme' zu sprechen. Geradezu verblüffend ist aber der Schluſs. Nachdem er die direkte und die indirekte Beobachtung als die Basis seiner Methode hingestellt hat, erklärt er diese plötzlich für unmöglich und warnt vor unbedingtem Glauben an deren Resultate (S. A 11).

Für die Benutzung des Wörterbuches sind aber seine Ausführungen über die von ihm gebrauchte Lautschrift das Wichtigste. Er wendet die gewöhnlichen Schriftzeichen an, immerhin mit dem Versprechen, den phonetischen Grundsätzen soviel als möglich treu zu bleiben (*de nous rapprocher* u. s. f., S. 12). Wie erfüllt er dies nun? Vorerst verzichtet er (mit Ausnahme des *é* und *è*) auf die Bezeichnung der Längen und Kürzen, der offenen und der geschlossenen Aussprache der Vokale; *e* bedeutet sowohl *e muet* als *e sourd*. So wird *semaine* durch *se mè ne*, *redemander* durch *re de man dé* wiedergegeben. Auf S. 17 sagt er dann: '*Pour éviter toute erreur, il suffit de savoir que le signe e correspond en principe à un son faible, qui ne devient qu'exceptionnellement assez fort*', d. h. er überläſst die Aussprache dem Gutdünken des Lesers und macht die Bezeichnung wertlos. Geradezu verwerflich vom wissenschaftlichen Standpunkte aus ist der Gebrauch dreier Zeichen für stimmloses *s*, nämlich *s*, *ç* und *c*, die oft in dem nämlichen Worte nebeneinander stehen (*ç* vor *a*, *o*, *u*; *c* vor *e* und *i*; *s* '*à la fin des syllabes*' [S. A 21], und doch wird *s* für *s* am Anfang der Wörter beibehalten). Die Gründe, die Verfasser für sein Vorgehen angiebt, sind nicht stichhaltig: das ist mehr als '*se départir un peu de la rigueur scientifique*' (S. A 20). In den Lauttafeln (S. A 13 u. 14) unterscheidet er weder halblange Vokale, noch solche mit konsonantischem Charakter (Halbvokale, Gröber, Grundriſs I, S. 590). Unser 'stimmhaft' und 'stimmlos' giebt er immer noch mit den die Sache gar nicht scharf bezeichnenden Ausdrücken *doux* und *dur* wieder, statt mit *vocalique* und *soufflé* (vgl. Mich. und Passy, l. c., S. 308 und P. Passy, Étude sur les changements phonétiques etc., Paris 1890, p. 98 et 99). Als fünfter Nasallaut, den ich bis jetzt noch nirgends notiert gefunden habe, erscheint *oun* = *õu* (ähnlich dem portugiesischen *um*) in zwei fremden Wörtern, nämlich *plum* (= *ploun*)-*pudding* und *ayuntamiento* (vgl. dagegen das Wörterbuch, wo daneben noch die bis jetzt gebräuchliche Aussprache angegeben ist). Richtig hat Favre in den Gruppen *sme*, *chme*, *chn* die rückschreitende Stimmangleichung, eine Art Sandhierscheinung, bemerkt (vgl. u. a. Vietor, Elemente der Phonetik, S. 203 u. 207). Bei *drachme* = *drăgm'* ist dies bekannt (vgl. Dict. de l'Acad.), aber bei Wörtern wie *technique*[1] und *fatalisme* verzeichnen die bekannteren Wörterbücher nur *k* und stimmloses *s*. Soviel ich weiſs, haben nur Beyer, a. a. O., S. 116 u. ff. und 'Le Français parlé' diese Erscheinung voll gewürdigt; letzterer schreibt z. B. *mẽtsẽ* für *médecin*, *eʃʃã:ʒ* für *et je change*, *ʃte* für *jeter*, *ex vu* 117 (Assimilation der Umgangssprache) und P. Passy, Étude etc., S. 167

[1] Im Wörterbuche stehen beide Aussprachen.

für *est-ce vous* u. s. w.[1] Verfasser erblickt in der Aussprache des l mouillé (= i) mit vorhergehendem Vokal einen echten Diphthongen (S. A 19; vgl. Suchier in Gröbers Grundriſs I, S. 590; dagegen Beyer, a. a. O., S. 32). Er sucht aber durch die Transskription von *bail* = *bai* und *paille* = *pa ie* in diesen und ähnlichen Wörtern einen eigentümlichen Unterschied im Werte der beiden sich folgenden Laute darzustellen und durch eine ziemlich unverständliche Erörterung zu erklären. Daſs z. B. die Umschrift *fami ie* für *famille* gerade die beste sei, darf gewiſs bezweifelt werden. Ähnlich wird *gn* (n mouillé) behandelt, für dessen Gleichstellung mit '*n yod* = *n* + *i très faible*' entschieden wird. So ergiebt denn *saignement sè nie man* und *magnifique ma nii fike* (S. A 22). *G* ist immer das graphische Zeichen für den stimmhaften Verschluſslaut, *j* für den stimmhaften Reibelaut (*ẑ*); demnach wird die phonetische Anwendung von *gh* und *gu* verworfen, dagegen das Doppelzeichen *ch* beibehalten. *I*, *u* und *ou* (ebenso *o*, z. B. in *bois*) behält Favre auch in konsonantischer Bedeutung bei (vgl. oben). Ausführlich behandelt er die Endung *ier* hinter Muta und Liquida, wo er die *demi-séparation* zwischen *i* und *er* durch Bindestrich andeutet und auf die schon von Benecke (a. a. O., S. 70) berührte Einschiebung von *e* zwischen Muta und Liquida zu sprechen kommt. Die Parenthese gebraucht er zur Andeutung einer sekundären Aussprache, aber wunderlicherweise auch, um bei der Mehrzahl derjenigen, welche gewöhnlich die nicht eingeklammerte Form vorziehen, eine Tendenz nach der eingeschlossenen zu konstatieren, z. B. *poitrine* = *po[oa]trine* (S. A 25).

Nach alledem kommt er zum betrübenden Schlusse, '1° *que tous les sons de "notre" langue n'ont pas été représentés*, und 2° *que toutes les nuances d'un même son n'ont pas été représentées*'. Zu 1) rechnet er den von vielen gebrauchten velaren Verschluſslaut, wie z. B. in *tenaille* = *t'naille* (im Wörterbuch = *te na ie*) und ein linguo-palatales *k*, ausgesprochen *entre le son dur t et le son dur ch*, wie z. B. *queue* = *ti eu* (im Wörterbuch steht aber nur *keu*; vgl. Vietor, a. a. O. S. 144 = *kieu*). Zu 2) verspricht er auf Wunsch Besserung; damit derselbe aber kein frommer bleibe, ist wohl eine fast gänzliche Umarbeitung des Buches nötig.

In betreff der beiden folgenden Kapitel beschränke ich mich auf einige kurze Bemerkungen.

In den Listen des Wörter, deren Aussprache sich einer Modifikation zuneigen soll oder schon eine andere ist als früher (S. A 31—33), fand ich unter 48 Beispielen ungefähr 20, die schon bei Littré mit der neueren Aussprache verzeichnet sind. Erwähnenswert ist, daſs sowohl Favre als der Dict. phonétique in *aiguiser* den Schwund des konsonantischen *u* andeuten (= *égui*[ou *gi*]*zé*).

---

[1] Littré giebt nur in den Wörtern mit *bs* (*absorber, absoudre*) den Lautwert von *b* mit *p* an; A. Benecke (Die französische Aussprache, Potsdam 1880) auch vor *t* (*obtenir*); Sachs ist diese Erscheinung entgangen. Übrigens ist dieses Princip im Dict. phonétique nicht vollständig durchgeführt.

Den Bemerkungen über die Einbürgerung der Fremdwörter (vgl. auch Gréard A 98 u. 99) kann man im allgemeinen beistimmen. Auf die Aufnahme der Eigennamen, die bis auf Sachs selten und, wenn es überhaupt geschah, nur in beschränktem Maſse berücksichtigt worden waren, hätte nicht verzichtet werden sollen. Sich über absolut falsche Aussprache-Tendenzen (*ou* für *u* in *situation*, *eu* für *u* in *cruel*) länger auszulassen, war für den Zweck des Buches unnötig.

Verfasser tadelt insbesondere die Inkonsequenz, mit der die Akademie das offene und das geschlossene *e* darstellt (vgl. Gréard S. A 86), Lippenlauten bald *m*, bald *n* vorhergehen läſst, *l*, *r*, *t* oft einfach setzt, oft verdoppelt und abwechselnd *i* und *y*, *c* und *ch* (Verschluſslaut), *f* und *ph*, *t* und *th* (insbesondere in Wörtern griechischer Abstammung) gebraucht (vgl. Gréard S. A 89 ff.). Er möchte (im Anschluſs an Darmesteter, l. c., p. 307) die einstige Durchführung des phonetischen Princips mehr auf das Innere der Wörter beschränkt und die Endungen möglichst verschont wissen (S. A 44 nebst Anm.).

Da, wo er die etymologische Schreibweise als willkürlich angreift, sollte er in der Angabe der Ableitungen präciser sein (vgl. S. A 50 f. *on* von *homo* — *homines*, *ordure* von *horridum*, *homme* von *homo* u. s. w.). Bei der Kritik der gebräuchlichen graphischen Wiedergabe der Vokale und Nasallaute (S. A 60—70) kommt er zu wunderlichen Darstellungen, so z. B. soll das *i* in *loi* (darf, streng logisch genommen, *oi* getrennt werden? vgl. Clédat, a. a. O. VI, S. 249), *has* in *haschisch*, *ua* in *quadrille*, *hat* in *tétrarchat* u. s. f. den Laut *a*, *eai* in *geai*, *uer* in *guerre* den Laut *è*, *ho* in *écho* den Laut *o* bedeuten u. s. w. Auch in der phonetischen Schreibung nichtfranzösischer Wörter ist er ungenau (*vin'* für 'Wien', *nécheun* für das englische *nation* (S. A 45).

Auffallende Druckfehler habe ich nur zwei gefunden: S. A 51, Z. 13 v. o. lies bi*l*an statt bi*b*an, S. A 61, Z. 4 v. o. lies *eût* statt *ûet*.

Konstanz. Hermann Berni.

Ph. Plattner, Ausführliche Grammatik der französischen Sprache. Eine Darstellung des modernen französischen Sprachgebrauchs mit Berücksichtigung der Volkssprache. II. Teil: Ergänzungen. Erstes Heft. Wörterbuch der Schwierigkeiten der französischen Aussprache und Rechtschreibung. Karlsruhe, J. Bielefeld, 1900. 147 S. 8.

Einer Anregung der Kritik entsprechend hat der Verfasser sich entschlossen, zu der im Teil I seiner 'Ausführlichen Grammatik' (besprochen: Archiv CIV, 443 ff.) vorgetragenen systematischen Aussprache- und Rechtschreibungslehre einen alphabetischen Index zu liefern, um das Nachschlagen nach einzelnen Fällen zu erleichtern. Dieser Index nun, sowie eine Anzahl von Nachträgen zu den von der Lautlehre handelnden Paragraphen des ersten Teiles bilden den Inhalt des vorliegenden Heftes. Daſs es aus voller Beherrschung des Stoffes heraus abgefaſst ist, bedarf

bei einem so bewährten Kenner des Neufranzösischen, wie Plattner ist, keiner besonderen Betonung. In allem freilich vermag ich ihm nicht zu folgen. Er ist im allgemeinen sehr tolerant, so sehr sogar, daſs er z. B. bei *absolu* neben der Aussprache mit offenem *o* auch die mit offenem *eu*, allerdings als wenig üblich, verzeichnet. Zu *abbesse* aber bemerkt er kurz: 'zweite Silbe lang', woraus man schlieſsen muſs, daſs er die ihm doch gewiſs bekannte Aussprache mit *ĕ* verwirft. Warum? Ähnlicher Fälle, wo mir die Grundsätze, nach denen Plattner verfahren ist, nicht klar geworden sind, könnte ich mehrere anführen, doch verzichte ich darauf, um Raum zu gewinnen für die Erwähnung einiger Einzelheiten, die mir der Verbesserung oder Ergänzung bedürftig erscheinen.

S. 36 hätte neben *lady* und *square* auch *baby* erwähnt werden können, das sich z. B. bei Daudet, *L'enfant espion*, findet. — Bei *acquiescer* (S. 37) ist nichts darüber gesagt, ob *u* seinen eigenen Laut hat oder nicht. — In *Agnès* wird nach meiner Erfahrung *gn* häufig falsch gesprochen, so daſs die Angabe der richtigen Aussprache sich wohl empfohlen hätte. — Zu *amnistie* (S. 42) wird angemerkt: 'Das Volk spricht oft dafür *armistice*'. Auch das Umgekehrte kommt vor; vgl.: *Un cantonnier passe près de nous: «Ça devient bien monotone, nous dit-il, cette canonnade ... voilà neuf mois que ça dure, sauf les deux mois de l'amnistie.» Pour cet homme l'amnistie, c'était l'armistice* (L. Halévy, L'Invasion S. 285). — Die Angabe (S. 43): '*Anne*, gedehntes tiefes *a*, doch von *âne* deutlich zu unterscheiden' ist zu unbestimmt. — S. 52 steht: '*billet à ordre*, *t* gebunden.' Soll das heiſsen, daſs diese Verbindung die einzige ist, in der *t* gebunden wird, und daſs man also z. B. *billet* ‖ *au porteur* sprechen soll? — Die amtliche Bezeichnung für die früher *Bourg-en-Bresse* (S. 54) genannte Stadt ist jetzt *Bourg* (*Ain*). — *Stentor* habe ich vergebens gesucht, und doch scheint mir die Angabe der Aussprache dieses Namens wichtiger als die von *Achéloüs* und *Achéménides* (S. 37). — S. 23 sagt Plattner sehr richtig: Nasales *n* widerstrebt der Bindung sehr; auch bei Adjektiven bindet es nur vor dem zugehörigen Substantiv (*bon‿enfant, bon‿apôtre*), 'dagegen nicht vor Konjunktion und anderen Redeteilen (*bon* ‖ *et généreux*).' Im Widerspruch hierzu heiſst es im Index unter *bon* (S. 53): '*bon* (Adj.) bindet, *bon* (Subst.) ohne Bindung. Das Adj. vor einem Inf. mit *à* (*bon à prendre, bon à tirer* u. s. w.) kann binden.'

Berlin. E. Pariselle.

Dr. Bruno Eggert, Oberlehrer am Realgymnasium zu Dessau, Phonetische und methodische Studien in Paris zur Praxis des neusprachlichen Unterrichts. Mit Abbildungen im Text. Leipzig, Teubner 1900. VII, 109 S. 8.

Je häufiger — gewiſs zu nicht geringem Gewinn für unsere Schulen — die Studienreisen deutscher Lehrer, Lehramtskandidaten und Studierender nach Frankreich werden, in um so gröſserer Zahl erscheinen auch immer neue Berichte über die Ergebnisse und immer neue Anweisungen

zu zweckmäfsiger Ausnutzung eines Aufenthaltes im französischen Auslande. Es kann dabei nicht ausbleiben, dafs oftmals längst Gesagtes wiederholt wird; doch giebt es ja der Dinge nicht wenig, die immer aufs neue einzuschärfen durchaus heilsam ist; und neben dem vielen, was Schriften der angegebenen Art miteinander gemein haben, weist fast jede in ihrem Inhalt auch Besonderheiten auf, die sie beachtenswert machen. So wird Eggerts kleines Buch auch von solchen, die Rofsmann, Hartmann und ähnliches kennen, mit Nutzen gelesen werden. Kümmert er sich gleich wenig um den höheren Unterricht in fremden Sprachen wie die Mehrzahl seiner Vorgänger, wenig um schulmäfsige Behandlung der schönen Litteratur, um Aufsätze, Vorträge u. dergl., sondern fast nur um Aussprache und Sprechfertigkeit, so handelt er von letzteren Dingen mit Einsicht und nicht ohne einiges Eingehen auf gewisse, gewöhnlich wenig beachtete Einzelheiten. So versucht er, von den experimentalen Arbeiten des Abbé Rousselot eine erste Vorstellung zu geben, und leitet er an, die Beobachtung der Art, wie Franzosen das Deutsche auszusprechen pflegen, zur Ausbildung der eigenen Fähigkeit feineren Hörens auszunutzen. Auch er hat französische Schulen besucht; er spricht von seinen Wahrnehmungen mit taktvoller Zurückhaltung, lieber von dem, was seinen Beifall gefunden hat, als von anderem, so dafs nicht zu fürchten ist, seine Äufserungen könnten späteren Beobachtungslustigen den Zutritt zu französischen Schulstuben erschweren. Der Hinweis auf neue Bücher und auf Personen, von denen der Lernbegierige sich Förderung versprechen dürfe, wird manchen willkommen sein. Eine zweite Auflage des Buches, die etwa nötig werden sollte, wird natürlich hier zumeist der Abänderung bedürfen; werden dann gleichzeitig ein paar Unebenheiten des Ausdrucks (wie 'das Hospitieren an französischen Schulen im fremdsprachlichen Unterricht des Deutschen' S. 67) beseitigt, und wird die in der Schrift ständig wiederkehrende Schreibung *exercises* mit der französischen vertauscht, um so besser. Vielleicht liefse sich auch der S. 40 gethanen Äufserung über die Vermengung stimmhafter und stimmloser Laute eine Fassung geben, die es gewissen Deutschen weniger nahe legte, es in dieser Hinsicht an der (durchaus nötigen!) Acht auf sich fehlen zu lassen. Wenn eine gebildete Pariserin wirklich gesagt hat, dafs ein wesentlicher Unterschied der Lautung zwischen *boisson*, *poisson* und *poison* ihr nicht bewufst sei, so kommt eben sehr viel darauf an, ob sie nicht etwa blofs meinte, sie habe auf Ähnlichkeit und Verschiedenheit der drei Lautungen bisher nie die Aufmerksamkeit gerichtet, und darauf, wo bei ihr das 'Wesentliche' anfängt.

Berlin. Adolf Tobler.

Macias, o namorado, a galician trobador, by Hugo Albert Rennert, Ph. D., professor in the University of Pennsylvania. Privately printed, Philadelphia, 1900. (Only 200 copies printed. Not for sale.) 64 S. 4.

Mit umsichtigem Fleifse trägt der deutsch-amerikanische Gelehrte, dem das Studium der älteren Litteratur der iberischen Halbinsel schon

manche Förderung verdankt, hier zunächst zusammen, was der Forschung zahlreicher Vorgänger über Leben und Tod Don Macias' 'des Verliebten' zu ermitteln gelungen ist. Die ziemlich stark auseinander gehenden drei ältesten Berichte über des Sängers Ende, von denen der am wenigsten glaubwürdige die weiteste Verbreitung gefunden hat, auch zu Uhland gedrungen ist, werden im Wortlaut mitgeteilt. Sicher ist kaum mehr, als daſs er ein Gallizier war und in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts gelebt hat. Von Liedern ist ihm zwar manches zugeschrieben worden, doch sind nur etwa fünf mit einiger Sicherheit ihm zuzuteilen, Stücke, die es an Inhaltlosigkeit mit den dürftigsten anderen des Cancionero de Juan Alfonso de Baena aufnehmen. Der Verfasser giebt eine kurze Darstellung der gallizischen Mundart zu Macias' Zeit, wie sie aus Urkunden und aus Gedichten der Zeit sich erkennen läſst, prüft darauf die dem Macias irgend einmal, wenn auch vielleicht mit Unrecht, beigelegten Lieder darauf hin, ob sie nach Reimen und Versmaſs auf einen unter kastilianischem Gewande verborgenen, ursprünglich gallizischen, d. h. portugiesischen Wortlaut anzunehmen Anlaſs geben, und bietet sie darauf in der Form, die ihm die echte zu sein scheint, wobei er die Lesarten (wenigstens die Sinnvarianten) der für einzelne Stücke ziemlich zahlreich vorhandenen Fassungen mitteilt. Dabei hätte er vielleicht wohl gethan, den von ihm gegebenen Text, bisweilen wenigstens, mit ein paar Worten zu rechtfertigen und zu erklären. Mir einmal ist nicht durchweg gewiſs, daſs derselbe wirklich der ursprüngliche sei, noch auch, daſs ich den Sinn darin finde, den der Herausgeber erkannt zu haben glauben muſs. Eine anziehende Sammlung von Hinweisen auf das Fortleben der Erinnerung an den Dichter bei späteren Berufsgenossen schlieſst die verdienstvolle Schrift.

Berlin. Adolf Tobler.

Verzeichnis

der vom 27. Juli bis zum 8. Dezember 1900 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

Springer, Dr. Hermann, General-Register zum Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen. Einundfünfzigster bis hundertster Band. Braunschweig, Westermann, 1900. IV, 285 S. 8. M. 6.

The American journal of philology. XXI, 2 (whole no. 82). April—Mai 1900. [W. P. Mustard, Tennyson and Homer. — O. B. Schlutter, Some Celtic traces in the (ags.) glosses. — E. W. Fay, Etymology and slang. — Englische Studien.]

Litteraturblatt für germ. und rom. Philologie. XXI, 7—10 (Juli—Oktober).

Die neueren Sprachen ... herausgegeben von W. Vietor. VIII, 4 [Berichte]. 5 [Ernst A. Meyer, Stimmhaftes *h*. V. Knorr, Ein weg, der wirklich zum ziel führt. — Berichte, besprechungen, vermischtes]. 6. 7 [W. Homann, Henry Fielding und die Verhältnisse seiner Zeit. — Berichte, Besprechungen].

Paris, Gaston, de l'Académie française, Poëmes et légendes du moyen-âge. Paris, Société d'édition artistique [1900]. VIII, 269 S. gr. 8. (Die früher zerstreut gedruckten geistvollen Aufsätze behandeln: La chanson de Roland et les Nibelungen, Huon de Bordeaux, Aucassin et Nicolette, Tristan et Iseut, Saint Josaphat, Les sept Infants de Lara, La 'Romance mauresque' des Orientales.)

Brown, Arthur C. L., The round table before Wace. Reprinted from Vol. VII of 'Studies and notes in philology and literature'. Boston, 1900. S. 183—205. 8.

Breymann, H., Die neusprachliche Reform-Litteratur von 1894—1899. Eine bibliographisch-kritische Übersicht. Leipzig, Deichert, 1900. 97 S. M. 2,25. [Teil I verzeichnet Neuauflagen u. dgl. von älteren Schriften; Teil II bringt die neuen, und zwar 1) theoretische Erörterungen, 2) praktische Versuche, 3) officielle Verordnungen, 4) öffentliche Verhandlungen. In einem Rückblick betont B. das Anwachsen dieser Litteratur; die Divergenz der Meinungen in vielen Punkten, z. B. in Bezug auf das Beibehalten der Übersetzungsübungen; die einstimmig anerkannte Notwendigkeit von Auslandstipendien und Nützlichkeit von Ferienkursen; endlich die Überbürdung der neusprachlichen Lehrer, die, wie die Statistik zeigt, besonders häufig erliegen: 'mögen die Unterrichtsverwaltungen sich nicht der Erkenntnis verschliefsen, dafs die hier geäufserten Wünsche erfüllt werden müssen, wenn der Schulbetrieb nicht veralten und die Lehrer nicht hinter der Aufgabe zurückbleiben sollen, die heranwachsende Generation in den wirklichen Bildungsstand der Zeit einzuführen!']

Zeitschrift für deutsche Philologie. XXXII, 2 [Fr. Kauffmann, Das keronische Glossar. — H. Althof, Zur Würdigung der Waltharius-Hss. — P. Machule, Zur Einleitung des Gregorius Hartmanns von Aue. — A. Kopp, Das Akrostichon als kritisches Hilfsmittel. — Litteratur etc.]. — XXXII, 3 [Th. v. Grienberger, Neue Beiträge zur Runenlehre. — Fr. Kauffmann, Beiträge zur Quellenkritik der gotischen Bibelübersetzung. — A. Bley, Zur Entstehung der jüngeren Íslingabók. — J. Bolte, Die Historia von Sancto, ein Schwank des 16. Jahrhunderts. — Litteratur etc.].

Schweizerisches Archiv für Volkskunde ... herausgeg. von Ed. Hoffmann-Krayer. IV, 3 [O. Chambaz, Événements particuliers. A. Seiler, Kirsche und Kirschbaum im Spiegel schweizerdeutscher Sprache und Sitte. V. Pellandini, Novellette morali raccolte a Bedano (Ticino). Th. v. Liebenau, Der Ring des Gyges in der Schweiz, u. a. m.].

Schweizerisches Idiotikon ... XLI. Heft (Band IV. Bogen 100—109). Bearbeitet von A. Bachmann, R. Schoch, H. Bruppacher und E. Schwyzer. Frauenfeld, Huber, 1900. 4.

Brandstetter, Prof. Dr. Renward, Drei Abhandlungen über das Lehnwort. I. Das Lehnwort in der Luzerner Mundart. II. Das Lehnwort in der bugischen Sprache [südwestliche Halbinsel von Celebes]. III. Die Lehnwörter, welche der Luzerner Mundart und der bugischen Sprache gemeinsam angehören. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht über die Höhere Lehranstalt in Luzern für das Schuljahr 1899/1900. Luzern, 1900. 70 S. 4.

Büchmann, Georg, Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des deutschen Volkes gesammelt und erläutert. Fortgesetzt von Walter Robert-tornow. Zwanzigste vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Haude & Spener, 1900. XXXI, 783 S. 8. Geb.

Petsch, R., Formelhafte Schlüsse im Volksmärchen. Berlin, Weidmann, 1900. XI, 85 S. M. 2,40.

Hoffmann, H., Die schlesische Mundart (unter Zugrundelegung der Mundart von Haynau-Liegnitz). Mit besonderer Berücksichtigung ihrer Lautverhältnisse dargestellt. Marburg, Elwert, 1900. 71 S.

Hock, St., Die Vampyrsagen und ihre Verwertung in der deutschen Litteratur (Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte herausgeg. von Muncker, XVII). Berlin, Duncker, 1900. IX, 132 S. M. 3,40.

Walther von der Vogelweide, Ausgewählte Lieder und Sprüche übertragen und herausgegeben von E. Samhaber. Mit 2 Abbildungen (Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht). Leipzig, Freytag, 1900. 144 S. Geb. M. 0,80.

Wolframs von Eschenbach Parzival und Titurel herausgegeben und erklärt von E. Martin. I. Teil: Text (Germanistische Handbibliothek, IX). Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1900. LII, 315 S. M. 5.

Euling, H., Studien über Heinrich Kaufringer (Germanist. Abhandlungen, herausgeg. von Weinhold und Vogt, XVIII). Breslau, Marcus, 1900. X, 126 S. M. 4,60.

Die Carolina und ihre Vorgängerinnen. Text, Erläuterung, Geschichte. In Verbindung mit anderen Gelehrten herausgegeben und bearbeitet von J. Kohler. I. Die peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V. Constitutio criminalis Carolina, kritisch herausgeg. von J. Kohler und W. Scheel. Halle, Waisenhaus, 1900. LXXXV, 167 S. M. 6.

Die peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V. Constitutio criminalis Carolina. Ausgabe für Studierende von J. Kohler und W. Scheel. Halle, Waisenhaus, 1900. 144 S. M. 1,50.

Luther, M., 2. Vermischte Schriften weltlichen Inhalts, Fabeln und Sprüche, Dichtungen, Briefe und Tischreden, ausgewählt, bearbeitet und erläutert von R. Neubauer (Denkmäler d. älteren deutschen Litt., hrsg. von Bötticher und Kinzel, III, 3). Halle, Waisenhaus, 1900. XIV, 283 S.

Urban, E., Owenus und die deutschen Epigrammatiker des XVII. Jahrhunderts (Litterarhist. Forschungen herausgegeben von Schick und v. Waldberg, XI. Heft). Berlin, Felber, 1900. 58 S. M. 1,60.

Prem, S. M., Goethe. 3. Aufl. Leipzig, Wartig, 1900. 547 S.

Hertz, Wilhelm, Gesammelte Dichtungen. Stuttgart, Cotta, 1900. VIII, 481 S. M. 6. [I. Lyrische Gedichte 1852—98. — II. Balladen und Romanzen 1852—8. — III. Lanzelot und Gincora 1859. — IV. Hugdietrichs Brautfahrt 1860. — V. Heinrich von Schwaben 1865. — VI. Bruder Rausch 1881. — VII. Übersetzungen: Beowulfs Tod 1883, Des Königs Erich Blutaxt Schlummerlied 1900, Altenglisches Schlummerlied 1862.]

Schaukal, Richard, Sehnsucht. München, Verlag der deutsch-französischen Rundschau, 1900. [Gedichte: Ich und sie. — Abendstimmungen. — Accorde. — Masken und Symbole. — Radierungen und Pastelle. — Nachklänge.]

Salverda de Grade, J. J., Essai sur quelques groupes de mots emprunté par le néerlandais au latin écrit (Verhandelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschapen te Amsterdam. Afdeeling Letterkunde. Nieuwe Reeks. Deel III. N° 1). Amsterdam, Müller, 1900. 155 S. gr. 8.

Salverda de Grave, Eenige Woordafleidingen (Overgedr. uit het Tijdschr. v. Ned. Taal- en Letterk., Deel XIX). 19 S. 8.

Englische Studien. XXVIII, 1 [G. Stecher, Beiträge zur Erklärung und Textkritik des me. Prosaromans von Merlin. 2. Hälfte. — E. Koeppel, Shelley's 'Queen Mab' und Sir William Jones' 'Palace of Fortune'. — Ph. Aronstein, Tennysons Welt- und Lebensanschauung. — J. Hoops, Wels und Walfisch. — Besprechungen. Miscellen]. — XXVIII, 2 [H. Spies, Bisherige Ergebnisse und weitere Aufgaben der Gower-Forschung. — W. Bang, Dekker-Studien. — R. Brownings Iwan Iwanowitsch, übersetzt von O. Roloff. — H. B. Baildon, R. L. Stevenson, conclusion. — C. Stoffel, 'Must' in modern English. — E. Sieper, Zu den 'Échecs amoureux'. — Vordieck, Zu Macbeth I 7, 25—28. — R. Sprenger, Rosicrucian].

Anglia. XXIII (XI), 2 [H. Schmidt-Wartenberg, Das Newbury-Ms. von James Thomsons Jugendschriften. — W. Dibelius, J. Capgrave und die engl. Schriftsprache. — E. Flügel, Chaucers kleinere Gedichte. II. Anmerkungen zum Text. — E. Flügel, Zu Chaucers Prolog zu C. T. — C. A. Smith, A note on the concord of collections and indefinitives in English. — F. Holthausen, Zu ae. und me. Dichtungen. XIII]. — XXIII (XI), 3 [A. Pogatscher, Unausgedrücktes Subjekt im Ae. — Ders., Die englische æ/ē-Grenze. — Ders., Das westgerm. Deminutivsuffix -inkil. — L. P. Worden, Longfellow's tales and their origin. — W. Dibelius, J. Capgrave und die englische Schriftsprache. II. — H. M. Belden, Poe's criticism of Hawthorne].

Beiblatt zur Anglia. XI, 3—9, Juli — Oktober 1900.

Bonner Beiträge zur Anglistik, herausgegeben von M. Trautmann. V. Sammelheft: H. Jovy, Untersuchungen zur ae. Genesisdichtung. — F. Mennicken, Versbau und Sprache in Huchown's Morte Arthure. — John T. T. Brown, The author of Ratis Raving. — M. Trautmann, Zur Berichtigung und Erklärung der ae. Waldere-Bruchstücke. Bonn, Hanstein, 1900. 192 S. M. 4,80.

Maetzner, E., und Bieling, H., Altenglische Sprachproben nebst einem Wörterbuch. II. Band: Wörterbuch. 13. Lieferung. Berlin, Weidmann, 1900. S. 465—624 (meril — misbileven).

Björkmann, Erik, Scandinavian loan-words in Middle-English (Studien zur engl. Philologie herausgegeben von Morsbach, VII). Halle, Niemeyer, 1900. VI, 191 S.

Muret-Sanders, Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Teil II, Lief. 19: schreiben — Seifen. Berlin, Langenscheidt, 1900. M. 1,50.

Stoffel, C., Intensives and down-toners, a study in English adverbs (Anglistische Forschungen herausgegeben von J. Hoops, I). Heidelberg, Winter, 1901. 156 S.

Studies from the Yale psychological laboratory ed. by E. W. Scripture. Vol. VII. New Haven, Conn. 108 S. doll. 1 [E. W. Scripture, Researches in experimental phonetics. Observations on rhythmic action].

Breul, K., Betrachtungen und Vorschläge betreffend die Gründung eines Reichsinstituts für Lehrer des Englischen in London. Dem IX. allgemeinen deutschen Neuphilologentage gewidmet. Leipzig, Stolte, 1900. 16 S.

Swaen, A. E., A short history of English literature. Groningen, Noordhofft, 1900. 60 S. fr. 0,50. (Gut gewählter, richtig geordneter und sehr faſslich geschriebener Leitfaden, der auch Gelehrten eine angenehme Übersicht der litterarischen Spitzen sein kann.)

Penner, E., History of English literature compiled from the best English authors and adapted for the use of schools. Leipzig, Renger, 1900. XII, 152 S.

Cushman, L. W., The devil and the vice in the English dramatic literature before Shakespeare (Studien zur engl. Philol. herausgeg. von Morsbach, VI). Halle, Niemeyer, 1900. XV, 148 S.

Creighton, M., The age of Elizabeth, in gekürzter Fassung für den Schulgebrauch herausgeg. von Ph. Aronstein (Freytags Sammlung französischer u. englischer Schriftsteller). Leipzig, Freytag, 1900. X, 176 S. Geb. M. 1,50. Dazu Wörterbuch, 86 S., M. 0,80.

The Christ of Cynewulf, a poem in three parts, the advent, the ascension, and the last judgment translated into English prose by Ch. H. Whitman. Boston, Ginn, 1900. VI, 62 S.

The Christ of Cynewulf, a poem in three parts: the advent, the ascension, and the last judgment. Edited with introduction, notes, and glossary by A. S. Cook. Boston, Ginn, 1900.

Havelok ed. by F. Holthausen (Old and Middle English texts ed. by L. Morsbach and F. Holthausen, I). London, S. Low Marston, 1901. 101 S.

Brown, J. T. T., The Wallace and The Bruce restudied (Bonner Beiträge zur Anglistik, VI). Bonn, Hanstein, 1900. VIII, 175 S. M. 4,50.

Brix, O., Über die mittelengl. Übersetzung des Speculum humanae salvationis. Palaestra VII. Berlin, Mayer & Müller, 1900. 127 S. M. 3,60.

Wager, S. A. A., The seege of Troye ed. from ms. Harl. 525, with introduction, notes, and glossaries. New York, London, Macmillan, 1899. CXV, 126 S.

Gilbert, H., Robert Greenes Selimus, eine litterarische Untersuchung. Kieler Diss. 1899. 74 S.

Liebau, G., König Eduard III. von England und die Gräfin von Salisbury dargestellt in ihren Beziehungen nach Geschichte, Sage und Dichtung, unter eingehender Berücksichtigung des pseudo-Shakespeareschen Schauspiels 'The reign of King Edward III' (Litterarhist. Forschungen herausgeg. von Schick und v. Waldberg, XIII. Heft). Berlin, Felber, 1900. XII, 201 S. M. 4,50.

Lee, Sidney, William Shakespeare. Sein Leben und seine Werke. Rechtmäſsige deutsche Ausgabe. Durchgesehen und eingeleitet von R. Wülker. Leipzig, Wigand, 1901. XXIV, 469 S.

Shakespeares Tempest nach der Folio von 1623 mit den Varianten der anderen Folios und einer Einleitung herausgeg. von Albrecht Wagner (Engl. Textbibliothek herausgeg. von Hoops, 6). Berlin, Felber, 1900. XXV, 108 S. M. 2.

Schenk, Th., Sir Samuel Garth und seine Stellung zum komischen Epos (Altenglische Forschungen herausgeg. von Hoops, III). Heidelberg, Winter, 1900. 113 S.

Fieldings Tom Thumb. Mit Einleitung herausgeg. von F. Lindner (Engl. Textbibl. herausgeg. von Hoops, 4). Berlin, Felber, 1900. VIII, 111 S. M. 1,60.

Reitterer, Th., Leben und Werke Peter Pindars (Dr. John Wolcot). Wiener Beiträge zur englischen Philologie, XI. Wien, Braumüller, 1900. VIII, 150 S.

Richter, H., Thomas Chatterton. Wiener Beiträge, XII. Wien, Braumüller, 1900. X, 259 S. M. 6.

Selections from the poetry of Lord Byron ed. with an introduction and notes by F. J. Carpenter. New York, Holt, 1900. LVIII, 412 S.

Bernthsen, Sophie, Der Spinozismus in Shelleys Weltanschauung. Heidelberg, Winter, 1900. VIII, 162 S.

Shelleys Epipsychidion und Adonais mit Einleitung und Anmerkungen herausgeg. von R. Ackermann (Engl. Textbibl. herausgeg. von Hoops, 5). Berlin, Felber, 1900. XVIII, 76 S. M. 1,60.

Robertson, Frederick William, Religiöse Reden. Neue Sammlung, dem Andenken E. Frommels gewidmet. 2. verb. und verm. Aufl. Berlin, Reuther, 1900. 223 S. [Liebevoll übersetzt von Anna Heuschke.]

Der Dogenpalast. Aus dem Werke: 'The stones of Venice' von John Ruskin. Aus dem Englischen übersetzt und zusammengestellt von Jakob Feis. Mit 18 Tafeln. (Die Steine von Venedig, Bd. II.) Strafsburg, Heitz, 1900. VIII, 135 S. Geb. M. 4.

Collection of British authors. Tauchnitz edition. à M. 1,60.

vol. 3435: M. E. Wilkins, The love of Parson Lord etc.
„ 3436: H. G. Wells, The Plattner story and others.
„ 3437: The solitary summer, by the author of 'Elizabeth and her German garden'.
„ 3438—9: G. Atherton, Patience Sparhawk and her times.
„ 3440: Rider Haggard, Black heart and white heart and Elissa.
„ 3441—2: M. Corelli, Boy. A sketch.
„ 3443: E. W. Hornung, The belle of Tovrak.
„ 3444: R. Kipling, The city of dreadful night, and other sketches.
„ 3445: A. Kinross, An opera and Lady Grasmere.
„ 3446: H. G. Wells, Love and Mr. Lewisham.
„ 3447: W. Besant, The fourth generation.
„ 3448: W. E. Norris, The flower of the flock.
„ 3449: F. F. Moore, Nell Gwynn — comedian.
„ 3450—1: M. Corelli, The master-Christian.
„ 3452: Sidney Whitman, Conversations with Prince Bismarck.
„ 3453—4: Mark Twain, The man that corrupted Hadleyburg etc.
„ 3455—6: G. Atherton, The Senator North.
„ 3457: L. Merrick, The worldlings.
„ 3458: H. S. Merriman, The isle of unrest.
„ 3459: F. Montgomery, Prejudged.
„ 3460—61: M. E. Braddon, The infidel.

Hölzels Wandbilder für den Anschauungs- und Sprachunterricht. Blatt XIII: Die Wohnung. Wien, Hölzel. (Koloriertes Blatt, fast einen Quadratmeter grofs.)

Hugenholtz, R. A., English reader, historical and literary. Groningen, Noordhoff, 1900. 263 S. M. 3,20.

Rückoldt, A., Englische Schulredensarten. Leipzig, Rofsberg, 1900. 52 S. (Redensarten, die im Verkehr zwischen Lehrern und Schülern, wenn

sie von Schulangelegenheiten sprechen, öfters vorkommen; besonders berechnet für Lehrer, die den englischen Unterricht gleich in englischer Sprache beginnen.)

Scholtz, Susanne, English-German conversations for schools and family-pensions. Out of practical life. Dresden, Kühtmann, 1900. X, 151 S.

Wershoven, F. J., Zusammenhängende Stücke zum Übersetzen ins Englische. 3. verb. Aufl. VII, 163 S. Hiezu als Ergänzung: Hauptregeln der englischen Syntax. Trier, Lintz, 1900. Geb. M. 1,35.

Shakespeare, The tempest. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von A. Hamann (A. Hamanns Schulausgaben Nr. 4). Leipzig, Stolte, 1897. XXVI, 71 S. Dazu Präparation, 35 S. Geb. M. 1.

Braddon, M. E., The Christmas hirelings, für den Schulgebrauch herausgegeben von H. Erhardt. I. Teil: Einleitung und Text. II. Teil: Anmerkungen und Wörterverzeichnis (Freytags Sammlung franz. u. engl. Schriftsteller). Leipzig, Freytag, 1900. VII, 246 S. Geb. M. 1,80.

Burnett, Frances H., Little Lord Fauntleroy. Annotated by L. P. Eykmann and C. J. Voortman (The Gruno series. I). Groningen, Noordhoff, 1900. 242 S. Geb.

Crawford, Francis M., A tale of a lonely parish. Annotated by C. Grondhoud and P. Roorda (Library of contemporary authors, with notes, III). Groningen, Noordhoff, 1900. 200 S. fr. 1,50.

Creasy, Sir Edward, The fifteen descisive battles of the world (Auswahl). Mit Einleitung und Anmerkungen herausgeg. von A. Hamann (Hamanns Schulausgaben, Nr. 3). Leipzig, Stolte, 1897. XIV, 113 S., dazu Präparation, 26 S. Geb. M. 1.

Dickens, Ch., Three Cristmas stories. Herausgeg. und erklärt von H. Conrad. I. Teil: Einleitung und Text. II. Teil: Anmerkungen (Freytags Sammlung franz. und engl. Schriftsteller). Leipzig, Freytag, 1900. VII, 78, 103 S. Geb. M. 1,10.

Ewing, Juliana H., Jackanapes und Daddy Darwin's dovecot (Hamanns Schulausgaben engl. Schriftsteller, Nr. 2). Leipzig, Stolte, 1897. XI, 84 S., dazu Anmerkungen, 35 S., Wörterverzeichnis, 20 S. M. 1.

Harraden, Beatrice, The Fowler. Annotated by C. Grondhoud and P. Roorda (Library of contemporary authors, with notes, IV). Groningen, Noordhoff, 1900. 184 S. fr. 1,50.

Marryat, Capt., The settlers in Canada. Für den Schulgebrauch bearbeitet von J. Heuschen (Franz. u. engl. Schulbibl. herausgeg. von Dickmann. Reihe A: Prosa. Bd. CXXVII). Leipzig, Renger, 1900. 104 S.

Twain, Mark, The adventures of Tom Sawyer. In gekürzter Form für die Schule herausgeg. von G. Krüger. I. Teil: Einleitung und Text (Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller). Leipzig, Freytag, 1900. VIII, 191 S. Geb. M. 1,50.

Bierbaum, J., Lehr- und Lesebuch der englischen Sprache nach der analytisch-direkten Methode für höhere Schulen. Verkürzte Ausgabe. Mit einem Liederanhange und einem Plane von London. Leipzig, Kofsberg, 1900. VIII, 254, 10 S. M. 2,75.

Cornford, L. Cope, English composition, a manual of theory and practice. London, Nutt, 1900. VI, 225 S. 3 sh. 6 d.

Gesenius-Regel, Englische Sprachlehre. Ausgabe B. Völlig neu bearbeitet von E. Regel. Oberstufe. Mit einem Plan von London und Umgebung. Halle, Gesenius, 1901. Geb. M. 1,80.

Görlich, E., Grammatik der englischen Sprache. 2. verb. Auflage. Paderborn, Schöningh, 1900. X, 189 S.

Wright, William, The beginner. Ein Lehrbuch der engl. Sprache zur schnellen Erlernung derselben durch Selbstunterricht. System: Repeater. Berlin, Rosenbaum, 1901. VIII, 208 S. Geb. M. 2.

Gerhard, Russische Schreibschule. Ein Schnellkursus zur Erlernung der russischen Schreibschrift mit beigegebener Accentuation und Übersetzung. 4. Aufl. Leipzig, R. Gerhard, 1900. 34 S. 4. M. 0,60.

Von Marnitz, L., Russisches Elementarbuch, mit Hinweisen auf seine Grammatik. Leipzig, Gerhard, 1901. M. 1,80, geb. M. 2.

Pirrss, Russische Sprachlehre. I. Teil, Unterstufe. Leipzig, Wöpke, 1900. 175 S.

Romania ... p. p. P. Meyer et G. Paris. 1900 Juillet. 115. [Ov. Densușianu, Sur l'altération du *c* latin devant *e* et *i* dans les langues romanes. P. Menéndez Pidal, Etimologías españolas. F. Lot, Le roi Hoël de Kerahès, Ohès *le vieil barbé*, les 'chemins d'Ahès' et la ville de Carhaix. Paget Toynbee, Benvenuto da Imola and the *Iliad* and *Odyssey*. — Mélanges: G. Paris, La légende de 'la vieille Ahès'. E. Ritter, Une prétendue mention de l'Archant. Ch. Bonnier, Un nouveau témoignage sur la chanson de *Basin*. G. Paris, *Labaustre*. G. Paris, *Osterin*. — Comptes rendus: Mohl, Études sur le lexique du latin vulgaire (A. Thomas). Schuchardt, Romanische Etymologien (A. Thomas). Lené, Les substantifs postverbaux dans la langue française (G. P.). Rud. Tobler, Die altprovenzalische Version der Disticha Catonis (P. M.). Comptes rendus d'Albi p. p. Vidal et Jeanroy (P. M.). Bartoli, Zur Erforschung des Altromanischen Dalmatiens (M. Roques). Henry, Lexique étymologique du breton moderne (A. Thomas). — Correspondance: Lettre de M. G. Mohl et réponse de M. M. Roques. — Chronique.]

Revue des langues romanes. XLIII, 3, 4. [A. Jeanroy, Fragments des sermons de Maurice de Sully, du *Dialogue du Père et du Fils* et d'un traité ascétique inconnu. L. G. Pélissier, Quelques lettres ducales de Louis XII. Nouvelles et lettres politiques de 1498—1499. F. Castets, *I dodici canti*. — Bibliographie. Chronique.]

Schuchardt, Dr. Hugo, Über die Klassifikation der romanischen Mundarten. Probevorlesung, gehalten zu Leipzig am 30. April 1870. Graz, Juli 1900. [In 150 Stücken gedruckt, nicht im Handel.] 31 S. 8.

Novati, Francesco, Due vetustissime testimonianze dell'esistenza del volgare nelle Gallie ed in Italia esaminate e discusse. (Estratto dai 'Rendiconti' del R. Ist. Lomb. di sc. e lett. Serie II, Vol. XXXIII, 1900.) 23 S. 8.

Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur ... herausgegeben von Dr. D. Behrens, Professor an der Universität zu Gießen. XXII, 2 und 4. Der Referate und Rezensionen erstes und zweites Heft. 5 und 7. Der Abhandlungen drittes und viertes Heft. [E. Dannheisser, A. Dumas fils und die Frauenemanzipation. M. V. Young, Molières Stegreifkomödien, im besonderen *Le médecin volant*. L. Brandin, Die Inedita der afz. Liederhandschrift P b⁵. W. Ricken, Eine neue wissenschaftliche Darstellung des Lehre vom Subjunktiv. J. Haas, Über die Justine und die Juliette des Marquis de Sade.]

Revue de philologie française et de littérature ... p. p. L. Clédat. XIV, 2 [L. Clédat et H. Andersson, Sur l'amuissement de l'*r* finale en français. P. Regnaud, Notes étymologiques. L. Vignon, Les patois de la région lyonnaise (suite). L. Clédat, Les deux verbes '*passer*'. Comptes rendus etc.]. 3 [L. Vignon, Les patois de la région lyonnaise (suite). L. Clédat, 'De' et 'par' après les verbes passifs. Compte rendu etc.].

Martin Hartmanns Schulausgaben. Leipzig, Stolte, 1897—1900. 8.

19. A. Laurie, Mémoires d'un collégien. Herausgegeben von Konrad Meier. 2. verbesserte Ausgabe. XIV, 111, 53 S. M. 1,20, mit Wörterbuch M. 1,40.
20. Tableau de la France von Jules Michelet. Mit Einleitung, Anmerkungen und einer Karte herausgegeben von K. A. Martin Hartmann. XII, 78, 54 S. M. 1,20.
21. Francinet par G. Bruno. Im Auszuge. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. A. Mühlan, Oberlehrer. III, 96, 28 S. M. 1, mit Wörterverzeichnis (47 S.) M. 1,20.
22. Pierre Lanfrey, Histoire de Napoléon Ier, Campagne de 1806—1807. Mit Einleitung, Anmerkungen, zwei Karten und vier Plänen herausgegeben von Paul Apetz. VIII, 96, 53 S. M. 1,40.
23. Gedichte Victor Hugos in zeitlicher Anordnung mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von K. A. Martin Hartmann. XXIV, 115, 52 S. M. 1,40.
24. Aventures prodigieuses de Tartarin de Tarascon par Alphonse Daudet. Herausgegeben von Johannes Hertel. XXI, 103, 54 S. M. 1,20, mit Wörterbuch M. 1,40.

Französische und englische Schulbibliothek, herausgegeben von Otto E. A. Dickmann. Leipzig, Renger, 1900. 8.

128. Au coin du feu von Émile Souvestre. Für den Schulgebrauch erklärt von Alfred Mohrbutter. VIII, 90 S. (dazu ein Wörterbuch zu haben).

Bibliothèque française. Dresden, Kühtmann, 1901. Kl. 8.

Contes et nouvelles, I. Ernste und heitere Novellen hervorragender Schriftsteller der neueren französischen Litteratur. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Oberlehrer Dr. Rahn. Mit Anmerkungen, Questionnaire und Wörterbuch. 112, 32, 31 S.

Textausgaben französischer und englischer Schriftsteller, herausgegeben unter Redaktion von Prof. Oscar Schwager. Kl. 8. Dresden, Kühtmann, 1900.

Contes de noël. Für den Schulgebrauch mit Anmerkungen und Wörterbuch herausgegeben von Prof. Dr. F. J. Wershoven. 94, 10, 48 S.

Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller. Leipzig, Freytag, 1900. 8.

Contes modernes. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Prof. Dr. Hermann Krollick. I. Band: Zehn Erzählungen von d'Hérisson, Maupassant, Mouton, Rod, Sardou, Theuriet und Zola. I. Teil: Einleitung und Text. II. Teil: Anmerkungen und Wörterverzeichnis. X, 204 S. Beide Teile geb. M. 1,60.

Pierre Loti. Matelot. In gekürzter Fassung für den Schulgebrauch herausgegeben von Prof. Dr. Gafsner. VII, 140 S. Beide Teile geb. M. 1,60.

Pierre Loti. Pêcheur d'Islande. In gekürzter Fassung für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Karl Reuschel. VIII, 144 S. Beide Teile gebunden M. 1,40 (Wörterbuch M. 0,60).

Les Bardeur-Carbansane, histoire d'une famille pendant cent ans par Jacques Naurouse. Quatrième partie. L'otage. In gekürzter Fassung für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Max Pfeffer, Oberlehrer am Kgl. Friedrich Wilhelms-Gymnasium zu Berlin. VI, 162 S. Beide Teile gebunden M. 1,50 (Wörterbuch M. 0,60).

Siepmann's Elementary French Series. London, Macmillan & Co., 1900.

L'âme de Beethoven par Pierre Cœur, adapted and edited by De V. Payen-Payne, principal of Kensington Coaching College. XXIII, 133 S. Dazu: Word- and phrasebook by the general editors of the series. 11 S. 8.

Siepmann's Advanced French Series, London, Macmillan & Co., 1900. Tartarin de Tarascon par Alphonse Daudet, adapted and edited by Otto Siepmann, head of the modern language department ad Clifton college. XVIII, 165 S. 8.

Feriebibliotek. II. Lättare fransk läsning. Stockholm, Fritze [1900]. 8. Le livre de mon ami par Anatole France. Édition annotée à l'usage des classes par Émile Rodhe. VIII, 87 S. (Die Anmerkungen sind französisch abgefafst.)

Boerner, Dr. Otto, Gymnasialoberlehrer, und Pilz, Clemens, Seminarlehrer, Französisches Lesebuch insbesondere für Seminare. I. Teil: für die unteren und mittleren Klassen der Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten, sowie die mittleren Klassen höherer Schulen und die oberen Klassen (Selekten) der Volksschulen. Mit Wörterverzeichnis, einer Karte von Frankreich und einem Plan von Paris. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1900. X, 203, 75 S. 8. Geb.

Kriete, Dr. Fritz, Oberlehrer, Sammlung französischer Gedichte, zum Schulgebrauch zusammengestellt und mit Anmerkungen und einem Wörterbuch versehen. Halle, Gesenius, 1900. VIII, 136, 51 S. 8. Geb. M. 1,80.

Das altfranzösische Rolandslied. Kritische Ausgabe besorgt von E. Stengel. Band I. Text, Variantenapparat und vollständiges Namenverzeichnis. Leipzig, Dieterich, 1900. IX, 404 S. 8. M. 12, geb. M. 14.

Marie de France, Die Lais herausgegeben von Karl Warnke. Mit vergleichenden Anmerkungen von Reinhold Köhler. Zweite verbesserte Auflage. Halle, Niemeyer, 1900. CLX, 303 S. (Bibliotheca normannica ... herausgegeben von Hermann Suchier, III.) M. 12.

Le chevalier à l'épée, an old french poem edited by Edward Cooke Armstrong, dissertation submitted to the board of university studies of the Johns Hopkins University for the degree of doctor of philosophy 1897. Baltimore, John Murphy Company, 1900. 72 S. 8.

Brandin, Louis, Inedita der altfranzösischen Liederhandschrift P b^5 (Bibl. nat. 846). Inaugural-Dissertation aus Greifswald. Berlin, Gronau, 1900. (Die vollständige Arbeit erscheint zugleich in der Zeitschrift für französische Sprache u. Litteratur, Bd. XXII.) 43 S. 8.

Nyrop, Kr., Observations sur quelques vers de la farce de Maître Pierre Patelin. (Extrait du Bulletin de l'Académie Royale des Sciences et des Lettres de Danemark, Copenhague, 1900. Nr. 5.) S. 331—367.

Hatzfeld, A., Darmesteter, A., Thomas, A., Dictionnaire général de la langue française. Fasc. 29—32. [Enthält aufser dem Schlufs des Wörterbuches (S. 2225—2272) den *Traité de la formation de la langue française* (S. 1—300), der, von A. Darmesteter unfertig hinterlassen, aus dessen handschriftlichem Nachlafs unter Zuzug seiner bekannten Bücher über Wortzusammensetzung und über Neubildung von Wörtern durch L. Sudre und zu einem kleinen Teile von A. Thomas zum Abschlufs gebracht ist. Damit liegt das treffliche Werk nun vollendet vor. Die zwei Bände, die es bildet, kosten geheftet 30 fr., gebunden 38 fr.]

Sachs-Villatte, Encyklopädisches französisch-deutsches u. deutsch-französisches Wörterbuch mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Hand- und Schulausgabe (Auszug aus der grofsen Ausgabe). Unter Mitwirkung des Professor E. Schmitt von Professor Dr. Karl Sachs. Neubearbeitung 1900. Jubiläums-Ausgabe. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt), 1900. I. Teil: XXXII, XVI, XX, 856 S.; II. Teil: 14, 1160 S. gr. 8. Beide Teile in einen Band gebunden M. 15, jeder Teil einzeln gebunden M. 8.

Morf, Dr. Heinrich, Professor an der Universität Zürich, Deutsche und Romanen in der Schweiz. Zürich, Fäsi & Beer, 1901. 61 S. 8.

Rodhe, Emile, docteur ès lettres, maître de conférences à la Faculté

de Lettres de Lund (Suède), La nouvelle réforme de l'orthographe et de la syntaxe française. Texte de l'arrêté ministériel avec avant-propos et commentaire. Lund, Gleerup, 1900. 52 S. 8.

Schumann, Paul, Die amtliche Verordnung über die französische Grammatik vom 31. Juli 1900. Zweite Auflage vermehrt um den Ausschufsbericht von M. P. Clairin. Blasewitz, Arnold [1900]. 32 S. 8. M. 1.

Paris, Gaston, Les plus anciens mots d'emprunt du français. (Über H. Berger, Die Lehnwörter in der französischen Sprache ältester Zeit. Leipzig, 1899.) Extrait du Journal des Savants, mai et juin 1900. Paris, Imprimerie nationale. 32 S. 4.

André, Aug., professeur, lecteur à l'Université de Lausanne, Traité de prononciation française. Lausanne, Imprimerie G. Bridel et Cie, 1900. 86 S. 8.

Ulbrich, Prof. Dr. O., Direktor der Friedrichs-Werderschen Oberrealschule in Berlin, Elementarbuch der französischen Sprache für höhere Lehranstalten. Ausgabe B. Berlin, Gaertner, 1901. VII, 218 S. 8.

Wulff, Fr., De franska historiska tempora. Minnesblad för lärare och studerande. Lund, Gleerup, 1900. 43 S. 8. Kr. 1.

Wulff, Fredrik, La rythmicité de l'alexandrin français, esquisse. (Lunds Universitets årsskrift. Band 36. Afdeln. 1. Nr. 6.) 80 S. 4.

Französische Übungsbibliothek. Nr. 9. Schiller, Wilhelm Tell ... zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische bearbeitet von Dr. Arthur Peter. Zweite Auflage. Dresden, Ehlermann [1900]. VIII, 187 S. 8. Geb. M. 1,70.

Diehl, Dr. R., Oberlehrer an der städtischen Oberrealschule zu Wiesbaden, Französisches Übungsbuch im Anschlufs an Kühns Lesebücher bearbeitet. II. Teil. Mittelstufe. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1900. VI, 127 S. 8. Geb. M. 1,50.

Boerner, Dr. Otto, Oberlehrer am Gymnasium zum heiligen Kreuz zu Dresden, Lehrbuch der französischen Sprache. Mit besonderer Berücksichtigung der Übungen im mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch der Sprache. Vereinfachte Bearbeitung der Ausgabe B, für Mädchenschulen. I. Teil. Stoff für das erste Unterrichtsjahr. Hierzu ein grammatischer Anhang. Leipzig und Berlin, Teubner, 1900. X, 91, 40 S. 8. Geb.

Johannesson, Max, Französisches Übungsbuch für die Mittelstufe im Anschlufs an das Lesebuch. Erster Teil: Formenlehre. XI, 76 S. Zweiter Teil: Übungsstoff. IV, 94 S. Anhang: Alphabetisches deutsch-französisches Wörterverzeichnis. 34 S. Berlin, Mittler u. Sohn, 1900.

Génin, L., et Schamanek, J., Conversations françaises sur les tableaux d'Ed. Hoelzel. L'appartement. Avec une chromolithographie. Wien, Hoelzel (o. J.). 12 S. 8. M. 0,50.

Plan pittoresque de la ville de Paris, hergestellt unter Aufsicht und nach Angaben des Professors Dr. L. E. Rolfs, Direktors der Oberrealschule zu Rheydt, Rheinland. Gröfse der Zeichnung: 132 × 176 cm. Preis des in Farben kolorierten Planes: a) roh, 6 Blätter in Mappe M. 14; b) auf Leinwand aufgezogen mit Ringen M. 18; c) auf Leinwand aufgezogen mit Ringen und Stäben M. 20. Leipzig, Renger [1900]. Von diesem Plane ist gleichzeitig eine für die Hand des Schülers bestimmte, ebenfalls in Farben ausgeführte und auf 32 × 45 cm. verkleinerte Ausgabe erschienen, welche zum Preise von 60 Pf. für das Stück zu beziehen ist.

Connor, James, Manuel de conversation en français, en allemand et en anglais à l'usage des écoles et des voyageurs. Douzième édition. Heidelberg, Groos [1900]. VIII, 280 S. 16. Geb. M. 2,40.

Causeries françaises. Revue de langue et de littérature françaises contemporaines publiée sous la direction de Aug. André, lecteur à l'Université de Lausanne. 1re année, octobre 1899—septembre 1900. Lausanne, Payot et Co. VIII, 344 S. 8. ['Les C. fr. analysent les nouveautés

littéraires, romans, poésie, théâtre, donnent des extraits des ouvrages les plus intéressants, indiquent les usages actuels de la langue française, répondent aux questions que posent les abonnés sur la littérature et la langue française.' Prix de l'abonnement 3 fr. 50 pour la Suisse, 4 fr. 50 pour l'étranger.] S. Archiv, CIV, 144.

Rückholdt, Dr. Armin, Oberlehrer an der Herzogl. Realschule in Sonneberg, Französische Schulredensarten für den Sprachunterricht. Leipzig, Roßberg, 1900. 50 S. 8.

Barten, John, Nouveau manuel de correspondance commerciale des langues anglaise, allemande, hollandaise, française et espagnole en cinq tomes. Traduit par Émile Jeand'heur, Carlos Klöckner, Dr. E. E. Sickinghe. Tome IV. Français. Hambourg, Kloss [1900]. VIII, 115 S. und 1½ Bogen ohne Seitenzahlen, enthaltend die Anmerkungen, 8. Geb. M. 2,75.

Wendt, Otto, Rektor, Französische Briefschule, Systematische Anleitung zur selbständigen Abfassung französischer Briefe. Für den Unterrichtsgebrauch herausgegeben. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Hannover und Berlin, Carl Meyer, 1900. 144 S. 8. M. 1,50, geb. M. 1,80.

Suchier, Prof. Dr. Hermann, und Birch-Hirschfeld, Prof. Dr. Adolf, Geschichte der französischen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 14. (Schluß-) Lieferung. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1900. S. 673—733. 8. M. 1.

Histoire de la langue et de la littérature française des origines à 1900 ... publiée sous la direction de L. Petit de Julleville. T. VIII. Dixneuvième siècle, Période contemporaine (1850—1900). Paris, Colin et Cie., 1899. 928 S. 8. [Mit diesem Bande hat das große Werk, über dessen ersten und dessen sechsten Band das Archiv in den Bänden XCVIII, 457 und CIII, 451 Bericht erstattet hat, seinen Abschluß rechtzeitig erreicht. Die von Herrn Brunot der Geschichte der franz. Sprache gewidmeten Abschnitte desselben sind auch gesondert in zwei Bänden erschienen und von der französischen Akademie durch Erteilung des Preises Archon-Despérouse ausgezeichnet worden, s. Romania, XXIX, 467.]

Lacomblé, E-E-B, professeur à l'École moyenne d'Arnhem, Histoire de la littérature française. Groningue, Noordhoff, 1900. VIII, 104 S. 8. M. 1,25. — Complément de l'Histoire de la littérature française (Morceaux choisis, poésies, analyses). Ebenda, 1900. XII, 196 S. 8. M. 1,75.

Köcher, Dr. Edmund, Oberlehrer am Herzogl. Ernst-Realgymnasium in Altenburg, Ancien régime. Die französische Königszeit von den Kapetingern bis zur großen Revolution. (Neusprachliche Abhandlungen ... herausgegeben von Dr. Clemens Klöpper-Rostock, VII.) Dresden u. Leipzig, Koch, 1899. XII, 104 S. 8. M. 2,80.

Goecke, Walther, aus Gr.-Ottersleben, Die historischen Beziehungen in der Geste von Guillaume d'Orange. Inaugural-Dissertation aus Halle. Halle a. S., Buchdruckerei John, 1900. 59 S. 8.

Bolte, Johannes, Die lateinischen Dramen Frankreichs aus dem 16. Jahrhundert. [Separat-Abdruck aus der Festschrift Johannes Vahlen zum siebenzigsten Geburtstag gewidmet von seinen Schülern.] S. 589—613. 8.

Koehler, Ludwig, Die Einheiten des Ortes und der Zeit in den Trauerspielen Voltaires. Inaugural-Dissertation aus Jena. Berlin, Gronau, 1900. (Aus Zeitschrift f. französ. Sprache u. Litt. XXIII.) 33 S. 8.

Rigal, Eugène, professeur à l'université de Montpellier, lauréat de l'Académie française, Victor Hugo poète épique. Paris, Société française d'imprimerie et de librairie, 1900. XXXVIII, 332 S. 8. fr. 3,50.

Koschwitz, Dr. Eduard, Professor an der Universität Marburg, Anleitung zum Studium der französischen Philologie für Studierende, Lehrer und Lehrerinnen. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Marburg, Elwert, 1900. VIII, 181 S. 8. fr. 3,75, geb. fr. 4,40.

Kron, Dr. R., Kaiserl. Oberlehrer, Die Methode Gouin oder das Serien-System in Theorie und Praxis, auf Grund eines Lehrerbildungskurses, eigener sowie fremder Lehrversuche und Wahrnehmungen an öffentlichen Unterrichtsanstalten unter Berücksichtigung der bisher vorliegenden Gouin-Litteratur dargestellt. Zweite, ergänzte Auflage. Marburg, Elwert, 1900. 181 S. 8.

Rofsmann, Ph., Ein Studienaufenthalt in Paris. Ein Führer für Studierende, Lehrer und Lehrerinnen. Zweite, umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage, herausgegeben unter Mitarbeiterschaft von A. Brunnemann. Marburg, Elwert, 1900. VIII, 126 S. 8.

Levy, Emil, Provenzalisches Supplement-Wörterbuch. Zehntes Heft. Leipzig, Reisland, 1900. S. 129—256. (Errojar-Espera.) M. 4.

Suchier, Hermann, Die Handschriften der castilianischen Übersetzung des Codi. Halle a. S., Niemeyer, 1900. Auch als Hallisches Universitätsprogramm ausgegeben. 22 S. 4 und 6 Tafeln in Lichtdruck. (Schliefst sich an die im Archiv CIII, 479 verzeichnete Publikation.)

(Marcabrun.) Testo critico e illustrazione d'uno de' più solenni canti di Marcabruno trovatore, del prof. Vincenzo Crescini, s. c. (Adunanza del 20 maggio 1900). Atti del Reale Istituto Veneto di scienze, lettere ed arti. Anno accademico 1899—1900. T. LIX, parte seconda. p. 691—708. 8. *[Pax in nomine Domini ...]*

Mistral, Frédéric, Mirèio, poème provençal, édition publiée pour les cours universitaires par Eduard Koschwitz avec un glossaire par Oskar Hennicke et le portrait du poète. Marburg, Elwert, 1900. VII, XLIII, 463 S. 8. M. 7,20, geb. M. 8.

Dante, La Divina Commedia di Dante Alighieri. Riveduta nel testo e commentata da G. A. Scartazzini. Volume primo. L'Inferno. Seconda edizione intieramente rifatta ed accresciuta di una concordanza della Divina Commedia. Leipzig, Brockhaus, 1900. XX, 623 u. 168 S. 8. M. 12, geb. M. 13.

Dantes heilige Reise. Freie Nachdichtung der Divina Commedia von J. Kohler. Purgatorio. Berlin, Köln u. Leipzig, Ahn, 1901. VIII, 224 S. gr. 8.

Giordano, Antonino, Francesca da Rimini. Napoli, Pierro e Veraldi, 1900. 46 S. 8. l. 0,50.

Andrea da Barberino, I Reali di Francia, testo critico per cura di Giuseppe Vandelli. Vol. II, parte II[a]. (Collezione di opere inedite o rare.) Bologna, Romagnoli Dall' Acqua, 1900. 462 S. 8. l. 12.

Goldoni, Carlo. La locandiera, commedia in tre atti. Terza edizione. (Teatro italiano. Scelta di commedie italiane all'uso delle scuole e degli studiosi, pubblicate per cura di Federigo Werder, maestro di lingua italiana al Conservatorio di Lipsia. Fascicolo primo.) Leipzig, Rofsberg, 1899. 112 S. kl. 8.

(Leopardi.) I Canti di Giacomo Leopardi illustrati per le persone colte e per le scuole, con la vita del poeta narrata di su l'epistolario da Michele Scherillo. Milano, Hoepli, 1900. 324 S. 8. l. 1, geb. l. 2.

Rigutini, Gius. e Bulle, O., Nuovo dizionario ecc., fasc. 18 (ultimo). Leipzig, Tauchnitz, 1900. [Sekundieren — Zypresse.] (Mit dieser Lieferung ist auch der deutsch-italienische Teil des im Archiv XCVI 448—466 angezeigten Werkes vollendet. Die beiden Bände kosten broschiert M. 18, in Leinwand gebunden M. 20, in Halbmarokko M. 23; jeder Teil ist auch einzeln zu haben.)

Michaelis, H., Praktisches Wörterbuch der italienischen und deutschen Sprache mit besonderer Berücksichtigung der Umgangssprache, der

technischen Ausdrücke des Handels, der Gewerbe, der Wissenschaften, des Kriegs- und Seewesens, der Politik u. s. w. In zwei Teilen. Dreizehnte, vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus, 1900. XII, 878 u. 911 S. 8. Geb. jeder Teil M. 7,50, beide Teile verbunden M. 14.

Sabersky, Dr. Heinrich, Betonungswörterbuch der italienischen Sprache. Ein Hilfsbuch zur richtigen Betonung der italienischen Wörter, einschließlich der Zeitformen und Eigennamen mit Angabe der Aussprache. Eine Ergänzung zu allen italienischen Wörterbüchern. Berlin, Behr, 1900. XX, 173 S. kl. 8.

Archivio glottologico italiano diretto da G. I. Ascoli. XV, 3. [De Bartholomæis, Spoglio del 'Codex diplomaticus cavensis'. Nigra, Note etimologiche e lessicali. Ascoli, Intorno ai continuatori neolatini del lat. *ipsu-*, ed altro. Salvioni, lomb. *skérpa* ed altro. Pieri, I riflessi italiani delle esplosive sorde tra vocali. Flechia, Giov. e Gius., Note diverse. Ascoli, Appendice alle pagine 303 a 326. Giacomino, La lingua del-l'Alione.]

de Gregorio, Giacomo, Ancora sulle cosidette 'colonie lombarde', replica al Vasi. (Estratto dall' Archivio storico siciliano, N. S., anno XXV, fasc. I-II.) Palermo, tipografia 'Lo Statuto', 1900. 19 S. 8. [Zurückweisung eines im vorangegangenen Bande derselben Zeitschrift gedruckten Aufsatzes: Ricordi delle colonie lombarde di Sicilia von L. Vasi.]

Salvioni, Carlo, Bibliografia dei dialetti ticinesi. (Nozze auree Salvioni-Borsa, XXIV luglio MCM.) Bellinzona, 1900. 17 S. 8. [84 Nummern. Die deutsche Mundart von Bosco ist unberücksichtigt; ebenso zerstreute Mundart-Dichtung und die Toponomastik, soweit sie nicht zum Ausgangspunkt grammatischer Forschung dient.]

Nicoli, Pierfrancesco, Il dialetto moderno di Voghera, studio linguistico. (Estratto dagli 'Studi di filologia romanza'. Vol. VIII, fasc. 22.) Torino, Loescher, 1900. 53 S. 8.

Rassegna critica della letteratura italiana pubbl. da E. Pèrcopo e N. Zingarelli. V, 1—4. [E. Proto, Quistioni tassesche. I. La 'Siriade' e la 'Gerusalemme'. C. Simiani, Un plagio di Nicolò Franco. — Recensioni: G. Galilei, Le opere, Vol. IX. D. Ciàmpoli, Un amico del Galilei, G. Ciampoli (N. Vaccaluzzo). A. Gregorini, La Theonemia, favola pastorale, e l'Herode insano, tragedia di M. Montano (E. Proto). G. F. Damiani, Sopra le poesie del cav. Marino (A. Borzelli). T. Persico, D. Carafa uomo di stato e scrittore del sec. XV (E. Pèrcopo). — Bollettino, Annunzi ecc.]

Giornale storico della letteratura italiana diretto da F. Novati e R. Renier. Fasc. 106—107. [G. Bertoni, Studi e ricerche sui trovatori minori in Genova. P. Savj-Lopez, Sulle fonti della 'Teseide'. G. Rua, Di nuovo intorno alle 'Filippiche' attribuite ad A. Tassoni. — Varietà: G. Fraccaroli, Ancora sull'ordinamento morale della 'Divina Commedia'. E. Carrara, Un peccato del Boccaccio. — Rassegna bibliografica: Il primo centenario di Giuseppe Parini (E. Bertana). E. Moore, Studies in Dante (R. Renier). F. Petrarca, Le rime ... commentate da G. Carducci e S. Ferrari (E. Sicardi). P. Lacombe, Introduction à l'histoire littéraire (G. Gentile). — Bollettino bibliografico. Annunzi analitici. Pubblicazioni nuziali. Cronaca.] 108. [B. Cotronei, Il 'Contrasto di Tonin e Bighignol' e due ecloghe maccheroniche di Teofilo Folengo. Luzio-Renier, La coltura e le relazioni letterarie d'Isabella d'Este Gonzaga, II. G. Marpillero, Werther, Ortis e il Leopardi. — Varietà: L. Fabris, Di un copione della 'Ricciarda' di Ugo Foscolo con note e correzioni autografe. — Rassegna bibliografica: P. Mandonnet, Siger de Brabant (Carlo Cipolla). J. E. Spingarn, A history of literary criticism in the renaissance (G. Gentile). A. Belloni, Il seicento (U. Cosmo). Bollettino ecc.]

Fenini, Cesare, Letteratura italiana dalle origini al 1748. 5ª edizione completamente rifatta dal professore Vittorio Ferrari. Milano, Hoepli, 1900 (Manuali Hoepli). XVI, 291 S. 8. l. 1,50.

Reinhard, Adolf Franz, Die Quellen der Nerbonesi, Inaugural-Dissertation aus Halle. Altenburg, Bonde, 1900. 120 S. 8.

Vofsler, K., Pietro Aretino's künstlerisches Bekenntnis. Sonderabdruck aus den Neuen Heidelberger Jahrbüchern, X, S. 38—65. 8. Heidelberg, Koester, 1900.

Cian, prof. Vittorio, Un trattatista del 'Principe' a tempo di N. Machiavelli. Mario Salamoni. Nota. Torino, Clausen, 1900. 22 S. 8. (Estratto dagli Alti della R. Accademia delle Scienze di Torino, Vol. XXXV.) [Der Verfasser des lat. Traktates in Gesprächsform 'De principatu' war ein Römer und lebte gegen Ende des 15. Jahrhunderts in angesehenen Stellungen. Die Leo X gewidmete Schrift ist erst 1544 in Rom gedruckt, dann in Paris 1578 neuerdings. In seiner Auffassung des Fürstentums bleibt Salamoni innerhalb der alten Schultradition, er thut aber reichlich Blicke auf die Geschichte der eigenen Zeit und trifft mit Machiavelli in der Mifsbilligung der Söldnerheere und in der Schätzung des Fufsvolks zusammen, während er von den Aufgaben des Papsttums bei weitem religiöser denkt.]

Michieli, dott. Augusto, Spigolature foscoliane. (Estratto dalla *Rassegna bibliografica della letteratura italiana*, Anno VIII, 1900.) Pisa, 1900. 29 S. 8.

Ascoli, Graziadio, Carlo Cattaneo negli studi storici. Estratto dalla Nuova Antologia, fasc. 16, giugno 1900. 7 S. 8.

Genelin, Dr. P., Germanische Bestandteile des rätoromanischen (surselvischen) Wortschatzes. (Separat-Abdruck aus dem Programm der k. k. Oberrealschule in Innsbruck für das Studienjahr 1899—1900.) Innsbruck, Wagner, 1900. 41 S. 8. M. 0,50.

Hanssen, Federico, Elementos de fonología castellana. (Publicado en los 'Anales de la Universidad' tomo CVI.) Santiago de Chile, Imprenta Cervantes, 1900. 21 S. 8.

Ford, I. D. M., The old spanish sibilants. In 'Studies and notes on philology and literature'. Vol. VII. Boston, 1900. (Doktor-Dissertation von der Harvard University.) IV, 182 S. 8.

Mussafia, Adolfo, Per la bibliografia dei cancioneros spagnuoli, appunti. (Denkschriften der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien. Philosophisch-historische Klasse. Bd. XLVII.) Wien, Gerold's Sohn, 1900. 24 S. 4.

Un himno de Juan Ruiz por Federico Hanssen. (Publicado en los 'Anales de la Universidad'. Tomo CIV.) Santiago de Chile, 1899. 11 S. 8.

Sobre las coplas 1656—1661 del arcipreste de Hita por Federico Hanssen. (Publicado en los 'Anales de la Universidad'.) Santiago de Chile, 1900. 12 S. 8.

Hanssen, Dr. F., Über die portugiesischen Minnesänger. (Separatabzug aus den Verhandlungen des Deutschen Wissenschaftlichen Vereins in Santiago, Band IV.) Valparaiso, Imprenta del Universo de Gmo. Helfmann, 1899. 8 S. 8.

Beilage:

Von Herrn Ed. Hölzel in Wien.


Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
Vollständige Neubearbeitung!
Zwei Teile in einem Bande.
gr. 8. 1392 S.
Preis geb. 10 Mk.
Thibaut
145. Auflage.
Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache.
Vollständig umgearbeitet von
Prof. Dr. Heinrich Wüllenweber.

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITTERATUREN.

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG.

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL UND ADOLF TOBLER.

LV. JAHRGANG, CVI. BAND,
DER NEUEN SERIE VI. BAND.

BRAUNSCHWEIG.
DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.
1901.

Inhalts-Verzeichnis des CVI. Bandes,
der neuen Serie VI. Bandes.

Abhandlungen.

Kleine Mitteilungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.



FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITTERATUREN.

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG,

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL UND ADOLF TOBLER.

CVI. BAND, DER NEUEN SERIE VI. BAND,

1. u. 2. HEFT.

BRAUNSCHWEIG,

BREITESTRASSE 2.

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1901.

Inhalt.

CVI. Band, der neuen Serie VI. Band,

1. u. 2. Heft.

Schlufs der Redaktion 25. Februar 1901.
(Jährlich erscheinen zwei Bände. Vier Hefte bilden einen Band. — Preis pro Band 8 Mk.)

Abhandlungen.

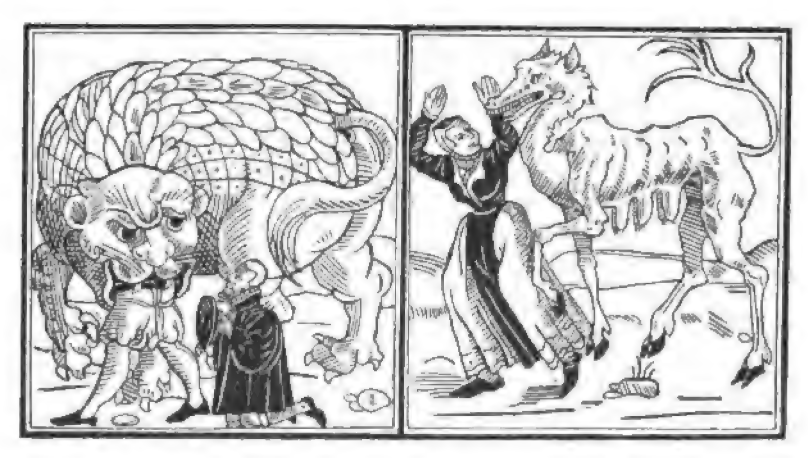
Kleine Mitteilungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

(Fortsetzung des Inhalts auf der 3. Seite des Umschlags.)

Bigorne und Chicheface.

Zwey Wunderthier so erst newlich ins Teutschlandt gebracht sind worden, vnd haben die Natur vnd art, das sie anders nichts fressen, das ein gůte Mañ, | das ander gůte Frawen, damit sich menigklich wisse zůfürsehen, ist jrgend ein Mann so ein gůte Frawen, oder | ein Weib so ein gůten lieben Mann hat, mögen sie dieselbigen vor disen zweyen grausammen Thieren | wol verwaren, damit man aber wisse wie sie genennet werden, das erst so die gůte Mann frisset, heisset | Bigorne, das ander so die gůte Weiber frisset wirt genannt Ciscefasche, etc.



[Bigorne.]

I Ich bin [geheissen] Bigornus,
Issz weder Feygen noch Haselnuß;
Von Natur mein gwonheit aber ist,
Das mein Maul gern gůt Mannen frißt.

5 Die, so sich gentzlich thůnd ergeben
In willen jrer Weibern, den pflägen,
Sind gůt für mich; ich frissz sie all
Vnkocht vnd nur in einem schnall.
Lächerlich ists an zů gucken,
10 Wann ich ein gůten Mann verschlucken.

Der Gut Mann.

Ich bitt euch, lieber Herre mein;
Darumb ich zů euch kommen bin,
Ist vmb barmhertzigkeit z'bitten,
Derhalb ich jetzund für euch tritten.
15 Ich hab so ein teüffelsüchtig Weyb,
Steckt voller grolln, zorn, hassz vnd kyb,
Hab so vil mit jhren erlitten,
Ich wunschste jhr schier den ritten.
Mit mir facht sie jhr gugelführ an,
20 Was jhr inn sinn kompt, will sie han.
In jhrem willen můß ich leben,
Was sie will han, můß ich jhr geben,
Sonst hab ich nichts gůts an jhr.
Darumb, mein Bigorne, hilff mir!

Bigorne.

25 Halt nur still, lieber Freunde mein,
Laß mich den bissen vor schieben eyn!
Schmeckt mir wol, das solt du wissen,
Das best ist noch nicht angebissen.
Alßdann will ich dir ohren geben,
30 Deiner bitt gar nit widerstreben.
Dann du bist kommen zů rechter zeit;
Das schafft, deine augen sind dir weit
Von jmmer stätigem weinen;
Du hast kein fröud noch fryd daheimen.

Der gut Man.

35 Von nöten ists, das ich thů weinen.
Do ich trost such, da find ich keinen;
Dann ich glaub das sicher vnnd frey,
Kein bösers Weyb in der Welt nicht sey.
So ich sag muff, so sagt sie maff;
40 Sag ich dann buff, so sagt sie baff.
Aller boßheit, listen ist sie voll,
(Ein jeder gůter Mann mirs glauben soll)
Hadert, murrt, balgt vnd hat ein schand;
Möcht leiden, sie wer im Schlauraffenland.

Bigorne.

45 Du bist fürwar ein thorecht Man,
Mů̊ß schier mit deiner Frawen han.
Dann sie wirt g'wiß ein gůt weib sein;
Obs schon nicht volgt dem willen dein
Allzeit, thů̊ts doch dir g'horsam sein.
50 Du hatst dich dessen gantz vermessen,
Das Ciscefasche solt sie fressen,
So sonst durch dich müst hungers sterben
Vnd käm dein Weyb in groß verderben.
Darumb so trag jetzmal gedult,
55 Biß sie es noch besser verschuldt!

Der gut Man.

Ich het vil z'reden von den sachen,
So jhr mein nicht wolten lachen.
Bey jhren mag ich kurtzumb nicht sein;
Sie hat so gar ein rässes schnäbelin,
60 Tröwt, wöll mich morgens in dem tauw
Im Garten frässen also rauw.
Will, Bigorne, gů̊ter freunde mein,
Vil lieber von dir g'fressen sein
Dann von eim so schandtlichen Weyb,
65 Darinn nichts steckt dann zorn, neyd vnd kyb.

Bigorne.

Das ich bin feißt, das ist kein wunder.
Die gů̊ten Mann friß ich besunder,
Die mir stäts in den ohren ligen,
Nichts thů̊nd dann klagen von jren Weyben
70 Vnd begären von mir g'fressen z'werden
Dann also leben hie auff Erden.
Darumb wart biß ein ander mahl!
Mein bauch der ist mir sonst jetz voll,
Drumb Gnad ich dir beweisen will.
75 Gang heim vnd leb in rhů̊w vnd still!

Der gut Man.

Ach liebs Thier, nit lenger verzeüch!
Dann ich bey meinen trewen sprich
Will lieber gů̊twillig sterben.
Dann also elendtlichen serben.
80 Darumb verschluck mich, ist mein bitt!
Dann lenger z'leben glust mich nitt.
Nach mir kompt noch ein grosse schar,
Die allsampt zů dir lauffend har,

Der gůten Mannen dich zů ernehren.
85 Keiner nicht ist, der sich thůt weeren.
Sie nemmens auff als mit gedult,
Darumb begär ich deiner huld.

Bigorne.

Dieweil du hast so grossen lust,
Bist zů mir kommen nit vmbsust,
90 So will ich dich zum ersten fressen.
Doch solt du das auch nit vergessen,
Fartz nicht, b'halt deine kleider an!
Dann das hab ich von Natur gethan,
Frissz haut vnd haar als mit einander.
95 Mein Natur sich drumb nicht verwandert.
Gůt Mannen fressen ist mein speiß,
Er hab gleich Wenteln, Flöh old Leüß.

Hie endet sich Bigornus gespräch.

Ciscefasche, so die gute weiber frißt.

I Ich würd genannt der Ciscefasche,
Mager, dürr, dünn vnd gar verlassen.
100 Dann anders sonst ist nicht mein speiß,
Ich fresse dann mit gantzem fleiß
All die Weyber, so jhren Mannen
In jhrem gebott thůnd g'horsammen
Vnd im hauß halten gůt Regiment,
105 Damit nichts vnnütz werd verschwembt.
Das will ich hiemit zeigen an:
Ein fromb Weyb macht ein Ehrenman.
Ja, wo wan solche finden kan!
Es ist jetzund zwey hundert Jar,
110 Das ich befunden, ist gentzlich waar,
Durch hungers noht were drauff gangen,
Wo ich nit ein gůt Weyb het g'fangen
z'Verschlucken durch mein halß hinein,
Wurd langest hungers g'storben sein,
115 Dardurch wer kon in sterbens noht,
Wer niemandts schuldig dann der Todt,
Vor welchem sich niemandt mag schützen.
Kein gůte Frawen kan ich erwütschen.
Seid her der zeyt (thůn ich euch sagen)
120 Hab ich eine erwischt beym kragen.
Hab doch dasselb im sinn, nicht kan,
Het lieber g'fressen ein gůten Man.

Hab mich darauff zwey hundert Jar
Versehen, das ist g'wißlich waar.
125 In der zeit hab ich g'habt vil z'schaffen,
Hab Mann vnd Weyb g'macht zů Affen,
Das ich sie fressz ohn vnderloß,
Frissz haut vnd haar, den Text vnd Gloß.
Sollt ichs dann also bleiben lon,
130 Mein bauch brächt kleinen lohn daruon.
Bin aber gůter zůuersicht,
Mein Fraw werd sich barmhertzigklich
Erzeigen wie ein ander Ehegmahel,
Solts gelten Silber, Gold old Stahel.
135 Doch hoff ich gantz das widerspil;
Die Weyber triegen mechtig vil,
Vnder 100. bringt man kaum ein zum zyl.
Es ist nun ein ehrbare gůte zeit,
Das ich lauff vmb jetz nach, dann weit,
140 Kan dennocht gentzlich nicht bekommen
Ein züchtig, schöne, fromme Frauw,
Die sich all tag im Spiegel nit b'schauw.
Das hirne hat ir genommen
Die Monsucht, s'wetter durch jr art.
145 Find ich eine, ich halt sie hart,
Auß hunger würd sie verschlungen.
Ich bitt, jr Fröwlin, vmb Gotts willen,
Wöllend mir mein hunger stillen,
Mich hungers nicht lassen sterben.
150 Liebet euwere Mann, sind jhn vnderthan,
Erzeigen jhn alle gehorsam,
Thůnd jhnen nicht widerstreben!
Es wärt nicht lang, ein kleine weil,
Sonst kompt Gottes straff in eyl,
155 Die jhr werden erwerben.

Hie endet sich Chiscefasches Gespräch.

Getruckt im Jar 1586.

Das vorstehende Bildergedicht entnehme ich einem gedruckten Folioblatte, das der Züricher Archidiakonus Johann Jakob Wick (geb. 1523, gest. 1588) einem seiner grofsen Sammelbände einverleibt hat, die unter dem Titel 'Wickiana' gegenwärtig einen

wertvollen Schatz der Züricher Stadtbibliothek bilden.[1] Es führt uns zwei seltsame Fabeltiere vor, von denen das feiste die guten Männer, d. h. die schwachen Pantoffelhelden frifst, das dürre aber sich nur von guten, d. h. demütigen Eheweibern nährt; eine weiberfeindliche Satire, die den modernen Leser fremdartig anmutet, einst aber eine grofse Verbreitung genofs.

Das Poem ist aber kein einheimisches Gewächs, sondern, wie schon die Namen der Wundertiere und die Andeutung im Titel (erst newlich ins Teutschlandt gebracht) vermuten lassen, die ziemlich getreue Wiedergabe einer etwa fünfzig Jahre älteren französischen Vorlage:

Bigorne qui mē- ge tous les hommes qui | font le commandement de leurs femmes. □| 4 Bl. 4⁰ mit gotischen Lettern o. O. und J., vermutlich zu Paris um 1537 gedruckt. — Chicheface qui mange tou- tes les bonnes femmes. □ 4 Bl. 4⁰ aus derselben Presse.[2]

Diese beiden Gedichte bestehen aus je neun Strophen zu neun Versen mit der Reimstellung aabccbbdd. Die erste Strophe des Bigorne, von dem auch ein älterer Druck existiert, lautet:

Bigorne suis en Bigornoys,
Qui ne mange figues ne noys;
Car ce n'est mye mon usage.
Bons hommes qui font le commant
De leurs femmes entierement,

[1] Wickiana, Buch 23 (1585), Nr. 79. — Erwähnt von Weller, Annalen 1, 256, Nr. 304. Der hier verkleinert reproduzierte Holzschnitt ist 22,7 cm breit und 12,3 cm hoch.

[2] Zuerst beschrieben von E. Tross, Serapeum 1870, 67. — Das erste Stück ist nach einer älteren Ausgabe: ℂ Bigorne qui man- ge tous les hommes | qui fōt le cōmademēt | de leurs femmes. □ abgedruckt in Silvestres Collection de poésies, romans, chroniques 9ᵉ livraison (1840) und bei A. de Montaiglon, Recueil de poésies françoises des 15. et 16. siècles 2, 187 (1855). Das zweite Gedicht findet man bei Montaiglon, Recueil 11, 284 (1876). — Die beiden Titelbilder, von denen das eine bei Silvestre reproduziert ist, erweisen sich gleichfalls als Vorlagen der deutschen Holzschnitte von 1586. Das feiste Bigorne, welches einen Mann verschlingt, während ein anderer vor ihm kniet, hat einen menschenähnlichen Kopf, schuppigen Rücken, quadratisch gestreiften Bauch; die Vorderfüfse sind mit Krallen, die Hinterfüfse mit Schwimmhäuten versehen. Chicheface, die eine Frau frifst, erscheint als ein ganz mageres Tier mit zwei Ziegen- und zwei Hahnenfüfsen.

Sont si bons pour moy que c'est rage:
Je les mange de grant courage;
C'est ung bon mès. Pour abreger,
Bons hommes sont bons à manger.

Regelmäfsig folgt auf eine Strophe des Bigorne eine solche des *Bon homme,* so dafs das Ungeheuer fünfmal und der Mann, der von jenem verzehrt werden will, um von seiner bösen Frau loszukommen, viermal zu Worte kommt. Der deutsche Übersetzer schliefst sich dem französischen Texte mit der im 16. Jahrhundert üblichen Freiheit an, läfst aber die kunstvolle Reimverschlingung fallen. Er braucht für die zweite Strophe 14, für die achte 12, für die fünfte 11 und sonst je 10 paarweis gereimte Acht- oder Neunsilbler, so dafs den 81 französischen Versen 97 deutsche entsprechen.

Von dem zweiten Gedichte hat der Verdeutscher nur die ersten sechs Strophen, die eine Rede der Chicheface enthalten, wiedergegeben und auf die in Str. 7—9 enthaltene Klagerede der *Bonne femme* verzichtet, die zum Schlusse alle Frauen warnt, ihren Männern zu gehorchen, damit sie nicht gleich ihr von Chicheface verzehrt werden. Hier entsprechen 58 Verse den 54 ersten Versen der französischen Vorlage.[1] Die erste Strophe setze ich zu bequemer Vergleichung her:

Chicheface suis appellée,
Mesgre, seiche et desolée,
Et bien y a droit et raison,
Car je ne mange seulement
Que femmes qui font le commant
De leurs maris toute saison,
Et qui regissent la maison
Sans faire leur mari marry:
Bonne femme faict bon mary.

Wenn wir uns nun nach dem Alter und dem Ursprunge dieses Scherzes umschauen, so fällt uns zunächst ein Freskogemälde in die Augen, das der Haushofmeister des Königs Franz I., Rigault d'Aurelle (geb. 1455, gest. 1517), zu Anfang

[1] In Vers 138—155 versucht der Verdeutscher neunzeilige Strophen mit der Reimstellung aabccbddb zu bilden.

des 16. Jahrhunderts in seinem Schlosse zu Villeneuve in der Auvergne anbringen liefs.[1] Dies Bild enthält nicht nur zwei der Beschreibung nach völlig mit den Holzschnitten der französischen Drucke übereinstimmende Gruppen,[2] sondern auch in besonderer Umrahmung gereimte Beischriften, die teilweise mit den Versen derselben Drucke identisch sind. Unter den sechs neunzeiligen Strophen nämlich, die auf dem Gemälde in Villeneuve als *Le dit de la Bigorne* und *Le dit du Bonhomme* bezeichnet werden, finden wir die Strophen 1, 2, 4 und 7 des Druckes wieder; nur die letzte Strophe des Bigorne (*Or vela jà ung que actend*) und die letzte des *Bonhomme* (*Pour ce vous requiers humblement*) weichen ab. Dagegen sind dem Bilde der Chicheface und der *Bonne femme* keine Strophen, sondern 12 + 6 paarweis gereimte Verse beigeschrieben, die nur dem Inhalte, nicht dem Wortlaute nach zu Str. 1, 2 und 9 des Druckes stimmen.

Ein noch weit höheres Alter müssen wir der französischen Dichtung von Bigorne und Chicheface zuschreiben, wenn wir ein englisches Gedicht John Lydgates (gest. 1446) betrachten, das ohne Zweifel durch jene angeregt worden ist.[3] Es sind 19 siebenzeilige Strophen, die sechs verschiedenen Personen in den Mund

[1] G. de Soultrait in Caumonts Bulletin monumental 15, 404—407 (1849); auch von Montaiglon, dem ich überhaupt fast alle oben gegebenen Nachweise verdanke, wiederholt.

[2] Nur knien vor Bigorne zwei Ehemänner statt des einen. Bigorne wird beschrieben als 'une énorme bête, d'une grosseur démesurée, le dos couvert d'écailles et le ventre lisse, faite à peu près comme la Tarasque, qui figure à Tarascon le jour de sainte Marthe; son gros corps est porté sur de courtes jambes et terminé par une tête humaine dont la bouche monstrueuse engloutit un homme dont on ne voit plus que les bras. Devant et derrière elle deux bourgeois sont à genoux et semblent la supplier'. — Chicheface erscheint als 'une bête monstrueuse, d'une maigreur effroyable, avec le corps et la tête d'un loup, des sabots de cheval à ses pieds de derrière et des griffes à ceux de devant. Elle tient dans sa gueule, garnie de dents formidables, une femme en costume bourgeois du 16. siècle, dont la partie inférieure a déjà été dévorée; cette femme se débat et fait tous ses efforts pour échapper au monstre'.

[3] Dodsley-Reed, Collection of old plays 12, 331 (1780) = 12, 301 (1827) = Lydgate's minor poems ed. by Halliwell 1840 p. 129 (Percy Soc. 2) = Montaiglon, Recueil 11, 280; übersetzt bei Montaiglon 2, 193. — Noch S. Lee (Dictionary of national biography 34, 314, Nr. 28) meint, der Stoff sei aus einem französischen Mystère entlehnt.

gelegt worden, ohne dafs man darum, wie der erste Herausgeber that, an eine Bestimmung für eine dramatische Aufführung denken dürfte; offenbar sind es Begleitverse für ein Wandgemälde oder ein Teppichbild. Zuerst prologiert der Dichter (Str. 1—3), dann stellt sich Bycorne vor (4—6), mehrere Ehemänner verkünden ihr nahes Ende im Rachen des Untieres (7—10), eine von Chicheface ergriffene Frau warnt ihre Genossinnen, den Männern zu gehorchen (11), Chicheface klagt, dafs sie selten ein gutes Weib finde (12—15), und endlich jammert der Mann der eben verzehrten Frau um sie (16—19). Lydgates Zuthaten zu den beiden Dialogen der Tiere mit ihren Opfern bestehen, wie man hieraus sieht, aus einem Prologe und einem Epiloge; aber auch der Hauptteil (Str. 4—15) enthält manches Eigene; Bycorne stellt Chicheface als seine Gattin vor, während Chicheface erzählt, sie suche sanfte und geduldige Frauen gleich Griseldis (*Gresield*), habe aber seit mehr als dreifsig Lenzen nur eine Griseldis gefunden, und diese war schon seit langen Jahren tot. Diese Bemerkung bezieht sich, wie Morley[1] richtig hervorhebt, auf Chaucers Bearbeitung der Griseldis-Novelle in den Canterbury Tales (Clerkes tale), die der Dichter mit einer scherzhaften Mahnung an seine Leserinnen beschliefst, nicht allzu demütig zu sein, sonst werde Chichevache sie fressen.[2] Auch sonst kann man Lydgates Verse nicht eigentlich als Übersetzung, sondern nur als Nachbildung des französischen Dialogs bezeichnen. Zur Vergleichung mit den aus diesem ausgehobenen Stellen setze ich den Anfang der vierten und die zwölfte Strophe her:

(Bycorne:) Of Bycornoys I am Bycorne,
Ful fatte and rund here as I stonde ...

(Chicheface:) Chichevache this is my name,
Hungry, megre, sklendre, and leene,
To shewe my body I have grete shame;

[1] Morley, English writers 6, 107 (1890). — Zur genaueren Datierung von Lydgates Dichtung bieten die Worte *'more than thritty Mayes'* leider keinen genügenden Anhalt, da wir nicht wissen, ob Lydgate vom ersten Bekanntwerden der Canterbury Tales oder von Chaucers Tod (1400) ab rechnete.

[2] V. 9063 ed. Tyrwhitt; in A. v. Dürings Übersetzung von Chaucers Werken 3, 44, V. 11629.

For hunger I feele so grete teene,
On me no fatnesse wil be seene,
By cause that pasture I fynde none,
Therfor I am but skyn and boon.

Im Gegensatze zu dem französischen Gedichte tritt bei Lydgate Chicheface, das Tier, das die gehorsamen Frauen frifst, weit mehr hervor als Bigorne. Und eine einfache Überlegung lehrt, dafs diese Erfindung die ältere ist. Die bissige Bemerkung, es gebe so wenig gute Weiber, dafs ein Geschöpf, dessen Nahrung nur aus ihnen bestehe, elend verhungern müsse — dieser Witz gab den Anlafs zur Abbildung eines solchen zaundürren, häfslichen Tieres; erst nachher schuf man als Gegenstück dazu den Bigorne. Dazu stimmt, dafs Chicheface auch sonst in der Litteratur eine bedeutendere Rolle spielt als ihr jüngerer Genosse.

Das älteste Dokument ist ein französisches Gedicht von 68 Versen *De la Chinchefache,*[1] das in einer Handschrift des 14. Jahrhunderts erhalten ist, von Victor Le Clerc aber noch ins 13. Jahrhundert gesetzt wird. Hier erzählt der Dichter, wie er in einem Walde in Lothringen ein wildes Tier erblickt habe, greulich von Leib und Antlitz, mit langen Zähnen und grofsen glühenden Augen, geheifsen *la chinchefache* (häfsliches Gesicht). Von einem Bauer vernimmt er, dafs es sich von guten Ehefrauen nähre:

Des prendes fames dévorer
Qui sagement savent parler,
N'oncques ne sont en itel point
Que por ce se coroucent point
Vers lor seignor por rien qu'il face,
De celes vit la chinchefache.
Quant la fame a tant de bonté
Que de tout fet la volenté
De son seignor sanz contredit,
Cele ne puet avoir respict,
Que tantost ne soit devorée.

Nun sei keine gute Frau mehr in Toskana und der Lombardei zu finden, selbst in der Normandie gebe es kein Dutzend mehr.

[1] Gedruckt bei Jubinal, Mystères inédits du 15. siècle 1, 390 (1837), und teilweise bei Godefroy, Dictionnaire de l'ancienne langue française 2, 124 (1883), nach dem Ms. 7218 der Nationalbibliothek, Bl. 223a. Vgl. Histoire littéraire de la France 23, 217 (1856); P. Paris, Les manuscrits françois de la bibliothèque du roi 6, 411 (1845).

Von derselben offenbar weit verbreiteten Vorstellung geht im 15. Jahrhundert der Verfasser des *Mystère de Sainte Geneviève*[1] aus, wenn er einen Bürger, den die Heilige eindringlich mahnt, seinem reuigen Knechte eine kleine Unverschämtheit zu verzeihen, da der Hafs nur Schaden anrichte, darauf höhnisch erwidern läfst:

Gardez-vous de la Chicheface,
El vous mordra, s'el vous encontre.

Für die Verbreitung der bildlichen Darstellung der Chicheface, die in Paris als Hauszeichen verwandt wurde[2] und noch im 19. Jahrhundert im Norden Frankreichs auf Bilderbogen begegnet,[3] führe ich noch zwei Zeugnisse aus dem 15. und 16. Jahrhundert an.

Guillaume Coquillart polemisiert in seinen *Nouveaulx droitz*[4] gegen das Säugen der Mütter und vergleicht deren Brüste wenig galant mit den langen, dürren Zitzen der Chicheface, deren Bilder in der Umgegend des Schlosses feilhängen:

Sont pensues comme Chiches-faces
Qu'on vent tous les jours au Palays.

Und Gratien Dupont[5] zählt unter den weiberfeindlichen Büchern auf:

Semblablement les dictz de Chicheface
Qui maint vouloir d'aimer femmes efface.

Als Bezeichnung der Magerkeit erscheint schon bei Jehan Le Fèvre[6] der Vergleich:

Et quoy que je die ou je face
Je suy comme une Chicheface,
Maigre par dessoubs ma peaucelle.

[1] Jubinal, Mystères 1, 248.

[2] A. Berty, Les enseignes de Paris avant le 17. siècle. Revue archéologique 12, 9 (1855). — Dagegen ist mir der Zusammenhang eines alten Reliefs in Limoges, das Allou (Description des monuments dans le département de la Vienne, 1821, p. 227. Tripon, Historique monumental du Limousin, 1827, p. 37) beschreibt, mit unserer Darstellung trotz Jubinal (2, XV) und Montaiglon (2, 198) sehr fraglich.

[3] Montaiglon, Recueil 2, 203.

[4] Coquillart, Œuvres ed. C. d'Héricault 1, 58 (1857).

[5] Controverses des sexes masculin et femenin 1541 (zuerst 1534), Blatt 181b; vgl. Bl. 253b.

[6] Les lamentations de Matheolus ed. van Hamel 1892, v. 3219. — Im lateinischen Originale des Matheolus steht der Ausdruck nicht.

Auch ohne weitere Vergleichungspartikel wird seit dem 15. Jahrhundert Chicheface als Bezeichnung eines mageren oder geizigen Menschen verwandt, wie sich aus den von La Curne de Sainte Palaye und Godefroy gesammelten Stellen aus Gringore, Marot und Rabelais ergiebt.[1]

Dafs die französische Dichtung auch nach Italien drang, erkennt man aus einem Gedichte, das Guglielmo detto il Giuggiola während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu einem Florentiner Karnevalszuge verfafste.[2] Es trat hier ein fabelhaftes Tier mit Namen Biurro auf, das sich in jenen Versen rühmt, aus dem Orient zur Strafe der bösen und undankbaren Weiber hergesandt zu sein; denn es fresse die allzu unterwürfigen Ehemänner. Nicht blofs diese Schilderung, sondern auch die Form der neunzeiligen Strophe (mit der Reimstellung ababbccdd) macht es unzweifelhaft, dafs dem italienischen Dichter das französische *Dit de la Bigorne* vorlag.

> In ogni loco, in ogni parte e lito,
> Dove Biurro arriva,
> Se trova qualche semplice marito,
> Che'n tal miseria viva,
> Con tanto strazio della vita il priva,
> Ch' agli altri insegna alquanto;
> E così farà tanto,
> Che dal mondo torrà simile errore,
> Perchè l' uom sia, com' è ragion, signore.

---

[1] Vgl. auch ein Rondeau in *Le vergier dhonneur* (von Octavien de Saint-Gelais u. a.), Paris, J. Janot, Bl. S 4 a, 1: *'Pour vng villain racheux pele, Infame paillart apelle, Vng marault, vne chiche face, Fault il que dung lieu ie desplace.'* — Ant. Oudin (Recherches italiennes et françoises, 1655, 2, 118 b) erklärt: *'Chicheface, morto di fame, magro, avaro, spilorchio. Item certo animal finto.'* Derselbe (Tresor des deux langues espagnolle et françoise, 1660, 2, 99 b): *'Chicheface, muerto de hambre, seco de rostro. Item cierto animal fingido, lo que dizen comunemente la Gómia'* (dazu ebd. 1, 371 a: *'On espouvante les enfans de ce mot [Gómia] en leur disant: Cata que vendrà la Gómia y te comera'*). — Chicheface heifst ein Diener in Jacques de Cahaignes Komödie L'avaricieux (1580; ed. Gasté 1898).

[2] Tutti i trionfi, carri, mascherate o Canti carnascialeschi andati per Firenze fino all' anno 1559, 2. edizione (da Rinaldo Bracci), Cosmopoli 1750, p. 294 = Canti carnascialeschi, trionfi carri e mascherate con prefazione di Guerrini 1883, p. 180: *'Canto di Biurro'*. Anfang: *'Questo silvestro e rigido animale'*, vier Strophen.

Der Schlufs warnt:

> Però fuggite, stolti,
> Quest' orribil, crudel e pravo mostro,
> Che pasce il ventre suo del sangue vostro!

In England erscheinen gegen Ende des 16. Jahrhunderts auf einem Holzschnitte[1] zwei offenbar der Chicheface und dem Bigorne nachgebildete Ungeheuer; das magere Tier heifst jedoch *Pinch-Belly,* das feiste *Fill-Gutt.*

Nach diesem Streifzuge durch die fremden Litteraturen wollen wir zu unserem deutschen Bilderbogen von 1586 zurückkehren und uns nach seinen näheren Verwandten umthun. 1651 berichtet ein ungenannter Thurgauer Anekdotensammler:[2] 'Zu Wyl im Thurgäuw ist in einem Haus ein Gmähl von zweien Thieren, deren das ein frisst die guten Weiber, das ander frisst die guten Männer. Das, so die guten Weiber frisst, ist hundsmager und sieht gar hungrig aus. Ursach, es findt nüt z'fressen. Das ander Thier aber ist ganz feiss und hat noch einen guten Mann im Maul, dann es findt gar vil z'fressen.' Man sieht, es ist in der Schweiz gegangen wie in Frankreich; aus dem Bilderbogen ist der Stoff einer Freskomalerei erwachsen.

Ein anderer Nachkömmling unseres Flugblattes ist ein von Weller[3] angeführter, mir nicht zugänglicher Kupferstich des 17. Jahrhunderts: 'Der Junckfrawen Hundt', dessen Inhalt sich aus dem Anfange des darunter stehenden Gedichtes von Cheruspatte Faron ungefähr erkennen läfst:

---

[1] Suite du Bulletin de l'Alliance des arts, 1845, p. 80. Wie Montaiglon (2, 203) bemerkt, ist das Flugblatt identisch mit dem in der Londoner Society of the Antiquaries befindlichen Bogen, den Wright in den Anmerkungen zu Chaucer erwähnt. Nicht gesehen habe ich W. Pater's Renaissance-Studies in Art and Poetry (1888), der nach einer Notiz in Notes and Queries, 7. series, vol. 9, 94 (1890) über diesen Stoff handelt.

[2] Aus der Handschrift abgedruckt von Bächtold in seiner Festgabe zu Reinhold Köhlers 60. Geburtstage: 'Ein Mundvoll kurzweiliger Schimpf- und Glimpfreden', 1890, S. 9. — In dem launigen Vorworte fordert der Herausgeber den Jubilar auf, sich die Anmerkungen zu den Schwänken selber zu machen; und in der That hat Köhler sich auf einem Blättchen, das ich in seinem Nachlasse vorfand, mehrere der oben angeführten Parallelen notiert.

[3] Annalen 2, 489 (nach Drugulins Bilderatlas Nr. 2554).

Schaw, das ist der Junckfrawen Hundt,
Der wird so dürr und ungesundt,
Dieweil er gern Junckfrawen frist,
Und schier keine vorhanden ist ...

Noch weiter entfernt sich Abraham a Sancta Clara von der alten Bedeutung der Fabeltiere Chicheface und Bigorne, wenn er im Anfange seines Judas[1] von den Lastern der Höflinge handelt und zwei im Traume geschaute grofse Tiere beschreibt, das eine speckfeist, das andere 'dergestalten dürr, dafs es ohne weitere Mühe dem Bein-Trexler unter sein Arbeit taugte'. Auf sein Befragen berichtet ihm das dürre Tier: 'Ich iß lauter Lieb, finde aber wenig bey Hof, daß ich schier Hunger stirb; das andere aber frist lauter Neyd, und findet solchen Uberfluß, dass ihm schier der Bauch zerschnellet vor Futter.'

Es läfst sich jedoch schon vor der Mitte des 16. Jahrhunderts in Deutschland eine der Chicheface ähnliche Figur nachweisen, allerdings nicht eine tierische, sondern eine Menschengestalt. Burkard Waldis[2] bemerkt 1548, als er über die Bosheit und Herrschsucht der Weiber klagt:

Vmbsonst ist nit das gmäld erdacht,
Da man ein magern Mann gemacht,
Der allen Männern stets nachgeht
Vnd sie zu fressen vntersteht,
Die sich nit förchten für jrn Weiben,
Wirdt aber wol so mager bleiben,
Deshalben auch verschmachten musst;
Er findt jr kein, es ist vmbsunst.

Das hier beschriebene Bild, das Waldis' Herausgeber Kurz nicht nachzuweisen vermag, ist nichts anderes als Hans Sachsens schalkhaftes Spruchgedicht vom 'Narrenfresser,[3] das 1530 entstand und durch Einzeldrucke Verbreitung fand. Darin belauscht der Dichter im Walde die Begegnung zweier riesenhafter wilder Männer. Der dürre und bleiche Geselle erzählt von sich:

[1] Judas der Ertz-Schelm, 1752 (zuerst 1686), 1, 45—47.

[2] Esopus Buch IV, Fabel 81, V. 175.

[3] Anfang: 'Heut frue spacirt ich auß umb drey'. Einzeldrucke in Folio (Gotha) und Quart (Göttingen). Folioausgabe der Werke 1, 5, 535 b = 5, 300 ed. Keller = Schwänke ed. Goetze 1, 11 Nr. 5; vgl. S. V. — Vgl. Stiefel in der Festschrift Hans Sachs-Forschungen, 1895, S. 52.

Die männer ich gefressen han,
Die selber waren herr im hauß
Vnd gingen darynn ein vnd aus
Vnd die weyber nicht fürchten thetten.
— Also ich vmb gezogen bin
In sehr vil landen her vnd hin
Vnd hab doch hewer dises jar
Noch kein gefunden.

Der feiste Mann aber, der zu Wagen fährt, ist der Narrenfresser; der findet überall Wildprets genug, so dafs er die Narren, die er nicht zu verzehren vermag, in Fässer einsalzen mufs. Beide kommen überein, zusammen in Nürnberg einzukehren. Der Dichter eilt ihnen vorauf in die Stadt und warnt alle Narren vor dem wilden Narrenfresser; mit dem Männerfresser habe es nicht so viel auf sich, weil ihm höchstens ein oder zwei Nürnberger zum Opfer fallen würden.

Das Gedicht erinnert an andere phantastische Gestalten des Hans Sachs, an Heinz Widerporst, Baldanderst, Hans Unfleifs, Hederlein, Faul Lentz, die Fasnacht und den Guten Montag; wieviel jedoch von der Erfindung dem Dichter selber gehört, bleibt noch zu untersuchen. Zum mindesten wurde schon 1522 in Nürnberg ein Narrenfresser als 'Fastnachtshell' vorgeführt,[1] und Hampe[2] citiert einen Einblattdruck aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts: 'Secht an, jhr Freundt, den erschröcklichen Mann, genandt der Narrenfresser' etc. Nicht genauer zu datieren ist ein Luzerner Fastnachtspiel vom Narrenfresser.[3] Entschieden unter dem Einflufs Hans Sachsens entstanden sind aber eine 1552 gedruckte Satire 'Der Narrenfresser in Preufsen'[4] und ein

[1] Abgebildet z. B. in Paul Geigers Schönbartbuch (Berliner Mscr. germ. fol. 442, Bl. 69a), im Berliner Mscr. germ. fol. 491, Bl. 151a und 492, Bl. 84b. — 1508 war die Hell 'ein grosser Mann anderhalb Gaden hoch und fras Kinder eines nach dem andern, wardt also verprandt.' 1516 war die Hell 'ein grosser Deuffel, der fraß alte Weiber'.

[2] Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht 10, 763.

[3] Brandstetter, Zeitschrift für deutsche Philologie 17, 428.

[4] Berlin Yh 2521 und 2522. Teilweise abgedruckt in den Neuen Preufs. Provinzialblättern 7, 333 (1849). Vgl. Goedeke, Grundrifs 2 2, 283. — Joh. Agricola, Fünfhundert Sprichwörter, 1548, Nr. 129: 'Der narrenfresser bin ichs genandt'.

um 1600 entstandener Augsburger Kupferstich [1] mit einem langen Gedichte: 'Kein vngelück kommt allein, Das thut ein altes sprichwort sein' etc. Hans Sachs selber (Schwänke ed. Goetze 3, 122 Nr. 44—45) hat am 10. Juni 1533 die beiden Helden seines Spruchgedichtes in zwei Meisterliedern in der Hönweise Wolframs nochmals beschrieben: 1) Der Narrenfresser (MG 4, 118b): 'Heut ist ein postpot kumen'; 2) Der Menderfresser (MG 4, 119a): 'Ich hab ain prieff gelesen'. Mit dem ersten dieser beiden Stücke ist ein dreistrophiges Lied vom Narrenfresser [2] in des Bruder Veiten Ton: 'Ein postpot ist vns kummen', das zu Nürnberg bei Friedrich Gutknecht gedruckt ward, identisch.

Dagegen ist das folgende, bisher ungedruckte Meisterlied [3] wohl von einem anderen Meistersänger verfafst. Vielleicht gewährt die von Goetze und Drescher vorbereitete Auswahl der Meisterlieder Hans Sachsens näheren Aufschlufs.

Der mann fresser.

Im senfften thon Conratt Nachtigall.

1.

Es ist ein brieff uns kumen her
Von Wien auß Ostereich,
Darinnen find ich newe mer
Von zwei mannen ungleich,
5 Die kumen auß Schlampampia.
Vom ersten solt ir mercken das:
Wie ich es thu verstan,
So ist er gar über die mas
Ein langer dürer man,
10 Sein har und bart ist ales gra.
Er hat in vier und zwentzig jar
Kein menschlich speiß versucht.
Er ißet auch noch keine gar,
Alein die mann verrucht,

[1] Der Narrenfresser. Getruckt zu Augspurg, In verlegung Daniel Mannasser Kupfferstecher beym Klenckenthörlein (München, Kupferstichkabinett).

[2] Berlin Yd 8436. Abgedruckt in Brants Narrenschiff ed. Zarncke, 1854, S. CXXXI.

[3] Ich entnehme das Stück der Dresdener Handschrift M 5, S. 633. Es steht auch in der Erlanger Handschrift 1668, Bl. 587a mit dem genaueren Titel 'Der man- vnd der narnfresser'.

15 Die herr in irem hauß thon sein,
Die frist er ale sand.
Er hat noch nie gefressen kein,
In gantzem Osterland
Kan er auch keinen finden da.

2.

20 Nun ist die sag in Östereich
Bey iderman mit gfer,
Wie er so weidlich auffher streich,
Er werd bald kumen her.
Darum warn ich euch al gemein:
25 Ist einer herr in seinem hauß,
Der seh sich eben für,
Wann er geht für das thor hinauß,
Das in der mann nit spür:
Er frist in sunst mit haut und bein.
30 Der ander mann der ist so groß,
Das man in füren muß
Durch berg und thal mit sampt vier roß,
Geb im sanct Veltens buß.
Er frist die narren ale sand,
35 Wo er ein narren weist.
Man füret in durch alle land,
Sie machen in gar feist,
Er frist sie all in halß hinein.

3.

Das ist ein erschrockliche gschicht
40 Und bringt mir einen grauß.
Vor dem ersten förcht ich mir nicht;
Kem er gleich in das hauß,
Er det mir nichts bey meinem eid.
Aber denn narrenfresser groß
45 Denn förchten groß und klein.
Wenn er itz mit wagen und roß,
Für zu dem thor herein,
Es würd noch manchem werden laid.
Dann er würd manchen fressen thon,
50 Der sich itz dunckt gar weiß,
Kein narr der mag vor im beston,
Es ist sein rechte speiß.
Ach gott, wo sol ich fliehen hin,
Das ich vor ime bleib!
55 Ich weiß, wenn ich im nit entrin,
So frist er meinen leib.
Mein frau sagt selb, ich sey nit gscheid.

Noch um 1600 war die Figur des Narrenfressers in Nürnberg durchaus populär. In Ayrers Singspiel von Claus Narrn[1] neckt Gilch den Helden: 'Ey Claus, wie ist dein maul so weit! Du sichst, als wolst du fressen mich.' Und Claus erwidert schlagfertig: 'Ja der Narrenfresser bin ich. Fleuch! Ich friss dich sonst mit haut und haar.'

Eine äufserliche Ähnlichkeit endlich mit dem Narrenfresser hat die unter mancherlei Bezeichnungen,[2] wie Butzemann, Mummelesser, Popanz, Tatermann, Knecht Ruprecht, bekannte Gestalt des Kinderfressers, den wir oben S. 15 Anm. 1 schon bei den Nürnberger Fastnachtslustbarkeiten von 1508 dargestellt fanden. Ein Holzschnitt dieses 'Kindlifressers', der ein unartiges Kind ins Maul steckt, während zwei andere in seiner Hosentasche untergebracht sind, krönt als Zierleiste einen Wandkalender des Züricher Verlegers Christoph Froschower vom Jahre 1564.[3] Darunter stehen Verse:

Hüt sich vor mir ein yetlichs kind,
Welchs boßheit treibt, das ichs nit find.
Der kindlifrässer bin ich gnannt.
Ich far vnd reisen durch die landt,
— welches kind nit bätten kan,
Gern lügt, sich nit wil meistern lan,
Verschluck ich gantz on alle sorgen etc.

Eine ganz ähnliche Brunnenfigur des Kindlifressers ziert noch heut den Kornhausplatz zu Bern und hat zu verschiedenen Lokalsagen über ihren Ursprung Anlafs gegeben.[4] Ob dies Bildwerk noch bis ins 16. Jahrhundert zurückreicht und mit einem Fastnachtsscherze zusammenhängt, wird eine Untersuchung der Schweizer Altertumsforscher feststellen können.

---

[1] Ayrer ed. Keller 5, 3132.

[2] Vgl. Grimm, Deutsches Wörterbuch s. v. und Deutsche Mythologie[3] 473. 1035. 3, 146. — Kindlinfresser heifst der Minotaurus bei Ayrer 2, 1282, 29.

[3] Weller, Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1859, 368.

[4] Abgebildet bei Durheim, Historisch-topographische Beschreibung der Stadt Bern, 1859, S. 56.

Berlin. Johannes Bolte.

Zu Goethes Sprüchen.

Goethes Sprüche gehören formell nicht zu seinen höchsten Leistungen. In der Kunst, tiefsinnige Gedanken knapp und schlagend in mustergültiger Prosa auszuprägen, sind die grofsen französischen Aphoristiker jedenfalls und vielleicht auch Lichtenberg und Lessing ihm überlegen, und Nietzsche hat in dies Gebiet eine vollends ganz neue Kunst poetischer Stilisierung getragen. In der eleganten Umbildung dauernder Wahrheiten zu zierlichen Waffen des täglichen Lebens haben zahlreiche deutsche Spruchdichter — vor allem Geibel und Heyse — den Meister erreicht. Denn er hat hier allemal, in Prosa wie in Versen, den Ausdruck über den Inhalt, die Form über das Wesen fast geflissentlich zurückgesetzt:

> Ein reiner Reim wird wohl begehrt;
> Doch den Gedanken rein zu haben,
> Die edelste von allen Gaben,
> Das ist mir alle Reime wert

(Zahme Xenien 330; Loeper, Gedichte III S. 211). Nicht mit Unrecht antwortete Hebbel (vgl. Loeper a. a. O.):

> Drum geb ich denn mit Goethe nicht
> Für den Gedanken alle Reime,
> Ich fordre beides vom Gedicht,
> Denn beides wächst aus einem Keime.

Inhaltlich aber ist der Reichtum dieser Spruchweisheit Goethes freilich kaum zu überschätzen. Was er uns neu eroberte, wiegt so schwer, wie was er selbst erst fand, wie es Heyses hübscher Vers verkündet:

Manch Sprüchlein hat er neu geprägt,
Das abgegriffen am Wege lag,
Nun, da es seinen Stempel trägt,
Im Kurs bleibt bis zum jüngsten Tag

(Spruchbüchlein S. 105). So oft man zu den von ihm neu formulierten Sätzen ältere Belege auffindet, trifft man inhaltlich immer eine Vervollkommnung, wenn auch eben nicht stets formell. Dafür drei kleine Beispiele.

1. 'Sprichwörtlich' Nr. 50 (v. Loeper S. 35):

Kleid' eine Säule,
Sie sieht wie eine Fräule.

Nach v. Loeper dem Italienischen nachgebildet: 'Vesti una colonna, e vi pare una donna'. Der Vergleich ist in der That schlagend. Aber der italienische Spruch geht auf viel ältere Grundlage zurück. Schon 1889 habe ich, ohne damit Beachtung zu finden, auf das altnordische Spruchgedicht Hávamál Str. 49 hingewiesen (in meiner Altgermanischen Poesie S. 69), wo es heiſst:

Zwei hölzernen Bildern auf der Heide drauſsen
weihte ich mein Gewand;
in den Lumpen glichen sie leibhaften Menschen,
der Nackte gilt für nichts (Gering, Die Edda S. 92).

2. 'Sprichwörtlich' Nr. 73 (v. Loeper S. 44):

Du treibst mir's gar zu toll..
Ich fürcht, es breche!
Nicht jeden Wochenschluſs
Macht Gott die Zeche.

Ebenfalls nach v. Loepers unerschöpflichem Kommentar aus italienischer Quelle: 'Non sempre Dio paga ogni rubato'. Näher als einer der dort mitgeteilten deutschen Sprüche kommt ein Vers aus der Goethe in der Jugend ja nah zur Hand liegenden Asiatischen Banise (Leipzig 1721, S. 510):

Gott zahlet zwar nicht täglich aus:
Doch ist er keinem je was schuldig blieben,
Sein langsam Zorn drückt gar in Graus,
Und sein Gemerk ist in Metall geschrieben.

3. 'Sprichwörtlich' Nr. 56 (v. Loeper S. 32):

Alles in der Welt läſst sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.

Agricolas Fassung 'Es müssen starke Beyne sein, die gute Tag ertragen kunden' (v. Loeper a. a. O.) ist genau gewahrt bei Burkard Waldis im Verlornen Sohn (Neudruck V. 361):

> Vorwar, de beyne sind starck und gesunt,
> De gude dage dregen kundt.

Eine Zwischenstufe zwischen dieser Formulierung und der Goethes scheint vorzuliegen in Kortums Jobsiade (1784) Teil I Kap. 24 Str. 34:

> Es ist auch itzo fast in allen Landen
> Unter andern ein altes Sprichwort verstanden,
> Dessen Gewifsheit und Wahrheit man
> Noch täglich vor Augen sehen kann.
>
> Nämlich: Wenn einer soll können tragen
> Eine Last von lauter guten Tagen,
> So mufs er mit sehr starkem Gebein
> Von der Natur versehen sein.

Seltsamerweise hat Wilhelm Müller diesen Spruch, wie es scheint unabhängig, ebenfalls und fast genau mit Goethe übereinstimmend erneuert:

> Nichts ist dem Menschen so schwer zu tragen
> Als eine Last von guten Tagen. (Schriften 2, 340.)

In allen drei Fällen sehen wir Goethe gnomisches Gut, das 'abgegriffen am Wege lag', in eine knappe typische Form bringen, die wohl 'bis zum jüngsten Tag' dauern mag. Noch lehrreicher sind Beispiele, in denen er den lehrhaften Kern aus allerlei Lektüre erst herausgezogen hat, in dem irgend ein Vergängliches ihm zum Gleichnis ward.

So habe ich vor kurzem (Goethe-Jahrbuch 21, 264) darauf hingewiesen, dafs ein scheinbar ganz allgemein gehaltener Spruch aus 'Gott, Gemüth und Welt' (Nr. 4; v. Loeper S. 4) wohl einem ganz bestimmten historischen Anlafs verdankt wird:

> Das Unser Vater ein schön Gebet,
> Es dient und hilft in allen Nöten;
> Wenn einer auch Vater Unser fleht,
> In Gottes Namen, lass ihn beten.

Dies bezieht sich, wie allerdings v. Loeper schon andeutete, auf den Gegensatz der reformierten Übertragung ('Unser Vater') zu

der der Lutheraner ('Vater unser'), der in der Zeit des Agendenstreits zu einem Schiboleth der Parteien geworden war (vgl. auch 'Ansichten aus der Cavalierperspective', Leipzig 1836, S. 35).

Hierfür noch zwei Beispiele, ein zweifelhaftes und ein wohl ziemlich sicheres:

4. Zahme Xenien II, 64 (v. Loeper S. 113):

> Wie das Gestirn,
> Ohne Hast,
> Aber ohne Rast,
> Drehe sich jeder
> Um die eigene Last.

v. Loeper zieht zu dem berühmten Vers einen Spruch in Prosa heran (Nr. 1028): 'Das Höchste, was wir von Gott und der Natur erhalten haben, ist das Leben, die rotierende Bewegung der Monas um sich selbst, welche weder Rast noch Ruhe kennt.' Auch hier wird sicher niemand die von dem belesenen Kommentator gegebene Beziehung ablehnen. Aber das Xenion bringt ein Neues hinzu. Die Monade dreht sich nur um sich selbst — das Gestirn aber zugleich um einen festen Mittelpunkt. Jeder erkennt, wie die moralische Anwendung des Gleichnisses durch diesen neuen Bezug vertieft und verschönert wird, und zwar recht im Sinne Goethes, der an dem festen Mittelpunkt (vgl. in dieser Zs. XCVI, 7 f.) allezeit unerschütterlich festhielt. Diese Erweiterung des Gleichnisses nun könnte Goethe durch seine orientalischen Studien nahe gebracht sein. Bei Beschreibung der Derwischtänze finden wir dies Gleichnis öfters. So bei einem ganz Modernen, dem jetzt so viel genannten Moritz Busch ('Wunderliche Heilige' S. 59): 'Niemals kam eine Unordnung oder ein Zusammenstofs vor. Ruhig, immer im Takt drehten sie sich langsam weiter, während das Rotieren um sich selbst stets an Geschwindigkeit zuzunehmen schien. Der Vorsteher trat endlich in die Mitte des Kreises, dessen Tänzer um ihn wie die Planeten um die Sonne kreisten. ... Keiner der Tänzer schien erhitzt oder ermüdet, während unter den Zuschauern sicherlich keiner gewesen wäre, der diesen Sphärentanz auch nur eine Minute hätte mitmachen können, ohne taumelig zu werden und zu Boden zu fallen. Alles war Muse und Harmonie, warm und doch kühl, bewegt und doch ruhig — mit einem Worte: Kosmos.'

Natürlich konnte Goethe auch von selbst auf das Bild der Sterne kommen, so gut wie sein unsterblicher Freund:

> Und alle die Wähler, die sieben,
> Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
> Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
> Die Würde des Amtes zu üben.

Aber bei Schiller ist das Gleichnis durch die Siebenzahl vermittelt; bei Goethe fehlt, gerade wenn wir von jenem Spruch über die Monas ausgehen, ein Zwischenglied zwischen ihr und dem Gestirn. Las Goethe bei seinen Studien zum 'Diwan' irgend eine Schilderung, die der von Busch ähnlich war, so mufste sich ihm diese Fortführung des Spruches fast aufdrängen; und warum sollte jener 'Sphärentanz' der Derwische nur auf den einen Beschreiber so gewirkt haben? Ist er doch wohl selbst symbolisch gemeint, und zwar im Sinne jenes hohen Spruchs von Hölderlin, der als Motto auf dem Buch Rahel steht: 'Still und bewegt.' — Übrigens fehlt es auch an einheimischen 'Planetentänzen' nicht, wie ja Goethe selbst einen solchen (1784) als Maskenzug entworfen hat (Hempel II, 294, vgl. v. Loepers Anm.).

5. 'Sprichwörtliches' Nr. 13 (v. Loeper S. 23):

> Die Tinte macht uns wohl gelehrt,
> Doch ärgert sie, wo sie nicht hingehört.
> Geschrieben Wort ist Perlen gleich,
> Ein Tintenklecks ein böser Streich.

Kein schöner Spruch! Formell erinnert er fast an Busch — an Wilhelm, nicht an Moritz. Loeper nennt ihn 'ein familiäres Beispiel', mir scheint er mehr eine Inprovisation, und zwar auf ganz bestimmten Anlafs. Wir haben hier einen Fall, wo nicht aus dem Lesen, sondern aus dem Leben die Gelegenheit zu einem poetischen Lehrspruch aufgegriffen und ausgebeutet wurde.

Goethe unterhielt sich im letzten Jahre seines Lebens wiederholt mit Eckermann über den geistreichen französischen Pamphletisten P. L. Courier (Gespräche mit Goethe II 206. 210. 217 — alles Stellen aus dem Jahre 1831). Der witzige, streitsüchtige Publizist interessierte ihn zunächst, weil er 'Daphnis und Chloë' um eine wichtige, von ihm in Florenz entdeckte Stelle bereichert und danach übersetzt hatte (a. a. O. S. 206), und weil der Schäferroman des Longus gewissen idyllischen Neigungen des gealterten

'Griechen' entgegenkam. Dann aber mufste auch die Persönlichkeit dieses neuen Beaumarchais fesseln: ein kampflustiger Geist etwa von der Art, wie Goethe in der bekannten Briefstelle die Berliner charakterisiert, verwegen, rücksichtslos, fähig, sich einer gegen viele zu behaupten. Courier nun, der durch seine politischen Flugschriften der Lehrer Börnes und damit des ganzen deutschen Journalismus wurde, war damals in leidenschaftlichem persönlichen Kampf begriffen, der seine 'Pamphlets' nur um so mehr den berühmten 'Mémoires' von Clavigos Gegner ähnlich machte. Auf dem Manuskript von 'Daphnis und Chloë', das er erst wieder hervorzog, fand sich, als er Florenz verlassen hatte, ein beträchtlicher Tintenfleck. Man beschuldigte ihn — schwerlich mit Unrecht —, er habe absichtlich die Stelle unlesbar gemacht, damit seine Lesung in Ehren bleibe. (Der Artikel in der Biographie Universelle hält sich freilich 9, 365 ganz an Couriers eigene Darstellung.) Der schlagfertige Haudegen, der wie Stendhal den Geist des Napoleonischen Offiziers in die Litteratur trug (und auch dies mufste Goethe besonders an ihm interessieren), verteidigte sich witzig genug: 'J'avoue que ce malheur me parut fort petit. Je ne savais pas que ce livre fût le Palladium de Florence, que le destin de cette ville fut attaché aux mots que je venais d'effacer: j'aurais dû cependant me douter que ces objets étaient sacrés pour les Florentins, car ils n'y touchent jamais.' (Pamphlets politiques et littéraires de P. L. Courier 1831, Vol. 2, S. 192.) Auf solche Stellen gehen dann Worte Goethes, wie die vom 21. März 1831 (a. a. O. S. 217). Schon vorher war von der Wirkung Napoleons auf die 'jungen Leute von Frankreich' die Rede, zu denen freilich der fast sechzigjährige Courier nicht gehörte; aber ein Napoleonischer Typus ist er eben auch. Eckermann fährt dann fort: 'Wir redeten sodann von Couriers eigenen Werken, von seinen kleinen Flugschriften und der Verteidigung des berüchtigten Tintenflecks auf dem Manuskript zu Florenz. "Courier ist ein grofses Naturtalent," sagte Goethe, "das Züge von Byron hat sowie von Beaumarchais und Diderot. Er hat von Byron die grofse Gegenwart aller Dinge, die ihm als Argument dienen, von Beaumarchais die grofse advokatische Gewandtheit, von Diderot das Dialektische; und zudem ist er so geistreich, dafs man es nicht in höherem Grade sein kann. Von

der Beschuldigung des Tintenflecks scheint er sich indes nicht ganz zu reinigen; auch ist er in seiner ganzen Richtung nicht positiv genug, als daſs man ihn durchaus loben könnte. Er liegt mit der ganzen Welt in Streit, und es ist nicht wohl anzunehmen, daſs nicht auch etwas Schuld und etwas Unrecht an ihm selber sein sollte".' Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daſs wir da den bösen Streich haben, den der Tintenklecks dem Gelehrten spielt!

Sehen wir hier ein paar Fälle, wie Goethe in seinen Sprüchen Material ausprägte, das er in der Litteratur oder im Leben bereit fand, so zeigt anhangsweise ein Fall aus seiner sonstigen Dichtung, wie er sich alle Anregungen zu nutze machte.

6. Goethes satirische Dichtung hängt mit der gnomischen ja eng zusammen. Es sind die gleichen Grundsätze, die die Recensionen in den 'Frankfurter Gelehrten Anzeigen' und 'Götter, Helden und Wieland', die der Aufsatz über den Dilettantismus und die Xenien verteidigen. So ist auch das vielbesprochene Gedicht 'Deutscher Parnaſs' nur ein zu der Selbständigkeit einer graziösen Satire ausgewachsenes Zahmes Xenion. Seine Bedeutung hat D. Jacoby (Goethe-Jahrbuch 14, 196) wohl endgültig klargelegt, und ich erkläre mich von seiner Beziehung der Satire auf die Klagen Gleims und seiner Genossen über den entehrten Helikon gern für überwunden. Aber bei Gleim ist eben (S. 203) nur vom Helikon die Rede, nicht vom Parnaſs. Der kam auf merkwürdige Weise hinein.

Eloessers vortreffliches Buch über das Bürgerliche Drama machte mich (S. 120) auf eine Stelle aus K. Risbecks 'Briefen eines reisenden Franzosen' aufmerksam. Der Verfasser, für den Wieland (Zweite Auflage, 1784, B. II S. 52) 'ohne Widerrede der beste Kopf unter den Schriftstellern Deutschlands' ist, verteidigt (a. a. O. S. 43) Weiſse, den Kinderfreund: 'Er ist einer der stärksten Antagonisten der litterarischen Kalmücken, von denen ich dir bei Anlaſs des Theaters von München schrieb, die gleich den Truppen des Gengiskans vor einigen Jahren einen Einfall auf den deutschen Parnaſs thaten, die Musen notzüchtigten, die schönen Blumenbeete der alten deutschen Dichter verheerten, die Sprache verstümmelten, die Wörter mit barbarischer Wut zerfetzten und vielleicht auch im Hunger noch Kinder ge-

fressen hätten wie ihre Originale, wenn ihre Disziplin der Wut ihres Angriffes entsprochen hatte und nicht so geübte Leute, wie Hr. Weiſse ist, sie nach der Hitze des ersten Anfalls zerstreut hätten. Nun haben sie sich allgemach hinter die Hecken und Gebüsche verlaufen, wo sie manchmal noch Feuer auf die Vorübergehenden geben, aber sich nicht lange mehr halten können.'

Daſs Goethe Risbecks Buch kannte, ist kaum zu bezweifeln (vgl. auch Neue Jahrb. für das klassische Alterthum 3, 472). Dicht auf die angeführte Stelle folgt eine ungemein charakteristische Schilderung Goethes selbst; und hier wird (S. 56) jener Ausdruck wörtlich wiederholt: 'Einige sonderbare Grundsätze trugen mehr dazu bei als seine natürliche Raschheit, daſs er — gewiſs gegen seine Erwartung — einer Kalmückenhorde das Signal gab, den deutschen Parnaſs, der in voller Blüte stand, zu verheeren.' An der Stelle dagegen, auf die Risbeck sich selbst bezieht, bei der Schilderung des Münchener Theaters, die ganz wie eine Anklagerede Bulthaupts gegen Gerhart Hauptmann klingt, spricht er wohl (S. 74) von einem gewissen Goethe, dessen 'Götz' den guten Geschmack verdarb, und führt es wieder (S. 78) aus, wie die neugeschaffenen Genies das von Geſsner, Wieland und Lessing fast zur klassischen Sprache 'polierte' Deutsch verstümmelten, aber er gebraucht weder die Bezeichnung 'litterarische Kalmücken' noch spricht er vom Parnaſs. Immerhin gehört auch diese Stelle in den Zusammenhang. 'Aber den neugeschaffenen Genies war es nicht genug, in ihrer erzwungenen Wut einzelne Wörter zu verstümmeln; sondern sie gingen mit ganzen Perioden ebenso grausam um. Alle Verbindungswörter wurden abgeschafft und alle Gedankenfugen getrennt. In vielen neueren Schriften stehen die Sätze alle wie unzusammenhängende Orakelsprüche da, und man findet keine Unterscheidungszeichen darin als Punkte und !!! und ??? und — — —' (S. 78). Ganz ähnlich urteilten ja Nicolai und sogar Lichtenberg über die Stürmer und Dränger (Erich Schmidt, Richardson, Rousseau und Goethe S. 277 f.). Beiläufig bemerkt, erhebt nach Risbecks Bericht auch der bekannte Theaterprincipal Marchand über die Anforderungen, die das neue Drama stellte, dieselben Klagen, die man so oft gegen Richard Wagners Oper erhoben hat: 'Da die Lungen seiner Leute an gewöhnliche Menschentöne gewöhnt waren und die starken Er-

schütterungen nicht aushalten konnten, welche zu der neuen Riesensprache, zu den erschrecklichen Rasereien und all dem Geheul nötig waren, so mufste er sich bei seiner Ankunft in München, auf Verlangen des Publikums, einige neue Subjekte beschreiben, die im stundenlangen Sterben und Heulen geübt sind' (S. 80).

Dafs nun Goethe wirklich die 'Briefe eines Franzosen' vorschwebten, schliefse ich noch aus einem besonderen Umstande. Nicht lange vorher, 1795, schrieb Goethe den bekannten Aufsatz über 'Litterarischen Sansculottismus' (Hempel 29, 237). Auch hier die Verbindung des Adjektivs 'litterarisch' mit dem Namen einer wilden Horde wie in 'litterarische Kalmücken'. Die heftigen Angriffe hafteten in Goethes Seele. Als nach drei weiteren Jahren derselbe Angriff, den er hier gegen Friedensstörer in der 'gelehrten Welt' führte, durch Wielands und Herders Bewunderer, Gleim und den Edlen von Retzer (Jacoby a. a. O. S. 206), abermals auf ihn selbst gewandt wurde, verschmolz er die alte Jeremiade mit der neuen, den Einbruch der litterarischen Kalmücken auf dem Parnafs von 1784 mit dem Einbruch der hochborstigen Faunen ins Thal der Musen von 1797 (ebd. S. 203) und schuf so die köstliche Satire 'Deutscher Parnafs'. Und so fühlten doch diejenigen etwas ganz richtig heraus, die (wie Strehlke bei Hempel 1, 101) meinten, die Polemik des Gedichtes richte sich vorzugsweise gegen die Ausschreitungen der Sturm- und Drangperiode: Angriffe, die auf diese gingen, sind wenigstens benutzt. Aber freilich in dem Sinn, den Lichtenberg, v. Loeper, D. Jacoby in dem anmutigen Gedicht fanden, parodistisch nämlich. Die Kraft und Schnelle der Sieger spottet des Geschmäcklerpfaffenwesens in der Xenienperiode, wie sie ihrer in der Zeit des 'Götz von Berlichingen' gespottet hatte.

So gilt von Goethe, was Hebbel einmal in einem grofsgedachten, aber grotesk geratenen Sinnspruch fordert (Werke 8, 135):

> Künstler, nie mit Worten, mit Thaten begegne dem Feinde!
> Schleudert er Steine nach dir, mache du Statuen draus.

Berlin. Richard M. Meyer.

Analogiewirkungen
zwischen
wurzelverwandten Zeit-, Haupt- und Beiwörtern der engl. Sprache.

Auf dem grofsen Gebiete der Analogiewirkungen innerhalb der englischen Sprache habe ich mir für die folgende Untersuchung einen kleinen Bezirk abgesteckt: ich beschränke mich auf die analogischen Einflüsse, welche wurzelverwandte Verba, Substantiva und Adjektiva aufeinander ausgeübt haben. Ausgeschlossen sind somit Fälle wie *comely, wave,* weil deren vermutliche Beeinflussung nicht von wurzelverwandten Wörtern ausging, ferner rein graphische Angleichungen wie *bier* und auch die Beziehungen zwischen dem einfachen Worte und seinen Zusammensetzungen, wie z. B. zwischen *friend* und *friendship, friendly.*

Dafs trotz längerem Suchen und Sammeln auch dieses kleinere Feld nicht erschöpfend ausgebeutet ist, bezweifle ich nicht. Aber mein Stoff wird den Fachgenossen doch zur Ergänzung ihrer eigenen Sammlungen dienen können und sie hoffentlich zu Beiträgen veranlassen.

Abkürzungen:

B. = Björkman 'Scandinavian Loanwords in Middle English' Part I, Halle 1900.

G. = Goeders 'Zur Analogiebildung im Mittel- und Neuenglischen', Kiel 1884.

MG. = Morsbachs 'Mittelenglische Grammatik'.

K. = Kluges 'Geschichte der englischen Sprache', in Pauls Grundrifs[2] I p. 925 ff.

Inhalt:

---

§ 1. Verbum + Verbum.

Ae. *lengan* 'verlängern' + ae. *langian (o)* 'länger werden' und *langian (o)* 'verlangen' > ae. **lengian** 'verlangen', vgl. Marguerite Sweet, Am. Journal of Phil. XIV p. 430 Anm. Die Wurzelverwandtschaft der beiden Zeitwörter *langian* bezweifelt Kluge EW. s. v. *verlangen.*

Ae. *gânian* 'gähnen' > me. *gāne(n), gǭne(n)* > ne. aber yawn. Kluge-Lutz bemerken: *The phonology of the Me. word is dark,* und ähnlich sagt das NED. s. v. *gane*: *The relation of this word to the synonymous Me. 'ȝane, ȝone' (see 'Yawn v.) is obscure.* Ich vermute, daſs wir uns den Wechsel des Anlauts durch eine Analogiewirkung zu erklären haben.

Neben *gânian* steht ae. ein reichlicher als dieses belegtes synonymes vb. *ȝinian, ȝeonian* > me. *ȝeonien, yenien, yenen.* Bei der groſsen Vorliebe der ae. und me. Autoren für Tautologien, für Verstärkungsformeln wie *friȝnan and âxsian, weaxan and grôwan, clepen and namen, do and make* — Beispiele, die ich der interessanten Sammlung Kellners ESt. XX 11 ff. entnommen habe — hat die Annahme, daſs auch eine tautologische Formel wie *ȝeonian and gânian* im Umlauf war, groſse Wahrscheinlichkeit. Innerhalb einer solchen Formel konnte bei der Neigung der Sprache zu Stabreim-Wendungen[1] um so leichter der Vorgang eintreten, der thatsächlich festzustellen ist: die Übertragung des Anlautes von *ȝeonian* auf *gânian,* wodurch sich ergaben me. **ȝānien, ȝǭnien,** genügend belegte Formen.

Zur Stütze der Annahme eines Ausgleichs des Anlauts sinnverwandter Wörter möchte ich noch auf einen schon von Knigge (1885) erkannten ganz ähnlichen Fall hinweisen: an. *gaula* 'heulen'

---

[1] Mit einem sinnverwandten, stabreimenden Zeitwort ist *gânian* gebunden in Formeln wie: *He gapes and gones*; *Be not gapynge nor ganynge* (Mätzner). Vgl. das Gower-Citat des NED. s. v. *gane*: *She gan to gaspe and gone.*

> me. *gawlen,* und daneben, offenbar unter dem Einfluſs des heimischen *ȝellen,* auch ȝaulen. Bei diesem Wort ist die tautologische Formel, welche die Übertragung des Anlauts erleichtert hatte, in der Überlieferung vorhanden: ȝaule *and ȝelle* (vgl. B. p. 69). Und wie bei dem nordischen Lehnwort die ne. Dialekte noch das alte Schwanken des Anlauts erkennen lassen in den Formen *gowl* (*gowle*) und *yowl, yawl,* so steht bei unserem Worte neben dem schriftsprachlichen *yawn* ein dialektisches *gawn.*

Was den Vokalismus von *yawn* betrifft, so werden wohl die meisten von uns bei der Erklärung ihre Zuflucht zur Annahme einer dialektischen Lautung genommen haben, deren Ursprung freilich dunkel blieb, da unser Wort in Ellis' Listen nicht verzeichnet ist. Diesem Mangel hat das neueste Heft des English Dialect Dictionary bis zu einem gewissen Grade abgeholfen, es belegt als Vertreter von ae. *gânian* das Dialektwort *gawn,* und zwar aus den östlichen Grafschaften Bedford, Northampton und Lincoln, mit der Aussprache (*gǭn*), in merkwürdigem Gegensatz zu dem einzigen Wort der Ellisschen Listen, das me. *gǭnen* genau entspricht: me. *mǭnen* ne. *to moan.* Für dieses Wort bietet Ellis die Aussprachen (*múvn*) Bdf. p. 209, South Lin. p. 300 und (*mọ̄vn*) North Lin. p. 313; für me. *gǭnen* hingegen erscheint nach dem EDD. in Mid, North Lin. derselbe Laut (*ǭ* = *ā̤*), welcher in diesem Gebiet für ae. *â* + *w* gesprochen wird (vgl. Ellis p. 309 und besonders p. 313), z. B. in Wörtern wie *thrown* (*þrā̤n*), *sown* (*sā̤n*). Mit dieser analogischen östlichen Lautung (*gā̤n*) und dem vermutlich im Süden weiter verbreiteten *j*-Anlaut[1] ging unser Wort in die Schriftsprache über. Leider versagen die alten Grammatiker gänzlich, Ellis (III p. 910) hat seinen Ansatz (*jaun*) aus Salesbury mit einem Fragezeichen versehen müssen.

Daſs bei der schriftsprachlichen Fixierung des Lautes (*ā̊*) vor *n* die Darstellung mit *aw* gewählt wurde, hat nichts Befremdliches im Hinblick auf andere Wörter, in welchen die Gruppe *awn* den Lautwert (*ā̊n*) hat: *awn, brawn, dawn, drawn, fawn, flawn, gnawn, lawn, pawn, sawn, spawn.*

---

[1] Das EDD. verzeichnet jedoch für das von *gawn* abgeleitete, auch im Süden belegte sb. *gawney* im westlichen Mittelland, in South Cheshire, die Form *yawny.* Der jüngere Anlaut des vb. war somit keineswegs auf den Süden beschränkt, die Formen gingen neben- und durcheinander.

§ 2. Verbum + Substantivum.

Ae. *áscian* + *ǽsce* > ae. ǽscian me. eskien, MG. § 87 Anm. 3.

Me. *baðien* + *beð* > me. vereinzeltes beaðien, ib. § 102 Anm. 6.

Ae. *cemban* 'kämmen' > me. *kembe(n), keme(n)* > ne. Rest dieses vb.: *(un)kempt.* Schon gegen das Ende des 14. Jahrhunderts ist daneben eine Form kombe, kome belegt, mit dem Vokal des sb. ae. *comb,* welche jüngere Bildung das alte, umgelautete vb. bald verdrängte > ne. *the comb, to* comb.

Ae. *cracian* 'krachen' > me. *crāken* > ne. *to crake* nur noch dialektisch, in der Schriftsprache herrscht die kurze Form crack, welche Luick (Archiv CII 54) in Übereinstimmung mit dem NED. von dem sb. ae. **cræc* (vgl. ahd. *krach*) > me. *crack* ableitet.

Früh-ne. *to crymble, crimble* 'krümeln, zerbröckeln' ist im 15. Jahrhundert in der Form *kremele* belegt und wohl zweifellos als eine umgelautete *l*-Ableitung von ae. *crûma* zu betrachten. Bis in das 18. Jahrhundert hinein bleibt die alte *i*-Form des vb. die herrschende, daneben taucht spät im 16. Jahrhundert die Form crumble auf: *being evidently an assimilation to 'crumb, crumbly' etc.* (NED.). Jetzt gilt in der Schriftsprache nur noch die jüngere assimilierte Form, in einigen Dialekten wird jedoch noch *crimble* gesprochen (EDD.).

Ae. *daȝian* 'tagen' > me. *dawen* > ne. *to daw* nur noch dialektisch (schottisch); ae. *daȝung* 'Tagesanbruch' > me. *dawung, dawing* > ne. *dawing* im NED., zuletzt aus Burns belegt. Für das Verbum erscheint um 1500 eine durch *n* erweiterte Form: dawne, wovon im 16. Jahrhundert das Hauptwort *dawn* abgeleitet wurde (belegt um 1600). Über das vb. bemerkt das NED.: *Apparently deduced from 'dawning',* welches sb. schon Ende des 13. Jahrhunderts auftritt und im 14. Jahrhundert in den Formen *dawening, dawning* reichlich nachgewiesen ist. Den Ursprung dieses sb. sucht NED. im Skandinavischen, in einem um 1300 belegten altschwedischen *daghning.*

Daſs das vb. den Nasal dem sb. verdankt, wird man nicht bezweifeln, fraglich ist mir hingegen die nordische Herkunft von *dawning* — auch Björkman führt in seiner soeben veröffentlichten, hochwillkommenen Abhandlung 'Scandinavian Loanwords in Middle English' Part I bei der Besprechung von skand. *ă* (p. 109 ff.) das Wort nicht an. Ich glaube vielmehr, daſs me. *dawening* zu be-

trachten ist als Umbildung des ursprünglichen *dawing* nach dem Muster von zwei anderen, demselben Vorstellungskreise angehörenden Wörtern, die das Suffix *-ning* boten: me. *morwening* und *evening*. Mit diesen Wörtern im Gedächtnis bildeten sich die Sprechenden die Ableitung *dawening, dawning.*

Bemerkenswert ist noch, daſs sich die gleiche *ning*-Ableitung auch bei selteneren Nebenformen derselben Sippe findet, welche von dem sb. *dæʒ, dai* beeinfluſst sind: me. vb. *dæʒen, daiʒen, dayyn,* wozu das Verbalnomen me. *daying,* aber auch *daiʒening, daiening, daining* belegt ist. Und auch in diesem Zweig wurde der ableitende Nasal auf das Verbum übertragen, es entstand das vb. **dayne** (1515 belegt).

Ne. *to* **dawn**, *the dawn* haben ihren Nasal somit durch Anlehnung an *dawning* erhalten, in welchem Wort wir eine heimische, englische Analogiebildung erkennen.

Ae. *fǣman* 'schäumen' > me. *fę̄men,* daneben erscheint aber schon im 14. Jahrhundert eine dem sb. ae. *fâm* > me. *fǭm(e)* angeglichene Form des vb.: **fǭmen** > ne. nur noch *to* **foam**. Ob wir in der dialektischen, schottischen Form des sb. *feim* (EDD.), *feame* (NED.) eine Nachwirkung des Vokals des so früh verdrängten vb. me. *fę̄men* zu erkennen haben, ist mir sehr fraglich, vgl. jedoch Brandls Erklärung des merkwürdigen Wortes *fime* in den Anmerkungen zu seinen 'Quellen des weltl. Dramas' p. 659 (zu 'Misogonus' II 1, 20). Sollte an dieser Stelle, in den kecken Reimen des Lakaien Oenophilus, für *fime* (i. R. mit *besime* i. e. *beseem*) vielleicht das häufige *fume* 'zornige Erregung, Ärger' zu setzen und somit ein *ī̇* : *ǖ*-Reim (*bͤisī̇m* : *fǖm*) anzunehmen sein, den der Schreiber wenigstens für das Auge erträglich machte? Sonst hätte er ja *beseme* : *feme* schreiben können.

Ae. *haʒalian* 'hageln' (abgeleitet von ae. *haʒol* > me. *hawel, haul*) > me. belegt *haweli, hauli,* daneben tritt aber vom 14. Jahrhundert für das vb. auch die Form **haile(n)** auf, in Angleichung an die alte Nebenform des sb. ae. *hæʒl* > me. *hail* > ne. *hail, to* **hail**.

Afrz. *harneschier* 'rüsten' > me. *harnesche(n),* vom 14. Jahrhundert an belegt. Das Wort wurde jedoch bald von dem sb. beeinfluſst: afrz. *harneis* > me. *harnais,* schon im 13. Jahrhundert nachgewiesen, wir finden frühzeitig Formen mit dem Diphthong des sb.: **harneysche(n)** und auch mit dessen einfachem Zischlaut: **harneyse**, so daſs vb. und sb. zusammengefallen sind in ne. *harness* (NED.).

Ae. *hyngran* + *hungor* > me. hungre(n) ne. *to* hunger, MG. § 129 Anm. 4, 2.

Frz. *interesser* > ne. *to interess,* woneben bald die jetzt herrschende Form *to interest* auftritt, welche den neuen Dental nach G. p. 25 dem sb. entnommen haben soll. Ganz sicher ist diese Entlehnung jedoch nicht, da für das sb. selbst me., bei Lydgate, die Form *interesse* belegt ist, eine Form, die auch noch von Spenser gebraucht wurde. Skeat (ED.) ist geneigt, das vb. *interest* als eine Neubildung von dem p. p. von *to interess* : *interessed, interess'd, interest* aufzufassen und somit *interested* als doppeltes p. p. zu betrachten. Diese Annahme läſst sich stützen durch die analoge Entwicklung des Lehnwortes ne. *to graff* 'pfropfen' p. p. *graffed, graft* > *to graft, grafted.* Da es auſserdem sehr fraglich ist, ob das sb. *interest* so früh in der englischen Sprache erscheint, daſs wir es gleich afrz. *interest* (nfrz. *interêt*) mit noch hörbarem *s* setzen dürfen, so ist in diesem Fall der Einfluſs des sb. auf das vb. stark zu bezweifeln, es dürfte eher der umgekehrte Vorgang stattgefunden haben. Vielleicht wird das Material des NED. die Verhältnisse aufklären.

Ae. *lûcan* 'schlieſsen', *loc* 'Schloſs' > me. *louken,* aber schon bald tritt daneben ein schwaches vb. lokken, loken, neugebildet vom sb. *lok* pl. *lokkes, lokes* aus > ne. *the lock, to* lock. Der Ansatz bei Kluge-Lutz: *lock sb. fr. the vb. Me. lǫke, louke* etc. beruht wohl nur auf einem Versehen.

Fraglich ist, ob wir ne. *to milk* mit Skeat (Et. Dict.) als eine Ableitung von dem sb. zu betrachten haben. Neben *meolcian* steht schon ae. milcian mit dem *i* der anglischen Form des sb. *milc.* Me. milke 'melken', neben *melke,* und ne. *to* milk können auf dieser *i*-Form des ae. Zeitworts beruhen.

Ae. *riȝnan, rînan* 'regnen' > me. *rinen,* daneben erscheint aber schon ae. im Nordhumbrischen die Form *[h]reȝnađ* 'es regnet' zu einem Inf. reȝniȝa (cf. Cook's Glossary), der als Neubildung zum sb. *reȝn* zu betrachten ist > me. reinen, reine > ne. nur *to* rain.

Ae. *scrȳdan* 'kleiden' > me. *shrūden, ī, ē,* aber ne. *to* shroud (*šraud*) unter dem Einfluſs des sb. ne. *shroud* < aus ae. *scrûd.*

Ae. *đringan* 'dringen', *ȝeđrang* (*o*) 'Gedränge' > me. *thringe(n), thrang* (*o*) > ne. ist das alte starke Zeitwort in der Schriftsprache ganz verdrängt von einem schwachen mit dem Vokal des sb.: *to* **throng.** Ob diese Neubildung vom sb. aus schon me. belegt ist,

kann bezweifelt werden. Bei Stratmann-Bradley ist allerdings ein schwaches Zeitwort angesetzt: *þrangien,* aber er und Skeat verweisen zur Stütze dieses Ansatzes nur auf eine Stelle des stabreimenden 'Morte Arthure':

(3755) Thare they thronge in the thikke, and thristis to the erthe
Of the thraeste mene thre hundrethe at ones.

Sie haben *thronge* als præsens aufgefaſst, was bei dem fortwährenden Tempuswechsel des Dichters keineswegs unbedingt nötig ist. Wir finden auch sonst bei ihm praes. und praet. in derselben Zeile, vgl. z. B.:

(3840) Than he moues to sir Modrede amange alle his knyghttes,
And mett hyme in the myde schelde, and mallis hyme thorowe.

Da der Text sonst im præs. die Form des alten starken Zeitworts zeigt: *[He] Thryngez throly in the thrange* (2217, vgl. 1150), so besteht die Möglichkeit, daſs *thronge* verschrieben ist für *thrange,* die von dem Dialekt des Dichters geforderte Form des pl. praet. von *thringe(n).* Auch für die Neubildung vom sb. aus würde das Denkmal übrigens die *a*-Form *thrange* verlangen (vgl. oben 2217). Es ist somit das Material des NED. abzuwarten.

Ae. *tyddrian* me. *tüdre(n), tidre(n)* + ae. *tuddor* me. *tuder* > me. **tudre(n)**, MG. § 129 Anm. 1.

Ae. *tȳnan* me. *tüne(n)* + *tûn* > me. **tūne(n)**, ib.

Ae. *wyrčean* 'wirken'; *weorc* (*o*) 'Werk' > me. *würchen* (*e*), *werken* (*i*); *werk* (*o, u*). Sweet (NEGr. § 1338) nimmt schon für das Me. Einfluſs des sb. auf das vb. an, und es ist in der That sehr wahrscheinlich, daſs ne. *to* **work** sowohl in seinem Vokalismus (*ə̄* < me. *ur*) als auch in seinem Konsonantismus (*k*) dem sb. *work* angeglichen ist, obschon für die gutturale Tenuis auch andere Erklärungen möglich sind.

§ 3. Verbum + Adjectivum.

Afrz. *abaissier, abessier* me. *abesse* (14. Jahrhundert) + *base* > *to* **abase** 'erniedrigen', NED.

Ae. *clǣman* 'beschmieren' > me. *clęme(n)* > ne. in nordengl. Dialekten noch vorhanden: *to cleam* (*cleme*). Im 14. Jahrhundert tritt dafür im Süden **clamme(n)** auf > ne. im 16. bis 18. Jahrhundert **clamm**, jetzt noch dialektisch *to* **clam**. Vielleicht geschah diese Wandlung des vb. unter dem Einfluſs des adj. *clammy* 'klebrig' (fraglicher Herkunft = ae. **clâmiȝ*? NED.), obschon der älteste

Beleg für dieses Beiwort im NED. ca. 25 Jahre jünger ist als der erste Beleg für das praet. *clammyde*. Abzulehnen ist jedenfalls die andere Vermutung des NED., dafs *clamme(n)* zu betrachten sei als Neubildung vom praet. aus: ae. *clǽmde* > me. **clămde*, denn nach Analogie von *drẹme(n)* : *drĕmde*, *mēne(n)* : *mĕnde* etc. würde ein zu **clămde* neugebildeter Infinitiv wohl einen langen Tonvokal gehabt haben.

Me. *feste(n)*, *festne(n)* 'befestigen' + *fast* > me. **faste(n)**, **fastne(n)** ne. *to* **fasten**, MG. § 108 Anm. 2.

Me. *gladien* 'erfreuen' + *gled* 'froh' > me. **gledien**, **gleadien**, MG. § 102 Anm. 6.

Früh-ne. *to lese* 'verlieren' + *loose* und *to loosen* > ne. *to* **loose**, lose, vgl. Sweet, New Engl. Gr. § 1322, ein fraglicher Fall.

Ae. *rotian* 'faulen' > me. *rotien*, *rǭte(n)*, aber ne. *to* **rŏt**. Luick (Archiv CII 54): 'Die Kürze scheint aus dem Adj. *rotten* aus an. *rotinn* zu stammen.'

Ae. *temian* 'zähmen' > me. *temien*, *teme(n)*, aber später auch schon **tāme(n)**, in Anlehnung an das adj. ae. *tom*, *tam* me. *tam* fl. *tāme* > ne. *tame* und nur noch *to* **tame**. Ein von Skeat (ED.) angesetztes ae. **tamian* ist bis jetzt in der Überlieferung nicht nachgewiesen.

§ 4. Substantivum + Substantivum.

Ae. *bryče* 'Bruch' me. *brüche*, *briche* + frz. *breche* > me. **brẹche** (um 1300 belegt) > ne. **breach** 'Bruch, Bresche'. Die me. Nebenform mit *ẹ̄* kann allerdings auch auf ae. kentisch *breče* zurückgeführt werden, aber auch in diesem Falle wird doch das Lehnwort der dialektischen *e*-Form zum Sieg verholfen haben. Einen anderen analogischen Einflufs, der auch mitgewirkt haben kann, deutet das NED. an: *The obvious relation of 'break, breach', as in 'speak, speech', would tend to make 'breche, breach' the prevailing form.*

An. *gjorđ*, *gerđ* 'Gurt' me. *gerth* + ae. **ȝyrd* me. *gird* 'Gurt' > ne. **girth**, B. p. 152.

Ae. *mynečen* me. *müneckene* + ae. *munec* me. *monek*, *monk* > me. **monchen** (**munchen**), MG. § 129 Anm. 4, 2. Eine bei Stratmann-Bradley zweimal belegte Form *munuch* 'Mönch' ist als gelehrte Schreibung aufzufassen, Angleichung an lat. *monachus*, nicht als eine Beeinflussung von dem Femininum aus.

Afrz. *sommier* 'Saumpferd' > me. *somer*, *summer* ne. *summer*,

veraltet, + afrz. *sommetier* 'Saumpferdführer' > me. *sumpter*. Diese beiden Wörter sind zusammengeflossen, so dafs **sumpter** auch die Bedeutung 'Saumpferd' erhielt und jetzt nur noch in dieser Bedeutung gebräuchlich ist. In der durch Synkope entstandenen Konsonantengruppe *mt* > *mpt* ist der labiale Verschlufslaut natürlich phonetisch zu erklären wie in me. *drempte, ampte, empti, Hampton* etc., an eine Analogiewirkung von *sumptuary, sumptuous* (G. p. 25) ist nicht zu denken.

Afrz. *vendange* 'Weinernte' me. *vendage* mit Suffixangleichung + afrz. *vinetier* 'Weinhändler' me. *viniter, vintener* ne. *vintner*, mit der Ableitung me. *viniterie* 'Weinschenke' ne. *vintry* > me. **vindage** mit analogischem Vokal und **ventage** mit analogischem Dental > ne. **vintage**, vgl. G. p. 25.

Ae. *ôweb(b)* 'Gewebe', mit der Nebenform **ôwef**, deren labiodentalen Reibelaut Sweet (Student's Dict.) mit dem Einflufs des vb. *wefan* auf das sb. erklärt. Ae. *ôwef* ergab kontrahiert me. *oof*, ne. aber finden wir infolge einer wiederholten Angleichung an das Zeitwort *to weave* die Form **woof**. So Sweet, HES. p. 369. Eine andere Erklärung des ne. *w* hat Hempl (Journ. Germ. Phil. I p. 30) gegeben, er spricht von *an hiatus 'w'*: die *w*-Prosthese habe stattgefunden nach vokalischem Auslaut des vorhergehenden Wortes, also vor allem nach dem bestimmten Artikel: *the (w)oof*. Hempl fügt bei: *The associated words 'warp' and 'weave' may have aided this, but it is significant that they were powerless until the ME. ō had become Mn E. u.* Andererseits ist freilich gerade vor ne. (*u*) altes *w* geschwunden in ae. *wôs* > ne. *ooze* mit dem stimmhaften Zischlaut der Flexion, welchen Schwund Hempl ib. etwas künstlich von dem erst ne. Zeitwort aus erklärt: dieses stehe zumeist nach konsonantisch auslautenden Wörtern, wie z. B. in *it (w)oozes*, und habe deshalb seinen Anlaut verloren.

Dafs in der That, wie Hempl andeutet, zwischen dem ne. (*ū*)-Anlaut und der *w*-Prosthese ein Zusammenhang besteht, ist auch mir wahrscheinlich im Hinblick auf ae. *ôsle* > me. *ōsel* > ne. *ouzel* (*ūzl*), wofür im älteren Neuenglisch auch die Form *woosel* erscheint, so z. B. wiederholt in den alten Shakespeare-Texten. Es gab eine Zeit, in welcher das *w* der anlautenden Gruppe *wŭ̄* unfest war, oft nicht artikuliert wurde (vgl. Ellis IV 1017) und deshalb gänzlich schwinden konnte, wie in *ooze*. Andererseits wurde es infolge dieses Schwankens aber auch öfters einem (*ū*) vorgesetzt, wie in *woosel*.

Aber bei diesem isolierten Wort hat sich der neue Vorschlag nicht behauptet, und so wird man zur Erklärung des beharrlichen *w* in **woof** doch in erster Linie an den Einfluſs der stammverwandten Wörter zu denken haben. Allerdings habe ich dabei weniger das Zeitwort *to weave* im Auge als vielmehr das mit me. *oof* synonyme sb. ae. me. ne. *weft.* Eine tautologische Formel wie *oof and weft* konnte sich im Munde der Sprechenden sehr leicht in **woof** *and weft* verwandeln.

§ 5. Substantivum + Verbum.

Ae. *andswaru* 'Antwort', *andswarian* 'antworten' und schon ae. **andswerian** unter dem Einfluſs von ae. *swerian* > me. subst. *andsware,* aber schon im 12. Jahrhundert auch **andswere**, mit Anlehnung an das vb. *andswerien, answerien* > ne. **answer** sb. und vb., vgl. Morsbach, Schriftsprache p. 84.

Ae. *ȝelêafa* 'Glaube' > me. *ilẹ̄ve,* verdrängt von **bilẹve**, mit dem Präfix und dem Tonvokal des vb. me. *bilẹ̄ve(n), ilẹ̄ve(n)* < ae. *ȝelêfan,* > ne. **belief** (vgl. Kluge-Lutz und Archiv CIV 40).

Für me. *biquyste* ist im NED. ae. **bîcwis* als Etymon angesetzt, mit späterem, analogischem Dental, wie er in me. *beheste* erscheint. Zur Erklärung des *e* in me. **bequeste** ne. **bequest** bemerkt Morsbach (Gr. § 114 Anm. 7): '*Queste* Vermächtnis neben *quiste* sowie *bequeste* neben *bequyste* ... mag auf Einwirkung von *(be)quêthen* beruhen.' Möglich, obwohl ich selbst dieser Annahme einer doppelten analogischen Beeinflussung des Wortes gegenüber der älteren Erklärung Skeats (ED.) den Vorzug gebe, weil sie den neuen Vokal und den neuen Konsonanten aus ein und derselben Quelle stammen läſst. Skeat nahm und nimmt bekanntlich Angleichung des germanischen Wortes an die frühzeitig importierte und weit verbreitete französische Sippe von *queste* (*enqueste, requeste*) an. Nur dürfen wir nicht mit ihm von me. *biquide* ausgehen (*There seems to have been a confusion between 'quest' of F. origin and 'quide'*), sondern wohl zweifellos von ae. *cwis(s),* **bîcwis(s).*

Ae. *byndele* 'Binden' (Kluge, EtW.[6]: *byndel* 'Bündel') + ae. *ȝebunden* p. p. von *bindan* > me. **bundel** ne. **bundle**, Sweet, HES. p. 327, vgl. MG. § 129 Anm. 4, 1a.

Ae. *clife* (Sweet, Student's Dict.: *clîfe*) 'Klette' > me. **clive,* dafür erscheint aber, wahrscheinlich durch eine begreifliche Mischung mit ae. *clifer* 'Kralle, Klaue': *clivre,* vom 15. Jahrhundert an belegt. Im

16. und 17. Jahrhundert finden wir anders vokalisierte Formen: clever, cleaver, jetzt zumeist im Plural gebraucht cleavers, welche vermutlich durch eine Art von Volksetymologie dem vb. *to cleave* 'kleben' angeglichen sind, gleichsam *things which cleave* (NED.). Daneben soll auch die Form *clivers* noch im Umlauf sein.

Ae. *cyme* 'Kommen, Ankunft' me. *kime* + ae. *cuman* me. *cume(n)* > me. come (cume), MG. § 133 Anm. 2.

Me. *(be)cwide* 'Rede, Vermächtnis' + me. *(be)quēthen* > me. cwēde, quēthe, MG. § 115 Anm. 5.

Ae. *daru* 'Verletzung, Kränkung', *derian* 'verletzen, kränken' > me. sb. *dare,* aber auch dere mit dem Vokal des vb. *derien, dere(n)* (vgl. NED. s. v. *dere*).

Ae. *dropa* 'Tropfen' > me. *drǭpe,* aber vom 14. Jahrhundert an bis ins 17. ist daneben eine Form droppe belegt, auf welcher die jetzt gültige kurze Form (*drǫp*) beruht. Die Geminata wird das sb. in me. Zeit dem vb. ae. *droppian* > me. *droppen* > ne. *to drop* entlehnt haben. Ae. erscheint zwar das vb. mit und ohne Doppelung *droppian* und *dropian,* und die Vermutung des NED., daſs schon im Ae. neben *dropa* eine Form **droppa* bestand, ist deshalb nicht von der Hand zu weisen, obschon das verhältnismäſsig späte Auftreten der me. Form droppe gegen die Annahme eines ae. Etymons geltend gemacht werden kann.

Ae. *duce* 'Ente' me. *doke* (*duke*) + ae. *dûcan* me. *douke(n)* > spät-me. *douk,* vgl. Luick, Archiv CIII p. 62.

Ae. *coss* 'Kuſs' me. *koss* (selten *kuss*) + ae. *cyssan* me. *kisse(n)* > me. kis ne. kiss, MG. § 120 Anm. 3.

Ae. *lâf* gen. *lâfe* 'Rest' me. *lāve, loave* + ae. *lǽfan, belǽfan* me. *lēve(n), līve(n)* > leeuys, līuys bei Caxton, MG. § 137.

Ae. *lēč* 'Blick' + *lôcian* > me. lǫk 'Blick' ne. look, K. p. 1030.

Ae. *lyȝe* 'Lüge' + *lêoȝan* > me. leȝhe, lę̄, Luick, Archiv CIII 74 Anm.

Ae. *myne* 'Erinnerung' + ae. *munan* me. *mune(n)* > mone (mune), MG. § 133 Anm. 2.

Ae. *morđor* > me. *morther* — ne. aber *murder* (*mədə*), eine Form, die auf me. *ŭ* zurückweist. Sweet, HES. p. 329, bemerkt: *u from myrđran.* Morsbach hingegen erklärt sich den Lautwandel des sb. phonetisch, durch den Einfluſs des vorhergehenden *m*: '*murth (ae. morđ)*' (Gr. § 120, 3) und nimmt Übertragung des *u* auf das Verbum an: '*murþeren, morþeren (O. mirrþrenn)* wegen sb. *murth* (neben *morþ*)',

vgl. ib. § 129 Anm. 4, 2 und § 133 Anm. 2. Ich selbst habe mir umgekehrt das *u* im Zeitwort auf lautlichem Wege erklärt:[1] wie noch in ae. Zeit nach labialem Anlaut, in der Gruppe *wyr, u* eintrat: *wurm* für *wyrm* etc., so hat sich in früh-me. Zeit nach labialem Nasal das *ü* der Gruppe *myr* in *u* verwandelt, auf einem gröfseren Gebiet des Südens und des Mittellandes. Von Orrms entrundetem *mirrþrenn* abgesehen, bietet die Überlieferung nur *u* (öfters *o* geschrieben): *murthren, morthren.* Somit mufs ich mit Sweet Analogiewirkung des Zeitworts auf das sb. annehmen: me. **mŭrther** (nach *mŭrthren*) > ne. **murder** (*mə̄də*).

Afrz. *oignement* 'Salbe' me. *oinement* + me. *enointe, ointe* 'salben' > ne. **ointment**, Skeat ED.

Afrz. *prueve* 'Beweis' > me. *prę̄ve,* mit der Nebenform **prǭve** unter dem Einflufs des vb. me. *prǭve(n),* in welchem die Fortsetzung von ae. *prôfian* und die allenfallsige Neuentlehnung aus dem französischen *prover* zusammengeflossen sind. Die analogische *o*-Form des sb. lebt in ne. **proof.** Archiv CIV p. 40 f. habe ich bemerkt, dafs uns die me. Substantiva *preef, proof* am verständlichsten werden als neue Nominativbildungen mit der stimmlosen Spirans zu den scheinbar flektierten, historisch richtigen Formen *prę̄ve, prǭve.* Zur Stütze dieser Vermutung möchte ich nun noch auf ein Lehnwort aus dem Skandinavischen hinweisen, bei dem eine derartige Neubildung zweifellos stattgefunden hat: an. *hnefi* 'Faust' > me. *nę̄ve, neeve,* aber auch *nę̄f(e), neef(e)* > ne. *neaf* (*neif*), eine Neubildung nach dem Muster von me. *wif,* fl. *wives* etc.

Ae. *rēč* 'Rauch' me. *reech,* daneben aber häufiger **reek** ne. **reek,** mit der Tenuis des starken Zeitworts ae. *rêocan* me. *rę̄ken* ne. *to reek.*

Afrz. *rescousse, rescus* 'Rettung' me. *rescous,* aber auch ohne *s*: **rescu** ne. nur **rescue,** für welche Form man an den Einflufs des vb. me. *rescoue, rescowe* denken kann. Möglicherweise ist der *s*-Schwund jedoch zu beurteilen wie bei *asset, bulloe* dialekt., *cherry, Chinee, cony, kickshaw*; *burial, fur* dialekt., *riddle, skate* etc.: me. *rescous* wurde fälschlich als Plural aufgefafst und ein neuer Singular abgeleitet, cf. Skeat, ED.

Ae. *scrêade* 'Fetzen' me. *shrę̄de* + me. *shrę̄de(n),* prt. *shredde,* wovon ne. *to shred* (*šrę̄d*) > ne. **shred** sb. 'Fetzen, Lappen'.

[1] Vgl. auch Pabst, 'Die Sprache der me. Reimchronik des Robert von Gloucester (Berlin 1889) p. 47.

An. *sút* 'Kummer' + an. *sýta* 'sich kümmern' > me. sīt(e) sb. 'Kummer', B. p. 175.

Afrz. *socors* 'Hilfe' agn. *soccours* me. *sucurs,* aber auch **sucur, socour** ohne *s,* welche Form Behrens, Franz. Lehnwörter p. 182, sich durch den Einfluſs des vb. me. *socoure* erklärt, > ne. **succour,** stets ohne *s.* Aber auch in diesem Falle ist die Möglichkeit einer falschen Singularbildung nicht auszuschlieſsen (vgl. oben *rescue*).

Ae. *đurst* 'Durst', *đurstiȝ, đyrstan.* Noch in ae. Zeit erscheint für das adj. die seltenere Nebenform **đyrstiȝ** (**đrystiȝ**) mit dem Vokal des vb. Me. finden wir für das sb. die zu erwartende *u*-Form: *thurst, thorst,* zahlreicher sind jedoch in der Überlieferung für die Nomina Formen mit dem Vokal des vb., und zwar sowohl mit der mittelländischen und nördlichen Entrundung des (*ü*): **thirst** (**thrist**), **thristi,** als auch mit südöstlichem *e* für (*ü*): **therst** (**threst**), **thresti,** entsprechend den me. Formen des vb.: *thirsten* (*thristen*), **thersten* *(*thresten*). In der Entwicklung zum Ne. haben durchgehends die *i*-Formen ohne *r*-Metathese gesiegt: *thirst* vb. und sb., *thirsty* (vgl. Zupitzas Besprechung von ten Brinks Chaucer, DLZ. 1885 Nr. 17 Sp. 609). Ob Sir John Chekes Schreibung *thursti* (1550) noch eine Aussprache mit *u* andeuten soll, ist sehr fraglich (vgl. Ellis III p. 879 f.), Gill verzeichnet nur (*i*).

Ae. *wamm* (*o*) 'Flecken' + ae. *wemman* 'beflecken' > me. **wem, wemm, wemb(e),** K. p. 1030.

Ae. *wûsc* me. *wusch* 'Wunsch' + me. *wische(n)* > me. **wisch** ne. **wish,** MG. § 125 Anm. 1.

§ 6. Substantivum + Adjectivum.

Ae. *ȝemâna* 'Gemeinde' me. *imǭne* + ae. *ȝemǣne* 'gemeinschaftlich' me. *imēne* > me. **imēne** sb., während andererseits auch für me. *imēne* adj. und adv. nach dem Hauptwort die Form **imǭne** auftritt, MG. § 137.

Ae. *slǣwđ* 'Trägheit' me. *slę̄uthe.* Daneben erscheint aber schon früh eine me. Form mit der Vokalisierung des adj.: ae. *slâw* me. *slāw, slǭw* > **slāuthe, slǭuthe** > ne. **sloth** (vgl. Sweet, HES. p. 342).

Ae. *wrǣđđu* me. *wraththe.* Im Ne. sind folgende Aussprachen bezeugt:

1) (*wrāþ,* Ellis *rwath*) 1621 > (*rǣþ*) 1766 > (*rāþ*), eine noch heute nicht ausgestorbene Aussprache;

2) (*rå̄þ*), 1685, welchen Laut sich Sweet, HES. § 919, mit der rundenden Wirkung der Gruppe *wr* erklärt. Als analogen Fall können er und Storm, EPh.[2] I 378 Anm. 1, aber nur auf (*rǫp*) = *wrap* der Vulgärsprache hinweisen.[1] Bei dem Mangel jedes schriftsprachlichen Beweises für eine so späte rundende Wirkung der Gruppe *wr* halte ich es für wahrscheinlicher, dafs der 1685 auftauchende Laut (*å̄*) dem Adjektiv entlehnt ist: ae. *wrâđ* me. *wrooth*, woneben schon me. eine Aussprache mit Kürzung der alten Länge vor einfacher auslautender Konsonanz bestanden haben mag, denn 1580 notiert Bullokar (*wrŏþ*, Ellis *rwoth*). Bullokars *o* ist als Kürze aufzufassen, da Ellis Bullokars Länge mit *oo* bezeichnet, z. B. (*ook*). Im Lauf des 16. und 17. Jahrhunderts trat jedoch Dehnung der Kürze vor der stimmlosen Spirans ein[2] zu (*å̄*), und dieser neue gedehnte Laut, der im adj. heute ausschliefslich gilt, wurde von einem Teil der Sprechenden auf das sb. übertragen, so dafs jetzt die organisch entwickelte Aussprache (*rāþ*) nahezu verdrängt ist. Sweet und Storm lehren die analogische Aussprache (rå̄þ), welche adj. und sb. lautlich zusammenfallen läfst, als die herrschende und bessere.

Im Gegensatz zu der oben begründeten Beeinflussung des sb. durch das adj. hat Sweet (HES. p. 337) erklärt: (*å̄*) *from wrath sbst.* Für mich, der ich eine so späte rundende Wirkung von *wr* bezweifle, liegt jedoch die Störung der lautlichen Entwicklung ganz auf dem Gebiet des sb., während sich die Entwicklung von ae. *wrâđ* > ne. (*rå̄þ*) durch den genau entsprechenden Fall ae. *clâđ* > ne. (*klå̄þ*) bestens stützen läfst. Aufserdem ist wohl zu erwägen, dafs sich die (*å̄*)-Aussprache des sb. erst allmählich Geltung erkämpfen mufste gegenüber der gesetzlichen Lautentwicklung (*ă æ ā*) und schon deshalb ungeeignet war, eine Analogiewirkung auszuüben.

Dafs Gill 1621 für das adj. eine Aussprache mit Länge (*wrooþ*, Ellis *rwooth*) verzeichnet, spricht natürlich keineswegs gegen das Bestehen einer Form mit Kürze (*ǫ*), welche der (*å̄*)-Lautung zu Grunde liegt. Die Kürzungen aller Längen vor einfacher auslautender Konsonanz scheinen sich begreiflicherweise immer nur nach und nach durchgesetzt zu haben; wie im Früh-Ne. *wroth*, so schwanken jetzt

[1] Bei diesem vulgären (*ǫ*) vor dem Lippenlaut denkt man an das me. *o* vor der labiodentalen Spirans *v*, vgl. Morsbachs Gr. § 87 Anm. 4.

[2] Über die früh-ne. Dehnung vor stimmlosen Spiranten vgl. Archiv CIV p. 57 Anm.

noch Wörter wie *room, spoon, cool* etc. zwischen der alten Länge und der neuen Kürze.

Auch das von dem sb. abgeleitete adj. me. *wrethful, wrathful* > ne. *wrathful* wurde zeitweilig von dem adj. beeinflufst: es findet sich auch die Form **wrothful**.

§ 7. Adjectivum + Adjectivum.

Afrz. *hardi* 'kühn' > me. *hardi,* woneben auch **herdi** erscheint, unter dem Einflufs von me. *herd* aus ae. *heard* 'hart'.

Ae. *stæððiȝ* 'gesetzt' + ae. *stedefæst, stydefæst* 'standhaft' me. *stedefast, stidefast* ne. *steadfast* > me. **stidiȝ, stedi** ne. **steady** 'stetig', Sweet, HES. p. 319.

§ 8. Adjectivum + Verbum.

Afrz. *agreable* me. *ágreàble* + ne. *to agree* > ne. **agreeable,** erst im 16. Jahrhundert belegt, cf. G. p. 23.

An. *bleikr* 'bleich' me. *bleik* + ae. *blǽcan* me. *blęchen* > ne. **bleke, bleak** 16. Jahrh., cf. NED. und B. p. 41 Anm. 2, wo aber auch noch andere Erklärungsmöglichkeiten der überraschenden ne. Form angedeutet sind.

Ae. *ȝedæft* me. im Norden *daffte, daft* 'passend, schicklich', aber auch **deft** mit Anlehnung an ae. *ȝedeftan* für gewöhnliches *ȝedæftan,* MG. § 96 Anm. 2, 1 > ne. *deft.*

Ae. *dyhtiȝ* 'stark' + *duȝan* und allenfalls *duȝoð* > me. **duhhtiȝ, duhty, dughti** (MG. § 129 Anm. 4, 2). Spät-ae. ist eine seltene Nebenform **dohtiȝ** belegt, zu welcher Form das NED., im Anschlufs an Bosworth-Toller, bemerkt: *Oe. 'dohtiȝ' was a later formation, of which the vowel is difficult to explain, unless perhaps by assimilation to 'dohte', pa. t. of 'duȝan'.* Auch Sweet (HES. p. 323), der die spätaltengl. Nebenform nicht anführte, hatte neben *dugan* zur Erklärung der me. *ou*-Form des adj. eine Wirkung von ae. *dohte* me. *doughte* angenommen. Wäre me. *doughti* auf diese Weise entstanden, so müfste das Wort aber ne. *(*dåti*), nicht (*dauti*) gesprochen werden. Meines Erachtens haben wir uns die me. *ou*-Form nicht analogisch, sondern lautlich zu erklären. Denn me. *druhhþe* 'Trockenheit' < ae. *drûȝað,* für welches Wort dieselben Entwicklungsbedingungen gegeben waren wie für me. *duhhtiȝ,* hat me. auch *ou*-Formen entwickelt, ohne dafs es uns möglich ist, irgendwelche Analogiewirkung

wahrscheinlich zu machen. Ich nehme daher an, dafs bei beiden Wörtern, im Süden und in den südlichen Teilen des Mittellandes, allmählich die gutturale Spirans verklang mit Ersatzdehnung des Tonvokals ŭ zu u, welche Länge in üblicher Weise *ou* geschrieben wurde. Schon im 14. Jahrhundert sind Formen ohne Spirans belegt: *dowtie, douti*; *drouthe* (woher die auch noch ne. Form *drouth* [*drauþ*], schottisch [*drūþ*] gesprochen). Neben diesen phonetischen Formen ohne Spirans standen traditionelle Schreibungen wie *doughti*; *drouhþe, droughte,* und bei der Fixierung der ne. Schriftsprache siegte das traditionelle Schriftbild, während der ne. Lautstand auf die me. *ū*-Formen zurückweist: *doughty* (*dauti*), *drought* (*draut*). Dieselbe Ersatzdehnung für die verklungene Spirans und dieselbe *ou*-Schreibung für *ū* zeigt die Präposition me. *thurh, thruh, thrugh,* gedehnt zu (*þrū*), geschrieben *through,* nur hat die oft flüchtig gesprochene Präposition nicht die für die Diphthongierung nötige Tonstärke besessen: ne. *through* (*þru*) mit der schwachen Nebenform (*þrŭ*).

Me. *fast* + ae. *festan* me. *feste(n)* > me. **fest** neben häufigerem *fast,* MG. § 96 Anm. 2, 1.

Ae. *numol* 'aufnahmsfähig, geräumig', me. aber **nimel** unter dem Einflufs des vb. *niman* (cf. Sweet, HES. p. 302) > ne. **nimble.** In der me. Überlieferung ist übrigens reichlicher die Form **nemel** vertreten, deren *e* wohl auf die Einwirkung von an. *nema* zurückzuführen ist. Noch in dem Drama 'Misogonus' des 16. Jahrhunderts findet sich der Reim **nemble** : *dissemble* (vgl. Brandls 'Quellen d. w. Dr.' p. 463).

Ae. *syndriȝ* 'verschiedenartig' me. *sindri.* Schon in ae. Zeit hatte das vb. *syndrian* 'trennen' durch Angleichung an das adv. *sundor* die Nebenform **sundrian** erhalten, welche me. die herrschende wurde: **sundre(n).** Unter dem gemeinsamen Einflufs des me. vb. und des adv. me. *sunder* (*sonder*) setzte sich me. auch für das adj. die *u*-Form fest: **sundry (sondry)** > ne. **sundry,** vgl. MG. § 129 Anm. 4, 2.

An. *veik* 'schwach' me. *weik* + ae. *wǣčan* 'schwächen' me. *wę̄che(n)* > ne. **weak,** seit dem 16. Jahrhundert die herrschende Form, vgl. B. p. 52 Anm. 3.

§ 9. Adjectivum + Substantivum.

Afrz. *cumpagnable, compaignable* > me. *companable* > ne. *companable* (letzter Beleg 1611); me. *cumpanyable* > ne. *companiable* (letzter Beleg 1822); seit dem 17. Jahrhundert daneben Neubildung

nach dem Hauptwort *companion*: **companionable**, die jetzt allein gültige Form.

Afrz. *cortois, curteis,* später *courtois,* me. *corteis, curtais, courteis,* ne. tritt im 16. Jahrhundert mit Suffixangleichung die Form *courteous* auf, welche die übliche geblieben ist. In der Aussprache ist das adj. im 16. Jahrhundert noch geschieden von dem sb. *court,* Gill (1621) notiert (*kuurt*), aber (*kurteus*). Auch im 17. Jahrhundert bleibt die Verschiedenheit bestehen: (*kuurt*), aber (*kərtjəs*), doch kennt Jones (1701) daneben bereits die dem Stammwort angeglichene Aussprache (**kuurtjus**). Diese analogische Aussprache hat allmählich das Feld gewonnen, im NED. steht für das adj. die Aussprache mit (å), entsprechend dem sb. (*kårt*), an erster Stelle, und es wird ihr somit wohl die Zukunft gehören: (**kårtšəs**) oder (**kårtjəs**). Auch die Hauptwörter *courtesy, courtesan* haben sich demselben Einfluſs unterworfen, wohl im Laufe des 18. Jahrhunderts, und auch für sie bezeichnet die Autorität des NED. die analogische (å)-Aussprache: (**kårtisi, kårtizən**) als die vorherrschende.

Ae. *gylden* 'golden', me. *gülden, gilden, golden,* ne. ist die Form *gilden* bis ins 16. Jahrhundert als adj. belegt. Daneben erscheint schon vom 13. Jahrhundert die dem sb. *gold* angeglichene Form **golden**: an einer Stelle des Layamonschen Brut, wo die erste Handschrift *guldene* hat, bringt die zweite bereits **goldene** > ne. **golden.**[1]

Dieser Einfluſs des Stammwortes auf die Stoffadjektiva kommt schon im Ae. zur Geltung: neben *bera* 'Bär' steht ohne Umlaut **beren**, neben *lêad* 'Blei' **lêaden**; ae. *stǣnen* me. *stęnen* erhält bald die Nebenform **stǫnen**. So wurden im Lauf der Zeit alle die alten umgelauteten Stoffadjektiva analogisch beeinfluſst und auſserdem viele Neubildungen unmittelbar vom Hauptwort vorgenommen (vgl. Sweet, NEG. § 1607, K. p. 1030).

Ae. *maniȝ, moniȝ,* und spät-ws. gewöhnlich *mæniȝ* (*meniȝ*) > me. *mani, moni, meni* > ne. *many* (*męni*). Binz hat Lgrph. '99 Sp. 167 die ne. Aussprache auf Beeinflussung des adj. durch das sb. ae. *meniȝeo* zurückgeführt, d. h. er wird sich das spät-ws. Vorherrschen der *æ*- und *e*-Formen des adj. durch Angleichung an das sb.

[1] Daneben finden wir schon im Layamon das Hauptwort als Beiwort gebraucht: *gold wir.* Diese Eigentümlichkeit des Englischen ist somit nicht als eine Neuerung des 16. Jahrhunderts zu betrachten, wie eine Bemerkung des NED. s. *-en*[4] vermuten lieſs (vgl. Archiv CIV p. 44).

menizeo, auch *mænizeo,* erklärt haben. Jedenfalls haben wir den ne. Widerspruch von Schrift und Laut bei *many* ebenso aus den me. Doppelformen abzuleiten, wie z. B. bei *any, bury, busy, eye, shew* etc.: in der Schrift hat sich me. *many,* im Laut me. *meny* fortgesetzt.

§ 10. Gegenseitige Beeinflussungen von Zeit- und Hauptwörtern.

Ae. *æče, eče* 'Schmerz' > me. *ēche, āche,* selten und spät auch āke durch Einwirkung des vb. ae. *acan* me. *āke(n)* (vgl. MG. § 108 Anm. 1). Ne. wurde das sb. noch im 17. Jahrhundert *atche* geschrieben und mit (*tš*) gesprochen, während jetzt nur noch die vom vb. beeinflufste Form ache (ę̄ik) Geltung hat. Andererseits hat das Hauptwort das Schriftbild des Zeitworts beeinflufst: die richtige alte Form *ake* < me. *āken* wurde im 18. Jahrhundert von der von Dr. Johnson begünstigten Schreibung ache (*ę̄ik*) verdrängt, so dafs sb. und vb. in Schrift und Laut zusammengefallen sind (NED.).

Über gegenseitige lautliche Beeinflussung von ae. *bûzan* und *boza* in den ne. Dialekten vgl. Luick, Unters. § 51.

Me. *clǭke* 'Kralle, Klaue', unsicherer Herkunft, seit dem 13. Jahrhundert nachgewiesen. Sehr bald tritt daneben clǫche > ne. clutch auf, welche Form ihre Affrikata dem sinn- und vielleicht auch wurzelverwandten vb. me. *clucche(n)* > ne. *to clutch* zu verdanken scheint. Aber auch das vb. hat den Einflufs des sb. erfahren, wie eine seltene me. Nebenform cloche(n) vermuten läfst (NED.).

An. *gagn* 'Gewinn' me. *gazhenn, gawin* + an. *gegna* 'vorteilhaft sein' me. *gezznenn, geinen, gainen* > me. gein, gain 'Gewinn', seit dem 13. Jahrhundert belegt > ne. gain, B. p. 112, 151, anders NED. Eine im NED. belegte nordenglische Nebenform des vb. *geinen* : gawne ist hingegen vielleicht dem Einflufs des sb. *gawin* zuzuschreiben.

Ae. *hatian* 'hassen', *hete* 'Hafs' > me. *hate(n), hete,* und daneben bald (erster Beleg ca. 1250) hate unter dem Einflufs des vb. (vgl. Zupitza, DLZ. 1885 Nr. 17), vielleicht gestützt von an. *hatr* (NED.), > ne. *hate* vb. und sb. Andererseits erscheint früh-me., im 12. und 13. Jahrhundert, für das Zeitwort auch eine Form mit dem *e* des sb.: hetien, heatien (NED.), die jedoch keine Lebenskraft besafs.

Me. *lāre, lǭre* + me. *lēre(n)* > me. lēre 'Lehre', seltene Nebenform des sb., während me. *lēre(n)* + *lǭre* eine noch seltenere Nebenform des vb. ergab > me. lǭre, vgl. MG. § 137.

Ae. *lust* 'Lust' > me. *lust,* woneben auch die Formen **list** und **lest** stehen, wie neben den me. adj. *lustless, lusti* auch seltenere *i*-Formen **listless**, **listi** belegt sind. Diese *i*- und *e*-Formen sind wohl auf den Einfluſs des vb. ae. *lystan* 'gelüsten' > me. *liste(n),* kentisch *leste(n)* zurückzuführen. Unnötig würde diese Annahme, wenn eine von Kluge (EW.) und Morsbach (Gr. § 129 p. 170) für das ae. sb. angesetzte Nebenform mit Umlaut: *lyst,* die mir selbst noch nicht vorgekommen ist, im Ae. weitere Verbreitung gehabt haben sollte. In das Ne. haben sich die me. *u*-Formen fortgesetzt: *lust, lustless, lusty,* doch zeigt **listless** 'verdrossen' noch das analogische *i* (Sweet, HES. p. 321). Im Zeitw. ae. *lystan* > me. *liste(n)* hat sich der zu erwartende entrundete Vokal behauptet: ne. *to list,* die me. Nebenform **luste(n)** erklärt Morsbach l. c. durch Analogiewirkung des sb. me. *lust.* In den alten Shakespeare-Texten wechseln für das vb. noch wiederholt die Formen *list* und *lust.*

Ae. *mǣnan* me. *mēne(n)* + me. *māne, mǫne* (< ae. **mâne*) > me. **māne(n)**, **mǫne(n)** > ne. *to* **moan**, aber auch me. *māne, mǫne* sb. + me. *mēnen* > me. **mēne** sb., vgl. MG. § 137.

Agn. *escarmuche* 'Gefecht' > me. *scarmoche,* während agn. *eskermir* 'fechten' me. in Doppelformen vorhanden ist:

1) von den starken Formen des agn. praes. aus > me. *skirme(n)* mit einer, wie es scheint, spontanen Tonerhöhung des Wurzelvokals,
2) von den Formen des praes. mit Inchoativendung aus, *eskermiss-* > me. *skirmishe.* Vorübergehend wurde diese Form dem sb. angeglichen, bei Stratmann-Bradley ist für das vb. auch die Form **skarmish** mit dem Tonvokal des sb. belegt.

Um so dauerhafter wurde das sb. von dem vb. beeinfluſst. Zunächst trat Suffixangleichung ein: für *scarmoche* erscheint **skarmish**, und später wurde auch noch der Tonvokal des vb. auf das sb. übertragen, so daſs ne. **skirmish** als vb. und sb. dient.

Ae. *swât* 'Schweiſs' > me. *swǭte,* aber me. **swęte** ne. **sweat** (**swęt**) durch Angleichung an das Zeitw. me. *swęten* prt. *swĕtte* > ne. *to sweat* (*swęt*). Sweet (HES. p. 344) verzeichnet für das vb. eine vulgäre Aussprache (*swot*), in welcher vielleicht der alte Vokal des sb. gekürzt zu erkennen ist, wenn wir nicht von der me. Nebenform des praet.: *swatte* auszugehen haben mit ne. *w*-Rundung des Tonvokals.

Ae. *đæc* 'Dach' me. *thak* ne. dialektisch *thak.* In der Schriftsprache aber erscheint das Wort mit der Affrikata des vb.: ae. *đeccean* me. *thecche(n)*: *the* **thatch**, eine Beeinflussung, die schon Storm, Engl.

Phil.[2] p. 30, angedeutet hat. Andererseits hat das vb. selbst im Ne. den Vokal des sb. angenommen, gegenüber me. *thecche(n)* steht ne. *to* **thatch** 'mit Stroh decken'.

An. *trøysta* 'vertrauen' me. *traiste(n), treste(n), triste(n)* + an. *traust* 'Vertrauen' me. *trust, trost* (vgl. B. p. 78) > me. **truste(n), troste(n)** vb. ne. *to* **trust**. Aber auch das Hauptwort zeigt Formen mit den Vokalen des vb.: me. **trist, trest**, gesiegt hat jedoch die *u*-Form: ne. *the trust.* Mit beschränkter Bedeutung hat sich aber auch eine der analogischen Formen des sb. behauptet: me. **trist** ne. **trist**, öfter **tryst** 'verabredete Zusammenkunft, Stelldichein'.

In dem folgenden Verzeichnis der oben erwähnten Analogieformen sind nur diejenigen me. Neubildungen besonders angeführt, die im Ne. keine Spuren hinterlassen haben. Ae. und me. Wörter sind kursiv gedruckt.

Wortverzeichnis.

Straſsburg i. E. E. Koeppel.

Die Lieder des Fairfax Ms.

(Add. 5465 Brit. Mus.)

Das Fairfax Ms. ist ein Band in Quarto, aus Pergamentblättern bestehend, zwischen die hinein an mehreren Stellen Papierblätter eingestreut sind, so dafs wir eine Gesamtzahl von 145 Blättern erhalten. Das papierne Titelblatt trägt oben in rotbleicher Tinte die unerklärbaren Worte: 'Faueur d'un Roy aut (?) roealle n'est pas Eeritage (?)'; darunter den Namen C. Ea Fairfax 1618; in der Mitte ungefähr steht in schwarzer Tinte von anderer Hand: e libris Ralph Thoresby Leodiensis: Robt Fairfax C XII ad XV, XXII et C XXIII, XXIIII et C XXVI; weiter unten: Robertus Fairfax Doctor in Musicis iacet sepultus in Ecclesia Monasteriali Scj Albonj; darauf die Zeichnung eines Wappens, darunter: The coate and inscription is couered wth the seate of the Mayoress of St. Albons. Das dem Titelblatt (1 b) folgende 2 b ist die vordere Seite des ersten Pergamentblattes und ist mit Noten überschrieben in fast abgeblafster Tinte. Mit 3 a beginnt eine Liedersammlung. Der Text ist in schönen, grofsen, deutlichen Lettern unter die Musiknoten geschrieben; die Lieder sind zwei-, drei- oder vierstimmig; die verschiedenen Stimmen sind nacheinander jede auf einen besonderen Notenplan gesetzt, jede derselben ist aufs neue mit den Worten des Liedes versehen, ein günstiger Umstand, der die Herstellung des Textes wesentlich erleichtert. Der zweite Teil der Sammlung enthält meistens drei- oder vierstimmige Lieder, in denen der Text über die einzelnen Stimmen hin zerrissen ist: eine Stimme beginnt, singt

eine Wortgruppe, eine andere setzt ein mit einer anderen Wortgruppe etc. (in diesen Fällen ist der Text hergestellt worden durch sorgfältiges Ineinanderfügen der verschiedenen Versteile aus den verschiedenen Stimmen a, b, c, d). Die Lieder selbst sind numeriert (das letzte trägt Nummer 51): jeweilen auf der rechten Seite steht bei Beginn einer neuen Nummer in roter Tinte ein C mit der römischen Ziffer des betreffenden Liedes (C I, C II etc.). Auf diese Weise ist es uns ermöglicht, zu ermitteln, ob die Sammlung uns vollständig vorliegt, oder ob nicht einzelne Lieder verloren gegangen sind. In der That lassen sich mehrere Lücken nachweisen. Nach 10a fehlen wenigstens zwei Blätter, nach 11a und 12a jeweilen wenigstens eins; nach 20a eine nicht zu bestimmende Anzahl von Blättern. Die Folge davon ist, daſs Lied 6, 9, 10, 11 und Strophe 2 von 8 uns in nur einer statt in zwei, Strophe 3 von 15 nur in einer statt in drei Stimmen überliefert ist; daſs ferner die Lieder 7, 16, 17, 18 (das letztere mit Ausnahme der drei Schluſsverse) vollständig fehlen.

Das vorliegende Ms. trägt seinen Namen nach seinem ersten Besitzer Robert Ffayrfax, einem berühmten Musiker und Komponisten seiner Zeit, der 1504 den Mus. D. von Cambridge, 1511 den von Oxford erwarb und im Jahre 1529 starb. Was sein Amt anbelangt, so wird er uns bald als 'gentleman of the Chapel', bald als Organist, bald als 'informator chori' (oder chanter) von St. Albans bezeichnet. Er liegt nach der Angabe des Titelblattes in St. Albans begraben unter dem 'seate of the Mayoress of St. Albons'. Es ist möglich, daſs unser Ms. von Fairfax' eigener Hand geschrieben ist, da (wie der D. N. B. berichtet) aus mehreren Eintragungen in die 'State's Papers' ersichtlich ist, daſs Fairfax sein Vermögen vermehrte durch Schreiben von Musikbüchern. Soviel ist sicher, daſs die Handschrift Fairfax' Besitz war: sein Wappen ist auf dem Titelblatt gezeichnet und auf S. 40 in die beiden Anfangsbuchstaben M hineingeflochten. Wie das Titelblatt weiter andeutet, gehörte das Liederbuch im Jahre 1618 dem General Fairfax, von dem es später in die Hände des Ralph Thoresby von Leeds überging; als Thoresbys Sammlung verkauft wurde, erwarb ein gewisser John White die Handschrift (Dr. Charles Burney: A General History

of Music, London 1782, S. 540). In ihr liegt uns wahrscheinlich die älteste englische Sammlung von mehrstimmigen weltlichen Liedern vor. Aufser Fairfax, der, wie die oben erwähnte Bemerkung auf 1 b berichtet, der Komponist der Lieder 12, 13, 14, 15, 22, 23, 24 und 26 ist, nennt das Ms. noch neun andere Tonsetzer, die meistens der Regierung Heinrichs VII. und VIII. angehören: Gilbert Banistre starb um 1490, William Cornyshe jun. ist der Sohn des um 1526 verstorbenen William Cornyshe; Turges nnd Tudor sind nach Burney a. a. O. die Namen zweier Musiker, die unter Heinrich VI. erwähnt sind. Von den übrigen Komponisten: William Newarke, Rychard Dauy, Sir Thomas Phelyppis, Sheringham, Browne ist nichts Näheres bekannt.

Dem Inhalt nach lassen sich unsere Lieder einteilen in geistliche Lieder, Liebeslieder und politische Lieder. (Aufserdem sind noch zwei Trinklieder: 43, 45, beide in Flügels Lesebuch abgedruckt, und zwei Lieder über den Wechsel des Glücks: 1, 26.)

Die geistlichen Lieder sind, mit Ausnahme des reizenden Weihnachtsliedchens Nr. 32, ziemlich arm an poetischem Gehalt, sie besingen meistens die Passion Christi und sind im zweiten Teil der Sammlung stark vertreten.

Die Liebeslieder gleichen in Auffassung und Stil den Liedern des Add. 31922 und des Royal Ms. Ap. 58, die Flügel in Anglia XII herausgegeben hat. Sie beginnen meistens mit der Klage eines Mannes über die Lieblosigkeit und Launenhaftigkeit seiner Herrin, die ihn, ohne einen Grund anzugeben, aus ihrer Gegenwart verbannt hat (4, 6, 8, 14, 15, 19, 21, 25, 30; ähnliche Voraussetzung in 2 und 3); der Schlufs steigert sich bald zu einem trostlosen Klageruf (8, 15, 19, ähnlich 3), bald drückt er eine schwache Hoffnung auf eine günstige Wendung aus (14, 25, 30, ahnlich 2), bald verläuft er sich in eine stoische Betrachtungsweise, dafs jammern nichts nützt, dafs vergessen wohlthuender wirkt (4, 6, 21). 22 und 28 verherrlichen die Geliebte; 12 und 13 besingen den beglückten Liebhaber. 5 und 20 nehmen eine Sonderstellung ein: diesmal ist es die Frau, die spricht; in 5 giebt die vom König begünstigte Geliebte ihrer Ergebenheit und Bewunderung Ausdruck; in 20 klagt die Frau über die

Wetterwendischkeit und Falschheit der Männer. 41, 42, 44 und 48 zeichnen sich vor den anderen durch ihren ausgesprochen volkstümlichen Ton aus.

Die politischen Lieder verdanken ihre Entstehung der Zeit unmittelbar nach den Rosenkriegen: Heinrich VII. hat den Thron bestiegen; die blutigen Greuel der Bürgerkriege sind vorüber; dafs der neue lancastrische König über beide Parteien herrschen will, hat er durch seine Vermählung mit Elisabeth von York angedeutet. Von nun an führen die Tudors die beiden Rosen in ihrem Wappenschilde; die weifse und die rote Rose sind beide eins geworden (29: all on they be that day to se); die Tudors sind der Sprofs, der aus den beiden alten Rosen neu und frisch entsprungen ist (9). Nr. 47 bezieht sich ebenfalls auf die erwähnte Verbindung der Yorks und Lancaster; das Lied ist ein Kompliment für Elisabeth von York, die weifse Rose, die sich von nun an an die rote Rose anschmiegt (Rimbault: Little Book, Nr. 2. Flügel, Neuenglisches Lesebuch S. 444, mifsversteht R., es handelt sich keineswegs um die Vermählung Edwards IV. mit Elisabeth; Edwards IV. Gemahlin war Elisabeth Woodville, Mutter der Elisabeth von York; die Woodvilles waren lancasterisch gesinnt. Wenn Furnivall, Captain Cox, S. CLIX sagt: the present song is perhaps in praise of the *White* Rose of *Lancaster,* so liegt hier in dem Worte Lancaster entweder ein böser Druckfehler oder ein Irrtum vor, den Flügel S. 444 leider in sein geschätztes Buch aufgenommen hat).

Heinrich VII. selbst ist der König, nach dem die mittleren Klassen sich gesehnt haben: klug, stark und energisch, ein Mann, der Ruhe, Recht und Ordnung wiederherstellen kann. Aus dieser Stimmung heraus spricht Nr. 11. Heinrichs VII. Politik war, den Adel zu unterdrücken und sich mehr und mehr auf die mittleren Klassen zu stützen, die Ruhe und Ordnung als Devise haben (in Nr. 49 spricht der Bürger zum König: Enforce yorselfe as goddis knyght to strenkyth yowr *comyns* In ther ryght).

Aus der vorliegenden Sammlung finden sich Nr. 12, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47 abgedruckt in Flügels Lesebuch; Nr. 26 in Ritsons Ancient Songs, London 1790; 5, 12, 15, 20 in Burneys oben erwähntem Werk S. 544, 546, 548, 541.

C I (2 Stimmen).

3 a The farther I go the more behynde
the more behynde the nere my wayes ende
the more I sech the wers can I fynde
the lygter leefe (b. leffe) the lother for to wende
The trewer I serue (b. serve) the ferther out of mynde
thoo I go lose yet am I teyd *with* a lyne
it is fortune or Infortune this I fynde.

Willm. Newark.

C II (2 St.).

4 a A a my herte I knowe yow well
ye thynk for to discomfort me
nay nay nay nay I warne the well
thoo that all this yet In vayne be
Sum other *grace* may cu*m* *per* de
or else I thynke to be content
with my desyre tyll I be spent
Wherefor my hart lett be, lett be.

C III (2 St.).

5 a What causyth me wofull thoughtis to thynk
syn thoughtis byn cheff causers of my woo
for when nature wold oft that I shulde wynk
then be it they that doth me trobill so
6 a That be won thought my rest from me doth go
and yet my thynkyth hit grevith me moch more
that no thought can reless me of my sore.

Willm. Newark.

C IIII (2 St.).

7 a So fer I trow from remedy and from all hope
so fer banysshid was nevir man saff only I
so mekyll dred so lytyll trust
Can not be well for to be wisht
tho thynk my sorows well may I complayne
but them to tell can nott availe.

Willm. Newark.

C V (2 St.)

8 a My wofull hart In paynfull weryness
which hath byn long plongyng *with* thought vnseyne
ffull lyk to drowne In waves of dystres
saffe helpe and grace of my lord and soverayne
9 b Is nowe be hym so co*m*fortide agayne
that I am bownde above all erthly thyng
to loue *and* dred hym as my lord *and* kyng.

Sheryngam.

[C VI] (2 St., doch ist nur die erste, die auf 10a geschriebene, erhalten; nach 10a fehlen mehrere Blätter; das erste derselben würde auf der einen Seite (im Ms. 'rechts') die zweite Stimme dieses Liedes [C VI] enthalten, auf der anderen Seite (im Ms. 'links') desselben Blattes folgte dann die erste Stimme des nächsten Liedes [C VII], das folgende Blatt wäre auf der einen Seite mit der zweiten Stimme von [C VII] ausgefüllt, auf der anderen Seite trüge es die erste Stimme von C VIII, das uns nur in der zweiten Stimme auf 10b [siehe unten] erhalten ist. Dies natürlich unter der Voraussetzung, daſs [C VII], ähnlich den bisherigen, ein kurzes Lied ist, das nicht mehr als zwei Seiten ausfüllt.)

10a Demyd wrongffully
In absent
and wote not why
encrese of payne
to co*m*playne
for w*ith*o*u*t wayne
demyd wrongfully
demyd wrongfully
w*ith*oute offend
assuryd am I
yet reson is
that I wis
endure this
demyd wrongfully

demyd wrongfully
In yo*ur* mynd
so vnkyndly
I vndyrtake
it wolde me make
plesure forsake
to be demyd wrongfully
Demyd wrongfully
of one alone
that I must sett by
for that to mone
remedy non
but euery chone
demyd wrongfully.

C VIII (2 St.; erste Stimme fehlt, siehe oben).

10b O my desyre what eylyth the
Whan that desert lakkyth remedy
In willfullness so for to be
syn þ*at* it is playnly foly
thoo that ye wolde vntill ye dye
yet other gr*a*ce can ye non gett
butt yff hit be to wissh for one
O my desyre what eylyth the
Willm. Newark.

11a (1 St.; zweite Stimme [rechts] fehlt).

Treuth nor service nevir so playne
can not avayle it shalbe sayd
sum tyme is lost and all In vayne
thynkyth my hart can be well payd

so for to se ye betrayd
and all be folissh fantasy
In whom ther is no remedy
O my desyre what aylyth the.

Nach 11 a fehlt wiederum ein Blatt: die eine Seite desselben (im Ms. 'rechts') wäre für die zweite Stimme der zweiten Strophe von C VIII (siehe oben); die andere für die erste Stimme von IX.

IX.

11 b Lett serch y*ou*r myndis ye of hie consideracion
beholde the soveren sede of this rosis twayn
Renewde of god for owre consolacion
by dropys of gr*a*ce that on them down doth rayn
through whose swete showris now spring ther is ayen
A Rose most riall w*ith* levis fresh of hew
all myrthis to maynten all sorous to subdewe.
Hamshere.

[X] Die Nummer steht nicht hier, da die rechte Seite, auf der die Nummern eingetragen sind, hier fehlt. 2 St.; die zweite Stimme fehlt (siehe unten).

12 a Loue fayne wolde I
yff I coude spye
so prately
In venus trace
A lady fre
I wolde bynde me
her man to be
so long a space.

Das nach 12 a fehlende Blatt enthielte auf der einen Seite die zweite Stimme zu [X] (siehe oben), auf der anderen die erste Stimme zu C XI.

C XI (2 St.; erste Stimme fehlt).

12 b Nowe the lawe is led be clere conciens
fullfylde covetise hath d*am*nacion
In euery place ryȝt hath residencs
nethir in towne ne fylde simulacion
ther is trewly in euery case consolacion
the pore pepull no tyme hath but ryȝt
men may fynd day ne nyȝt adulacion
now raynyth trewly In euery mannys syȝt.

C XII (2 St.).

13 a That was my woo is now my most gladness

(Abgedruckt in Flügels Lesebuch S. 112.)

C XIII (3 St.).

14 a Benedicite what dremyd I this nyȝt
me thought the worlde was turnyd vp so downe
the son the moone had lost ther force *and* lyȝt
the see also drownyd both towre and towne
15 a yett more mervell how that I hard the sownde
of onys voice sayyng bere In thy mynd
thi lady hath forgoten to be kynd.

C XIIII (3 St.).

16 a To complayne me alas why shulde I so
for my c*om*playnt it dyd me nevir good
but be constraynd now must I shew my woo
to her only which is my(n) yes fode
17 a Trustyng sum tyme that she will chaunge her mode
and lett me not allway be guerdonless
syth for my trouth she nedith no wittness.

C XV (3 St.).

18 a Alas it is I that wote nott what to say
for why I stond as he that is abusyd
Ther as I trusted I was late cast away
and no cause gevyn to be so refusyd
19 a But pite it is that trust shulde be mysvsyd
other by colour or by fals semblaunce
wher þat is vsyd can be no suraunce
20 a I am he that hath you dayly servyd
thow I be lytyll In yo*ur* remembraunce
and mervell I haue syth I not deservid
to be put owte of yo*ur* good governaunce.

Edmund Turges.

Nach 20 a fehlen mehrere Blätter, die die Lieder XVI, XVII, XVIII enthalten; 20 b enthält die zweite und dritte Stimme des Schlusses von XVIII:

20 b I pray daily ther paynys to asswage
and sone to sende where they faynest wolde be
wit*h*oute disease or adu*er*syte.

C XIX.

21 a But why am I so abusyd
syth worde *and* dede is take in vayne

And *ser*vice allway refusyd
yet more ouyr a gretter payne
22 a I wote nott where I may complayn
for where I shulde they be mery
when þ*at* they knowe I am sory.

Willm. Newarke.

C XX (3 St.).

23 a Yowre counturfetyng w*ith* doubyll delyng
avaylyth nothyng and wote ye why
for ye w*ith* yo*ur* faynyng hath such demyng
(Burney liest: deniyng)
to make a beleuyng nay nay hardely
24 a Hit were to grete pite that women truly
Hade so grete foly that cowde nott tell
When þ*at* ye do lye then speke ye so swetely
and thynk þe con*trar*y thus knowe we well.

Willm. Newarke.

C XXI (3 St.).

25 a Thus musyng In my mynd
gretly m*er*velyng
hough euyr such dyversite
In on p*er*son may be
so goodly so curtesly
so gentill In behavyng
and so sodenly
will chaunge in eu*ery* degre
26 a As solen as stately as strange toward me
as I of a quayntance had neuyr byn afore
Wherfore I hope to fynd a speciall remedy
to lett itt ouyr pass and thynk þer on no more.

Willm. Newarke.

C XXII (3 St.).

27 a Most clere of colour *and* rote of stedfastness
2. u. 3. St. w*ith* vertu (co*m*nyng?) her maner is lede)
1. 2. 3. St. which þ*at* passyth my mynde for to express
of her bounte beaute and womanhode
28 a 2. u. 3. St.: The brygtest myrrour) and floure of goodlyhed
Which þ*at* all men knowith both more and less
Thes vertues byn pryntyd In her doutless.

Robard ffayrfax.

C XXIII (3 St.).

29 a I loue loued *and* loued wolde I be
In stedfast fayth *and* trouth w*ith* assuraunce
Then bownden were I such on faythfully
to loue thowe I do fere to trace that dawnce

30 a lest that mysaventure mygt fall be chaunce
Yet will I me trust to fortune applye
hough þat euyr it will happ I wote nere I.
Roberd ffayrfax.

C XXIIII (3 St.).

31 a Alas for lak of her *pre*sens
Whom I serve *and* shall as long
tyll deth my lyff departe from hens
absens it is þat wolde me wrong
and th*us* is þe tyme of his song
to gett my trust is his entent
to send to her to make me shent.
Robard ffayrfax.

C XXV.

32 a That was my Joy is now my woo *and* payne
That was my bliss is now my displesaunce
That was my trust is now my wanhope playne
That was my wele is now my most grevaunce
What causyth this but only yowre plesaunce
onryghtfully shewyng me vnkyndness
That hath byn yo*ur* [3. St.: fayre lady] and mastress
Nor nought cowde haue — 33 a: wolde I neuyr so fayne
my hart is yo*urs* w*ith* gret assuraunce
Wher fore of rygt ye shuld my greffe complayne
and w*ith* pite haue me In reme*m*braunce
much the rathir sith my suryd constaunce
wolde In no wise for Joy nor heuyness
Haue but yo*ur*selfe fayre lady *and* mastress.

C XXVI (3 St.).

34 a Sum what musyng In reme*m*bryng
(abgedruckt in J. Ritsons 'Ancient Songs', London 1790).

C XXVII (3 St.).

36 a Madam defrayne
ye me retayne
In eu*er*y vayne
w*ith* wofulness
I wolde full fayne
to yo*u* complayne
that of my payne
ye mygt redress

37 a I thynk suerly
bounden were I
to yo*u* gretly
while I endure
for to applye
[3. St.: w*ith* hart body
tylle I dye]
I yo ensure

38 c *with* good entent
with thoughtis trewe
I am content
my lyffe to spente
thowe I be shent
all other to esshewe.

C XXVIII (3 St.).

39 a O rote of trouth o pr*in*cess to my pay
endewid *with* vertu and goodly plesaunce
40 a In whom all vertu is knytt
with outen varyaunce
with welth and wordly Joy
long to endure
I pr*a*y god hartely
with outyn mysaventure.

Tutor.

C XXIX (3 St.).

41 a a: I loue I loue *and* whom loue ye
b: I loue a floure of fresshe beaute
c: I loue another as well as ye
a: Than shalbe pr*e*vid here anon
bc: yff we III can agre In on } Refrain
ac: I loue a floure of Swete odour
bc: magerome gentill or lavendour
ac: columbyne goldis of Swete flavoure
abc: Nay nay let be
is non of them
þat lykyth me
I loue I loue *and* whom loue ye (etc. ut supra).
42 a ac: Ther is a floure where so he be
bc: and shall not yet be namyd for me
ac: prymeros violet or fressh daisy
abc: he pass them all
In his degre
That best lykyth me
I loue (etc. ut supra).
43 a ac: On that I loue most enterly
bc: Gelofyr gentyll or rosemary
ac: Camamyll borage or savery
abc: nay certenly
here is not he
that plesyth me.
I loue (etc. ut supra).

44 a ac: . I chese a floure fresshyst of face
bc: What is his name that thou chosyn has
ac: the rose I suppose thyn hart vnbrace
abc: That same is he
In hart so fre
That best lykyth me
I loue (etc. ut supra).
45 a ac: The rose it is a ryall floure
bc: The red or the white shewe his colour
ac: both be full swete *and* of lyke savoure
abc: All on they be
that day to se
it lykyth well me
Now haue I louyd *and* whom loue ye (ut supra).
46 a ac: I loue the rose both red and white
bc: Is that yo*ur* pure pe*r*fyt appetite
ac: to here talke of them is my delite
abc: Joyed may we be
oure p*r*ince to se
and roses thre
Now haue I louyd and whom loue ye (ut supra).
Syr Thomas Phelyppis.

C XXX (3 St.).

47 a Complayne I may wher euyr I go
syth I haue done my besy payne
to loue her best *and* no mo
And she me takyth In gret disdayne
48 a I wis yet will I not me complayne
tyll that I cum tyll her presens
lest cause In me be fownd of offens.

C XXXI (3 St.).

49 a a: Alone, alone, alone, alone
alone alone alone
bc: Here sytt alone, alas, alone.
bc: As I me walkyd this endurs day
abc: To the grene wode for to play
and all heuynesse to put away
myselfe alone
bc: As I walkyd vndír the grene wode bowe
ab: I sawe a maide fayre I now
bc: a childe she hoppid she song she lough
abc: *þat* childe wepid alone.
50 a ab: son she sayd I haue *þe* borne
bc: to save mankynd (ac:) *þat* was forlorne

ab: Therfor I p*ray* the son no more
abc: But be still alone
bc: modyr me thynkyth it is ryght ill
abc: that man sekyth for to spill
for the*m* to saue it is my will
therfor I cu*m* hyther alone
bc: Sone she sayd let it be In þy thought
abc: for mannys gilt is not w*ith* (stone?)
bc: for þou art he þ*at* all hath wrought
abc: and I thy modir alone.

C XXXII (3 St.).

51 a A my dere a my dere son sayd mary, a my dere (bis)
kys þi moder Jhesu w*ith* a lawghing chere.

52 a This endurs nyght
I sawe a syght
all In my slepe
mary þ*at* may } bis
she sang lullay }
and sore did wepe.
To kepe she sawght
fful fast abowte
her son fro colde (bis)
Joseph seyd wiff
my Joy my leff
say what ye wolde
no thyng my spouse
is In þ*is* howse
vnto my pay
my son a kyng
þ*at* made all thyng
lyth in hay.
A my dere (ut supra).

53 a my moder dere
amend yo*u*r chere
and now be styll
thus for to ly } bis
it is sothely }
my fadirs will
derision
gret passion
Infynytly
as it is fownde
many a wound
suffyr shall I
on caluery
that is so hye
ther shall I be
man to restore
naylid full sore
vpon a tre
A my dere (ut supra).

C XXXIII (4 St.).

54 a ab: Jhesu mercy how may this be
cd: That god hymselfe for sole mankynd
ab: wolde take on hym humanite
abcd: my witt nor reson may hit well fynd
bcd: Jhesu mercy; abcd: how may this be
Jhesu mercy how may this be.

55 a cd: Crist that was of Infynyt myȝt
acd: Egall to þe fathir In deite
abcd: Inmortal Inpassible the wordlis lyȝt
and wolde so take mortalite
Jhesu m*ercy* (ut supra)

56 a abcd: he that wrought this wordle of nought
þat made both paynys *and* Joy also
bcd: and suffir wolde payne as sorowful thought
with wepyng waylyng ye sownyng for woo
Jhesu mercy (ut supra).

57 a abcd: A Jhesu; (ab: whi suffyrd þou such entretyng)
{ab: bobbyng ye
{ c: as betyng ye abcd: spettyng on thy face
{ d: as betyng bobbyng ye
drawne like a theffe *and* for payne both swetyng
both wat*er* *and* blode crucified an hevy case
Jhesu mercy (ut supra).

58 a cd: And why good lord express þ*i* mynd
ab: lo man for þe þat ware vnkynd
gladly suffyrd I all this
the to p*er*chace abcd: Both Joy *and* bliss
(Jhesu mercy) ut supra. Browne.

C XXXIIII (4 St.).

59 a Affraid alas and whi so sodenli
whi so dismaid }
whi shuld she hevy be } bis
or otherwise euyll apaide }

60 a ab: sith it concludid was In the trinite
cd: that the son of god shulde make vs fre
abc: though deth be waylid by waies of pite
abcd: yet when oure laidis son was slayne
oure sowlis comfort cam agayne
Therfore though deth be neuyr so sore
Now blessid lady wepe no more
affraide

61 a cd: me thynkyth In my reson
þou oste to be gladd
ab: When Jewis *with* treson
to dethe thi son ladde
bd: though he no syn hadd
ac: they bet hym for oure gilt
abcd: þi son was doughti
þe fende was a drade
to Joy of eu*ery* wordlis wight
so nowe is knowen þat sonnys myght
ab: Therfor though deth be nev*er* so sore
Now blessid lady (ut supra).

62 a ac: Well (c: when) I remember his wowndis were full smert
bd: The crowne on his hed þe spere at his hart
abcd: they betyng *and* broysyng or lyff wolde (did) depart

ac: all was on red blode
abcd: wi*th*oute any shirt
acd: but blessed be þ*at* oure
abcd: þ*at* he suffird þ*at* sharpe shoure
Therfore though (ut supra).
63 a bcd: Glori*us* lady of heuyn hie quene
ab: lay downe all þ*at* wepyng
let no more be sene
cd: Reme*m*bir þ*at* Joys þ*at* Joyffull aye bene
abcd: Thi dere sone is part his trobill and his tene
acd: his deth was swete
abd: hit did vs goode
bc: he bought vs w*ith* his precies blode
Therefore though etc. (ut supra).

C XXXV (4 St.).

64 a Woffully a raid
my blode man
for þ*e* ran
it may not be naid
my body bloo *and* wan
cd: Beholde me I pray þe
w*ith*all þ*i* hole reson
and be not hard hartid
and for this encheson

65 a abcd: sith I for þ*i* sowle sake was slayne
cd: in good seson
abcd: begylde *and* betraide
by Judas fals treson
vnkyndly entretid
bcd: w*ith* sharpe corde sore f*r*etid
bd: the Jewis me thretid
abcd: they mowid they grynned
they scornyd me
co*n*demp to deth
as þou maist se
woffully araid.
66 a abc: Thus nakyd am I nailid
abcd: O man for þ*i* sake
abc: I loue the (abcd:) then loue me
Why slepist þ*ou*
awake awake
bcd: reme*m*bir my tender hart rote
for þ*e* brake
abcd: w*ith* paynys
my vaynys
co*n*straynyd
to crake
cd: Thus toggid to *and* fro

bcd: Thus wrappid all in woo
abcd: as neu*er* man (bcd:) was so entretid
thus in most cruell wise
abcd: was like a lombe
offerd In sacrifice
woffully arayd

67 a bd: Off sharpe thorne
I haue worne
abc: so paynyd
so straynyd
so ruffull so red
bd: thus bobbid
thus robbid
þ*us* for þ*i* loue ded
ab: on faynyd not denyd

abcd: my blode for to shede
my fete *and* handis sore
the sturdy nailis bore
what myȝt I suffir more
than I haue done
O man for the
cum when þou lyst
well cu*m* to me
woffully araide.

C XXXVI (4 St.).

68 a ab: A gentill Jhesu
cd: Who is that that dothe me call
what woldist þou haue
ab: I a synner that offt doth fall
me*r*cy of þe I crave
ye my maker I call the
cd: why louyst þou me
than leve thy syn
or I nyll the
bcd: and thynk on this lesson
that now I teche the
abc: a I will I will
abcd: gentill Jhesu
69 a cd: Vppon the cross nailid I was for þe
ab: suffyrd deth to pay þ*i* rawnsum
abcd: for sake þ*i* syn man (ab:) for þe loue of me
cd: be repentant make playne co*n*fession
abcd: to contryte harts I do remyssion
ad: for I am not vengeable (bc:) be not dispayryd
abcd: gayne gostly enmys þynk on my passion
ab: Whi art þou froward (cd:) sith I am me*r*cyable Jhesu
ab: a Jentill Jh*esu*
70 a cd: my blody wownds downe raylyng be this tre
ab: loke on them well *and* haue co*m*passion
abcd: þe crowne of thorne (ab:) þe speres þe nailis þre
cd: the percide hand *and* fote of Indignac*io*n
abcd: my hart ryven for thy redempc*io*n
bc: let now vs twayne (ad:) In þis thyng be tretable

	abcd:	loue for loue be (by) Just co*n*uencion
	ab:	Whi art þou froward (etc. ut supra).
71 a	cd:	I hade on petur *and* mawdlen pyte
	ab:	ffor þi contrite of thy contricion
	abcd:	saynt tomas of (Juds?) (ab:) Incrudelite
	cd:	he put his hands depe In my syde adown
	abcd:	role vp this mat*er* grave it In þ*i* reson
	ad:	Why art þou vnstable (bc:) syth that I am kynde
	abcd:	my blode best tiacle for þ*i* tra*n*sgression
	ab:	be not þou froward (etc. ut supra).
72 a	cd:	Thynk ageyn perde on my humilite
	ab:	Cum to stole record well this lesson
	abcd:	gayn fals envy thynk (ab:) on my charyte
	cd:	my blode all spent by distillac*i*on
	alle:	Why did I this — to saue þ*e* from p*re*son
	ad:	hang this littell table
	bc:	afore þyne harte
	abcd:	swett*er* þan bawme
		gayne gostly poyson
	ab:	be þou not affraide etc. (ut supra).
73 a	cd:	Lord on all synffull here knelyng on kne
	ab:	Thy deth reme*m*bryng of humble affecc*i*on
	abcd:	O Jh*es*u graunt (ab:) of þ*i* benignite
	cd:	of that þ*i* fyve wellis plentn*ess* of fusion
	abcd:	cald þ*i* fyve wounds by co*m*putacion
	ad:	from surfetts reprovable
	abcd:	now for þ*i* .... (ausradiert in allen Stimmen)
		meke mediac*i*on
	ab:	at hir request
	cd:	be to vs m*er*ciable Jhesu
	ab:	A Jentill Jhesu.

C XXXVII (4 St.).

74 a bis 77 b Wofully a rayde etc.

Komponiert von Browne.

Der Text stimmt genau überein mit C XXXV (64 a u. ff.).

C XXXVIII (3 St.).

78 a	bc:	My feerful dreme neuyr forgete can I
	abc:	Me thought a maydynys childe causles shuld dye.
79 a	bc:	To caluery he bare his cross w*ith* doullfull payne
		and ther vppon straynyd he was In eu*er*y vayne
	ac:	A crowne of thorne as nedill sharpe (abc) shyfft in his brayne
		his moder dere tendirly wept *and* cowde not refrayne

abc: myn hart can yerne *and* mylt
when I sawe hym so spilt
alas all for my gilt
bc: thoo I wept *and* sore did co*m*playne
abc: to se þ*e* sharpe swerd of sorow smert
ab: hough it thirlyd her (abc:) thorough oute þ*e* hart
so rype *and* endles was her payne
bc: my feerfull dreme (etc. ut supra).

80 a bc: his grevous deth and her morenyng grevid me sore
w*ith* pale visage tremlyng she stode her child before
Beholdyng ther his ly*m*mys all (abc:) to rent *and* tore
ab: that w*ith* dispaire for fere *and* dred I was nere forlore
abc: for myn offence she said her son was so betraid
w*ith* wondis sore araid
bc: me vnto grace for to restore
abc: yet þou art vnkynd which sleith myn hart
ab: where *with* she fell down (abc:) w*ith* paynys so smert
vnneth on worde cowde she speke*n* more
my feerfull dreme (etc. ut supra)

81 a bc: Saynt Jhon þan saide feere not mary his paynys all
he willfully doth suffir for loue speciall
ac: he hath to man to make hym fre (abc:) þ*a*t now is thrall
ab: O frend she saide I am sure he is In mortall
abc: Why þan so depe morne ye
of moderly pite
I must nedis wofull be
bc: As a woman terrestriall
ac: is by nature (abc:) constraynyd to smert
ab: *and* yet verely I (abc:) know in my hert
from deth to lyve he aryse shall
my feerfull dreme (etc. ut supra).

82 a bc: Vnto the cross hands *and* feete nailid he was
full boistrisly. In þ*e* mortesse he was downe cast
ac: his vaynys all *and* synowis (abc:) to raff *and* brast
ab: The erth quakyd the son was dark whos lyȝt was past
abc: When he lamentable cried hely hely hely
his modir ruffully
bc: weping *and* wrang her hands fast
ac: vppon her he (abc:) cast
abc: his dedly loke
ab: wher w*ith* sodenly anon I awoke
abc: and of my dreme was sore agast
my feerfull dreme (etc. ut supra).

Gilbert Banastir.

C XXXIX (3 St.).

83 b (die 3. Stimme giebt die beste Form):

A blessid Jh*es*u how fortunyd this
my mode is changid In eu*er*y wise
nature of a quayntance ys turned to a gest
so shortly am I bydyn to a grev*us* fest
where as I am In (yvid?) w*ith* all bodily rest
Thus trobled am I yet I trust it shalbe for the best
Sicut d*omi*no placuit Ita factu*m* est.

84 b Where art þ*ou* nature þ*at* wont were me to store
to lusty plesure now lyyng In the flore
my tast disordyrd all reson for passyng
my face disfygurd my yes full daslyng
þ*ou* nature hast lefft me be þ*e* I fynd no rest
Thus trobled (etc. ut supra).

85 b My voice is so trobled my syknes then fele I
my slepe is so ferfull I thynk then sure to dye
my dreme is so mervel*us* serpentis semyth me to tere
gret mowntens fallyng ou*er* me thus slepe do I yn fere
so wakyng ne sleping fynd I no rest

86 a abc: Now m*er*cyffull Jh*es*u (ab:) to the make I my mone
bc: nature hath forsakyn me (abc:) *and* lefft me thus alone
Reme*m*bir þ*e* my creature (ac:) þ*ou* must nedis dye I þ*e* ensure
abc: alas to dye þ*ou* makyst me sure
yet then good lord do þ*ou* thi cure
w*ith* all good sowlis to cause me lyve In rest
Thus trobled (etc. ut supra).

Richard Dauy.

C XL (3 St.).

87 a abc: A my hert reme*m*bir the well
and thynk on the paynys þ*at* byn In hell

88 a bc: A my*n* hart remembir þ*e* well
howgh gretly þ*ou* art bownd indede
abc: Thou thynkest on hym never a dele
þ*at* helpis þ*e* eu*er* at þ*i* most nede
alas for sorow myne hart doth blede
to thynk how greve*s*ly I haue offended
I crye god m*er*cy I will amend
a my hart (etc. ut supra).

89 a bc: w*ith* wepyng teris (abc:) most lamentable
to god above I call and crye
I will axe *gra*ce while I am able
I haue offended so greve*s*ly
me to amend I did me hye

for all my lyff daies I haue myspend
I crye god *mercy* I will amend
a my hart (etc. ut supra).

Richard Dauy.

C XLI (3 St.).

90 a: **Margarit meke** (Browne)
bis 92 b (Abgedruckt in Flügels Neuengl. Leseb. S. 142.)

C XLII (3 St.).

(Abgedruckt in Flügels Neuengl. Leseb. S. 143. — Diese Abschrift wird besonders am Schlufs eine Verschiedenheit von der Flügels zeigen.)

94 a bc: Jhoone is sike *and* ill at ease
I am full sory for Jhoons disease
abc: Alak good Jhoone what may *you* please (bis)
(and) I shal bere *þe* cost : be swete sent denys
95 a ab: hit is so *praty* In *euery* degre
bc: good lord who may (abc:) a goodlyer be
In fauoure *and* in facion
ab: lo will ye se
abc: but it were an angell of the trinite
Alak good Jhoone (ut supra).
bc: her *contynaunce* *with* her lynyacion
ab: to hym *þat* wolde of such recreacion
abc: *þat* god hath ordent In his first formacion
myȝt welbe calde an *con*iuracion
alak good (ut supra).
96 a ab: She is my lytell *praty* *praty* on
abc: my litill *praty* on
bc: what shulde I say
abc: my mynde is gone
bc: yff she *and* I were together alone
abc: I wis she will not gyve me a bone (bis)
alak good Jhon (ut supra).
bc: Alas good Jhoon
shall all my mone
be lost so sone
ab: I am a fole
bc: leue this array
abc: anoþer day
we shall both play
when we are sole (bis)
alak good Jhon (ut supra).

-richard Dauy-.

C XLIII (3 St.).

97 a Ay be sherewde yow etc.
bis 99 b in Flügel: a. a. O. S. 148.

C XLIIII (3 St.).

100 a bis 101 b — Who shall haue my fayre lady
in Flügel: a. a. O. S. 144.

C—XLV (3 St.).

102 a bis 104 b — Hoyda hoyda Joly rutt*er* kyn (Will*m* Cornysh Junior)
in Flügel: a. a. O. S. 147.

C—XLVI (3 St.).

105 a bis 108 b — From stormy wyndis *and* grevous wethir (Edmund Turges)
in Flügel: a. a. O. S. 157.

C XLVII (3 St.).

109 a — This day day dawes this gentill day
in Flügel: a. a. O. S. 159.

C XLVIII (3 St.).

112 a
Smale pathis to the grene wode
will I loue *and* shall I loue
will I loue *and* shall I loue
no mo maydyns but one.

113 a ac: loue is naturall to eu*er*y wyght
b: Indyfferent to eu*er*y creature
abc: chaungyng his course now hevy now lygt
bc: As fortune fallyth (ac:) I yow ensure
abc: so rennyth the chaunce from one to one.
Smale pathis (ut supra).

114 a abc: One is good but mo were bett*er*
bc: Afft*er* my reason and Jugement
abc: consideryng dyvers fayrer *and* fetter
ab: plesaunt buxum (ac:) and obedient
abc: till sum of them begynne to grone.
Smale pathis (ut supra).

115 a abc: But I will do as I saide furst
bc: so it is best as thynkyth me
abc: to put in one my faithfull trust
ab: ffor eu*er* (ac:) yff she will trew be
abc: and loue her only whereu*er* she gone
Smale pathis (ut supra).

C XLIX (3 St.).

116 a
Enforce yo*ur*selfe as goddis knyght
to strenkyth your comyns In ther ryght

117 a
Souerayn lord In erth most excellent
Whom god hath chose oure gyde to be
w*ith* gyffts grete *and* euydent

of marshiall power *and* also hye dignite
sith it is so now lett yo*ur* labour be
Enforcyng yo*ur*self (etc. ut supra).

118 a God hath gyff yo*u* of his goodness
wisdome w*ith* strenkyth *and* soueraynte
all mysdone thyngs to redress
and specially hurts of þi co*m*mynalte
which cry *and* call vnto yo*ur* maieste
In yo*ur* p*er*son all þer hope is pyʒt
To haue recover of ther wryʒt
Enforce (etc. ut supra).

— C L (3 St.).

119 a bc: Be hit knowyn to all that byn here
and to all that here afftir to me shalbe leffe and dere
abc: That Jhesus off nazareth for thi loue man haue suffired deth
vppon the crosse w*ith* woundis smert
In hed in fete in handis in hart
bc: an for I wolde haue thyne herytage agayne
abc: Therfor I suffyrd all this payne.

120 a bc: A man I haue gevyn and made a graunt
abc: to the end and thou wilt be repentaunt
ac: heuyn bliss thyne eritage w*ith*oute endyng
abc: as long as I am lord and kyng
ab: not covetyng mor for all my smert
but a louyng and a contrite hart
abc: and that þou be In charite
loue þ*i* neyboure as I loue the
I loue the this þ*at* I axe of the
that am the cheffe lord of the fee.
Be it knowyn (etc. ut supra).

121 a ac: If any man will say here agayne
that I suffird not for the this payne
yet man that þou sholdest not be lorne
In the awter I am offerd my fader beforne
bc: witness the day turnyd to nyʒth
abc: witness the sonne that lost his lyʒth
wittness the vale that then did ryve
witness the bodies þ*at* rose from deth to lyve
Be it knowen (etc. ut supra).

122 a bc: wittness the erthe that did quake
abc: wittness stonys that all to brake
bc: witness mari wittness seynt Jhon
ac: and othir wittness many one
bc: In to witness of which thyng

abc: my nowne seale ther to I hyng
and man for the more sykyrnesse
the wounde in myn harte þe seale it is
I gevyn vpon the mownt (ac:) of caluary
abc: the grete daye of mannys mercy
Be it knowen to all (etc. ut supra).

C LI (3 St.).

123 a abc: In a slumber late as I was
I harde a voice lowde call and cry-
amende the man of thi trespace
and aske forgeveness or euyr þou dye
124 a bc: Beholde he saide my creature
Whom I did make so lyke vnto me
what paynys I sofferd I the ensure
abc: Where þou were thrall to make the ffre
bc: vpon the cross (abc:) *with* naylis thre
fast I was naylyd for thyne offence
therfore reme*m*bir the or þou go hens.
In a slumber (etc. ut supra).

London. Bernhard Fehr.

F. Vischer und Dorothea Tieck
als Macbeth-Übersetzer.

Es ist eine bekannte Thatsache, dafs Shaksperes 'Macbeth' in der Schlegel-Tieckschen Übersetzung eine sehr mangelhafte Verdeutschung durch die Tochter des letzteren erfahren hat. In der von der deutschen Shakspere-Gesellschaft veranstalteten Bearbeitung der Schlegel-Tieckschen Übersetzung gehörte denn auch 'Macbeth' zu den Dramen, die vollständig neu übersetzt wurden. F. A. Leo, dem die Aufgabe übertragen wurde, zeigte in seiner Arbeit im ganzen poetisches Geschick, und es giebt eine Anzahl von Partien darin, die man wohl gelungen nennen kann. Andererseits aber — und meistenteils — verriet er zu geringe Ehrfurcht vor dem Shakspereschen Wort, änderte Ausdrücke und Wendungen, die sich nicht direkt ohne weiteres Nachdenken im Deutschen wiedergeben liefsen, verschob die Sinnesrichtung mancher Sätze und setzte nicht selten für einen poetischen Gedanken Shaksperes einen anderen, eigenen ein. Dadurch gewann die Arbeit weniger den Charakter einer Übersetzung als den einer freien Paraphrase, mit welcher natürlich niemandem gedient ist. Taktvoller als die Arbeit Leos war die von Bodenstedt in seiner bekannten Neuübersetzung der Shakspereschen Dramen; aber ganz befriedigend war auch sie nicht, es fehlte Bodenstedt, was seine Übersetzung der allerdings sehr schwierigen Sonette noch deutlicher zeigt, die philologische Fähigkeit, sich den Sinnesgehalt und Sinnesumfang des einzelnen Wortes klar vorzustellen, und ohne eine solche ist der ganz originale und besonders in den späteren Dichtungen wuchtig prägnante Stil Shaksperes nicht wiederzugeben.

Endlich im Anfang vorigen Jahres erschien eine neue Übersetzung von einem ästhetisch feinst begabten Manne, der selbst als Dichter Bedeutendes geleistet hatte. Es war die dem zweiten Bande seiner posthumen Shaksperevorträge beigegebene Übersetzung von Friedrich Theodor Vischer. Es ist merkwürdig genug, daſs dieser als Philosoph, Ästhetiker und Dichter hochangesehene Mann nun schlieſslich noch, zwölf Jahre nach seinem Tode, als einer der bedeutendsten Shakspere-Übersetzer auftritt, den Deutschland gehabt hat, und das nur nebenher, sozusagen im Geleit seiner ästhetischen Vorträge über Shaksperes Dramen, die doch mancher andere auch hätte halten können. Ich muſs bekennen, daſs ich, als ich seine Übersetzung las, davon begeistert war: ich hatte nie etwas gelesen, das an die Gröſse der Shakspereschen Poesie näher herangetreten wäre als diese Übersetzung; die Schlegelsche Übersetzung steht poetisch gewiſs hoch, aber nicht höher als die Vischersche, während sie andererseits viel reicher an Ungenauigkeiten und Miſsverständnissen ist als diese. Ich traute indessen diesem ersten Eindruck nicht und machte mich an eine genaue Vergleichung der Vischerschen Arbeit mit dem Shakspereschen Texte einer- und der Verdeutschung von Dorothea Tieck andererseits. Der Erfolg davon ist die folgende Zusammenstellung einer Anzahl von Einzelleistungen, die keineswegs erschöpfend ist, aber von dem Werte der beiden Übersetzungen eine beweiskräftige Anschauung giebt, welche für den Leser einigermaſsen überraschend sein dürfte.

Die Stellen, in denen Vischers Übersetzung nicht korrekt ist, sind nicht zahlreich. Zum Teil folgt er dann D. Tieck:

Weary sennights nine times nine I, 3, 22.	Sieben Nächte neunmal neun

Immanuel Schmidt übersetzt dagegen richtig:

Müder Nächte neunmal neun.

Lenox schildert die Erscheinungen der Mordnacht: er habe ein Wimmern in der Luft gehört,

strange screams of death *And prophesying, with accents terrible,* *Of dire combustion* etc. II, 3, 62.	ein Todesstöhnen, Ein Prophezein in fürchterlichem Laut Von wildem Brand.

Also 'ein Prophezeien' hat Lenox in der Luft gehört? — Der Text sagt nichts so Unbegreifliches. D. Tieck hat sich nur durch das folgende *of* verleiten lassen, *prophesying* substantivisch zu fassen, während es adjektivisch ist und als Partizip Präsens, wie so oft bei Shakspere, sein Objekt mit *of* zu sich nimmt. Die Stelle heifst: 'Todesschreie, seltsam und mit fürchterlichem Laut wilden Brand verkündend.'

Die Worte Macbeths: *I have supp'd full with horrors* (V, 5, 13) übersetzt auch Vischer mit Nichtbeachtung des *full,* welches die richtige Auffassung des *with horrors* an die Hand giebt:

Ich habe mit dem Graun zu Nacht gespeist.

Es heifst natürlich: ich habe mich voll gegessen mit Grauen, bin übersättigt mit Grauen.

Vischer:	D. Tieck:
We have scotched the snake, not kill'd it. III, 2, 13.	Zerhackt ist nur die Schlange, nicht getötet.

Also zerhackt und doch nicht getötet! *Scotch* heifst 'leicht verwunden', also mufs es heifsen:

Geritzt ist nur die Schlange, nicht getötet.

Aber auch unabhängig von D. Tieck bleibt Vischers Übersetzung nicht in allen Fällen korrekt.

Des Dunkels Diener Gewinnen uns durch harmlos Kinderspiel.	Verlocken uns durch schuldlos Spielwerk.

Beide Übersetzungen sind unzutreffend. Der Text (I, 3, 125) sagt: *Win us with honest trifles:* mit ehrlichen Kleinigkeiten, d. h. sie gewinnen uns durch Ehrlichkeit im kleinen, um uns in Dingen von äufserster Folgenschwere zu verraten (*to betray us in deepest consequence*). — D. Tieck bringt für die letzten Worte wieder eine ihrer sprachlichen Kühnheiten: um uns dem tiefsten Abgrund zu verraten.

In der ersten Scene des dritten Aktes ruft Macbeth einen Diener mit *Sirrah* an; das heifst: 'Du Bursche, du da!' nicht 'Heda!' wie Vischer übersetzt.

Dorothea Tiecks Ausdruck ist oft undeutsch und öfters infolge unklaren Denkens unlogisch gegenüber dem Vischers, wie folgende Stellen zeigen:

Vischer:	D. Tieck:
Das Wirkliche, das greiflich sich ereignet, Ist minder grafs als innre Graungebilde. Noch ist's ein Mord im Geist, ein Hirngebild, Und schüttelt meine innre Welt doch so, Dafs jede Ordnung wankt, dafs ich nur träumen Und brüten kann.	Erlebte Greuel Sind schwächer als das Graun der Einbildung. Mein Traum, des Mord nur noch ein Hirngespinst [das ist Unsinn], Erschüttert meine schwache Menschheit so, Dafs jede Lebenskraft [vielmehr: Lebensthätigkeit] in Ahnung schwindet.

(Das Letzte ist sehr frei:

that function Is smother'd in surmise.) I, 3, 137.

Der treu ergebne Dienst, den ich Euch schulde, Belohnt im Thun sich selber. Eure Hoheit Hat unsre Dienste zu empfangen nur, Und unsre Dienste ... ... thun nur, was sie sollen.	Dienst sowie Lehnspflicht lohnt sich selbst im Thun. [Das ist offenbar genau dasselbe; bei Shakspere die oft gebrauchte Figur des Hendiadyoin: *The service and the loyalty* = *loyal service*.] Genug, wenn Eure Hoheit unsre Pflichten Annehmen will; und unsre Pflichten ... ... thun nur, was sie müssen [also gezwungen]. I, 4, 22.
Er ist zu voll von Milch der Menschenliebe, Den nächsten Weg zu gehn.	[Ebenso.] Das Nächste zu erfassen. [Unverständlich.]

(*to catch the nearest way.*) I, 5, 19.

Vischer:	D. Tieck:
Wo wir sind, Seh' ich aus jedem Lächeln Dolche drohn, Je blutsverwandter, um so blutiger.	Wo wir sind, drohn Dolche, Ja jedes Lächeln, um so (!) bluts-verwandter, Je mehr verwandt dem Tode.

Shakspere sagt:

There's daggers in men's smiles: the near in blood,
The nearer bloody. II, 3, 146.

Das heiſst: je näher sie (*men*) im Blute stehen, desto näher sind sie (*smiles*) blutig, aus desto gröſserer Nähe droht ihre blutige Gesinnung; D. Tieck hat in ihrer Übersetzung also das Verhältnis von 'je' und 'desto' sinnlos verkehrt; und was heiſst 'verwandt dem Tode'?

So weit (König) sein, ist noch nichts, Doch sicher so weit sein.	Das so (König in der Weise) zu sein, ist nichts, Doch sicher so [! nicht das] zu sein.

Hier hat D. Tieck den Text miſsverstanden:

To be thus [auf dem Throne] *is nothing: But to be safely thus.* III, 1, 48.

Aber einen vollkommenen Unsinn hätte sie darum doch nicht niederzuschreiben brauchen.

Macbeth sagt zu den Mördern, daſs er, wenn Fleance mit ermordet worden wäre, gewesen wäre.

As broad and general as the casing air. III, 4, 23.

Also: ausgebreitet und allen gemein wie die (die Erde) umschlieſsende Luft, d. h. seine Freiheit und seine Macht wären grenzenlos gewesen. Das wird übersetzt:

Weit, allverbreitet wie die freie Luft.	Weit, allgemein wie Luft und Windeshauch.

Die Groſsartigkeit des Bildes hat D. Tieck nicht verstanden, sonst würde sie ihm mit dem Antiklimax 'Windeshauch' nicht eine vom Dichter ungewollte schiefe Richtung gegeben haben.

Banquo hat im Schädel zwanzig tiefe Wunden,

Davon die kleinste sichrer Tod.	Die kleinst' ein Lebenstod.

The least a death to nature. III, 4, 33.

Die Specialisierung des Todes durch 'Lebens-' ist Unsinn. Shakspere sagt: die kleinste ein Tod, eine Vernichtung der Lebenskraft.

Von dem Rebellen Macdonald sagt der Krieger: er ist

Vischer:	D. Tieck:
Wert ein Rebell zu sein, in Schwärmen finden	Wert ein Rebell zu sein, denn um ihn schwärmen
Sich alle schlechten Triebe der Natur	Die wucherhaften Tücken der Natur.
In ihm vereint.	

The multiplying villanies of nature
Do swarm upon him. I, 2, 10.

Die erste Hexe sagt von dem Manne, der nach Aleppo gesegelt ist:

Ich vertrockne ihn zu Heu.	Dürr wie Heu soll er verdorr'n. I, 3, 18.

Blut ward auch sonst vergossen,

schon vor alters,

Eh' menschlich Recht die fromme Ordnung schuf.	Eh' menschlich Recht den frommen Staat verklärte.

Das klingt wie Unsinn. Der Text heifst:

Ere human statute purg'd [purgierte, reinigte] *the gentle weal.* III, 4, 76.

gentle ist proleptisch gebraucht: so dafs er freundlich wurde.

Macbeth fragt: 'Wie weit ist die Nacht?' Die Antwort lautet:

Almost at odds with morning, which is which. III, 4, 127.

Sie streitet

Schon mit dem Morgen, wer von beiden gelte.	Im Kampf fast mit dem Morgen: ob Nacht ob Tag. [Das ist Unsinn.]

Nach D. Tieck sollen 'Burgen auf den Schlofswart niederprasseln' (*topple on their warders' heads*; IV, 1, 56).

Macbeth ist reif zur Ernte, und die Mächte	Macbeth ist reif zur Ernte, und dort oben
Dort oben setzen schon die Sichel an.	Bereiten ew'ge Mächte schon das Messer.

Macbeth
Is ripe for shaking, and the powers above
Put on their instruments. IV, 3, 327.

Unter *instruments* sind die göttlichen Werkzeuge, die Menschen gemeint, welche die reife Frucht Macbeth vom Lebensbaume schütteln sollen. Die Übersetzung Vischers ist also frei, aber wenn auch nicht mit demselben, so doch mit einem anderen hübschen und durchgeführten Bilde gegeben; Messer aber pflegt man zur Ernte nicht zu schleifen.

Der Arzt charakterisiert den Zustand der Lady durch die Worte, sie sei

Not so sick, my lord,
As she is troubled with thick-coming fancies,
That keep her from her rest. V, 3, 37.

Vischer:	D. Tieck:
Krank nicht so	Nicht krank sowohl
Als von dem Andrang düstrer Phantasien	Als durch gedrängte Phantasiegebilde
Verstört, um ihre Ruh' gebracht.	Gestört, der Ruh' beraubt.

Eine offenbar ungeschickte Übersetzung, in welcher der Mangel poetischen Feingefühls sich wieder in der schiefen Richtung bemerkbar macht, die D. Tieck dem Gedanken giebt. Nach ihren Worten sieht es so aus, als ob die Gedrängtheit der Phantasien die Lady krank gemacht hätte; *thick-coming* ist aber im Hinblick auf die Krankheitswirkung der Phantasien ein relativ unbedeutendes Epitheton. Wenn Bilder, Erinnerungen des Glückes sich in ihrer Phantasie drängten, würde sie nicht krank werden; das wird sie eben durch die Schreckensbilder, die allerdings unablässig ihre Phantasie füllen. Vischers Zusatz 'düstrer Phantasien' ist also durchaus dem Sinn entsprechend.

Der Arzt ruft am Ende der dritten Scene des fünften Aktes:

Wär' ich von Dunsinnan hinweg und frei,	Wär' ich von Dunsinnan mit Heil und Glück,
Kein Vorteil führte wieder mich herbei.	So brächte mich kein Vorteil je zurück.

'Mit Heil und Glück' (*away and clear*) ist eine traurige Poesie.

Macbeth sagt auf die Meldung, dafs der Birnamwald heranziehe: *I pull in resolution* (V, 5, 42), d. h. ich ziehe den Zügel der Entschlossenheit, des Mutes ein.

Vischer:	D. Tieck:
Die Zuversicht entsinkt mir.	Einzieh' ich die Entschlossenheit.

Eine recht bedenkliche Anzahl von Stellen hat D. Tieck falsch übersetzt, die sich bei Vischer richtig finden.

Nach der Prophezeiung der Hexen sagt Banquo:

My noble partner
You greet with present grace. I, 3, 54.

Den edlen Kampffreund Grüfst ihr mit gegenwärt'gem Glück.	Den edlen Kampffreund Grüfst ihr mit neuem Erb'.

Als Lady Macbeth fürchtet, dafs ihr Mann an der Ausführung des Mordes verhindert worden sei, sagt sie:

The attempt
And not the deed confounds us. II, 2, 11.

Der Versuch nur, Die That nicht stürzt uns.	Der Anschlag, Nicht die That verdirbt uns.

Attempt heifst niemals 'Anschlag', sondern ist die Ausführung eines Anschlages.

But let the frame of things disjoint, both the worlds suffer. III, 2, 16.

Doch eher soll der Dinge Bau zertrümmern, Soll Erd' und Himmel wanken [eig. zu Grunde gehen].	Doch eher soll der Dinge Bau zertrümmern, Die beiden Welten schaudern.

Macbeth ruft Banquos Geist zu (III, 4, 70):

Why, what care I? If thou canst nod, speak too.

Ha, meinetwegen! Kannst du nicken, sprich auch!	Ha, meinethalb! Wenn du kannst nicken, sprich auch!

Durch das ungeschickte 'wenn' bekommt der Vers der Übersetzerin eine Silbe zuviel, und darum macht sie aus dem 'meinetwegen' ein 'meinethalb', ein Wort, das eine ganz andere Bedeutung hat und hier sinnlos ist.

Lady Macbeth fragt ihren Gatten, der soeben von Macduffs Weigerung, am Krönungsmahl teilzunehmen, gesprochen hat, ob er denn einen Boten zu ihm gesandt und durch ihn von dieser Weigerung unterrichtet worden sei. Darauf antwortet Macbeth

Vischer:	D. Tieck:
Ich hört's von ungefähr; doch will ich senden.	Ich hört's von ungefähr; doch will ich senden.
... Morgen will ich	... Morgen will ich **hin** (!)
In aller Frühe zu den Zauberschwestern.	Und in der Frühe zu den Zauberschwestern.

Also nach D. Tieck will Macbeth zu Macduff einen Boten senden; in demselben Atemzuge aber erklärt er, dafs er selbst hin wolle, und zwar schon morgen; in der Frühe jedoch, also vor der Reise nach Fife, will er zuerst die Zauberschwestern aufsuchen. Die Abwesenheit jedes Nachdenkens bei dieser Übersetzung ist um so unbegreiflicher, je einfacher der Text lautet:

I will to-morrow —
And betimes I will — to the weird sisters. III, 4, 132.

Macbeth sagt: *the blood-boltered Banquo smiles upon me.* IV, 1, 123.

Vischer	D. Tieck
Denn Banquo mit den Klumpen Bluts im Haar Lächelt mir zu.	Denn lächelnd winkt der blutdurchsiebte Banquo.

Die Übersetzerin hat im Lexikon das Verbum *bolt* (Mehl sieben) gefunden, sich dabei beruhigt, und ohne jedes Nachdenken schreibt sie das ganz unvorstellbare, sinnlose Epitheton 'blutdurchsiebt' hin.

Der mifstrauische Malcolm sagt zu Macduff:

I'm young, but something
You may deserve of him through me. IV, 3, 14.

D. h. du kannst dir bei ihm (Macbeth) etwas verdienen durch mich, durch meine Auslieferung — und ähnlich übersetzt Vischer die durchsichtigen Worte. D. Tieck versteht sie doch nicht und übersetzt etwas, von dem kein Wort dasteht und was in diesem Kontext vollkommen sinnlos ist:

Ich bin jung, doch näher
Könnt Ihr durch mich ihn prüfen (*deserve*!).

Rosse (IV, 3, 183) spricht von vielen wackeren Schotten, die gegen Macbeth bereits im Felde standen (*that were out*):

Vischer:	D. Tieck:
[Es] lief dort ein Gerücht,	
Dafs manche wackre Leut' im Felde stehen,	Dafs manche wackre Leute weggeräumt.

D. Tieck übersetzt also das Gegenteil von dem, was Shakspere sagt. Um aber *to be out* auf eine so unmögliche Weise wiederzugeben, dazu gehört eine recht solide Unkenntnis der englischen Sprache.

Macduff nennt Macbeth einen Höllengeier, der alle seine lieben Küchlein gemordet habe *at one fell swoop*. Vischer übersetzt richtig:

Mit einem wilden Stofs.	Mit einem wilden Griff.

Die Tiecksche Übersetzung ist nicht blofs falsch, sondern wieder unüberlegt, sinnlos.

Macduff wünscht, dafs er dem Geier Macbeth sofort entgegentreten könnte (IV, 3, 232):

Doch, o Himmel, Sei gütig, keinen Aufschub!	Doch, güt'ger Himmel, V e r n i c h t e a l l e T r e n n u n g !

Ein wieder nicht blofs falscher, sondern ein sinnloser Ausdruck für *Cut short all intermission.*

Als Macduff mit Macbeths Haupt die Bühne betritt, ruft er: *The time is free.*

Die Welt ist frei.	Die Zeit ist frei.

Auch giebt es eine Reihe von Stellen, die von D. Tieck zugleich f a l s c h und in s c h l e c h t e m D e u t s c h übersetzt sind, z. B. die, wo die Lady die bösen Geister anruft, dafs sie 'jeden Weg der Reue sperren sollen';

Dafs kein erweichend Mahnen der Natur Den grimmen Vorsatz lähmt, noch rückwärts zieht	Dafs kein a n k l o p f e n d Mahnen der Natur [*compunctious visitings of nature*] Den grimmen Vorsatz lähmt, noch f r i e d l i c h h e m m t

Vischer:	D. Tieck:
Vom Stofs die Hand. Kommt an die Weibesbrust,	Vom Mord die Hand! Kommt an die Weibesbrust,
Saugt meine Milch für Gall', ihr Mordgehilfen,	Trinkt Galle statt der Milch, ihr Morddämonen!
Wo immer ihr unsichtbar schwebend lauert	Wo ihr auch harrt in unsichtbarer Kraft
Auf Mifsstand der Natur.	Auf Unheil der Natur.

Der letzte Satz bei D. Tieck ist dem Wortlaut nach sinnlos und giebt nur eine Art von Verständnis, wenn man statt 'Natur' sich 'Menschennatur' denkt. Aber was soll man sich unter 'Unheil der Menschennatur' denken. Der Text lautet:

> *Wherever in your sightless substances* [D. Tieck: Kraft!]
> *You wait on nature's mischief.*

Vischer erklärt ganz richtig sein 'Mifsstand der Natur' mit ‚naturwidrigen Gedanken, die dann weiter zum Verbrechen treiben; Zustand eines Menschen, bei dem es verkehrt in der Seele steht', d. i. — vielleicht am kürzesten ausgedrückt: der unheilschwangere Zustand der menschlichen Natur. Eine andere, ebenfalls berechtigte Erklärung giebt Al. Schmidt: 'Schädigung der menschlichen Natur', d. h. Lebensschädigung. — 'Trinkt Galle statt der Milch' ist mindestens ein unklarer Ausdruck für *take my milk for gall*: 'trinkt meine Milch für Galle' (eure Lieblingsnahrung); denn sie ist bitter geworden von den grimmen Gedanken meiner Seele. — Vischer übersetzt *keep peace between Th'effect and hit* frei, aber gut; D. Tieck in nicht blofs mangelhaftem, sondern ungrammatischem Deutsch.

Eine schwere Stelle in Macbeths Monolog der siebenten Scene wird von Vischer glänzend, von D. Tieck z. T. sinnlos, z. T. falsch und in schülerhaftem Stile übersetzt.

Wenn der Mord	Wenn der Meuchelmord
Auffangen könnt' in seinem Netz die Folgen,	Aussperren könnt' aus seinem Netz die Folgen,
Mit dem Vollbringen das Gelingen haschen,	Und nur Gelingen aus der Tiefe zöge:
Dafs ab und aus mit diesem einen Stofs	Dafs mit dem Stofs, einmal für immer alles

Vischer:	D. Tieck:
Und fertig alles wäre — hier, nur hier, Auf dieser Sandbank in dem Meer der Zeit — Das künft'ge Leben setzte ich aufs Spiel. Doch solche Thaten richten sich schon hier; Der blut'ge Unterricht, den wir gegeben, Er schlägt zurück auf des Erfinders Haupt.	Sich abgeschlossen hätte — hier, nur hier — Auf dieser Schülerbank [*bank and shoal of time* = Bank und Schule!!] der Gegenwart, So setzt' ich weg mich übers künft'ge Leben. Doch immer wird bei solcher That uns schon Vergeltung hier: daſs, wie wir ihn gegeben, Den blut'gen Unterricht, er, kaum gelernt [*taught!*], Zurückschlägt, zu bestrafen den Erfinder.

Der erste Satz lautet:

If th' assassination
Could trammel up [D. Tieck übersetzt das Gegenteil] *the consequence, and catch,*
With his surcease, succes.

D. Tieck denkt fälschlich an einen Fischzug, während Shakspere ein zum Abfangen des Wildes gezogenes Netz vor Augen hat. Er sagt: Wenn der Mord in dem für sein Opfer gespannten Netze zugleich die Folgen mitfangen, also unschädlich machen könnte; wenn er mit seiner Vollendung auch den Erfolg haschen könnte. Vischer hat das Wortspiel *surcease, success* vortrefflich mit einem Reim wiedergegeben.

Macbeths Monolog in der ersten Scene des zweiten Aktes ist bei D. Tieck vollkommen miſsraten: auch hier wieder finden wir mangelhaftes Eindringen in den Sinn des Textes, schlechtes Deutsch und an einer Stelle Sinnlosigkeit.

Bist du Gedankendolch nur, falsche Ausgeburt, Von des Gehirnes Fieberhitz' erzeugt?	Bist du nur Ein Dolch der Einbildung, ein nichtig Blendwerk, Das aus dem heiſsgequälten Hirn erwächst?

Art thou but
A dagger of the mind, a false creation,
Proceeding from the heat-oppressed brain?

Vischer:	D. Tieck:
Du ziehest wie ein Marschall mir voran Auf meinem Weg.	Du gehst mir vor den Weg (!), den ich will schreiten.

Thou marshall'st me the way that I was going.

Böse Träume Beschleichen [*abuse* = betrügen, sich verstohlen heranschleichen an] den verhang'nen Schlaf, Und dürrer Mord, geweckt von seiner Schildwacht, Dem Wolff, der das Signal ihm heult, fährt auf, Schleicht vorwärts mit weit ausgeholtem Schritt [*ravishing strides*], Wie einst Tarquin in seiner Brunst, und rückt Nach seinem Ziel hin wie ein Geist.	Den verhang'nen Schlaf Quälen Versucherträume (*wicked dreams*), und dürrer Mord, Durch seine Schildwacht aufgeschreckt, den Wolf, Der ihm das Wachtwort (?) heult — so dieb'schen Schrittes, Wie wild entbrannt Tarquin dem Ziel entgegen Schreitet gespenstisch.

In der Tieckschen Übersetzung haben wir einen Satz ohne Prädikat. Das *Thou sure and firm-set earth* übersetzt D. Tieck mit

Du festgefugte Erde, leicht verwundbar.

Der Unsinn der letzten Worte wird mir nur erklärlich durch die Annahme, daſs die Übersetzerin *sure* und *sore* verwechselt hat.

Words to the heat of deeds too cold breath gives:

Kalt hauchen Worte auf der Thatkraft Lohe.	Für heiſse That zu kalt das müſs'ge Wort.

Hier ist das Epitheton 'müſsig' verschlimmbessernd zugesetzt und das Prädikat ausgelassen.

Malcolm sagt zu dem alten Siward in betreff des Todes seines Sohnes:

He's worth more sorrow,
And that I'll spend for him. V, 8, 50.

Mehr Leid verdient er, Und das sei ihm gezollt.	Mehr Leid verdient er, Und das vergelt' ich ihm.

Die Tiecksche Übersetzung ist wieder absolut sinnlos, und nur grobe Unwissenheit kann *spend sth. for o.* mit 'einem etwas vergelten' wiedergeben.

Mitunter versteht D. Tieck den Shakspereschen Text absolut nicht und schwärmt dann nach eigener Phantasie sich etwas vor, so z. B. als Macbeth die Hexen beschwört, ihm die Wahrheit zu sagen:

> *though the treasure*
> *Of nature's germen tumble all together,*
> *Even till destruction sicken.* IV, I, 59.

Die Stelle ist allerdings sehr schwer zu übersetzen, und sicherlich wird sie nicht mit so wenigen Worten wiedergegeben werden können.

Vischer:	D. Tieck:
Mag	Müſste selbst
Der ganze Schatz des Samens der Natur	Der Doppellichter[1] Pracht und Ordnung (!) wild
Zerrieben werden, bis Zerstörung selbst	Zusammentaumeln; ja, bis zur Vernichtung [*till destruction*!!]
Vor Müdigkeit die Hände hängen läſst.	Erkranken ...

Das klingt wie die Rede eines Irrsinnigen: es sind tönende Wörter, deren Zusammenfügung weder eine Anschauung noch einen Gedanken erkennen läſst. Solch ein Zeug kann nur jemand herausfaseln, der groſse Schwierigkeit findet, den Sinnesgehalt und die Tragweite der Worte sich klar vorzustellen, der nicht bloſs von der fremden Sprache eine sehr mangelhafte Kenntnis hat, sondern selbst in der eigenen nicht denken kann.

Besonders rühmenswert an dem Übersetzer Vischer ist der feine poetische Takt, mit dem er in unklaren, verderbten

---

[1] Wie kommt sie nur zu den 'Doppellichtern', die offenbar nicht mehrere Doppellichter, sondern die zwei Himmelslichter, Sonne und Mond, sein sollen? Es muſs jedenfalls ein abenteuerliches Sprachstudium sein, das ihr diesen Erfolg bereitet hat. Wie wäre es z. B., wenn sie in einem alten Lexikon *german* in der veralteten Bedeutung 'leiblicher Bruder, Vetter etc.' gefunden, *germen* für den Plural von *german* angesehen und in den 'leiblichen Brüdern der Natur' die beiden Himmelslichter entdeckt hätte? — Ich gebe zu, die Erklärung hat etwas Unglaubliches an sich; aber was ist unglaublicher als eine solche Übersetzung? — *Treasure* heiſst natürlich 'Pracht'; und diese Übersetzung macht den Zusatz von 'Ordnung' nötig, da die Pracht doch nicht zusammentaumeln kann.

Stellen selbst gelehrten Erklärern gegenüber, die etwas Falsches vertreten, den wahren Sinn herausfindet, so in der Stelle, wo Macduff von der vorgegebenen Habsucht Malcolms spricht:

This avariee
Sticks deeper, grows with more pernicious root
Than summer-seeming lust.

Das Epitheton *summer-seeming* ist sinnlos. Was ist eine 'Lust, die wie ein Sommer erscheint'? Offenbar weiter nichts als eine 'warme Lust'. Solche nichtssagenden Epitheta pflegt Shakspere nicht zu gebrauchen; und, um solch ein Nichts auszudrücken, auch noch eine Neuprägung vorzunehmen, ist in der That eine gar zu müſsige Arbeit. Nun haben eine Anzahl Erklärer dem Ausdruck mehr Charakter geben wollen, indem sie *summer-seeming* mit 'kurz wie ein Sommer' übersetzt wissen wollen. Aber diese Auffassung ist durchaus unhaltbar; denn eine Jahreszeit kann nicht mehr wie eine andere Symbol der kurzen Dauer sein; Shakspere hätte also die Lust ebenso gut *winter-seeming* wie *summer-seeming* nennen können. Aber wie sollte er überhaupt zu der seltsamen Anschauung kommen, in irgend einer Jahreszeit ein Symbol der Kürze zu sehen? Er kann gar nicht *summer-seeming* gesagt haben. Das war Vischer klar, und so sah er sich nach den Emendationen der Stelle um und fand *summer-seeding* (von Heath, 1765). Das war einleuchtend: eine Lust, die im Sommer (Mannesalter) schnell in Samen schieſst, um dann ebenso schnell abzusterben; damit ist auch das Pflanzenbild des vorausgehenden Verses passend weitergeführt. Der Sinn der Stelle ist also: der Geiz wurzelt tiefer und dehnt seine alle Kraft des Bodens aufsaugenden (*pernicious*) Wurzeln weiter aus als das Sommerpflänzchen Lust. So übersetzt denn Vischer allein richtig:

Dieser Geiz
Steckt tiefer, schlingt verderblicher die Wurzeln
Als heiſse Lust, die schnell in Samen schieſst.

Zu Bekräftigung dieser Auffassung dienen zwei Stellen in Shakspere, wo *seed* in derselben übertragenen Bedeutung gebraucht wird, wie:

How will thy shame be seeded in thine age,
When thus thy vices bud before thy spring. Lucr. 603.

the seeded pride
That hath to this maturity blown up. Troil. I, 3, 316.

In der vierten Scene des fünften Aktes fällt Malcolm ein abschätziges Urteil über die militärische Lage Macbeths, das der besonnenere Macduff zurückweist. Was kann er sagen? — Doch nur: Spart euer Urteil auf, bis ihr den Erfolg vor Augen habt. Das sagt er denn auch bei Shakspere, und noch eine Kleinigkeit mehr:

Let our just censures
Attend the true event.

Zwei Ausdrücke werden hier falsch gedeutet: *censure* und *true event*. Von den mir bekannten Herausgebern und Übersetzern fassen alle *censure* als 'Tadel', außer Alexander Schmidt, nach welchem *censure* in der überwiegenden Mehrzahl von Fällen bei Shakspere 'Urteil' heifst, und Vischer. Die Bedeutung 'Tadel' pafst gar nicht in den Kontext, denn Malcolm tadelt nicht die militärische Lage Macbeths, er kritisiert sie nur. Und wenn der Tadel 'gerecht' wäre, wie wiederum alle Interpreten übersetzen, warum sollte er dann nicht ausgesprochen werden; ohne Zweifel aber macht Macduff eine Einwendung gegen die Berechtigung von Malcolms Worten. *Censure* mufs also notwendig 'Urteil' heifsen, und 'gerecht' ist proleptisch gebraucht: Wartet mit eurem Urteil, bis ihr den Erfolg seht, dann wird es gerecht, berechtigt sein.

true event erklärt Delius unverständlicherweise mit 'Erfolg der guten Sache', die anderen (auch Al. Schmidt) mit 'wirklicher Ausgang', was es unzweifelhaft heifsen kann. Richard Koppel[1] findet indessen noch etwas mehr in diesen Worten ausgedrückt; er fafst *true* als 'nicht irrend, nicht trügend, zuverlässig', so dafs der Sinn von *true event* wäre: der Ausgang, der uns die untrügliche Wahrheit hinsichtlich der militärischen Lage Macbeths bringen wird. Und wenn der *event* in diesem Sinne *true* ist, so mufs ja auch unser Urteil *just* werden. Vischer, der neun

[1] Shakespeare-Studien. Erste Reihe. Ergänzungen zu den Macbeth-Kommentaren. Berlin, Mittler u. Sohn, 1896. Das Buch kann nicht genug empfohlen werden.

Jahre vor dem Erscheinen der Koppelschen Schrift gestorben ist, giebt in seiner Übersetzung allein, entgegen der ganzen Masse der Fachgelehrten, beide Auffassungen wieder:

Vischer:	D. Tieck:
Bis der Erfolg Uns recht giebt, spart das Urteil auf.	Laſst bis zum Siege (?) Gerechten Tadel schweigen.

Malcolm sagt (V, 7, 28): *We've met foes That strike beside us.* Alle Erklärer geben die Deutung: welche an uns vorbeischlagen. Also die Mannen Macbeths schlagen im Kampfe an den Mannen Malcolms vorbei, lassen sich also von diesen ohne Widerstand totschlagen. Diese Vorstellung ist offenbar sinnlos. Die Stelle heiſst: wir sind Feinden begegnet, die, anstatt auf uns loszuschlagen, auf unserer Seite (neben uns) kämpften.

Wir trafen Feinde, Die mit uns halten.	Wir trafen Feinde, Die uns vorbeihaun. [Grammatik!]

Aus diesem Vergleich der Vischerschen und der Tieckschen Übersetzung ergiebt sich, daſs die erstere eine Arbeit von dichterischem Feingefühl, von bewundernswerter Sprachgewalt und — was man von dem auf so vielen anderen Gebieten thätigen Manne kaum erwartet hätte — von einem das fremde Idiom vollkommen durchdringenden Verständnis, d. h. auch philologisch vollendet ist, während die letztere als poetische, stilistische und philologische Leistung eine tiefe Stufe einnimmt. Dorothea Tieck beweist nicht bloſs die bekannte weibliche Logik, d. h. mangelhafte Schärfe des Verstandesauges in der Erfassung der Vorstellungen und Begriffe, Ungenauigkeit des Denkens in der Wahl des Ausdrucks, in der Fügung der Sätze, in der Wiedergabe der Gedanken, sondern mehr als das: eine erstaunliche Leichtigkeit, reinen Unsinn auszusprechen. Sie überlegt weder das, was Shakspere hat sagen wollen, noch das, was sie sagen will, gründlich, sie greift gedankenlos in das deutsche Sprachmaterial hinein und merkt gar nicht, daſs das, was sie so zu Sätzen zusammenstellt, gänzlich ungereimt ist. Von Schlagkraft des Ausdrucks und Sicherheit in der Be-

herrschung ihrer Muttersprache ist bei ihr nicht die Rede; fehlt ihr doch öfters sogar die Empfindung für die Inkorrektheit dessen, was sie sagt. Was neben diesen Mankos ihrer natürlichen Verstandes- und Sprachbegabung ihr die Übersetzung Shaksperes besonders erschwert, ist ihre zu geringe Kenntnis des Englischen, bei der man allerdings die Minderwertigkeit der in ihrer Zeit vorhandenen Hilfsmittel als Milderungsgrund gelten lassen mufs. So mufs denn das Schlufsurteil lauten: die Macbeth-Übersetzung von F. Vischer ist eine klassische, die von D. Tieck eine wertlose Arbeit.

Dieses Resultat der Untersuchung über die allbekannte, allverwandte und immerfort von neuem aufgelegte Macbeth-Übersetzung der D. Tieck dürfte für den Leser dieser Zeitschrift ebenso überraschend sein, wie es für den Schreiber dieser Zeilen gewesen ist.[1]

[1] In kurzem erscheint bei Cotta eine für die Schule bearbeitete Ausgabe der Vischerschen Übersetzung von dem Verfasser des vorliegenden Aufsatzes.

Gr.-Lichterfelde. Hermann Conrad.

Jugendgedichte Friedrichs des Grofsen

aus der Rheinsberger Zeit (1736—38)

nach Manuskripten der Königlichen Archive zum erstenmal herausgegeben.

II. (Schlufs.)

3. Épître sur le vrai bonheur.

Tout homme court aux trousses du bonheur;
Souvent rempli d'une vaine espérance,
Au lieu du vrai saisissant l'apparence,
Il n'est guidé que par l'aveugle erreur.
5 Ce qui semblait des travaux invincibles
Par leurs[1] désirs sont[1] devenus[2] possibles;
Sans trop savoir comme on peut être heureux,
Leurs vœux sans cesse importunent les dieux.
Tel, pour trouver ce bonheur chimérique,
10 Le va chercher jusque dans l'Amérique;
Tel fait pêcher les perles[3] dans la mer,
Et ne pouvant jamais se satisfaire,
Il va fouiller l'abîme de la terre
Pour en tirer l'argent, l'or et le fer.
15 Voyez au port ce gros marchand avare:
Sur ce vaisseau, qu'à cingler on prépare,
Il va partir, animé par le gain,
Tromper, s'il peut, un autre genre humain.
Le vaisseau part, l'air siffle, le ciel gronde,
20 La mer mugit,[4] on voit soulever l'onde,
Le matelot déjà pâlit d'effroi;
Le marchand craint, regrette son chez soi,
Jurant, pestant, mais faisant sa prière,
Promet aux saints que, débarqué sur terre,

N. B. S. 342, v. 68 lies: rendre l'hommage. Über AWq und AWf siehe den Nachtrag! [1] Sic! [2] devenu, AW devenus. [3] precher les paroles, desgl. AW. [4] mergit (Krueger).

25 Plus de ses jours ne quittera le port.[5]
Déjà l'on voit dissiper les nuages,
Les aquilons ne font plus de ravages,
Et le vaisseau peut regagner le bord:
Tout aussitôt l'intérêt le rassure,
30 D'un gain nouveau lui faisant la peinture,
Il l'encourage à de nouveaux efforts
Et lui promet d'immanquables trésors.
Mais le marchand, encor rempli de trouble,
Reste incertain, voit tout, entend tout[6] double,
35 Hors des périls, à ses yeux tout récents,[7]
Il se rappelle et recouvre ses sens.
Tantôt il dort au sein[8] de l'espérance,
Tantôt du sort il prévoit l'inconstance,
Et déchiré de sentiments divers,
40 Comblé de biens, il quitte l'opulence[9]
Et de nouveau se risque sur les mers.
En vain là-bas ce vieux guerrier s'empresse,
Il fuit la paix, le repos, la mollesse,
Et croit, couvert de lauriers et d'honneurs,
45 Son bonheur fait au prix de ses douleurs;
Accablé d'ans et criblé de blessures,
Aux champs de Mars n'eût-il point son égal:
Telles qu'on voit se rouiller[10] des armures,
En temps de paix, au fond d'un arsenal,
50 On laisse là Bélisaire[11] et sa gloire
Mourir de faim pour vivre dans l'histoire.
Ou des combats voudrait-il de retour,
Humble et soumis, se produire à la cour,
Adroit, rampant, briguer la bienveillance
55 D'un conseiller, l'ennuyeuse Excellence,[12]
Tous les matins il va pour l'assiéger.
Des courtisans la brillante cohue,
Comme la mer dans la tempête émue,
Vif et bruyant,[13] le font d'abord[14] ranger;
60 Enfin, pourtant, il l'aborde au passage,
Fait en deux mots l'éloge du courage,
Le suppliant de se vouloir charger
De son affaire et de le protéger.
Il lui répond par un signe[15] de tête;
65 Plus aurait dit de Balaam[16] la bête.

[5] fond, AWq: ford. [6] en tems tour (Rosenberg). [7] resents, AW: ressens. [8] aux soins (Tobler). [9] éputance. Dieser Vers ist überzählig. Das Gedicht endet daher mit ungerader Versziffer. [10] roiller, AW voiler. [11] la bellisere. [12] sic! [13] bruinant, AW brullant. [14] dabort. [15] signée. [16] Bileam.

S'il réussit, voilà d'autres malheurs:
Du souverain gagne-t-il les faveurs,
Compté parmi ses illustres esclaves,
Il est chargé de chaînes et d'entraves.[17]
70 Son maître est-il d'une bileuse humeur,
Il tremble, il craint, il se meurt de frayeur;
Est-il plus doux, la joie et l'espérance
Dans l'avenir lui font voir l'abondance,
Et de son prince adoptant les erreurs,
75 Comme un miroir, il en prend les couleurs.
Heureux encor, dans son futur naufrage,
S'il peut atteindre un des bords du rivage!
Son protecteur,[18] reclus[19] dans ses bureaux,
Règle la paix et commande aux héros;
80 Car Monseigneur est surtout politique,
Voit l'avenir d'un regard fatidique.
[En] le trompant[20] dans ses vastes desseins,
Charle[21] ou Louis[22] suivent d'autres chemins.
Outré de voir manquer ses conjectures,
85 Il se répand en grossières injures,
Vous le verrez rougir et disputer,
Gesticuler, crier et s'emporter,
Se courroucer contre le genre humain,
Et quereller le sort et le destin
90 Que, malheureux déchiffreur de chimères,
Il se tourmente avec ses caractères.[23]
Mais, dira-t-on, où trouver le bonheur?
Car si les biens, la gloire, ni l'honneur
Ne peuvent pas[23a] encor vous satisfaire,
95 Il n'est, ma foi, pour vous plus rien à faire.
Tout doucement, messieurs les contrôleurs!
Voulez-vous voir confondre vos erreurs,
Venez, de près examinons la chose:
Ce n'est qu'un titre, un nom, qui vous impose.
100 Plein de valeur et prompt à se venger,
Charles le Grand[24] ne sort[25] point du danger.
Objets usés de nos discours sinistres,[26]
Voyez entre eux cabaler ces ministres.

---

[17] enraves. [18] Dies ist offenbar der Vater des Dichters. [19] reclû. [20] En fehlt, auch in AW. Der Vers hat in den Mss. eine Silbe zu wenig. [21] Am Rande: l'empereur, AW Charles VI. [22] AW: Charles, Louis. Am Rande: Le roi de France, AW Louis XV. [23] Hiermit scheinen Buchstaben oder Zeichen von Weissagungen gemeint, mit denen der König sich wohl beschäftigte. Eine Bestätigung dieser Vermutung habe ich jedoch nicht erhalten können. [23a] sic! in allen Mss. [24] Charles XII, roi du Suède am Rande. [25] sont, AW sent. [26] Dieser Vers ist der Voltaireschen Épître à Madame la Marquise du Châtelet entnommen, wo es heifst (Moland X S. 284):

Sujets usés de nos discours sinistres.

Ce vil esclave, à ses biens attaché,
105 Ce trafiquant, qui cherche la fortune,
Paie souvent [le][26a] tribut de ses péchés
Au faux et traître empire de Neptune.
Or, maintenant, après tous ces portraits,
Tâchons encor d'ajouter quelques traits
110 De ce bonheur parfait et sans mélange
Que vous perdez pour avoir pris le change:
Vivant en paix avec tous ses égaux,
Varron[27] chérit la douceur du repos;
Son plus grand soin et son étude extrême
115 Est[28] de former son bonheur dans lui-même;
Ami[29] du luxe[30] et de tous les plaisirs,
Il fuit l'excès, satisfait ses désirs;
Il fait user des charmes de la vie,
Aime le vin, la bonne compagnie,
120 Les biens, le goût, les arts, la volupté,
L'amour, l'aisance avec la propreté;
Il sait jouir: cela[31] s'appelle vivre.
Des passions jamais il ne fut ivre,
Et renonçant à toute ambition,
125 N'encensait[32] point à la prévention:
Ce n'est point là l'effet de la mollesse,
Mais c'est le fruit que produit la sagesse.

A Ruppin, le 5. décembre 1736.
Frederic.

4. A la Reine.

Qu'un rimeur, adorable Reine,
Devient un animal fâcheux,
Quand d'une languissante veine
Il veut trancher du doucereux!
5 Mais que faire, en défaut[1] d'écrire,
Si par quelque trait malheureux
On vous soupçonne de satire?
Le monde vous condamne aux feux.
Que reste-t-il pour un[2] poète,[3]
10 Possédé du démon des[4] vers?
Noces, enterrement ou fête:[5]
Voilà des sujets peu divers.

[26a] le fehlt RSD. [27] Varrons. Unter diesem Namen zeichnet sich der Dichter offenbar selbst. [28] Et. [29] Emi. [30] luz. [31] Il sait jouir cela, [32] N'en sensoit. Enceuser à quelqu'un wird in einem anderen Gedicht Friedrichs von Voltaire (April 1738) getadelt (Œuvres XXI S. 194). Vgl. Einleitung zu Nr. 7.

[1] on defaut. [2] pourtan (Kruecger). [3] poëtes. [4] de. [5] Nopse entierement ou faites.

Mais, cependant, s'il n'est pas bête,
Tirant ses trésors de sa tête,
15 Ses vers vont peupler l'univers,[6]
Ils vont fourmiller[7] de sa plume.
Le bon jour que le jour de l'an!
L'ancienne et louable coutume
De réchauffer[8] un compliment,
20 De dire en beaucoup peu de chose,
De mentir en vers comme en prose,
De faire enrager[9] son prochain
Et de le haranguer sans fin!
Apollon fût-il[10] un colosse,
25 Un dieu pesant, un dieu lourdaud,[11]
Bon pour divertir Desbarreaux;[12]
Pégase fût-il une rosse,
Poussive et rétive[13] à jamais:
Par des vœux et par des souhaits
30 Un rimeur se tire d'affaire,
Vous promet le ciel et la terre,
Un bonheur constant, la santé,
Des biens, de la prospérité,
Une longue postérité,
35 Une puissante autorité,
Et cetera,[14] pût-il se faire.
Toute la générosité —
Soit dit sans lui vouloir déplaire —
N'a, ma foi, jamais rien coûté;
40 Comme ces disputes d'écoles,
Ce ne[15] sont que vaines paroles
Et des sons sans réalité
Et souvent sans sincérité.
Un vilain, un ladre, un avare
45 Aurait[16] dans telle occasion,
Malgré sa lâche passion,
Même libéralité rare.
Reine, par un nouvel essor,[17]
Ma muse dans ce jour m'inspire,
50 Elle aspire à Vous faire rire:
C'est là le but de son effort.
Oui, ma main, pour Vous servir prête,
Voulant soulager Vos travaux,

---

[6] Dieser Vers mit dem dritten Reim auf *ers* ist überzählig. [7] fournailler. [8] reshoffer. [9] envager. [10] fait-il. [11] loudeax. [12] Am Rande: Desbarreaux était un poète qui a fait des vers impies contre la déité et qui se moquait de tout ce qu'il y a de plus saint. Der französische Dichter Desbarreaux lebte 1602—1673. [13] rective. [14] Effetera. [15] ni. [16] Oroit. [17] esort.

A, par un choix des plus nouveaux,
55 Pris les sifflets[18] pour la trompette.[19]
Puisse[nt][20] ainsi mes faibles écrits,
Un jour plus dignes de vous plaire,
Suivis[21] de grâces et de ris,
Longtemps encor vous satisfaire!
60 Mais sans m'écarter de mon plan,
Tous les jours, pour Vous plein de zèle,
Faisant des vœux d'un cœur fidèle,
Me sont le premier jour de l'an.

A Berlin, le 1. janvier 1737.
Frederic.

5. Épître sur l'âge
[à Saintfart].

O toi, de mon repos aimable et doux asile,
Campagne,[1] qu'en tout temps je préfère à la ville,
Quels nuages épais obscurcissent le jour!
Tes prés, tes champs, tes bois, habités par l'amour,
5 En proie à la fureur des saisons les plus rudes,
Paraissent des déserts, de[2] vastes solitudes.
Auprès de mon foyer, frileux et grelottant,
J'évite en vain le froid, qui me saisit pourtant
Déjà depuis trois mois en sa rapide course.
10 Le monde a gravité vers le grand char de l'ourse,
Et des vents déchaînés le ravage effrayant
Vient briser en courroux le chêne vieillissant,
Renverse les clochers, déborde[3] les rivières,
Et remplit de terreur nos timides bergères.
15 La plaintive Progné, de douleur [en][4] gémit,
Et Philomèle en pleurs en se cachant frémit.
Dans nos prés émaillés les fleurs en[5] sont flétries,
De nos arbres touffus les[6] branches sont pourries.
L'hiver, causant partout des désolations,[7]
20 Change[8] l'eau ruisselante en compactes glaçons;
Il couvre nos jardins de neige éblouissante[9]
Et gèle en sa fureur la jeune et tendre plante.

---

[18] sifflet, bei Littré: 'style qui ne flatte pas l'oreille', hier offenbar satirischer Stil. In diesem Sinne spricht Friedrich auch in seinem komischen Epos *La Guerre des Confédérés* von seinem *aigre sifflet* (Œuvres XIV S. 217 Z. 10) im Gegensatz zur *trompette*. [19] la trompette, der Stil höheren Schwunges. [20] Puisse. Durch die Korrektur erhält der Vers eine Silbe zu viel. [21] Servez.

[1] AW Compagnie. [2] des, AW les deserts des. [3] déborder wird in diesem Sinne nicht transitiv gebraucht. [4] fehlt in den Mss. [5] ent. [6] ses. [7] dissolations. [8] Charge, auch in AWq. [9] bloisante.

L'hiver rend notre corps inactif et pesant,
Il fige en ses canaux notre sang circulant.
25 O Ciel! est-ce donc là la déplorable image
De mille infirmités que nous amène[10] l'âge?
Faut-il que chaque hiver avec témérité
Nous fasse pressentir notre caducité?
Ah! Quand de nos beaux jours la saison est passée,
30 La nature dans nous semble s'être épuisée;
L'âge, qui nous détruit en nous ridant le front,[11]
Appuie[12] notre corps courbé sur un bâton;
Il blanchit les cheveux, rend la tête chenue,
Fait[13] perdre la mémoire et l'ouïe[14] et la vue,
35 Impitoyablement il mutile[15] nos sens,
Affaiblit de l'esprit les ressorts impuissants;
Pour le dire en un mot, tout âge a sa marotte:
Le héros, le savant également radote,
Et la vieillesse, objet de nos vœux empressés,
40 Est un fatal présent, fait des cieux courroucés.
Profitons, cher Saintfart, du printemps de notre âge!
Que[16] de tous les plaisirs le brillant assemblage,[17]
Que les ris et les jeux, que les tendres amours
Adoucissent nos maux et remplissent nos jours!
45 Nous n'avons qu'un seul temps, ce temps s'écoule vite,
Bientôt l'affreuse mort nous entraîne à sa suite.
Épicure et Chaulieu,[18] ces enfants des plaisirs,
Sont privés maintenant de vie et de désirs,
Et dans l'obscure nuit où le trépas les plonge,
50 Le moment d'à présent ne leur vaut pas un songe.
Mais quoi! J'entends déjà quelque fat en faveur
Se récrier d'un air et d'un ton de docteur:
'Osez-vous,' me dit-il en sa triste manie,
'Trouver des agréments, des plaisirs dans la vie?
55 O! de l'aveuglement quelle fatale erreur
Vous fait[18a] dans le poison trouver de la douceur?
Et que d'un vain plaisir l'amour enchanteresse
Vous éblouit les yeux par sa trompeuse adresse,
Jusqu'à ce[19] que la débauche, énervant[20] votre corps,
60 Vous fasse enfin subir la dure loi du sort.'
Va, docteur, va prêcher d'un ton mélancolique!
Qu'importe si je meurs de fièvre ou de colique,

[10] vous ennue, AW: vous annonce. [11] fron. [12] sic! [13] Fut. [14] loye. [15] onntille. [16] Qui. [17] trillant assantage, AW: l'attirant avantage. [18] chaux lieux. Der bekannte französische Anakreontiker (1637—1770), von dessen Gedichten Friedrich eine Auswahl zu seinem Gebrauche drucken liefs. [18a] faitez, AW: Vous pouvez. [19] ce fehlt in RSD. Durch die Korrektur (AW) erhält der Vers eine Silbe zu viel. [20] eu ervant, AW: en crevant.

De goutte,[21] de gravelle, ou bien de mal de roi:[22]
Il faut, quand l'heure[23] arrive, expirer une fois.
65 Laissons philosopher ce fol atrabilaire,
Rendons grâces au ciel des dons qu'il nous veut faire!
Sans nous inquiéter d'un funeste avenir,
Tenons-nous au présent et sachons en jouir!

Le 27. février 1737. Frederic.

6. A la Reine
pour le 27. mars, jour de Sa Naissance.

Reine, ce jour, que ton nom rend célèbre,
Ce jour, qui fait le bonheur des humains,
Ce jour, fêté de l'Elbe jusqu'à l'Ebre,
Fait depuis peu l'objet[1] de tous mes soins.
5 Oui, depuis peu, te[2] consacrant mes veilles,
De ton grand cœur[3] admirant les merveilles,
J'ai résolu que mes faibles accents,
En accordant mon chant avec ma lyre,
T'adresseraient des vœux soumis, ardents,
10 Que la tendresse et que mon cœur m'inspire.
Quoi! Mes esprits engourdis et pesants
Seront les seuls qui n'auront rien à dire,
Lorsque chacun, usant de ses talents,
Pour te louer brûle d'ardeur d'écrire?
15 Ah! Pour Dieu, Muse, évite[4] cet affront!
Rime[4] toujours en dépit d'Apollon!
Et quand vos vers iraient à l'aventure,
Muse, il m'en faut, et je vous en conjure!
Sombre et rêveur, moi, le feu peint dans l'œil,
20 Tout mollement couché dans mon fauteuil,
A mon esprit je donne la fortune,[5]
Et c'est alors qu'en[6] Virgile[7] apprentif,[8]
Je crois monter mon Pégase rétif;[9]
Mais m'embourbant[10] presque à chaque hémistiche,
25 Je suis à sec sur un sujet si riche,
Une syllabe, un seul vers me retient;

---

[21] Du. [22] *mal de roi* fehlt in den Wörterbüchern. Ob der Kronprinz an das englische *king's evil,* Skrofeln, dabei gedacht hat? Die beiden Verse 62 und 63 stehen fast wörtlich so in dem Briefe Friedrichs an Grumbkow vom 11. Februar 1737 (Koser, Briefwechsel etc., S. 149): 'Qu'importe, il faut mourir une fois, soit de goutte, de gravelle, de mal de roi, de colique: le tout revient au même.' [23] l'Haine (Lamprecht).

[1] objet (ohne l'). [2] de. [3] cour. [4] evites und rimes. [5] Hierzu fehlt der Reim. [6] un. [7] Anmerkung: Virgile chante les louanges d'Auguste. [8] apruntif. [9] Der Ausdruck ist Boileau, Art poétique I V. 6, entlehnt. [10] m'ambourtant.

Tantôt le sens est contraire à la rime,[11]
Et sans quitter le rabot et la lime,
Je suis cent fois arrêté par un rien.[12]
30 Des vils rimeurs j'évite la mollesse,
Qui,[13] dans des vers rampants et sans vigueur,
D'un style plat, sans grâce et sans noblesse,
A chaque mot font bâiller le lecteur.
Tantôt je crains de donner dans l'emphase,
35 Une autre fois il faut changer la phrase,
Quelqu'un me dit: Ah, voilà du phébus!
Je fais, refais, corrige et n'en puis plus,[14]
Et mon censeur,[15] qui ne me fait point grâce,
Me dit tout net, désapprouvant mon choix,
40 Que la grandeur de mon sujet me passe,
Et que je suis sans haleine et sans voix.
Du jeune Icare il me cite l'histoire:
'Cet insensé, ce fier audacieux,
Entreprenant, trop avide de gloire,
45 D'un vol hardi s'éleva jusqu'aux cieux.
Marque ce fait, dit-il, en ta mémoire:
Quand du soleil les rayons lumineux,
En s'approchant peut-être trop près d'eux,
Eurent fondu[16] la cire de ses ailes,
50 Perdant soudain ses plumes infidèles,
Et n'ayant plus de soutien dans les airs,
Il tombe[17] enfin dans l'abîme des mers.'
Je crois le voir: cette vivante image
Me garantit, Reine, de mon naufrage,
55 Et pour ton nom quoique brûlant d'ardeur,
J'attends encor que, secondé par l'âge,
Je puisse un jour célébrer ton grand cœur.
Pour te chanter il faudrait un auteur[18]
Tel que celui qui, d'une main de maître,
60 D'Élisabeth[19] nous crayonna les traits.
S'il t'avait vu, s'il te pouvait connaître,
De tes vertus admirant les attraits,
Dans l'univers portant ta renommée
Et confirmant les bruits qu'elle a semés,[20]

---

[11] Reine.. Vgl. Boileau, Art poétique I V. 28: Que toujours le bon sens s'accorde avec la rime. [12] Erinnert an Boileaus Art poétique I sowohl wie an dessen Satire II. [13] sic! an mollesse angeschlossen, obwohl auf rimeurs bezogen. [14] Vgl. Boileau, Art poétique I: Ajoutez quelquefois, et souvent effacez. [15] Vgl. die Einleitung. [16] fondeux. [17] müßte tomba heißen. [18] Anmerkung: Voltaire. [19] Anmerkung: Élisabeth, reine d'Angleterre, dans la Henriade. Friedrich wußte schon im April 1736 dies Epos 'auswendig', wie Manteuffel sagt (Œuvres XXV S. 453). [20] simée.

65 Il avouerait que ses vers immortels
Pour exalter d'illustres héroïnes
N'ont pas manqué de couleurs assez fines,
Mais que ma Reine au-dessus des mortels
Devrait avoir un temple et des autels.

A Rheinsberg, le 25. mars 1737. Frederic.

7. A la Reine.

D'une agréable solitude,
Que nous consacrons à l'étude,
Au culte de la vérité,
Où nous fuyons[1] la multitude,
5 Les courtisans, la fausseté,
Des vieux[2] temps la simplicité
Revient chez nous en habitude,
Et l'auguste sincérité,
Dans nos discours l'exactitude
10 Règne en toute sa pureté.
Jamais d'une main frauduleuse[3]
Aux dieux nous offrons[4] des[5] encens;
Une âme grande et généreuse
N'encense point aux[6] plus puissants.
15 C'est la vertu qui nous entraîne,
Et pour elle notre Hippocrène
Nous inspire des sentiments.
En vain un empereur à Rome,[7]
Moins encore furieux que vain,
20 Voulut persuader Lucain[8]
De le[9] chanter comme un grand homme,
D'en imposer à l'univers,
Et, d'une lâche flatterie
Profanant la muse fleurie,
25 Souiller la gloire de ses vers.
O liberté, trop chère idole,
Nous apprenons dans ton école
A ne point démentir nos cœurs.
L'éclat, l'appareil des grandeurs,

---

[1] fajous. [2] vœux. [3] franduleuse. [4] afrons. [5] fehlt im Ms., steht aber im Citat dieser Stelle in Voltaires Brief vom April 1738. [6] en im Ms. Doch muſs nach demselben Briefe Voltaires aux zu lesen sein, da Voltaire das encenser à quelqu'un an dieser Stelle rügt. Vgl. Einleitung. [7] Nero. [8] Lukan soll ein Lobgedicht auf Nero verfaſst haben; nachher verbot ihm der eifersüchtige Kaiser das Dichten. Wo die hier erwähnte Thatsache überliefert ist, konnte ich nicht ermitteln; die Vita Lucani weiſs nichts davon. [9] la.

30 Ni la force ne m'effarouche,
Et mon cœur parle par ma bouche,
Sans que de frivoles erreurs
N'aient[10] pu corrompre mes mœurs.
Loin de ces palais magnifiques,
35 Où dessous des lambris[11] dorés,[12]
Entourés de flatteurs iniques,
Les grands, les rois sont adorés,[13]
Sous nos toits simples et rustiques,
Tous les vices sont abhorrés.[14]
40 Nos vœux, nos souhaits, nos hommages
De la vertu sont les ouvrages:
C'est elle que nous révérons.[15]
Et le dieu que nous implorons,
Du crime ennemi redoutable,
45 Sourd à notre voix lamentable,
Punirait nos illusions,
Si pour le vice punissable
Sans fin nous l'importunions.[16]
O Reine, que mon cœur révère,[17]
50 Femme héroïque et tendre mère,
Ta bonté, toutes tes vertus,
Les faibles par toi défendus,
Ta grande âme compatissante,
Si[18] secourable et bienfaisante,
55 Ta douceur et[19] ta fermeté,
Et cette magnanimité
Qui te fait pardonner l'offense,
Ta justice et ton équité,
Ces limites de ta puissance,[20]
60 Tes vertus, dont l'éclat divin
A les imiter nous inspire,[21]
Et qui font, lorsqu'on les admire,[22]
Mieux présumer du genre humain:
Ce sont elles qui du silence
65 Auquel je me vois condamné,
Ont su rompre[23] la violence,
A te chanter m'ont destiné.
Veuille le ciel que ta carrière,
Brillante et couverte de fleurs,

---

[10] Das zweisilbige aient, das öfters wiederkehrt, wird schon von Voltaire gerügt in seinem Briefe vom Januar 1738 (Œuvres XXI S. 139). [11] L'embris. [12] Donez. [13] adonèz. [14] abhonéz. [15] revirons. [16] v. 47, 48 sind am Rande nachgetragen. [17] Von hier an ist das Gedicht bei Preufs, Œuvres XIV S. 43, bereits gedruckt mit kleinen Änderungen und einem Fehler. [18] Preufs Et. [19] et fehlt fälschlich bei Preufs. [20] quiesence. [21] Pr. invite. [22] Pr. médite. [23] Pr. Ayant rompu.

70 N'offre jamais à ta paupière
Que des jours remplis de douceurs!
Que la trame trop peu durable
De jours si beaux, si précieux,
Par Atropos inexorable
75 Jamais ne soit tranchée en deux!
Plutôt tranchez mes destinées,
Dieu du Styx, dieu de l'Achéron,
Nouez-les au fil des années
Dont vos mains lui feront le don!
80 Heureuse, mille fois heureuse
L'âme bien née et généreuse
Qui dans les ombres du trépas
Pousse et précipite ses pas
Pour conserver les jours insignes
85 Des héros, de nos vœux seuls dignes,
Et qui méritent nos amours!
Plus noble et plus digne d'envie
Est l'homme qui donne ses jours
Afin de conserver le cours
90 De ceux dont il reçut la vie.[24]

Frederic, le 23.[25] mars 1738.

8. Épître sur le printemps.

Enfin les Aquilons, lassés de leurs fureurs,
Fuient[1] tout[2] essoufflés devant le dieu des fleurs,
Et le froid grelottant, les glaçons et la neige,
Du pesant dieu d'hiver redoutable cortège,
5 De nos fertiles[3] champs, par leurs mains désolés,
Chez le Lapon barbare enfin sont envolés.
L'astre brillant du jour, ce feu qui nous éclaire,
Déjà répand sur nous des torrents de lumière;
Et dans le vaste cours de ses longs mouvements,
10 La terre, gravitant et roulant sur ses flancs,
Approchant du soleil en sa carrière immense,[4]
De Phébus éclatant déjà sent l'influence.
C'est lui qui vivifie et répand ses vertus
Dessus les végétaux, par l'hiver morfondus;

---

[24] Pr. De ceux des auteurs de sa vie. [25] Pr. 27. Dies ist der Geburtstag der Königin, zu dem das Gedicht bestimmt war.
[1] Im Innern des Verses bekanntlich nicht erlaubt, aber doch oft gebraucht. [2] hut. [3] vertiles, AW faibles. [4] Siehe Einleitung.

15 De ses vives couleurs les objets se colorent,
Les bois, les prés, les fleurs, les belles s'en décorent.
De diverses beautés ses rayons sont le fard,
En vain Pesne[5] sans eux cultiverait son art;
Sans leur secours puissant l'abondante nature
20 Perdrait l'éclat trompeur de sa riche parure,
Et l'homme, appesanti par le froid destructeur,
Ne sentirait jamais renaître sa vigueur.
Cet astre étincelant, dont son âme est ravie,
Lui donnant sa chaleur, le rappelle à la vie.
25 Sous un ciel épuré sa salutaire ardeur
Nous ranime à l'amour, au travail, à l'honneur.
Les compactes glaçons, engourdissant les fleuves,
Du soleil radieux ressentent les épreuves;
L'eau redevient fluide, et reprenant son cours,
30 Au navigueur[6] hardi présente ses secours.
Du sommet sourcilleux[7] des montagnes chenues
Tombe en rebondissant l'eau des neiges fondues,
Elle écume et mugit, et d'un cours orageux[8]
S'enfuit en serpentant par des vallons fangeux.
35 Mille petits ruisseaux se mêlent à sa course,
Par leurs tributs grossis d'un fleuve enflent la source;
Comme un torrent rapide on voit rouler leurs eaux
Vers le vaste océan, qui les perd dans ses flots.
Déjà le trafiquant, plein du gain qu'il espère,
40 Charge de ses bateaux le cours de la rivière;
La rame à coups fendus fait voler loin de l'œil
Ce bateau téméraire, ouvrage de l'orgueil.
Il lève les tributs que passe[9] à la patrie
Le besoin que l'ignare[9a] a de son industrie;
45 Et le voisin, puni de sa stupidité,[10]
Récompense nos arts et notre habileté.
Là, d'autres, dans nos ports, où règne l'abondance,
Cherchent le superflu qu'offre notre opulence.
Tandis qu'en sa sueur, avec ses fers[11] tranchants,
50 Fertilisant la terre et cultivant les champs,
Pressant les bœufs tardifs[12] d'une main assidue
A tracer les sillons que forme la charrue,
Le paysan diligent prépare sa moisson;
— — — — — — — — — —[13]
55 Tandis que le berger sort de la bergerie
Son troupeau bondissant, qu'il mène à la prairie,

---

[5] Der bekannte, auch von Friedrich besungene Hofmaler. [6] navi*geur* (sic!). Dies Wort existiert weder mit, noch ohne u. [7] soureilleux. [8] arageux. [9] AWq: qui passent, AWf: qui passe. [9a] AW: Ingure. [10] schepedité, AW: sa inépédité. [11] fois, AWf: sois, AWq: soies. [12] jardifs. [13] V. 54 fehlt, auch in AW.

Et que le jardinier, plantant des arbrisseaux,
D'un soin prudent et sage émonde leurs rameaux,
Que la liqueur des sucs, dans les arbres poussée,
60 Circule en cent canaux par la chaleur pressée,
Et qu'au bout des rameaux, en forme de bourgeons,
Des tendres fleurs, des fruits elle annonce les dons;
Qu'au parterre, semé de narcisses, de roses,
On hume le parfum des fleurs fraîches-écloses;
65 Que tout renait enfin, dans l'air et sous les cieux,[14]
La guêpe bourdonnante et le ver tortueux,
Et lorsque tout acquiert une vigueur nouvelle:
L'intrépide guerrier sent augmenter son zèle.
Rassemblés en un lieu, sous leurs drapeaux vainqueurs,
70 Nos soldats courageux, disciplinés de mœurs,
Détestant[15] des hivers les langueurs léthargiques,
Ne trouvent[15] de plaisirs qu'en des jeux héroïques.
Voyez au champ de Mars nos braves bataillons,
Avec ordre rangés, obscurcir les sillons!
75 L'austérité forma leur auguste silence,
Et Mars leur inspira la prompte obéissance.
On voit cent mille bras, d'un mouvement égal
Agissant à ressorts, et mus par un signal,
Maniant avec art leurs armes meurtrières,
80 Formidables aux uns, aux autres salutaires,
Fermes, puissants appuis des sincères amis,
Mais foudres pour punir tous nos fiers ennemis,
Ornements de la paix, utiles à la guerre,
Toujours fatals soutiens d'une illustre colère:
85 Et de ces instruments, forgés dans les enfers,
Ils font sortir la foudre éclatant en éclairs.
A peine les zéphirs, déchaînés par leur maître,
Dissipent dans les airs la vapeur du salpêtre,
Que[16] le soldat actif, agile et diligent,
90 A rechargé son arme et décharge à l'instant.
De ce vacarme affreux, de ces vives images,
Emblèmes de la guerre et du bruit des orages,
La tendre Philomèle en ce bruyant séjour,
Le cœur plein de frayeur, va cacher son amour;
95 Là, dans un bois obscur[17] choisissant sa retraite,
Elle apprend au passant sa passion secrète.
Son chant mélodieux fait retentir les bois;
Les oiseaux gazouillants font l'écho de leurs voix.
Tout respire l'amour; la nature naissante
100 Fournit d'un sein fécond la vertu produisante.

---

[14] *lieux*. [15] AW détestent und trouvant. [16] Qui. [17] obsair.

Ce roi de l'univers, l'Amour, ce faible enfant,
De tout être au printemps est vainqueur triomphant.
Les poissons, les oiseaux, l'air doux que l'on respire,
Tout incline à l'amour, tout subit son empire.[18]
105 L'homme, ce vain mortel, fier de sa liberté,
Sous le joug de Vénus par l'amour est dompté.[19]
Comme on voit d'un monceau de cendres amorties
Sortir d'un feu caché les brillantes parties,
Le vent, qui les attise,[20] allumer de nouveau
110 D'un triste embrasement le funeste flambeau:
Ainsi rajeunissant d'une vigueur nouvelle,
De l'amour dans son cœur portant une étincelle,
L'homme, plus vigoureux dans la belle saison,
Sent son cœur enflammé, rebelle à la raison.
115 O toi, fidèle amant de l'inconstante Flore,
Jeune, aimable Printemps, Printemps, qui fais[21] éclore,
Dans les prés négligés, dans le jardin orné,
Les fleurs, de qui[22] l'éclat n'est que momentané,
Conserve sur nos bords ta jeunesse éternelle!
120 Que du lion brûlant l'ardeur surnaturelle,
Enjambant sur les droits à pas précipités,
De tes plus beaux présents ne fane les beautés!
Le printemps de notre âge est la frêle jeunesse,
Le temps dans un coup d'œil amène la vieillesse;
125 Et quand de notre front l'air joyeux et serein
Est rayé par les traits gravés par son burin,
Quand le grand jour poursuit notre naissante aurore,
Que l'esprit pétillant par l'âge s'évapore,
Que l'automne détruit l'ouvrage de l'été,
130 L'hiver vient à sa suite avec l'infirmité.
Le souci dévorant, le chagrin hypocondre
Et la caducité viennent pour nous confondre.
O trop charmant Printemps, qui vas de ces climats
Dissiper les ennuis, les vents et les frimas,
135 Qui vas ressusciter la nature féconde
Du sommeil de l'hiver, où languissait le monde,
Puissions-nous, comme vous, revivre tous les ans
Pour savourer la joie et les plaisirs naissants,
Et d'une passion maîtresse de notre âme
140 Sentir par les amours reproduire la flamme!
Et puisqu'enfin le sort nous a faits pour périr,
Que nos jours passagers s'écoulent sans vieillir![23]

---

[18] Dieser Vers fehlt in AWq. [19] AW: compté. [20] AW: attire. [21] fait in allen Mss. [22] Qui mit Präposition vom Verfasser öfters auf Sachen bezogen. AWf korrigiert: desquelles, was den Vers zerstört, AWq folgt. [23] vicillir.

9. [A Césarion.]

A Ruppin, le 19. mai 1738.

Prolongeons les moments que le ciel nous accorde,
Et, dans les bras de la gaîté,
Que la tendresse et la concorde
Nous enivrent de volupté!
5 Que dans son antre[1] affreux[2] frémisse la Discorde,
Crevant d'envie et de fureur,
De ne pouvoir verser[3] l'horreur[4] qu'elle distille
Sur les jours fortunés que la Parque nous file,
Et sur le front serein qu'offre une égale humeur!
10 Sans puiser chez Bacchus[5] une joie insensée
Et mécaniquement[6] échauffer ma pensée,
Un seul ami présent suffit[7] à mes désirs,
Lui seul peut combler mes plaisirs.
Ami, qu'en ces lieux l'amitié seule attire,[8]
15 Hâte tes pas toujours trop lents,[9]
Et pour mon cœur, qui te désire,
Et pour nos plaisirs innocents!
Nous pourrons tout penser et nous pourrons tout dire,
Joyeux, satisfaits et contents:
20 De la liberté c'est l'empire.
L'auguste confiance en unissant nos cœurs
Aux champs de l'amitié nous fait[10] cueillir ces fleurs.
Sage et pure Amitié, sanctifiez[11] ma muse!
Je vous consacre[12] mes écrits,
25 J'abandonne à jamais aux frivoles esprits
Le plaisir de chanter l'amour qui les abuse.
O vous, qui renoncez à ses appas[13] trompeurs,
Qui sauvez[14] votre cœur de ses jeunes erreurs,
D'un moment passager tissu d'or et de soie,
30 Où pour nous la faveur du ciel
Se manifeste et se déploie,
Savourez la tranquille joie!
Le destin inégal, bienfaisant et cruel,
Réglant les jours de notre vie,
35 Voulut que rarement par un bonheur réel
Notre âme se sentît ravie;
Qu'un plaisir s'achetât au prix de mille maux,
Que, fragiles jouets[15] du vent de ses caprices,

---

[1] autre. [2] affieux. [3] verses. [4] honneur. [5] Baceus. [6] meraniquement. [7] suffir. [8] attrie. [9] cents. [10] fair. [11] Sanctifiés. [12] consalle. [13] à pas. [14] Qui servir. [15] fragile jouet.

Les hommes agités ainsi que les roseaux[16]
40 Trouvassent peu de jours propices.
C'est pour mieux connaître le prix
De ceux que le bonheur aiguise;[17]
Et lorsque l'ennui nous épuise,[18]
Des plaisirs, des jeux et des ris
45 On est plus vivement épris.
Pour moi, qui dès longtemps élevé dans l'école
De la funeste adversité,
Ai fléchi mille fois devant la grande[19] idole
De l'absurde[20] formalité,
50 Je t'attends, escorté des grâces,
De l'enjoûment, de la gaîté,
Et de tous les plaisirs qui naissent sur tes traces
Et sur ceux de la liberté.
Que les moments de ces journées
55 Qui rejoindront nos destinées
S'écoulent moins rapidement,
Et qu'ils[21] s'allongent prudemment
D'une durée[22] égale à celle des années,
Dont notre impatience aime à hâter le cours!
60 Mais reprenez vos droits, Parques inexorables,
Sur ces siècles affreux de douleurs effroyables,
Dont le nuage[23] épais obscurcit nos beaux jours.
Ce printemps que nous voyons naître,
Le père[24] de ces tendres fleurs,
65 Est le dernier printemps peut-être
Dont nous sentirons les douceurs;
Peut-être ce matin, cette pompeuse aurore,
Qui parut à notre réveil,
Et ce soleil brillant que nous voyons encore,
70 Sera notre dernier soleil.
L'insatiable mort, squelette qui dévore,[25]
Nous plongera dans peu dans l'éternel sommeil:
Hâtons-nous de goûter les charmes de la vie!
Le temps qui fuit nous y convie,[26]
75 Arbitres, tant que nous vivons,
De nos faibles plaisirs et de nos actions!
Mais lorsque le trépas, qui sème l'épouvante,
Nous aura moissonnés avec sa faux sanglante,
Alors bientôt s'évanouiront
80 Les charmes des illusions,

---

[16] voseaux. [17] eguïse. [18] épaise. [19] lagrane. [20] l'absende. [21] qu'els. [22] denée. [23] necage. [24] Le pese. [25] de voie. [26] corvie.

Bientôt notre âme appesantie,
Par le trépas anéantie,
N'aura plus de sensations;
Et si le reste de notre être
85 Après[27] la mort pouvait connaître,
En vain nous regretterions[28]
De n'avoir pas su faire usage
Du bien qui fut notre partage.
Toi, qui[29] sais réunir la sublime raison
90 Au feu de l'imagination,[30]
Et qui du dieu du goût recueilles le suffrage,
O toi! dont l'esprit pétillant
Étincelle comme un brillant,
Maître dans l'art du badinage,
95 Prodigue, cher Césarion,
Ta vive conversation!
Éloigne des chagrins la troupe insupportable,
Éloigne[31] des soucis le lugubre convoi!
Que ton front, ceint de fleurs d'un parfum agréable,
100 Relève encor ton air aimable!
Que, dans cette soirée, entre Hermotime[32] et moi,
Le dieu législateur de l'enjoûment de table,
Toujours gai, toujours sociable,
Te rende plus heureux que le plus puissant roi!

10. Épître sur l'humanité!

Le bonheur des humains dépend de la vertu,
Ce bonheur par le vice est toujours combattu.
L'ambition, l'amour, l'intérêt et la gloire
Nous offrent de faux biens le fantôme illusoire,[1]
5 Semblables à ces[2] feux traîtres et séducteurs
Qui même en éclairant trompent les voyageurs.
Ce palais enchanteur, où l'art, par ses prestiges,
Étala tout l'éclat des magiques prodiges
Qu'Armide produisit et dont l'appareil vain,
10 Le charme évanoui, disparaissait soudain,
Des passions de l'âme offre une vive image:
Un dehors séduisant fut toujours leur partage,
Leur or est du clinquant, leurs brillants sont trompeurs,
Ils promettent des biens, ils causent des malheurs.

---

[27] A peis. [28] ions fälschlich zweisilbig. [29] Toi bien qui giebt eine Silbe zuviel. [30] ion fälschlich einsilbig. [31] Elsigne. [32] Siehe Einleitung.
[1] AWf du soire, AWq du Soire. [2] des.

15 Notre intérêt commun vers la vertu nous guide,
Elle est notre rempart, elle nous sert d'Égide;
Sous son puissant abri le myrthe et le laurier
Unissent leurs rameaux à ceux de l'olivier.
Mais expliquons ici son divin caractère:
20 Dieu de l'humanité, que ton flambeau m'éclaire!
La source du bonheur est la société,
Le bien de l'univers vient de l'humanité.
Sans elle, la vertu n'est qu'un[3] terrain stérile
Et qui produit des fleurs l'ornement inutile.
25 Que me sert qu'un héros, plein d'intrépidité,
Périsse[4] pour sa gloire et pour sa vanité?
Qu'Ariste,[5] dont Caton[5] vante la tempérance,
A[6] quinze sous par jour restreigne sa dépense?
En suis-je plus heureux? M'en revient-il du bien?
30 Non, la société ne s'en ressent en rien.
Ce peuple à peine né qui[7] se faisait la guerre,
Que Cadmus étonné vit sortir de la terre,
Qui, sans s'être[8] connu, toujours se poursuivit,
Par le fer meurtrier, par soi-même détruit,
35 Des maux de la fureur nous offre une peinture.[9]
Gardons dans notre cœur les lois de la nature!
Tout royaume où le vice aurait droit de régner,
Par lui-même ébranlé,[10] ne saurait subsister;
Jusqu'en ses intestins, que la rage consume,
40 Son sang, mêlé de fiel, porterait l'amertume:
Chacun voudrait régner, la souveraineté
Serait le prix du meurtre et de l'impunité;
La conspiration, armant la barbarie,
Par cent chemins nouveaux abrégerait la vie;
45 Et le faible englouti par son voisin puissant,
N'implorerait qu'en vain un cœur compatissant;
La licence[11] effrénée, accablant l'innocence,
Assouvirait[12] de sang l'amour de la vengeance;
Une haine implacable, allumant ses tisons,
50 Au cœur des ennemis soufflerait les poisons.
Sur du marbre gravée,[13] la moindre négligence
Irait[14] de père en fils éterniser[15] l'offense,
Et l'équité,[16] foulée aux pieds de l'oppresseur,
S'élèverait en vain contre l'usurpateur,

[3] AW: vient d'un. [4] Pérille. [5] Offenbar nur willkürlich gewählte Namen. [6] Ce. [7] quil. [8] sans ètre. [9] Vgl. *L'Antimachiavel* (Œuvres VIII S. 145): La fable de Cadmus, qui sema en terre les dents du serpent qu'il venait de vaincre, et dont naquit un peuple de guerriers qui se détruisirent, est l'emblème de ce qu'étaient les princes italiens du temps de Machiavel, etc. [10] ébranté. [11] AW: justice. [12] Assouviroint. [13] gravé. [14] Ivoit. [15] eternèser. [16] le quitè.

55 Contre le crime heureux, l'audace et l'insolence.
Mais la fortune change, et par son inconstance
L'oppresseur arrogant est[17] lui-même opprimé.
Un[18] traître plus habile,[19] en son art consommé,
Fera mourir Séjan[20] au milieu des supplices,
60 Moissonnant ses trésors, en imitant[21] ses vices.
Ces mots vous font frémir? Mais l'inhumanité
Nous offre plus d'un crime en sa diversité.
A qui vous adresser si dans votre misère
Vous êtes méconnu de votre propre père,[22]
65 Et d'opprobre couvert, traînant vos tristes jours,
Rebut[23] de vos amis,[24] délaissé,[25] sans secours?
O ciel, l'affreux état! lorsque la[26] maladie
Vient ronger à pas lents le fil de votre vie,
Que le corps affaibli, les esprits abattus
70 Languissent tristement, par cent maux combattus.
Privé de vos parents et privé d'assistance,
Vous mourez de chagrin, de douleur, d'indigence.
Vous, indignes humains, dont le cœur endurci,
Ne peut être amolli par la douleur d'autrui,
75 Semblables à ces dieux faits de bronze ou de plâtre,
Qu'en vain voulait fléchir le païen idolâtre,
Race de malheureux, qu'on ne peut attendrir,
Tisiphone ou Cerbère ont seuls pu vous pétrir!
Rougissez-en, mortels: le tigre, la panthère
80 Sont plus doux, plus humains qu'un Néron, qu'un Tibère,
Qu'un Sylla, regorgeant du sang des citoyens,
Horreur de la nature et fléau des Romains;
Et vous, jeune César, monstre d'ingratitude,
Dont Ovide chanta la douce servitude,[27]
85 Indigne et lâche ami, perfide à Cicéron,
Immolant votre honneur à votre ambition;
Et vous, triumvirat, que mon âme déteste,
A Rome, à votre sang, à l'univers funeste,
Traîtres dénaturés, dont les proscriptions
90 Obscurcirent l'éclat des belles actions,
Vous, maîtres des humains, arbitres de la terre,
Qui devriez des dieux porter le caractère,
Le ciel vous destinait pour faire des heureux,
Vos attentats fameux font frémir vos neveux.
95 O! des dieux bienfaisants les indignes images!
Est-ce à des scélérats que s'offrent[28] nos hommages?

---

[17] et. [18] L'en. [19] Offenbar Tiber, obwohl die Bezeichnung als traître nicht zutrifft. [20] sejan. [21] AW; RSD: incitant. [22] Vgl. die Einleitung. [23] Rabuts. [24] amès. [25] de laisse. [26] la fehlt in RSD, steht aber in AW. [27] Am Schluſs der Metamorphosen. [28] l'offrent.

Pères de vos sujets, vous êtes leurs tyrans!
Non, des dieux sans vertus n'auront[29] point mes encens.
Quand Médicis, au Louvre,[30] écumante[31] de rage,
100 Contre un peuple innocent excitait le carnage,[32]
Que le prétexte vain de la religion
Couvrait ses cruautés et son ambition,
Que les ruisseaux de sang mêlaient, couvrant la terre,
Au sang bouillant du fils le sang glacé du père,
105 Quel démon animait cette aveugle fureur?
Quoi! le cœur des humains a-t-il tant de noirceur?
Mais l'âme en proie au crime est inflexible et dure,
Et le cœur[33] n'entend plus la voix de la nature.
Que j'admire ces rois doux, justes et cléments,
110 De leurs sujets heureux les astres bienfaisants!
Tel César, triomphant du monde et de Pompée,
Quand de ses ennemis la troupe dissipée
Remettait leur salut en sa seule bonté,
Rome retentissait de son humanité.
115 Moins[34] maître des mortels par sa haute puissance,
Ses ennemis confus adoraient sa clémence.
Et tel le grand Henri, vainqueur de ses[35] sujets,
Prêt à les accabler, les combla de bienfaits;[36]
D'une ville affamée il connaît la misère,
120 Ennemi généreux, il les secourt en père,
Et son cœur, moins rempli du désir de régner,
Brûle[37] d'amour pour eux et veut leur pardonner.
N'oublions point ce mot que dit un[38] roi de France,[39]
Sentiment d'un grand cœur au-dessus de l'offense:
125 'Roi, je ne venge point,' dit-il aux courtisans,
'Le mal que l'on me fit, étant duc d'Orléans.'
Tite, cet empereur dont l'immortelle gloire
Charme encore l'univers, qui chérit sa mémoire,
Tite pleurait ses jours contraires à ses[35] vœux,
130 Auxquels il n'avait point pu faire des heureux.
Pourquoi faut-il prêcher aux hommes raisonnables
La seule des vertus qui les rende estimables?
Quoi! l'inhumanité, ce nom seul odieux,
Qu'ils abhorrent ailleurs, ils l'aimeraient en eux?

---

[29] AW; RSD: n'auroit. [30] Lonore. [31] eumante. [32] Catharina von Medicis bei der Bluthochzeit 1672. [33] AW: la cour. [34] Mociu. [35] les. [36] Heinrich IV. von Frankreich bei der Belagerung von Paris 1594. [37] Brole. [38] au. [39] Ludwig XII. Dasselbe Wort führt Friedrich auch in seinem Briefe an Manteuffel vom 18. März 1736 an (Œuvres XXV S. 421. Manteuffels Entgegnung S. 427 und 445). Koser citiert es (König Friedrich der Grofse I S. 15) mit der Bemerkung: 'Das hochherzige Wort Ludwigs XII. ... wurde die Richtschnur seines eigenen Auftretens als König'.

135 Cette rigidité[40] si dure et rigoureuse[41]
Qui rend de votre joug[42] la puissance odieuse,
Si quelque autre sur vous fièrement l'exerçait,
L'enfer pour vous venger contre lui s'armerait.
Le monde est une mer inquiète, orageuse,
140 Que mille écueils fameux[43] nous rendent dangereuse.
Il nous est défendu de rester sur son bord,
On voit, en y voguant, souvent[44] changer le sort.
Le riche et l'indigent, le sujet, le monarque
Pour naviguer dessus n'ont qu'une frêle[45] barque.
145 Quelquefois le destin paraît les seconder,
Mais il est toujours prêt à les abandonner.
Si, protégé un temps par votre heureuse étoile,
La fortune soufflant fait enfler votre voile,
L'orage vous surprend, et contre quelque écueil
150 Il brise votre barque et confond votre orgueil;
Si lors dans vos malheurs quelque dieu secourable
Vous offre un nautonier sensible et charitable,
Accourant à la voix de vos lugubres cris,
Qui de votre bateau ramasse les débris,[46]
155 Joyeux et bénissant le jour qui le vit naître,
Lui devez-vous[47] vos biens et le soin de votre être?
L'homme accablé de maux n'y pouvait subvenir,
Et son insuffisance à d'autres dut[48] l'unir.[49]
Sans des secours la mort moissonnait sa jeunesse,
160 Et l'appui lui manquait dans sa[50] faible vieillesse.[51]
De la société, qui forme un vaste corps,
Les hommes en détail sont comme les ressorts,
Leur union finit[52] dès qu'un membre rebelle
Ne veut ni[53] concourir, ni travailler pour elle.[54]
165 Si leur accord subsiste, ils bravent le danger,
Dans des malheurs communs prêts à se soulager.
Le monde est[55] des mortels la commune patrie.
Que vous soyez sortis du fond[56] de l'Ibérie,
Que vous soyez Lapon, Chinois ou Syrien,
170 Juif superstitieux, idolâtre, païen,
Je reconnais mon sang, qui coule dans vos veines,
Et mon cœur attendri doit soulager vos peines.
Heureux est le mortel qui, plein d'humanité,
S'est lui-même toujours en d'autres respecté!
175 Et qui par les bienfaits de sa main secourable
Hors de l'obscurité tire le misérable,

---

[40] vigiditè. [41] rigouveuse. [42] jong. [43] fameun. [44] l'ouvent. [45] fres le. [46] Ein Fragezeichen im Ms. [47] AW; RSD: devrès vous. [48] dû, AWq: d'ut, AWf: dut. [49] l'uner. [50] se. [51] udellesse. [52] fissit. [53] in. [54] Ein Fragezeichen im Ms. [55] en. [56] AWq; AWf: de fond; RSD: des fonds. — de l'Ibérie fehlt bei AW.

S'employant[57] avec soin pour le bonheur d'autrui,
Comme il désirerait qu'on s'employât pour lui.
Ainsi d'un cours brillant l'astre de la lumière[58]
180 Donne en nous échauffant la vie à la matière,
Sans lui, tout languirait, et le faible univers
Ne retentirait plus de[59] chants et de concerts.
Ainsi sur l'univers la sage providence
Répand également sa bénigne[60] influence;
185 La tendre tourterelle et l'aspic venimeux,
Tout respire en un mot par ses soins généreux.
le 10 octobre 1738.[61]

11. Schlufsfragment eines Liebesgedichts.

.... que mon cœur ....
.... n'aurai-je rien de mieux.

je .... un amant,
Depuis que vous voulez permettre
Que de vos charmes je puis l'être,
Tout est feu, tout est sentiment
Dans mon âme, qui vous honore.
Si malgré le Parnasse on me force à rimer,
Apollon ni Gresset, que tous les deux j'implore,
S'ils daignent tous deux m'animer,
Ne pourront me faire exprimer
Jusqu'à quel point je vous adore.

12. Eine zwölfte Strophe der Ode 'Toi dont la sagesse adorable.'

Aimable, doux, charmant Voltaire,
Ami tendre et compatissant,
Toi, dont le divin caractère
Est l'image du Tout-Puissant,
Permets-moi que dans cet ouvrage
J'adore Dieu dans son image,
Dans ce qu'il fit de plus parfait.
Ton âme est si pure et si belle,
Que je la croirais immortelle
Si l'on pouvait croire ce fait.
Federic, le 1. décembre,
à Remusberg 1737.

---

[57] S'emploient (Pariselle). [58] Lumare. [59] des. [60] pénigne. [61] Kein 'Fédéric' steht darunter, auch in der Überschrift und im Inhaltsverzeichnis keine Andeutung des Verfassers.

Nachtrag.

Während des Druckes vorstehender Publikation fand ich in einem 'Recueil de poésies' des Prinzen August Wilhelm in zwei Bänden (4° und fol. = AWq und AWf) auf der königlichen Hausbibliothek je zwei im wesentlichen gleichlautende Abschriften der Gedichte Nr. 3, 5, 8 und 10, die ich bei der Korrektur noch vergleichen konnte. Für die gütige Erlaubnis der Benutzung sage ich hier meinen verbindlichsten Dank Seiner Excellenz dem Oberhofmarschall Grafen zu Eulenburg und dem königlichen Hausbibliothekar Herrn Dr. Krieger, der diese Manuskripte entdeckt und mir freundlichst zur Verfügung gestellt hat.

Alle vier Gedichte sind in AW ausdrücklich mit dem Zusatz versehen: 'par S. A. R. le Prince Royal de Prusse'. Nr. 3 ist betitelt: Épître sur le vrai bonheur, Nr. 5 Épître sur l'âge.

Die Abschriften AW sind vielfach besser als die des RSD und bestätigen in den meisten Fällen die Richtigkeit unserer Emendationen, insbesondere: in Nr. **3** bei Anm. 4, 6, 9, 11, 14, 15, 28—32; in Nr. **5** bei Anm. 5, 7—9, 13—16, 23; in Nr. **8** bei Anm. 2, 7, 8, 12, 14—17, 23; in Nr. **10** bei Anm. 4, 6, 8, 10, 12, 14—18, 20, 23—26, 28, 30, 31, 34, 35, 37, 38, 40—55, 57—60.

Berlin. Wilhelm Mangold.

Über die Leis Willelme.

Einleitung. 1. Hs. Hk nicht Quelle für I, läßt zweiten Teil fort. 2. Text I, um 1330, [3] herstellbar aus I sp, I m und I o. 4. Keine ferneren I-Hss. 5. Hk nicht aus I. 6. L(ateinischer Text) nicht Quelle für I oder Hk oder für ihre Vorlage: F(ranzösischen Text), [7] sondern aus Französischem übersetzt, [8] jedoch nicht aus Hk oder I, [9] bildet mit I eine Klasse il. 10. L liest aber teilweise besser als unser F, [11] besonders die in I französierten 'Rudimenta Latina' mit Römischem Recht, [12] kennt freilich Römisches Recht auch sonst. 13. L erklärt und ergänzt. [14] L's Rubriken. 15. L's Abfassungszeit. 16. F laut philologischer Argumente vor 1140 niedergeschrieben. 17. Angelsächsische Wörter. 18. F übersetzt vielleicht einzelne angelsächsische Sätze. 19. Verfasser compilierte, laut verschiedener Münzfuſse, [20] in Mercien, kaum nach 1120, nicht in Denalage. 'Englischer' Schilling. 21. Schriftliche Quellen. 22. Anordnung, Stil. 23. Keine Fälschung. Der Prolog. Abfassung 1100—1120. 24. Sicher nicht von Wilhelm I. Benutzung im 12. bis 14. Jh.? 25. Welche Sätze bergen authentische Spur?

Die Leis Willelme beschäftigen die romanischen Philologen als ein frühes Denkmal französischer Sprache und Litteratur; sie bieten zweitens der Geschichte des Anglonormannischen Rechts eine wichtige Quelle. Von beiden Wissenschaften her sucht der Herausgeber, der die Leis unter *Die Gesetze der Angelsachsen* aufnimmt, Licht über Text, Abfassungszeit und Charakter des Denkmals zu gewinnen.

1. Von den Leis Willelme[1] besitzen wir einen französischen und einen lateinischen Text. Der französische geht zurück auf zwei Hand-

[1] Zuletzt gedruckt von John E. Matzke *Lois de Guillaume (Coll. de textes p. s. à l'hist.* Paris 1899). Dort Gesagtes wiederhole ich nur, soweit zum Verständnis nötig.

schriften Hk und I. **Hk,**[1] n. 228 zu Holkham, um 1230 geschrieben, hier wie sonst nicht autograph, bringt die Leis vor dem sogenannten Edward Confessor, also einem englischen Rechtsdenkmal um 1130. Hk ist älter als I, das verlorene Autograph des Crowlander Fälschers[2] um 1330, der den Namen des 1108 verstorbenen Abtes von Crowland stahl. Hk war aber nicht I's Vorlage. Denn Hk verderbt einzelnes,[3] überspringt Wörter[4] und ganze Sätze;[5] endlich fehlt Hk der ganze zweite Teil. Da dieser zumeist nur eine bearbeitete Auswahl aus Cnut hinter einigen römischen Sätzen bringt, während der erste Teil zumeist Anglonormannisches Recht enthält, da ferner Kapitel 13 zu 39, 1 in Widerspruch steht, so ist dieses Abbrechen Hk's mit der Entstehungsgeschichte des Werkes verbunden worden. Allein das Sprachzeitalter[6] erscheint in beiden Teilen als dasselbe; aus Cnut fließen auch im ersten Teile Stücke[7]; und Hk hält sich auch sonst nicht sklavisch an seine Vorlage. (Ein Beispiel: Eine Busse für Verletzung der Schutzgewalt sprach Verfasser 16 auch dem *vilain* zu; hierfür setzt Hk *socheman,* offenbar weil im 12. Jh. Villan aufhörte, einen Freibauern bedeuten zu können.[8]) Und im besonderen willkürliche Auslassungen nahm Hk auch beim Kopieren eines ande- Werkes vor:[9] nur aus Laune also mag Hk auch den zweiten Teil der Leis übergangen haben; ein besonderer Anlaſs dazu bot sich

---

[1] Mein *Quadripartitus* p. 67. Schon 1628 erschienen Stücke aus Hk in Coke's *Instit.*, 2. part c. 2, p. 8. Er citiert Hk noch als Parker gehörige Handschrift, besaſs sie aber später selbst.

[2] *Ostengl. Gesch.-Qu.* in *N. Archiv Ges. ält. Dt. Gesch.* 18, 262. Searle *Ingulf (Cambr. antiq. soc.* 1894) setzt Pseudo-Ingulf sogar erst um 1450 an.

[3] *IIII pors* statt *un porc* 5, 1; *hamsochne* statt *halsfang* 9; *lecheof* statt *lechefe* 10; *saibote* statt *sarbote* 10, 1; *aveir* statt *wer* 21, 2.

[4] *sa baillie* 2, 1; *les IIII* 20, laut II Cnut 71 a; ferner 2, 3; 14.

[5] 17 a. b; 17, 2. 3; 19; 19, 1 f. Keineswegs kann 17, 2. 3 als Interpolation gelten, da ja auch in 17, 1 dieselbe Quelle benutzt ist, die auch ECf 10, 2 vorliegt. Vgl. mein *Über Leges Edw. Confess.* 25.

[6] 'La différence d'âge entre [Hk et I] est très évidente', sagt Matzke LIII, allein er behauptet keine solche in I vor und nach 29. Und I birgt Spuren der Sprache um 1150 — teilweise mehr als Hk, wie ich unten n. 16 zeige, — bis zuletzt.

[7] 2; 2 a; 20; 20, 1; 25.

[8] Hk kopiert in ECf 12, 4, daſs *manbot* für Villan und Socman gleich hoch stand, woraus er vielleicht Synonymität folgert.

[9] Mein *Consiliatio Cnuti* p. XVIII.

vielleicht darin, daſs Hk denselben Inhalt bereits lateinisch vor sich hatte, nämlich in der Consiliatio Cnuti, die er zehn Blätter dahinter auszog.

2. Den Text I soll, so erfindet Pseudo-Ingulf, der Abt Ingulf hergeholt haben aus London, gleichzeitig mit einem Freibriefe Wilhelms I.[1] Wie dieser eine späte Fälschung ist, so begeht der Chronist mehrere historische Fehler, indem er die Leis für authentisch, für identisch mit denen Eadwards III. und ihre französische Sprache bei Gesetzen XI. Jhs. für nicht auffallend[2] hält. Daſs der historische Ingulf zur Abfassung der Leis, selbst wenn sie schon vor 1108 existierten, oder auch nur zu ihrer Aufbewahrung in Crowland irgend welche Beziehung gehabt hätte, ist höchst unwahrscheinlich: als nämlich im Jahrzehnt nach Ingulfs Tode Orderic Vitalis Crowland besuchte und die litterarischen Denkmäler der Abtei rühmend verwertete, schwieg er von den Leis; und an anderer Stelle berichtete er, gerade *ut querelam subjectae legis posset intelligere et scita rectitudinis depromere,* habe Wilhelm I. Englisch lernen wollen. Wir entnehmen aus dem Fälscher, der auch für die Geschichte der französischen Sprache in England[3] ein Zeugnis erst 14. Jhs. darstellt, nur, daſs in Crowland um 1330 eine alt erscheinende, also vor 1300 geschriebene Kopie der Leis existierte, die er, wie der Text I zeigt, nur mit vielen Lesefehlern abschreiben konnte. Dagegen sehe ich keine Spur einer inhaltlichen Zufügung oder Änderung durch Pseudo-Ingulf, auſser dem bedeutungslosen *en cel tens* 1.

3. Der Text I ist herzustellen nur aus drei alten Drucken des Pseudo-Ingulf, gröſstenteils nur aus zweien. Nämlich nur fünf Ka-

[1] Ingulf heiſst noch im Domesdaybuche I 34 *monachus,* ward also frühestens in Wilhelms I. letztem Jahre Abt.

[2] Selbst in der Normandie war um 1200 noch Latein allgemeine Rechts- und Urkundensprache; Tardif *Très anc. coutume Norm.* p. XC. Keineswegs hat Chevallet 93 Palgraves richtigen Hinweis widerlegt, daſs Französisch als Rechtssprache eines Authenticum in England fürs XI. und XII. Jh. beispiellos wäre. Aus dem Auslande bieten ein Beispiel die Statuten der Templer und Johanniter, französisch im 12. Jh. verfaſst und erst dann ins Latein übersetzt; Gmelin *Regel der Templer* in *Mitt. Inst. Östr. Gesch.* 14, 198. 204.

[3] Vgl. D. Behrens, *Beitr. zu ... Franz. in Engl. (Französ. Stu.* V 2) 1886 und in Pauls *Grundriſs Germ. Phil.* I 800.

pitel druckte Spelman[1] aus einem *ms. veterrimo,* das ihm zwar irrig als archetyp (d. h. um 1100 geschrieben) erschien, doch wohl aber älter als nur vier Menschenalter war. Diese Hs.[2] **Isp** suchten schon im 17. Jh. Selden und Fulman vergebens. Falls man Spelman einige Modernisierungen und Schreibfehler[3] zutrauen kann, darf Isp als Vorlage oder treue Schwesterkopie gelten[4] zu **Im,** Marshams Ingulf, der dem 17. Jh. *vetus,* d. h. vor 1500 geschrieben, schien und von Fulman[5] gedruckt wurde. Im ist seit 1694 verschollen.[6] — Selden[7] druckte die Leis 1623 aus **Io,** Otho B XIII, welche Hs. er 200 Jahre alt schätzte; die aus dem Brande der Cottoniana geretteten Blätter scheinen mir um 1470 geschrieben; von Leis enthalten sie nichts. Im bewahrt im ganzen archaischere Sprache und zumeist originaleren Inhalt als Io, doch nicht so durchgehend, dafs man auf Im den Text I gründen könnte; andererseits variieren Im und Io, aufser in Orthographie und Lesefehlern, doch so selten, dafs spaltenweise beide zu drucken nicht lohnt. Im und Isp lesen 1, 1 *u evesqué* besser,[8] aber 15 *XII* schlechter als Io; also voneinander hängen die beiden Klassen nicht ab. — Andere Hss.[9] des Pseudo-Ingulf kündigen zwar unser Denkmal als folgen sollend an,[10] lassen es aber aus.

4. Nur auf zwei Mifsverständnissen ruht die Annahme, es gäbe drei fernere Leis-Hss. Twysden[11] nämlich sagt bevorwortend, als

---

[1] *Concilia M. Brit.* (1639) I 624; über Neudrucke Matzke XXVIII.

[2] Matzke scheidet scharfsinnig zwischen den gedruckten Formen und den darunter leicht zu vermutenden, nur durch Verlesung verderbten Verfasserworten. Sicher unterschätzt er aber die Verderbnisse, welche schon englischen Schreibern 14. 15. Jhs. möglich waren. Kritik oder Text gewinnt aus dem Datum der Verderbnis (14. oder 17. Jh.) nichts.

[3] Vgl. *Neues Archiv* 265.

[4] Dagegen in dem Stücke 15—17, 3 scheint Spelman neben seiner Hs. auch Io zu benutzen laut der Fehler *evestres, boner, renent* für *evesques, boverz, retient.*

[5] *Rerum Angl. SS.* (Oxf. 1684) I 88.

[6] Matzke p. XIX.

[7] *Eadmeri Cantuar. Hist. Nov.* 173. Selden citiert Io schon zum *Fortescue* (1616) p. 8. Gale lieferte Fulman Ergänzungen aus Io.

[8] Andere Beweise bei Matzke XXII, dafs bald Im bald Io besser liest.

[9] Vorlage von Savile *Scriptt. post Bedam* (1596, Neudruck 1601) und (deren Kopie?) Hs. Arundel 178 vom 16. Jh., ediert von Birch *The chron. of Croyland* (Wisbech 1883). [10] Ed. Birch p. 155.

[11] In Wheloc *Archaionomia G. Lambardo interpr.* (1644) p. 159.

er die Leis *a Seldeno in lucem missas* und Leges Henrici (Hn) druckt, er benutze drei Hss.: eine eigene, eine Seldensche, eine des Exchequer. Diese Angabe bezieht sich aber nur auf Hn, wofür Sc[accarii liber rubeus] die beste Vorlage bildet, und wofür Varianten Seldens und Twysdens existieren. Die Unklarheit verschwindet, wenn Twysden fortfährt, er drucke — nämlich Hn aus Sc — *prima lectione.* Twysdens 29 Varianten von Io sind Druckfehler, stillschweigende kleinste Besserungen eines Buchstabens, auch die einem englischen Juristen des 17. Jhs. geläufigere Orthographie *chattel, appel,* wo Io nur ein *t, p* hatte. Nirgends die leiseste Spur einer aufs Mittelalter deutbaren Abweichung. 'On serait tenté de croire que les 2 mss. sont identiques et que les quelques variantes ont été apportées ... par Twysden', urteilt Matzke XXIII selbst, der diese Varianten dem E(xchequer)[1] zuschreibt. Und Twysden hätte von seiner eigenen Hs. nicht eine einzige Variante citiert? — Ebensowenig existiert ein dritter Leis-Text bei Wilkins.[2] Dieser Herausgeber citiert als Vorlage Selden und Twysden, also Text Io, benutzte aber bisweilen daneben Fulman, also Im. Warum nicht immer, fragt Matzke. Weil Wilkins[3] überall ungenau, lückenhaft, kritiklos arbeitete. Gern benutzte er die Forschungen anderer, besonders des um die Kunde von Altenglands Recht und Sprache hochverdienten Somner, dessen Collectaneen noch der Dom von Canterbury bewahrt. Auch für die Leis benutzt Wilkins So[mners Codex], ohne ihn etwa mittelalterlich zu nennen. Alle Varianten So sind Besserungsversuche eines geistvollen Antiquars, dem aber doch nur anglofranzösisch des spätesten Mittelalters geläufig war. Kapitel 21 z. B. beginnt *De enterc[ement] de vif*[4] und spricht vom Besitzer des Viehes *qui l'auverad entre meins.* Hiernach setzte So *De entremeins,* was zwar keine Grammatik, aber ungefähr einen Sinn giebt. Kapitel 9, 1 taxiert Hengst, Stier und *ver* (Eber), wofür I *iter* las. Da So erkannte, ein Nutztier müsse gemeint sein, setzte er *afer*[5] (Zugpferd).

---

[1] Das Exchequer-Archiv, jetzt im Public Record Office, verlor schwerlich seit 17. Jh. eine so wichtige Hs. spurlos.

[2] *Leges Anglosax.* 1721 p. 219.

[3] Er hätte noch der Wissenschaft angelsächsische Gesetze retten können, die dann mit der Cottoniana 1731 verbrannten!

[4] *enierx de ius* Im; *eiuers de ins* Io.

[5] Hat etwa Wilkins nur So's *aper,* was richtig wäre, verderbt?

Sechs[1] fernere Drucke des I-Textes der Leis gehen letzten Endes nur auf Isp, Io und Im zurück.

5. I war nicht Hk's Vorlage. I überspringt nämlich Zeilen, die Hk bewahrt, stellt 20, 3 *relief a vilain,* statt hinter die anderen Relevien, erst hinter 24 und verderbt z. B. *pleit uant* in *pleidant* 24, *un* in *IIII* (3; 3, 4).[2] Aber recht oft verrät I sprachliche Archaismen, Alle neueren Editoren lassen sie in den Varianten verschwinden, indem sie Hk[3] folgen und nur sachlich Falsches oder Lücken aus I bessern. Ich drucke künftig I neben Hk. Die drei Drucke I's verwechseln sehr häufig *n* und *u, ci; m* und *ni, in, vi, iv; s* und *f; t* und *c, i; e* und *o; a* und *u;* nur in solchen Fällen korrigiere ich I's Text. Die Herstellung eines[4] Textes, anglonormannisch von 1120, der dem des Verfassers gliche, bis auf die Orthographie, welche[5] dieser gewiſs so wenig systematisierte wie seine Zeitgenossen, sollte einen Philologen reizen.

6. Der lateinische Text[6] der Leis ruht auf Hs. S[7] (Harley 746, f. 55, um 1330), von der Vitellius E V, jetzt angebrannt und konfus gebunden, nur um 1530 kopiert, also ohne Belang ist. S bringt die Leis zwischen der sog. Libertas Londoniensis[8] und Charta Henrici I. coronati, also zwischen zwei Denkmälern Englischen Rechts des

---

[1] *Seldeni opp.* II 1641 aus Selden; Gerberon *S. Anselmi opp.* aus Spelman und Selden; Migne *Patrologia* 149, 1294 aus Gerberon; Houard *Anc. loix Franç.* (auch *Nouv. éd.* 1799) aus Twysden; Kelham *Dict. of Norman* aus Wilkins. Vgl. Matzke XXIX.

[2] Belege für Hk's Vorzug vor I auch 4, 1; 21, 1; 21, 1 a und Matzke XXVI.

[3] Palgrave *Rise of Engl. commonwealth* (1832) I pt. 2, p. LXXXVIII druckte Hk zuerst; dann Thorpe *Anc. laws* 201; Chevallet *Origine de langue Franç.* I 94; Schmid *Ges. der Ags.* (1858) 322; Matzke. Einige Textbesserungen bei Foerster *Zs. Rom. Philol.* VI 415.

[4] Bartsch *Chrestom.* und Toynbee *Specimens of Old French* 25 f. versuchen es, aber nicht systematisch. Letzterer erkennt I's Vorzüge.

[5] Vgl. Matzke XLII.

[6] Die modernen lateinischen Übersetzungen durch Selden und Ducange (bei Gerberon und Migne) und die bei Wilkins übertragen nur den I-Text und sind jetzt wertlos, ebenso die französische von Houard.

[7] Gedruckt von Palgrave, Thorpe, Schmid, Matzke. Schon Phillipps *Engl. Rechtsg.* I 189 brachte die Rubriken aus S. — Hk, I und L verwerten der engl. Übersetzer Riley *Ingulf's Chron. of Croyland* (1854) p. 176 und der französische Chevallet.

[8] Schmids Appendix 23.

12. Jhs. S ist nicht Autograph, laut einer Anzahl Schreibfehler.[1] Das verlorene lateinische Original heiſse L. L war nicht Vorlage für I. Das erhellt am klarsten, wenn wir neben des Verfassers Quelle Cnut erst I und dahinter L stellen: da weicht L weiter ab.

II Cn 2 *se þe domes geweald age;* I 39 *cil qui les jugementz unt a faire;* L *iudices*

II Cn 15, 1 *unlage rære; rihtor;* I 39, 1 *tort eslevera; plus dreit;* L *iniustitiam foverit; melius*

II Cn 8 *of earde; hædendom; beorge man; forfare; þe mid his life gebohte;* I 41 *fors de la terre; paienisme; wart l'um; perde; que rechatat de sa vie;* L *in alienam patriam; infidelibus; cavendum est; in damnationem vendantur; pro quibus vitam impendit*

II Cn 19 *cyrre nan riht næbbe;* I 44 *fiee ne pot dreit aveir;* L *postulationem responsum acceperit*

II Cn 19, 1 *sette;* I 44, 1 *asete;* L *ponat*[2]

Aber auch für den ersten Teil, wo das Hk und I gemeinsame F den französischen Text ihrer uns verlorenen Vorlage darstellt, ist L nicht Quelle F's: da läſst L 2a, einen auf Cnut 12 zurückgehenden Satz fort,[3] ebenso an vier Stellen je ein angelsächsisches Wort *forfeng* 5; *halsfang* 9; *sarbot* 10, 1; *mund* 18, 1, den Anfang von 3 u. s. w.

7. Vielmehr las L[4] zumeist einen französischen Text. Dorther setzt er mitten in sein Latein *en gaige* 21, 2, *chascuri* 20; 20, 1, *murdre* 22, den Plural *ores* (Ōr) 2, 3 und für 'Zeit, Versäumnis, wohnen, Amt' *hora, sursisa, manere, ballia,* wofür der nicht ungebildete Mann gewiſs klassischere Wörter gewählt hätte, wären ihm nicht *hure, sursise, meindra, baillie* vor Augen gewesen; 3. 50. 2, 3. Aus angelsächsischem *tyme* (oder lateinischem *advocet*) wäre er nicht auf *videant* verfallen, während er F's *voest* leicht von *veoir* ableitete; nur aus *ū* entstand das Miſsverständnis *II*; nur aus *dis* (zehn), nicht *decem* oder gar *tyn,* konnte er den Gen. plur. des Artikels *des* miſsverstehen (45. 5. 28). L gebraucht viele aus Französischem nur latinisierte Wörter. Das thut freilich manch anderer Gallolateiner, der nicht übersetzt, auch. Aber L wählt gerade dieselben Wort-

[1] 2, 3 *eā* statt *cā (causa);* 10, 2 *plenam* st. *plenarie;* 52 *duos* st. *suos.*

[2] Fernere Beispiele 46. 47. 48. 49a. 50. 52.

[3] Vgl. 6 *truist,* das L fehlt.

[4] Daſs L aus F übersetze, erwies Heim *Echtheit des franz. Textes der Ges. Wilh.,* Diss. Gieſsen 1882.

stämme wie F, auch wenn die Quelle Cnut für einen Begriff hier diesen, dort jenen Ausdruck bot, und benutzt zweierlei, beide Male im Stamme F gleiche Wörter, wo Cnut nur einen Ausdruck brauchte. Z. B. hatte Cnut hier *were* dort *weorđ* (hier *tyhtbysig,* dort *beclyped*), I beide Male *vailaunce, vailiant* (bezw. *redté*); L setzt *valentiam* (bezw. *rectatus*).[1] Wo andererseits Cnut *teon,* aber I bald *reter* bald *chalanger* bot, bringt L hier *rectare,* dort *calumpniare* (47. 51 f.).

8. Dennoch flofs L nicht aus Hk, da er ja die vielen von Hk fortgelassenen Stücke, darunter den ganzen Schlufs, übersetzte, aber auch nicht aus I. Denn er bewahrt bisweilen aus Cnut, was I fehlt,[2] und liest mit Cnut *Christus,* wo I *Deu* einführt (41). Häufig übersetzt er die I fehlenden Wörter[3] gemäfs Hk's Lesart, vermeidet I's Textverderbnisse[4] und willkürliche Zusätze.[5] Auch L's Anordnung ist bisweilen besser als die I's: er läfst 50 ff. Cnut 29, 1—31 folgen, während I 31 vor 30 stellt; er bringt die Abschnitte über Peterspfennig und Relevium zusammen, die I trennt.[6] Zur Erklärung dieser besseren Anordnung darf man eine neue Kollation mit Cnut durch L nicht annehmen. Das Ahnen des ursprünglichen Zusammenhanges ist L allenfalls hier, aber nicht gegenüber einer ganz ähnlichen Unordnung sowohl in Hk wie in I, zuzutrauen.

9. L bildet jedoch mit I eine Klasse gegenüber Hk. Während nämlich kein einziger Fall vorkommt, wo in L und Hk ein gemeinschaftlicher Fehler und in I das richtige stände, irren I und L gemeinsam sehr oft, wo Hk original lautet. So überspringen 10, 1 I und L eine Zeile Hk's, lesen 15, 1 *XLVIII* (statt 42), 20 *IV,* 22 *pur* und *XLVII* (statt *XLVI*), 28 *des* statt *dis* und setzen zwei Wörter aus 21, 3 ans Ende von 21, 2. Die verlorene gemeinsame Vorlage von I und L heifse il; diese französische Hs. schiebt sich als Mittelglied zwischen F und I. Dafs il nicht aus Hk flofs, beweisen Hk's Fehler gegen I und L.

[1] 45. 49; bezw. 47. 48, 1.

[2] 40 und *postmodum* aus *þonne* 45. Durchaus unstatthaft ist die Annahme, L habe Cnuts Gesetz neben I benutzt und daraus gerade I's Lücke ergänzt, die doch niemand ahnen kann, der nicht Cnut vergleicht.

[3] 3, 1 *attachiatus;* 4 *ultra divisam;* 8 *XXV;* ferner 3; 10, 2; 14; 20, 2; 21, 2.

[4] 2, 1 *vicecomes* (I: *u quens*); 3, 4 *diem* (*IIII jurs*) 17a *uno* (I: IIII).

[5] *en cel tens* 1; *de argent* 17, 1; *de relief* 20, 3; *seignur* 21, 2; letzte Zeile von 18.

[6] I stellt 17, 2 f. hinter 18 und zerstreut 20, 3 f. hinter 24 und 38.

10. Ist aber damit der Stammbaum der Handschriften richtig gestellt? Wenn allein von F einerseits Hk, andererseits il abhinge, dürfte kein Fall vorkommen, in welchem L besser liest als gemeinschaftlich Hk und I. Solche Fälle nun liegen allerdings vor und beweisen, dafs dem bisherigen Stammbaum noch ein Element fehlt. L stellt nämlich beide Sätze über Königs Sonderschutz zusammen, während Hk und I einen Satz 2, 1 über Amtsmifsbrauch dazwischen fügen. Hier mag L als selbständiger Ordner auftreten; ebenso stellt L mit weniger Ursache 9, 1 vor 9. — In C. 20 liest L mit Cnut *equi*, was Hk und I fehlt: da kann entweder L aus dem Sinn ergänzt oder sowohl Hk wie I — d. h. nicht schon F und danach il — ein überflüfsiges Wort fortgelassen haben. Allein über Freibürgschaft aller giebt L 25 einen II Cnut 20. 20a nahestehenden Text, der erstens Hk und I hier fehlt und zweitens ersetzt wird — und zwar in I hinter 20, 3, in Hk aber ganz am Schlusse — durch einen L fehlenden viel kürzeren Satz, wonach, vielleicht gemäfs späterer Verfassungsentwickelung im 12. Jh., nur die *Vilains* in Freibürgschaft stehen sollen. Vielleicht enthielt F im Text L's Cap. 25, am Rand aber 20, 3a, mit Streichungsvermerk für 25; hieraus könnte Hk die Marginalie, müfste aber il beide Lesungen kopiert, alsdann I die neue und L die alte Form gewählt haben. Auch für die vorher erwähnten Umordnungen, ebenso wie für die obigen Ordnungsunterschiede zwischen I und L scheint mir diese Erklärungsart durch ein Nacharbeiten am Archetyp die leichteste; hierfür nimmt sie auch Matzke an. Mir scheinen in L Rudimente einer ersten Ausgabe des Werkes zu stecken.

11. 'Rudimenta Latina' (RL), stehengebliebene Anfangsnotizen in ursprünglicher lateinischer Form, neben welche der Verfasser die französische Übersetzung fügte, sehe ich ferner auch in den Stücken Römischen Rechts, die L deutlich originaler liest als I. Ich nehme an, F und il waren hierin zwiesprachig;[1] Hk wähnte vielleicht deshalb, hier beginne ein anderes Werk, und brach seine Kopie einige Sätze vorher ab; I wählte wie vorher die spätere französische Form; L dagegen sah sich für diese Kapitel der Übersetzungsmühe überhoben und schrieb die ältere Form ab. Diese RL stehen vor dem Beginne der Cnut-Übersetzung: Verfasser stellte sie also absichtlich

[1] Über eine französisch-lateinische Hs. Englischen Rechts vom 12. Jh. vgl. *Zs. Roman. Philol.* 1895, 77.

dort ein, wo, wie nur er wufste, ein neuer Quellenkreis, ja vielleicht eine andere Arbeitsart, nämlich statt bisherigen Kompilierens ein blofses Übertragen, begann. Diese Spuren Römischen Rechts in einem englischen Rechtsbuche fielen gleich dem ersten Herausgeber, Selden, auf. Schon er verglich zu c. 37 über Schiffswurf *Legem Rhodiam;* zu c. 38 mit der Bestimmung, dafs der gegen einen Teilerben entschiedene Prozess den Miterben nicht präjudiciere, zog Schmid Römisches Recht heran. Während jenes Gesetz 37 mit dem germanischen Reinigungseide jedenfalls nicht unmittelbar auf dem Texte des Corpus iuris,[1] sondern auf einer unbekannten Mittelquelle ruht, so dafs nicht erhellt, ob L eine originalere Spur birgt, klingt c. 38 deutlich an Worte des Codex 7, 56, 2. 4[2] an: die Worte *Res inter alios iudicatæ ... his qui iudicio non interfuerunt ... præiudicare non* kehren bei L fast genau wieder und konnten von L nicht geahnt werden[3] aus *jose*[4] *juge[e] entre eus ne forsjuge pas les altres qui ne sunt a present.* Aber auch die vier vorhergehenden Sätze erkennen Pollock and Maitland[5] als römisch: eine Bemerkung, die mir schon 1892 brieflich die Herren Proff. Fitting in Halle und Maitland in Cambridge, voneinander unabhängig, freundlich mitgeteilt hatten. Nach Dig. 48, 19, 3 *Prægnantis mulieris consumendæ damnatæ poena differtur, quoad pariat.* Die gesperrten Wörter hat L 33 und konnte *differatur* nicht ahnen aus I's *ne faced.*[6] — In demselben Digestenbuche 48, 5, 22, 2 *ius occidendi patri conceditur domi suæ ... vel in domo generi,* der (lex 23) *in filia adulterum deprehenderit.* Hier fiele auf, wenn aus I's *truvet* L 35 *deprehendit* übersetzt hätte. — Nach demselben Digestenbuche[7] 48, 8, 3, 5

---

[1] Dig. XIV 2, 1—2, 2; Schmid und Fitting vergleichen Lex Rom. Visigoth. Paul II 7.

[2] Auch Petri Excerpt. L. Rom. I 27 (*amiserit* = L) klingt ähnlich, jedenfalls mehr als das von Schmid nach Savigny *Gesch. Röm. Rechts* II 309 Citierte.

[3] Zufällig ist dieser Zusammenklang sicher nicht, wie Conrat (Cohn) *Gesch. Röm. Rechts im MA.* I 628 für möglich hält.

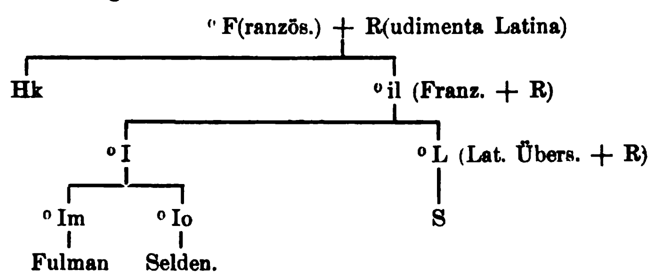
[4] Nicht zu ändern in *chose.*

[5] *Hist. of Engl. law* I 80.

[6] Stände der Satz für sich, so würde man an den Aufschub der Todesstrafe bei Schwangeren laut anderer germanischer Rechte, auf welche ja die Gliederverstümmelung zurückgeht, erinnern; vgl. Wilda *Strafrecht* 649; Weinhold *Dt. Frauen* I 208.

[7] Fitting vergleicht auch Lex Rom. Visigoth. Paul V, 25, 13.

Veneficiis ... pœna insulæ deportatio est, ... sed solent hodie capite puniri. Hierzu klingt in C. 36, das[1] auch Vergiftern Tod oder Exil bestimmt, nur L's Überschrift *De veneficio* näher an; I hat *enpuissuned.* — C. 34 giebt (im Widerspruch zu II Cnut 70) eines Intestaten *érité* gleichmäfsig allen *enfans,* was wohl niemals[2] 'Söhne mit Ausschlufs von Töchtern' bedeutet, und wofür L *pueri* setzt, wohl Töchter mitumfassend, also ohne sachliche Änderung. Wir kennen wiederum die Quelle nicht, können also nicht bestimmen, ob hier L originaler lautet. Jedenfalls war die Gleichstellung beider Geschlechter im Erbrecht nicht Englands Landrecht im 11. oder 12. Jh.[3] Dafs der Verfasser der Leis, der nirgends juristische Schulung oder sonstige romanistische Kenntnisse verrät, das Corpus iuris gelesen habe, hält niemand für wahrscheinlich; Maitland meint, Verfasser behielt und notierte diese Regeln, weil er sie hübsch fand. Aber ein Einflufs dorther, etwa durch Mittelquellen, scheint mir unleugbar, weil sich die vielleicht einzeln nicht beweiskräftigen Stellen an einem Punkte des Werkes sammeln, und weil drei davon auf ein Digestenbuch zurückgehen. Ebensowenig zweifle ich, dafs L hier der Quelle näher steht als I. Scheint aber zur Erklärung meine Annahme, dafs F und il diese Sätze lateinisch und daneben französisch enthielten, allzu kühn, so verweise ich nochmals auf die Thatsache, dafs L auch andere Spuren des Verfassers birgt, die sich nur daraus erklären, dafs F und il zwei Stadien seiner Arbeit zugleich zeigten. Somit ergiebt sich folgender Stammbaum:[4]



[1] Stände es allein, so würde man es eher ableiten aus II Cnut 4, der auch Vergiftern Verbannung bestimmt.

[2] Wie Younge *Essays in Ags. law* 133 meint. Ich habe in Wbb. auch unter *infantes* vergeblich ein Beispiel gesucht.

[3] Gegen Opet *Erbrechtl. Stell. der Weiber* 80.

[4] Hss., denen ° voransteht, sind verloren.

12. Wer gegen meine Meinung jene sechs oder acht Wörter, in denen L dem Römischen Recht näher als I zu stehen scheint, für nicht beweisend ansieht, wird in L einen in römisch-kanonischer Rechtsprache geübten Kleriker erblicken müssen. Und das war L allerdings laut der Ausdrücke *convictus vel confessus* 7; *conditio status* 10, 2; *iudicio sistere* 6; *qualitas et quantitas delicti* 40; *de iure competit* 45, 1; *jactura* (Schiffswurf) 37; *de crimine immunis* 15; *in causa obtinet* 2, 3; Klage *prosequi* 3, 2; *copiam sui facere* 47, 1; *pœna delinquentem manet* 2; *consilio aut ope sua* 3; *reportabit in delicto* 2, 1; *ius adipisci* 14, 3; *si minus* = *si non* 3. Einzelnes davon findet sich auch bei Anglolateinern sonst, wie denn *paterfamilias*,[1] *coloni*[2] nichts beweist. Sonst klingt L's Sprache gegenüber dem französischen Original abstrakter,[3] trockener, regelmäſsiger, deutlicher.[4] Für die fünf Finger kennt sie die klassischen Namen; 11. Sie braucht von F unabhängig nur wenige Vulgarausdrücke wie *attachiatus*[5] 3, 1; *catallum* (Fahrhabe) 17, 1; *clamium* 21. — Ein Theologe verrät sich durch *uxorem proximi* 12, *iudicent proximum* 39, wo die Quelle nichts vom 'Nächsten' sagt.[6] Hierarchische Gesinnung erhellt aus der Forderung der Immunität für die Kirche 1; 15. — Als Hemmnis der Gerechtigkeit nannte das Original neben dem Haſs den Zorn; L setzt dafür 'Liebe' 39, 1.

13. Gröstenteils übersetzt L richtig; nicht selten erleichtert er das Verständnis, indem er besser anordnet, Pleonastisches fortläſst (20, 2. 21, 1. 39, 1), ein zweideutiges Pronomen durch ein Substantiv ersetzt, wie 'Eingeklagtes, Kläger, Verbrecher', indem er zu *iudicium* hinzufügt *aquae vel ignis* 14, indem er statt *s'un cunseil lui dunast: si amici consulerent* sagt. Richtig ergänzt er[7] den Gewährbürgen als ausreichend, um den sachfälligen Käufer des Gestohlenen straffrei zu halten, und ferner dessen Pflicht, das Eingeklagte zu zahlen. Zur

[1] Consil. Cnuti II 20; Hn 66, 7.

[2] Ine 19, Quadripartitus. Die bäuerlichen Gesetze 29—32 halte ich nicht für romanistisch. Vgl. u. n. 21.

[3] *censura ecclesiastica* statt 'kirchlicher Richter'; 17, 2. Doch umgekehrt statt *3 parz del veisined: proximis villis visneti* 6.

[4] S. o. n. 6.

[5] Vgl. Pollock and Maitland *HEL* II 590.

[6] Die homiletische Abschweifung von Cnut in 40 mag im Original gestanden haben; der Satz fehlt I.

[7] Vgl. 6, 1. 10, 1.

Zahlungspflicht des Totschlägers ergänzt er *were,* aber irrig *suum,* statt des Wergeldes des Erschlagenen; 7. Die Wörter, *lichfe, stretward, wardireve* erklärt er, letzteres falsch 10. 28. 28, 1. Die privilegierten Wege nennt er *regii* 26. Die Freibürgen nennt er nicht mehr, wie das beginnende 12. Jh., *plegii,* sondern *francplegii;* 52. — Selbständig fordert er einen Klageeid selbsechst (2, 3) und als Rettungslohn für Rind oder Pferd 4 Denare (5): vielleicht beides aus dem lebendigen Recht des 12. Jhs. — Den Vogt, der herrenloses Vieh festhält, identificiert er mit dem Hundred-Amtmann; 5. Fraglich bleibt, ob L nur aus dem Original den I fehlenden Satz entnahm, der Sohn dürfe die bei seines Vaters Lebzeiten im Ehebruch ertappte Mutter töten 35, 1. Der Satz steht zwischen jenen Rudimenta Latina, findet aber nicht im Römischen, überhaupt in keinem Rechte[1] eine Parallele. Vielleicht übt Einfluſs Aelfred 42, 7, der den Schänder zu töten erlaubt, den jemand bei seiner ehelichen Mutter betreffe — ein Gesetz, welches der Sammler der Leges Henrici 82, 8 im 12. Jh. aufnimmt —; und jedenfalls durfte die germanische Sippe, die aber der Hausherr und nicht dessen Sohn vertrat, die Ehebrecherin töten.[2] — Angelsächsische Wörter[3] läſst L fort, doch wohl als veraltet. Aus *heimelborh* macht er *hemoldborch,* eine in Schottland[4] nachweisbare Form. Miſsverständnisse begeht er nicht selten,[5] doch vielleicht aus Flüchtigkeit, ohne daſs man an ein Veralten des französischen Urtextes zu L's Zeit zu denken hätte. Sachlich von Belang ist, wenn er die staatliche Fürsorge, daſs entlaufene Hörige aufs Gut zurückkehren, verwandelt in den Befehl: *domini procurent idoneos cultores:* er verwechselt *altri* mit *altres* und miſsversteht *venir* als 'hinkommen', während Verfasser '[zurück]gehen' meint. Eine absichtliche Änderung etwa eines Villanenfreundes braucht man nicht anzunehmen.

14. In L sind die Kapitel, deren nur wenige in F oder il Überschriften trugen, durchgehends mit Rubriken versehen. Und zwar rühren sie vom Übersetzer selbst her; denn sie benutzen den Wort-

[1] Rosenthal *Rechtsfolgen des Ehebruchs* 45.

[2] Brunner *DRG* II 475. 663.

[3] *forfang* 5; *sarbot* 10, 1; *halsfang* 9. Auch *planum sacramentum* 'schlichten (ungestabten) Eid' scheint er nicht mehr zu verstehen; 14.

[4] Ersatzpflichtig für Gestohlenes sind die Bürgen eines Diebes *sub plegio de haymald* a. 1337; *Rot. scacc. reg. Scot.* ed. Burnett I 436.

[5] S. o. n. 7, ferner 5, 2; 6, 1; 21, 3.

laut des Originals, auch wo er sich aus L's Texte nicht ahnen liefs; z. B. sagen sie *extra terram, paganis, repellit,* näher zu *fors de la terre, paienisme, refuserad* als L's Text *in alienam patriam, infidelibus, subire renuit;* 41. 42. Sie sind nicht etwa in F vorhanden gewesen und uns dort nur verloren, denn sie teilen mit L's Texte L's Mifsverständnis (31), tendenziöse Zufügung (1) und Verdeutlichung.[1] — Eigenes bringt keine Rubrik, doch trägt das Landgeschrei den bei Anglonormannen technischen Namen *uthes.*

15. Englische Juristen, die um 1200 Gesetze früherer Könige überliefern, ändern, gemäfs dem Kanzleibrauche seit Richard I., die erste Person des redenden Königs in den Pluralis maiestatis.[2] So setzt L 1 *concessimus,* ohne dafs ein etwa mitredender Reichstag vorher vorkäme. Dies spricht für eine Abfassung nach etwa 1190; und jene Auslassungen und Mifsverständnisse veranlassen auch, L mindestens ein Menschenalter jünger als F anzusetzen. Nun setzt L, wo F von *justice,* im Sinne des königlichen Richters und Regierungskommissars, redet, meist den Plural *iusticiarii* 22; 31; *iusticias* 17, 3; dies ist kaum erklärbar, bevor Heinrich II. die Reiserichter eingeführt hatte. — Andererseits hatte das Zeitalter der Magna charta, und vollends das Bractons, Interesse und Verständnis für hundertjährige Altertümer gründlich eingebüfst und strafte Totschlag bereits amtlich, nicht mehr allein mit *wer* und *manbot.* Ich setze daher L sicher 1170—1300 und wahrscheinlich um 1200 an.

16. Aus sprachlichen Gründen kann der französische Text nicht dem 11. Jh. angehören.[3] Herr Prof. Suchier hatte vor einigen Jahren[4] die Güte, mir das Zeitalter des Archetyps 1120—70, wohl um 1130, zu bestimmen. Auf Grund desselben Vergleichungsmaterials und derselben Kriterien setzt Matzke p. LII Hk's Zeit '1150—70, peutêtre 1150'. Allein letzteres Ergebnis, ohne Rücksicht auf I gewonnen,[5] mufs notwendig zu jung erscheinen. Denn zweifellos bewahrt I sprachliche Archaismen aus F, die Hk verschliffen hat.

---

[1] *hospitem* 48; *insequi* 50; *francplegii* 52.

[2] Vgl. meine *Leges Anglorum s. XIII in. Lond. coll.* S. 33.

[3] Tobler *Deutsche Lit. Z.* 1892, 1010; P. Meyer *Revue crit.* 1892 II 128. Wohl die früheste grammatische Untersuchung brachte Hotzel, *Altfranz. Ges. Wilh.,* Progr. Eisenach 1859.

[4] Freundlicher Brief vom 20. Juni 1892.

[5] Sogar L bewahrt in *Merchena, hamfare* ältere Formen als Hk; s. u. n. 17.

So macht Hk aus *a* + Nasal *ei*, wo I *ai* hat: *meindra* 2, 4; *demeine* 17, 1; *cleimt* 6 (*claimid I*)

aus *a* + Palatal *ei* und *e*, wo I *ai* hat: *feire* 10; *fere* 18, 1; *fet* (factum) 1. 10, 2; *feite* 3, 4. 28, 2; *forfeit* achtmal; *forfetz* 2, 2; *forfeiture* 16; *seinte* 1; *seinz* 13; *enfreint* 2

aus *a* hinter Palatalisation *e*, wo I *ie* hat: *cher* 10; *marche* (*-hied I*); *plaez* 10

aus lateinischem offenem ĕ: *e*, wo I *ie* hat: *afert* 2. 2, 3. 20; *aferent* 2, 2

aus *a* + *l* + Consonant *au*, wo I *al* hat: *aucuns* achtmal, *auter* (*-trei*, *-tresi*) vierzehnmal; *asaut* 26; *hauberes* 20; 20, 1; 20, 2

aus *e* + *l* + Consonant *eu*, wo I *el* hat: *mieux* 13 (*melz I*); *eus* 9

aus *o* + *l* + Consonant *ou*, wo I *ol* hat: *soux* achtmal; *poux* 10, 1; *poucer* (*polcier* I) 11, 1; *coupe* 11; *parsoudrad* 21, 2

aus *ē* + *ĭ* in offener Silbe *e*, wo I *ei* hat: *saver* 1; *aver* 14, 2. 15, 2. 17

aus vortonischem *ŏ*: *u*, wo I *o* hat: *curune* 2 (*cor. I*); *truver* (*-ed*, *-eure*) fünfmal

Hk giebt *puis* (*pois I*) 10, 2; *dulur* (*dulor I*) 10, 1; *apelur* (*-leur I*); *menbre* 1. 18 (*mem. I*); *enplaidé* 2, 3 (*emp. I*)

Hk fehlt die in I bewahrte Dentale zu Ende: *en* 2, 4 (*ent I*); *escu* 20, 2 (*-ud I*); *meite* 27; *pie* 11 und in den Verbalendungen, nämlich im Futurum *jurra* 3 (*-ad I*); *avera* 4. 6. 21; *rendra* 11, 1; *escundira* 14, 1; *voldra* 21; *estuvera* 21. — Präsens *vienge* 5 (*-ed I*); *escundisse* (*-ied* 15, 2). — Particip *purpensé* 2 (*-ed I*); *apelé* 3. 5; *deredné* 2, 4; *esté* 14, 1. 15. 19; *blasmé* 14. 15. 15, 1; *amendé* 15, 3. Im Futur hat I für Hk's *-ad* viermal *-at* und für *embled* 21: *emblet*

Hk liest *meimes* Prol. (*meismes I*) — *vescunte* 2, 1 (*u quens* I) — *eveske* 16 (*-kes I*) — *ki* zwölfmal (*qui I*) — *fruissir* (*-sser I*) 15.

Wenn nun eine um ein Jahrhundert jüngere Hs. zu Hk's Lesarten[1] so viele Archaismen beisteuert, die sie doch nur il, und mittelbar F verdanken kann, um wie viel zahlreicher wäre, so dürfen wir schliefsen, der Ertrag, wenn es ältere Hss. als Hk gäbe, wenn uns F selbst vorläge! Demnach wird als Terminus ante für F, gerade auf Matzkes Methode und Vergleichungsmaterial hin, getrost 1140 angesetzt werden dürfen. Daneben besteht Suchiers Urteil, dafs sich auch gegen F's Niederschrift schon unter Heinrich I. ein sprachlicher Gegenbeweis nicht führen läfst. Und ferner darf man nicht vergessen die Möglichkeit, unser Archetyp F habe ein französisches Autograph nur modernisiert, durch welche einen Terminus post für die Abfassungszeit zu finden sich für die Philologie allein verbietet.

17. An angelsächsischen Wörtern bieten die Leis eine zu geringe

---

[1] Der zweite Teil, wo Hk fehlt, lautet in I ebenso archaisch; vgl. *jurn* 44.

Ausbeute, um den Lautstand auf ein Menschenalter zu bestimmen, besonders wenn man bedenkt, daſs gerade Namen und technische Ausdrücke von Abschreibern leicht modernisiert wurden, daſs hier das Englische durch französisches Ohr und Schreiben wanderte. Für die Zeit vor 1150 spricht der Gen. plur. *Merchena* (2 L), der aber nur einmal vorkommt gegen 16 Fälle auf *-e;* wie hier ist *c* zu *ch* erweicht in *sache* 2, 3. 27, *soche* 2, 3. 27, *socheman* 16, *hamsochne* 9, *lechefe* (*lichfe* L) 10, wofür *sac* 27 L und *soc soch* 27 L vereinzelt, aber auch sonst im 11. und 12. Jh. vorkommen. *Burc* ist latinisiert *burgus* 45. Als *x* ist *hs* geschrieben in *laxlite* 39, 2. 42, 2 (*lasl.* L). Neben *utlage* 52, 1 und *lahge* 21, 2. 21, 3 überwiegt *lahe* vierzehnmal; in I meist *lae.* *Borh* (21, 1. 21, 1 a L) lautet inHk I *borch,* das Nordische *hjemmel* (Gewähr) in Hk I *heimel,* einmal *haimel,* in L *hemold.* Der Gen. *Westsaxene* in L wechselt mit *Westsex.* 2, 2. 3, 2. 21, 2 in Hk I. Der *Thegn* ward zu *then* (in L, *thein* F) 8; *team* zu *tem* 2, 3; der *Gerefa* zum *ireve* 28, 1, die *Mund* zu *la munte* 18, 1, der *Healsfang* zu *halsfanc* 9; der *Forfang* zu *forfeng* 5; *hamfare* in 2 L ist *hemf.* in F; das *Wergeld* heiſst einmal in L *wer,* sonst in F L *were,* männlich in F 12. 52, 1; L 8, 1. 9. 13; weiblich in F 8. 13; L 12. Nichts folgt aus *ward* 28, 1; *Edward* Prol.; *Dene* (gen. plur., wofür *Dane* in L Latinisierung sein kann) achtmal; *tol(l); infangenetheof* 2, 3; *hengwite* 4; *manbote* 7; *sarbote* 10, 1; *nam* 44. 44, 2; *stret* 28; den Namen *Watlingestrete, Ermingestrete, Hykenild, Fos (Fosse)* 26. Aus unregelmäſsigem *-e* in der Endung folgt nichts, weil die Formen im Casus obliquus stehen. Französiert ist die Endung in *ores* 2, 3; *hides* 28. Im ganzen scheint mir aus diesen Formen nur das 12. Jh. als Zeit der Niederschrift des Archetyps erschlieſsbar.

18. Ist F vielleicht bloſs übersetzt, bestand vor dem französischen Texte eine Vorlage in anderer Sprache? Gegen lateinische Quelle spricht die Menge Anakoluthe in F, während Anglolateiner seit Lanfranc grammatisch glatt schrieben, ferner die Auffälligkeit des Verschwindens einer Arbeit im Gewande des gewohnten Gelehrten-Idioms, die sich doch als des groſsen Wilhelm und Edwards Recht gleichzeitig ausgab — in einer Zeit,[1] die sich forwährend auf solches berief, die den sog. Edward Confessor und Articuli Willelmi oft ko-

[1] Daſs sich L nur in einer Hs. erhielt, fällt dagegen nicht auf: seit 1200 interessierte der Inhalt nur noch antiquarisch.

pierte —, und endlich die wohl beispiellose Annahme, ein Werk habe in seinem eigenen Jahrhundert erst einen französischen Übersetzer, dann einen lateinischen Rückübersetzer gefunden. — Der letzte Teil ist nachweislich aus dem Angelsächsischen,[1] und nicht aus einer der drei lateinischen Cnut-Übertragungen,[2] übersetzt. Etwa das Vorhergehende, ausgenommen das Römische, ebenfalls? Ich möchte nun zwar eine angelsächsische Form des ganzen Werkes nicht[3] annehmen. Nicht etwa, weil sonst kein Rechtsbuch englischer Sprache im 12. Jh. verfaſst zu sein scheint: wir besitzen auſser den Leis ja auch kaum ein französisches. Aber würde ein Sohn von Angelsachsen, der spätestens 1090 geboren wäre, seinem Werke den Namen des verhaſsten Normannen beigelegt und die besondere Befriedung der Franzosen durch das Murdrum-Gesetz aufgenommen haben? Wohl aber können auch im ersten Teile des Werkes einzelne Sätze, und nicht bloſs die auf Cnut zurückgehenden, bereits englisch geformt gewesen sein. Vielleicht spricht dafür, daſs der Bedingungssatz öfter statt 'wenn jemand' mit *cil qui*[4] beginnt, wie im Angelsächsischen mit *se đe,* für das der Verfasser denn auch *cil qui* einsetzt 47. Von englischen Wörtern[5] begegnen freilich fast nur Termini technici, die F nicht umgehen konnte, auch wenn er aus dem Rechtsleben unmittelbar die schriftliche Form zuerst fand. Auch sein französischer Leser verstand zwar *sac, soc, tol, tem, infangenetheof, lage, utlage, thein, munt, wer, manbot, lahslit, hamfare, hengwite,*[6] *nam, or, hid, stret, stretward, burg.* Aber auch *lechefe, wardireve,* die doch der Lateiner zu erklären nötig fand, auch *halsfang,* das er auslieſs? Hätte hier F Altenglands Rechtsbrauch Anglonormannen erklären wollen, so muſste er diese Wörter (wie *forfeng* 5) glossieren, während nichts auffällt, wenn er sie aus englischer Vorlage einfach übernahm. Silbenweise übersetzt und daher als Ganzes miſsverstanden ist *De*

---

[1] Vgl. 44, 1 (o. n. 6) aus *sette : asete.*

[2] Nicht aus Quadripartitus laut 39, 1 *hange,* 41 *fors de la terre,* wo Quadr. mit *laesio, exilium* von Cnut abweicht; auch nicht aus Instituta Cnuti laut 41 *vie,* 42, 6 *livres,* wo In Cn mit *sanguine,* 40 *sol.* von Cnut abweicht; auch nicht aus Consiliatio Cnuti laut 39, 2 *laxlite,* 44 *nam,* wo Cons. mit *legis fractura, captio* Cnuts Text verdeckt.

[3] Schmids Argument p. LX, nur angelsächsisch sei der Mehrheit der Richter und der Volksmasse verständlich gewesen, entbehrt jetzt der Kraft, da die Leis keine Gesetze, sondern Gelehrtenarbeit sind.

[4] 4. 5. 12. 22. 20, 4. 49. 50. [5] S. n. 17. [6] *Domesday* für Chester I 262b.

sarbote, ço est de la dulur: nämlich *sar* heifst zwar 'Schmerz' im Angelsächsischen, das Kompositum aber ist dem Norden entlehnt und bedeutet dort und mufs dem Zuhammenhang nach auch hier heifsen 'Wundenbufse',[1] nicht 'Schmerzensgeld'. Verfiel F auf die *sarbote* aus lebendiger Anwendung, so hätte er ihren Sinn schwerlich mifsverstanden. Freilich besteht heute zu wenigen der nicht aus Cnut geflossenen Stücke der Leis eine Quelle oder Parallele angelsächsischer Form — aber auch nur zu einem[2] in lateinischer.[3] Und dafs ähnliche Sätze im 11. Jh. angelsächsisch aufgezeichnet wurden, belegen Schmids Anhänge. Wahrscheinlich also benutzte F auch aufser Cnut angelsächsische Schriften.[4]

19. Für Benutzung verschiedener Litteratur spricht auch die Zwiespältigkeit der Schillingberechnung. In den meisten, nämlich 15, Sätzen meint Verf. unter Schilling nach normannischer Art $^1/_{20}$£, auch wenn sie das Recht von Mercien oder Wessex betreffen,[5] und macht sogar aus Cnuts 120 *scil.*, womit $2^1/_2$£ gemeint sind: 6 *livres* (42, 1. 47, 1). Dagegen die Bufsen für abgehauene Finger setzt er in Schillingen *de sol. Engleis, que est apelé quaer*[6] *denier;* 11, 1 f. Die Stelle wiederholt zum Teil Ælfreds Zahlen, der doch nach dem Westsächsischen Schilling von 5 Pfennig rechnet. Ebenso setzt unser Kompilator 19 die Bufse für ein Auge auf 70 *solz de solz Engleis,* abgerundet von Ælfreds $66^2/_3$, für 1 Zoll lange Wunde auf 8 oder 4 Pfennig, je nachdem sie Unbedecktes oder Bedecktes trifft, wo Ælfred 2 oder 1 Schilling fordert.[7] Ebenso rechnet er 17, 3 und 39, 1 Cnuts Strafsummen von 120 Schilling irrig in 40 *solz*[8] um und meint 42, 1, wo er zwei Zahlen Cnuts beibehält: *ço est as solz Engleis,* während thatsächlich Cnut wie Ælfred rechnet. An keiner Stelle spricht er von englischem Schilling, wo nicht eine angel-

[1] Steenstrup *Danelag* 315. Zwar nimmt Toller für *sar* auch die Bedeutung 'Körperwunde' an, belegt sie aber nicht. Wo er 'Axtwunde' versteht, übersetzt Sweet *Ælfred's Gregory* 167: Beleidigungsgefühl. *Sargian* heifst 'betrüben', *sarslege* 'Schmerzensschlag'.

[2] Abgesehen vom römischen Teile. [3] Vgl. u. n. 21.

[4] 'Saxon gleanings'; Vinogradoff *Villainage* 135.

[5] In 3, 2 bestehen *C sol* aus *20 sol e 4 lib.*

[6] Nicht 4, sondern *quaternum;* Suchier *Litbl. Germ. Philol.* 1892, 415. — Ein Münzstück verstehen mit Unrecht darunter Chevallet, Godefroy.

[7] 10, 1 aus Af. 45 f.

[8] Ebenso 1, 1: 20 und 10 Sch., wo I Cnut 3, 2 60 und 30 hat.

sächsische Vorlage nachweisbar ist. Er las also wohl Schriften mit veralteter Währung. — Ein unmittelbarer Benutzer der Gesetze Ælfreds hätte mehr daraus und wenigstens alle Finger- und Nagelbufsen gleichlautend aufgenommen; andererseits wer aus dem Rechtsleben schöpfte (wenn da überhaupt noch diese bis auf den kleinen Fingernagel specificierte Bufse fortlebte), hätte den Betrag in das Geld der eigenen Gegenwart umgerechnet. Also wiederum die Spur geschriebener angelsächsischer Rechtssätze.

20. Der Kompilator weifs nicht, dafs Ælfred und Cnut einen westsächsischen Schilling von 5 Pfennig meinen, und überträgt auf sie jenen von ihm als 'Englisch' bezeichneten von 4 Pfennig, der thatsächlich der mercische war. Nun sind die Denarsummen (in fünf Sätzen [1]) durch 4 teilbar, also vermutlich auch mercisch. Auch die 40 Schilling Bufse, die erkennbar in 2, 2 aus 120 mercischen Schilling, der höchsten *oferhyrnes*, umgerechnet ist und 3, 1 für Mercien allein gilt, wird ebenso entstanden sein in 4, 1. 16. 17, 3.[2] Ferner nennt er von den drei Rechtsgebieten niemals Westsachsen allein, und die *Denalage* nur dann allein, wenn sie in Gegensatz zum vorher erwähnten allgemeinen Landrecht tritt. Dagegen setzt er die *Merchenalage* mehrfach entweder allein (2. 16) oder den beiden anderen voran (2, 2. 3. 8. 8, 1. 21, 2). Er giebt einmal (2) als mercisch aus, was allgemein altenglisch war. Aus Cnut II 71—71, 2 läfst er das Wessex und Denalage Betreffende fort. Er schrieb also sicher nicht in Wessex und wahrscheinlich in Mercien. Während Kent und Northumbrien mit Sicherheit von den möglichen Gegenden der Entstehung ausscheiden, weil das Werk nicht die geringste Spur dort eigentümlicher Einrichtungen oder Ausdrücke verrät, weifs Verfasser viel von der Denalage,[3] lebte wohl also ihr nahe im östlichen Mercien. Dagegen erhellt aus der inneren Verwandtschaft mit nordischem Recht[4] nicht sowohl die Gegend der Entstehung wie die Zeit, das 11. Jh., und vielleicht des Eroberers Vorliebe für neustrisches und anglodänisches Recht.

---

[1] 5. 5, 1. 10, 1. 11, 2. 16.

[2] Im Mercierrecht herrschten mit Wessex gleiche Schillingzahlen, die, da der Schilling $1/5$ weniger Pfennige enthielt, um $1/5$ weniger Wert bedeuteten. Das 1200 Schilling betragende Wergeld des Thegn wog daher laut 8 in Mercien 20 £, in Wessex 25 £.

[3] 2, 2 ff. 3, 3. 17, 1. 39, 2. 42, 2. [4] Vgl. Steenstrup *Danelag* 59. 70.

Der Beiname *Engleis* für den kleinen Schilling hat hier nicht einen geographischen, sondern chronologischen Sinn: 'Altenglisch, angelsächsisch'. (So sprach man im 12. Jh. von *reges Anglici* als den Königen vor 1067; und *Anglice computatur centum pro CXX* sagt das Domesday I 336.) Nur ein Mann, der sich nicht schon selbst als Engländer fühlte, der den 12 Pfennig-Schilling für etwas Normannisches, England noch Fremdes hielt, konnte die veraltete Rechnungsmünze 'Englisch' nennen: schwerlich nach etwa 1120.

21. Die schriftlichen Quellen der Leis sind oben bezeichnet: Cnut herrscht vor, wie in allen Rechtsbüchern der ersten Hälfte des 12. Jhs., im ersten Teile vereinzelt,[1] im letzten fortlaufend.[2] Einmal, c. 13, liegt die besondere Änderung der Hs. A vor. Nur Stückchen klingen deutlich wie Ælfred.[3] Inhaltlich identisch mit zwei angelsächsischen Sätzen über das Wergeld des Thegn in Mercien und Wessex lautet c. 8.[4] Aber schon hierzu, und noch weniger zur Erklärung der Parallele mit dem sog. Edward Confessor betreffend Murdrumhöhe von 46 Mark, oder Villanen-Mannbuſse von 20 Schilling[5] bedarf es keiner Annahme gemeinsamer schriftlicher Quelle, während freilich c. 17 über den Peterspfennig wörtlich an ECf 10 anklingt. Der Bearbeitung Cnuts gehen die Kapitel römischen Inhalts[6] voraus; diesen aber ein allerdings in sich zusammenhängender Abschnitt über Bauernpolitik, den ich jedoch nicht für römisch, sondern für den Ausdruck normannischer Agrarpolitik halte.[7]

22. Fast nur in diesem Abschnitt stehen mehrere Kapitel beieinander, die verwandten Inhalt betreffen. Sonst ist die Ordnung des Stoffes unlogisch oder läſst das aus einer Quelle Geschöpfte, wenngleich es verschiedensten Gehalt birgt, beisammen. Die Auswahl des Stoffes ist willkürlich: man vermiſst die zwei einzigen uns im Wortlaut erhaltenen Erlasse Wilhelms I. und grübelt vergebens, weshalb gerade nur diese Stücke Ælfreds und Cnuts Aufnahme

[1] 2 = II Cn 12. 14 f.; 13 = II Cn 15, 1; 17, 3 = I Cn 9, 1; 20 f. = II Cn 71a f.; 25 = II Cn 20. 20a.

[2] C. 39. 40. 41 = II Cnut 2a—3; 39, 1. 39, 2. 42—42, 2 = II Cn 15, 1—3; 43 = II Cn 17; 44—44, 2 = II Cn 19—19, 2; 45—47, 3 = II Cn 24—26; 48—52, 1 = II Cn 28—31, 2.

[3] 10, 1 = Af 45. 45, 1; 11, 1 f. = Af 56, 1 f. 59 f.; 19. 19, 1 = Af 47. 47, 1.

[4] Mirce 1, 1; Wer 1, 1. [5] 22. 7. vgl. ECf 15. 12, 5. [6] S. o. n. 11.

[7] Vgl. Vinogradoff *Villainage* 135.

fanden. Der Ausdruck lautet ungelenk,[1] oft zweideutig,[2] auch unharmonisch [3] und vermeidet weder Wiederholungen [4] noch sogar Widersprüche.[5] Zu scholastischen Distinktionen oder antiquarischen Phantasien (wie Leges Henrici oder Edwardi Confessoris) verirrt sich der Kompilator nicht. Den Kanonisten verrät er nirgends, wohl aber den römischen Civilisten. Drei Cnut-Übersetzern tritt er zwar teilweise, nur in anderer Sprache, zur Seite, überragt sie aber durch Heranziehung von uns sonst unbekannten Sätzen gegenwärtigen Rechts, deren einige vielleicht er zuerst litterarisch geformt hat. Gegen den Kompilator der *Willelmi articuli X* steht er in der Fähigkeit zurück, Paragraphen juristisch zu formulieren.

23. Nirgends will Verfasser fälschen oder seine Privatarbeit als das Werk des grofsen Eroberers ausgeben. Denn zu solchem Zwecke hätte er irgend einmal die erste Person des Redenden dem König samt Reichstag vorbehalten und nicht c. 37 dem wegen Seewurf verklagten Schiffsführer beigelegt, ferner Strafen angedroht, dann jene Widersprüche ausgeglichen, endlich jene Akten über die beiden Reformen des Eroberers im Beweisrecht und in bischöflicher Jurisdiktion benutzt.[6] Er betitelt sein Werk: 'Dies sind die Gesetze und die Gewohnheiten, welche der König Wilhelm allem Volke Englands zusicherte [7] (*grantat*) nach der Erwerbung [8] des Landes, eben dieselben, welche der König Eadward, sein Vetter, vor ihm gehalten hatte.' Zwar aus Wilhelms I Kanzlei stammt die Bezeichnung des Bekenners [9] als *propinquus* (*mæg*) des Eroberers und vielleicht *post conquestum terræ;* [10] aber wenn Verfasser sein Werk als des Eroberers wörtlichen Text ausgeben wollte, würde er dann 'Gewohnheiten', die doch der König nur bestätigt, nicht neu erläfst, neben 'Gesetzen'

[1] Anakoluthe s. o. n. 18 [2] Vgl. Mifsverständnisse schon durch L; s. n. 13. [3] Erste Person in C. 37. [4] Vgl. C. 5. [5] 13 gegen 39, 1; 21, 1 gegen 45.

[6] Dafs die Leis noch im 17. Jh. als echt galten, besagt wenig: das war der Fall auch bei den Leges Henrici trotz ihrer rechtsdogmatischen Erörterungen und bei dem sog. Edward Confessor trotz historischer Erzählung darin.

[7] *to grant* heifst heute 'gewähren'; den damaligen Sinn 'rechtlich gewährleisten' belegen Godefroy und Ducange s. v. *credentare.*

[8] *adquisitionem* L; damals braucht in *conquest* noch nicht der gewaltsame Sieg zu liegen.

[9] Unter Ignorierung Haralds II; vgl. Freeman *Norman conq.* V 13. 17.

[10] Ebd. V 740.

nennen, sie identifizieren mit früher nur Geltendem und vielleicht nie litterarisch Geformtem, *granter* statt *doner* sagen und der Beistimmung der Fürsten zu erwähnen vergessen? Nein; vielmehr muſs, wie so oft *laga* und *leges,* oder *leges et consuetudines,*[1] hier *leis e custumes* 'Verfassung' bedeuten. Der Kompilator hielt sie in gutem Glauben für identisch mit dem Zustand unter dem Bekenner. Er will damit nicht etwa[2] zu verstehen geben, Wilhelms Neuerungen wolle er fortlassen; vielmehr lag rechtshistorische Scheidung der Zeit fern; und das einen Franzosen vor Mord schützende Gesetz, welches hier vorkommt, wird auch in Heinrichs I. Krönungsfreibrief zur *laga Eadwardi* gerechnet. Dieser König aber weiſs, daſs *lagam Eadwardi* *emendavit pater meus;* und der Rubrikator der *Willelmi articuli* X bezeichnet sie als *emendationes legis.* Einer dieser Artikel lautet: *Præcipio conservare legem Edwardi, adauctis iis quas constitui.* Also nicht eine bloſse Wiederholung des Alten wollen der Freibrief und der Artikel-Kompilator bringen. Erst etwas später giebt sich der sog. Edward Confessor fälschlich als Weistum[3] von 1070 über Altenglisches Recht aus und identifiziert, wie der Leis-Prolog, die beiden Zustände vor und nach 1066. Ein Irrtum, der gewiſs nicht möglich war für Männer, die 1066 denkend miterlebt hatten. Daher scheinen mir die Leis nach 1100 entstanden. Auch ward noch unter Wilhelm II Cnut als Gesetzgeber gefeiert;[4] der König versprach 1088 *þa betsta laga,*[5] ohne Eadwards Namen; und vielleicht erst unter ihm ward jener Ruf nach Eadwards Verfassung[6] laut, den Heinrich 1100 erhörte. Erst hiermit ergab sich die Notwendigkeit, zu erfahren, was sie enthielt.

24. Die so gewonnene Abfassungszeit der Leis 1090—1140, wahrscheinlich 1100—1120, bleibt etwas unsicher. Dagegen mit voller Sicherheit kann negativ ausgesagt werden: die Leis geben

[1] Domesday 268a 2.

[2] Zu dieser Meinung könnte die Auslassung jener zwei Erlasse verführen.

[3] Daſs dieser Prolog nicht etwa auf die Leis bezogen werden darf, vgl. mein *Über Leges Ed. Cf.* 12. Daſs der Lichfielder Chronist nur den ECf braucht, vgl. *Leges Angl. s. XIII Lond. coll.* p. 38.

[4] Hermann, *Mir.* s. *Edmundi* in meinen *Anglonorm. Gq.* 236.

[5] Freeman *Will. Rufus* I 64.

[6] Schon im Domesday wird *lex Edwardi* gefordert, doch nur im Sinne von altenglischem Beweisrecht.

uns nicht die Spur von einem Codex Wilhelms, der etwa nur in der Ursprache[1] uns verloren und hier mit Römischem u. a. interpoliert wäre. Das folgt aus vielen Gründen, zum Teil den soeben erörterten: dem Mangel der ersten Person und bestimmter Befehlsprache, dem Fehlen des Reichstags im Prolog,[2] den inneren Widersprüchen, der Gleichsetzung mit des Bekenners Recht, der Übergehung beider Reformerlasse, der Bevorzugung des Mercierrechts. Auch ist kaum denkbar, daſs Quadripartitus, der um 1114 die Königsgesetze sammelte, daſs so mancher Zeitgenoſs, der über Wilhelms starken Eingriff in Recht und Verwaltung schrieb, von einem umfangreichen Codex des Eroberers sollte geschwiegen haben. Auch fänden wir in der Litteratur des 12. Jhs., besonders in den sog. Leges Henrici und Edwardi, längere und deutlichere Parallelen zum Inhalt der Leis, wenn diese auf einem authentischen Codex beruhen würden. Es ist nur möglich, nicht sicher, daſs die Leis benutzt wurden von Leges Ewardi Confessoris[3] um 1135, von Gilbert Foliot 1161,[4] von Richard Sohn Nigels[5] 1178, vom Dichter Benoît de S. More,[6] von Bracton[7] und vom Verfasser des Mirror of justices.[8] Selbst wenn, was nicht der Fall ist, hier irgendwo die Leis als authentisch citiert

[1] Vgl. o. n. 2. [2] Vgl. Waitz, *Gött. gel. Anz.* 1858, 1696.

[3] Vergleiche Prolog und 17 mit ECf Prol. und 10.

[4] Alexander dem III. rühmt er Eadward den III. — wie es scheint aus geschriebenem Recht: *eius adhuc leges apud nos iudicia temperant et regni sui pauperes usque hodie in multis illesos provida ipsius circumspectione conservant;* ed. Robertson *Materials for ... Becket* V 19. Vielleicht spielt dies an auf Leis 29.

[5] *Dial. de scacc.* I 10: *colonos, per quos agricultura posset exerceri, indempnes serva[vit Willelmus I]*, so daſs nicht *a possessionibus pellerentur indigen[æ]*. Gesperrtes lautet wie 29 L. Ferner erzählt er I 16: *Willelmus ... decrevit populum iuri scripto legibusque subicere. Propositis igitur legibus Anglicanis secundum tripartitam earum distinctionem, hoc est Merchenelage, Denelage, Westsaxenelage, ... Neustriæ leges ... adiecit.* Nur die Leis sind ein nach Wilhelm I benanntes Rechtsbuch, in welchem *Merchenelage* vorkommt und zwar voransteht.

[6] Michel (III p. 228) nimmt an, die Leis meine Vers 37913 mit Wilhelms *ordenances, ses assises;* eher wohl Einzelverordnungen als ein Rechtsbuch.

[7] Der Bauer *gleba amoveri non debet, quamdiu velit et possit facere debitum servitium.* Gesperrtes lautet wie L 29.

[8] Er schreibt Edward eine Untersuchung zu *de totes les grevaunces qe l'en feisoit a tel gaigneours outre lur droitz custumeez* und murrt, das Breve für klagende Villane *Ne iniuste vexes* sei auſser Brauch; II 28, p. 81.

wären, so bewiese das nichts, da ja selbst der Königskleriker Roger von Howden unkritisch genug war, sogar den sog. Edward Confessor dem Werke seines zeitgenössischen Grofsjustitiars Glanvilla voranzusetzen.

25. Die Rechtsgeschichte müfste, von Philologie- und Litteratur-Argumenten absehend, die Leis vor 1140 ansetzen,[1] weil kein damaliger Jurist spätere Rechtsreformen und Standesverschiebungen[2] seinem Werke fernzuhalten im stande gewesen wäre, und vor 1135 wegen der noch bestehenden Einrichtung des Gewährbürgen, die 'Edward Confessor' teilweise abschafft. Aus dem Fehlen des Duells wird sie eine Abfassungszeit vor 1077 zu folgern sich scheuen, weil ein damaliger Kompilator gern Veraltetes mitnimmt, auch der Leis-Verfasser vielleicht den Zweikampf hafste oder dies für Engländer ja nur fakultative Beweismittel in seiner Gegend selten sah. Nach 1072 erst konnte Verfasser 17, 2 vom *justice de seinte eglise* reden; und vom Murdrum berichtet er 22 wahrscheinlich eine etwas spätere Form als andere Quellen. Allein von keinem Einzelsatze kann die Rechtsgeschichte behaupten, er müsse erst nach 1087 entstanden sein. Nun wissen wir, dafs Wilhelm I.[3] am Rechtsleben thätigen Anteil nahm, den Landfrieden kräftig wahrte, die Verwaltung eingehend ordnete.[4] Wer das Domesdaybuch mit wertvollen Weistümern über Ortsrecht anlegte, wer die Ritterdienstpflicht einführte, mufs mehr weltliche Gesetze erlassen haben als das einzige uns erhaltene

---

[1] 'Um 1100' Vinogradoff *Law Quart. R.* I (1885) 199; Pollock and Maitland *HEL* I 66 f. 80; II 231: 'not after early 12. cent'.

[2] Der Villan ist noch persönlich freier als um 1150; Wergeld und Wundenbufse herrschen noch; es giebt erst wenige Crown pleas.

[3] Der Historiker von *Norman conquest* hat auf 4000 Seiten keinen Raum für selbständige Kritik der Leis gefunden, und der letzte Biograph von *William I.* im *Dictionary nat. biogr.* übergeht die Forschungen der letzten 25 Jahre.

[4] *Leges et publica iura tueri* rühmt als seine Tugend Serlo von Bayeux (bei Hardy *Descript. catal.* II 43); sein Krönungseid versprach *rectam legem* (hier 'Rechtsnorm und -übung', nicht 'Gesetz') *statuere et tenere, rapinas iniustaque iudicia interdicere* nach Florenz. Der englische Annalist schildert zu 1087 die Strafsensicherheit mit einer Hyperbel, die Baedas Bericht über Eadwin's Northumbrien II 16 nahe steht. Vgl. das Citat aus Orderic n. 2. Prior Gotfrid von Winchester ruft Wilhelm I. als gerechten Strafrichter *pater pacis, tutor æqui* 1080—1087 an; hinter [Raine] *Laurent. Dunelm.* (Surtees soc. 70) p. 73.

Stück übers Beweisrecht. In der That spricht nicht erst ein Jahrhundert nach dem Eroberer eine Dichtung von *ses*[1] *ordenances, ses assises.* Schon die zeitgenössische Biographie durch Wilhelm von Lisieux[2] weiſs, daſs er, auſser für London und Kirchen, *alia genti universæ disposuit; iura quæcumque dictavit optimis rationibus dictavit.* Sie meint hiermit nicht bloſs mündliche Rechtspflege, die sie in anderen Sätzen rühmt. Nur wegen der Beschränkung seines Themas auf Kirchengeschichte, sagt Eadmer um 1108—1110,[3] *quæ [Willelmus] in secularibus promulgaverit, literarum memoriæ tradere supersedemus.* Nun können die *Willelmi articuli X*[4] das, was diese Zeugen meinen, nicht ganz und nicht in der ursprünglichen Form darstellen. Nicht ganz: es fehlt Kastration der Notzüchter,[5] Beschränkung des Tötungsrechtes aus Blutrache,[5] Befehl an den Adel, die Bauern zu schonen,[6] Schutz der Reisenden.[5,6] Auch weicht der Kompilator jener Artikel von Wilhelms Sprache ab, da er bereits die erst nach dem Eroberer verfaſsten *Instituta Cnuti* ausschreibt und dessen Erlaſs über Beweisrecht in 10 Punkten interpoliert, kürzt, verderbt und miſsversteht. Sicher also leidet das uns aus Wilhelms Gesetzgebung Erhaltene an Lücken. Daſs die Leis sie nicht ganz ausfüllen, steht fest. Daſs sie von irgend einem Gesetze genau die ursprüngliche Form unter der französischen Hülle erraten lassen, ist nicht nachweisbar. Wo aber die Leis in Thema und Tendenz übereinstimmen mit jenen Historikern oder den Articuli, da dürfen wir, selbst trotz Verschiedenheiten im einzelnen, annehmen, ein echtes Gesetz Wilhelms liege zu Grunde.

Dies ist der Fall in Leis 21 über den Kauf, wo wie in Artikel 5 neben Zeugen und Gewährsmann auch der Gewährschaftsbürge gefordert wird. Über den Peterspfennig,[7] von dem wir wissen, daſs Wilhelm darüber mit Rom verhandelt hat, gab der König wahrscheinlich ein Gesetz, von dem c. 17 eine Spur birgt. *Ki purgist femme per force, forfait ad les membres* (18) klingt an die Notiz des Annalisten an: *gif hwilc carlman hæmde wiđ wimman hire unđances, sona he forleas þa limu, þe he mid pleagode.* Der Murdrumsatz (22) ist sicher nur ein Auszug aus Wilhelms Gesetz.[8] Die Freibürg-

---

[1] S. vorvor. S., Anm. 6.

[2] Ed. Giles 147; Ordric (IV, ed. Le Prévost II 165 f.) wiederholt ihn.

[3] *Hist. Nov.* ed. Rule p. 10; vgl. p. XVI und meine *Agnorm. Gesch. Q.* p. 294

[4] Der sog. Edw. Conf. ist später als Eadmer.

[5] *Ann. Anglosax.* [6] Will. Lexov. [7] S. o. n. 21. [8] S. o. n. 23.

schaft (25) war der Gegenstand einer Reform Wilhelms.[1] Von den Strafsen (26) sprechen jener Biograph, der Annalist und der sog. Edward Confessor auch. Derselbe Biograph und der Schatzmeister Richard am Exchequer wissen, dafs der Eroberer die Bauern schützte, wovon c. 29 handelt. Sklavenverkauf aufser Landes verbietet wie Leis 41 auch Artikel 9, die Todesstrafe wie Leis 40 auch Artikel 10; die dreimalige Ladung zu Hundert und Grafschaft bestätigt wie Leis 44 auch Artikel 8, 1; überall bieten die Artikel aber eine bestimmtere, mehr juristische und (in 8a) eine archaischere Form.

Dafs Wilhelm I., wie Artikel 7 (vielleicht aus Heinrichs Krönungsfreibrief) behauptet, die *lagam Eadwardi* bestätigt habe, mufs notwendig angenommen werden. Wahrscheinlich hat er als ihren Ausdruck (wie ja Eadward 1065 *niwade Cnutes lage*) Teile aus Cnuts Gesetz wiederholt, und zwar möglicherweise gerade die in den Leis enthaltenen. Allein wenn dies der Fall, doch in mindestens zwei Punkten mit inhaltlich wichtiger Verschiedenheit von den Leis. Die Heergeräte in den Leis 20 lassen die von Cnut II 71 geforderten Geldsummen nämlich fort;[2] und doch war der geldgierige Eroberer gewifs der letzte, sie den Erben zu schenken. Sodann läfst c. 45 f. über den Kauf jenes Institut des Gewährbürgen fort, das der Eroberer forderte.

Bei etwa 20 Sätzen, mehr als der Hälfte des ersten Teiles, bleibt fraglich, ob sie auf einem Gesetze Wilhelms oder privater Aufzeichnung des zu seiner oder seiner Söhne Zeit lebendigen Rechtsbrauches beruhen.

---

[1] Meine *Leges Edw. Conf.* S. 81. [2] Sie stehen in Leges Henr. 14.

Berlin. F. Liebermann.

Kleine Mitteilungen.

Zum Liederbuche Christophs von Schallenberg.

Unter den Nachbildungen italienischer Gesangstücke, die Christoph von Schallenberg zu Ende des 16. Jahrhunderts in sein deutsches Liederbuch (Wiener Hs. 19565, Nr. 34) eintrug, befindet sich, wie J. Hurch im Archiv LXXXVII 448 Nr. XII mitteilt, auch eins 'in der Melodei von *Vola, vola, pensier, fuor del mio petto*'. Diese italienische Dichtung habe ich im Archiv XCII 68 Nr. XII in drei gedruckten Sammlungen mehrstimmiger Madrigale und Napolitanen aus den Jahren 1581 und 1588 nachgewiesen; doch blieb mir unbekannt, daſs schon 1808 dies selbe Madrigal aus einer Handschrift Torquato Tassos veröffentlicht und als Eigentum dieses Dichters reklamiert worden war. Ich verdanke diese Belehrung der groſsen kritischen Ausgabe der *Rime* Tassos von Solerti,[1] aus der ich zugleich entnehme, daſs jenes Lied nicht nur von Giovanni de Macque und Jakob Regnart, sondern auch von Lodovico Torti (Canzoni a tre voci, Venezia 1584) und Christoforo Clemsee (Madrigali a cinque voci, Jena 1613) in Musik gesetzt ward.[2]

Wir können nur bedauern, daſs Schallenberg nicht wie in anderen Fällen den italienischen Text wiederzugeben suchte und sich damit den Ruhm des ersten Verdeutschers Tassos errang, sondern nur die Melodie (vermutlich die Regnarts) benutzte, um ihr eigene Worte unterzulegen. Erst Ferdinand Wolf[3] hat 1821 eine wohllautende Übertragung der Dichtung Tassos geliefert.

Berlin. J. Bolte.

---

[1] T. Tasso, Le rime ed. A. Solerti vol. 1: Bibliografia (Bologna 1898) p. 327.

[2] Ebenda 1, 429 und 395. — Nebenbei möchte ich noch erwähnen, daſs die italienischen Originale für zwei andere von Hurch angeführte Lieder Schallenbergs, nämlich Nr. III und XI, auch in dem 1592 zu Frankfurt a. O. gedruckten Lautenbuche des Ostpreuſsen Matthäus Waissel vorkommen; hier beginnt Nr. 6 der Neapolitanen: *Chi mira gli occhi tuoi*, Nr. 4: *Son questi i crispi crini*. — Hoffentlich erhalten wir bald die von Hurch versprochene Ausgabe des Schallenbergschen Liederbuches.

[3] Ferd. Wolf, Kleinere Schriften hsg. von E. Stengel (Marburg 1890) S. 14: 'Über ein Gedicht von Torquato Tasso'.

Noch einmal Hiobs Weib.

Zu den im Archiv XCIX 418 zusammengestellten Dichtungen, welche die Frage beantworten, warum der Teufel dem Hiob Gesundheit, Reichtum und Kinder nahm, die Frau aber liefs, hat mir Herr Cand. phil. Erich Urban [1] noch drei deutsche Epigramme nachgewiesen, die sich zwar von Owens lateinischen Distichen 'Miseria Job' weiter entfernen als jene früher angeführten, aber wohl gleichfalls dadurch angeregt sind.

18. Henrici Hudemanni Divitiae poeticae (Hamburg 1625) S. 199:

'Jobs Vnglück':

Ich habe offt vnd viel von Jobs Vnglück gelesen
Vnd achte, daß jhm sey ein groß Vnglück gewesen,
Als jhm sein Güter all vnd seine Kinder feyn
Sampt seines Leibes Krafft gantz weggenommen seyn.
Noch aber gleub[e] ich, (wiewohl ichs nicht erfahren,
Vnd wolte solche Gunst Frau Glück an mir nur sparen)
Daß grösser Vnglück jhm in sölchem seinem Leyd
Gewesen sey sein Weib mit täglicher Bößheit.

19. Friedrich von Logau, Sinngedichte 3, 2, 49 (1654): 'Deß Jobi Weib':

Wann der Satan gieng von Job, ist sein Anwalt dennoch blieben
Jobs sein Weib; er hatte nie keinen bessern aufgetrieben.

20. Gottfried Feinler, Poetisches Lust-Gärtgin (Zeitz 1677) S. 147 Nr. 107: 'Hiobs Elend, Owen. p. 69':

Den wol-geplagten Job durch Göttliches Geschicke
Und Satans argen Neid betraff diß Ungelücke:
Ihm ward verlohren Gut und Rind- und Kinder-Hauff,
Ja, sein gesunder Leib gieng Ihm auch endlich drauff.
Es war nichts übrig mehr als seines Hertzens-Grämen,
Sein ungezognes Weib, die wolte niemand nehmen:
Die, die verdoppelt' ihm die schwere Creutzes-Last,
Ihr Hohn-Gespräche ließ ihm weder Ruh noch Rast.

Noch näher an Owens Epigramm scheint ein Satz bei Abraham a S. Clara (Heilsames Gemisch Gemasch, 1704, S. 227) sich anzuschmiegen: 'Alles und alles hat er [der Teufel] dem Job genommen, aufser sein Weib, die hat er ihm übergelassen, und zwar darumb, dann er hat gehofft, diese werde ihn mit ihrer bösen Goschen zu einer Ungedult bringen.' Indes möchte ich aus dieser Übereinstimmung noch nicht auf eine Benutzung Owens durch den Wiener Hofprediger schliefsen; denn derselbe Gedanke begegnet schon in den alten Hiob-Kommentaren, die unter dem Namen des Origenes und Johannes Chrysostomus gehen. Im ersteren (Migne, Patrologia Graeca 17, 477 C) heifst es von der Frau Hiobs: '*Quam ideo solam de omni-*

[1] Vgl. jetzt E. Urban, Owenus und die deutschen Epigrammatiker des 17. Jahrhunderts, Berlin 1900.

bus nequissimus diabolus superesse voluit, ut hac novissima uteretur pro Jobi seductione atque animae eius subversione.' Chrysostomus aber (Migne, Patrol. Graeca 64, 558 B; ich citiere nach der lateinischen Übersetzung) sagt ganz ähnlich: *'Ex illa enim rerum omnium, fortunarum, liberorum et corporis ruina uxor ei sola ad tentationem et insidias de industria relicta est';* und in seiner dritten Predigt über Hiob (Migne 56, 574): *'Omnibus privatus est solaque uxor relicta est, non parcente diabolo, sed telum sibi reservante.'* Diese in späteren Kommentaren[1] wiederholten Stellen mochten Abraham a S. Clara vorschweben, wie sie auch der von Domenichi berichteten Äufserung Buoninsegnis zu Grunde liegen.

Auf eine andere Bemerkung des Chrysostomus (Migne 56, 582) gründet sich auch ein lateinisches Epigramm des Jacobus Duportus (Musae subsecivae, Londini 1696, p. 166: 'Addidit Dominus omnia Iobo duplicia. Iob 42, 10 ex S. Chrysost.'), das nicht von Hiobs Frau, sondern von seinen Kindern handelt:

> Cur prole excepta dupla omnia dantur Iobo?
> Illa abiit tantum scilicet, haud periit.

Endlich möchte ich mit einem Worte noch auf die eigentümliche Art hinweisen, in der Hiobs keifende Frau von der bildenden Kunst dargestellt worden ist. Ein im Städelschen Institut zu Frankfurt a. M. befindlicher Altarflügel Dürers[2] zeigt den betrübt dasitzenden Dulder, von seinem Weibe mit Wasser überschüttet, während auf dem Gegenbilde zwei seiner Freunde ihm zum Hohne auf Trommel und Klarinette aufspielen. Hier hat offenbar der Künstler an die Geschichte von dem geduldigen Sokrates gedacht, die von Seneca (De constantia sap. c. 18) und verschiedenen mittelalterlichen Autoren (Oesterley zu Pauli, Schimpf und Ernst Nr. 471) erzählt wird: Sokrates flieht vor den Scheltworten seiner bösen Weiber vors Haus und setzt sich, da beschütten sie ihn mit Wasser.

Berlin. J. Bolte.

An unknown edition of Heywood's *'Play of love'*.

Bibliographers and editors alike have supposed that the imperfect copy of John Heywood's *'Play of love'* preserved in the Bodleian Library, was the only one extant. This however is not the case. Among the books collected by Pepys, and preserved in the library of Magdalene College Cambridge is a volume containing

---

[1] Ebenso in [Stoeterogges] Recueil von allerhand Collectaneis und Historien, 2. Hundert (1719) S. 14 Nr. 24 und im Anhange, 7. Hundert (1724) S. 11.

[2] Thausing, Dürer[2] 1, 184 (1884). — Das Konzert der Freunde erscheint, wie mir Herr Prof. Dr. H. Weizsäcker mitteilt, auch auf zwei Altargemälden von Dirk Bouts (Köln) und Orley (Brüssel) und auf einem kleineren niederländischen Bilde des Museums zu Douai.

several of Heywood's plays, and among them a perfect and very fine copy of a different edition of the play in question. This supplies us with the titlepage, which since it is wanting in the Bodleian copy has been so far unknown, and also with various textual correction. The following in the full bibliographical collation.

Title. A play of loue, ¶ A newe and a mery enterlude concernyng plea= ſure and payne in loue, made by Ihon̄ Heywood. ,', The players names. ,', A man a louer not beloued. A woman beloued not louing. A man a louer and beloued. The vyſe nother louer nor beloued. | [Within architectural border bearing the initials W. R.] Colophon . Prynted by . w . Raſtell . M.ccccc.xxxiiii. Cum priuilegio Regali. [Folio. Printed in black letter throughout.] Collation. A—E[4]. No pagination. Title on A 1; verso blank. Text begins on A 2. Colophon at the end of the text on E 4; verso blank.

I may mention that most of Heywood's plays are dated 1533. Comparison with the text of the Bodleian copy, as printed by Prof. Brandl in his *Quellen des weltlichen Dramas in England,* shows this edition of 1534 to be the earlier, and considerably freer from typographical errors. This will he clear from the following list of variants, and is also borne out by the fact that the 1534 edition is much freer in its use of medial *y* and final *e*. In the following list I have not given readings that differ merely in orthographical detail, *viz* (I) *y* for *i*, (II) final *e*, (III) double letters, (IV) abreviation marks, (V) divison of words.

I first give the reading of the 1534 edition, then that of the Bodleian copy as printed by Prof. Brandl.

4 Approcheth — Approceth, middys — middes 24 aud — and 25—27 First letters as supplied by B. 30 Consernyng — Concerning, gyftys — gyftes, gyuyn — gyuen 37 bewty fully — beutyfully 40 soole — loole [hole B. *conj.*] 41 haboundant — haboundaunt 45 much — moch 56 tymyth — tymeth 79 louyd — loued 94 growth — groweth 98 ferther — farther 121 iangelynge – ianglyng 135 rehersale — rehersall 153 in — I [in B. *conj.*] 159 thynke — thynketh 160 length — lenght 172 ensample — ensaumple 198 deuyse — devyse (so B.; but if so it is merely a misprint since *u* was always used medially) 199 condyshyon — condicion 221 dispewt — dispeut 240 Agred — Agreed 251 secrecy — secracy 268 tormentyd — tormented 270 sufferer — suffret [suffrent B. *conj.*] 274 lot — loth 286 byhauour — behauour 311 [at this point the numbering of the lines in B. seems erratic. I refer however to the lines as there numbered for facility of reference] 232 (*speaker*) No louer nor loued. — No louer loued [No louer nor loued. B. *conj.*] 358 bysyest — besyest 364 thynkest — thenkest 370 merueyle — meruayle 396 (*stage direction*) goth — goeth 438 cōtrollyng — conterollyng 466 was — whas 469 yet — Let, beawty — beauty 481 dyssymble — dissemble 482 dyssymelyng — dissymylyng

485 trysed — teysed 493 acquayntaunce — acquentaunce 509 slouenly — slovenly [cf. 198] 510 wot — woet 515 semed — semeth 517 meryly — merely 534 wyght — whyght 563 sewer — fewer [sewer B. *conj.*] 571 quoth — quot 576 i — in 588 loue — lone [loue B. *conj.*] 619 mo — no [mo B. *conj.*] 624 lest — last 641 takyn — taken 646 perceyued — perceyuyd 653 Coulde — Cowlde 689 seketh — sekyth 693 punde — pounde 700 his his — his 720 swarue — swarme [swerue B. *conj.*] 721 (*speaker*) Loued — Louer 733 affeccion — affection 769 a — an 772 peyce — peyche 787 fleses (?) [not clearly legible] — sleses [schlecht gedruckt] 799 neuer syt in — neuer in 804 gods — god 805 mete — mets 830 pyth — pyt 881 payue — payne 897 ueuer — neuer 902 sore — lore 908 phesicion — phisicion 914 truth — treuth 923 weyth — welth [weyth B. *conj.*] 928 (*speaker*) loucd — loued 934 contencyon — contention 936 pyth — pyt 943 therby — therly 950 yow — you 968 leue — leaue 975 and 978 medsyn — medecyn 1005 ielousy — yelousy 1024 whot — whet 1028 moyster — moystuer 1089 Who shall — Whos hall 1101 contentashyon — contentacyon 1102 ymagynashyon — ymagynacyon 1145 whyther — wyther 1158 receyueth — receyued 1164 Christs — Christ 1167 appere — appere? 1175 frysyth — fryseth 1188 and 1191 ioy — yoy 1198 yow — you 1203 shalbe — shall be 1229 playne — playe [playne B. *conj.*] 1273 dryuen hym hens — dryuen hens 1289 soiurne — soiourne 1313 Gods — Gods' 1316 Maystres — Maysters 1324 vntertakes — vndertakes 1328 her last — her 1340 dowt — dout 1341 abowt — about 1358 ley — lay 1359 louyng — lonyng [louyng B. *conj.*] 1370 yt — ye 1374 yow — you 1378 syns — syrs 1397 intend — entend 1400 or strife — nor strefe 1408 iorneys — ioyrneys 1412 straight — streyght, stabel — stable 1417 otes — othes 1424 tone — one, woulde — wolde 1430 he — ye 1449 cowched — chowsed 1456 particuler — partycular 1460 out — we 1461 be direccion — be our direccyon 1471 lothely — lotely 1489 maisters — maystres 1494 errours — errous [errours B. *conj.*] 1504 he — the 1508 rise — aryse 1517 tone — one, euin — euen, tother — other 1519 heareth — hereth 1528 maysters — maystres 1529 than — then 1546 contencion — contentacion 1554 knowledge — knowyng 1559 tone — one, tother — other 1560 contencion — contentacyon.

In conclusion I should like to express my thanks to Mr. Prescott, librarian of Magdalene College, by whose courtesy I was enabled to make the above collation. Walter Wilson Greg.

Die Quelle von Turbervilles '*Tragical tales*' Nr. 2.

Die zweite Auflage der '*Tragical tales*' (1587, die erste ist von 1576) liegt mir vor in einem Neudruck von 1837, den das hiesige

englische Seminar besitzt. Über die Quellen dieser meist in Septenarpaare umgegossenen Novellen hat bereits Koeppel gehandelt (Anglia 1891, Bd. XIII S. 42—71) und sie nachgewiesen: für Nr. 1, 3, 4, 6, 7, 9 und 10 bei Boccaccio, für Nr. 5 und 8 bei Bandello. Für die zweite, die Geschichte von der guten Fürstin Aretaphila, die zwei grausame Tyrannen töten läſst und dann ins Kloster geht, bemerkte er wohl im allgemeinen, daſs sie aus Plutarchs *De mulierum virtutibus* stamme, ohne daſs es ihm jedoch gelungen wäre, ein italienisches Mittelstück zu finden, wie es doch Turberville benutzt haben muſs; denn Turberville sagt ausdrücklich auf dem Titel: *translated ... out of sundrie Italians.* Mit Hilfe des Bibliothekars Herrn Dr. Alfred Schulze ist es mir gelungen, auf der hiesigen Königlichen Bibliothek eine italienische Übersetzung von Plutarchs Werk zu finden, die aus dem Jahre 1559 stammt und aufs engste mit dem englischen Text übereinstimmt.

Die italienische Übersetzung ist von Tarchagnota und unterscheidet sich nur in einem wesentlichen Punkte von dem griechischen Original. Bei Plutarch nämlich zieht sich Aretaphila, als wieder Ordnung und Ruhe im Staate herrschten, in ihr Frauengemach zurück und verbringt den Rest ihres Lebens am Webstuhl. Tarchagnota aber läſst sie in ein Kloster gehen.

Plutarch:

ἡ δ' ὡς ποικίλον τι δρᾶμα καὶ πολυμερὲς ἀγωνισαμένη μέχρι στεφάνου διαδόσεως, ὡς ἐπεῖδε τὴν πόλιν ἐλευθέραν, ευθὺς εἰς τὴν γυναικωνῖτιν ἐνεδίετο, καὶ του πολυπραγμονεῖν ὁτιοῦν παραβαλλομένη, τὸν λοιπὸν χρόνον ἐν ἱστοῖς ἡσυχίαν ἄγουσα μετὰ τῶν φίλων καὶ οἰκείων διετέλεσεν.

Tarchagnota (S. 232b):

...; ma ella, che haveva gia provata la difficultà che era nel potere in un regimento soddisfare à tutti; tosto che vide la patria libera, si ritirò in un monasterio di monache, con le quali visse quieta, e amichevolmento tutto il resto de la sua vita, senza volersi a niun conto intricare più ne le cose publiche.

Ebenso Turberville (S. 93):

Thus having rid the realme of two such bloodie foes,
Into a Nunnrie, there to ende her life this Ladie goes.
Where she devoutly dwelt, and to her praiers fell:
And as shee livde in vertue earst, so dide shee very well.

Auſserdem hat der Italiener einige Eigennamen geändert:

Aiglator in *Eglatore* (Turberville: *Elator*),
Phaidimos in *Phedimo* (Turb.: *Faedimus*),
Melanippos in *Menalippo* (Turb.: *Apollos priest*),
Daphnis in *Daphnide* (Turb.: *Danicles*).

Eine Stelle in Plutarch hat Tarchagnota augenscheinlich miſsverstanden, denn er übersetzt *καὶ τὰ Θήβης ζηλώσασα τῆς Φεραίας καλά* mit *specchiandosi ne l'essempio de l'ardire de la molto lodata Pherea Thebana* (S. 230b); Turberville übernimmt diesen Fehler (S. 73):

Shee cald to minde the practise of a Theban dame before,
That wise Faeraea hight.

Ausgelassen sind Plutarchs Bemerkungen, daſs Leander auch von seinen Freunden gegen Nikokrates aufgereizt wurde, sowie daſs die Volksmenge, die der Gefangennahme des Tyrannen beigewohnt hatte, erst des Abends spät in die Stadt zurückkehrte u. dgl.; alles das fehlt auch bei Turberville.

Die nächste italienische Übersetzung des Plutarch ist erst vom Jahre 1598, kommt also für Turberville nicht in Betracht. Es sind somit für sämtliche zehn Geschichten Turbervilles die italienischen Quellen nachgewiesen.

Berlin. Paul Nitzer.

Berichtigungen zu Bd. CIV.

S. 299, Z. 11 Komma h. *misruled* (statt h. *transgressiouns*).
S. 300, Z. 3 Komma h. *vertues*.
S. 306, Z. 31 lies *iammes* (statt *iaumies*).

Max Förster.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft

für das Studium der neueren Sprachen.

Sitzung vom 9. Januar 1900.

Herr Brandl spricht über zwei Falstaff-Fragmente von Goethe. Der Vortrag wird im nächsten Bande des Goethe-Jahrbuchs erscheinen.

Herr Lamprecht spricht über Lotsch, Wörterbuch zu den modernen französischen Schriftstellern, Potsdam 1900. Ein solches Wörterbuch ist von Zeit zu Zeit notwendig. Der Verfasser hat die neuen Worte aus Zeitschriften und Zeitungen mit grofsem Fleifs gesammelt, ebenso die zahlreichen Namen von Schriftstellern. Weniger gefällt die Aufnahme der vielen Worte aus Delesalle, Dictionnaire argot-français, zumal sie uns in recht schmutzige und bedenkliche Kreise des französischen Lebens führen. Herr Tobler bemerkt dazu, man solle in der Aufnahme neuer Wörter vorsichtig sein, dagegen sich mehr angelegen sein lassen, den seltenen und neuen Bedeutungen nachzugehen, die vorhandene Worte bei modernen Schriftstellern haben.

Herr Tobler spricht sodann über *Les Morts qui parlent* vom Vicomte de Vogüé und über den Briefwechsel zwischen Adolf Ebert und Ferdinand Wolf. Beide Besprechungen werden im Archiv erscheinen (s. CIV, 242, 244).

Der Entwurf einer Adresse an Herrn Furnivall wurde vorgelesen und genehmigt und die Herren Brandl und Pariselle mit der weiteren Erledigung der Angelegenheit beauftragt. — Zur Prüfung der Rechnung für das Jahr 1899 wurden die Herren A. Cohn und Adolf Müller berufen.

Sitzung vom 23. Januar 1900.

Herr Risop vermutet, dafs die von Siede aus der modernen Pariser Volkssprache, von Tobler, Beiträge III 14 ff., aber in grofsem Umfange auch aus den besten neufranzösischen Autoren sowie dem Italienischen nachgewiesene Wendung *nous chantions avec lui* = *nous chantions, moi et lui* (vgl. jetzt auch Meyer-Lübke, Rom. Gram. III 369) dem volkstümlichen Französisch schon im Anfange des 18. Jahrhunderts geläufig gewesen sein müsse, für das Italienische aber mindestens bis in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts hinaufreiche. Der Vortragende bemerkt, dafs der ganz anders geartete Typus *Sanctus Johannes cum certis de innocentibus erant persecuti per gentem Herodis* auch in Frankreich keineswegs selten begegne, in der Prosa des 15. Jahrhunderts sogar ganz gewöhnlich zur Verwendung gelange und noch in jüngster Zeit nicht unerhört sei. Dabei wird gezeigt, dafs die Präposition *cum*, ohne dafs der Satzbau weiterhin geändert würde, auch durch eine ihr inhaltlich gleiche oder doch ähnliche Participialkonstruktion ersetzt werden könne, ein Fall, der mit Beispielen aus dem Merowingerlatein, dem Altitalienischen, dem Franzö-

sischen des 15. Jahrhunderts und der neuesten französischen Schriftsprache belegt wird. Die von Tobler a. a. O. aus der Kindersprache beigebrachte, überaus selten anzutreffende Wendung *en nous prom'nant, nous deux grand-père* (= *moi et gr.-p.*) fand der Vortragende einmal innerhalb der sonst glatten Rede einer erwachsenen, freilich dem Bauernstande angehörigen Person. Er hält sie logisch betrachtet für nicht sonderlich bedenklich und findet nur die schroffe asyndetische Art der Anfügung von *grand-père,* der zweiten neben selbstverständlichem und daher unterdrücktem *moi* ausdrücklich genannten Komponente von *nous,* einigermaſsen auffällig, weiſs aber diesem Verfahren ähnliche, ohne Beihilfe sonst üblicher syntaktischer Bindemittel zu stande gekommene Fügungen zur Seite zu stellen; er deutet dabei an, daſs eine anderen indogermanischen Sprachen eigentümliche, eng verwandte Art des Ausdrucks nach dieser Richtung hin mehr befriedige (s. Loth zu Zimmers Keltischen Studien, Rom. Jahresbericht IV, I 41 f). Daſs der seltsame Gebrauch mindestens bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts zurückreiche, folgert der Vortragende aus der um diese Zeit zu beobachtenden Entwicklungsstufe *j'ai dansé nous deux votre mère,* die nur verständlich werde, wenn man sie als das Ergebnis einer Kreuzung von *j'ai dansé avec v. m.* und *nous avons dansé nous deux v. m.* auffasse. Hier erhalte *nous deux* geradezu die Bedeutung von *avec,* in der es nachweislich nun auch sonst, z. B. in *raccommodez-vous donc nous deux* (= *avec moi*), auftreten könne. — Der Vortragende schlieſst mit einem Blick auf die ebenfalls in den Beiträgen III 114 ff. behandelte Trennung der Präpositionen *avec* und *sans* von ihrem Substantiv durch eine präpositionale Bestimmung oder durch ein Adverbium und fügt hinzu, daſs er bei Schriftstellern des 16. und des 19. Jahrhunderts, wiewohl recht spärlich, auch distributives *chacun* zwischen den Präpositionen *avec, sans* sowie auch *de* und ihrem Beziehungsworte angetroffen habe.

Herr Schmidt weist auf ähnliche Erscheinungen im Englischen, Herr Roediger auf solche im Altnordischen hin.

Herr Ernst Wetzel zeigt an einer Reihe von Beispielen aus Schriften der verschiedensten Art, daſs die Apposition im Deutschen noch viel nachlässiger behandelt werde, als Wustmann und Matthias es angeben.

Herr Tobler spricht über Wladimir Karénines Buch über Georges Sand. Der Vortrag wird als Recension im Archiv abgedruckt werden.

Die Herren Arnheim und Blücher, die früher Mitglieder der Gesellschaft waren, sind wieder in dieselbe eingetreten. Herr Oberlehrer Truelsen-Luckenwalde hat sich zum Eintritt gemeldet.

Die Adresse an Herrn Furnivall liegt von der Reichsdruckerei gedruckt vor und wird, vom Vorstande unterschrieben, nunmehr an ihn abgesandt werden.

Sitzung vom 13. Februar 1900.

Herr Roediger spricht über die Hildensage. Allen Quellen gemeinschaftlich ist Hagen-Hǫgni mit seiner Tochter Hilde. Sie wird ihm entführt durch Heđin oder Hetele — nur in der shetländischen Ballade fehlen die Namen der beiden Männer —, weil, nach einem verbreiteten Motiv, der Vater die Tochter nicht vermählen will. Es kommt zum Kampfe zwischen den Entführenden und den Nachsetzenden. Das Lokal des Kampfes ist eine Insel, nur ist bei Saxo Grammaticus der Kampf in zwei zerlegt, von denen jedoch der zweite auf einer Insel stattfindet, und in der Gudrun ist der Inselkampf aus der Geschichte Hildes in die der Gudrun verschoben. Der Pfaffe Lamprecht kennt aber noch den Kampf um Hilde auf dem Wülpenwerde, obschon in seiner Quelle Hilden- und Gudrunsage bereits verbunden sind. Die verschiedenen Lokalisierungen des Kampfplatzes haben alle ihren guten Grund. In der shetländischen Ballade und in der Gudrun kämpfen nicht der Vater und der Entführer

miteinander, sondern tritt für den einen oder den anderen ein Ersatzmann ein, weil die Geschichte nicht mit dem Kampfe schliefsen, sondern weitergeführt werden soll. Der ursprüngliche Ausgang des Streites ergiebt sich, wenn seine Verknüpfung mit einem Mythus berechtigt sein sollte. Die Erzählung nämlich, die nach dem bisher Betrachteten sehr wohl wirkliche Geschehnisse und Zustände widerspiegeln könnte, erhält einen übermenschlichen Einschlag in dem unaufhörlichen Wiedererwecken der Toten durch Hilde und der täglichen Erneuerung des Streites, sowie durch das Wesen Hagens, den andere Sagen als Dämon erweisen. Sein Gegner braucht es deswegen noch nicht zu sein, doch ist wahrscheinlich sein Vater Hjarrandi und der dem Hetel verbundene oder verwandte Sänger Horant (Herrant, Heorrenda) auf den Sturmgott Wodan zurückzuführen. Die Verbindung der Hildensage mit dem Halsbandmythus ist durch Bragis Strophen und die minderwertigen Handschriften der Snorra-Edda nicht genügend bezeugt, auch nicht durch die Vorgeschichte der Hildensage im Sǫrla þátt. Dennoch darf man den in der Húsdrápa erwähnten Kampf des Heimdall und Loki um das Halsband der Frigg zur Erklärung unserer Sage heranziehen. Heimdall, eine Hypostase des lichten Himmelsgottes, entspricht dem Hedin-Hetel, Loki wie auch sonst dem Hǫgni-Hagen, Hilde läfst sich mit Frigg vergleichen. Der Mythus schildert ein Ereignis, das sich alle Tage wiederholen mufs, den Kampf des Morgens und des Abends um den Glanz der Sonne; die Sage den unaufhörlichen Streit der Mächte des Aufgangs und des Niedergangs, des Entstehens und Vergehens, der erst mit dem Weltuntergang sein Ende erreichen kann, wo alle Gegensätze schwinden. Das hat Müllenhoff in seiner sonst mehrfach anfechtbaren, wenn auch grofsartigen Untersuchung über den Halsbandmythus richtig erkannt. Daraus ergiebt sich denn auch, dafs ursprünglich Vater und Entführer sich gegenseitig töteten. — Entstanden ist die Sage wahrscheinlich bei den Friesen.

Herr Förster spricht über einige spanische Bücher. Restoris Ausgabe von Lope de Vegas *Los Guzmanes de Toral ó Como ha de usarse del bien y ha de prevenirse el mal* zeigt uns ein sehr schätzenswertes Charakter- und Sittenbild aus der Günstlingszeit Philipps III. Der Dichter verherrlicht in der Person seines Helden, des Payo de Guzman, eines Gliedes der gefeiertsten Adelsfamilie Spaniens, einen Mann, der ein Günstling zu sein verschmäht, als er es aber wider seinen Willen doch wird, zeigt, wie man ein solcher mit Ehren zu sein hat. Wir haben dem Herausgeber für die Entdeckung und kritische Bearbeitung dankbar zu sein. — Die schöne Ausgabe des Castroschen Stückes *Ingratitud por amor* von dem Amerikaner Rennert wird mit einer ausführlichen Darstellung von des Dichters Leben und Schaffen eingeleitet. Die Handschrift der National-Bibliothek in Madrid ist eine Abschrift, nicht die Urschrift des Dichters. Der Inhalt ist von eben diesem frei erfunden, die Zeit der Abfassung unsicher. Dafs der dritte Akt von Calderon herrühre, erscheint ausgeschlossen. — Das Werk *Les Bibles castillanes* von Samuel Berger (Romania 28) ist eine fleifsige Arbeit. Sie kommt weniger der Sprachforschung als der Kirchen- und Sittengeschichte zu gute. In Spanien herrschte vor der Herrschaft der Inquisition ein starker religiöser, aber theologischer Geist, so dafs die Bibel *en romance* weite Verbreitung fand. Die Übersetzung und die Auslese pafsten sich natürlich der theologischen Auffassung der Zeit an. Auch auf den Anteil der spanischen Juden und die für die Sephardim mafsgebende Übersetzung von Ferrara wirft die Schrift Licht. Und sie weist endlich den Zusammenhang der einzelnen Übersetzungen nach. — D. Francisco de Laiglesia hat Häblers bekanntes Werk unter dem Titel *Prosperidad y Decadencia económica de España durante el siglo XVI* ins Spanische übersetzt. Der Verfall Spaniens im 16. Jahrhundert wird gewöhnlich sehr einseitig und oberflächlich betrachtet und begründet. Man führt mit Vorliebe die Vertreibung der

Morisken und Juden und den Tag von Villalar an. Viele Ursachen wirkten zusammen: die Wiedereroberung (Reconquista) des Landes und die Gewinnung der Neuen Welt (Conquista del Ultramar), wodurch das Abenteuertum in Blüte, die ehrliche, fleifsige Arbeit in Mifsachtung geriet — das Parasitentum auf Kosten des Staates (die Jagd nach *empleos*), des Hofes, der grofsen Adelsfamilien und das der toten Hand und der von ihr Abhängigen — die Ausbildung des Cäsaro-Papismus, namentlich durch Philipp II. — die unnatürliche Bildung einer Gesamt-Monarchie aus ganz verschiedenartigen Ländern — die Minderwertigkeit der habsburgischen Herrscherfamilie — endlich der geistige, politische und wirtschaftliche Abschlufs vom Auslande. Ein wertvoller und reichhaltiger Beitrag zur Erkenntnis dieses Zusammenhanges der Dinge ist Häblers Buch, das im Jahre 1888 erschienen, jetzt ins Spanische übersetzt und von Laiglesia mit einem Vorworte versehen worden ist.

Herr Truelsen-Luckenwalde wird als Mitglied der Gesellschaft aufgenommen.

Auf Antrag der mit der Prüfung der Jahresrechnung beauftragten Herren wird dem Kassierer Entlastung erteilt.

Sitzung vom 27. Februar 1900.

Der Vorsitzende Herr Tobler macht Mitteilung von dem Tode des Ehrenmitgliedes der Gesellschaft, Exc. Wiese. Die Gesellschaft ehrt das Andenken des Verstorbenen durch Erheben von den Sitzen. — Herr Brandl verliest die Antwort Herrn Furnivalls auf die Glückwunschadresse der Gesellschaft. Herr Furnivall spricht in seinem Schreiben seinen verbindlichsten Dank für die Wünsche und die freundliche Gesinnung der Gesellschaft aus.

Herr Roediger behandelt im Anschlufs an seinen Vortrag in der vorigen Sitzung die Gudrunsage. Ihre Verbindung mit der Hildensage ist eine ganz äufserliche: Gudrun könnte von jedem anderen Elternpaar ebensogut abstammen wie von Hetel und Hilde. Hagen tritt in Gudruns Geschichte nicht mehr auf, doch geht er in unserem mittelhochdeutschen Gedicht lebend aus dem Kampfe mit Hetel hervor, während er in der dem Pfaffen Lamprecht bekannten Version durch Hetels Dienstmann Wate erlegt wird, da man Hilde nicht dem Mörder ihres Vaters vermählen mochte. Obwohl nun die Gudrunsage auch von einer Entführung ausgeht, ist sie doch keineswegs eine blofse Wiederholung der Hildensage: der Entführer ist nicht der spätere Gatte der Gudrun, und damit hängt der Kern der Sage, Gudruns Dienstbarkeit im fremden Lande, zusammen. Auch ist der Vater kein Gegner des Geliebten, sondern steht mit ihm in Einvernehmen. Es ist also hier, wie in der shetländischen Ballade, zu den notwendigen drei Personen der Handlung als vierte der Nebenbuhler hinzugekommen, eine so nahe liegende Erweiterung, dafs sie keinen Zusammenhang zwischen der Ballade und der Gudrunsage begründen kann, um so weniger, weil die Stellung des Vaters zum Nebenbuhler in beiden Dichtungen entgegengesetzt ist. Die sonderbare Verschiebung der Kämpferpaare bei der Befreiung — der Entführer wird nicht durch den Geliebten getötet — und die ungenügend motivierte Rettung des Entführers durch Gudrun glaubt der Vortragende in der Zeitschr. f. dtsch. Altert. 31, 282 ff. erklärt zu haben. Eine Zerlegung der Gudrunsage in zwei ursprünglich selbständige lehnt er ab, weil er meint, dafs sie als eine jüngere von Anfang an personenreicher und verwickelter angelegt war. Mythisches ist an den Hauptpersonen nicht zu spüren, und dafs das Motiv der Dienstbarkeit auch in Mythen vorkommt, beweist noch nicht, dafs Gudrun ein dämonisches Wesen ist. Was ihr begegnet, erklärt sich völlig aus den wirklichen Zuständen der Vergangenheit. Dafs jenes Motiv samt dem Namen Gudrun aus der 1. Gudrúnarkvida entlehnt sei, wird beim Ver-

gleich der Geschicke beider Namenschwestern höchst unwahrscheinlich, erregt auch Bedenken wegen der Jugend des eddischen Liedes. Zusammenhang mit der Schwanrittersage soll erst noch erwiesen werden. Ähnlichkeit mit der Sage von Finn und Hildeburg ist vorhanden, vielleicht auch eine Verbindung zwischen dieser Hildeburg und der in der Gudrun und im Biterolf vorkommenden; weiter aber möchte der Vortragende nicht gehen. Die ergreifenden und wunderbaren Erlebnisse der jungen italienischen Königin Adelheid, der späteren Gemahlin Ottos I., können zur Belebung und Ausschmückung unserer Sage beigetragen haben. Heimisch ist sie wie die Hildensage auf friesischem Boden, weil dorthin oder nach Niedersachsen die Namenform Gudrun weist, die unverstanden in Oberdeutschland beibehalten wurde. — Herr Brandl äufsert Bedenken über Möllers Ansicht, dafs ein Gegensatz zwischen Nord- und Südfriesen damals schon bestanden habe.

Herr Cornicelius spricht über Lorenzos dei Medici Gedichte. Noch immer fehlt eine kritische Gesamtausgabe. Auch die grofse Florentiner von 1825 giebt nicht alles und, was sie giebt, nicht in überall zuverlässigem Text. Carduccis Auswahl, 1859 für Barbèras Collezione Diamante zusammengestellt, bietet in sorgfältigem Text alles poetisch Wertvolle und Charakteristische. — Der *Canzoniere*, mit den ersten poetischen Versuchen Lorenzos, trägt das Gepräge der Persönlichkeit nicht so deutlich wie andere Dichtungen; stilistisch ist bezeichnend, dafs der Dichter über Petrarca auf Dante und den *dolce stil nuovo* überhaupt zurückgreift. — Original sind die *Selve d'Amore*, reine Lyrik in Stanzen; die zweite *Selva* mit den poetisch lebendigen Allegorien der Eifersucht und der Hoffnung. Vorwiegend beschreibende und schildernde Poesie bietet die *Ambra*, wieder in *Ottave rime*, eine Verwandlungsgeschichte nach ovidischem Vorbild, aber ganz auf heimisch toskanischem Hintergrund. Zwei Gegenstücke, die Liebesklagen zweier Hirten, haben wir im *Corinto* und in der *Nencia da Barberino* vor uns. Der Corinto, in Terzinen, im Stil der aus der Antike in die Renaissance übernommenen konventionellen Hirtenpoesie; die Nencia, Lorenzos bekanntestes Gedicht, ein derber Versuch in der florentinischen Volkspoesie der *Rispetti*. Rein realistisch, von behaglichstem Humor erfüllt, giebt sich in einem anderen Gedicht gleichen Umfangs und gleicher Form wie die Nencia die Schilderung einer Falkenjagd; humoristisch und satirisch übertreibend dagegen, doch drastisch und lebendig sind die Schilderungen aus des Dichters florentinischer Umgebung in den mit neun *Capitoli* Fragment gebliebenen *Beoni*. Diese Ausgelassenheit ist noch überboten in der Lyrik der Karnevalslieder. Lorenzo, dessen eigene Balladen zum Besten gehören, was er geschaffen, hat zuerst diese altheimische Dichtgattung den von ihm eingeführten *Trionfi* und *Carri* des florentinischen Karnevals eingepafst. Es ist im Sinne seiner Zeit, dafs Lorenzo daneben nicht nur geistliche Lieder, sondern auch eine *Rappresentazione* gedichtet hat, die abgesehen von einigen auf den Dichter selbst zurückdeutenden Betrachtungen im Munde hier handelnder Personen nur litterarhistorisch wichtig ist. — Die Dichtungen Lorenzos dei Medici hinterlassen vor allem den Eindruck einer natürlichen, leicht und unbekümmert schaffenden poetischen Begabung, um so mehr, wenn man bedenkt, dafs die meisten den Mufsestunden einer ungewöhnlich arbeitsvollen politischen Thätigkeit abgewonnen werden mufsten. — Herr Tobler bemerkt dazu, dafs der Beiname Il Magnifico, den Lorenzo führe, nicht heifsen solle 'der Prächtige', sondern dafs es ein vor den Namen gesetzter Titel, etwa unserem 'Erlaucht' entsprechend, sei.

Sitzung vom 13. März 1900.

Herr Brandl berichtet von den Verhandlungen über den Deutsch-Unterricht in der Modern Language Association am 21. und 22. Dezember

1899 in London. Dieser Verband hat sich ein wirksameres Studium der neueren Sprachen nicht bloſs für die Schule als Ziel gesetzt; ihnen soll mehr praktische Anerkennung verschafft, der Lehrerstand soll organisiert werden. In dem Komitee sitzen viele Deutsche, wie Breul-Cambridge, Fiedler-Birmingham, Schüddekopf-Leeds u. a. m. Man war allgemein der Ansicht, daſs die neueren Sprachen zu sehr vernachlässigt seien, daſs man Ferienkurse einrichten und Reisestipendien verleihen müsse. Schüddekopf brachte eine Resolution ein, wonach das Deutsche dem Französischen gleichgestellt werden müsse in Bezug auf Achtung, Stundenzahl und Resultate. Es trete jetzt zu sehr zurück, werde sogar in manchen Lateinschulen auf dem Lande ganz beseitigt; die Gründe dafür seien in der früheren politischen Zerrissenheit Deutschlands, in der geringeren Bedeutung der deutschen Litteratur, in der Geschicklichkeit der Deutschen selbst, fremde Sprachen zu lernen, so daſs der Engländer sie nicht zu lernen brauche, sowie endlich in politischen Gegensätzen zu suchen. Nach Ansicht des Vortragenden liegt der Grund wohl mehr in der Tradition; denn schon vor hundert Jahren konnte Scott in Edinburgh keinen guten Lehrer des Deutschen finden, und Byron, der so gut andere fremde Sprachen lernte, konnte Deutsch gar nicht. Die zweite Hälfte des Antrages formulierte Schüddekopf dahin, daſs, wenn nur eine Sprache gelehrt werden könne, der Schüler zwischen Deutsch und Französisch die Wahl haben solle. In der Debatte wurde darüber gestritten, welche dieser beiden Sprachen für den Engländer leichter zu lernen sei, und es wurde hervorgehoben, namentlich von Furnivall, welchen Nutzen gerade die Kenntnis des Deutschen dem Studenten bringen werde, wie er ohne sie in seiner Wissenschaft gar nicht mehr vorwärts komme. Auch wurde auf den wirtschaftlichen Kampf zwischen Deutschland und England verwiesen, in welchem es für die Engländer unerläſslich sei, die Pläne ihrer Gegner zu verstehen. Der erste Teil des Schüddekopfschen Antrages wurde einstimmig in folgender Fassung angenommen:

> 'That the Modern Language Association, viewing the general neglect of German in our schools with deep regret, both on account of the practical importance of this language and the mental training which its study affords, is of opinion that the compulsory study of both French and German is desirable in all secondary schools, and indispensable in schools other than classical, and upon modern sides.'

Den zweiten Teil zog Schüddekopf zurück, weil auf einstimmige Annahme nicht zu rechnen war. Sodann wurden noch einige Resolutionen gefaſst:

> 'That the teaching of modern languages should follow the efficient teaching of the mother-tongue.'
>
> 'That all examinations in modern languages should include a *viva voce* test apart from dictation.'

Der ganze Verlauf der Verhandlungen zeigte, daſs die Engländer sich mit Zähigkeit auf den wirtschaftlichen Kampf mit uns vorzubereiten gedenken und daſs auch in England dem klassischen Ideal das moderne an die Seite trete. Es sei die Pflicht der deutschen Regierung, dafür zu sorgen, daſs wir durch Reisestipendien und bessere Ausstattung der Seminar-Bibliotheken in den Stand gesetzt werden, den Engländern die Wage zu halten.

Herr Tobler findet es sehr erfreulich, daſs die Bedeutung des Deutschen so wachse und öffentlich anerkannt werde. Sodann macht er darauf aufmerksam, daſs in Finnland nicht weniger als sechs moderne Sprachen gelehrt würden: auſser den drei Landessprachen Finnisch, Schwedisch, Russisch noch die drei fremden Französisch, Englisch und Deutsch.

Herr Tanger sprach über das englische *to be to* = sollen, s. Archiv CV, 311 ff.

Sitzung vom 27. März 1900.

Herr Schmidt bemerkt zu dem Vortrage des Herrn Tanger über *to be to,* dafs die Unterschiede zwischen *I shall* und *I am to* oft sehr schwach sind; das letztere scheine mehr future Bedeutung zu haben. Es sei wünschenswert, dafs Herr Tanger seine Untersuchungen auch auf den passiven Sinn des Infinitivs mit *to* erstrecke; ihm scheine *to let, to see* u. s. w. im passiven Sinn mehr und mehr einzudringen. Herr Tanger giebt zu, dafs der Unterschied zwischen *I shall* und *I am to* oft sehr schwach sei, aber vorhanden sei er sicher. Er sei im übrigen überzeugt, dafs der sogenannte flektierte Infinitiv der alten Sprache nichts weiter als eine Entstellung des Part. Präs. ist. Herr Tobler weist auf französische Analogien des Infinitivs mit *to* hin: *affaire, à prendre ou à laisser, être pour troubler, nous étions à causer* u. a. m. Das lateinische Gerundium sei im Französischen nur als Casus des Infinitivs vorhanden, wie in *de mon vivant*; einen Zweck bezeichne es wohl nicht. In *thé dansant, carte payante* u. s. w. habe man Participien vor sich, die sich in ihrem Sinn etwas dem lateinischen Gerundium näherten. Herr Förster warnt davor, bei einem noch flüssigen Sprachgebrauch schon von festen Regeln zu sprechen. Ihm scheine im Englischen wie auch im Spanischen der einfache Infinitiv in passiver Bedeutung über den zusammengesetzten auf Kosten der Logik den Sieg davonzutragen.

Herr Förster berichtet über einige spanische Bücher. a) Das deutsch-spanische Wörterbuch von Stromer verdient hohe Anerkennung: es ist selbständig gemacht, das Gebotene ist richtig und richtig entwickelt, die Anordnung ist geschickt und übersichtlich, und endlich es ist annähernd vollständig. Wohl kommen hier und da kleine Versehen und Unvollkommenheiten vor, aber diese fallen den Vorzügen des Ganzen gegenüber nicht ins Gewicht und werden bei einer zweiten Auflage, an deren Ausgestaltung sich ja der Kreis der Leser beteiligen würde, sicher schwinden. Auch die äufsere Ausstattung des Buches ist zu loben. Am meisten wird die Kritik herausgefordert durch die Ausspracheregeln am Anfang. Es ist an sich schon sehr mifslich, auf einer Seite dem Spanier das so ganz verschieden geartete deutsche Lautsystem klar zu machen; darum mufs man doppelt vorsichtig sein mit Ausdrücken wie 'ähnlich', 'etwas weicher' u. s. w. Davon abgesehen, ist das Werk eine Zierde deutscher Gelehrtenarbeit. — b) *Voces usadas en Chile* von Anibal Echeverria i Reyes berichtet über die weitgehenden Differenzierungen und Neubildungen der spanischen Sprache in Chile. Es zerfällt in zwei Teile, welche die allgemeinen Bildungsgesetze und ein Glossar enthalten. Besonders auffällig und allgemein ist das Schwinden eines inlautenden, auslautenden, auch anlautenden *d*; andererseits wird ein *d* oft angesetzt, wo es historisch nicht hingehört: *d*entrar, *d*ir u. s. w. Jedoch begeht der Verfasser in seiner interessanten Arbeit den Fehler, Erscheinungen, die schon in spanischen Dialekten des Mutterlandes sich finden, als rein chilenisch hinzustellen. — c) Das Buch *Spanish Literature in the England of the Tudors* von Underhill giebt interessante Aufschlüsse über den Einflufs der spanischen Litteratur auf England. — d) Über die *Romances of Roguery* von Frank Wadleigh Chandler wird der Vortragende später eingehend sprechen.

Herr Arnheim liest Proben seiner Übersetzung in fünftaktig-weiblichen reimlosen Versen aus Dantes Inferno vor, aus dem 1., 5., 7. und 33. Gesang (Einleitung, Francesca da Rimini, Fortuna, Ugolino). Herr Tobler findet die Übersetzung etwas zu glatt. Der Dichter biete in seiner Sprache nicht selten Ungewöhnliches, Gewaltsames; der Übersetzer müfste eigentlich einen ähnlichen Eindruck hervorrufen. Am meisten sei dies bei der Übersetzung von Philalethes gelungen, die sich ebenso schwer liest wie das Original. In Bezug auf die Ugolino-Episode meint er, Dante

habe in Ugolino einen Verräter gesehen und die Todesstrafe an ihm für gerechtfertigt gehalten; nur die Grausamkeit, mit der die Pisaner seine Kinder sterben liefsen, habe den Dichter empört.

Sitzung vom 14. April 1900.

Herr Tobler spricht über den provenzalischen Sirventes *'Senher n'enfantz, s'il vos platz'* (Bartschs Grundrifs 461, 219). Frühere Vermutungen über den Urheber des anonym überlieferten Gedichtes wurden abgelehnt, über die Persönlichkeit des Infanten, an den es sich wendet, und dessen Dante mehrfach mit scharfem Tadel gedenkt, das Nötige beigebracht, endlich der in einer einzigen Handschrift erhaltene Text in berichtigter Gestalt gegeben und erläutert (s. Sitzungsber. d. Kgl. Preufs. Akad. d. Wiss., 29. März 1900).

Herr Herzfeld spricht über George Borrow. Erst im vorigen Jahre erschien eine Biographie über den vergessenen Autor von William Knapp, einem Deutschamerikaner, der ihm einen begeisterten Kultus widmete und mit aufserordentlichem Fleifs die Bücher, den Nachlafs und den Briefwechsel des Dichters ordnete und verwertete. George Borrows Vater war ein aus Cornwall stammender Werbeoffizier, seine Mutter gehörte einer aus der Normandie eingewanderten Familie an. Er wurde 1803 in East Dereham in Norfolk geboren, kam mit den Eltern nach Edinburgh, Norwich, nach Irland und wiederum nach Norwich. Er besafs ein aufserordentliches Verständnis für fremde Sprachen, von denen er eine grofse Zahl verstand, u. a. gälische Dialekte und die Zigeunersprache. Deutsch lernte er von William Taylor und fertigte Übersetzungen des Tauchers, des Berglieds, des Erlkönigs, der Lenore, von Klingers Faust und anderen Dichtungen an. Bei einem Solicitor machte er eine Lehrzeit durch, kam dann 1824 nach London und geriet in grofse finanzielle Bedrängnis. Ein Roman, den er um diese Zeit schrieb, Life and Adventures of Joseph Sell, the Great Traveller, ist verloren gegangen. Namentlich von 1826 bis 1833 ging es ihm sehr traurig, trotzdem er fleifsig an einem Aufsatz über dänische Litteratur und an Übersetzungen kymrischer Dichter arbeitete. 1833 ging er im Auftrage der Bibelgesellschaft nach Petersburg, nachdem er in kurzer Zeit chinesisch gelernt hatte, und von 1835 bis 1840 nach Portugal und Spanien, um dort die Übersetzung der Bibel und speciell des Neuen Testaments zu verbreiten. Das war in Spanien ein sehr gefährliches Unternehmen; Borrow wurde denn auch eingekerkert und erst durch Vermittlung des englischen Gesandten befreit. Er heiratete eine wohlhabende Dame und konnte nun in seiner Besitzung bei Lowestoft an der Grenze zwischen Suffolk und Norfolk seinen litterarischen Neigungen leben. Dort schrieb er *The Zincali*, or an account of the Gipsies of Spain; 1843 sein bekanntestes Werk *The Bible in Spain* und nach längeren Reisen durch Ungarn, Rumänien und Albanien 1851 seinen autobiographischen Roman *Lavengro, the Scholar, the Gipsy, the Priest. The scholar* ist er selbst, *the gipsy* ist sein Freund, der Zigeunerhauptmann Petulengro, und *the priest* ist ein geheimer Sendling der römischen Kirche, der ihn und ein junges Mädchen Namens Isopel Berners vergebens zu bekehren sucht. Der Roman bricht ganz unvermittelt ab und wird erst 1857 in *Romany Rye* (Zigeunerbursch) fortgesetzt. Die Eindrücke, die er auf ausgedehnten Fufswanderungen durch die keltischen Landesteile Britanniens gewann, legte er in *Wild Wales* 1862 nieder. Sein letztes Werk ist *A Wordbook of the English-Gipsy Language.* 1881 starb er einsam auf seinem Gute Oulton. Seine grofsen litterarischen Zeitgenossen haben keinen Einflufs auf ihn geübt, sie sind ihm fremd geblieben; Byron, Scott und vor allem Defoe verehrt er aber. Dieser letztere ist hauptsächlich als sein Vorbild anzusehen. Er stand in einem so engen Verhältnis zur Natur wie kaum ein anderer Schriftsteller und wird sicher zu dem eisernen Bestande der Victorianischen Litteratur gehören.

Sitzung vom 24. April 1900.

Der Vorsitzende legt von eingegangenen Zusendungen vor: das Programm der im Sommer des Jahres in Neuchâtel zu veranstaltenden Ferienkurse für solche, die sich im Gebrauche des Französischen zu fördern wünschen; eine Aufforderung zum Anschlufs an den deutschen Flottenverein; eine solche zur Teilnahme an einer auf den 5. Mai nach Berlin einberufenen Versammlung, in welcher über Änderungen im Berechtigungswesen und in der Organisation der Schulen mit neunjähriger Unterrichtsdauer verhandelt werden soll. Eine Besprechung dieser Eingänge findet nicht statt.

Herr Mangold spricht über 'Ungedruckte Gedichte Friedrichs des Grofsen'. Einleitend berichtet er über Fundstätten poetischer Manuskripte des Königs, insbesondere über den 'Recueil de diverses pièces' der Königin Sophie Dorothea auf dem Kgl. Geh. Staatsarchiv, wo er u. a. zehn Gedichte aus der Rheinsberger Zeit gefunden hat. Er geht auf die Schreibfehler der Kopisten, die Orthographie, Grammatik und Metrik des Kronprinzen ein und analysiert unter Beifügung litterarischer Notizen folgende zehn Gedichte: 1) Epître [an die Königin 1736], 2) Vers de M. L. P. R. [auf La Croze 1736], 3) Sur le vrai bonheur, 5. Dezember 1736, 4) A la Reine, 1. Januar 1737, 5) [An Saintfart] 27. Februar 1737, 6) A la Reine pour le 27. mars, jour de sa naissance [1737], 7) A la Reine, 27. März 1738 (von Vers 48 an bei Preufs, Œuvres XIV, bereits gedruckt), 8) Epître sur le printemps [Frühjahr 1738], 9) [An Caesarion] Ruppin, 19. Mai 1738, 10) Epître sur l'humanité, 10. Oktober 1738. Letztere wird ganz vorgelesen, von den übrigen Gedichten einige Stellen. Auch werden schwieriger zu emendierende Stellen der Gesellschaft vorgelegt. Mit glücklichen Emendationen beteiligen sich die Herren Tobler, Lamprecht, Krueger und Pariselle.

Der Vorsitzende macht Mitteilung von dem Tode des langjährigen Mitgliedes und früheren Kassenführers der Gesellschaft Dr. Vatke. Die Versammlung ehrt das Andenken des Verstorbenen durch Erheben von den Sitzen. — Ein schriftlicher Antrag auf Ernennung des Prof. Gröber-Strafsburg zum Ehrenmitgliede der Gesellschaft ist eingegangen und findet die nötige Unterstützung.

Sitzung vom 8. Mai 1900.

Herr Alfred Schulze spricht über neuere bibliographische Hilfsmittel. Im Anschlufs an einen früheren, im XCIX. Bande des Archivs abgedruckten Vortrag, der einige für französische Philologie im besonderen zur Verfügung stehende Hilfsmittel betrachtete, giebt der Vortragende einen Überblick über neuere Werke allgemeiner Art, die es sich zur Aufgabe machen, Führer durch die grofse Litteratur der Bibliographien zu sein, verweist auf die Bestrebungen des Office de bibliographie internationale zu Brüssel und einige weitere das Gesamtgebiet der Bibliographie umfassende Unternehmungen, berichtet über den Druck der Kataloge grofser Bibliotheken, über Repertorien für Zeitschriftenlitteratur und macht endlich auf einige Hilfsmittel aufmerksam, die bei der Benutzung von Bibliotheken mit Erfolg zu Rate gezogen werden können. Der Vortrag wird im Archiv gedruckt werden.

Herr Speier trägt Übersetzungen spanischer Gedichte vor, und zwar einiger Gedichte von Jorge Manrique, aus dem 15. Jahrhundert, von Don Estevan Manuel de Villegas, aus der Zeit Lope de Vegas, nach Mustern von Anakreon, Horaz, Catull u. a.

Herr Prof. Gröber-Strafsburg wird einstimmig zum Ehrenmitglied der Gesellschaft ernannt. — Herr Prof. Adolf Müller wird, wenn auch ohne Stimmrecht, an der Vorversammlung des Allgemeinen Philologen-

verbandes, die am 4. Juni zu Leipzig stattfindet, teilnehmen, um die Interessen der Gesellschaft wahrzunehmen.

Herr Henri Bourgeois, Vice-Konsul der französischen Republik, hat sich zum Eintritt gemeldet.

Sitzung vom 25. September 1900.

Herr Conrad spricht über Immanuel Schmidt; der Vortrag wird im Archiv erscheinen. S. Bd. CV, 241 ff.

Der erste Vorsitzende Herr Tobler spricht dem Redner den Dank der Gesellschaft für die warmen Worte aus, die er dem Verstorbenen gewidmet, und setzt die Neuwahl des zweiten Vorsitzenden an Stelle Immanuel Schmidts für die nächste Sitzung an. Er verliest ein Schreiben der Tochter des Dahingeschiedenen, in welchem sie im Namen der Familie für die Teilnahme der Gesellschaft am Begräbnis ihres Vaters dankt, und ein Dankschreiben Prof. Gröbers, des neuen Ehrenmitgliedes der Gesellschaft.

Herr Speranza hält in italienischer Sprache einen Vortrag über Dante Alighieri, in welchem er in allgemeinen Umrissen ein Bild der Zeit Dantes und des Lebens des Dichters giebt.

Sitzung vom 9. Oktober 1900.

Herr Adolf Müller berichtet über den neunten allgemeinen deutschen Neuphilologentag zu Leipzig Pfingsten 1900, an dem 206 Personen teilnahmen, darunter 45 aus Leipzig, 46 aus dem übrigen Sachsen, 15 aus Berlin. Am Nachmittage des 4. Juni fand eine Vorversammlung statt, worin der Vorstand mit den Delegierten der einzelnen neuphilologischen Vereine — von den 20 dem Verbande angehörigen waren 19 vertreten — die Tagesordnung und den Satzungsentwurf beriet. Der Vortragende wohnte ihr bei, hatte aber kein Stimmrecht, da die Berliner Gesellschaft dem Verbande nicht angehört.

Nach den verschiedenen Begrüſsungsreden am 5. Juni hielt Professor Meyer-Lübke den ersten Vortrag: Über den Ursprung der romanischen Sprachen, worin er betonte, daſs spätere Kolonisation und Übertragung eines dadurch anders gewordenen Lateins nur Einzelheiten erklären können, daſs aber Verkehrsverhältnisse und die politische Entwickelung die Hauptmomente seien. Belege werden dafür aus den Dialekten von Sardinien und Korsika sowie aus dem Spanischen gegeben. — An den zweiten Vortrag: Vietor, Neuphilologische Wünsche für Universität und Schule, knüpfte sich eine längere Diskussion, besonders an die dritte These, wonach den Abiturienten der Oberrealschulen die Berechtigung zum Studium der neueren Philologie zuerkannt werden soll. — Wegen Erkrankung des Dir. Dörr muſste der dritte Vortrag: Was haben wir seit 1886 erreicht, und was bleibt zu thun? ausfallen. Herr Dr. Friedwagner sprach dann über Frau von Staëls Anteil an der romantischen Bewegung in Frankreich. — Am Nachmittage fand das Festmahl im Saale des Buchhändlerhauses statt. — Der ganze 6. Juni war der Verhandlung über die Wendtschen Thesen gewidmet. In der Besprechung kamen alle Ansichten zur Geltung; es wurde über den Gebrauch der Muttersprache beim Unterricht, das Übersetzen in die eigene oder fremde Sprache, die Lektüre u. s. w. verhandelt. Die Thesen wurden von der Versammlung angenommen. Am Abend vereinigte ein Kommers die Teilnehmer. — Am 7. Juni berichtete Prof. John Koch über den gegenwärtigen Stand der Chaucer-Forschung, und Dr. Banner erörterte die Stellung des Französischen in der Schulreformfrage. Nach dem Berichte des Prof. Herm. Müller über die Arbeit des Kanonausschusses für die Lektüre, einer Mitteilung des Dr. Charles Schweitzer über den Ende Juli in Paris stattfindenden Kongreſs für neusprachlichen Unterricht und dem Kassen- und Revisionsbericht erfolgte

die Beschlufsfassung über die neuen Satzungen des Verbandes, wodurch verhindert werden soll, dafs die Zahl der Verbandsmitglieder immerfort schwanke. Der Vortragende empfiehlt den Anschlufs an den allgemeinen Verband. Zum Schlusse berichtet er über die neuphilologische Ausstellung und den Katalog, sowie über eine kleine Schrift des Prof. Karl Breul in Cambridge: Betrachtungen und Vorschläge betreffend die Gründung eines Reichsinstituts für Lehrer des Englischen in London. Wegen der damit verbundenen Kosten von 200 000 M. jährlich glaubt der Vortragende, dafs der Vorschlag wohl nicht so bald zur Ausführung kommen werde.

In seinem Vortrage 'Das Naturgefühl bei Robert Burns' wies Herr Engel zunächst auf die verschiedenen Arten der Naturempfindung hin, als deren niedrigste die der bloſsen Reflexwirkung der Naturvorgänge auf die Sinnesorgane und als deren höchste das Sichversenken in das Allleben von ihm hingestellt wurde. Hieran schlofs sich eine Schilderung der Natur bei Burns. Burns war ein patriotischer Dichter, der die Schönheit seiner engeren Heimat durch seine Lieder zu verherrlichen als seine Aufgabe betrachtete. Hervorgehoben und nachgewiesen wurde seine besondere Vorliebe für die Winterlandschaft. Im einzelnen wurden dann die Pflanzen und Tiere angeführt, die in den Dichtungen von Burns sich vorfinden, und es wurde bei Burns im Vergleich zu seinen schottischen Vorgängern eine gröfsere Anteilnahme an dem Geschick der organischen Welt festgestellt. Hierauf ging der Vortragende auf die wichtige Rolle über, welche die Natur als poetisches Mittel bei Burns spielt, und kam nach einer Aufzählung von zahlreichen, dem Tier- und Pflanzenreich angehörigen Metaphern zu dem Ergebnis, dafs die bildliche Ausdrucksweise bei Burns zwar der Frische und Natürlichkeit nicht entbehre, jedoch auf Neuheit nicht Anspruch erheben könne. — Bei der Untersuchung, ob Burns eine kosmische Naturanschauung besessen habe, wurde auf die Beschränkung seines Talentes aufmerksam gemacht, das wohl der Landschaft seiner Heimat Ayrshire gerecht wurde, aber Hochgebirge und Ocean trotz gebotener Anregung unberücksichtigt liefs und immer nur kurze Skizzen von der Natur, doch nie ein ausgeführtes Gemälde davon zu bieten vermochte. — Der grofse Lyriker Burns war kein deskriptiver Naturdichter, auch kein Naturphilosoph wie Goethe, Shelley oder Coleridge, sondern nur ein Schilderer der ihn umgebenden, realen, bäuerlichen Natur.

Herr Reich berichtet über die neuesten Vorschriften über französische Orthographie und Syntax. Der Conseil supérieur de l'Instruction publique in Paris hat zu Anfang dieses Jahres eine Kommission eingesetzt, bestehend aus den Herren Gaston Paris, als Präsidenten, Gréard, Croiset, Paul Meyer, Henri Bernès, Clairin, Deschat und Comte, welche eine Vereinfachung der französischen Orthographie und Syntax vorbereiten sollte. Am 20. Juni d. J. erstattete diese Kommission einen Bericht, der von Herrn Clairin verfafst war. Die Vorschläge dieses Berichtes wurden zunächst von der section permanente, dann von der Gesamtheit des Conseil supérieur angenommen. Herr Reich trägt aus dem Bericht diejenigen Stellen vor, welche die leitenden Gesichtspunkte darlegen. — Am 31. Juli 1900 erschien eine Verfügung des Ministers des öffentlichen Unterrichts, Herrn Georges Leygues, welche besagte: 'Art. 1: In den Prüfungen oder Konkurrenzen (concours), welche vom Ministerium des öffentlichen Unterrichts abhängen, und welche besondere Prüfungsarbeiten in der Rechtschreibung in sich schliefsen, wird es den Kandidaten nicht als Fehler angerechnet werden, wenn sie sich der Freiheiten (tolérances) bedienen, welche in der dieser Verfügung beigefügten Liste aufgeführt sind. — Dieselbe Anordnung ist anwendbar für die Beurteilung der verschiedenen Aufsätze in französischer Sprache in den Prüfungen und Konkurrenzen, welche vom Ministerium des öffentlichen Unterrichts abhängen, welche aber keine Prüfungsarbeit in der Rechtschreibung enthalten. — Art. 2: In den öffentlichen Unterrichtsanstalten jeder Art sollen die gebräuchlichen Vorschriften,

welche den Angaben der dieser Verfügung beigefügten Liste widersprechen, nicht als Regeln gelehrt werden.' — Der Vortragende geht nun die wichtigsten Kapitel der erwähnten Liste, welche im wesentlichen mit den Vorschlägen in dem Bericht der Kommission übereinstimmen, aber doch gewisse Abweichungen enthalten, durch. Sie beziehen sich auf Numerus und Geschlecht der Substantiva, auf die Bildung zusammengesetzter Wörter, den Artikel, das Adjektiv, das Verb, namentlich das Particip, und die Negation *ne*. Er erwähnt, dafs diese sogenannte Reform der Orthographie und Syntax in der Presse vielfache Angriffe erfahren habe, namentlich in einem sehr interessanten Artikel von Ferdinand Brunetière in der Revue des deux Mondes, dafs aber auch manche, namentlich pädagogische Stimmen sie für sehr mafsvoll und vernünftig hielten. Für uns Deutsche entstände die Frage, wie wir uns, besonders im Unterricht, zu dieser amtlich gewordenen Reform verhalten sollten. Es ginge doch nicht an, unseren Schülern etwas als Fehler anrechnen zu wollen, was französischen Schülern nicht als solcher angerechnet würde. Jedenfalls aber sei es wünschenswert, dafs ein einheitliches Vorgehen in dieser Beziehung stattfinde.

Sodann wird Herr Bieling mit 24 von 31 abgegebenen Stimmen zum stellvertretenden Vorsitzenden gewählt. — Herr Dr. K. Schmidt (Oberlehrer am Kaiser-Wilhelms-Realgymnasium) hat sich zum Eintritt in die Gesellschaft gemeldet.

Sitzung vom 23. Oktober 1900.

Der erste Vorsitzende Herr Tobler macht Mitteilung von dem Eingang mehrerer Exemplare eines in portugiesischer Sprache geschriebenen Nekrologs auf Karl Goldbeck von Prof. Vasconcellos-Oporto. Die Blätter werden verteilt.

Herr Biltz spricht über den zweiten Teil der Platenschen Tagebücher. Dieser Teil bezieht sich auf des Dichters Aufenthalt in Würzburg (1818—22) und seine vielseitigen Studien daselbst. Seine Thätigkeit war zunächst nur rezeptiv, nicht produktiv. Leider setzte er daselbst auch seine unglückliche Neigung zu jungen schönen Männern fort; er liebte namentlich einen Studenten, Schmidtlein, den er Adrast nannte und der ihm einen Brief voller Verachtung und Entrüstung sandte. So bedauerlich diese Verirrungen des Dichters auch sind, so wenig steht es gerade einem Heine an, sich als Sittenrichter aufzuspielen. Im Februar 1823 veröffentlichte Platen ein Bändchen Ghaselen, sodann versuchte er sich im Drama unter dem Einflufs Calderons und der deutschen Romantiker (Der gläserne Pantoffel, Schatz des Rhampsinit, Der Turm mit den sieben Pforten u. a.); jedoch fielen diese Versuche recht kläglich aus. Auf die Bühne kamen sie nicht; mehr Glück hatte er mit den Vorlesungen seiner Stücke im Freundeskreise. Im August 1824 reiste er nach Venedig, dessen Schönheit ihn zu seinen herrlichen Sonetten begeisterte. Die Überschreitung seines Urlaubs zog ihm jedoch eine lange Arreststrafe in Nürnberg zu. Darauf begann 1826 sein unstetes Wanderleben in Italien, das seiner Kunst und seiner Gesundheit nicht förderlich war. Zu erwähnen sind seine schönen Oden auf seinen neuen Freund August Kopisch. Endlich fand er 1835 in Syrakus die ersehnte Grabesruhe.

Herr Cornicelius sprach über 'Claude Tillier als Pamphletist'. Einleitend wies er auf das merkwürdige litterarische Schicksal Tilliers hin, der, zu seinen Lebzeiten nur in seiner engeren Heimat allgemein gekannt und gelesen, auch nach seinem Tode nicht eigentlich im weiteren Frankreich, weit mehr im Auslande, vorzüglich in Deutschland, immer neue Leser findet. Andererseits konnte Tillier seine wenigen Romane und kleineren Erzählungen, auch *Mon oncle Benjamin*, nur als Nebenwerk schaffen; die eigentliche Brotarbeit seiner letzten Lebensjahre waren seine politischen

und socialen Pamphlete. — 28 giebt die einzige, nicht vollständige Ausgabe seiner Werke (Nevers 1846). Für die Charakteristik des Menschen und auch des Dichters ist jedes von Wert; historisch am wichtigsten sind die seiner Zeit auch im 'National' abgedruckten *Lettres au Système, sur la réforme électorale*, deren Inhalt eingehender dargelegt wurde. Flüchtiger betrachtet wurde von den übrigen, die officielle Politik der Julireglerung angreifenden Pamphleten das gegen die, von vornherein aussichtslose, Forderung einer 'Dotation für den Herzog von Nemours' 1844 geschriebene und ein anderes aus demselben Jahre: *Non, il n'y a pas eu de Révolution de Juillet*. — Die meisten Pamphlete Tilliers sind einerseits gegen Dupin aîné, den langjährigen Präsidenten der französischen Deputiertenkammer und Generalprokurator des Kassationshofes, Deputierten des Nièvre-Departements, andererseits gegen Mgr. Dufêtre, Bischof von Nevers, gerichtet. Unter jenen die bedeutendsten sind: *Comme quoi j'aurais voulu me vendre à M. Dupin* und *A M. Dupin, sur sa lettre à M. Étienne*. Der herausfordernd auftretende Bischof, von Tillier noch häufiger angegriffen als der in seinem Wahlkreis allmächtige Deputierte, bietet durch seine Vorliebe für kirchlichen Pomp und die Neigung, mit neuen Mirakeln auf die Gläubigen zu wirken, willkommene Blöſsen. Sie macht sich besonders das übermütige Pamphlet gegen 'die heilige Flavia' zu nutze. Es läſst aber zugleich, ebenso wie ein anderes, das eine kurze Unterhaltung des heiligen Claudius mit dem lieben Gott schildert, schön hervortreten, wie Tillier von echt christlicher Religion, von göttlicher Vorsehung im Grunde ernst und würdig gedacht hat. Andere Pamphlete richten sich gegen die Entschädigung, die der Generalrat des Departements dem Bischof für dessen Inspektionsreisen bewilligt hat, gegen die Form dieser Reisen, gegen des Bischofs ungerechte Begünstigungen der von Geistlichen geleiteten Schulen. — Unpolitisch ist die witzige *Physiologie du professeur de rhétorique*, ein Gegenstück zu der politischen *Physiologie de l'Electeur de petite ville*. Der eigenen Verteidigung bestimmt ist vorzüglich das schöne Pamphlet 'Vom Pamphlet'. Es enthält den ergreifenden Abschiedsgruſs des langsam Sterbenden an seine Vaterstadt. — Claude Tilliers Pamphlete in ihrem wesentlichen Inhalt zeigen, daſs er den Sturz der selbstsüchtig herrschenden Geldaristokratie des Julikönigtums wie so mancher neben ihm vorausgesehen, die neu aufsteigende Macht des Klerus, wie damals viele und bedeutende Männer, weit unterschätzt hat.

Herr Oberlehrer Dr. Karl Schmidt wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 6. November 1900.

Herr Pariselle sprach über 'Henri Becque und die comédie rosse'. Henri Becque, gestorben am 12. Mai 1899, war eine der meist-umstrittenen Gestalten des modernen französischen Theaters; denn er hatte ebenso begeisterte Verehrer seiner realistischen Muse als erbitterte Gegner derselben. Der grimmige Menschenfeind der *Corbeaux* und der *Parisienne* hat seine Laufbahn mit einem Stück eröffnet, das reich ist an drolligen und witzigen Einfällen und eine unverkennbare Ähnlichkeit mit den ausgelassenen, lustigen Schöpfungen von Labiche aufweist (*L'Enfant prodigue*, 1868). Im Juni 1870 folgte das Drama *Michel Pauper*. Das seltsame Stück erfuhr seitens des Publikums eine entschiedene Ablehnung und fand auch bei seiner Wiederaufführung im Jahre 1886 nur eine kühle Aufnahme. Mit dem Einakter *La Navette* (1878) und der *Parisienne* (1885), die zuerst über die Bühne der Renaissance ging und nachher vom Théâtre Français wieder aufgenommen wurde, trug Becque zwei groſse Erfolge davon. Das Sittendrama *Les Corbeaux*, das er für sein Hauptwerk hielt, erzielte mit seinem trostlosen Pessimismus nur einen Achtungserfolg (1882). Bis auf Becque galt als erstes Erfordernis eines Theaterstückes eine gut erfundene Intrigue, die den Zuschauer in steter Span-

nung erhielt, und als zweites eine geschickte Komposition, die ernste und heitere Scenen sich ablösen läfst. Becque, dem die Erfindungsgabe abgeht, der nur zu beobachten versteht, will die *pièce bien faite* eines Dumas oder Augier durch die *pièce bien vue* ersetzen; er beschränkt sich darauf, das zu geben, was man *une tranche de réalité* genannt hat, einen Ausschnitt aus dem Leben, wie es ist. Becque hat eine Anzahl Nachahmer gefunden, die zugleich mit seiner realistischen Kunstauffassung auch seinen Pessimismus sich angeeignet haben und deren Sammelpunkt das 1887 von Antoine begründete Théâtre libre wurde. Die auf dieser Bühne gepflegte Gattung ist es, die man mit dem Namen *'comédie rosse'* bezeichnet hat. Treffend erklärt den aus dem Argot stammenden Neologismus *rosse* das Wörterbuch von Hatzfeld-Darmsteter: *'qui affecte crûment le mépris des convenances sociales, et même de la morale.'* Das Publikum wurde sehr schnell der krassen Stücke überdrüssig, in denen alle Männer feige, egoistisch und verlogen, alle Frauen Dirnen sind und obendrein ihre Verworfenheit mit cynischem Stolze zur Schau tragen. Schon heute sind die Triumphe der Jean Jullien, Pierre Wolff, Léon Hennique, George Ancey u. s. w. fast vergessen, und bald wird nur der Litterarhistoriker noch wissen, was für eine häfsliche Sache man mit dem häfslichen Namen *'comédie rosse'* getauft hat.

Herr Werner giebt Proben deutscher Übersetzungsmache mit besonderer Hinsicht auf eine im Kgl. Schauspielhause gebrauchte Übersetzung von Pailleron, *Le Monde où l'on s'ennuie.* Vielfach hat der ungenannte Übersetzer gar nicht den Sinn der Situation erfafst, er hat die Feinheit der Komik bedauerlich vergröbert, oder er hat infolge von Mifsverständnissen und Unkenntnis der Sprache recht grobe Fehler in die Übersetzung hineingebracht. Herr Kuttner erwähnt einen Fall, wo ein deutscher Student ein französisches Buch über Ästhetik derartig unsinnig übersetzt habe, dafs es vollständig neu übersetzt werden mufste.

Herr Krueger beginnt seinen Vortrag über die Ellipse und ihre Rolle im sprachlichen Leben. Der Begriff der Ellipse sei wegen des Mifsbrauchs, der mit ihr getrieben worden, in Mifskredit geraten; aber es blieben genug Fälle übrig, wo etwas ausgelassen sein mufs, weil der Bau der Worte nicht so, wie er ist, hätte werden können, wenn nichts ausgefallen wäre. Er erinnert an: *à d'autres! I never! la St. Jean; Le moyen de rester tranquille; tell the coachman to put to* u. a. m.

Darauf wird der Vorstand für 1901 gewählt: Herr Tobler als erster, Herr Bieling als zweiter Vorsitzender; Herr Penner als erster, Herr Krueger als zweiter Schriftführer; Herr Pariselle als erster, Herr Tanger als zweiter Kassenführer. Der bisherige erste Schriftführer Herr Wetzel hatte wegen Krankheit sein Amt niedergelegt; die Mitglieder der Gesellschaft dankten ihm für seine langjährige Thätigkeit durch Erheben von den Sitzen.

Sitzung vom 27. November 1900.

Herr Krueger setzt seinen Vortrag über die Ellipse fort. Der Sinn der an sich unverständlichen Form ist gesichert durch eine ununterbrochene Überlieferung; sobald letztere fehlt, steht man sofort vor einem Rätsel. Das Entstehen solcher Formen läfst sich besonders da gut beobachten, wo neben der verstümmelten sich noch die vollständige Redensart erhalten hat, wie in *to put to* neben *to put the horses to,* und *to put the horses to the carriage, savoir* neben *à savoir* und *c'est à savoir, to pick up with one* und *to put up acquaintance w. o.,* 'Mahlzeit' neben 'gesegnete Mahlzeit' und 'ich wünsche gesegnete Mahlzeit'. Die Ellipse ist aber nur etwas die sprachliche Ausdrucksweise eines Gedankens Angehendes, in der Vorstellung, die ihr zu Grunde liegt, denken wir immer etwas mit, das jene vervollständigt. Ebenso ergänzt der Angeredete das zum Verständnis Nötige in seiner Vorstellung; was er zu ergänzen hat, mufs

ihm aber ursprünglich einmal gesagt worden sein, wie ein Signal nur verstanden werden kann, wenn seine Bedeutung mitgeteilt worden ist. Für das Verständnis ist dann eine elliptische Wendung so vollständig wie irgend eine andere. Deshalb kann der Infinitiv, der an sich nur die Vorstellung einer Thätigkeit oder eines Zustandes an sich giebt, je nach dem Zusammenhang ganz Verschiedenes bedeuten, *voir page cent* Mund halten! *épouser un tel homme! Il a de quoi se payer ce luxe.* Mit dem Alter der Sprachen nimmt die Ellipse immer mehr zu; sie ist in allen Sprachen zahlreich zu finden. Betroffen kann von ihr jedes Element des Satzes werden, was der Vortragende von Subjekt, Objekt, Verb, Präposition, Konjunktion, Adjektiv und Substantiv nachweist. Auch ganze Sätze können ausgefallen sein, was wiederum nicht nur das logische Verhältnis der Sätze, sondern die äufsere Struktur oft noch verrät. Sehr bedeutsam ist die Ellipse für die Begriffsentwicklung. Kurzum ihr Wirken erstreckt sich auf alle Gebiete der Sprache.

In der sich an den Vortrag schliefsenden Erörterung betont Herr Münch im allgemeinen sein Einverständnis mit den Worten des Vortragenden, wenn er auch einige Erscheinungen vielleicht anders erklären möchte (z. B. der 6. März ist = der 6. Mart*ii*). Man habe angefangen, die Sprechweise des Kindesalters zu studieren, und es frage sich, ob das Kind einfach sich mit Nebeneinandersetzen zweier Vorstellungen begnüge, oder ob die elliptischen Wendungen Residuen vollerer Sätze seien. Herr Engwer führt ebenfalls einige eigene Beobachtungen an. Herr Förster warnt davor, alles als Ellipse aufzufassen, wenn er auch nicht leugnen will, dafs es eine Anzahl Ellipsen gäbe (z. B. *à qui mieux mieux*). Man stelle einfach Kategorien nebeneinander und überlasse dem Hörer, das Fehlende zu ergänzen. Eine Handbewegung, eine Pause beim Sprechen, die Betonung vervollständigten das Gesagte. Namentlich bei stehenden Ellipsen, bei allen Sprichwörtern sei das der Fall (Jedem das Seine; Wie gewonnen, so zerronnen). Man vergesse nie, dafs die Sprache für den Vortrag, nicht für den Druck sei. Herr Brandl macht auf einige Bemerkungen Sweets aufmerksam; was den Satz ausmache, sei die Melodie. Ein, zwei Worte genügten, um einen Gedanken auszusprechen; das Gesagte runde sich in der Melodie ab und reiche aus. Das Kind sage einfach: Brot! Andererseits könne ein ganzer Satz den Eindruck des Unvollständigen machen. Herr Tobler ist immer Gegner der Annahme von Ellipsen gewesen, will aber ihr Vorkommen nicht durchaus in Abrede stellen. Die alte Tradition logischer Satzanalyse sei noch nicht überwunden; man denke immer, ein Subjekt, ein Prädikat samt allem Zubehör müsse da sein. Am Schalter fordere man: 'Leipzig zweiter'. Jedes andere Wort sei überflüssig; es fehle nichts. In *six mars* sei man durch die Schrift zu so kurzer Ausdrucksweise gekommen; das Altfranzösische kenne hier noch den Gebrauch der Ordinalzahl.

Herr Rosenberg begann seinen Vortrag über Thomas Babington Macaulay. Er zeigte zunächst, dafs eine der Eigenschaften, die Macaulays Stärke ausmachen, sein weitumfassendes und stets bereites Wissen sei. Dieses hat ihn befähigt, bei der Besprechung des einzelnen Falles stets treffende Analogien zu finden und seiner Darstellung durch glückliche Citate aus den Dichtungen aller Völker und Zeiten eine gesteigerte Wirkung zu verleihen. So zahlreich diese Hindeutungen auf Stellen aus Dichtern auch sind, so tritt bei Macaulay doch alles zurück gegen die Schätzung der Bibel. An Beispielen aus den Essays und den Parlamentsreden wies der Vortragende nach, welchen Einflufs die Sprache der Bibel auf den englischen Historiker hatte, und mit wie gewichtigen Gründen ihn zuweilen seine Bibelfestigkeit versah.

Herr Schriftsteller Stromer und Herr Direktor Dr. Wychgram haben sich zum Eintritt in die Gesellschaft gemeldet.

Verzeichnis der Mitglieder

der

Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen.

Januar 1901.

Vorstand.

Vorsitzender:	Herr A. Tobler.
Stellvertretender Vorsitzender:	„ H. Bieling.
Schriftführer:	„ E. Penner.
Stellvertretender Schriftführer:	„ G. Krueger.
Erster Kassenführer:	„ E. Pariselle.
Zweiter Kassenführer:	„ G. Tanger.

A. Ehrenmitglieder.

Herr Dr. Furnivall, Frederick J. 3 St. George's Square, Primrose Hill, London NW.

„ Dr. Gröber, Gustav, o. ö. Professor an der Universität. Strafsburg, Universitätsplatz 8.

„ Dr. Mussafia, Adolf, Hofrat, o. ö. Professor an der Universität. Wien VIII, Florianigasse 1.

„ Paris, Gaston, Mitglied der französischen Akademie. Paris, Collège de France.

Frau Vasconcellos, Carolina Michaelis de, Dr. phil. Porto, Cedofeita.

B. Ordentliche Mitglieder.

Herr Dr. Arnheim, Joseph, Realschuldirektor a. D. Berlin W., Motzstrafse 85 part.

„ Dr. Bahlsen, Leo, Oberlehrer an der VI. städtischen Realschule. Friedenau, Hauffstrafse 7 I.

„ Dr. Berneker, Erich Karl, Privatdozent an der Universität. Berlin NW., Brückenallee 32.

Herr Dr. Bieling, H., Professor, Oberlehrer am Sophien-Realgymnasium. Berlin N. 37, Schönhauser Allee 31 III.
„ Dr. Biltz, Karl. Groſs-Lichterfelde (P. B.), Karlstraſse 111.
„ Blücher, Georg, Oberlehrer am Kaiserin-Augusta-Gymnasium. Charlottenburg, Berliner Straſse 49.
„ Bourgeois, Henri, Konsul der französischen Republik. Berlin W., Pariser Platz 5.
„ Dr. Brandl, Alois, ord. Professor an der Universität. Berlin W., Kaiserin-Augusta-Straſse 73 III.
„ Dr. Carel, George, Professor, Oberlehrer an der Sophienschule. Charlottenburg, Schloſsstraſse 25.
„ Dr. Churchill, George B., Professor am Amherst College. Amherst, Massachusetts, U. S. A.
„ Cohn, Alb., Buchhändler. Berlin W., Kurfürstendamm 259.
„ Dr. Cohn, Georg. Berlin W., Linkstraſse 29 III.
„ Dr. Conrad, Herm., Professor an der Haupt-Kadettenanstalt. Gr.-Lichterfelde, Berliner Straſse 19.
„ Dr. Cornicelius, Max. Berlin W., Luitpoldstraſse 4.
„ Dr. Daffis, Anton. Berlin W. 62, Kalckreuthstraſse 17.
„ Dr. Dieter, Ferd., Oberlehrer an der IV. städtischen Realschule. Westend, Königin-Elisabethstraſse 1.
„ Dr. Dürnhöfer, Max, Direktor einer Militär-Vorbildungsanstalt. Steglitz, Kurfürstenstraſse 4.
„ Dr. Ebeling, Georg. Charlottenburg, Goethestraſse 56.
„ Dr. Ebering, E. Berlin W. 9, Linkstraſse 16.
„ Engel, H., Oberlehrer. Charlottenburg, Leibnizstraſse 1 a.
„ Dr. Engwer, Theodor, Oberlehrer an der III. städtischen Realschule. Berlin SW. 47, Hagelsberger Straſse 44.
„ Dr. Flindt, Oberlehrer. Charlottenburg, Schlüterstr. 19.
„ Dr. Förster, Paul, Professor, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Berlin SW. 12, Kochstraſse 66.
„ Dr. Fuchs, Max, Oberlehrer an der VI. städtischen Realschule. Schöneberg, Kaiser-Friedrich-Straſse 19.
„ Dr. Goldstaub, Max. Berlin W. 30, Pallasstraſse 1.
„ Dr. Gropp, Ernst, Direktor der städtischen Oberrealschule. Charlottenburg, Schloſsstraſse 16.
„ Grosset, Ernest, Lehrer an der Kriegsakademie und am Victoria-Lyceum. Berlin SW. 48, Wilhelmstraſse 146 IV.
„ Haas, J., Oberleutnant a. D. Berlin C., An der Schleuse 5 a.
„ Dr. Hahn, O., Professor, Oberlehrer an der Victoriaschule. Berlin S. 59, Urbanstraſse 31 II.
„ Harsley, Fred, M. A., Lektor der englischen Sprache an der Universität. Berlin W., Steglitzerstraſse 58.
„ Dr. Hausknecht, Emil, Professor, Direktor der Ober-Realschule. Kiel, Holtenauerstraſse 6.

Herr Dr. Hecker, Oscar, Lektor der italienischen Sprache an der Universität. Berlin W., Ansbacher Straße 48.
„ Dr. Hellgrewe, Wilh., Oberlehrer an der städtischen Oberrealschule. Charlottenburg, Wallstraße 60 I.
„ Dr. Hendreich, Otto, Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin SO. 16, Köpenicker Straße 39.
„ Dr. Henze, W., Professor, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Charlottenburg, Kantstraße 68 III.
„ Dr. Herrmann, Albert, Oberlehrer an der XII. städtischen Realschule. Berlin O., Memeler Straße 44.
„ Dr. Herzfeld, Georg. Berlin W., Keithstraße 21.
„ Dr. Hirsch, Richard, Professor, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Charlottenburg, Stuttgarter Platz 6.
„ Holder-Egger, M., Geheimer Rechnungsrat a. D. Charlottenburg, Fasanenstraße 25.
„ Dr. Hosch, Siegfried, Professor, Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin S., Oranienstr. 144 II.
„ Dr. Huot, P., Direktor der Victoriaschule. Berlin S. 14, Prinzenstraße 51 II.
„ Kabisch, Otto, Professor, Oberlehrer am Luisenstädtischen Gymnasium. Johannisthal, Waldstraße 6.
„ Dr. Kastan, Albert. Berlin W. 64, Behrenstraße 9.
„ Dr. Keesebiter, Oscar, Oberlehrer an der IV. städtischen Realschule. Halensee, Humboldtstraße 1.
„ Keil, Georg, Oberlehrer an der Elisabethschule. Berlin SW. 48, Friedrichstraße 32 III.
„ Dr. Keller, Wolfgang, außerord. Professor an der Universität. Jena, Inselplatz 7.
„ Dr. Knörk, Otto, Oberlehrer an der Realschule in Groß-Lichterfelde, Elisabethstraße 31.
„ Dr. Kolsen, Adolf, Lehrer am V. Kaiserl. Gymnasium. St. Petersburg, Sadowaja Uliça Nr. 80 II, Quartier 12.
„ Dr. Krueger, Gustav, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Berlin W. 10, Bendlerstraße 17.
„ Dr. Kuttner, Max, Oberlehrer an der Dorotheenschule. Berlin W., Motzstraße 76.
„ Lach, Handelsschuldirektor. Berlin SO. 16, Dresdner Straße 90 I.
„ Dr. Lamprecht, F., Professor, Oberlehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster. Berlin C. 2, Neue Friedrichstraße 84.
„ Langenscheidt, C., Verlagsbuchhändler. Berlin SW. 46, Hallesche Straße 17 part.
„ Le Tourneau, Marcel. Berlin W., Lützowstraße 42.
„ Dr. Liebau, Geheimer Rechnungsrat im Reichsamt des Inneren. Berlin SW., Planufer 19 I.

Herr Dr. Löschhorn, Hans, Professor, Oberlehrer am Kgl. Lehrerinnen-Seminar und der Augustaschule. Berlin W. 35, Genthiner Straße 41 III.

„ Dr. Lücking, Gustav, Professor, Direktor der III. städtischen Realschule. Berlin W., Steglitzer Straße 8 a.

„ Dr. Mackel, Emil, Oberlehrer am Prinz-Heinrich-Gymnasium. Friedenau, Dürerplatz 3.

„ Dr. Mangold, Wilhelm, Professor, Oberlehrer am Askanischen Gymnasium. Berlin SW. 47, Großbeerenstraße 71.

„ Dr. Mann, Paul, Oberlehrer am Luisenstädt. Realgymnasium. Berlin SW., Neuenburgerstraße 28.

„ Marelle, Charles. Berlin W. 9, Schellingstraße 6 III.

„ v. Mauntz, A., Oberstleutnant a. D. Berlin W., Kleiststraße 34 III.

„ Dr. Michaëlis, C. Th., Prov.-Schulrat. Berlin W., Kurfürstenstraße 149.

„ Mugica, Pedro de, Licentiat, Lehrer der spanischen Sprache am Orientalischen Seminar. Berlin NW. 21, Wilsnacker Straße 3.

„ Dr. Müller, Adolf, Professor, Oberlehrer an der Elisabethschule. Berlin SW. 29, Hornstraße 12.

„ Dr. Müller, August, Ordentlicher Lehrer an der Kgl. Elisabethschule. Berlin SW., Großbeerenstraße 55 part.

„ Dr. Münch, Wilhelm, Geheimer Regierungsrat, ord. Honorar-Professor an der Universität. Berlin W., Bülowstr. 104.

„ Dr. Naetebus, Gotthold. Groß-Lichterfelde, Moltkestr. 22 A.

„ Dr. Nuck, Richard, Oberlehrer an der Luisenstädt. Oberrealschule. Berlin SW., Gneisenaustraße 88.

„ Opitz, G., Professor, Oberlehrer an der VIII. städt. Realschule. Charlottenburg, Goethestraße 81 III.

„ Dr. Palm, Rudolf, Professor, Oberlehrer an der I. städtischen Realschule, Lehrer an der Kgl. Kriegsakademie. Berlin SW., Yorkstraße 76 II.

„ Dr. Pariselle, Eugène, Professor, Lektor der französischen Sprache an der Universität, Lehrer an der Kgl. Kriegsakademie. Berlin W. 50, Rankestraße 24 III.

„ Dr. Penner, Emil, Oberlehrer an der IV. städtischen Realschule. Berlin O., Richthofenstraße 32 II.

„ Reich, Oberlehrer am Gymnasium. Gr.-Lichterfelde, Schillerstraße 22.

„ Dr. Risop, Alfred, Oberlehrer an der II. städtischen Realschule. Berlin SW., Großbeerenstraße 69 III.

„ Dr. Ritter, O., Professor, Direktor der Luisenschule. Berlin N. 24, Ziegelstraße 12.

„ Dr. Roediger, Max, außerord. Professor an der Universität. Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 140 III.

Herr Roettgers, Benno, Oberlehrer an der Dorotheenschule. Berlin W., Fasanenstraße 83.
„ Dr. Rosenberg, Oberlehrer am Köllnischen Gymnasium. Charlottenburg, Knesebeckstraße 76.
„ Rossi, Kgl. ital. Vize-Konsul. Berlin NW. 40, In den Zelten 5 a.
„ Dr. Rust, Ernst, Oberlehrer an der VIII. städtischen Realschule. Berlin N., Dunckerstraße 5 I.
„ Dr. Sabersky, Heinrich. Berlin W. 35, Genthiner Straße 22.
„ Dr. Sachse, Richard, Oberlehrer am städtischen Realgymnasium. Charlottenburg, Spandauer Straße 4.
„ Dr. Schayer, Siegbert. Berlin O. 27, Alexanderstraße 14 A III.
„ Dr. Schleich, Gustav, Professor, Oberlehrer am Andreas-Realgymnasium. Berlin NO., Lebuser Straße 2.
„ Dr. Schlenner, R., Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin S., Urbanstraße 29.
„ Dr. Schmidt, August, Oberlehrer an der Realschule. Steglitz, Düppelstraße 22.
„ Dr. Schmidt, Karl, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Berlin SW., Katzbachstraße 26.
„ Dr. Schmidt, Max, Professor, Oberlehrer am Prinz-Heinrich-Gymnasium. Berlin W., Rankestraße 29 III.
„ Dr. Schultz-Gora, Oscar, außerord. Professor an der Universität. Charlottenburg, Knesebeckstraße 85.
„ Dr. Schulze, Alfred, Bibliothekar an der Kgl. Bibliothek. Groß-Lichterfelde, Margaretenstraße 7 I.
„ Dr. Schulze, Georg, Direktor des Königlichen Französischen Gymnasiums. Charlottenburg, Marchstraße 11.
„ Dr. Schulze-Veltrup, Wilhelm, Oberlehrer an der IX. städtischen Realschule. Berlin N., Hochstraße 21 -24.
„ Dr. Seifert, Adolf, Oberlehrer an der städtischen Realschule. Charlottenburg, Kaiser-Friedrich-Straße 52.
„ Dr. Simon, Philipp. Berlin W., Emserstraße 24.
„ Sohier, Albert, Lehrer an der Kgl. Kriegsakademie und an der Vereinigten Artillerie- und Ingenieur-Schule. Berlin NW., Schiffbauerdamm 36.
„ Dr. Speranza, Giovanni. Berlin N., Pappelallee 112.
„ Speyer, Friedrich, Oberlehrer am Kgl. Lehrerinnen-Seminar und der Augustaschule. Zehlendorf, Heidestraße 1.
„ Dr. Spies, Heinrich. Berlin W., Potsdamerstraße 123 B.
„ Dr. Strohmeyer, Fritz. Steglitz, Am Stubenrauchplatz 1.
„ Stromer, Theodor, Schriftsteller. Berlin W., Potsdamerstr. 106.
„ Stumpff, Emil, Oberlehrer an der Realschule zu Schöneberg. Friedenau, Illstraße 9.
„ Dr. Tanger, Gustav, Oberlehrer an der VII. städtischen Realschule, Professor an der Technischen Hochschule. Berlin S., Elisabethufer 32 III.

Herr Dr. Thum, Otto, Lehrer an der Berliner Handelsschule. Charlottenburg, Kaiser-Friedrich-Straße 73.
„ Dr. Tobler, Adolf, ord. Professor an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Berlin W. 15, Kurfürstendamm 25.
„ Truelsen, Heinrich, Professor, Oberlehrer am Real-Progymnasium in Luckenwalde.
„ Dr. Ulbrich, O., Professor, Direktor der Friedrichs-Werderschen Oberrealschule. Berlin C. 19, Niederwallstraße 12.
„ Dr. Waetzoldt, Stephan, Professor, Geh. Regierungsrat und vortragender Rat im Ministerium der geistlichen etc. Angelegenheiten. Berlin W., Zietenstraße 27 II.
„ Weisstein, Gotthilf, Schriftsteller. Berlin W., Lennéstraße 4.
„ Dr. Werner, R., Oberlehrer am Luisenstädtischen Realgymnasium. Berlin SW. 11, Großbeerenstraße 55.
„ Wetzel, Emil, Professor, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Berlin S., Wilmstraße 3.
„ Wetzel, Ernst, Professor, Oberlehrer an der Luisenschule. Friedenau, Moselstraße 10.
„ Wetzel, Karl, Oberlehrer an der Charlottenschule. Zehlendorf, Seehofstraße 4.
„ Dr. Wichmann, Oscar, Professor, Oberlehrer am Gymnasium zu Eberswalde, Kaiser-Friedrich-Straße 3.
„ Dr. Willert, H., Oberlehrer an der Luisenschule. Berlin O. 27, Blumenstraße 76 II.
„ Dr. Wychgram, Jakob, Professor, Direktor des Kgl. Lehrerinnen-Seminars und der Augustaschule. Berlin SW. 46, Kleinbeerenstraße 16 I.

*C. Korrespondierende Mitglieder.**

Herr Dr. Bauert, P., Lissabon.
„ Dr. Begemann, W., Direktor einer höheren Privat-Töchterschule. Charlottenburg.
„ Dr. Clauß, Professor. Stettin.
„ Dr. Düntzer, H., Professor, Bibliothekar. Köln.
„ Dr. Fritsche, H., Realschuldirektor. Stettin.
„ Gerhard, Legationsrat. Leipzig.
„ Dr. Gutbier, Professor. München.
„ Dr. Hartung, Oberlehrer. Wittstock.
„ Dr. Hölscher, Professor a. D. Herford.
„ Humbert, C., Oberlehrer. Bielefeld.
„ Dr. Ihne, Wilh., Professor an der Universität. Heidelberg.

* Berichtigungen und Ergänzungen dieser Liste erbittet der Vorsitzende.

Herr Dr. Jarnik, Joh. Urban, Professor an der tschechischen Universität. Prag.
„ Dr. Kelle, Professor an der deutschen Universität. Prag.
„ Dr. Krefsner, Adolf. Kassel.
„ Dr. Kufal, W., Professor. Antwerpen.
„ Madden, Edw. Cumming. London.
„ Dr. Meifsner, Professor. Belfast (Irland).
„ Dr. Muquard, J., Professor am Collège. Boulogne-sur-Mer.
„ Nagele, Anton, Professor. Marburg (Steiermark).
„ Dr. Neubauer, Professor. Halle a. S.
„ Dr. Ritz, Oberlehrer. Bremen.
„ Dr. Sachs, C., Professor. Brandenburg.
„ Savini, Emilio, Professor. Turin.
„ Dr. Scheffler, W., Professor am Polytechnikum. Dresden.
„ Dr. Sommermeyer, Aug. Berlin, Körnerstrafse 18.
„ Dr. Sonnenburg, R., Direktor des Realgymn. Ludwigslust.
„ Dr. Steudener, Professor. Rofsleben.
„ Dr. Wilmanns, Professor an der Universität. Bonn.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Altsächsisches Elementarbuch von Dr. F. Holthausen. Heidelberg, Winter, 1899. (Streitbergs Sammlung von Elementarbüchern der altgermanischen Dialekte 5.) XIX u. 283 S.

Fast gleichzeitig ist die altsächsische Grammatik von zwei Seiten her bearbeitet worden, von Schlüter, dem wir bereits früher tiefdringende Untersuchungen und Bemerkungen zur Geschichte der altsächsischen Sprache verdankten, in Dieters Laut- und Formenlehre der altgermanischen Dialekte (Lautlehre, Berlin 1898; die Formenlehre ist erst 1900 erschienen), und von Holthausen in dem vorliegenden vortrefflichen Buche. Es ist zu hoffen, daſs besonders dieses letztere die in vielen Beziehungen unzureichende Grammatik von Gallée endgültig ersetzt, vorausgesetzt, daſs sich nicht Gallée, vielleicht im Verein mit Behaghel oder einem anderen deutschen Fachgenossen, zu einer gründlich durchgesehenen und verbesserten zweiten Auflage entschlieſsen sollte. Holthausens Arbeit vereinigt alle Vorzüge, die man an einer heutigen Ansprüchen genügenden Grammatik des Altsächsischen lobend hervorheben kann: Vollständigkeit und Zuverlässigkeit des Materials,[1] eingehende Verwertung der Resultate der gemeingermanischen Grammatik, vorsichtige und nüchterne Methode in der Deutung und Auffassung der sprachlichen Thatsachen. Für die kleineren Denkmäler konnte glücklicherweise schon Wadsteins neue Ausgabe zu Grunde gelegt werden, während Schlüter noch mit Gallées Texten arbeiten muſste. Einen entschiedenen Fortschritt unserer Kenntnis bedeutet vor allem die Behandlung der Lautlehre, wenn auch der Verfasser ganz recht hat, wenn er in der Vorrede (S. IX) sagt, daſs manche Erörterung noch Problematisches an sich trage und daſs unsere Hilfsmittel vielfach nicht genügen, den Pulsschlag des einstigen sprachlichen Lebens richtig zu erkennen. Für das Gebiet der Formenlehre war durch Schlüters Untersuchungen viel vorgearbeitet. Daſs eine Reihe von nicht genügend begründeten Hypothesen Koegels und van Heltens in das Buch keine Auf-

[1] Mir ist nur (wie auch Schlüter Nd. Jahrb. 25, 158) das § 240 erwähnte *snottar* aufgefallen, das meines Wissens in unseren Texten nirgends vorkommt; merkwürdigerweise führt es auch Streitberg, Urgerm. Gramm. S. 150 als as. an.

nahme gefunden haben, ist nur zu billigen. Auch die Skepsis, die der Verfasser den bisher vorgetragenen Anschauungen über die Heimat der altsächsischen Denkmäler, auch des Heliand und der Genesis, entgegenbringt, ist im Princip anzuerkennen, zumal im Hinblick auf den pädagogischen Zweck des Buches. Der kurze syntaktische Abriſs orientiert gut über die Grundthatsachen der altsächsischen Wort- und Satzfügung. Die Lesestücke, die nach dem Plane der Sammlung angefügt sind, bringen reichliche Proben aus allen wichtigeren Denkmälern mit Ausnahme der Glossen; beim Heliand sind abwechselnd Proben beider Handschriften gegeben; die übergedruckten metrischen Accente werden für den Anfänger von Vorteil sein. Man darf hoffen, daſs eine nachhaltige Belebung der niederdeutschen Studien von Holthausens Buche ausgehen wird.

Da Schlüter in einer ausführlichen Besprechung (Nd. Jahrb. 25, 152) fast alles das behandelt hat, was zu Holthausens Darstellung der Laut- und Formenlehre ergänzend oder modifizierend zu bemerken ist, so sei es mir gestattet, zu den vier einleitenden Kapiteln des Buches (§ 1—37) einige Anmerkungen hier vorzulegen.

Litteraturangaben. § 2. Hier hätten wohl von älteren Grammatiken die von Heyne und Gallées ältere Arbeit von 1878 genannt werden sollen, wenn auch nur wegen der wichtigen Recensionen von Paul (Germ. 19, 217) und Steinmeyer (Anz. f. d. Altert. 6, 133). Roedigers Paradigmen sind auch von Schlüter im Nd. Jahrb. 18, 160 eingehend besprochen worden. — § 3 vermisse ich einen Hinweis auf Bremers wichtigen Aufsatz über relative Sprachchronologie (Jdg. Forsch. 4, 8), der u. a. grundlegende gemeinsame Neuerungen des Anglo-Friesischen und Niederdeutschen behandelt. — § 4 ist Zeitschrift statt Anzeiger für deutsches Altertum zu lesen (S. 236 Zeile 4 lies Zeitschrift XL statt LX).

Stellung und Einteilung des Altsächsischen. Die in § 7 für das Altsächsische angegebene Südgrenze (Staſsfurt, Aschersleben, Ballenstedt, Hasselfelde) ist vielmehr die moderne Sprachgrenze zwischen mittel- und niederdeutschen Dialekten, während doch noch um 1300, wie Tümpel (dessen Arbeit § 8 Anm. citiert wird) gezeigt hat, die Grenze viel weiter südlich verlief. Ferner konnte, da Holthausen die Westgrenze gegen das Holländische durch die Aufführung von zehn Grenzorten genauer angiebt, wohl auch die Nordgrenze gegen das Friesische mit Hilfe von Siebs, Zur Gesch. d. engl.-fries. Spr. 1, 9 etwas eingehender bestimmt werden. — § 8. Holthausens Stellung zu dem ingwäonischen Problem kann ich im Princip nicht billigen. Man darf schwerlich bloſs im sächsischen Südosten von ingwäonisch gefärbter Mundart reden und daneben nur noch Corvey anführen (gerade dort scheint mir der Nachweis so wenig wie Schlüter genügend). Groſse Teile des sächsischen und des benachbarten niederfränkischen Gebietes waren offenbar von anglofriesischen Bewohnern verschiedener Stammeszugehörigkeit durchsetzt, und die Eigentümlichkeit der altsächsischen und altniederfränkischen Mundart liegt eben nicht zum geringsten Teil in den Spuren des Kampfes der anglofriesischen und sächsischen oder fränkischen Elemente, der allmählich zur völligen Vernichtung

der ersteren führte (vgl. jetzt besonders Bremer in Pauls Grundr. d. germ. Philol. [2] 3, 860; Franck im Anz. f. d. Altert. 25, 23). Es ist darum meines Erachtens nicht statthaft, mit Holthausen die ingwäonischen Spracheigenheiten aus der grammatischen Darstellung auszuscheiden und nur in Bausch und Bogen an einer gesonderten Stelle nebenbei abzuthun. Vielmehr war dem ganzen ethnographischen Problem, das die Sachsen uns aufgeben, ein Platz in unserem Paragraphen einzuräumen und dasselbe ausführlich zu behandeln. Freilich verhindert uns die Spärlichkeit der litterarischen Überlieferung, die wahrscheinlich, wenn sie reicher wäre, keinerlei Zweifel aufkommen lassen würde, an der Bildung einer allseitig fest begründeten Anschauung. Durchweg ist jetzt auf Bremers oben citierte Auseinandersetzungen zu verweisen, die einen glaubhaften Weg zur Lösung des Problems zeigen. Seelmanns in den wichtigsten Punkten meiner Ansicht nach verfehlte Ausführungen macht auch wohl Holthausen nicht sich ganz zu eigen, wenn er sie auch in der Anmerkung citiert (vgl. dazu auch Bremer S. 835. 852 und Siebs in Pauls Grundr. [2] 1, 1157). — § 9 hätte erwähnt werden können, dafs sich die alte Stammeseinteilung der Sachsen auch in der späteren kirchlichen Diözesaneinteilung des Landes wiederspiegelt; vgl. ferner Bremer S. 870.

Quellen. § 19. Unter den kleineren Denkmälern fehlt sonderbarerweise das Taufgelöbnis, der Indiculus superstitionum und das Abecedarium nordmannicum. Mir ist unerfindlich, welchem germanischen Sprachgebiet Holthausen diese Denkmäler zuzählen will, wenn nicht dem sächsischen. Vielleicht spricht er sich über seine Auffassung dieser Stücke einmal genauer aus als in der kurzen Notiz im Anz. f. d. Altert. 26, 35, hinter die wir vorläufig ein starkes Fragezeichen setzen dürfen. — § 20. Hier fehlen unter den Glossen nicht nur die Pariser Prudentius- und die Gandersheimer Glossen, die beide auch in Wadsteins Ausgabe stehen, sondern auch die Merseburger. Zu welcher Konsequenz das oben besprochene Princip des Verfassers führt, die ingwäonisch gefärbten Denkmäler beiseite zu schieben, wird hier deutlich: er ist genötigt, in § 199 Anm. 444. 457 ein as.-*seffian* mit Sternchen zu konstruieren, während doch *biseffe* in den Merseburger Glossen (72, 4) belegt ist. Über die Sprache dieser Glossen ist jetzt auch Siebs in Pauls Grundr. d. germ. Philol. [2] 1, 1157 und Bremer ebenda 3, 863 zu vergleichen. — § 25 wird eine nähere sprachliche Zusammengehörigkeit der Oxforder und Lamspringer Glossen mit dem Monacensis des Heliand mit Berufung auf einige Stellen in Schlüters Untersuchungen behauptet: von den Lamspringer Glossen spricht Schlüter an den angeführten Stellen überhaupt nicht, und ich vermag die Gründe jener Annahme in dem Denkmal selbst nicht zu entdecken.

Schrift. § 33 Anm. 4. Nicht nur Wortanfänge werden zuweilen in den Glossen statt ganzer Worte geschrieben, wenn die Ergänzung nicht zweifelhaft sein kann, sondern auch Wortschlüsse: vgl. z. B. die Werdener Prudentiusglossen (92, 14. 15. 17) und im allgemeinen Koegel, Gesch. d. d. Litter. 1, 2, 465.

Jena. Albert Leitzmann.

Die Variation im Heliand und in der altsächsischen Genesis. Von Dr. Paul Pachaly. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1899. [A. u. d. T.: Schriften zur germanischen Philologie. Herausgegeben von Max Roediger. 9. Heft.] 118 S. M. 4.—.

Diese Abhandlung über die Variation ist eine fleissige und sorgfältige Materialsammlung, die als solche ihren Wert nicht verlieren wird, und aus der in anerkennenswerter Weise vorsichtige Schlüsse gezogen sind.

Nach dem von Roediger in seiner Recension von Sievers' Heliandausgabe (A. f. d. A. V 267 ff.) für 2500 Verse gegebenen Muster ist hier die Wortvariation im ganzen Heliand und in der altsächsischen Genesis behandelt, und das in übersichtlicher Anordnung. Nach einer kurzen Vorbemerkung über die Anregung und Anlage der Arbeit, sowie einleitenden Worten über Begriff und Begrenzung der Variation werden in den Abschnitten 2—6, dem speciellen Teil, die Variationen der Hauptwortklassen mit jedesmaliger kurzer, zuweilen allerdings etwas buntscheckiger, Einführung abgehandelt. Dann folgen im allgemeinen Teil zusammenfassende Erörterungen über das Thema und zwar 7) Ordnung der Variationen nach ihrer Häufigkeit, 8) Arithmetische Übersicht und Vergleich der Variationen in H. und G. hinsichtlich ihrer Häufigkeit und 9) Die Frage nach dem Verfasser beider Epen und Prüfung der Variationen auf das stilistisch Eigentümliche, woran sich ein alphabetisches Verzeichnis der Variationen knüpft.

Von der Ausdehnung seiner Untersuchung auf die Satzvariation hat der Verf. zunächst abgesehen aus praktischen Gründen, 'um einen relativen Abschluſs der Arbeit zu erzielen'. Hoffentlich folgt dieser zweite Teil einmal nach, obgleich oder, vielleicht besser gesagt, weil nicht eine I auf dem Titelblatt solche Hoffnungen erweckt. Eine derartige Erweiterung könnte auch dadurch für den ersten Teil noch nachträglich sehr nutzbringend werden, daſs sie als Ergänzung einen Wortindex dazu brächte, dessen Fehlen jetzt der Benutzer oft unangenehm empfinden wird. Der Verf. hat zwar sein Material im allgemeinen eingeteilt in 1) Verba (Nr. 1—107), 2) Adjektiva, Adverbia, Numeralia (Nr. 108—171), Substantiva (Nr. 172—311), 3) Abstrakta (Nr. 172—225), 4) Konkreta (Nr. 226—285), 5) lebende Wesen (Nr. 286—311), im besonderen aber nach Begriffssphären geordnet. So gliedert er z. B. die Verben im ersten Abschnitt in folgende sechs Kapitel: 1) Krieg, 2) Volksleben, 3) Naturvorgänge, 4) Häusliches und leibliches Leben, 5) Seelisches Leben, 6) Religion. Das Bestreben, den Stoff in lebendiger und anschaulicher Weise darzustellen, ist gewiſs anzuerkennen, aber es entstehen daraus doch mancherlei Unzuträglichkeiten. Zunächst wird principiell die Stellung eines Begriffs in diese oder jene Abteilung angefochten werden können (man denke nur an Abstrakta und Konkreta), und dann wird man bei Benutzung des Buches sehr oft im Zweifel sein, wo man ein Wort suchen soll. Wir erhalten zwar ein alphabetisches Verzeichnis der Variationen, der variierten Begriffe, aber

nicht der einzelnen altsächsischen Wörter; gelegentliche Verweise wie auf S. 12 oder 16 genügen da nicht.

Es ist dies auch deshalb schade, weil das Buch thatsächlich viel benutzt werden wird. Berührt es doch die wichtige Streitfrage nach der Verfasserschaft des Heliand und der Genesis. Allerdings ist diese Frage für Pachaly nach seinen eigenen Worten (S. 111) nur ein Nebenpunkt, da es ihm daran lag, 'Art und Verwendung der Variation in den sächsischen Bibeldichtungen übersichtlich und dem ganzen Material nach vorzuführen,' aber es liegt auf der Hand, dafs eine solche Arbeit mit Rücksicht auf die grofse Hauptfrage ausgeführt werden mufste. Und wir würden Pachalys Buch wirklich unbefriedigt aus der Hand legen, fänden wir nicht im neunten Abschnitt 'Die Frage nach dem Verfasser beider Epen und Prüfung der Variationen auf das stilistisch Eigentümliche' erörtert. Pachaly ist sehr vorsichtig, für manchen wägt er vielleicht zu vorsichtig. 'Über die Wahrscheinlichkeit, dafs wir es mit zwei Personen zu thun haben, wage ich nicht hinauszugehen', sagt er S. 111. Aber ich gebe ihm darin vollständig recht, sich so zurückhaltend zu äufsern. Denn erstens ist das Material auf seiten der Genesis ein verhältnismäfsig geringes, und dann würde es doch etwas bedenklich sein, nur aus diesem einen Punkt, der überdies der Stilistik angehört, weitgehende Schlüsse zu ziehen — für die Verfasserfrage beim Heliand und bei der Genesis darf die Variation nur ein Beweismittel neben anderen sein. Darüber ist sich Pachaly auch vollkommen klar, und deshalb ist mir seine Art der Behandlung, bei der auch mancherlei methodische Bemerkungen mit einfliefsen, recht sympathisch.

Berlin. Heinrich Spies.

Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten. Herausgeg. von Otto Heilig und Philipp Lenz. Heidelberg, Winter, 1900. Jahrgang I, Heft 1 u. 2.

Wieder ein Versuch, das schon öfters gescheiterte Unternehmen einer Zeitschrift für deutsche Mundartenforschung auf die Bahn zu bringen. Das Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung hat seine Stütze in einem Verein. Möge es der neuen Zeitschrift, die in regelmäfsigen Jahrgängen erscheinen soll, gegönnt sein, die Arbeiten auf dem Gebiete der hochdeutschen Mundarten zu sammeln; es wäre sehr erfreulich, wenn sie wirklich so zahlreich zum Vorschein kämen, wie die Herausgeber im Vorwort andeuten. Das Arbeitsgebiet ist weit gesteckt, es sollen nicht nur grammatische Beiträge, sondern auch solche über Dialektdichtung, ferner Texte mit modernem und mit älterem Sprachmaterial aufgenommen werden, ebenso soll auch die Ortsnamenforschung zu Worte kommen. Rein volkskundliche Arbeiten sind ausgeschlossen. Eröffnet wird die Zeitschrift durch zwei Beiträge zur Kenntnis der Verbalflexion: Emma Wagner hat die Verba der Mundart von Grofsen-Buseck bei Giefsen zusammengestellt, in alphabetischer Reihe mit Angabe der einzelnen Zeit-

formen, meist starke neben einigen schwachen Verben; in derselben Weise hat Ph. Lenz die Verbalformen der Handschuhsheimer Mundart verzeichnet, beide Listen sollen ähnlichen Zusammenstellungen aus rheinfränkischen Mundarten als Muster dienen; diese Materialsammlungen gedenkt W. Horn in einer gröfseren Arbeit über die Verba des Rheinfränkischen zu verwerten, die dann gewifs auch den sich aufdrängenden Fragen nach der geschichtlichen Entwickelung Rechnung tragen wird. W. Horn legt einen Aufsatz über einige Fälle von Dissimilation vor, hauptsächlich Material aus deutschen Mundarten, und versucht, derartige Erscheinungen unter allgemeine Gesichtspunkte zu bringen; das Problem gehört seinem ganzen Umfange nach in die Phonetik. E. Göpfert teilt aus einer 1699 erschienenen Schrift des erzgebirgischen Chronisten Chr. Lehmann Idiotismen mit, die ausführlich erklärt werden. Ziemlich überflüssig erscheint mir A. Holders Beitrag 'Die Berechtigung der Stammeslitteraturgeschichte, besonders auch der volksmundartlichen'. Eine stammheitliche Litteraturgeschichte, beziehungsweise eine Geschichte der Dialektlitteratur eines Stammes mufs die volle Berechtigung durch ihren Gehalt erweisen; wo der fehlt, fehlt auch jene. Im weiteren folgen sprachliche Texte aus alemannischen und schwäbischen Gegenden. Den Schlufs bilden Bücherbesprechungen, die in jedem Hefte fortgesetzt werden sollen.

Hoffen wir, dafs die Herausgeber in den Stand gesetzt sind, die folgenden Hefte mit Arbeiten zu versehen, welche mundartlichen Fragen mit Erfolg an den Leib gehen, insbesondere auch der geschichtlichen Entwickelung ihr Augenmerk zuwenden.

Innsbruck. J. Schatz.

Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen von G. E. Lessing. Edited with introduction and notes by H. J. Wolstenholme, M. A. Christ's College, Cambridge. Cambridge, at the University Press. 1898. XLIII u. 214 S. 8.

Dieses sehr sauber gedruckte und hübsch ausgestattete Büchlein soll jungen Engländern, reiferen Schülern und angehenden Studenten zur Förderung ihrer germanistischen Studien nützlich sein. Sein Schwerpunkt liegt demgemäfs in der sprachlichen und sachlichen Erklärung des Textes, doch beginnt der Herausgeber mit litterarhistorischen und dramaturgischen Erörterungen. In der wesentlich an die Darstellung Erich Schmidts angelehnten Einleitung skizziert er kurz die äufsere Entstehungsgeschichte des Stückes; die litterarische Vorgeschichte wird nur gestreift (Kleist, Farquhar), Lessings Bedeutung für das deutsche Theater knapp dargelegt, das Stück selbst als 'die wahrste Ausgeburt des Siebenjährigen Krieges' gewürdigt (doch ohne Eingehen auf die hiermit zusammenhängende meisterliche Umgestaltung der herkömmlichen Soldatentypen), über den Bau des Stückes, Gruppierung und Charakteristik der Personen das nötigste angedeutet, ausführlicher werden die beiden Hauptrollen behandelt. Anders

als die deutschen Kritiker, die dem überscharf pointierten Gegenspiele Minnas im letzten Akte ebensowenig gewogen sind wie die unmutig zuschauende Franziska, zollt der Engländer dem entschlossenen Mädchen unbedingten Beifall: 'Minna is somewhat in advance of her times and her country. She has something of the spirit of an English or American girl in her; she has been accustomed to a good deal of independence of thought and action, and though of too gay and happy a temper to have reflected much upon the matter, she evidently does not intend to be tied down in married life to the inferior position of most of her German sisters.' Damit sind die Motive von Minnas gewagtem Komödienspiel ebenso sehr verkannt wie Lessings Anschauungen von den Grenzen der Weiblichkeit, die man aus Tellheims Frage entnehmen kann: 'So entehrt sich das schwächere Geschlecht durch alles, was dem stärkeren nicht ansteht? So soll sich der Mann alles erlauben, was dem Weibe geziemt? Welches bestimmte die Natur zur Stütze des anderen?' (5, 9). Der 'stroke of genius' in der Zeichnung des Minnacharakters steht aufser Zweifel, aber das Geheimnis, warum er noch heute 'as fresh in its attractive power' wie vor 130 Jahren, läfst sich von der Seite des Emanzipationsgedankens her ganz gewifs nicht ergründen, und die Sympathien, welche ihm das deutsche Publikum, wiewohl es 'has never been favourable to the ideal of free womanhood', von jeher entgegenbrachte, gründen sich vielmehr auf die bei aller Hochherzigkeit doch echt weiblich beschränkte Art Minnas, die von dem Wert ihrer Liebe so ausschliefslich erfüllt ist, dafs ihr kein anderer Wert neben diesem aufkommt und Tellheims Ehrbegriffe ihr unbegreiflich bleiben. Aber gleichwohl steht der deutsche Leser nicht so unbedingt auf Minnas Seite wie dieser englische Beurteiler, der eben darum Tellheim nicht ganz gerecht wird und ihn ein wenig ins Schrullenhafte verzeichnet. So ist denn auch das Thema des Stückes von ihm nicht richtig erfafst worden: 'false ideas of honour corrected, and a character marred by them rectified by the force of true love', das heifst, den Verlauf ausschliefslich durch Minnas Augen betrachten; und wie wenig das der Absicht Lessings entspricht, wäre dem Herausgeber wohl auch deutlich geworden, wenn er nicht die trefflichen Studien G. Kettners übersehen hätte. Doch der Hauptwert seiner Arbeit liegt, wie bemerkt, auf einer anderen Seite, und von dieser läfst sich nur Anerkennendes sagen. Der Abdruck des Textes folgt der Revision Munckers, nur die Schreibung folgt der amtlichen Regelung, und einige veraltete Wendungen und Wortformen sind, ebenso wie in den deutschen Schulausgaben des Stückes, geändert, doch mit ausdrücklichem Vermerk.

Die Anmerkungen zeigen eine gründliche Vertrautheit des Herausgebers mit der deutschen Grammatik und den Eigenheiten des Sprachgebrauchs, nennenswerte Irrtümer begegnen ihm nirgends, und ein zuverläfsiger Index erleichtert die lexikalische und phraseologische Ausnutzung des Buches zu den praktischen Studienzwecken, denen es in erster Linie zu dienen hat.

Berlin. **Arnold E. Berger.**

Wolfgang Keller, Die litterarischen Bestrebungen von Worcester in angelsächsischer Zeit. Strafsburg, QF. 84. Heft, 1900. 104 S.

Der Verfasser will versuchen, die litterarischen Bestrebungen des Kathedralklosters zu Worcester im Zusammenhang mit der allgemeinen kulturellen Entwicklung in der angelsächsischen Periode festzustellen: eine höchst dankenswerte Aufgabe in Anbetracht der grofsen Bedeutung der Klöster im allgemeinen, und des zu Worcester im besonderen, für das geistige Leben des englischen Volkes.

Die Grafschaft Worcester, im Gebiete der Hwiccier, eines wahrscheinlich westsächsischen Stammes, gehörte seit dem 7. Jahrhundert mit dem ganzen Hwiccierlande politisch zu Mercien. Die Bewohner hatten schon vor 661 das Christentum angenommen, erhielten aber erst 680 ihren eigenen Bischof, der die Stadt Worcester zu seinem Sitz wählte. Die Mönche des Kapitels, die ursprünglich wohl mit den Weltgeistlichen in einem Hause vereinigt waren, scheinen sich später in ein eigenes Haus, monasterium St. Mariae, zurückgezogen zu haben. Unter den ersten Bischöfen finden wir zwei Schüler der Äbtissin Hilda von Streoneshalh. Von Bischof Egwine (692?—717?) sind uns mehrere Lebensbeschreibungen erhalten, die aber an verschiedenen Orten deutlich den Charakter der Fälschung zeigen. Das erste litterarische Lebenszeichen aus Worcester mag man in einem Briefe des Bischofs Milred an Lullus, geschrieben 755 aus Anlafs des Todes Bonifacius', sehen; hier wird auch das erste Buch, ein 'liber pyrpyri metri' erwähnt, den sich Erzbischof Cuthberht von Canterbury ausgeliehen habe (Anhang und Nachtrag I S. 92). König Offa schenkte dem Kapitelkloster eine Bibel. In die Litteraturgeschichte tritt aber Worcester erst unter Bischof Waerferth (872—915) ein, dem König Ælfred ein Exemplar seiner Übersetzung der Cura Pastoralis schickte, und den er auch mit der Übertragung der Dialoge Gregors betraute. Keller beschäftigt sich eingehender mit der Vorrede des Werkes im Ms. Cotton. Otho C 1. Er hält sie für ursprünglich, vom Bischof Waerferth selbst herrührend (vgl. auch Anhang und Nachtrag II S. 92 f.); nur müsse man in dem Satze *Me awritan het Wulfstan bisceop* statt des Namens *Wulfstan* den Namen *Waerferth* einsetzen; denn ein Bischof Wulfstan, der dies Buch beschaffte, dessen Vorlage[1] er von seinem König Ælfred erhalten habe, sei nicht zu identifizieren. Der Irrtum, meint Keller, sei wohl durch den Schreiber veranlafst, der in der Vorlage etwa nur den Anfangsbuchstaben des Namens fand und dabei an Wulfstan dachte: jenen Wulfstan, der von 1062—1095 Bischof von Worcester war; denn unter ihm sei vielleicht die Übersetzung der Dialoge in das Cotton-Ms. Otho C 1 eingetragen worden (S. 66).

Das scheint mir keine grundlose Vermutung. Das Alter der Hs. dürfte ihr nicht im Wege sein; und was noch mehr ins Gewicht fällt:

[1] Dafs *bysen* doch diese Bedeutung haben kann, wird im Nachtrag S. 93 Anm. 3 gegen Wülker geltend gemacht. S. 7 ist es noch mit 'Auftrag' übersetzt.

diese Hs. selbst läſst sich, wie ich glaube, in der That in die Klosterbibliothek von Worcester zurückverfolgen. Der Text der Dialoge Gregors bricht nämlich in der Cotton-Hs. P. II mit der zehnten Zeile einer Seite, fol. 137a nach der neuen Paginierung, ab. Der Rest der Seite, etwa ein Raum von zwanzig Zeilen, ist leer. Oben auf der Rückseite desselben Blattes,[1] 137b, beginnen aber jene drei Geschichten aus den 'Vitae Patrum', die Assmann in Greins Bibliothek der ags. Prosa III 195 herausgegeben hat. Darauf folgt eine ungelenke, am Schluſs gekürzte Übertragung eines Briefes des Bonifacius an Eadburga (Epistola XX, in der Ausgabe von Giles p. 50 ff.), worin von der Höllenvision eines Priesters berichtet wird, dessen Seele während einer Krankheit von Engeln ins Jenseits entrückt worden war. Die Hs. ist hier stellenweise schon arg beschädigt. Zum Schlusse kommen dann noch einige homiletische Traktate (s. Wanley p. 212), von denen aber heute nur wenig mehr lesbar ist. Alle diese Stücke sind nun auch mit zerstreuten lateinischen, selten angelsächsischen Glossen versehen,[2] und zwar von der Hand desselben alten Mönches von Worcester,[3] dessen Thätigkeit wir in vielen anderen Hss. beobachten können. Die Auswahl der Geschichten aus den 'Vitae Patrum' läſst deutlich eine Rücksicht auf Klosterinsassen erkennen. Auch die folgende Stelle (fol. 146b) einer Homilie über den Text 'Domine libera animam meam a labiis iniquis' ist für Mönche geschrieben worden: *þæt is þon̄ swiðe yfel þæt se man wiðsace drihtne hælendū criste 7 hine yfelsiʒe. 7 his halʒum téonan do. forþan se man wyrceð þissa æʒþer mid his tunʒan. 7 for þan ne tálen þa munucas æfre ne ne cweðan. We wæron nu þráʒe on mynstre. 7 we on þam fæce miclum ne ʒefirnodan. forþan hiʒ lioʒað ʒif hiʒ tælað. for þan hiora tunʒe ʒefirenað dæʒhwamlice.* ... Wir werden also unsere Hs., wenigstens soweit die glossierten Stücke in Betracht kommen, unbedenklich den zehn anderen Hss. anreihen dürfen, die Keller S. 20 der Klosterbibliothek von Worcester zugewiesen hat. Wenn aber die erste Geschichte aus den 'Vitae Patrum' auf demselben Pergamentblatte anfängt, auf dem die Dialoge Gregors aufhören, so müssen natürlich auch die Dialoge einmal mit den glossierten Texten zusammen im Kloster gewesen sein.[4]

S. 7 giebt Keller eine Übersetzung der Cotton-Vorrede auf Grund einleuchtender Verbesserungen des Textes. Die Behauptung, daſs unter Waerferth eine Redaktion der ags. Annalen in Worcester vorgenommen worden sei, wird als unbegründet zurückgewiesen.

Über die Anregungen, die Bischof Cynewold (929—957) von seinem Besuche deutscher Klöster, insbesondere von St. Gallen, etwa mit nach Hause brachte, ist uns nichts überliefert. Dagegen übte die Geistesbewegung, die in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts von Fleury

[1] Dr. Quiggin hat für mich die Hs. noch einmal auf diesen Thatbestand hin eingesehen.

[2] Assmann hat die lateinischen Glossen alle weggelassen.

[3] Daſs es dieselbe Hand sei, wurde mir seiner Zeit auch von Zupitza bestätigt.

[4] Vgl. jetzt auch das Vorwort zu der inzwischen erschienenen Ausgabe der Dialoge von H. Hecht.

ausging, ihre Rückwirkung auf Worcester aus. Cynewolds Nachfolger, der grofse Dunstan, begann seine Hauptthätigkeit erst von Canterbury aus, auf dessen Erzstuhl er 959 berufen wurde, während das Bistum Worcester auf Oswald überging, der es als treuer Mitarbeiter Dunstans und Æthelwolds an der kirchlichen Reform in jenem Geiste verwaltete, den er auf der Schule zu Fleury eingesogen hatte. Seine Fürsorge blieb auch dann noch vornehmlich Worcester zugewandt, als ihm daneben das Erzbistum York vom Könige übertragen worden war [vgl. die Stelle aus der Vita Oswaldi bei Plummer, Two of the Saxon Chronicles Parallel, II S. 176, wo Plummer besonders auf die Bezeichnung Worcesters als 'episcopatus Merciorum gentis' aufmerksam macht]. — Oswalds Leben, seine Reformierung bestehender und die Gründung neuer Klöster nach der Regel Benedikts, seine Bestrebungen zur Förderung der Bildung unter den Geistlichen werden von Keller S. 11 ff. ausführlich geschildert. Er hält es für wahrscheinlich, dafs unter Oswald oder seinem Nachfolger die Benediktinerregel mit Æthelwolds Übersetzung in die Hs. 178 des Corpus Christi College zu Cambridge eingetragen wurde, die sich nachweislich in ziemlich früher Zeit in der Klosterbibliothek zu Worcester befand. Auf Oswald möchte aber Keller vor allem den Ursprung der Worcester-Version der ags. Annalen (Ms. D = Cotton. Tiber. B 4) zurückführen, deren Entstehungsgeschichte er eingehend untersucht.

In die südliche Chronik wurden nordhumbrische Annalen verarbeitet, die sich in zwei Gruppen scheiden: die eine, als Fortsetzung der Recapitulatio Baedas gedacht, ursprünglich bis 766 reichend, dann wahrscheinlich neu redigiert, bis 806 fortgeführt und mit Excerpten aus Baedas Historia Ecclesiastica und einzelnen Eintragungen aus unbekannter Quelle vermehrt; die andere Gruppe, ursprünglich selbständig, mit Annalen von 905 (923) bis 966. Beide Teile stammen vermutlich aus York, waren lateinisch geschrieben und sind erst in Worcester bei ihrer Verarbeitung in die südliche Chronik ins Englische übersetzt worden. Einige Zusätze des Kompilators zu den letzten Einträgen (940, 46, 55, 57, 58, 65) scheinen auf einen Benediktiner im Gebiete der Hwiccier hinzuweisen. Bei dem zum Jahre 959 eingeschobenen Gedichte über den Regierungsantritt Eadgars vermerkt Keller die auffallenden Anklänge daran am Schlufs von Ælfrics Buch der Richter [s. auch Plummer, SCHr. II 152, der überdies eine Stelle aus Ælfrics Life of Swithhun zum Vergleich heranzieht]. — 983 beginnt ein neuer Abschnitt in der D-Version der Chronik, und so weit ungefähr mag durch Oswald veranlafst, vielleicht sogar unter seiner Leitung, das Werk in Worcester gediehen sein (S. 40). Unter Aldred, um die Mitte des 11. Jahrhunderts, dürfte dieser erste Teil der Annalen in die Hs. eingeschrieben worden sein; unter Wulfstan († 1095) wurden sie in Worcester fortgeführt. Die Hs. ist nur bis 1079 erhalten; wie weit sie ursprünglich noch ging, können wir heute nicht mehr feststellen (S. 76). Dafs die Version D mit gutem Grunde nach Worcester verlegt werde, wird durch Einträge zwischen den Jahren 1033 und 1078, die sich auf Worcester und seine Umgebung beziehen, erhärtet (S. 54 ff.). Keller

scheint, als er seine Untersuchung anstellte, den zweiten Band von Plummers Ausgabe der beiden Chroniken (Oxford 1899) noch nicht vor sich gehabt zu haben, sonst würde er sich wohl auch mit dessen Ansichten auseinandergesetzt haben (s. Archiv CIV S. 196).

Plummers Gründe für die Annahme, daſs die D-Version der Annalen ihre überlieferte Gestalt eher zu Evesham als zu Worcester empfangen habe, scheinen mir schwer anzufechten. Aber die Geschichte der Vorlage von D bis etwa 975, wie er sie rekonstruiert, kommt mir doch etwas bedenklich vor. Ich möchte mit Keller (S. 35) glauben, daſs eine nordhumbrische Vorlage merkliche Spuren in der Sprache des überlieferten Textes hinterlassen haben würde, was eben nicht der Fall ist. Die Frage nach der ursprünglichen Heimat der specifisch nordhumbrischen Annalen in D kann dabei immer noch offen bleiben.

S. 41 ff. führt Keller die Geschichte des Bistums von Oswalds Tode ab weiter. Oswalds Nachfolger in Worcester und York zugleich war der Abt Aldulf von Peterborough. Ihm folgte wieder Wulfstan, der groſse Homiletiker, dessen Bedeutung für die Litteraturgeschichte gewürdigt wird. Nach ihm bestieg sein früherer Koadjutor Leofsige den bischöflichen Stuhl. Ihn löste Birhtheh, der Abt von Pershore, ab; dann kam Lyfing, *se wordsnotera bisceop,* und danach Aldred, der nicht nur als Staatsmann eine groſse Rolle spielte, sondern auch die Litteratur schätzte und nach Kräften förderte. Daſs nach Kellers Vermutung zu seiner Zeit der erste Teil des Ms. D der Chronik geschrieben worden sei (Plummer meint dagegen, nicht viel früher als 1100; II § 24, 76), ist schon erwähnt worden. Aldreds Nachfolger war der Prior des Kathedralklosters, Wulfstan der Heilige, dessen Episkopat (1062—1095) für die litterarische Entwicklung von Worcester ganz besonders bedeutsam wurde. Die geschäftige Thätigkeit im Scriptorium des Klosters, von der zahlreiche Hss. Zeugnis ablegen; die Redaktion der Dialoge Gregors (Ms. Hatton 76); die chronologischen Arbeiten des Mönchs Edric; die Chronik des Florentius; das Worcesterer Chartular und das groſse Urkundenwerk Hemmings; Colmans leider verlorene Vita Wulstani in englischer Sprache; der Bildungseifer, den nach Wilhelm von Malmesbury Nikolaus, der Lieblingsschüler Wulfstans und Freund des Geschichtschreibers Eadmer, im Kloster rege erhielt: das sind alles Früchte des Samens, den der 'ungebildete' Wulfstan ausgestreut hatte. Die ganze letzte Zeit wird durch seinen Namen gekennzeichnet. Mit dem Tode seines Schülers Nikolaus 1124 schlieſst die altenglische Periode in Worcester ab. Keller hat das ausführlich behandelt. Insbesondere geht er auch den Quellen der Chronik des Florenz und ihrem Verhältnis zu den verschiedenen Fassungen der ags. Annalen nach. Das Ergebnis seiner Untersuchung über diesen letzten Punkt (vgl. auch Anhang S. 94 ff.) weicht, soviel ich sehen kann, nicht wesentlich von dem Plummers ab (SCHr. II § 84). Nur betont Plummer ganz mit Recht, man müsse bei einer solchen Untersuchung auch bedenken 'how many Chronicles have perished, and how differently the materials are combined even in our existing Chronicles'.

Es ist schwer, im Rahmen einer Anzeige eine Vorstellung zu geben von der Fülle historischen Materials, das Keller zusammengetragen und für die Geschichte der litterarischen Bestrebungen von Worcester verwertet hat. Nach dieser Vorarbeit dürfen wir die Darstellung der sprachlichen Verhältnisse des angelsächsischen Worcester, die er uns versprochen hat, mit berechtigter Spannung erwarten.

Greifswald. M. Konrath.

The Gast of Gy. Eine englische Dichtung des 14. Jahrhunderts nebst ihrer lateinischen Quelle De spiritu Guidonis herausgegeben von Prof. Dr. Gustav Schleich. Berlin, Mayer u. Müller, 1898 [a. u. d. T.: Palaestra I. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie. Herausgegeben von Alois Brandl und Erich Schmidt]. 230 und LXVIII S. M. 8.

Ein Werk, in dem der Name Zupitza nachklingt, werden wir stets mit einem Gefühl der Pietät für diesen einen Altmeister unserer anglistischen Wissenschaft in die Hand nehmen, aber auch abgesehen davon wird diese Ausgabe des Gast of Gy als ein gutes Omen für die inzwischen rasch fortgeschrittene Sammlung betrachtet werden dürfen. Was wir an des Verfassers Thätigkeit schätzen gelernt haben, ein mustergültiger Fleifs, der sich keine Mühe verdriefsen läfst, eine peinliche Akribie bis in Einzelheiten und Kleinigkeiten hinein, ein vorsichtig abwägendes kritisches Verfahren, alles das finden wir in dieser Ausgabe wieder, zu der sich im Nachlafs Zupitzas nur die Abschriften mehrerer Handschriften vorfanden.

Wenn ich so der Freude darüber Ausdruck gebe, dafs die Zahl der Ausgaben mittelenglischer Denkmäler eine solch schätzenswerte Bereicherung erfahren hat, sehe ich mich veranlafst, auf die Äufserung Kaluzas in seiner Besprechung dieses Buches (Ltbl. 1900 Nr. 10 S. 330 ff.) mit wenigen Worten einzugehen. Kaluza meint, dem Gast of Gy sei mit dieser Ausgabe 'viel zu viel Ehre' angethan worden, oder, mit anderen Worten, er sei die aufgewandte Arbeit nicht wert gewesen. Ich glaube und hoffe nicht, dafs diese Ansicht überall geteilt wird, da sie uns zu ganz seltsamen Folgerungen führen würde. Wir müfsten ja dann für die me. Denkmäler (nur um diese handelt es sich vorläufig) eine Wertskala aufstellen, auf Grund welcher die wissenschaftliche Verarbeitung eine mehr oder minder ausführlichere sein würde, und das geht denn doch wohl nicht gut an. Denn abgesehen davon, dafs wir den Wert eines Denkmals, das, wie der Gast of Gy, vornehmlich für die Sprachgeschichte in Betracht kommt, erst nach Herstellung des kritischen Textes vollauf würdigen können, hat an und für sich jeder me. Text den Anspruch auf eine erschöpfende Behandlung und Ausnutzung; die Auslese besorgt die Wissenschaft doch schon von selbst — litterarhistorisch oder sprachlich interessantere oder wichtigere Werke werden so wie so Gegenstand eingehenderen Studiums sein. Aber selbst wenn ich den principiellen

Standpunkt außer acht lasse, glaube ich nicht, daſs ein bloſser Abdruck der noch ungedruckten Handschrift genügt hätte, weil der Abdruck Horstmanns nicht den Anspruch auf Genauigkeit machen kann.

Der Inhalt der Schleichschen Ausgabe des Gast of Gy ist in folgender Weise angeordnet: Überlieferung der Dichtung (I—III), Alter (III), Dialekt (III—XV), Name des Dichters (XVI), Verhältnis zur Quelle (XVI—XLIX), Verbreitung des Stoffes (XLIX—LXI), Charakter der Dichtung (LXI—LXVII), Anlage des Textes (LXVII—LXVIII); Text (1—119), Anmerkungen (120—225), Wort- und Sachverzeichnis (226—230).

Vom Gast of Gy sind nur zwei Handschriften bekannt: Ms. Cotton. Tib. E VII = N (bereits von Horstmann abgedruckt in den Yorkshire Writers II 292 ff.) und Ms. Rawlinson F 175 (Bodl.) = R. Eine weitere von Dyce in seiner Skelton-Ausgabe erwähnte Handschrift war nicht aufzufinden. Der Verfasser des 'etwa in das zweite Viertel des 14. Jahrhunderts' zu setzenden Textes ist nicht bekannt (Horstmann hat ihn William Nassyngton zuschreiben wollen), dürfte aber 'ein Landsmann des Eremiten von Hampole' gewesen sein, was Schleich in einer Dialektuntersuchung auseinandersetzt. Wenn wir seinen Resultaten auch zustimmen werden, so kann ich mich hierbei doch des Eindruckes nicht erwehren, daſs dieser sprachliche Teil der Einleitung sich etwas altväterlich ausnimmt. An Stelle der deskriptiven Form würde ich eine lebendige Lautlehre lieber gesehen haben. Auch wäre es vielleicht zweckmäſsiger gewesen, die dialektischen Eigentümlichkeiten der Schreiber von der Mundart des Dichters schärfer zu sondern. Im einzelnen möchte ich mir erlauben, noch auf folgendes aufmerksam zu machen. Betreffs *kest* aus an. *kasta* S. VI ist auf Morsbach, Me. Gr. § 87 Anm. 2, zu verweisen, ebenso zu den ae. *murnan* entsprechenden Formen S. VIII auf § 125 c. — Zu den me. Formen des ae. *weorold* S. XI kann ich einige Parallelen aus Gower anführen. Die Form ohne *l*, die wohl auf Nachlässigkeit der Schreiber zurückzuführen ist, taucht mehrfach in minder guten oder schlechten Gower-Handschriften auf, z. B. Confessio Amantis V. 10 *wordes* (Ms. College of Arms), V. 28 *word* (Ms. Wadham College), V. 90 *worde* (Ms. St. Catherine College), V. 219 *wordly* (Ms. New College Oxf. 266), das Schleich in der Anm. zu V. 1055 ja auch aus Lydgates FDM 565 belegt; man vgl. hierzu auch Capgrave, St. Catherine I 938 world : lord, wo 'sicher word einzusetzen ist' (Dibelius, Anglia XXIII p. 166); die Form *werld* ist charakteristisch für Ms. Sidney Sussex Coll. der Conf. Am., z. B. V. 145, 187, 191, 242 etc., die Form *warld* kehrt in *warldly* V. 219 Ms. Mary Magd. Coll. wieder, wozu *warke* für *werke* ib. V. 289 zu vergleichen ist. — S. XIII letzter Absatz hätte auf die Note zu V. 1409 verwiesen werden können, wenngleich ihre Beweiskraft nicht sicher ist.

Außer der in zwei Handschriften (N und R) erhaltenen poetischen Fassung des Gast of Gy besitzen wir noch eine englische Prosabearbeitung, von der ebenfalls zwei Handschriften (V und S) auf uns gekommen sind, sowie eine lateinische Fassung, die, in zahlreichen Handschriften überliefert, wahrscheinlich die älteste Form des Stoffes darstellt. In sei-

ner höchst eingehenden und sorgfältigen Untersuchung kommt Schleich zu dem Schlusse, daſs N und R auf eine gemeinsame (poetische) Quelle zurückgehen, die ihrerseits zusammen mit S und V aus einer älteren poetischen Fassung geflossen ist. Diese poetische Fassung ist aus der englischen Prosabearbeitung und diese wieder aus der lateinischen Version hervorgegangen. Die von Kaluza in seiner oben citierten Besprechung gegen diese letztere Annahme Schleichs vorgebrachten Bedenken scheinen mir nicht ungerechtfertigt, man wird immerhin mit der Möglichkeit rechnen müssen, daſs der Verfasser der englischen Dichtung das lateinische Original gekannt habe.

Daſs der Stoff auch sonst nicht unbeliebt war, zeigen Berichte über diese Geistererscheinung in verschiedenen Chroniken, so in der *Historie Universali de Suoi Tempi di Giouan Villani Cittadino Fiorentino* († 1348), in den von Raynaldus fortgeführten *Annales Ecclesiastici* (— anno 1324), in Hermann Korners *Chronica Novella* (Fassung D abgeschlossen April 1435) und schlieſslich in der von Bower herrührenden Fortsetzung von Joannis de Fordun *Scotichronicon*; diese letztere schwer zugängliche Fassung ist von Schleich in extenso abgedruckt (p. LV ff.). — Hieran schlieſst sich eine kurze Erörterung über die Art der Dichtung, die einen vorwiegend lehrhaften Charakter trägt und der Visionsdichtung angehört, sowie über die Hauptpunkte der katholischen Glaubenslehre, die in ihr behandelt werden.

Was den Text anlangt, so hat der Herausgeber aus dem von ihm aufgestellten Stammbaum die richtigen Konsequenzen gezogen. Er legt mit Recht R zu Grunde, da N zu sehr beschädigt ist, beide aber nach dem in der Handschriftenuntersuchung gewonnenen Ergebnis gleichen Wert haben, und auſserdem die Lesung von R in zahlreichen Fällen den Vorzug vor N verdient. Aus dem dürftigen und mäſsigen Handschriftenmaterial ist gemacht, was sich machen lieſs, die Lesarten mancher Stellen, die trotz genauer Textkritik und Vergleich mit den Vorlagen zweifelhaft bleiben, könnte, wenn man sich nicht auf dem gewagten Gebiet der Konjekturen versuchen will, nur durch eine etwa neue gefundene Handschrift entschieden werden, die allerdings keine der vorhandenen zur Vorlage gehabt haben dürfte. Die Lesart von N ist aber leider noch in vielen Fällen (V. 23, 57, 89, 91 etc.) zweifelhaft geblieben, weil die Abschrift Zupitzas von dem Abdrucke Horstmanns Abweichungen zeigte. Obwohl die Lesungen des ersteren als zuverlässiger gelten dürfen, hätte hier doch eine nochmalige Kollation dieser Stellen vorgenommen werden sollen; für manche Verse, wie 30 (*Bayoune*), wäre es sogar recht wichtig gewesen. Man kann nun zwar einem Herausgeber nicht zumuten, deswegen nach England zu fahren, aber ich meine, es könnte nicht schwer gehalten haben, jemand zu finden, der sich dieser kleinen Mühe gern unterzogen hätte, bei Dr. Furnivall z. B. klopft man niemals vergebens an. — Über 100 Seiten Anmerkungen ergänzen und begründen den vorangegangenen Text, Wort- und Sachregister beschlieſsen die treffliche Ausgabe. Vivant sequentes!

Berlin. Heinrich Spies.

The seege of Troye edited from ms. Harl. 525 with introduction, notes, and glossaries by C. H. A. Wager. New York, London; Macmillan; 1899. CXV, 126 p.

Ein schwaches Buch. Der Text ist lediglich ein Abdruck der von Zietsch 1883 herausgegebenen, von Kölbing (für Ficks Dissertation) 1893 kollationierten Hs. H(arley 525), ohne die von Zietsch beigefügte Hs. L(incoln's Inn) und ohne die von Kölbing beschriebene, von Fick zum Teil verwertete Hs. S(utherland). Da Kölbing gut kollationiert hatte, gewinnen wir betreffs Überlieferung nichts als ein Verzeichnis der Abkürzungen in H (S. 64 f.). Die litterarhistorische Einleitung ist eine Nachprüfung der Resultate von Granz (1888), der wahrscheinlich gemacht hatte, dafs diese me. Dichtung und Konrad von Würzburg eine gemeinsame Quelle gegenüber Benoît gehabt hätten. Wager glaubt, die Quelle der beiden sei vielmehr eine bald kürzende, bald erweiternde Umformung des Benoît gewesen. Bevor jedoch der me. Text mit Ausnützung aller Hss. mehr ins klare gebracht ist, scheint mir eine Entscheidung bedenklich. Das Kapitel über die Metrik konnte keine rechten Früchte bringen, weil der Rhythmus in H aufser Rand und Band ist. Die Untersuchung der Sprache aber ist geradezu traurig: Gleichreime wimmeln massenhaft zwischen beweisenden herum; Bindungen wie *were* : *more*, *sleth* : *gooth*, *wote* : *fete* (statt Sgl.) sollen für *ê* : *ô* beweisen, wozu dann aus King Horn — einem fast zwei Jahrhundert älteren Denkmal — eine Parallele beigebracht wird; Übergang von ae. *eo* zu *e* soll kentisch sein, u. s. w. Und all das nach Ficks klaren Ausführungen! Wo es derart an den Elementen fehlt, hilft kein Flicken. — Die Anmerkungen bieten hauptsächlich Parallelstellen aus L. Erst am Schlufs kommt etwas wirklich Nützliches, nämlich ein ziemlich vollständiges Specialwörterbuch: ich wollte, wir hätten es von manchem wichtigeren und klareren Text!

Berlin. A. Brandl.

Otto Brix, Über die mittelenglische Übersetzung des Speculum humanae salvationis (Palaestra VII). Berlin, Mayer & Müller, 1900. 127 S. M. 3,60.

Mehr die Typographen und Kunsthistoriker als die Philologen haben sich bisher um ein Litteraturwerk gekümmert, das seiner ungemein grofsen Verbreitung wegen unsere eingehendste Beachtung verdiente und sicherlich in gröfserem Umfange, als sich bis jetzt erkennen läfst, auch in der englischen Litteratur als Quellenwerk gedient hat. Angesichts des grofsen Reichtums an deutschen Versionen unterliegt es mir keinem Zweifel, dafs es auch englische Prosa-Übersetzungen davon gegeben hat oder vielleicht, in Handschriften des 15. Jahrhunderts verborgen, noch giebt. Und wenn erst die Aufarbeitung der reichen theologischen Litteratur in dem Englisch des 14. und 15. Jahrhunderts in Angriff genommen ist, wird man das *Speculum humanae salvationis* mit in erster Linie für Quellenfragen in

Betracht ziehen müssen, namentlich jene sieben als Antitypen zur Heilsgeschichte verwendeten Erzählungen aus der Profangeschichte: vom Traume des Mederkönigs Astyages (cap. 3), dem goldenen Tische im Sonnentempel, den hängenden Gärten der Semiramis (beide c. 5), der Vision der Sibylle (c. 8), dem Opfertode des Codrus (c. 24). Cyrus' Ermordung durch Thamar (c. 30) und dem Tapferkeitsbeweis des frommen Ritters Antipater (c. 39). Auch die drei Schlufskapitel, die freilich nicht in allen Handschriften stehen, über die sieben Dankesgebete an Christum, die sieben Schmerzen Mariae und ihre sieben Freuden, dürften dafür stark in Frage kommen.

Je weniger uns das mystisch-moralisierende Gedicht bekannt ist, um so mehr wäre es angezeigt gewesen, wenn der Verfasser der vorliegenden Schrift uns über die bisher darüber erschienene Litteratur — namentlich P. Poppes viel Material zusammentragende Schrift 'Über das Speculum humanae salvationis und eine mitteldeutsche Bearbeitung desselben' (Strafsburger Dissertation), Berlin 1887, habe ich ungern vermifst — kurz orientiert hätte. Aus demselben Grunde hätte es sich sehr verlohnt, wenn Brix aus dem ihm vorliegenden Material eine Ergänzung der bisherigen Mitteilungen über das Original versucht und sich über etwaige Zusammengehörigkeit der zwei von ihm herangezogenen deutschen Übersetzungen mit den bisher bekannten (Pauls Grdr. II S. 388 und 423 Anm. 7) geäufsert hätte. Jedenfalls sind diese beiden Drucke der Königl. Bibliothek zu Berlin (Eq. 9964 und Inc. 14934a) zu Poppes Liste von 24 deutschen Texten hinzuzufügen. Das gleiche gilt von den zwei vom Verfasser benutzten lateinischen Handschriften, die zu den 85 von Poppe aufgeführten hinzukommen. Bei dieser Gelegenheit sei mir gestattet, festzustellen, dafs die an mehreren Orten (Serapeum XI 197 und Anzeiger für d. Kunde d. deutschen Vorzeit, 1854, Sp. 10) erwähnten drei Würzburger Handschriften des Speculums auf einem Irrtume zu beruhen scheinen. Auf der hiesigen Universitäts-Bibliothek wenigstens habe ich nur eine Handschrift finden können, das bereits von Poppe verzeichnete Ms. ch. f. 2, ein Papiercodex von 73 Folioblättern aus der vormaligen Dombibliothek hierselbst entstammend, der nach fol. 68^v *sub anno domini M^o.CCCC.xviij... per manus Iohannis* geschrieben ist und auf fol. 2^r—53^r das lateinische Reimgedicht vollständig mit je vier Tuschzeichnungen zu jedem der 45 Kapitel enthält. Freilich soll laut Katalog noch das hiesige Ms. ch. f. 116 (aus dem 15. Jahrhundert) auf fol. 1^r—186^v eine deutsche Version des Speculums enthalten; bei näherer Prüfung erweist sich jedoch dies als eine Art deutscher Armenbibel, wie denn auch der alte Katalog des Ebracher Klosters, woher die Handschrift stammt, richtiger von einer 'Historie der Heiligen Schrift mit illuminierten Handzeichnungen' spricht.

Brix' grofses Verdienst ist es nun, uns mit einer so gut wie unbekannten, weil auf die 75 Exemplare einer Roxburgh Club Edition (1888) beschränkten, mittelenglischen Versübersetzung des Speculums näher vertraut gemacht und dem me. Gedichte seinen Platz in der Litteraturgeschichte angewiesen zu haben. Am ausführlichsten behandelt er das Verhältnis zum Original, wobei sich eine für Versübersetzungen über-

raschende Wörtlichkeit der Übertragung ergiebt, erleichtert oder erst ermöglicht durch eine sehr lose Rhythmik des Alexandriners und häufiges direktes Herübernehmen der lateinischen Reimwörter, selbst auf Kosten der Verständlichkeit; im ganzen also eine Übersetzertechnik, wie wir sie auch bei vielen Stücken der Vernon-Hs. oder bei der nördlichen Übertragung des Everardschen Catos im Fairfax-Ms. 14 beobachten können. Seiner überaus sorgsamen Vergleichung, die für eine künftige mittelenglische Stilistik treffliches Material bieten wird, hat Brix zwei Drucke und zwei Berliner Handschriften des Originals zu Grunde gelegt, welch letztere leider recht lückenhaft und unvollständig sind. Schade, daſs nicht von den über 90 Handschriften in Deutschland — München hat deren allein 52 — einige weitere oder wenigstens eine vollständige herangezogen ist; alte Drucke können da schwerlich wegen ihres durchgängig schlechten Textes als vollgültiger Ersatz eintreten. Wenn Verfasser in den beiden Berliner Handschriften, dem alten holländischen Drucke und dem von Zainer drei verschiedene 'Versionen' sehen will, so ist dies natürlich nur in dem Sinne zu verstehen, als bei allen mittelalterlichen Werken infolge mechanischer und psychologischer Veränderungen durch die Abschreiber stets die Überlieferung in G r u p p e n auseinanderfällt.

Von den folgenden Kapiteln über Versbau, Sprache und Textberichtigungen interessiert uns am meisten die Reimuntersuchung sowie die darauf gegründete Lokalisierung des Denkmales. Zwar ist in dem grammatischen Teile einiges Unsichere oder Falsche untergelaufen, wie z. B. 's p ä t - ae. *ā*' vor *ld*; Pl. *geátu* (st. *gatu*); Interjektion *lo* 'hergeleitet' von *lōcīan*; me. *lakke* = 'an. *lak*'; 'ws. *ǣ* = germ. *ā*'; ae. und an. *þrǣl* (st. *þræll*, wodurch sich erst die frühe Kürzung erklärt); *ę̄* und *ẹ̄* 'bei Chaucer noch geschieden'; angl. *ǣge* (nur einmal im Erf. Gl.) st. *ēge*; Maſsbestimmungen 'ohne Pluralzeichen', wo nach echt germanischer Syntax eben der Singular gilt. Indes beeinträchtigen diese Dinge nicht das Gesamtresultat, daſs die Sprache des *Miroure of mans saluacioune* einen ausgesprochen nördlichen Charakter aufweist, jedoch mit sehr starker Beimischung schriftsprachlicher Elemente, also eine ähnliche Dialektmischung enthält wie die von Hagedorn (Göttinger Diss. 1892) behandelten nördlichen Chaucer-Schüler. Der Behauptung, daſs 'die Mundart des Schreibers von dem Dialekt des Dichters nicht wesentlich verschieden' sei, scheint mir die gleich darauf folgende zu widersprechen: 'Das Versinnere zeigt noch deutlicher als der Reim das Gepräge eines nördlichen Denkmales.' Allerdings! Wenn der Schreiber *ai* und *ā* verwechselt, also gleichsprach, die der Reim noch streng scheidet, oder wenn er *ware* für das vom Reim verlangte *wēre* einsetzt, oder wenn er häufig me. *ǭ* mit *u* schreibt, also frz. *ü* gleichsprach, so scheinen mir schon diese wenigen Proben, die Brix gelegentlich erwähnt, darauf hinzudeuten, daſs des Schreibers Mundart sich nicht mit der des Dichters deckte, sondern ein gut Teil nördlicher war.

Das Alter der einzig bekannten, Mr. Huth gehörigen Handschrift (15. Jahrhundert) und der starke Einfluſs der Schriftsprache verweisen die Entstehung unseres Denkmales in das 15. Jahrhundert, vermutlich

noch dessen erste Hälfte. Dies im Verein mit dem mehr an Phantasie und Gemüt als an den Verstand appellierenden Vortragstone und einem sogar einen erklärungsfreudigen Glossator reizenden überhäufigen Gebrauche französischer Fremdwörter dürfte unsere englische Alexandriner-Dichtung als einen späten Ausläufer jener volkstümlichen, auf dem mit französischen Elementen getränkten Boden des Nordens üppig wuchernden Mystik erweisen, welche Brandl (Pauls Grdr. II 710), vielleicht aus anderem Borne geschöpft, in nördlichen Hymnen derselben Zeit wiedergefunden hat.

Würzburg. Max Förster.

R. M. Alden, The rise of formal satire in England under classical influence. Publications of the University of Pennsylvania, series in philology, literature, and archaeology vol. VII no. 2. Boston, Ginn & Co., 1899. VII, 164 S.

Die anglistischen Abhandlungen dieser Series betrafen bisher die poetische Kritik der Elisabeth-Zeit, Leben und Werke von G. Gascoigne (beide von Schelling), Readings in Gower (von Easton), Social changes in England in the 16. century (von Cheyney) und The war of the theatres (von Penniman), so daſs die vorliegende Studie von Schellings Schüler Alden sich eng daran schlieſst. Sie beschäftigt sich wesentlich mit den poetischen Satirikern der Elisabethischen Periode, mit Gascoigne, Donne, Hall, Marston, Wither, Ben Jonson und ihren Satelliten. Bei jedem erhalten wir eine Aufzählung der gerügten Gegenstände, was oft kultur- und litterargeschichtlich recht bequem ist, eine Beschreibung von Metrum und Stil, endlich mancherlei Bemerkungen über die Vorbilder. Zu einer Verfolgung durchgehender Probleme, z. B. des Einflusses von Langland, Horaz oder Juvenal, des Typus vom Narren, verlorenen Sohn oder Galan u. dgl. sind Ansätze gemacht. Man merkt überall fleiſsiges Lesen, gewissenhaftes Ausziehen und solide Anleitung durch; freilich, um die künstlerische Entwicklung der Gattung voll herauszubringen, hätte es eine noch schärfere Heranziehung der heimischen, französischen und klassischen Muster gebraucht, und zu einer vollen Ausbeute auf Socialgeschichte hin wären die prosaischen und dramatischen Satiren nicht zu entbehren gewesen. Von den englischen Satiren vor Wyatt giebt ein Eingangskapitel eine lose Skizze.

Wenn ich mich besinne, wo eigentlich Satire als eigene Kunstform entstand, in England und im ganzen Abendlande, so ist die Predigt wohl in erster Linie zu nennen. Die Verdammten in der Hölle mit ihren Todsünden sind die ältesten Gestalten, in deren Ausmalung die englische Satire schwelgt, schon in ae. Darstellungen vom jüngsten Gericht, dann im me. Poema morale. Das Fegefeuer ist eine zweite Phase: Visio Sti. Pauli. Die älteste weltliche Form ist die der Satire auf alle Stände: 'People of Kildare', Robert of Brunne. Auf politischem Gebiete zeigt sich die Figur des Ackermanns bereits im Ms. Harley 2253 und unter Eduard II.

Langland hat sie nur zu gröſserer Ausbildung gebracht. Chaucer war nicht ein Satiriker, sondern ein Humorist, der aber zum Aufkommen der Weibersatire im 15. Jahrhundert am meisten beitrug. Dies in vieler Hinsicht ärmliche Jahrhundert hat dann gerade der Satire reiche Förderung verschafft, den Totentanz, das Narrenmotiv, den Vice beigestellt, durch Skelton eine halb volkstümliche Neuform geboten, durch Barclay den kontinentalen Humanismus hereingeholt und dabei den altheimischen Piers Ploughman nicht vergessen. Die Satire in der Reformationszeit, wo sie mit ihrer Leidenschaftlichkeit die vorherrschende Litteraturgattung wurde, wäre allein schon ein groſses Thema. Die Elisabeth-Zeit fällt dagegen ins Zahme ab, sie hat weniger Zorn, weniger Direktheit, weniger Bildlichkeit, nur glattere Verse, gemessenere Komposition und mehr Detail. Dem Werte der Materialsammlung thut dies keinen Abbruch; ja es erklärt, warum Alden verhältnismäſsig zu wenig Resultaten gekommen ist, die man zum Lohn für seine Mühe hervorheben könnte. Schlieſslich sei des Einflusses nicht vergessen, den die Neublüte der Satire in den neunziger Jahren des 16. Jahrhunderts auf die Weltschmerzperiode Shakespeares geübt haben mag.

Berlin. A. Brandl.

The Faerie Queene by Edmund Spenser. Edited from the original editions of 1590 and 1596 with introductions and glossary by Kate M. Warren, in 6 vols. Westminster, Archibald Constable and Co., 1897—1900.

Der Text dieser sehr handlichen Ausgabe des Spenserschen Epos beruht in erster Linie auf dem Druck von 1596, bemerkenswerte Verschiedenheiten zwischen diesem und dem Wortlaut der editio princeps der drei ersten Bücher vom Jahre 1590 sind in den Anmerkungen verzeichnet. Beim Überblicken dieser Varianten erkennen wir, daſs die Änderungen des Dichters zumeist auch Besserungen waren. Bedauern wird vielleicht der eine oder andere Leser, daſs die ausgelassene Phaedria 1596 nicht mehr lachen darf: *as mery as Pope Jone*, sondern weniger volkstümlich nur: *that nigh her breth was gone* (II 6, 3), dankbar werden aber gewiſs alle Leser dem Dichter dafür sein, daſs er 1596 das ebenso häſsliche wie unmögliche Hermaphroditen-Gleichnis am Schlusse von III 12 beseitigt hat.

Die jedem einzelnen Bändchen vorausgestellten knappen Einleitungen mit vernünftigen ästhetisch-kritischen Bemerkungen und Analysen des Inhalts genügen dem Zweck der Einführung. Auch der fremden, namentlich italienischen Einflüsse auf Spenser ist gedacht. Wenn Miss Warren zu den schönen, friedlichen Strophen des alten Hirten Melibee bemerkt: *We may conclude here that Spenser is partly recalling his time at Court and his wasted efforts to gain promotion there* (vol. VI Intr. p. XIII), so mag sie damit den Hintergedanken des Dichters wohl getroffen haben, sachlich ist aber doch zu betonen, daſs alle Einzelheiten, welche Melibee

aus seinem Leben erzählt, und sein ganzer Gedankengang den Versen des greisen Hirten in Tassos Erminia-Episode entlehnt sind (vgl. Anglia XI 359).

Die Herausgeberin hat ihren Pflichten gewissenhaft und mit Geschmack genügt. Der besondere Vorzug ihrer Ausgabe aber, welcher ihr neben den grofsen und berühmten Ausgaben der 'Faerie-Queene' die Existenzberechtigung sichert, ist die der Gliederung des Epos entsprechende Einteilung in sechs Bändchen und deren bequemes Format. Jetzt kann der Spenser-Freund ein solches Bändchen leicht in die Tasche stecken und den Gestalten seines Dichters den oft von diesem geforderten Hintergrund geben: die freie Welt, die grüne Flur, den Wald mit seinem Licht- und Schattenspiel. Eine Enttäuschung wird er dabei nur erleben, wenn er sich begierig nach den Bildnissen des Dichters umschaut, auf welche in den Vorreden wiederholt verheifsungsvoll hingewiesen ist. Er wird sie in seinen Bändchen vergebens suchen, denn — wie er erst in der Vorrede des sechsten Bändchens erfährt — sie schmücken nur *the more expensive issue of the book.*

Strafsburg. E. Koeppel.

Tauchnitz Ed. vol. 3307/8: Z. Z., The world and a man.

Verfasser ist der durch seine Ghetto Tragedies bekannt gewordene I. Zangwill. Er selbst nennt diesen Roman ein Buch 'without a purpose', ohne Tendenz. Der Autor will nur ein Charakterbild geben.

Es ist die Geschichte eines idealistisch veranlagten, etwas charakterschwachen Träumers, der, von socialistischen Ideen erfüllt, die Welt ins Grad richten zu können vermeint. Elternlose Waise, frühgereift, ungläubig und irre geworden an den konventionellen Ansichten der Menschen, hat Luke Merrit sich in die Welt seiner Ideale gerettet. Er ist Gottesleugner und Freidenker. — In Berührung mit der harten Realität jedoch erkennt er, dafs die Verwirklichung seiner Ideen von allgemeinem Menschenglück in den Menschen selbst auf schwere Hindernisse stöfst. Infolge seiner geringen Menschenkenntnis ist er fortwährend den gröbsten Täuschungen und bittersten Enttäuschungen ausgesetzt. Durch diese Erfahrungen erleidet sein unpraktischer Altruismus einen Stofs, und als das Weib, das sich mit ihm in freier Liebe verband, ihn verläfst, weil er das Ideal, das ihrer Seele vorschwebte, nicht verwirklicht, bricht der letzte Rest von Idealismus in ihm zusammen. Er stellt sich nunmehr auf den Boden der Wirklichkeit. Die Welt, deren dupe er so lange gewesen, wird er jetzt überlisten und betrügen. Geld ist der Faktor, welcher die Welt regiert. Mit dieser Erkenntnis stürzt er sich in Spekulationen, die alle mifslingen und ihn in das tiefste Elend bringen. Durch Heuchelei und Kriecherei, durch Betrug trachtet er vergeblich sich emporzuschwingen. Er ist zu einem cynischen Gesellen geworden. Auch den letzten Fetzen Ehrgefühls wirft er von sich, der ihn bisher abgehalten hat, als reuiger Sünder zu seinem reichen Oheim, mit dem es früher zu einem völligen Bruch gekommen war, zurückzukehren. Zerknirschung heuchelnd, aber im Herzen

lachend der Einfalt der Menschen, erlangt er Verzeihung, und ein Wohlleben des krassesten Materialismus erschliefst sich ihm.

Hiermit endet das Buch, das einen recht trüben Eindruck hinterläfst. — Der Verfasser zeigt Meisterschaft in der Zeichnung der Charaktere. So sind, abgesehen von dem Charakter des Helden, dem Verfasser trefflich gelungen der Onkel Joshua und Onkel Charles, der in Geldsachen kindlich unerfahrene Benham, der eine Beute seiner 'Freunde' wird, und periodische Figuren, wie die des Norris und Sharp, Lukes Kollegen, und besonders ein alter, gaunerhafter, halbverrückter General, der des Helden Ruin vor allen anderen mit verschuldet. Auch verrät der Verfasser gelegentlich einen Humor, der an Dickens erinnert; aber auch an Sarkasmen, z. B. auf die konventionelle Gesellschaft und ihre traditionelle Moralität, fehlt es nicht. Er ist ein gründlicher Kenner aller Regungen der menschlichen Seele. Schonungslos legt er das menschliche Herz mit allen seinen Schwächen, Verkehrtheiten und Eitelkeiten blofs. Auch feine Beobachtung ist ihm eigen. — Künstlerisch fehlt es dem Roman etwas an Abrundung; Personen, die eine wichtige Rolle zu spielen versprechen, verschwinden plötzlich von der Scene auf Nimmerwiedersehen. Aber künstlerische Form und Gruppierung hat nach dem Vorwort auch nicht in der Absicht des Verfassers gelegen. — Endlich möchte ich noch auf den inhaltlich verwandten Roman 'The Woman who did' von Grant Allan hinweisen.

Berlin. E. Vollmer.

Tauchnitz Ed. vol. 3203/4: Ouida, The Massarenes.

Ouidas Werke umfassen in der Tauchnitz-Sammlung bereits gegen siebzig Bände, und ihre Produktivität zeigt noch immer kein Zeichen der Erschöpfung. Dem vorliegenden Roman unmittelbar voraus gingen 'Toxin', welches in seinem abstofsenden Stoff — verbrecherische Anwendung des Magnetismus — wenig Beifall fand, und 'Le Selve' (1896), welches die Verkommenheit des italienischen Bauernvolkes und seine Gleichgültigkeit den Humanitätsbestrebungen eines jungen Russen gegenüber zum Gegenstand hat. Seit den 'Massarenes' hat die Verfasserin einen ehrgeizigeren Flug genommen in 'An Altruist', worin sie den Socialismus behandelt und die Schwierigkeiten, die sich einer Ausführung seiner Ideen entgegenstellen. — Uns beschäftigt hier nur Ouidas 'The Massarenes', in welchem die Verfasserin mit der Schilderung der Verderbnis in den höchsten Kreisen der Gesellschaft am Ende des 19. Jahrhunderts auf schon früher öfters betretene Bahnen zurückkehrt.

Die Verfasserin zeigt uns den verarmten und heruntergekommenen Adel von den niedrigsten Leidenschaften beseelt, ohne Ehre und Gewissen, einzig vor dem Götzen Mammon anbetend, materiell und moralisch bankerott; auf der anderen Seite das Protzentum, das seinen Weg in die Gesellschaft mit seinem Gelde erkämpft.

Der Held des vorliegenden Romans, Massarene, ist ein auf nicht sehr saubere Weise in den Besitz eines kolossalen Vermögens gelangter Par-

venu, der mit Hilfe einer schönen, aber gewissenlosen und flatterhaften Aristokratin, Lady Kenilworth, sich eine Position in der Gesellschaft erringt. Wie unter der adeligen Sippe wenigstens der vornehm zurückhaltende, edeldenkende Bruder der Lady sich mit Verachtung von dem Treiben seiner schmarotzenden Standesbrüder abwendet, so ist auf der anderen Seite die Tochter Massarenes eine durchaus ideale Natur. Wie diese beiden sich finden — denn dafs sie sich finden werden, durchschaut man sehr bald trotz der Kluft, die ihren Stand trennt — wie sie äufserlich widerstrebend einander innerlich immer näher kommen, wird recht unterhaltend erzählt. — Den leitenden Faden der Erzählung aber bildet das Treiben der Aristokratie, Lady Kenilworth an der Spitze.

Das Bild, das hier von ihr entworfen wird, ist gerade kein schmeichelhaftes und sicher stark einseitig aufgefafst, wie die Verfasserin denn überhaupt stark subjektiv ist. Man ziehe zum Vergleich Schilderungen des high-life aus der Feder H. Aïdés heran. — Massarene und seine biedere, aber beschränkte Ehehälfte sind Ansätze zu besserer Charakterzeichnung, als wir es sonst von der Verfasserin gewohnt sind. Die Tochter jedoch ist, trotzdem sie früh dem Elternhause entrückt wurde, eine unwahrscheinliche, zudem etwas farblose Figur. Der Aufbau der Fabel ist sehr geschickt, die vielfach verschlungenen Fäden der Erzählung werden mit sicherer Technik fortgesponnen und entwirrt. Die Darstellung ist überall lebendig und spannend.

Zum Schlufs eine sprachliche Note. In vol. I p. 98 heifst es: It is intolerable that a young person as young ... as you should pass *your* years in obscurity ... Eine solche constructio ad sensum ist mir meines Wissens sonst nicht begegnet.

Berlin. E. Vollmer.

Tauchnitz Ed. vol. 3335: Ouida, La Strega and other stories.

Erfreulicher als der eben besprochene Roman, weil voll wirklicher Poesie, ist eine Reihe wiederum italienischem Leben (bis auf 'Toto') entnommener Erzählungen, die die unermüdliche Verfasserin unter obigem Titel 1899 nach 'An Altruist' (1897) veröffentlicht hat.

La Strega schildert die Macht des in Italien im Volke, wie in den höheren Ständen noch tiefwurzelnden Aberglaubens, worunter der Glaube an die strega, die Hexe, eine hervorragende Stelle einnimmt und in dieser Erzählung zu einer blutigen Tragödie führt. — *El Brug* ist eine rührende Geschichte, welche sich auf dem Heideland von Gallarate in der Provinz Mailand abspielt und in die jüngste Vergangenheit (1894) verlegt ist. — *Ruffo and Ruff,* sowie die nächstfolgende Erzählung *Toto* sind ihren Lieblingen, den Hunden, gewidmet und einander sehr ähnlich. Schon der Name Ruff bringt einen seiner Vorgänger 'Ruffino' in Erinnerung. Beide Geschichten schlagen sehr elegische Töne an. — *A Basket of Plums,* nicht minder elegisch als die beiden Hundegeschichten, beschliefst die reizvolle Sammlung. Die Erzählung spielt wieder in Italien und geifselt auch hier wieder das rauhe Eingreifen der staatlichen Gewalt in friedliche, harmlose

bürgerliche Verhältnisse. Der Schlufssatz lautet: 'This is how Anarchists are multiplied by law.'

Ouida bewährt sich auch hier als eine geschickte Erzählerin. Man hat bei diesen einfachen Geschichten immer den Eindruck des Selbsterlebten. Die meisten von ihnen haben es mit dem gewöhnlichen italienischen Volke zu thun, als dessen gründliche Kennerin Ouida gelten kann. Sie ist eine Frau von starken Anti- und Sympathien; ihre starke Subjektivität, die freilich manche sonderbare Blüte treibt, wurde schon betont.

Berlin. E. Vollmer.

E. W. Scripture, Researches in experimental phonetics. Observations on rhythmic action (Studies from the Yale psychological laboratory, VII). Yale University, New Haven, Conn. 1899. 108 S. Doll. 1.

Scripture ging aus von der Frage, inwieweit der englische Vers quantitierenden Charakter habe. Dabei stellte sich aber heraus, dafs zunächst die Grundlaute der Sprache auf experimentellem Wege zu untersuchen seien. Hiezu benützte Scripture ein Grammophon, einen von Emil Berliner in Washington erfundenen Apparat, der als ein mit einem Phonographen verbundener Lautschreiber zu bezeichnen ist. Die vibrierende Platte des Phonographen — nicht unmittelbar der Luftstrom des Sprechenden — projiziert ihre Bewegungen in einer deutlichen Schwingungslinie auf eine gleichmäfsig sich abwickelnde Rolle. Ein Uhrwerk mifst die Zahl der beim Sprechen verlaufenden Sekunden, so dafs man einfach mit dem Millimeterstabe das Stück Linie festsetzen kann, das in $^1/_{1000}$ Sek. zu Tage trat. Um auch sagen zu können, welches Stück Linie jedem gesprochenen Laute zukam, machte Scripture eine Reihe Versuche mit ganz einfachen Wörtern, die alle den Vokal (im Englischen genauer den Diphthong) *î* enthalten. Seine Darlegung, wie ihm dies gelang, füllt den gröfseren Teil des Buches. Ich habe weder ein solches Experiment, noch den Apparat gesehen und wage daher kein volles Urteil über seine Erfindung. Aber wenn wir zugeben, dafs seine automatisch gewonnenen Linien und Ziffern nicht zu sehr täuschen, so kann er für jeden Laut drei Momente mathematisch konstatieren: Länge, Tonhöhe und Tonstärke. Die Länge ergiebt sich aus der Millimeterzahl des auf den Laut entfallenden Stückes der Linie; die Tonhöhe aus der Anzahl Schwingungen, die die Linie während seiner Bildung pro $^1/_{1000}$ Sek. machte; die Tonstärke aus der wieder nach Millimetern mefsbaren Weite des Schwingungsausschlags. Scripture hätte hiemit für Dinge, die dem raschesten Wechsel unterliegen und bisher nur vage abschätzbar waren, eine mechanisch verläfsliche und für das Auge deutliche Registrierung erlangt; eine sehr deutliche sogar, denn die Linie, die er z. B. blofs vom Pronomen *I* bekam, erstreckt sich auf 50 cm. Nach solchen Vorstudien erst wandte er sich wieder zu der metrischen Frage, von der er ausgegangen war; und zwar wählte er eine möglichst schlichte, natürliche Poesieprobe, um sie durch einen an-

erkannten Recitator in sein Grammophon hineinsprechen zu lassen, nämlich die Kinderverse:

Who killed Cock Robin?
I, said the sparrow,
With my bow and arrow.
I killed Cock Robin.

Das Grammophon ergab dafür folgende Lautverhältnisse:

Phonetische Umschrift:	h	ū	k	i	l	d
Länge (ausgedr. in $^1/_{1000}$ Sekunden):	10	189	119	154	74	—[1]
Höhe (Dauer einer $^1/_2$ Schwingung) im Durchschnitt:	—	3·3	—	1·8	1·8	—
Stärke (Ausschlagsmaximum, angegeben in mm):	—	0·4	—	0·6	0·1	—

k	oͣ	*[2]	k	r	oͣ	b	i	n	7	ai	7
53	126	70	31	74	140	49	56	74	770	452	210
—	4·2	—	—	1·8	5·3	—	5·6	8·4		18 bis 4	
—	0·5	—	—	0·3	0·5	—	0·3	0·2		0·7	

s	e	d	đ	ə	sp	*[4]	æ	r	ō
?[3]	105	81	32	84	273	18	170	11	294
—	5·3	5·3	?	5·3	—	1·9	5·3	2·8	5·2
—	0·5	0·1	0·1	0·2	—	0·4	0·5	0·2	0·6

w	i	đ	m	ā	i	b[5]	ō	‚7	æ	n	d
108	60	56	74	179	112	140	490	11	382		18
5·3	2·1	?	5·3	5·6	3·6	—	7·0		7·7—5·3	0·2	—
0·2	0·4	0·1	0·1	0·4	0·5	—	0·4		5·3	0·1	—

*[4]	æ	r	o	7	ai	k	i	l	d	*[4]
102	189	39	331	420	334	125	324		33	81
5·3	4·2	2·5?	7·0		12—4	—	5·6		—	4·9
0·4	0·3	0·1	0·6		0·6	—	0·2		—	0·2

k	oͣ	*[2]	k	r	oͣ	b	i	n	7
133	147	76	46	60	103	53	82	74	955
—	7·0—5·3		—	3·9	3·9	4·2	5·6	8·8	
—			—	0·6	0·5	0·1	0·4	0·1	

[1] Kein *d* in der Registrierlinie.

[2] Explosionspause. Dagegen ist zwischen folgendem *k* und *r* keinerlei Pause zu beobachten, und ebensowenig vor dem vorhergehenden *k*.

[3] Nicht registriert.

[4] Deutlicher Laut, verschieden vom folgenden.

[5] Vor *b* eine nicht genau bestimmte Pause, um deutliche Aussprache des *b* vorzubereiten.

Die Gültigkeit dieser Zahlen — ihre Verläfslichkeit bezeichne ich nochmals als eine für mich unkontrollierbare — ist natürlich eine subjektive, auf die Sprechweise des Individuums beschränkte, das die Verse in den Apparat hineinsprach. Zählt man die Sekunden-Tausendstel zusammen, so ergiebt sich, dafs der Sprecher sich für die vier kurzen Verse ca. 9 Sekunden Zeit nahm. Auch zeigen einige Eigentümlichkeiten, auf die in den Anmerkungen hingewiesen ist, dafs er sich einer über das Gewöhnliche hinausgehenden Deutlichkeit beflifs. Dazu stimmt die Angabe Scriptures, dafs sein Recitator eine geschulte Stimme besitze; ein Kind oder ein Weib aus dem Volke würde gewifs eine vielfach andere Lautlinie produziert haben. Der Sprecher (Mr. Hooly) ist aus der Gegend von New York; wir haben es also mit einer städtisch gebildeten ost-amerikanischen Zunge zu thun; es wäre interessant, daneben die Lautlinie eines Londoners zu sehen. Sind einmal Dutzende von Sprechern desselben Textes, aus verschiedenen Dialekten und Bildungskreisen, aufgenommen, so werden die Resultate eher für die betreffende Sprache überhaupt Geltung haben. Das psychologische Institut an der hiesigen Universität beabsichtigt bereits die Anschaffung eines Grammophons.

Trotz des subjektiven Charakters, der den bisherigen Versuchen anhaftet, ist aber bereits manches von Bedeutung daraus zu entnehmen. So in phonetischer Hinsicht das Verschwinden des *d* in *kill'd* in der ersten Zeile; das stete Hinüberziehen der Auslautkonsonanten zum folgenden Wort, wenn nicht eine Vers- oder Sinnespause dazwischen tritt; die Wirkung der Sinnespause nach dem zweiten, betonten *I*; die Explosivpausen bei den tenues u. dgl. Dabei hätten die Diphthonge a^i und o^u (in *bow*) wohl noch eine genauere Darstellung zugelassen. Der dem Englischen eigene allmähliche Stimmansatz und -absatz wird zwar nicht hier, wohl aber bei den vorgenannten Experimenten mit *î*, wo Scripture die ganze Lautlinie reproduziert hat, deutlich erkennbar. — In metrischer Hinsicht verdient es Beachtung, dafs *Robin*, obwohl zweisilbig, nur die ungefähre Länge eines einsilbigen Hauptwortes hat: dies ist offenbar das Wesen der Erscheinung, die man Auflösung oder Verschleifung auf Hebung genannt hat (ae. *$\widehat{\text{meodo}}$*, me. *$\widehat{\text{bodi}}$*); steht doch auch in den folgenden Strophen des Liedchens an Stelle von *Robin* fast immer ein einsilbiges Wort: *die, blood, shroud*, (*parsọn?*), *grave, link*. Dabei fällt mir ein, dafs bereits der gewöhnliche Edisonsche Phonograph dieselbe Thatsache bezeugt, wenn man ihn die Wachsrolle reproduzieren läfst und dabei die Verschiebung ausschaltet, so dafs immer nur ein und dieselbe Achsendrehung sich wiederholt; dann hört man in gleich langen Zeitteilen: *I'm — I'm* und *phono — phono* und *(gr)aph — aff*. Endlich wagt Scripture noch einen Schlufs auf das Wesen des Versaccents, der allerdings nicht so neu ist, wie er andeutet. Nach seinen Zahlen ist nämlich die durch Versaccent ausgezeichnete Silbe durchaus nicht immer die stärkste, wie die landläufige Lehre vom germanischen Vers erwarten läfst; namentlich ist der starke Schwingungsausschlag (intensity) auf der zweiten Silbe von *sparrow* und *arrow*, sowie auf *my* auffällig. Noch ist die Silbe mit dem Versaccent immer die

höchste — die Tonhöhe hängt eher mit rhetorischen Momenten zusammen, und wenn sie am Ende des Ganzen, beim zweiten *Robin*, noch auf 8·8 hinaufgeht, klingt mit frappanter Deutlichkeit die specifisch englische Satzschlufsmelodie heraus. Noch ist sie stets die längste; sondern bald genügt der eine, bald der andere dieser Faktoren, um ihr den Charakter der Hebung zu geben: *'this might be called the principle of substitution'* (S. 100). Zur gleichen Ansicht war bereits E. Meumann (Untersuchungen zur Psychologie und Ästhetik des Rhythmus, Leipzig 1894) vorgedrungen, ohne Experiment, lediglich indem er beobachtete, wie bei der Orgel der Ausfall des Stärke-Unterschieds durch die zeitliche Gruppierung der Eindrücke ersetzt wird, so dafs wir überall den Takt angeben können: 'Es bestätigt sich hier das von mir schon früher (Philos. Stud. IX 303 ff.) angedeutete Princip der rhythmischen Stellvertretung, nach welchem die einzelnen Ursachen der Rhythmusbildung teilweise einander ersetzen können' (S. 76). Meumann beschreibt auch einige phonetische Registrierversuche, die Scripture in seiner bibliographischen Liste (S. 6—7) nicht kennt; doch wird gerade dadurch erst recht evident, welch grofsen Fortschritt Scriptures Verfahren, wenn es die Probe aushält, bedeutet. Wie wertvoll wäre es z. B., auf solche Weise die Satzmelodie, von der bisher Merkel und Storm mit aller Mühe nur roh andeutende Angaben zu machen vermochten, zu studieren; oder die erlaubten Quantitäten der Senkungen; oder die verschiedene Behandlung der Hebungen bei Volkslied und Kunstdichter. Die Verbindung amerikanischer Maschinentechnik mit der zur Physiologie neigenden Problemfassung der Neuphilologie mag wohl unserer ganzen Sprach- und Versforschung neue Wege erschliefsen, obwohl die Warnung von Sievers, Phonetik[4] S. XI nicht zu überhören ist.

Berlin. A. Brandl.

J. H. A. Günther, A manual of English pronunciation and grammar, for the use of Dutch students. Groningen, Wolters, 1899. 343 S. gr. 8.

Das gut gedruckte und sauber ausgestattete Buch enthält, seinem Titel entsprechend, zwei Teile. Nach einer Besprechung der Stimmorgane giebt der Verfasser eine eingehende Darstellung des Bell-Sweetschen Lautsystems. Leider folgt er in der Bezeichnung der Symbole für die einzelnen Laute Miss Laura Soames, indem er denn doch etwas zu äufserlich alles, was in einem Worte verstummt, zusammengezogen und assimiliert ist, als 'Symbol' erklärt. So finden wir, um nur ein paar drastische Beispiele herauszugreifen: olo als Symbol für ə̂ (*colonel*), ear für â (*hearth*), augha für ô (*Vaughan*), ag, alf für ei (*champagne, halfpenny*), lw für l (*Woolwich*). Dabei kann es natürlich nicht an ergötzlichen Widersprüchen fehlen, denn in § 34 wird is in *isle* als Symbol für ai erklärt, in § 50 aber sl in *island* als Symbol für l! Wo gehört denn nun das arme s eigentlich hin? Zum i oder zum l? Ich fürchte, diese rein mechanische Art der Schrifterklärung kann nur verwirrend wirken. Bei den Diphthongen (§ 27) vermifst man eine Bemerkung über den steigenden Diphthong

iu in *union*. — Auch in dem folgenden Kapitel, das von den Schriftzeichen handelt und ihre Aussprache feststellt, vermisse ich einige Zusätze, die dem Lernenden das Verständnis erleichtern würden. So sagt der Verfasser auf S. 64, dafs End-s stimmlos ist, aufser wenn es Flexions-s nach stimmhaften Lauten ist: also *this*, *then* (verdruckt für *thus*), *yes* etc.; als Ausnahmen führt er an: *as*, *is*, *was*, *Athens*, *lens*. In *is*, *was*, *Athens* ist aber s als Flexions-s zu bezeichnen, so dafs gar keine Ausnahme vorliegt. — S. 66 wird als Regel gegeben: s ist stimmhaft zwischen Vokalen; von den zahlreichen Ausnahmen erklären sich *basin*, *mason*, *obeisance*, *palisade*, *parasol*, *sausage* doch einfach und zwanglos durch die französischen Vorbilder, worauf hingewiesen werden mufste. — Etwas weiter unten auf derselben Seite steht, dass s in der Mitte des Wortes vor oder hinter stimmhaften Konsonanten gern stimmhaft wird; gewifs; aber in mehreren der angeführten Beispiele ist s deutliches Flexions-s, was seine Aussprache zur Genüge erklärt: *Beaconsfield*, *Thursday*, *Wednesday*. — S. 70 wird gesagt, z = ż in *azure*, *brazier* etc.; ja, aber doch nur des folgenden j-Lautes wegen, der mit z zu ż verschmilzt. Es folgen Kapitel über den Accent und ein Verzeichnis von Eigennamen mit Aussprache. Ist Lascelles mit deutschem oder französischem Ton zu sprechen? Günther giebt nur das erstere, Tanger nur das letztere an. Die Insel St. Helena spricht sich helīnə, nicht helənə; Auchinleck wird nicht nur æflĭk, sondern auch åkĭnlĕk gesprochen.

Am besten gefällt mir die selbständig gearbeitete, gut orientierende G r a m m a t i k, der zweite Teil des Buches. Jeder Paragraph beginnt mit einer Menge gut gewählter Beispiele meist aus ganz modernen Autoren, aus denen dann die betreffende Regel zwanglos abgeleitet wird. Verzichtet auch der Verfasser darauf, den historischen Verlauf einer syntaktischen Erscheinung als Erläuterung hinzuzusetzen, so giebt er doch wenigstens eine klare und verständige Erklärung des Wortbildes überall, wo es nötig ist; man lese z. B. auf S. 227 die Erklärung der Praeterito-Praesentia und die des Gerundiums auf S. 250, um gleich mir von dem Nutzen des Buches überzeugt zu sein. Die folgenden Bemerkungen sollen nur dazu dienen, auf schärfere Fassung bei Neuauflagen zu dringen, aber nicht den Wert des Ganzen herabsetzen.

S. 117 liegt ein Versehen vor: *The definite article is prefixed to the names of single mountains*. Gerade umgekehrt; ein '*not*' fehlt.

S. 119. Der Artikel bei Strafsen- und Häuserbezeichnungen u. dgl. steht in *compounds whose first element is not a proper noun, but an adjective*; als Beispiele werden u. a. aber angeführt: *the Guildhall*, *the Gaiety Theatre*, *the Albert Memorial*, *the Burlington Arcade*, *the Mansion House*, *the Haymarket* etc. Es mufste also gesagt werden: *but an adjective, or a class noun*; und *the Albert Memorial* und *the Burlington Arcade* mufsten als willkürliche Ausnahmen (wohl wegen der Seltenheit der Benennungen *Memorial* und *Arcade*) bezeichnet werden.

S. 126, § 344. *A or an is put before an appositive noun or phrase introduced by as.* Note that *as is sometimes omitted.* 'Sometimes' ist viel zu unbestimmt; nur in Wendungen wie *to die a beggar, to live a fool* geschieht das.

S. 134, § 364. Die Wörter mit -ves im Plural lernen sich besser in folgender Fassung: calf, half, staff,
leaf, sheaf, thief,
knife, life, wife,
loaf, elf, wolf, shelf.

S. 154 ff. Die Doppelkonstruktion der Verben mit Dativ- und Accusativobjekt könnte, dünkt mich, klarer gebracht werden. Die Erklärung wird unnötigerweise in mehrere Paragraphen zerrissen. Bei den Verben, die *to* verlangen, war zu erwähnen, daſs vor allem die Verben des Sagens (auſser *to tell*) *to* haben müssen; das erleichtert das Einprägen sehr.

S. 171. Das im § 444 über *one* Gesagte war schon im § 435 vorweggenommen.

S. 185, § 475a. Das Personalpronomen steht für das Reflexivpronomen *after prepositions expressing place,* aber warum? Weil es in solchem Fall unbetont ist und das neuenglische sogenannte Reflexivpronomen nur mit starkem Ton angewendet werden kann.

S. 188, § 483. *When* this *and* that *are used without a noun, they are often followed by* one. Das ist wieder zu unbestimmt und nichtssagend. Vor allem handelt es sich nicht um das neutrale *this* und *that,* sondern um das persönliche, männliche oder weibliche, und da muſs *one* stehen; das *often* hätte also zu fallen.

Bei den Relativen (S. 195 ff.) war darauf hinzuweisen, daſs sie ursprünglich Fragefürwörter sind. Eine Zusammenstellung der verschiedenen Wendungen, die möglich sind, wenn who und which durch that ersetzt oder ganz ausgelassen werden, und wenn die Präposition am Anfang oder am Ende steht, wäre wünschenswert (The man upon whom I can rely ...; The paper on which I write ...).

Druckfehler sind mir aufgefallen: § 18 *busy* (für *bury*); § 369 *origion* (für *origin*); S. 140 Anm. 1 *race* (für *rare*); § 445 *silenty* (für *silently*); S. 214 Z. 5 v. u. *hocuss* (für *hocus*).

Aber ich wiederhole, das Buch als Ganzes ist vortrefflich und empfehlenswert; daſs es für holländische Studenten geschrieben ist, wird den deutschen Studenten nicht stören; denn erstens tritt das Holländische in dem englisch geschriebenen Buche sehr zurück und wird nur herangezogen, wenn Idiomatismen gegenübergestellt werden. Und zweitens deckt sich die holländische Ausdrucksweise fast immer so genau mit der deutschen, daſs auch der des Holländischen Unkundige keinen Augenblick im glatten Fluſs des Lesens gestört wird; man sehe nur das Kapitel über *'Laten'*, S. 273, um die Gleichheit mit dem Deutschen herauszufinden.

Berlin. Emil Penner.

Der Formenbau des französischen Nomens in seiner geschichtlichen Entwickelung dargestellt von Gustav Körting.

[Schluſs der Besprechung aus Bd. CV, Heft 3/4.]

S. 71. Afrz. *gens, giens* ist nach Körting wahrscheinlich = *gent,* das auch in *neiant* vorliege, vgl. auch S. 131, 7 *gent* + *s*; das *z* sei durch

Analogie von *riens* durch *s* ersetzt. Gegen die Ableitung spricht der Diphthong *ie* in dem Worte, auch das provenzalische *ges, gens,* das bewegliches *n* voraussetzt, dieses auch gegen Diezens *gentium.* Man bleibt am besten bei *genus.*

Eb. Anm. 1 wird die Herleitung von *estuet* aus *est opus,* also Toblers Deutung, rundweg abgelehnt. Und was setzt Körting an ihre Stelle? Aus dem Perfekt *estut* (von *ester*) sei ein Inf. *estovoir* gebildet, und davon wieder ein Präsens *estuet,* also Diezens Erklärung. Allein dagegen scheint mir schon das historische Auftreten der einzelnen Formen zu sprechen. Der Alexius, Roland, Karls Reise haben das Präsens *estuet* wiederholt; auch *estot* im Alex. ist durchaus Präsens, *o* lautlich für *oe,* Rol. kennt auch das Futur *estuvrat* schon, aber das Perfekt kennen sie, wenn ich recht zugesehen habe, nicht. Zudem ist mir nicht begreiflich, wie die Sprache von *estut* aus, wenn es wirklich die alten Denkmäler schon hätten, ein neues Verbum mit einer solchen neuen Bedeutung geschaffen haben sollte. Auch mir scheint Toblers Deutung durchaus überzeugend, wie sie denn auch wohl von den meisten angenommen ist, so von Meyer-Lübke II § 244, von Risop Archiv XCII 462; G. Paris im Glossar zu den Extraits Rol. mit einem Fragezeichen. *estoet* ist die am frühesten und häufigsten bezeugte Form, von der man also ausgehen mufs. Ist ein *estuet* einmal gebildet, dann konnte der, der das Futur des Verbums zu verwenden in die Lage kam, ohne weiteres *estovra* bilden, wie von *muet* ein *movra.* Eines Infinitivs *estovoir,* der überhaupt erst später auftritt, bedurfte er dazu nicht. Und von *estuet* aus kam er auf demselben Wege zum Konj. Impf. *estoüst* (Alex. 86[e]). Nur das eine Bedenken mag hier geäufsert werden, um es aber gleich zu entkräften, dafs man nach altromanischer Wortstellung *opus est* erwarten sollte, nicht *est opus.* Allein über diese Schwierigkeit kommt man weg, wenn man die ältesten Belege im Französischen betrachtet (nach Stengels Abdruck): *set il fut graim, ne l'estot demander* Alex. 26[c]; *N'estot somondre icels ki l'unt oït* eb. 102[d]; *Or n'estot dire del pedra e de la medra* eb. 119[a]; *Grant est la presse, ne l'estuet demander* eb. 115[c]; *Mult fust il dur ki n'estoüst plurer* eb. 86[e], also in negativen Sätzen, nur einmal *ailurs l'estot aler* 39[d] in positivem, aber mit Adverb an der Spitze. Also kann man ausgehen von *non est opus,* und diese Stellung ist altfranzösischem Brauche durchaus entsprechend. Das zeigt auch *Per me non vos est ob plorer* Pass. 66[b], *Ja no es obs, fox i ssia alumnax* Boeth. 164 u. a. Ich glaube in der Stellung von *estuet* im Satze noch eine Spur davon zu finden, dafs *est* eigentlich das sogenannte Hilfsverbum ist, das im Aussagesatze nicht an der Spitze steht. Wenn Körting gegen *est opus* anführt, dafs das Lateinische 'nur' die Stellung *opus est* kenne, so ist diese Bemerkung einmal schon an sich nicht ganz richtig, da auch gelegentlich die Stellung *est opus* begegnet, vgl. z. B. *quorsum est opus?* Horaz; *magni nunc erit oris opus* Properz; *quamquam non est opus affingas aliquid* Plinius epist.; *sive illi laterum seu fuit artis opus* Priapeia (s. Georges) oder *Ita factost opus* Terent. Andria 715; Adelphoe 342. Aber, was viel wichtiger ist, käme auch im Lateinischen bis in die späte Zeit hinein nur die Stellung *opus est* vor, so würden

doch die angeführten provenzalischen Stellen, die sich vermehren liefsen, z. B. *Et er ops que sia atendut* BBorn 23, 7, oder die italienischen, wie *Più non t'è uopo aprirmi il tuo talento* Dante Inf. II 81; *or con ambedue M'è uopo entrar nell' aringo rimaso* Par. I 17; *E qui è uopo che ben si distingua* XI 27, um wenigstens einige anzuführen, zeigen, dafs eine Wortstellung *est opus*, nur nicht zu Anfang des Satzes, durchaus dem vorromanischen Vulgärlatein angehörte, auf das es hier allein ankommt.

Eb. Anm. 2. Dafs afrz. *viez* wohl auch = *viels* 'mit palatalem *l*' sein könnte, vgl. auch S. 131, ist darum nicht möglich, weil mouilliertes *l* nach *ie* vor Flexions-*s* im Centralfranzösischen nicht ausfällt, sondern zu *u* wird, *vieux*, und vor allem, weil afrz. *viez* stammhaftes *s* hat, was doch eigentlich recht bekannt ist, also nur = *vetus* sein kann: *Tote une viés voie herbeuse cevaucoit* Auc. 24, 13; *Vait ferir en l'escu vies enfumé* Aiol 668; *Je ne vos pris un vies tabor* Rom. u. Past. I 69, 44; *Par une viez voie enhermie Les conduirai* Clig. 3632; *U vies cemise u vies linceus* drei Freunde (ed. Andresen) in Zs. XXII S. 66, 66; *li meffait vies et nouvel* Rois de Cambrai eb. S. 55, 135; *Sa vies reube li a donnee* Sone de Nausay 9405; *Viez plaie cuit, et viez dete äide* Prov. au vil. 29, 7; *De novel tout est bel, et de viez entre piez* eb. 276, 7. Das sagt auch schon Diez in der zweiten Auflage (1858) II 59 Anm. (= II³ 65), wo er ein Beispiel giebt. Er sagt auch schon, dafs man von *vies* aus ein neues Femininum *viese* bildete, und verweist auf Orelli S. 26, s. auch WB unter vecchio I. Das sagt auch Littré, s. ferner Foerster zu Aiol 543, in welcher Stelle *prist se grosse lanche, viese enfumee*, ebenso wie in 738, 745 man aber auch *vies e enfumee* lesen könnte. Dagegen ist sicher 723 *Toutes ses vieses armes*; ferner Suchier, Grundrifs I 659, Meyer-Lübke II § 62, Schwan-Behrens⁴ § 302, 4.

Eb. Anm. 4. Die neue Deutung der Diminutivsuffixe *-at*, *-et*, *-ot* aus vokalisch gekürzten, konsonantisch verdoppelten Participien (*-atum* zu *-ătto*, *-ītum* zu *-ĭtto*, *-ūtum* zu *-ŭtto*) entbehrt zu sehr jeder thatsächlichen Grundlage. **-ŭttum* stimmt zudem schon lautlich nicht zu it. *-ǫtto*, frz. *-ǫt* mit offenem *o*.

S. 74. *Italie*] die alte Sprache kennt auch eine Form, die, wenn sie auch nicht ganz lautgesetzlich ist, doch weniger gelehrt ist, *Itaille*, öfters geschrieben *Italie*, dreisilbig: *En Italie les a tramises* Münch. Brut 2605, wo das Versmafs zeigt, dafs *Itaļe* zu sprechen ist, ebenso 2652, 2692; Rou III 31 haben zwei Hss. *Italie*; aber, wie die Silbenzahl zeigt, ist auch hier *Itaille* zu sprechen. Daneben die Form *Itaire*, die hier im Texte steht, ebenso *Ytaire* Rou I 89.

S. 74 Anm. 1. *cresme* gegenüber *χρῖσμα* wird sein *e* von *batesme*, *baptĭsma* haben, in dessen Gesellschaft es anzutreffen ist und mit dem es auch reimt, z. B. Clig. 371.

S. 75. Von *grammaire* heifst es S. 75, es sei 'aller Wahrscheinlichkeit nach' eine Bildung der Schülersprache, während sich Körting S. 313 nicht so bestimmt äufsert. Hier meint er, es sei nicht undenkbar, dafs es in der lateinischen Umgangssprache der mittelalterlichen Schulen ge-

bildet sei. Dagegen scheint mir schon die gleiche Entwicklung von *daumaire* (dalmatica) zu sprechen.

S. 76. Zum mindesten undeutlich ausgedrückt scheint es mir, wenn Körting sagt, dafs die Anwendung des Suffixes *-aille* vielfach wohl Italianismus sei, z. B. *canaille*. *-aille* ist doch ein echt französisches Suffix; neufranzösische Belege geben Diez II 332 und Meyer-Lübke II § 439, der nur zwei altfranzösische, *coraille*, *chienaille*, hat, aber hinzufügt: 'und manche andere'. Afrz. ist es ungemein häufig, viel häufiger als nfrz., *repostaille* Rut. I 176, Ph. de Vitry 39, *pietaille* Rut. I 176, Sone 3803, Bast. Buill. 293, Münch. Brut 235, *commencaille* Blanc. 5924, Cleom. 10402, Aiol 3204, Enf. Og. 5391, *cuvertaille* Troie 10359, *dessevraille* Gd'Angl. 1542, *merdaille* Bast. Buill. 288. Enf. Ogier 5391 ff. steht eine ganze Laisse auf *aille*, in der *desfiaille*, *sablounaille*, *entraille*, *semaille*, *adevinaille* (kann aber auch *-acula* sein), *frapaille* 5402 (Rou III 7963), *enviaille*. Ferner etwa *chiennaille* Sone 3438, Rut. I 137, *definaille* Chlyon 2230, *garconaille* Chlyon 4116, *chevecaille* Erec 1597, *devinaille* Erec 1598 (könnte auch *-acula* sein), Cleom. 2332, *repentaille* Cleom. 4026, *definaille* Münch. Brut 198. Eine ganze Reihe von Wörtern, darunter das eine oder andere der eben mit anderen Belegen angeführten, hat Foerster zu Richart 2089 namhaft gemacht, s. auch Etienne S. 439.

In dem von Körting angeführten *canaille* ist nicht das Suffix aus dem Italienischen entlehnt, sondern das ganze fertige Wort *canaglia* ist herübergenommen.

S. 78. Dafs es neben *taureau* kein Simplex *tor* gab — so ist zu schreiben; denn *au* in der ersten Silbe des neufranzösischen Wortes ist ja gelehrte Anlehnung ans Lateinische —, gilt wenigstens für die alte Sprache, die ja auch zum Französischen gehört, nicht. *nule beste n'est plus fiere Ne plus orguelleuse de tor* geht mir eben durch den Kopf. Und bei Melodien, die Gemeingut geworden sind, sagt man ja nicht, von wem sie stammen. Übrigens auch heute noch in französischen Mundarten, wie man aus Littré ersieht.

S. 79. Afrz. *nourrain* statt **nourrin* (*nutrīmen*)] *nourrain* ist nfrz. gegenüber afrz. *norrin*, das nicht mit einem Sternchen versehen zu werden braucht; Littré hat ein Beispiel aus dem 14. Jahrhundert, s. auch Tobler, Jb. XV 262.

Eb. In Bezug auf *mensonge* bemerkt Körting, urfranzösisch habe es **menson*, **mentitionem* gelautet, dann sei aber, vermutlich veranlafst durch *songe*, *mensonge* eingetreten, gleichsam **mentitiomnium*] **menson* kann man getrost beiseite lassen. Und die Ansetzung **mentitiomnium* ist überflüssig und sogar direkt unrichtig; denn *mensonge* ist, wie schon Mätzner im Glossar zu den afrz. Liedern sagt, Burguy wiederholt und belegt hat und wie auch die Beispiele bei Littré zeigen, *menzoigne fust prouvee aperte menchonge*, *nule m.*, von Hause aus Femininum — also nicht erst im 16. Jahrhundert, wie Körting S. 110 sagt, und dieses Geschlecht stammt nicht, wie hier behauptet wird, aus dem Italienischen —, wie das auch prov. *messonga*, ital. *menzogna* lehren. Hier, wie auch sonst, setzt sich übrigens Körting in Widerspruch zu dem, was er im Wörterbuch gesagt

hat, wo er im Nachtrag zu 5238 den doch allgemein, auch von Suchier, Grundriſs I 632, angenommenen Einfluſs von *songe* leugnete. Gegenüber Foersters **men(ti)tionea* erklärt Tobler in seinen Vorlesungen das Wort aus dem von Diez abgelehnten *mentitionica*, zu welcher Ansetzung das provenzalische *messonga* (*mesonega*) zwänge, das sich aus einer Endung *-onea* nicht erklären lasse. Auch G. Paris im Glossar zu den Extraits Rol. setzt diese Grundform an.

S. 81. Ein Verbalsubstantiv *croi* von *croire*, das Körting anscheinend aus Meyer-Lübke II § 398 herübergenommen hat, kenne ich nicht, hat auch Godefroy nicht.[1] Hoffentlich ist es nicht auf dieselbe Weise gewonnen, wie der Herausgeber des Sone aus *Si aves no tierre escillie Par vo pechié et vo tort fai* 4160 ein Verbalsubstantiv *fai* von *faire* erschlossen hat.

Eb. Die Ansicht, daſs die Sprache Verbalsubstantiva auf *e* in der Regel nur dann bilde, wenn der Stamm nach Abtrennung der Infinitivendung auf palatales *ch*, *g* und assibiliertes *c* ausgehe, also *cri* gegenüber *couche*, ist nicht richtig. Körting ist selbst genötigt, sofort Ausnahmen zuzugeben, z. B. *brouille*, *adresse*. Und wenn er bezüglich *demande*, *commande* statt des von ihm erwarteten und mit Sternchen versehenen *demant* meint, die Sprache habe die letztere Form nicht gebildet, um Miſsverständnisse zu vermeiden (wegen Ähnlichkeit mit Participien auf *ant*!), so ist hier und auch sonst wiederholt (z. B. S. 82) der Sprache eine Absicht zugeschrieben, die sie ganz gewiſs nicht hat. So ängstlich geht die Sprache nicht vor. Zudem stehen die Worte ja doch meistens in einem lebendigen Zusammenhang, und da sorgt dieser schon dafür, daſs man nicht falsch versteht. Und von welchem Verbum sollte wohl *demant* als Particip gefaſst werden können? Überdies ist Körting in diesem speciellen Falle noch dazu im Irrtum, da *demant* (*comant*), das nach ihm die Sprache nicht gebildet haben soll, thatsächlich oft zu belegen ist, wie schon ein Blick in Littrés auch hier nicht berücksichtigten Historique zeigt, der das ausdrücklich sagt und belegt; oder *sans demant* Bartsch Chr.[2] 221, 27, was aus dem vielbenutzten Glossar bequem zu entnehmen ist; *comant* ist so häufig, daſs man sich fast scheut, darauf hinzuweisen, *al cumand deu* Alex. 11 c, wozu man in Stengels Wörterbuch eine ganze Fülle von weiteren Belegen findet, s. auch bei Bartsch Chr.; Rol. 616, 946 (s. Gautiers Glossar); *al Damne-Deu comant* KReise 91 und wiederholt (s. Glossar). Auch das Simplex *mant* von *mander* existiert ja, z. B. Burguy im Glossar, ohne Beleg; *Le mant li a tout recordé* Sone 2219. Das Glossar giebt noch einen zweiten Beleg, s. auch BCondé Index. Vielmehr war zu sagen, daſs die Sprache von Verben sowohl männliche wie weibliche Substantiva bildet, diese natürlich auf *-e*, und wo die Auslautsgesetze es verlangen, steht das auch beim Maskulinum. An *une adresse* ist also überhaupt nichts Merkwürdiges. Die alte Sprache hat ja auch wiederholt von demselben Verbum sowohl das männliche, wie auch das weibliche Substantiv gebildet, z. B. *pens*: *sans lor faut et hardemanx A dire ce qu'il ont an*

---

[1] S. jetzt meine Anzeige von Lené, Subst. postverb., im Archiv CV S. 205.
A. T.

pans Cliges 3862 gegenüber weiblichem *pénse*: *cex malvaises pénses* Poème mor. 87b; *nule male pense* eb. 88c; vgl. auch Foerster zu Aiol 1004; *refus* gegenüber *refuse* s. zu Auberee 158; *demor* neben *demore* eb. zu 531; ferner die schon angeführten *demant* neben *demande*; *comant* neben *comande*, s. auch Cohn in den Tobler-Abhandlungen 273.

Daſs ich in *doute* keine erste Person zu sehen vermag, habe ich schon zu S. 20 Anm. gesagt. Endlich an *élan*, wofür Körting **élance* erwartet, finde ich nichts Befremdliches. Von afrz. *eslancier* lautet das Substantiv regelrecht *eslans*, wie auch die erste Person *eslans* lauten würde, oder wie von *avancier* der Konjunktiv Präsens 3. Pers. *avanst, avant* heiſst, Mer. 590, MR. V 60; dann mit Verstummen des *s*, *élan*. Die Anmerkung dazu wäre also am besten ganz weggeblieben. Auf das männliche *creante, son creante* Chlyon 3304 (mit Foersters Anmerkung), das hätte erwähnt werden können, gehe ich hier nicht ein.

S. 82 Anm. Zu den verkürzten Participien *delivre* statt *delivré* u. s. w. s. auch Meyer-Lübke II 333 und zu Auberee 659, wo weitere Litteratur; s. jetzt auch Foerster zu RCharr. 4543 (im Register unter *fer* Druckfehler 4343), 5149 und zu Gd'Angl. 392.

S. 89. Wenn *auteur, poète* u. dgl., auch in Bezug auf Frauen gebraucht, als männlich erscheinen, wenn auf sie auch mit einem männlichen Fürwort hingewiesen wird — in dem aus Plattner herübergenommenen Beispiel *L'auteur* (Mlle de Scudéry) *ne faisait que se répéter, mais surtout il faisait la belle scène de Polyeucte* ist das zweite *faisait* störender Druckfehler für *répétait* — so sieht Körting darin eine 'Verstocktheit der Schriftsprache gegen die elementarste Logik', einen 'Fall' von 'Schulmeistereigensinn', einen Beleg des 'auf Principien reitenden Pedantismus'. Das sind starke Ausdrücke, zu denen meines Erachtens keine Veranlassung vorliegt. Mir scheint es ganz natürlich, daſs, wo es sich um vorwiegend männliche Beschäftigung, Thätigkeit handelt, diese Formen auch dann beibehalten werden, wenn ausnahmsweise einmal eine Frau die 'thätige' ist. Von 'Schulmeistereigensinn' zu reden liegt schon darum keine Veranlassung vor, weil auch der Italiener *autore* von Schriftstellerinnen gebrauchen kann, wohl auch das Volk *autore* verwendet in Fällen wie *questa donna è l'autore di tutto 'l dannò*, s. Petrocchi.

Eb. In der Verwendung der Namen von Musikinstrumenten, wo wir die der spielenden Personen angeben würden, *la clarinette, la flûte*, vermag ich keine 'Roheit des Denkens', vgl. auch S. 90, zu sehen. Körtings Bemerkung: 'nichtachtender können Personen gar nicht behandelt werden, als daſs man sie mit dem Namen ihrer Werkzeuge benennt', geht, denke ich, von falscher Auffassung aus. Eine Grammatik für den Schulgebrauch hat gewiſs recht, wenn sie den Schüler anweist, wo wir 'der Klarinettenspieler' sagen, *la clarinette* zu setzen, und auch das Wörterbuch mag dieses durch jenes wiedergeben. Aber damit ist für die wissenschaftliche Erkenntnis der Erscheinung, auf die es hier allein ankommt, nichts gethan. Darum heiſst *la clarinette* noch nicht 'der Klarinettenspieler'. Es bedeutet vielmehr auch in dem Falle nur, was es immer bedeutet: 'die Klarinette'. *c'est une excellente clarinette* heiſst im Grunde nur 'das ist eine vortreffliche

Klarinette'. Mehr sagt die Sprache nicht, und mehr will sie auch nicht sagen. Mehr darf man ihr also auch nicht aufdrängen. Dafs das Instrument von einer Person gespielt wird, ist unzweifelhaft, ist der Sprache aber in diesem Falle völlig gleichgültig.

S. 90. It. *sentinęlla* 'die Schildwache', woher frz. *sentinelle* ziemlich sicher entlehnt ist, aus **sentina*, und dieses wieder aus einem postverbalen Participialsubstantiv **senta*, eigentlich 'Lausche' deuten zu wollen, scheint mir nicht befriedigend. Verkürzte Participien (**sento* für *sentito*) wie *porto* statt *portato* u. dgl. kennt man, wie Körting selbst sagt, nur von der ersten Konjugation, und zudem werden von ihnen, soviel ich weifs, keine Substantiva gebildet. **senta* könnte höchstens als weibliches Verbalsubstantiv von *sentire* aus konstruiert werden, wie rumänisch *simț*. Aber im Italienischen giebt es das eben nicht. Auch begreift man nicht recht, was *in(a)* + *ella* sein soll. Ich erkläre mir das Wort, bis ich eine bessere Deutung kennen lerne, als umgestellt aus *senti-lena* (Petrocchi giebt *lena* mit ę und ẹ, stellt aber ę voran, während allerdings D'Ovidio, Grundrifs I 509, Rigutini-Bulle und Hecker in ihren Wörterbüchern ẹ angeben), wörtlich 'höre, spüre Atem'. Bildungen von Substantiven aus Imperativ + Accusativobjekt sind ja gemeinromanisch, sind auch italienisch sehr beliebt. Ich verweise nur auf Meyer-Lübke II § 547, 1. Den Posten als jemand zu bezeichnen, der nicht nur lautes Geräusch, sondern selbst den Atem hören, spüren soll, scheint mir eine recht glückliche Bezeichnung. Und die Umstellung in *sentinęla* macht keine Schwierigkeit, da *l-n* zu *n-l* auch sonst begegnet, vgl. span. *cantinela* aus *cantilena*, Meyer-Lübke I § 580, indem an Stelle des seltenen Ausgangs der gewöhnlichere getreten ist, und zwar mit dem doppelten *ll* des Suffixes *-ęlla*. Bei *lẹna* mit geschlossenem *e*, das doch wohl die gewöhnliche Aussprache ist, wäre in der Umstellung *sentinẹla* das seltenere *ẹla* mit *ęlla* vertauscht, vgl. *cammęllo* gegenüber *camēlum*.

S. 91. Eine Vorstufe **ovoncle* für *oncle* ist nicht anzunehmen. — *moine* und *nonne* bilden in der heutigen Sprache eigentlich kein Wortpaar mehr.

S. 92. Wegen *impératrice* u. s. w. vgl. zu S. 68. Für *souris* wird hier **sorīcem*, aber nachher S. 246 **soricium* angesetzt.

S. 93. *biche* aus *bestia* wäre gegen die Lautgesetze.

gallina ist erst der neueren Schriftsprache abhanden gekommen, *Noire geline pont blans uès* Prov. vil. 119 7, wird von den Wörterbüchern noch angeführt und lebt heute noch in Dialekten.

S. 103. *affaire* = it. *affare* aus *a* + *fare*, so auch S. 111. Und im Wörterbuch Nr. 287 sagt Körting noch deutlicher, es sei aus dem Italienischen entlehnt. Gewifs nicht, da es gut altfranzösisch ist, wie auch z. B. Littré klar und deutlich und Gröber im Nachtrag zum WB bemerken.

S. 107. *le Léthé*. Körting fragt, warum man nicht *la* **Lèthe* gebildet habe. Darf man so fragen? *Léthé* ist eben unverändert aus dem Griechischen herübergenommen worden. Und da es auf *-é* ausgeht, so wurde es männlich.

Anm. 2. Dafs das weibliche Geschlecht von *planta* und *arbor* auf

das Geschlecht der Baumnamen bestimmend eingewirkt habe, scheint mir nicht so unmöglich, wie Körting sagt. Das wird auch von Delbrück, Vergl. Syntax I 91, als möglich bezeichnet und wird durch die Erwägung noch wahrscheinlicher, dafs männlich gewordenes *arbre* im Französischen das Geschlecht mehrerer Baumnamen wieder männlich gemacht zu haben scheint (Suchier, Grundrifs I 648), Meyer-Lübke II § 381. Dafs auch in anderen indogermanischen Sprachen die Baumnamen zum Femininum neigen, ist nicht richtig, wie man aus Delbrück a. a. O. ersieht, der für die Ursprache männliches und weibliches Geschlecht annimmt.

S. 108. *tout Rome* kann nicht auf 'Neutralisierung des Stadtbegriffes' beruhen, da es neutrale Substantiva französisch überhaupt nicht giebt. Und wie man die Möglichkeit in Erwägung ziehen kann, ob nicht *tout Rome* gesagt wurde, weil *toute la Rome* (sic!) und *toute Rome* einen etwas anderen Sinn haben würden, ist mir nicht recht begreiflich. Ich wiederhole *toute la Rome*! Auch von einer 'grammatischen Klügelei' kann nicht wohl die Rede sein, da dieselbe Erscheinung im Italienischen volkstümlich ist. Zwar zeigt die Schriftsprache in diesen Fällen meistens Übereinstimmung von *tutto* mit dem folgenden weiblichen Städtenamen, *una buona signora, piena di tatto, ... che vedeva tutta Verona e che gli era affezionatissima* Rovetta Baby 23; *sappi che io potrei cercar tutta Siena ...* Bocc. Dec. IX. 4 Fanf. II 306; *tutta Recoaro era agitata dalla speranza di udirlo* Colombi Cara Speranza 129; *tutta Torino la sapeva vedova* Farina Amore bugiardo 56; *Voleva ... far rimanere di stucco tutta Milano* Barrili Val d'Olivi 18; *tutta Novara* Colombi Cara Sper. 217. Und Petrocchi bietet *Al teatro v'era tutta Milano; Tutta Roma elegante era là.* Tommaseo-Bellini hat das, glaube ich, nicht. Aber im Lucchesischen sagt man volkstümlich *tutto Lucca* und sogar *tutto Francia*, s. Pieri, Arch. glott. XII 162, der auf VII 412 verweist. Und das gleiche belegt er für Pisa S. 175. Geht die Präposition *per* voraus, z. B. *credi tu forse che questa cosa non s'abbia a risapere per tutto Firenze?* Cecchi Figl. prod. IV 2 S. 40 (Milanesi) gegenüber *Per tutta Firenze, stasera, si parla di questa commedia* Franceschi In Città 397; oder *per tutto Roma*, das Diez III 94, *per tutto Messina*, das Vockeradt § 168, 5 anführt, so wird diese an der männlichen oder vielmehr unflektierten Form beteiligt sein, wie auch das von Diez angeführte *per tutto la città*, von Vockeradt a. a. O. belegte *per tutto le strade* zeigen, vgl. afrz. *atot* 'mit', flektiert und unflektiert. Lückings Deutung von *tout Rome*, Frz. Gr. § 167, 1 Anm., *tout* sei substantivisch und der Ortsname stehe partitiv ohne *de* (!), halte ich schon an sich nicht wohl für annehmbar, da auch afrz. in diesem Falle nimmermehr *de* wegbleiben könnte. Was im Anhang als Beleg dafür angeführt wird, deute ich anders. Und dagegen spricht aufserdem das Italienische. Mir scheint es ganz natürlich, dafs der Sprechende *tout Rome* sagte. Da er nicht an die Stadt als solche, die unzweifelhaft grammatisch weibliches Geschlecht hat, sondern an die Gesamtheit der in ihr lebenden Einwohner denkt, die er mit *Rome* komplexivisch zusammenfafst, so scheut er sich, dem *tout* das weibliche Geschlecht zu geben, und verwendet, wie bei sprachlichen Komplexen, das Maskulinum. Und in Fällen wie *tout Rome fut brûlé*, wo

allerdings von den Bewohnern keine Rede ist, denkt er an die Gesamtheit dessen, was Rom ausmacht, *tout ce qui est Rome.* Die Erscheinung, um die es sich hier handelt, dürfte übrigens auf die Städtenamen nicht beschränkt sein. Man kann bekanntlich sagen *j'ai lu tout Corneille* = *toutes les œuvres de Corneille,* s. Littré 10. Handelt es sich nun um einen weiblichen Schriftsteller und will man nicht gerade *Mme de Sévigné* sagen, so würde es, glaube ich, nicht gegen den Sprachgeist sein, zu sagen *j'ai lu tout Sévigné,* ja vielleicht sogar *j'ai lu tout Mme de Sévigné.* Es würde mich nicht überraschen, wenn ich das eines Tages läse. Es wäre denkbar, dafs Ähnliches wie bei *tout Rome* auch bei *medius* begegnete. Das ist mir wenigstens aus dem Spanischen bekannt, *Lo ha visto medio Sevilla; Medio Granada fué consumido por las llamas,* das Bello(-Cuervo) § 850 anführt und bespricht, in welchen Fällen *medio* durchaus spanischer Brauch ist. Darin ist aber kein *capricho inexplicable* und keine *anomalía* zu sehen, wie Bello sagt, es steht französischem *tout Rome* völlig parallel.

S. 109. Die Behauptung, dafs *la pape, la prophete* mit weiblichem Artikel, wie im Altprovenzalischen, afrz. unerhört seien, ist zwar sehr bestimmt (vgl. auch S. 189), ist aber darum doch nicht richtig; *la pape de Rome i est arivex* Boeve (ed. Stimming) 3690 und sonst. Dergleichen pflegt von der Lektüre her als eigenartig im Gedächtnis haften zu bleiben, ist auch schon wiederholt hervorgehoben worden. Diez II 17 (schon in der zweiten Auflage II 16, freilich ohne Beleg). Dafs *prophete* männlich und weiblich sei, sagt auch Burguy im Glossar, auch Littré giebt unter *pape* ein Beispiel *la pape Gregoire* aus Rutebuef und bemerkt ausdrücklich, dafs es afrz. 'oft' — dies dürfte nicht ganz richtig sein — weiblich sei. Suchier im Grundrifs I 648, Schwan-Behrens[4] § 289, 3, Meyer-Lübke II § 369, s. jetzt auch Berger, Lehnwörter S. 205 und S. 222 Anm., um nur Bücher zu nennen, die jedem zur Hand sind.

Eb. *fourmi* aus **fourmil,* Postverbale aus *fourmiller,* zu deuten, geht 1) darum nicht an, weil das Verbum afrz. gewöhnlich *formier* lautet, z. B. Chev. as II esp. 2704, Eust. Moine 2066, s. auch Littré, woraus *formiller* erst mit eigenartiger, sekundärer Entwicklung, vgl. *souquenie* zu *souquenille,* worüber Tobler in den Sitzungsberichten der Berl. Akademie 1889 S. 1088; 2) würde ein aus *formiller* gewonnenes Verbalsubstantiv **formil* sein mouilliertes *l* zum mindesten im Altfranzösischen nicht verlieren; 3) würde ein solches Substantiv doch wohl nur 'das Wimmeln' bedeuten, nicht die einzelne Ameise. Und dafs nfrz. weibliches *fourmi* eine Anbildung an das lateinische Genus sei, wie auch Meyer-Lübke II § 370 sagt, ist mir nicht wahrscheinlich. Ich sehe darin die Fortsetzung von afrz. *la formix* mit stammhaften *x,* pik. *s, prens garde A la fourmis* JCondé II 146, 23; *la figure De la formis* eb. 149, 131, wofür Scheler S. 366 **formex,* Meyer-Lübke II § 17 richtiger **formīcem* annimmt. Daraus wurde *la fourmi,* indem auslautendes *x* (*s*) verstummte und hier auch nicht mehr als *s* geschrieben wurde, vielleicht, indem männliches *formi,* das eine Zeitlang daneben bestand und noch heute in mehreren Mundarten lebt, auf die Schreibung einwirkte. Die zu erwartende Schreibung *la fourmis* steht noch bei Lafontaine, Fabl. II, 12, worin nicht, wie Littré will und Lubarsch

in seiner sorgfältigen Ausgabe der Fabeln S. 40 wiederholt, das Nominativ-*s* des männlichen *formi* vorliegt.

Eb. *le lierre* gegenüber weiblichem *hedera* soll auf Angleichung an die Maskulina auf *-rre*, wie *verre*, *tonnerre*, beruhen. Allein *ierre* ist auch afrz. schon männlich, wahrscheinlich schon im Jonasfragment *cilg eedre*, s. Koschwitz, Kommentar S. 143, und das kann nicht von *verre* u. s. w. herkommen, da diese alt, wie schon gesagt, *voire*, *tonoire* lauten. Und *la pierre*? Da es ein Strauch ist, so ist der Geschlechtswechsel nicht unbegreiflich, so auch Koschwitz a. a. O. S. 143.

Eb. Anm. wird *le manche* 'der Stil' auf *mancus* 'verstümmelt' zurückgeführt. Dieses müſste aber afrz. *manc* lauten und lautet in der That so. Und wie span.-port. *manco* 'einarmig, einhändig', 'dem ein Arm, eine Hand fehlt', die Vermutung stützen soll (S. 137), sehe ich nicht. Den Stil, den Griff kann man sich doch nicht als einen verstümmelten Arm vorstellen. Der Begriff des Fehlens liegt doch in dem Worte überhaupt nicht. Gegen Körtings Deutung spricht auch ital. *manico*. Warum an Dingen rühren, die allgemein anerkannt sind?

Über die beiden anderen Drittel des Werkes hätte ich noch mehr zu sagen.

Falkenberg (Mark). Georg Ebeling.

Nicolaus Welter, Frederi Mistral, der Dichter der Provence. Marburg, Elwert, 1899. 356 S. 4 Mark, geb. 5 Mark.

Sollte ich Namen glücklicher Menschen nennen, so wäre der Mistrals gewiſs einer der ersten, die ich versucht sein würde zu ihnen zu rechnen. Welch Glück, einen groſsen und edlen, dem unmittelbaren Interessenstreite hinlänglich entrückten und doch möglicherweise zukunftsreichen Gedanken in früher Jugend zu fassen, mit dem alle die von Kindheit an lieben Gefühle sich leicht verbinden, diesem Gedanken mit voller Freiheit leben und ihn mit glänzenden und vielseitigen Geistesgaben vertreten zu können, zu sehen, wie die, denen unser Herz am nächsten steht, unserem Wirken freudig zustimmen, wie andere, die seine letzten Ziele nicht billigen oder ihnen ohne unmittelbare Teilnahme gegenüberstehen, doch unserem Können warme Anerkennung zollen, und inmitten eines immer steigenden Ruhmes und allgemeiner Liebe ein hohes und rüstiges Alter zu erreichen!

Wir Deutsche werden zu diesem Glück Mistrals auch noch das zählen wollen, daſs er als Dichter einem deutschen Dichter begegnete, der mit warmer Hingabe und ungewöhnlicher Begabung versuchte, den Provenzalen für unsere Litteratur zu gewinnen, und der dieses Ziel vollkommen erreicht hat. Der siebzigste Geburtstag Mistrals hat gezeigt, wie der Dichter uns fast schon als unser eigen gilt. Eine ganze kleine Litteratur von Zeitungsartikeln ist bei dieser Gelegenheit entstanden, und man darf wohl sagen, daſs jedem Gebildeten, der sich um litterarische Dinge kümmert, der Name des Dichters spätestens jetzt vertraut geworden ist. Nicht ohne Interesse ist es, daſs die neueste in Deutschland erschienene Geschichte der französischen Litteratur ihren Lesern Bild und Charakteristik Mistrals

nicht vorenthalten zu dürfen glaubt, während die grofse, eben in Frankreich erschienene bei ihm wie bei der ganzen Félibrelitteratur vorübergeht.

Kenntnis und Liebe Mistrals werden durch Welters hier anzuzeigendes Buch in noch weitere Kreise getragen werden. Von seinen elf Abschnitten sind vier (I., IV., VII., IX.) vorzugsweise dem äufseren Leben und Streben Mistrals gewidmet, der zweite giebt den allgemeinen Rahmen, in den sein litterarisches Werk sich einfügt, die anderen sechs (III., V., VI., VIII., X., XI.) beschäftigen sich mit seinen wichtigsten Dichtungen. Dieses Ineinanderfügen der verschiedenartigen Abschnitte ist ganz berechtigt bei einem Verfasser, dessen litterarische und, wenn man so sagen will, praktische Thätigkeit in enger Beziehung zueinander stehen. Von der einen wie der anderen erhält man ein anschauliches Bild. Überall zeigt Welter nicht nur genaue Kenntnis der Werke Mistrals, auch seiner vielfach verstreuten Prosastücke, sondern auch seine eingehende Vertrautheit mit dem, was von den und über die Félibres überhaupt geschrieben ist.

Das Buch wendet sich solchen Kreisen zu, die es dem Dichter erst recht gewinnen will. So ist sein gröfserer Teil einer ausführlichen Inhaltsangabe der Hauptwerke Mistrals gewidmet, und in diese Analyse mischt sich die Wiedergabe umfangreicher Bruchstücke in deutscher Übersetzung. Nur zum kleinen Teil konnte sich Welter hier der Übersetzungen Bertuchs bedienen, und auch dann hat er sie nicht immer unverändert herübergenommen (es sei denn, dafs die Änderungen an dem mir bekannten Text seitdem von Bertuch selbst herstammen). Sehr viele Übersetzungen haben Welter selbst zum Verfasser, und sie sind in der Regel vortrefflich gelungen. Man lese z. B. das Gedicht an den Mistral S. 31 ff. oder den Lärchenschlag aus Calendau S. 135 ff. Der Übertragung Böhmers von Magali, welche Bertuch durch keine andere ersetzt hat, stellt Welter eine eigene an die Seite, und es ist interessant, die beiden zu vergleichen. Erscheint mir auch jetzt noch manche Strophe bei Böhmer als die bessere, so ist in anderen wohl bei Welter der natürlichere und genauer entsprechende Ausdruck getroffen.

So hat man im allgemeinen seine Freude an dem frischen, mit grofser Wärme geschriebenen Buche. Ein eigentlich wissenschaftliches Werk will es nicht sein. Zwar geht Welter einer milden. Kritik der Mistralschen Dichtungen nicht etwa aus dem Wege, und man wird seinem Urteil auch da, wo es zur Geltung kommt, in den meisten Fällen gern beistimmen. Aber vieles, was in einer litterarhistorischen Monographie zu sagen wäre, würde man hier vergebens suchen. So hören wir wohl die bekannten Anekdoten von Roumanilles Einflufs auf den jungen Mistral und von der Protektion, die er bei Lamartine gefunden hat. Nichts aber wird uns gesagt über das innere Verhältnis der Mistralschen Dichtung zu den litterarischen Strömungen seines Landes, im besonderen also über sein Verhältnis zur Romantik, aus der er doch ganz und gar hervorgegangen ist. Auch der oft gerühmte Realismus Mistrals, der ihn mit einer späteren Zeit zu verbinden scheinen könnte, ist doch nur ein sehr bedingter. Nicht mit Unrecht fallen Welter bei Mistrals Landleuten die Bilder Leopold Robert's ein.

In diesen Zusammenhang würde auch eine Prüfung des Verhältnisses Mistrals zur alten Litteratur seines Landes gehören, wobei sich dann das Merkwürdige ergäbe, daſs der Dichter, der so lebhaft von der mittelalterlichen Blüte provenzalischer Kultur und Poesie redet, nur eine sehr unbestimmte Kenntnis der Trobadorlitteratur verrät und daſs kaum irgend ein Band seine Dichtung mit der altprovenzalischen verbindet.

Hier würde sich weiter Mistrals Verhältnis zur Religion anschlieſsen lassen, aus welchem sich manches erklärt, was protestantische Nordländer (Welter gehört wohl nicht zu ihnen) zunächst befremdet. So der Abschluſs der Mireio, der uns bei erstem Lesen so unvermittelt erscheint, daſs man leicht versucht ist, an eine Änderung im ursprünglichen Plan des Dichters zu glauben. Daſs eine solche Änderung nicht vorgenommen worden ist, habe ich aus dem Munde Mistrals selbst, und die Entwickelung der Dichtung ist auch in der That ganz natürlich für den, dem die Heiligen sich so leicht zu den enttäuschten Menschenkindern herabneigen, ihnen für die irdische Heimat eine noch anmutigere, himmlische zu bieten.

Ebensowenig wie eine Untersuchung der litterarischen Ursprünge Mistrals finden wir bei Welter eine zusammenhängende Wertung seiner dichterischen Eigenschaften. Es wäre da die Frage nach der mehr epischen oder der mehr lyrischen Begabung Mistrals aufzuwerfen, die Gründe des Überwiegens bald unvergleichlich innig zarter, bald glänzender und machtvoller Einzelbilder über die dürftige Handlung Mireios, Calendaus, des Rhonegedichtes in der Natur des Dichters zu suchen, seiner unübertrefflichen Meisterschaft in der Schilderung der Natur im einzelnen nachzugehen, sein intimes Verhältnis zu Farbe und Ton, zu landschaftlicher Form und Stimmung zu zeigen, ebenso sein Verhältnis zur menschlichen Umgebung, Realismus und Idealismus in deren Schilderung, zu prüfen. Der Einfluſs dessen, was man Folklore nennt, auf seine Dichtung wäre zu untersuchen, die unter dem Reichtum der Kenntnisse, welche Mistral über sein Volk und dessen Sitten mitzuteilen wünscht, wie unter dem Absichtlichen überhaupt, nicht selten leiden muſs; seine Gabe, Charaktere zu zeichnen, die sich den weiblichen Charakteren gegenüber weit besser bewährt als den männlichen, und anderes mehr.

Über alles dieses findet man vieles Einzelne bei Welter, ohne daſs es aber zu einem Ganzen, zu einem portrait littéraire vereinigt würde. Mehr philologische Aufgabe wäre dann eine Prüfung Mistralscher Metrik und die Frage nach ihren Ursprüngen (das interessante Experiment reimloser Verse wäre dabei im Zusammenhang mit den Accentverhältnissen seiner Mundart zu beurteilen) und ganz philologisch die Untersuchung der Sprache Mistrals nach ihren natürlichen und künstlichen Elementen, die man von einem Landsmann des Dichters unternommen zu sehen wünschte. Und hier würde sich auch die Frage anschliessen, wie Mistral seiner Aufgabe als Lexikograph gerecht geworden ist.

Dies Alles wäre Gegenstand einer Mistralmonographie, wie sie sicherlich in der Zukunft geschrieben werden wird. Manches Material dazu würde man aber schon jetzt unter des Dichters Mitwirkung gesammelt haben wollen.

Von alledem hat Welter nur einen Teil zu geben beabsichtigt, und es ist darüber mit ihm nicht zu rechten. Den Zweck, den sich sein Buch vorgesetzt hat, wird es gewifs erfüllen.

Am Eingang bringt ein Bild die legendarisch gewordenen Züge des jugendlichen Dichters (wenn ich nicht irre, nach einer Radierung Héberts von 1864). Die nicht minder schönen ruhig edlen Züge des jetzigen Mistral zeigt uns die dritte Auflage von Bertuchs Mireio.

Breslau. Carl Appel.

Die Sprache der Dialoge des Papstes Gregor. Mit einem Anhang: Sermo de Sapientia und Moralium in Job fragmenta. Von Dr. Leo Wiese. Gekrönte Preisschrift. Halle, M. Niemeyer, 1900. 194 S.

Der Titel des Buches könnte beim ersten Anblick irre führen, da es in Wirklichkeit nicht die Sprache der Gregorischen Dialoge selbst, sondern die ihrer von W. Foerster 1876 herausgegebenen altfranzösischen Übersetzung behandelt. Wieses Arbeit giebt eine sehr erwünschte Ergänzung der Foersterschen Ausgabe, da deren zweiter Band — er sollte eine grammatische Einleitung, erklärende Anmerkungen und ein Glossar enthalten — bis jetzt ausgeblieben ist.

In der altfranzösischen Übersetzung der Dialoge Gregors besitzen wir eins der ältesten und wichtigsten Denkmäler der wallonischen Mundart; zur Darstellung dieser Mundart (ums Jahr 1200) liefert die vorliegende Arbeit einen wertvollen Beitrag.

In dem Hauptteil des Buches behandelt Wiese die Laut- und Formenlehre der Übersetzung, hebt darauf kurz die besonderen Eigentümlichkeiten des Textes in Bezug auf Syntax und Wortschatz hervor und prüft dann in gleicher Weise verwandte Sprachdenkmäler der altwallonischen Mundart, nämlich das *Poème Moral*, herausgegeben von Cloetta in den Rom. Forsch. III, die Predigt *Li ver del juïse*, herausgegeben von H. von Feilitzen, Upsala 1883, die von Pasquet, Brüssel 1888 herausgegebenen *Sermons de Carême* und die als *Cartulaire d'Orval* im 22. Band der Collection de Chroniques Belges inédites von Goffinet veröffentlichten Urkunden der Cistercienser-Abtei Orval. Als Anhang folgt noch eine Darstellung der Sprache derjenigen Denkmäler, die in derselben Handschrift wie die Dialog-Übersetzung erhalten sind, nämlich des *Sermo de Sapientia*, der *Moralium in Job fragmenta* und des kurzen *Homiliae fragmentum*.

Wieses Buch (dessen erster Teil auch als Bonner Dissertation abgedruckt ist) zeigt überall die Arbeit eines wohlunterrichteten und besonnenen Forschers, dem überdies die wohlwollende Unterstützung W. Foersters zu statten gekommen ist.

In der Laut- und Formenlehre sind die wissenswerten Thatsachen vollständig und sachgemäfs vorgeführt. Um ein deutliches Bild von der Mundart zu gewinnen, wäre eine bestimmtere Hervorhebung ihrer charakteristischen Merkmale zu wünschen gewesen, derer, welche die Sprache der Dialog-Übersetzung von den übrigen wallonischen Denkmälern, und

derer, welche das Wallonische vom Pikardischen unterscheiden. Hierfür hätte die sichere Andeutung der wichtigsten Punkte bei Behrens, Franz. Studien III, als Vorbild dienen können. — Äufserlich wirkt es störend, dafs die Einteilung in Paragraphen hier und da in Verwirrung geraten ist; so steht § 55, 56 zwischen § 13 und 14, gänzlich fehlen § 3, 18, 35, 37 u. a. Hierdurch und durch übermäfsige Ausdehnung mancher Paragraphen wird das Zurechtfinden in diesem Teil recht erschwert.

Im einzelnen sei folgendes bemerkt: § 21,2: In *espowentable* beruht das *o(w)* nicht wie in *espouriz* auf *a* + *o*, sondern auf *av*. — § 24: *nierz* 34, 15 ist lat. *nĕpos*, also ist *ie* hier regelrecht, während es in *nièce* durch Analogie zu erklären ist. — § 31a: *iu* in *tiulete* geht auf *ę* + *u*, nicht auf *ẹ* + *u* zurück (*tĕgula*). — § 45: *noat* (*natavit*) ist hier zum zweitenmal behandelt, seine richtige Stelle ist § 21, 3. — § 64: *magisteire* beruht auf *magistĕrium*, nicht auf *magistērium*. — § 79, 4 (S. 30): In *enfantilz* und *filz* kann die Beibehaltung des *l* sehr wohl dialektisch sein, ebenso § 89 *humle* ohne Hilfs-*b*. — § 87c, 2 (S. 33) ist *posser(r)ont* irrtümlich zweimal behandelt. — § 110: Einen, allerdings ganz vereinzelten Verstofs gegen die Flexionsregel finde ich 93, 20 in dem Nom. *saux* (*solidi*). — § 122a. E. (S. 70) sind mehrere Part. Praes. teils mit, teils ohne Flexion angeführt, doch liegt hier nicht etwa eine Willkür des Übersetzers vor, vielmehr ist ganz regelrecht flektiert, 222, 15 steht im Text richtig *en terre chaiant* (nicht *chaianz*). — § 131, 4 (S. 75): *defolt* als Praesensform ist mir sehr unwahrscheinlich (Wiese erklärt S. 8 das *o* als dialektischen Zug), zumal da der Zusammenhang der Stelle ein Tempus der Vergangenheit erfordert; ich würde mich nicht scheuen, *defaloit* in den Text zu setzen.

Die Syntax wird S. 86 ff. sehr kurz abgethan. Es ist ja zuzugestehen, dafs der Übersetzer sich auch in der Beibehaltung der Satzformen beinahe sklavisch an sein Vorbild gehalten und so manche unfranzösische Wendung eingeführt hat; immerhin wäre es lehrreich, festzustellen, was ein seiner Sprache wohl kundiger Übersetzer seinen Lesern an Latinismen zugemutet hat. Liegen erst solche Zusammenstellungen für eine gröfsere Reihe altfranzösischer Übersetzungen aus dem Lateinischen vor, so kann man die gewifs dankbare Aufgabe unternehmen, zu prüfen, was die französische Syntax der bewufsten Anlehnung an die Muttersprache verdankt. In der Übersetzung der Dialoge Gregors ist vor allem die sehr weitgehende Nachbildung des lateinischen Ablativus absolutus hervorzuheben. Eine vom Lateinischen unabhängige Eigentümlichkeit ist die Verwendung des Imperf. Fut. statt des Conj. Imperf. in Nebensätzen, am häufigsten in Absichtsätzen, z. B. 25, 14 *par ke il les demenberoient* (überliefert *demanderoient*, lat. *discuterent*), ebenso 120, 14; 155, 15; 170, 23 u. o.; aber auch in Folgesätzen, z. B. 152, 23 *ke apertement certe chose seroit*, in Relativsätzen, z. B. 272, 15 *trouat un ... home ... ki des piez li traroit les chalcemenz*, und in einfachen Subjekts- und Objekts-Sätzen wie 114, 19 *Et ensi fu fait ke li serianz diroit*, 248, 7 *Quar ce ke la dessore fuit la memoire ke ge lo diroie*. Dabei ist der Conj. Imperf. in ähnlichen Verbindungen durchaus nicht selten. Noch mag des eigentümlichen Gebrauchs des Femininums

statt des Neutrums gedacht werden, der sich ja volkstümlich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Dahin gehört 113, 8 *Et quant ceste longement astoit demeneie* (*cumque hoc diutius ageretur*), 115, 17 *La queile oianz* (*quod ... audiens*), 276, 2 *si enseniat ceste as freres* (*quod ... indicavit fratribus*); hingegen ist wohl 81, 20 dieser Gebrauch kaum denkbar, sondern mit Tobler (Litt. Centralbl. 1876 Nr. 40) *choses* hinter *queix* einzufügen. Schliefslich führe ich noch die Verwendung von blofsem *ne* für lat. *neque* im Sinn von *ne — quidem* an, z. B. 189, 4 *ke ne li mesoreanx ne uit pas senx foid*, ebenso 195, 5; 196, 11 u. ö., auch 259, 11 ff., wo Z. 12 Förster *ne* unnötig in *nes* ändert. — Ausführlich handelt Wiese über den Wechsel des Geschlechts einiger Substantiva (§ 139). Was *isle* betrifft, so ist es wohl in diesem Text stets masc.; denn dafs *al* und *el* vor vokalischem Anlaut enklitisches *le* = *la* enthalten soll, ist sehr unwahrscheinlich. — S. 90 f. giebt Wiese noch einige lexikographische Eigentümlichkeiten. Zu dem Gebrauch von *ahier*, womit *apud* übersetzt wird, ist zu bemerken, dafs dieser Text in der Bedeutung streng zwischen *ahier* und *arier* scheidet.

Über das *Poème Moral* kommt Wiese zu dem Schlufs, dafs es nicht an demselben Ort entstanden sein kann wie die Dialog-Übersetzung, während diese sprachlich die innigste Verwandtschaft zeigt mit den *Ver del jüise*, deren Herkunft leider nicht feststeht. In Bezug auf Ursprung und Abfassungszeit der nebenbei behandelten *Vie sainte Juliane* gelangt auch Wiese zu keinem sicheren Ergebnis. Unverständlich ist mir ein Satz auf S. 97 geblieben, wo bei Erwähnung des Reimes *fut* : *diut* gesagt wird, dieser zeige, ‚dafs der Dichter hier nicht die *iu*-Klasse der Verben der debui-Klasse geschrieben hat.' — Sehr genau werden weiter die Lautverhältnisse der *Sermons de Carême* dargelegt; sie zeigen grosse Ähnlichkeit mit der Sprache der Dialog-Übersetzung, daneben aber abweichend von ihr mehrere ausgesprochen pikardische Züge, zu welchen übrigens auch die § 24 erwähnten Formen *tierre* und *reciet* (*receptum*) zu rechnen sind.

Von S. 116 an geht Wiese, einen zuerst von Behrens (Franz. Studien Band III) ausgesprochenen Gedanken aufnehmend, auf die Frage ein, ob wohl die Übersetzung der Gregorischen Dialoge in der hart an der jetzigen französisch-belgischen Grenze gelegenen Abtei Orval entstanden sind. Er giebt daher zunächst die sprachlichen Eigentümlichkeiten vieler aus den Jahren 1235—1366 stammenden Urkunden des *Cartulaire d'Orval* an. Nach welchem Grundsatz die Auswahl unter diesen Urkunden getroffen ist, bleibt unklar. Warum sind z. B. Nr. 315 und 379, zwei Urkunden des Jean von Cons, ausgelassen, desgleichen 316, 374, 412, 416 des Arnoul III von Chiny, 318 und 360 des Jean von Iovovix, während doch andere Urkunden derselben Männer Berücksichtigung gefunden haben?

Die Sprache des Cartulaire d'Orval ist nicht mit derselben Ausführlichkeit dargestellt wie die der Dialog-Übersetzung. Manche nicht unwichtige Paragraphen fehlen ganz, so § 58 Suffix *-arius*, § 67 Suffix *-icia*, § 73 *au* + *i*, § 82 *l* + *r*, § 89 *m* + *r*, § 97 *t* + *s*, § 100 *s impurum*, § 110

flexivisches *s*, § 111 Fem. der Adjectiva, § 117 Pron. relat., § 149, 4 Vokal im Hiatus; besonders knapp sind die starken Verba behandelt. Zu einzelnen Punkten bemerke ich noch: § 2: Wiese führt nur Beispiele auf *-eit* für lat. *-atus* und *-atem* an, während doch auch solche auf *-et* nicht selten begegnen, so *acquittet* 424, *assenet* 574, *jurez*, *donné* 617, *veritet* 424, *abbet* 424, 427, 434 ö., ebenso ein Fem. auf *ee*: *devisees* 550. — § 13 (55): Für lat. *au* findet sich auch *ou*, z. B. *chouse* 396, *Poul* 296, 597, *lous* 415, 433 ö. neben *loz* 417, einmal absonderliches *oi* in *poivres* 599. — § 17: *b* ist vor *l* vokalisiert auch in *oulie* 262, wo zweimal fälschlich *onlie* gedruckt ist, wie überhaupt der Herausgeber (oder der Abschreiber aus dem 18. Jahrhundert) oft *n* für *u* gelesen hat. — § 17a: *aqua* hat nicht nur *aiwe* und *eawe* ergeben, sondern auch *iawe* 568, *yawe* 461, 521, *yaue* 599, *kiawe* 508, *awe* 350. — § 21b: Neben *procurrai* findet sich auch *procurerai*, z. B. 567. — § 26: *-ellum* hat *ial* ergeben in *bial* 549; lat. *illos* zeigt sich auch in den Formen *eaus* 414, 471, *iaus* 313, 329 ö., *yas* 556, *aux* 487, *eus* 413, sogar *ous* 295, 297, lat. *ecce illos* auch in *ceus* 316, *cous* 302, 457, *sous* 407, *ceis* (*cels?*) 425. — § 32: Neben *ors* und *oirs* (heres) kommt auch *oors* 264 und *oers* 428 vor; erwähnenswert ist auch *sole* (secale) 464. — § 42: Neben *liu* und *lieu* auch *lie(s)* 329, 561 ö. und *leu* 414, 574. — § 44b: *ol* + Konson. ergiebt nicht bloſs *au*, sondern auch *ou*, z. B. *sous* 294, 301, 594, *sout* 296. — § 46: *ọ* auch *u* geschrieben, z. B. *saingnur* 325, *tenur* 341. — § 49: *jur* einmal *juer* geschrieben 444. — § 57: Für *ai* bisweilen *a*: *fat* 352, *fates* 454, *j'a* 437, *ans* 660, *anneit* 564. — § 70: Neben *mui* (*modius*) die merkwürdige Form *meu(s)* 311, 594, *meues* 454, neben *oit* (*octo*) auch *out* 352. — § 78 (Hiatus): Noch zu merken *aiwe* (Hilfe) 514, *auwe* 458, 479, 516, *aue* und *awe* 465. — § 80: Gedecktes *l* vokalisiert, aber in der Schrift erhalten in *especiaulment* 564, *leaulment* 590, 594, *loiaulment* 599, *generaulment*; die Schreibung *generaulement* läſst beinahe eine Vertauschung des Suffixes mit *-abilem* vermuten. Neben *officias* auch *officials* 425, *officiaus* 419, *officiaux* 415. — § 96a: Auslautendes *t* ist nicht immer erhalten, z. B. *acquittei*, *donei*, *nomei*, *volentei* 487, *veritei* 322, 342 ö., *quittei* 564 u. s. w.; auch gedecktes *t* ist bisweilen verstummt: *escri* 264, *doen*, *poen* 301, *enwar* 462, *ten* 561. — § 102 (die Zahl ist verdruckt): Auch im Auslaut ist *s* einigemal weggefallen, z. B. *enver* 413, 422 ö., *sen* (= *sans*) 357, dasselbe *ce* (= *sè*) geschrieben 413. — § 103 (S. 122): Neben *francement* ist noch *escevins* zu nennen 426, 428, 433, neben *che* etc. noch *cheste* 431. — § 106: Auslautendes *f* ist verstummt in *sau ce* 461. — § 109: *en le* ergiebt *el* 262, 289 und *ou*, z. B. 266, 478; dafür *o* 337, 469 und ziemlich häufig *on*, z. B. 253, 294, 295, 302, worin die altlothringische Form zu erkennen wäre, wenn nicht, wie schon erwähnt, im Cartulaire auch sonst *u* mit *n* verwechselt wäre; *en les* zweimal *eas* (?) 461. — § 113: Einen Fall, wo für das Pron. pers. *la* die in der Dialog-Übersetzung fehlende pikardische Form *le* steht, glaube ich 473, 8 zu finden (Wiese hat diese Urkunde nicht benutzt), da hier statt *ne n'elle rappellerons* wohl sicher *ne ne le rappellerons* zu lesen ist. — § 122: Auffallend auf diesem Gebiet ist die 1. Pers. Sing. *doins* 435.

— § 124: Wofür ist 552, 10 *poions* zu halten? Vermutlich ist es verschrieben für *poons*, desgleichen 419 *avens* für *aviens*. — § 125 sind nur Beispiele des Conc. Imperf. der 1. Conjug. auf *-aisse* angeführt, doch kommen auch solche auf *-asse* vor: *quitassent* 414, *reclamassent* 570, *querelassent* 622; schwerlich richtig ist *aleissent* 551. — § 126: Die eigentümliche Endung *-ont* = lat. *-averunt* findet sich noch in *raportont* 305 (v. J. 1248), *quittont clamont* 530 (v. J. 1284). — § 128: Ein *s* zeigt die 1. Pers. Sing. Imperf. Fut. in *aurois, ferois* 520 (v. J. 1284), *porrois* 623 (v. J. 1306). Sehr sonderbar ist die Endung *-et* der 3. Pers. Sing. Imperf. Fut. in *crestret, fauret, poret, deveret* 311. — § 132—136: Von *tenir* sind noch erwähnenswert die Formen *continrat* 264, *tienera* 325; von *pooir*: *puelent* 349, 436 ö., *poiet* = *pooit* 579, *puissent* 407, 408; von *faire: fisent* 399 (wo *fisont* gedruckt ist); von *mettre:* Conc. Praes. *messe* 423 neben *mette* 357, 465, Perf. *misent* 426, 455 neben *missent* 281, Conc. Imperf. neben *metist* etc. einmal *meissent* 605; *mies* (Part. Perf.) 414 ist wohl nur verschrieben; von *voloir:* Conc. Imperf. *velissent* 570; von *avoir:* Conc. Imperf. neben *euissent* auch *eussent* 612, Part. Perf. *aut* 407 f.; von *eslire:* Part. Perf. *eleuit* 597, vgl. *deceuit* 616, *euit* 621; von *rexoivre: resiut* 454. — Syntaktische und lexikographische Bemerkungen zur Sprache dieser Urkunden fehlen. Gelegentlich führe ich an, daſs das als Eigentümlichkeit der Sprache der Dialog-Übersetzung angeführte *maement* sich auch im Cartulaire findet: 304, 554 *maiment*, 311 *mehement*.

Aus der unbestreitbaren Thatsache, daſs die Sprache der Dialog-Übersetzung mit der des Cartulaire in vielen Punkten übereinstimmt, und der anderen Thatsache, daſs um die Mitte des 12. Jahrhunderts die Äbte von Orval sich die Herstellung einer reichen Bibliothek angelegen sein lieſsen, glaubt Wiese — mit gröſserer Sicherheit als vor ihm Behrens — schlieſsen zu dürfen, daſs die Übersetzung der Dialoge in der Abtei von Orval entstanden ist. Die Möglichkeit dieser Annahme ist zuzugeben, wenngleich einige der schon von Behrens geäuſserten Bedenken, besonders die in beiden Denkmälern abweichende Behandlung des Suffixes *-abilem* und der Endung der 1. Pers. Plur. Conj. Praes. (Dial. *ions,* Orval *iens*), nicht ganz so leicht wiegen dürften, wie Wiese meint. Und noch eins ist bei dieser Frage zu bedenken: schwerlich hat die Mundart der von der Abtei Orval und für sie ausgestellten Urkunden ihre Wurzeln in Orval selbst, vielmehr hat sie sich höchst wahrscheinlich der Sprache der mit ihr am meisten verkehrenden Familien und Ortschaften, insbesondere der Herren von Chiny, angepaſst. Und wenn als Entstehungszeit der Übersetzung der Dialoge nur die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts in Betracht kommt, so ist es ausgeschlossen, daſs man schon damals eine eigenartige, lokale Mundart in der erst 1131 von sieben Mönchen aus Trois-Fontaines (Dep. Haute Marne) neubegründeten Abtei gesprochen oder gar gröſsere Schriftwerke in einer solchen abgefaſst hat. Sollte es also selbst wahrscheinlich gemacht werden, daſs die Übersetzung der Dialoge in Orval entstanden ist, so bedeutet dies durchaus nicht, daſs sie in einer Orval eigentümlichen Mundart abgefaſst ist.

Was die Handschrift der Dialog-Übersetzung betrifft, so nimmt Wiese aus wohlerwogenen Gründen an, dafs wir in ihr nicht das Original, sondern eine sorgfältige Abschrift besitzen.

In dem Abschnitt über den *Sermo de Sapientia* ist sehr dankenswert die genaue Konkordanztafel, welche die Vergleichung der französischen Bearbeitung mit dem (von Suchier nachgewiesenen) lateinischen Vorbild wesentlich erleichtert. — Es folgt dann eine Aufzählung der sprachlichen Eigentümlichkeiten dieses Textes, wobei ich nur eine Angabe über das Schicksal von *bl* vermisse; ich finde im Text stets *bl* erhalten, z. B. *parmanable* 288, 40; 295, 38, *culpable* 294, 5, *couenable* 293, 16, *tresdelitables* 293, 14, *astablit* 296, 22, *floible* 287, 12; 290, 1. Undenkbar ist, was Wiese S. 156 vermutet, dafs *ciemes* 295, 30 = **seximus* ist, da Z. 36 *li sestes* folgt. — Die Erwartung einer Vergleichung der Sprache dieses Denkmals mit der der Dialog-Übersetzung bleibt unerfüllt.

In der Darstellung der sprachlichen Verhältnisse der franz. *Moralia in Job* vermisse ich § 27 (*ĕn—ăn*). Zu § b 106 sei noch bemerkt, dafs *pl* zu *bl* geworden ist in *trible* 306, 17, zu § 109, dafs sich *al* = *a la* auch vor konson. Anlaut findet, nämlich 306, 5 *al bone*. — § 132: bei *tinvet* = *tenuit* konnte auf Foersters Besprechung dieser merkwürdigen Form (S. 379 seiner Ausgabe) hingewiesen werden. Dafs *tinvet* und *vinvet* auch in anderen altwallonischen Texten enthalten ist, lehrt Meyer-Lübke, Gr. d. r. Spr. II 326, der übrigens ebensowenig wie Foerster das *i* der Stammsilbe erklärt (vgl. *tenves* aus *tenuis*), das doch nicht wie in *tins* von dem (noch erhaltenen) Endungsvokal beeinflufst sein kann. — Zu der § 136, 9 erwähnten Form *astons* (*stamus*), die an einigen Stellen fast den Sinn von *sumus* hat, ist es von Interesse zu bemerken, dafs auch jetzt noch im Wallonischen *estâ*, *estô* die Funktion von *sumus* übernimmt (Meyer-Lübke II 253).

Die Ausstattung des Buches ist angemessen; nur sind Druckfehler ziemlich häufig, was sich besonders beim Nachschlagen der angeführten Stellen unangenehm fühlbar macht; sonst legt der Zusammenhang gewöhnlich die Verbesserung nahe, selbst S. 193 Z. 12, wo statt „die Entstehungsart“ zu lesen ist „den Entstehungsort“.

Friedenau-Berlin. Arn. Krause.

F. Brunetière, Manuel de l'Histoire de la Littérature française. Paris, Delagrave, 1898. VIII, 531 S.

Dieses Handbuch besteht aus zwei parallel laufenden Teilen: dem Text, der kaum die Hälfte der einzelnen Seiten füllt, und den enger gedruckten, umfänglicheren Fufsnoten.

Der Text will eine fortlaufende Darstellung der Entwickelung des französischen Schrifttums sein; in den Anmerkungen finden sich mit Quellennachweisen versehene Charakteristiken der einzelnen Schriftsteller und litterarischen Gruppen. Doch nimmt der Text darauf nirgends ausdrücklich Bezug. Auch ist die Ökonomie dieser Anmerkungen so durch-

aus selbständig, dafs sie den Raum des Textes sprengen und inhaltlich nur selten und zufällig auf der nämlichen Druckseite mit dem Text zusammentreffen. So handelt der Text z. B. von *P.-L. Courier* auf S. 400, die Anmerkung auf S. 406; von *Lamennais* S. 404 und 412 u. s. w. Mit anderen Worten: der Verfasser bietet uns zwei Arbeiten über die französische Litteratur, von denen jede ihrer eigenen Anlage folgt und welche im Drucke deshalb viel besser gänzlich voneinander geschieden worden wären. Die Lesbarkeit des Textes, die Klarheit und Durchsichtigkeit des Ganzen hätten gewonnen, wenn nicht sowohl die einzelne Seite, als das ganze Buch in zwei Abschnitte geteilt worden wäre: 1) der Text (etwa 220 Seiten) und 2) die Charakteristiken (etwa 300 Seiten). Die typographische Verquickung, welche vorliegt, ist ungeschickt und irreführend.

In einer Vorrede äufsert sich der Verfasser über die Grundsätze seiner Darstellung.

Er befolgt nicht die übliche chronologische und materielle Einteilung des Stoffes. Statt die litterarische Entwickelung nach Jahrhunderten und nach Regierungszeiten zu scheiden, zerlegt er sie in 'litterarische Epochen', welche von litterarischen Ereignissen abgegrenzt sind, und statt Dichtung und Prosa, Lyrik und Dramatik zu trennen, läfst er in seinem Gespinst ihre Fäden ineinander laufen. Diese Auffassung ist doch wohl nicht so neu, wie der Verfasser, aus seiner Argumentation zu schliefsen, annimmt, und diejenigen, welche aus Opportunitätsgründen bei einer chronologischen Einteilung geblieben sind, die sich mehr der allgemeinen Geschichte anschliefst, sind doch wohl auch nicht so naiv, wie er glauben machen will. Zudem fällt seine Dreiteilung der litterarischen Entwickelung Frankreichs (Mittelalter 842—1498; klassische Zeit 1498—1801; Neuzeit) mit der herkömmlichen Einteilung in Jahrhunderte zusammen, so dafs das Ganze mehr als ein Streit ums Wort sich darstellt.

Die klassische Zeit wiederum zerfällt für ihn in drei Phasen: *La formation de l'idéal classique,* 1498—1610; *La nationalisation de la littérature,* 1610—1722 (*Lettres persanes*); *La déformation de l'idéal classique,* 1722—1801. Dies sind wieder die drei traditionellen Jahrhunderte der Renaissance, des Klassicismus und der Aufklärung, deren Grenzen wohl auch bisher niemand auf den 1. Januar 1601 resp. 1701 angesetzt hat. Jede zeitliche Zerstückelung eines so kontinuierlichen und komplexen Lebensvorganges, wie ihn die Litteratur darstellt, hat etwas Willkürliches, Unwirkliches. Sie ist eine Konvention, bei deren Feststellung äufsere mit inneren Rücksichten konkurrieren dürfen. Wir können Brunetière gewifs dankbar sein für seinen Versuch einer neuen Einteilung. Ihre Originalität liegt, wie man sieht, weniger in der Ansetzung neuer zeitlicher Grenzen als in einer neuen Benennung der bisherigen und dann in der neuen inneren Gliederung der letzten vier Jahrhunderte. (Hier zeigt übrigens S. 218, *Sixième époque,* eine Unebenheit gegenüber S. 166 und 528.)

Merkwürdig und interessant ist, dafs er, der Theoretiker der *genres littéraires,* die einzelnen Arten der litterarischen Schöpfungen in seiner Gesamtdarstellung nicht scheidet. Warum sollte er für sich nicht recht

haben? Aber unrecht hat er, wenn er dabei die andere Darstellungsweise als unfähig erklärt, den Misch- und Übergangsformen der litterarischen Genera gerecht zu werden. Sie ist dessen nicht nur fähig (wofür unter anderem auch frühere Bücher Brunetières den Beweis erbracht haben), sondern sie hat dazu den entschiedenen Vorzug der Klarheit und Übersichtlichkeit. Die materielle Scheidung der Darstellung nach den litterarischen Genera ist eine Fiktion wie die chronologische Trennung in Epochen: sie stehen beide im Dienste der Klarheit und Übersichtlichkeit des geschichtlichen Bildes; sie legen die Kompliziertheit und Kontinuität der Lebensvorgänge für unser Auge zurecht, das nur kleine Gruppen und Ausschnitte zu übersehen vermag.

In der entwickelungsgeschichtlichen Auffassung der litterarischen Erscheinungen will Brunetière es sich namentlich angelegen sein lassen, den ursächlichen Zusammenhang einer Schöpfung mit den vorangehenden (*l'influence des œuvres sur les œuvres*) zu erforschen. Die anderen Einflüsse (*influence de race ou influence de milieu*) wird er nur im Notfalle heranziehen, denn: *il ne faut pas multiplier inutilement les causes* (S. III).

Dagegen darf man wohl einwenden, daſs es sich hier nicht um den Nutzen, sondern um die Wahrheit handelt, und von der Wahrheit sagt der Verfasser selbst einige Seiten nachher (S. 25): '*... la vérité, qui est complexe et qu'on mutile dès qu'on veut l'exprimer trop simplement.*' Eben!

Gewiſs hat Brunetière recht, wenn er am nämlichen Orte (S. III) sagt, daſs die litterarischen Revolutionen wesentlich dadurch charakterisiert sind, daſs die Schriftsteller sich bestreben, von ihren Vorgängern abzuweichen (*faire autrement que ceux qui les ont précédés*). So hat *Stendhal* die Romantiker definiert, und *Faisons autrement!* war die Devise des jungen *Hugo*. Aber zu sagen, daſs dieses Streben nach Abweichung 'die Ursache des Wechsels der Geschmacksrichtung und der litterarischen Umwälzung' sei, ist nichts weiter als eine paradoxe Umkehrung des thatsächlichen Verhältnisses.

Billigen wird man es, daſs Brunetière den 'Übergangsepochen' gröſsere Aufmerksamkeit schenken will, jenen Epochen, welche, ohne selbst hervorragende Schöpfungen aufzuweisen, solche Schöpfungen fruchtbar vorbereitet haben. So werden Zeiten und Erscheinungen, welche von der traditionellen Darstellung in unhistorischer Weise verkürzt zu werden pflegen, zu ihrem entwickelungsgeschichtlichen Recht kommen. Umgekehrt bleiben auch bedeutende Autoren unerwähnt, wenn eine besondere Fügung ihre Werke zu keiner entwickelungsgeschichtlichen Bedeutung hat kommen lassen, wie z. B. Frau *von Sévigné* und der Herzog *St-Simon*. Gerade in dieser neuen Ökonomie der Darstellung, die vielfach gegen die überlieferte Schulauffassung verstöſst (so fällt ihr z. B. *Rollin* zum Opfer), liegt mancherlei Anregung.

Besondere Aufmerksamkeit hat der Verfasser dem bibliographischen Material seiner Fuſsnoten gewidmet. Die Charakteristik jedes einzelnen Schriftstellers beginnt mit Angaben über die Quellen und schlieſst mit Hinweisen auf die Ausgaben der Werke. In diesem bibliographischen

Teil steckt eine grofse Summe gewissenhafter Arbeit. Sie bildet in ihrer verständigen Knappheit, ihrer kritischen Anordnung und ihrer Verläfslichkeit einen sehr wertvollen Teil des Buches. Auch die ausländische Litteratur ist, freilich nicht gleichmäfsig und mit einigen auffallenden Lücken, angeführt. — Unrichtigkeiten sind selten und beruhen zum Teil wohl auf Druckversehen, so wenn S. 80 Z. 6 v. u. 1891 statt 1894 oder S. 85 Z. 9 v. u. 1574 statt 1573 sich findet oder S. 41 zu lesen steht, von Guiffreys Marot-Ausgabe sei nur Band I und II statt Band II (1875) und III (1881) erschienen u. ä. S. 88 und 91 werden die verschiedenen Ausgaben der Montaigneschen *Essais* verwechselt (die Ausgabe von 1588 und nicht die von 1595 enthält die 600 neuen Zusätze, und sie nennt sich die fünfte). Über die Originalausgabe der *Astrée* ist Brunetière nicht unterrichtet (S. 105 f.).

Der Umfang der den einzelnen Schriftstellern gewidmeten Fufsnoten soll möglichst genau (*aussi mathématiquement que j'ai pu*) der wirklichen Bedeutung dieser Schriftsteller angepafst sein. Bei weitem den meisten Raum (10 Seiten zu 45 Zeilen) füllt *Voltaire*, der somit als der bedeutendste aller französischen Autoren erscheint. Ihm folgen *Molière* und *Bossuet* (je 8 Seiten), dann *Hugo* und *Rousseau* (je 7 Seiten), hierauf *H. de Balzac* (6 Seiten), *Racine*, *Pascal* und *Lafontaine* (je 5 Seiten), *Corneille* (4 1/2 Seiten), *Fénelon* (4 1/4 Seiten), *Boileau* (4 Seiten), *Ste-Beuve* und *Lamartine* (je 3 1/2 Seiten), *Chateaubriand* (3 1/3 Seiten), *Bayle* und *Dumas fils* (3 1/4 Seiten), *Renan* und *Labruyère* (3 Seiten). Obenan stehen unter denjenigen, welche die 3 Seiten nicht ganz voll machen, *Michelet*, *Lamennais*, *Rabelais*, *Montaigne*, *Montesquieu*, *Fontenelle*, *George Sand*. Dabei läfst sich beobachten, dafs der Umfang des Textes nicht in fortlaufend gleichem Verhältnis zum Umfang der entsprechenden Fufsnoten steht. Da, wo sich die bedeutendsten Schriftsteller am meisten drängen, um die Mitte des 17. Jahrhunderts, ist der Text am kürzesten und beträgt kaum ein Viertel des Umfanges der Anmerkungen. Da also erschien dem Verfasser die zusammenhängende entwickelungsgeschichtliche Darstellung am einfachsten.

Schon diese Hierarchie zu verfolgen ist lehrreich genug. Sie ist ein eigenartiges Unternehmen, das nicht nur den Mut der eigenen Überzeugung, sondern auch eine ganz ungewöhnliche Kenntnis der Litteratur verlangt, zwei Eigenschaften, die den Verfasser bekanntlich auszeichnen. Und gewifs hat er in dieser Anordnung ehrlich nach Objektivität gestrebt und seine persönlichen Sympathien und Antipathien aus dem Spiel zu lassen ernstlich sich bemüht, seiner Überzeugung gemäfs, dafs *nos goûts personnels, en pareille affaire, n'ont rien à voir* (S. VI). Indessen kann niemand über seinen Schatten springen, und ich frage mich, ob er z. B. mit der entschiedenen Zurücksetzung, welche *Madame de Staël* auf seiner Stufenleiter erfährt (sie rangiert mit dem Herzog von *Larochefoucauld* 2 1/3 Seiten), oder mit der vollständigen Unterdrückung *Calvins* nicht gegen seinen Grundsatz verstofsen hat. Wenn er im übrigen fortfährt (S. VI): *On n'écrit point une Histoire de la Littérature française pour y exprimer*

des opinions à soi, mais, et à peu près comme on dresse la carte d'un grand pays, pour y donner une juste idée du relief, des relations et des proportions des parties, so ist das ja schön gesagt, aber einfach unausführbar, solange wir nicht für die historische Orographie ebenso allgemein anerkannte und der individuellen Schätzung entrückte Maſse haben wie für die wirkliche Bodenbeschreibung; denn auch der Maſsstab, mit welchem Brunetière miſst, ist ein persönlicher, und wenn er ihn durch Ausschaltung der Sympathie und Antipathie zu einem möglichst konstanten zu machen sich bestrebt, so sind damit in Wirklichkeit weder alle Schwankungen ausgeschlossen, noch ist derselbe zu einem allgemein gültigen geworden.

Wenn er also meint, daſs er sein Buch nicht geschrieben habe *pour y exprimer des opinions à lui,* so giebt er sich einer argen Selbsttäuschung hin. Nicht nur ist alle entwickelungsgeschichtliche Methode mit tausend Fäden an die Persönlichkeit, die persönliche Lebensanschauung gebunden, sondern trotz der Selbstdisziplinierung, mit welcher Brunetière sich der Methode unterwirft, trotz seines starken Willens, mit welchem er viel über sich vermag, reiſsen ihn sein Temperament und seine selbstbewuſste Art nicht selten zu Urteilen und Wendungen fort, welche der ruhigere Historiker mit Verwunderung unter der Feder des litterarhistorischen Kartographen findet. Brunetière verwechselt objektiv mit autoritär und — oft genug — mit paradox. Denn das augenscheinliche Behagen, ja der Eifer, mit welchem er die Meinungen anderer bekämpft, verleitet ihn zur paradoxen Formulierung der eigenen, indem er vergiſst, daſs wer *nimium probat nihil probat.*

Brunetière ist autoritär in seinem Urteile, aber nicht von verbindlicher Allgemeingültigkeit. Sein Urteil fällt in dem Maſse mehr ins Gewicht, als er intelligenter, ideenreicher, umfassender sein mag als andere, aber nicht in dem Maſse, als er es schroff und hochfahrend ausspricht. Auch so wiegt es schwer genug.

Doch wenden wir uns von den Gedanken der Vorrede zum Buche selbst.

Als Brunetière 1897 an der Johns Hopkins Universität vor einem amerikanischen Publikum die Geschichte der französischen Dichtung in neun Vorlesungen behandelte, widmete er der weltbeherrschenden mittelalterlichen Poesie Frankreichs den dritten Teil seiner Vortragszeit (vgl. *Revue des deux mondes* CXLIV S. 101). In diesem Handbuche schenkt er der mittelalterlichen Litteratur 39 Seiten: den dreizehnten Teil des Ganzen. Er charakterisiert sie mit Recht als verhältnismäſsig einförmig, unpersönlich (unkünstlerisch) und leblos — indessen ergeht er sich in augenscheinlicher Übertreibung. Dabei wird die Einförmigkeit des geistigen Lebens des Mittelalters als germanischer Herkunft erklärt, während doch sonst die Germanen in der abendländischen Litteratur vielmehr als die Träger des Individualismus erscheinen. Systematisierungen und Generalisierungen, die den geschichtlichen Vorgängen Gewalt anthun, begegnet man in Brunetières kurzer Darstellung der litterarischen Entwickelung des Mittelalters auf Schritt und Tritt: er läſst z. B. (*diffé-*

renciation des genres) den *roman* aus der *chanson de geste* durch allmähliches Überwuchern des Wunderbaren hervorgehen; *fabliau, roman de Renart* und *roman de la Rose II* sind Zeugnisse der *émancipation intellectuelle du vilain* (*différenciation des classes*), und wie das *fabliau* das Ideal des *vilain* verkörpere, so habe das *mystère* ursprünglich dasjenige des Geistlichen ausgedrückt! Da ihm nicht bekannt ist, daſs deutsche und südfranzösische 'Mysterien' des 13. und 14. Jahrhunderts mit aller Deutlichkeit auf verlorene französische Originale zurückweisen, so konstatiert er in der Geschichte der liturgischen Dramatik Frankreichs eine Lücke von zwei Jahrhunderten, die ihn an der Kontinuität ihrer Entwickelung zweifeln läſst. Der *roman de Renart* wird als allegorische Dichtung zu den Bestiarien und den *contrasti* gestellt und durchaus als eine Folge der Fabellitteratur aufgefaſst. Zu derselben allegorischen Litteratur werden auch die *Artes amandi André's* und *Jacques' d'Amiens*, dem er die *Clef d'amors* zuschreibt, gerechnet. Daneben finden sich Lücken, welche die Knappheit des Raumes nicht entschuldigt: weder die so charakteristische Übersetzungslitteratur noch die *contes dévots*, welche viel richtiger denn die *mystères* als Ausdruck der Aspirationen des geistlichen Standes aufzufassen sind, finden Berücksichtigung, und neben der Entwickelungsgeschichte des ernsten Theaters wird das Problem des Ursprungs des komischen nicht einmal erwähnt.

Mancherlei weitere Seltsamkeiten und Irrtümer bestätigen, daſs der Verfasser hier zu wenig zu Hause ist und eine zu wenig eingehende und sichere Kenntnis besitzt. Er übersieht deshalb charakteristische Merkmale und Nuancen der mittelalterlichen Litteratur. Ihre Darstellung ist für ihn denn auch eine undankbare Aufgabe. An Stelle des lebensvollen, scharfumrissenen Bildes, das sich auch auf diesen wenigen Seiten hätte entwerfen lassen, häufen sich in den Fuſsnoten unverhältnismäſsig die bibliographischen Angaben, und ergeht er sich im Text in behaglichen Ausführungen und Reflexionen, die geistreich sind, in welchen aber das mittelalterliche Schrifttum gegenüber dem Verfasser zu kurz kommt. Nicht es, sondern er führt das Wort.

Kühn ist seine Konstruktion des *esprit français* aus einer Synthese des frondierenden, satirischen *esprit gaulois*, des disziplinierten Geistes der Scholastik und jener praktischen Denkweise, welche durch die Darstellung der *idées générales* auf die Menschen wirken will. Daſs diese Neigung zum Ausdruck allgemeiner Ideen, die ja allen mittelalterlichen Litteraturen natürlich und gemein ist, dem französischen Sprachgeist in hervorragender Weise eignete, erhellt aus der Verbreitung des Französischen als Sprache der mittelalterlichen Wissenschaft. *Dante* rühmt seine leichte und gefällige Gemeinverständlichkeit (*facilior ac delectabilior vulgaritas*), nachdem es schon von seinem älteren Freunde *Brunetto* als *parleüre plus delitable, plus aornée et plus commune à toutes gens* bezeichnet worden war. Dasselbe Beiwort, *la plus delitable à lire et à oïr*, braucht im 14. Jahrhundert auch der venezianische Chronist *Martino da Casale*, und ein englischer Lehrer nennt um dieselbe Zeit die Sprache Frankreichs

die schönste, anmutigste und vornehmste, die von allen Leuten nach dem Latein am höchsten geschätzt werde. —

Zwölf Seiten sind der Litteratur des 14. und des 15. Jahrhunderts gewidmet. Ihre Schwächen charakterisiert Brunetière gut, wenn auch mit augenscheinlicher Ungerechtigkeit gegenüber den *mystères*, deren Behandlung er am liebsten ganz aus der Litteratur- in die Sittengeschichte verwiese. Er wirft ihnen sogar Mangel an Handlung vor. Zwei Figuren fesseln seine Aufmerksamkeit etwas länger: *Commines* und *Villon*. Die Charakteristik des Letzteren ist vortrefflich: hier steht der Verfasser ersichtlich auf sichererem Boden wie nun auch in den folgenden Abschnitten.

Sie gelten der Litteratur der letzten vier Jahrhunderte, welche Brunetière seit zwei Jahrzehnten mit einer Beharrlichkeit, einem Ernst, einem Scharfblick durchforscht hat, die eine Fülle neuer Anregungen gebracht und ihn zu einem Führer der litterarischen Kritik in Frankreich gemacht haben. Auch diejenigen, die seine starre Lehre nicht annehmen können, haben viel von ihm empfangen und anerkennen, dafs er, wie kein zweiter, berechtigt aber auch verpflichtet ist, die Geschichte der neuern Litteratur seines Vaterlandes zusammenhängend darzustellen. Daran darf uns auch die Einsicht nicht hindern, dafs Brunetières Theorie von den *genres littéraires* eine blofse naturwissenschaftliche Metapher ist und dafs die hierauf gebaute Biologie — *'les genres se fatiguent, ils s'épuisent, ils meurent ... ils se méconnaissent* (S. 258) — ein Mythus ist wie ein anderer — wie derjenige zum Beispiel, den die Sprachforschung einst gekannt und verwendet — *la vie des mots* — und nun glücklich überwunden hat. *'Dieu,'* ruft *P.-L. Courier* im *Pamphlet des pamphlets* aus, *'délivre-nous du malin et du langage figuré — Jésus, mon sauveur, sauvez-nous de la métaphore!'* Dieser Erlösungswunsch wird an Brunetière wohl nicht mehr in Erfüllung gehen.

Auch in diesem der neueren Litteratur (1498—1875) gewidmeten Hauptteile des Buches (gegen 500 Seiten) macht sich ein oft gewaltthätiges Schematisieren bemerkbar. Es hat dieses Schematisieren manche Seltsamkeit, manche augenscheinliche Schiefheit im Gefolge, veranlafst manche künstliche Zusammenstellung (z. B. S. 250 ff.) und allerlei Rhetorik; es führt zu völligen Widersprüchen. Aber unter der Feder eines so belesenen Litterarhistorikers wird es auch vielfach fruchtbar; es setzt manche litterarische Beziehungen in ein neues Licht und birgt für den kundigen Leser darin reiche Anregung. Das Schema (*La déformation de l'idéal classique* 1722—1801) führt Brunetière z. B. dazu, Taines Ansicht zu bekämpfen (S. 320), nach welcher der *esprit classique* in der Aufklärungslitteratur kräftig weiterlebt. Diese Bekämpfung veranlafst Brunetière, nachdrücklich hervorzuheben, worin der Geist des 17. vom Geiste des 18. Jahrhunderts verschieden ist, was man mit Nutzen, wenn auch nicht ohne Vorbehalt lesen wird — aber damit ist Taine nicht widerlegt, wie Brunetière meint, der wenige Seiten zuvor (294 f.) Thatsachen, auf welchen Taines Urteil beruht, selbst betont und seiner eigenen Lehre damit widerspricht. Beide,

Taine und Brunetière, systematisieren eben, von verschiedenen Grundanschauungen ausgehend. Jeder hat von seinem Standpunkt aus recht und *duobus litigantibus tertius gaudet — et quæstum facit.* Wo indessen Brunetières Systematisierung auf linguistisches Gebiet führt (S. 262), da ist nicht viel Belehrung zu holen.

Widerspruch erweckt insbesondere die ungerechte Beurteilung der *Ménippée*; die nach berühmten Mustern gebildete unhistorische Auffassung der Reformation (*'rien ne saurait être plus erroné ni d'une philosophie plus superficielle que de se présenter la Réforme comme analogue en son principe à la Renaissance'* S. 70), die ihm, dem sehr katholischen Romanen, als 'germanisch' zuwider ist; das oberflächliche Reden vom Gongorismus (z. B. S. 144); die Übertreibung der Wirkung der *Provinciales*; die augenscheinliche Animosität, mit welcher die Aufklärer behandelt werden. Die Behauptung, daſs die zehn letzten Bände der *Encyclopédie* (1765) diejenigen seien, *qui contiennent les articles les plus audacieux et les plus violents* (S. 343 f. 321 n.), paſst zwar in Brunetières System, ist aber leichthin ausgesprochen in einem Augenblick, da der Verfasser vergessen hatte, daſs diese zehn Bände verstümmelt sind (Grimms Litterar. Korrespondenz, Januar 1771).

Reicher an Anregung als der Text sind die Charakteristiken, welche die Fuſsnoten enthalten, und sie wären es in noch höherem Grade, wenn sie glücklicher redigiert wären. Diese Fuſsnoten haben die Form von Notizen, nach welchen Brunetière seine Vorträge an der École Normale oder anderswo gehalten haben mag: durch Gedankenstriche auch äuſserlich zerhackt, bieten sie das Bild einer Gedächtnishilfe für den Redner Brunetière. Für den Leser büſsen sie dadurch erheblich an Wert ein. Oft kann man den Gedanken des Redners aus diesen apokalyptischen Sätzen bloſs erraten; oft ist auch das nicht möglich. Wenn es z. B. S. 61 am Schlusse der Charakteristik Ronsards heiſst: *Le dernier amour de R. et les 'Sonnets pour Hélène'*, so ist damit bloſs konstatiert, woran wir auch sonst nicht zweifeln würden, daſs der Redner die *Sonnets pour Hélène* am Schlusse seines Vortrags einst nicht vergessen hat — was soll das dem Leser nützen oder, um im Stile Brunetières zu reden: was ist der sociale Zweck eines solchen hand- und fuſslosen Satzes und so vieler anderer, ähnlicher. Es ist ein holperiger, verdrieſslicher Pfad, der durch das reiche Arbeitsfeld dieser Fuſsnoten führt, und die Stimmung des Wanderers wird auch durch die etwas schwerfälligen Scherze nicht verbessert, die der Verfasser sich hie und da erlaubt. Z. B. (S. 55):

Formation de la Pléiade — Origine du nom: la Pléiade astronomique, mythologique, alexandrine, française; — et de faire attention qu'en français comme en grec il faut qu'une Pléiade contienne plus de six et moins de huit noms.

Das ist ja ganz wie in dem legendären Vorlesungsheft des ungenannten Professors, das die gelegentliche Randbemerkung tragen soll: 'Hier pflege ich einen Witz zu machen.' Zur Sache mag man übrigens Ste-Beuve, *Nouv. Lundis* XIII, 277 n., vergleichen.

Eine Einbuſse an unmittelbarer Verwendbarkeit erleiden Text und

Anmerkungen auch dadurch, dafs Brunetière seine Verweise fast immer auf die summarische Angabe des angezogenen Werkes beschränkt, ohne die bestimmte Stelle durch Angabe der Seite zu bezeichnen. Solche Verweise machen mehr Staat, als dafs sie nützen.

Zu den französischen Schriftstellern, die ihre Leser durch Eleganz und Feinheit des Stils erfreuen, gehört Brunetière nicht. Er schreibt schlecht, d. h. nachlässig und schwerfällig. Es ist nicht jene *'négligence apparente mais étudiée du style'* Racines, von welcher er S. 193 sagt, dafs *les étrangers ne la voient pas*; sondern es ist eine mühselige Holprigkeit, von deren Stöfsen sogar das Sprachgefühl des *étranger* blaue Flecke bekommen kann.

La langue est une œuvre d'art, las man jüngst in der *Revue des deux mondes* in einem Artikel, den Brunetière gegen das neueste grammatische Toleranzedikt des Unterrichtsministers gerichtet hat. Das vergisst Brunetière indessen in der Behandlung, die er selbst der Sprache angedeihen läfst: er ist in seiner Darstellung durchaus unkünstlerisch.

Dafs er dabei im Stil dieses *Manuel de l'histoire de littérature française* die Wendungen der gesprochenen Rede geflissentlich nachahmt (z. B. *et comptez, de leurs traits les plus caractéristiques, essayez de compter combien il y en aurait de perdus pour nous!* S. 43; *qui donc l'a dit, quel moraliste ou quel prédicateur, La Bruyère ou Bourdalone, qu'à l'origine de toutes les grandes fortunes on trouvait communément des choses qui font frémir?* S. 51; *et, s'il dit vrai, comme je le crois, de quels termes, je le demande, plus flatteurs, mais plus profanes, pourrait on se servir?* S. 260), das erscheint allerdings als eine studierte Ungezwungenheit. Sie geht soweit, dafs der Redner des *Manuel* z. B. regelmäfsig ein nonchalantes *deux ou trois* hinwirft, wenn er drei sagen will (S. V; 93; 161; 268; 442), wie denn die Einförmigkeit seiner stilistischen Mittel (z. B. dieser *puisqu'aussi bien, c'est qu'aussi bien, à moins peut-être que,* mit welchen die Sätze ineinander geschachtelt werden) augenfällig ist. Den Ruhm einer *facilior ac delectabilior vulgaritas* würde Brunetière seiner Muttersprache nicht verschafft haben.

Sein Buch darf statt *Manuel* mit mehr Recht ein *Discours* (S. V) genannt werden: ein *Discours sur l'histoire littéraire française* im Text, der eine ganze Schar unausgewachsener, oft embryonaler *discours* an der Leine der Fufsnoten mit sich führt — oder schleppt.

Statt eines solchen *Discours* hätten wir freilich lieber eine Geschichte der neueren französischen Litteratur gehabt, die nicht den Anspruch erhöbe, Anforderungen der Rhetorik zu genügen. Wir würden einen Erzähler dem Orator vorgezogen haben, umsomehr, da Brunetière, um auf den Spuren des *Discours sur l'histoire universelle* Bossuets zu wandeln, die Eloquenz fehlt. Und es fehlt ihm auch noch eine andere Kunst, in welcher die von ihm so sehr bewunderten Schriftsteller des 17. Jahrhunderts Meister waren: die Kunst der Komposition, sonst hätte er nicht ein in seinen Teilen so unharmonisches Buch ausgesandt.

Wer die Mühe auf sich nimmt, es zu studieren, sich durch die schwer-

fälligen Sätze des Textes durchzulesen und das Orakel der Fufsnoten geduldig zu befragen, der wird es nicht ohne wirkliche Bereicherung seines Wissens und nicht ohne fruchtbare Anregung aus der Hand legen. Wie alle litterarhistorischen Arbeiten Brunetières ist eben auch diese kenntnis- und ideenreich.

Zürich. H. Morf.

Fredrik Wulff, La rythmicité de l'alexandrin français, esquisse (Lunds Universitets-Årsskrift. Band 36. Afdeln. 1. N:r 6). Lund, Imprimerie E. Malmström, 1900. 79 S. 4.

Der Verfasser, der schon in mehr als einer lehrreichen Schrift Ergebnisse aufmerksamer Prüfung romanischen und germanischen Versbaues veröffentlicht hat, beschäftigt sich hier im wesentlichen nur mit dem französischen Alexandriner, mit dem er den altfranzösischen sechssilbigen Vers, die Hälfte jenes, zusammenfafst. Ist er geneigt, in einer Einschränkung des Hiatus-Verbotes und in einer sauberen Scheidung der dumpfen, für accentfreie Stellen des Verses vorzubehaltenden von den wirklich stummen, für den Versbau nicht in Betracht kommenden *e* einen Fortschritt zu erblicken, so lehnt er dagegen das neuerlich versuchte Bilden von Silbenreihen, deren Mafs kein Ohr mehr zu erfassen vermag, ja auch schon den Alexandriner mancher Neueren ab, der gar keine ständige innere Gliederung mehr erkennen läfst. Er fafst den französischen Alexandriner als eine Reihe von eigentlich zweimal je vier rhythmischen Iamben, von denen aber jedesmal der vierte durch eine Pause vertreten ist, woraus sich die Schwierigkeit oder, wenn man lieber will, die, je weiter man in die Vergangenheit hinaufgeht, um so entschiedenere Seltenheit des *rejet* (in der Versmitte) und des *enjambement* (am Versende) ergebe. Wird sich schon für die angenommene ursprüngliche Länge des Verses niemals mehr als höchstens Denkbarkeit darthun lassen, so sind von allem Anfange an der Abweichungen von der 'normalen' oder 'idealen' iambischen Bewegung so viele — Herrn Wulffs eigene fleifsige Statistik lehrt es —, dafs man es keinem verdenken kann, der von solchem 'Ideal' absieht, eine Norm nur in den Pausen und in der Betonung der sechsten und der zwölften Silbe sieht und höchstens noch darauf hinweist, dafs eine gleichzeitige Betonung auch der fünften und der elften nicht gewöhnlich sei; vielleicht darum nicht, weil eine kaum zum Bewufstsein kommende Scheu vor einem weniger bestimmt ins Ohr fallenden Schlusse des Halbverses davon abhielt, vielleicht auch darum nicht, weil die Betonungsverhältnisse des Französischen überhaupt einem Zusammentreffen zweier gleich stark betonter Silben innerhalb eines ununterbrochenen Redegliedes nicht günstig sind. Dafs der Zusammenhang zwischen dem (metrischen) asklepiadeischen Vers der Alten und dem Alexandriner ein unmittelbarer sei, wogegen S. 20 und 25 Einspruch erhoben wird, hat wohl niemand behauptet; wodurch man sich die Verbindung hergestellt denken könne, habe ich im Versbau[3] S. 97 Anm. gesagt. Den Wünschen, die Herr

Wulff mit Bezug auf die Pausen in der Mitte und am Ende des Verses äußert, kann man sich wohl anschließen; ob jedoch die französischen Dichter wirklich zu der Praxis früherer Zeiten zurückkehren werden, wird man abwarten müssen. Nachdem die Franzosen ihre dichterische Nahrung Jahrhunderte hindurch vorzugsweise in der Form von Alexandrinern regelmäßigen Baues empfangen haben, hören sie vielleicht, wenigstens innerlich, bestimmter, als wir uns das vorstellen, den Rhythmus dieser Verse neben dem äußerlich gehörten ganz anders gegliederter Silbenreihen und empfinden vielleicht eine gewisse angenehme Reizung ihres rhythmischen Gefühls gerade da, wo andern aller Rhythmus zu fehlen scheint. Mit der rhythmischen Auffassung der sehr zahlreichen von dem Verfasser angeführten Verse ist wohl auch nicht jeder einverstanden; teilt er selbst schon mit (S. 69 Anm.), daſs einer seiner Schüler bei Prüfung des nämlichen Werkes zu anderen Prozentzahlen für die verschiedenen Arten des Alexandriners gelangt sei als er, so dürfte leicht ein dritter Beobachter sich von beiden nicht wenig entfernen; mir wenigstens scheint, der Verfasser setze oft Betonung an, wo bloſs Länge, oft sogar, wo nicht einmal diese anzuerkennen sei, und er schreibe manchem Worte eine rhythmische Geltung in zusammenhängender Rede zu, die es nur in der Vereinzelung haben kann. — Ich erwähne noch, daſs die Gliederung 8 + 4 des zwölfsilbigen Verses (S. 20) lange vor Tisseur Gunst gefunden hat (Versb.³ 98), gleichwie für die spanischen Zwölfsilbler (die aber nach französischer Zählweise Elfsilbler sind) mit regelmäßiger Betonung der zweiten, der fünften, der achten und natürlich der elften Stelle man über Lope beträchtlich hinaufgehen kann zu Cervantes in der Galatea und zu Juan de Mena (s. Baist im Roman. Jahresbericht IV, I, 309). Die S. 47 Anm. 1 beigebrachten Verse, wo die 'normale' Pause in die Mitte eines Wortes fallen würde, rühren nicht von Sully Prudhomme her, der sich dergleichen, glaube ich, nicht erlaubt, sondern von Th. de Banville (Versb.³ 112).

Berlin. Adolf Tobler.

Karl Voſsler, Poetische Theorien in der Frührenaissance. Berlin, Emil Felber, 1900. 88 S. 8 (Litterarhistorische Forschungen herausgeg. von Schick und Waldberg, XII. Heft).

'Der Wert der Arbeit ... kann nur in der Synthese liegen. Meine Absicht war, auf Grund einer möglichst sorgfältigen und vollständigen Ausbeute des Materials, die Entwickelung der poetischen Anschauungen in gedrängtem Zusammenhang zu geben.' So der Verfasser in seinem Vorwort. Diejenigen, die an dem Titel 'Poetische Theorien' Anstoſs nehmen [1], hätten sich bei dieser Erklärung seiner Absichten beruhigen können. Es ist ja gefährlich, von 'Theorien' einer so frühen Zeit zu reden, weil wir bei 'Theorie' leicht nur an ausgereifte, zum System gruppierte Begriffe denken. Eine systematische Poetik aber gab es sogar am Ende der

[1] So, wenn ich mich nicht irre, ein Referent der Revue critique.

von Vofsler behandelten Periode noch immer nicht: 'Man begnügte sich mit dem Wenigen, was das Altertum bot, d. h. mit der Epistel des Horaz an die Pisonen und gelegenheitlichen Äufserungen anderer Schriftsteller, denn auf die Poetik des Aristoteles wurde man erst gegen Ende des Jahrhunderts aufmerksam' (S. 83).

Der Verfasser hätte sein Büchlein also vielleicht besser 'Theoretische Anschauungen über Poesie u. s. w.' genannt. Doch das ist eine Äufserlichkeit; Hauptsache bleibt, dafs er sein Ziel erreicht hat: wir haben hier eine sorgfältige, wenngleich im Stil etwas trockene, Darstellung der historischen Entwickelung vor uns.

Diese führt nach Vossler vom Dichter-Theologen über den Poeta Orator zum Poeta Rhetor und Philologus. Kapitel I: Das Zeitalter Dantes; II: das Petrarcas; III: die ersten Humanisten. Als Endtermin nimmt er die Todesjahre des Lorenzo Valla (1457) und des Poggio Bracciolini (1459) an. Die Fortsetzung soll eine Geschichte der poetischen Theorien in der Hochrenaissance bringen.

In dem Begriffe vom 'Dichter-Theologen', dem Typus, als dessen vornehmster Vertreter Dante erscheint, mischt sich Mittelalterliches und Modernes. Er ist der Weise, der Philosoph und — da Philosophie und Theologie eins sind — der Theologe; andererseits strebt er — und das ist eine Neuerung — nach stofflicher Universalität. Komisch-Realistisches, Lascives wird zwar praktisch gestaltet, aber unter dem Einflufs der Kirche theoretisch verpönt. Antike und Mittelalter stimmen nicht überein: dort wird das All zum Menschen, hier zu Gott in Beziehung gesetzt; die Brücke zwischen den beiden Anschauungen schlägt für den Poeta Vates der beginnenden Renaissance die allegorische Deutung, welche das Heidnische zum Vorläufer des Christlichen zu stempeln weifs. Nicht mehr in den Grenzen der engeren Heimat, des Standes hält sich der Dichterruhm; er wird zur fama im antiken Sinne. Der Poet teilt auch Ruhm aus, indem er würdige Thaten und Menschen besingt. Dazu bedarf er der Rhetorik, Metrik, Grammatik, Musik: der ästhetischen Mittel. Universalität der Sprache, Klassizität des Stils wird konsequent nur von der gelehrteren Richtung gefordert: Geri d'Arezzo, Benvenuto dei Campesani, Lovato, Mussato, Ferreto halten am Latein fest. Die Vulgärsprache findet ihren reformatorischen Kritiker und Förderer in Dante.

Vofsler bemerkt selbst, dafs die Gleichstellung des Vulgare mit dem Latein zwar von Dante praktisch durchgesetzt, aber theoretisch noch nicht ausgesprochen wurde (S. 29). Dante stand auf einsamer Höhe, und man kann in vielen Dingen sich nicht auf ihn als Repräsentanten seiner Periode berufen. Wenn Vofsler unter anderem als Charakteristikum der nächsten Epoche bezeichnet, dafs nun das Latein auf den Thron erhoben wurde (S. 88), so liefse sich erwidern, dafs schon zu Dantes Zeit — theoretisch wenigstens, und darauf allein kommt es doch hier an — diese Sprache die Herrscherin, das Vulgare die Magd und höchstens geduldet war.

Die Anschauungen der auf Dante Folgenden destilliert Vofsler besonders aus ihrem kritischen Verhalten gegenüber der Commedia. Unter

dem steigenden Einfluſs der Antike geraten die philosophisch-theologischen Aufgaben des Dichters ins Hintertreffen; im Vordergrunde stehen die Bemühungen, durch Poeme 'für das Andenken historischer Ereignisse und Personen Sorge zu tragen.'

Hier wieder ein Schwanken: praktisch wurde diese Forderung immer mehr erfüllt; daſs sie theoretisch jemand formuliert habe, sagt auch Voſsler nicht (— denn Giovanni del Virgilio mit seinen direkten Vorschlägen an Dante [S. 28 f.] kommt doch wohl für die Zeit Petrarcas nicht in Betracht). Ja, die Theorie setzt sich sogar in Widerspruch zur Praxis: Vulgärdichter und Humanisten, beide hielten es für ratsam, 'die alten Theorien vom theologischen Charakter der Dichtkunst ... auszubauen, plausibel zu machen' (S. 48)! 'Der ganze Unterschied ist nur: daſs es früher einmal einen gegeben hatte, der mit diesen Anschauungen wirklich Ernst machte, und daſs jetzt niemand mehr so leicht weder in sich, noch im Publikum die Kraft der Überzeugung fand, um etwas wie die göttliche Komödie zu schreiben.' Was hilft's, daſs diese Theorie nicht mehr den thatsächlichen Verhältnissen entsprach? Wir haben es doch hier eben mit der Theorie zu thun, nicht mit den thatsächlichen Verhältnissen. Der Dichtertheologe der früheren Epoche verwandelt sich freilich in Wirklichkeit zum Poeta Orator, aber theoretisch (vgl. S. 53) wird, teils aus Eitelkeit, teils aus Gewissensangst, dem Glauben gegenüber, am Begriffe des Poeta Vates festgehalten. Wie es meistens gewesen ist: die Kunstübung eilt voraus, die Kunsttheorie hinkt nach; die umgekehrte Folge, wie bei Arno Holz in der neuesten deutschen Litteratur, gehört zu den Ausnahmen. —

Das Kunstmittel der Allegorie wird in der zweiten Periode nicht mehr so hoch gehalten; um so höher die Eloquenz. Diese ist Selbstzweck und wichtiger als der Inhalt. Die typische Meinung seiner Zeit vertritt Petrarca besser als Dante die der vorangegangenen. Auch Boccaccio weiſs sich auf die Länge den theoretischen Postulaten seines Freundes nicht zu entziehen.

Die Humanisten, z. B. Niccoli, benehmen sich den drei groſsen Toskanern Dante, Petrarca, Boccaccio gegenüber oft recht schulmeisterlich. Der Poeta Orator hat sich nun ganz zum Poeta Philologus entwickelt; für den Schriftsteller ist die sprachliche und stilistische Technik das Wichtigste; Rhetorik wird zum Haupterfordernis; formale Qualitäten lassen sogar sittliche Mängel des Stoffes vergessen. Die Form vermag jeden Stoff zu veredeln. Damit wird das Gebiet des Niedrig-Komischen auch theoretisch zugänglich. Ein Werk ist ästhetisch schön, wenn alle seine Redeteile zueinander passen, die convenientia decens zeigen. Diese Forderung schlieſst die Verwerfung zu starker Kontraste in sich; sie schafft die theoretische Grundlage eines Klassizismus. Die Tyrannei der Antike sucht alle abweichenden Ideale zu unterdrücken; vom Poeten verlangt man humanistische Bildung. Doch auch jetzt noch 'werden die alten Theorien, die wir schon bei Mussato kennen lernten, wieder ausgepackt' (S. 66). Es giebt nichts Zäheres als Kunst-Theorien.

Man wird im grofsen und ganzen die Darstellung dieser Entwickelung als zutreffend bezeichnen können und einen Mangel nur darin erblicken, dafs Vofsler nicht immer scharf genug den Gegensatz zwischen Theorie und Praxis hervorhebt. Mitunter weichen diejenigen Anschauungen, die Vofsler als Extrakt aus der — oft ganz naiven — Kunstübung der Autoren gewinnt, bedeutend ab von den als Anschauungen deutlich formulierten. So gerät er zuweilen aus dem Besonderen ins Allgemeine, aus der Geschichte der ästhetischen Begriffe in die Geschichte der Litteratur hinein.

Breslau. Richard Wendriner.

Camille Flammarion, Lectures choisies. Für den Schulgebrauch ausgewählt und erklärt von Oberlehrer Dr. W. Elsässer. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung, H. Heyfelder, 1900. VIII, 130 S. 8⁰. Bahlsen und Hengesbachs Schulbibliothek.

Diese Auszüge aus '*Merveilles célestes*', '*Sur la pluralité des mondes habités*' und aus den kleineren Schriften Flammarions haben das Eigenartige, dafs sie Poesie mit Naturwissenschaft in populärer Form verbinden. Mancher Kollege wird Geschmack genug daran finden, um die Lektüre etwa in einer Sekunda mit seinen Schülern zu versuchen und sich mit ihnen in diese poetisch-astronomischen Betrachtungen der Sonne, des Mondes, der Sterne, der Kometen u. s. w. zu vertiefen. Eine Luftschifffahrt von Paris nach Solingen (550 K.) in 12 1/2 Stunden bietet viel Interessantes, wie auch der Abschnitt über den Ausbruch des Krakatoa-Vulkans. Die Anmerkungen geben auch dem in der Astronomie wenig Bewanderten die nötige sachliche Auskunft und sind nach dem Urteil eines sachverständigen Physikers zweckentsprechend abgefafst.

Berlin. W. Mangold.

Conteurs contemporains. Neun Erzählungen von A. Theuriet, A. France, P. Loti, V. Sardou, E. Zola. Für die Schule ausgewählt, bearbeitet und erklärt von Dr. J. Hengesbach, Oberlehrer. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung, H. Heyfelder, 1900. XII, 136 S. 8⁰. Bahlsen und Hengesbachs Schulbibliothek.

Die hier gebotenen Stücke scheinen mir für die Schule von verschiedenem Wert zu sein. Geeignet sind gewifs die Abschnitte aus Theuriet, wenn sie auch keine hervorragenden Schönheiten bieten: '*Souvenirs de collège*' aus *Années de Printemps* bietet Scenen aus der Jugendzeit des Verfassers, die 'Forelle' (aus Contes pour les jeunes et les vieux), die der Gourmand einem armen Mädchen opfert, und die gestohlenen 'Pfirsiche' (aus denselben), die dem abgefafsten Subalternbeamten seine Stellung kosten, indem sie zugleich sein Glück begründen, lesen sich ganz niedlich, wie auch Sardous schreckenerregende 'Granate', die sich als von Schokolade

herausstellt. Im Stile des historischen Romans folgt *Fuite et arrestation de Louis XVI.* aus *'La Chanoinesse'*, das ebenfalls Interesse erweckt. Anatole Frances *'L'Aube'* aus *'L'Étui de nacre'* bietet eine Scene aus dem Beginne der Revolution, für deren Philosophie der Lehrer wohl erst das Verständnis wecken mufs. Lotis grofsartige Realistik in der Beschreibung des Todes des neunzehnjährigen Silvestre Moan aus *Pêcheurs d'Islande* wird ihren Eindruck auf jugendliche Gemüter nicht verfehlen. Ob es aber recht ist, die Jungen alle Qualen Louis Roubieus in Zolas *Inondation* (aus *Le Capitaine Burle*) mit durchmachen zu lassen, wenn er durch die Überschwemmung in fürchterlichem Kampfe mit dem Element seine ganze Familie, etwa ein Dutzend Kinder und Kindeskinder, zu Grunde gehen sieht, das möchte ich bezweifeln, so spannend und grofsartig auch die fürchterlichen Scenen geschildert sind.

Die Anmerkungen sind knapp gehalten (17 S.) und geben, soweit ich sehe, das Nötige, nur selten wohl auch etwas mehr. Ausdrücke, wie 'j'ai mon compte', 'allez!' 'donner au diable' u. dgl. brauchen kaum für Schüler der Oberklassen erklärt zu werden. In Anm. 93, 27 ist *veille* statt *veillée* gedruckt.

Berlin. W. Mangold.

Ph. Rofsmann, Ein Studienaufenthalt in Paris. Ein Führer für Studierende, Lehrer und Lehrerinnen. Zweite, umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage, herausgegeben unter Mitarbeiterschaft von A. Brunnemann. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, 1900. VIII, 126 S. 8.

Das Buch will den angehenden oder schon im Lehrerberuf thätigen Neuphilologen, die in Paris ihre Sprachkenntnisse erweitern und vertiefen und zugleich einen Einblick in die materielle und geistige Kultur des französischen Volkes thun wollen, ein Führer und treuer Berater in Bezug auf alle Fragen sein, die für das Leben in dem fremden Lande und bei der Verfolgung des angegebenen Zweckes in Betracht kommen.

Manche Kapitel könnten auf den ersten Blick überflüssig erscheinen. Da das Buch trotz seines Reichtums den gewöhnlichen Reiseführer, den Baedeker, nicht überflüssig machen will noch kann, so fragt man wohl nach der Berechtigung des Abschnittes II, 1: 'Unterkommen', mit der Angabe von Gasthöfen, Pensionen u. s. w., der sich hier wie dort findet. Die Wiederholung erklärt sich aus den besonderen Zwecken, die der Philologe verfolgt. Er will ja nicht nur seinen Mitteln entsprechend gut unterkommen, sondern ein Heim finden, das ihm auch für Ohr und Zunge Vorteile bietet. Da dies gerade in Paris besondere Schwierigkeiten macht, ist es dem Verfasser zu danken, dafs er hier reiche eigene Erfahrungen und die Ratschläge, die andere Reisende unseres Standes, z. B. in den 'Neueren Sprachen', gaben, verwertet hat. Auch die Kapitel III, 5 und 6, die einen kurzen Blick auf die neueste französische Litteratur und auf die Entwickelung der französischen Malerei, Skulptur, Architektur und

Musik werfen, möchte ich nicht missen, selbst wenn sie Vorgeschritteneren nichts Neues bieten sollten. Ihre Berechtigung ergiebt sich zunächst aus den weiten Kreisen, an die das Buch sich seinem Titel nach wendet; dann werden sie, da sie auch die neuesten Strömungen auf allen diesen Gebieten behandeln, auch dem schon Kundigen noch von Nutzen sein; endlich haben sie vor den oft banalen entsprechenden Angaben der gewöhnlichen Reiseführer das voraus, daſs sie aus dem selbsterworbenen, auf eigener Anschauung beruhenden Wissen und Urteil eines geist- und geschmackvollen Mannes stammen.

Trotzdem der Titel nur von Paris spricht, findet Verfasser in der Einleitung Zeit und Gelegenheit, auch für die Provinzuniversitäten Frankreichs, ferner für die Schweiz und Belgien schätzenswerte Winke zu geben. Die in Grenoble, Nancy und Caen, Genf, Lausanne und Neuchâtel eingerichteten Ferienkurse legen ja die Frage nahe, welche Vorteile und Nachteile diese Orte im Vergleiche miteinander und mit der Hauptstadt Frankreichs bieten. Roſsmanns Erwägungen sind umsichtig und führen zu einer kaum anfechtbaren Empfehlung von Paris. Auch die Fragen, wann, wie oft zu reisen sei, welche Mittel, welche Vorbereitungen eine Studienreise erfordere, werden behandelt, haben aber für die meist von äuſseren Verhältnissen sehr abhängigen Philologen zum Teil nur ein theoretisches Interesse. Manchmal auch möchte man widersprechen. So ratsam es sein mag, 'schon im zartesten Kindesalter die fremde Sprache mit einer Bonne zu üben', möchte ich für meine Kinder, selbst wenn ich einen künftigen Philologen unter ihnen witterte, von diesem Mittel keinen Gebrauch machen, da ich vor allen Dingen wünsche, daſs sie eine wirkliche Muttersprache bekommen, eine, in der sie, wenn sie einmal eigene Gedanken haben sollten, diese auch in eigener Weiſe auszudrücken verstehen.

Der Stoff verteilt sich in der durch den Zweck des Buches gegebenen Weise. Der eine Teil behandelt die Gelegenheiten zu Hörübungen (Vorlesungen, Vorträge, Versammlungen, Theater, Predigten, Schulen) und zu Sprechübungen (Familienverkehr, Teilnahme an Vereinssitzungen, Privatstunden, die man besonders in Aussprache und Vortrag nehmen könnte, Stundenaustausch) und geht dann insbesondere auf die Ferienkurse der Alliance Française ein. Der andere Teil will zur Erlangung von Realkenntnissen behilflich sein, indem er einesteils zu eigener Beobachtung anleitet, andererseits die Verhältnisse schildert, die man kennen muſs, um überhaupt in Verkehr zu treten und Gelegenheit zu Beobachtungen zu gewinnen. Die hierauf bezüglichen Kapitel über 'die Pariser Familie, Geselligkeit, Umgangsformen, Volkscharakter und Volksgeist' zeigen ein feines Verständnis für die Eigenheit unseres Nachbarvolkes und werden sich dem Reisenden von eben so groſsem Nutzen erweisen wie die schon erwähnten Abschnitte über Litteratur und Kunst und die ferneren über Unterrichts- und Erziehungswesen, Zeitungen und Bücher. Zu allen Abschnitten ist eine reiche Litteratur angegeben, die ein Weiterarbeiten nach allen Richtungen hin ermöglicht.

Ein Buch, das so viele in stetem Flusse befindliche Verhältnisse be-

handelt, kann in Einzelheiten natürlich bald berichtigt und ergänzt werden. So (zu S. 37) spielt Mme Sarah Bernhardt nicht mehr in den Boulevardtheatern, sondern hat ihre eigene Bühne am Châteletplatze, wo provisorisch die Opéra Comique untergebracht war, und glänzt daselbst als 'Hamlet' und in Rostands 'l'Aiglon'. Das Theater Gymnase (S. 38) gab im vorigen Jahre nur wertlose Rühr- und Spektakelstücke und diente dann dem durch die Comédie Française verdrängten Odéon als Asyl. Um die Stücke der a. a. O. genannten Verfasser zu sehen, die wenigstens ernst ein ernstes, neues Problem behandeln, mufs man ins Théâtre Antoine gehen, das nicht nur seines Programms, seines Spiels, sondern auch seiner verhältnismäfsigen Billigkeit (5 fr. fauteuil d'orchestre) wegen sehr zu empfehlen ist. Derartige Verhältnisse sind so beständigem Schwanken unterworfen, wie die Tendenzen der Zeitungen (S. 119 ff.), besonders der kleineren, die von Konsortien gekauft und verkauft werden und unter dem alten Namen wechselnden Interessen dienen.

Habe ich auf einen Druckfehler im Namen der Marguerite de Navarre (S. 90 u.) und auf den sicher nicht beabsichtigten Gegensatz zwischen 'Unbemittelten' und 'Gebildeten' (S. 59 u.) hingewiesen, so sind die kleinen Bemerkungen, die ich zu dem sorgsam gearbeiteten und warmer Empfehlung werten Buche zu machen habe, nahezu erschöpft.

Berlin. Theodor Engwer.

Carl von Reinhardstoettner, Vocabolario sistematico e guida della conversazione italiana. Methodische Anleitung zum italienisch Sprechen nach Dr. Karl Ploetz' 'Vocabulaire systématique'. Zweite Auflage neu bearbeitet von Professor Romeo Lovera, Docent an der Handelshochschule in Venedig, vorher in Leipzig. Berlin, F. A. Herbig, 1900. VII, 323 S. 8°.

Wer die an schiefen und gespreizten Ausdrücken überreiche und obendrein durch zahlreiche grobe Schnitzer verunzierte 1. Auflage mifsmutig in die Ecke geworfen, der wird heute diese Neubearbeitung (leider erst nach 32 Jahren!) aus berufener Feder mit aufrichtiger Freude begrüfsen. Hier ist, was wahrlich not that, gründlicher Wandel geschaffen worden! In seiner jetzigen Gestalt kann das Buch mit einigem, gleich näher zu begründendem Vorbehalt nur empfohlen werden. Die Auswahl der Vokabeln ist im allgemeinen zu billigen; doch ist mir aufgefallen, dafs einige Abschnitte recht lückenhaft sind. Besonders das so wichtige Kapitel des Verkehrs läfst manches zu wünschen übrig. Das Fernsprechwesen mit *telefono* und *telefonare* abzumachen, ist nicht angängig; bei der Telegraphie sucht man vergebens nach *eine Depesche aufgeben, das Formular, dringendes Telegramm, Antwort bezahlt, Telegraphenstange, Depeschenbote,* und bei der Eisenbahn fehlen nun gar Ausdrucke wie *Handgepäck, Freigepäck, Billetschalter, Rundreisebillet, Zeitkarte, abstempeln lassen, Zug versäumen, sitzen bleiben, einsteigen!, umsteigen!, Anschlufs haben, Eckplatz, Rauch-, Damencoupé, Nichtraucher, Speisewagen, Schlafwagen, Bahnhofswirtschaft,*

Bahnübergang u. a. m. Dagegen sticht es seltsam ab, wenn wir in dem viel zu breiten Kapitel der Tiere erfahren, wie auf italienisch heifst die *Bisamrüsselmaus*, der *Ai*, das *Wasserschnabeltier*, der *Fregattenvogel*, die *Schlupfwespe*, der *Scheckfalter*, der *Flohkrebs*, die *Kreiselschnecke*, die *Porzellanschnecke*, das *Wellhorn*, die *Dreispaltmuschel*, der *Nummulit* u. s. f. Die Vokabeln sind meistens treffend übersetzt. Im einzelnen mufs entschieden noch nachgefeilt werden, wie die folgenden, auf Stichproben beruhenden Bemerkungen darthun mögen:

p. 11 Anm. heifst es, Speisesaal oder Speisezimmer, selbst wenn es ganz klein ist, sei stets *sala da pranzo*. Durchaus nicht! Der Mittelstand hat wie bei uns ein Efszimmer, so in Italien einen *salotto da desinare;* p. 13 *affacciarsi alla finestra* bedeutet nicht sich zum Fenster hinauslegen (*spenzolarsi dalla fin.*); p. 17 *lampada* bezeichnet nicht allgemein die Lampe, sondern die aufgehängte Lampe. Die auf dem Tisch stehende Lampe ist *lume*. p. 22 *canocchiale* oder besser *cannocchiale* ist kein Operngucker (der ist immer für zwei Augen!), sondern Fernrohr, Fernglas. p. 31 *afferrare* heifst nicht fassen, sondern wie *agguantare* packen. p. 33 Anm. *i ręni* sind nur die Nieren, nicht auch die Hüften, während *le ręni* das Kreuz bezeichnen. p. 41 alle Stunden einen Efslöffel voll doch nicht *un cucchiaio ad ogni ora*, sondern *una cucchiaiata ogni ora*. p. 45 Witze machen heifst nicht *dire parole di spirito*, sondern *dire spiritosaggini* oder *fare barzellette*. p. 57 er versteht Spafs doch nicht *egli comprende gli scherzi* (er begreift sie!), sondern *regge la celia*. p. 63 *bacchettone* ist dasselbe wie *pinzochero* (Frömmler); der Begriff des Scheinheiligen (*religioso ipocrita*) ist viel mehr mit *bigotto* verbunden. p. 73 Anm. ein fleifsiger Schüler heifst häufiger *uno scolare studioso* als *un allievo attivo* (rührig). p. 82 Anm. *spende più di quello che le sue circostanze* (lies *condizioni!*) *gli permettono*. p. 109 trauen vom Pfarrer *sposare*, nicht *maritare*. p. 115 nicht *è diventato pastore*, sondern *si è fatto pastore*. p. 138 *branda* ist nicht Pritsche (*pancaccio*), sondern Feldbett, Klappbettstelle. p. 179 Pfänderspiel heifst nicht *giuoco dei pegni*, sondern *giuoco di pegno*. p. 183 er ist überfahren worden ist mit *è stato investito sotto le ruote* recht unglücklich wiedergegeben; man pflegt zu sagen *è rimasto sotto un legno*. p. 220 Wallach ist nicht *puledro*, sondern *castrone*. p. 221 Anm. 3 '*Montone*, nicht *pecora* bezeichnet italienisch die Gattung. *Un greggie di montoni*.' Das trifft nicht zu! Man sagt auch im Italienischen ganz allgemein *un branco di pecore*, ohne sich an das Geschlecht der Tiere zu kehren.

In der angehängten Fraseologia ist noch manches steif und gewunden und gehört der Schriftsprache an, während doch hier die alltägliche Ausdrucksweise in ihrer Frische und Lebendigkeit zur Geltung kommen sollte. Beim Durchblättern bin ich auf folgende Versehen gestofsen. p. 243 abgemacht! ist nicht *è fatto!* sondern *siamo intesi!* Dagegen würde 'So, das wäre abgemacht' heifsen *ecco fatto!* p. 245 Er hat um die Tochter des Hauses angehalten ist in der Umgangssprache unbedenklich, nicht aber *egli ha chiesto in matrimonio la figlia della casa;* es mufs heifsen *la figlia*

della padrona di casa. p. 276 nicht *non so dove mi sta la testa,* sondern *dove io abbia la testa.* p. 287 *andare a Firenze* heifst doch nicht nach Florenz abreisen, und ebensowenig *viaggia in Italia* er macht eine Reise nach Italien! p. 290 Das wird mir sauer werden! ist keineswegs *m'affaticherò molto;* ohne Bild könnte man sagen *mi riuscirà duro,* mit Bild *sarà per me un osso duro!* p. 303 Er überhört immer meine Lektion ist — in dem vom Verf. gemeinten Sinne — ebensowenig Deutsch, wie *Fa sempre recitare la mia lezione* Italienisch ist. Im Deutschen mufs *mir* eingeschoben werden, und auf italienisch sagt man *mi risente sempre la lezione.* p. 309 *non ha mantenuto* (nicht *tenuto!*) *la parola* oder *non è stato di parola.*

Hier und da trifft man auf seltsame deutsche Ausdrücke und Wendungen. p. 5 Anm. 'doch ist diese Unsitte zu vermeiden und *ihn* in der dritten Pers. Sing. mit *Lei* anzusprechen.' p. 16 das Federbett aufrühren. p. 17 Wachszündholz. p. 27 das Häkel statt der Häkelhaken. p. 92 Luftabzug für *colpo d'aria.* p. 95 es glatteist. p. 120 Anm. 1 *il presidente dà* (erteilt nicht *läfst!*) *la parola.* p. 124 ein aufgekommener roher Mensch. p. 248 der Gefangene hat ausgebrochen. p. 158 nach Diktieren schreiben. p. 275 er ist wie ein Kind im Hause; so sagt zwar auch Reinhardstoettner, aber das *ein* mufs doch weg. Ebenfalls aus der 1. Aufl. ist übernommen: im Brief das Datum zurücksetzen; einfacher und klarer vordatieren!

In wohlthuendem Gegensatz zur 1. Auflage ist die Ausstattung des Buches eine gediegene und der Druck sorgfältig überwacht. Bisher ist mir nur aufgefallen p. 145 sinitra; p. 195 Höcker; p. 313 Tru.

Berlin. Oscar Hecker.

Lezioni italiane. Kurze praktische Anleitung zum raschen und sicheren Erlernen der italienischen Sprache für den mündlichen und schriftlichen Gebrauch von A. Scanferlato. Leipzig, Teubner, 1899. IV, 219 S. 8°. Geb. 2 M.

Auf der sogenannten vermittelnden Methode beruhend, sucht dieses Werkchen das im Titel angegebene Ziel — 'rasch' und 'sicher' wären besser fortgeblieben! — ohne gänzliche Aufgabe der Grammatik hauptsächlich dadurch zu erreichen, dafs in fortschreitender Entwickelung nur Stoffe des täglichen Lebens in den einzelnen Lektionen verarbeitet werden. Die Übungsstücke bieten meist ein zusammenhängendes Ganzes. Um den Schüler vor den schlimmen Folgen des mechanischen Übersetzens aus der Muttersprache zu bewahren, wird er, wo erforderlich, von vornherein mit der abweichenden italienischen Ausdrucksweise bekannt gemacht. Die 'zum Verständnis der Sprache notwendigen Regeln' (andere dürfte es doch wohl kaum geben!) werden nicht, in bestimmte Abschnitte gegliedert, planmäfsig entwickelt, sondern an 'geeigneter Stelle' zur Erklärung angeführt, natürlich nur in ihren Grundzügen und in anspruchsloser Fassung. In seiner Eigenart — der Verf. will mit seinem Buch 'keine schulmäfsige Grammatik, sondern ein Lehrbuch' bieten — ist es nicht übel angelegt

und wird manchem Freunde dieser Methode willkommen sein. Ob es für den Anfänger brauchbar sein kann, scheint mir fraglich; seinem Gedächtnis werden gleich von der I. Lektion an (56 Vokabeln!) beträchtliche Anstrengungen zugemutet. Dagegen könnte wohl der vorgeschrittene, grammatikalisch schon leidlich feste Schüler aus den nicht ohne Geschick zusammengestellten Übungsstücken für Erweiterung seines Phrasenschatzes Vorteil ziehen und auch in italienisches Leben und italienische Verhältnisse einen oberflächlichen Einblick gewinnen.

Im einzelnen wäre manches zu rügen. Vor allem müsste das Kapitel der Aussprache besonders in Anbetracht der rein praktischen Ziele des Buches eine Erweiterung und Vervollkommnung erfahren. Der im ganzen gut gewählte Vokabelschatz müfste auf wenig übliche oder gar unrichtige Ausdrücke hin sorgfältig durchgesehen werden. Aufgefallen ist mir z. B. *lo spagnoletto* statt des Femininums (p. 17); *il fulminante* für Streichholz (ebenda); *il colombo* statt des weit gebräuchlicheren *piccione* (p. 22); *uova à la coq* (!) statt *uova bazzotte* (p. 30); *vestito* statt *costume da bagno* (p. 114). Auch an dem Italienisch der Übungsstücke müfste noch gefeilt werden. So ist z. B. zu beanstanden p. 67 *regolare la sveglia per le quattro* (statt *mettere la sveglia alle quattro*); p. 82 *Non hai veduto adesso lo zio a passare* (statt entweder *non hai veduto passare ora lo zio* = hast du nicht eben den Onkel vorbeikommen sehen? oder *non hai veduto ora lo zio che passava,* hast du nicht eben den Onkel, wie er vorbeikam, gesehen?). Gleich darauf: *Vallo a chiamare, finchè io pago, e così andremo a casa insieme* statt *mentre pago.* p. 119 *non può andare in figura con questo freddo* statt *non può andar fuori in vita con qu. fr.* p. 153 *glie lo posso saper dire subito* statt entweder *glie lo posso dire subito* oder *glie lo saprò dire subito;* auf derselben Seite: *ho ancora quest' ultimo esemplare soltanto* statt *non mi resta che quest' esemplare* oder *quest' è l'ultimo esemplare ch'io abbia.* Sehr unangenehm wirkt die fehlerhafte Anwendung des Passato remoto, wo auf eine eben vollendete Handlung Bezug genommen wird; so p. 97: *Brava! cantò molto bene,* während doch hier nur *ha cantato* möglich ist. Ebenso p. 98: *Ecco finito! Gli artisti sono tutti bravi, la messa in scena fu* (statt *è* oder höchstens *è stata*) *spettacolosa, ma trovai* (!) *che i cori hanno stonato un poco.* Über die Rolle des Diphthongs *uo* scheint sich der Verf. gar nicht klar zu sein, denn auf p. 181 Anm. sagt er im Hinblick auf Verben wie *muovere* und *scuotere*: 'Alle diese Zeitwörter, welche *uo* in der ersten Silbe haben, werden gern auch ohne das *u* gebraucht: *movo, scoto, commoverò* etc.'; und auf p. 182 Anm. heifst es: '*cuocere* und *nuocere* (ausgesucht nur diese beiden!) verlieren das *u* des Diphthongs, wenn die Betonung auf eine andere Silbe übergeht.'

Berlin. Oscar Hecker.

Verzeichnis

der vom 9. Dezember 1900 bis zum 14. Februar 1901 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

Wyld, H. C., Law in language; an inaugural address delivered at University College, Liverpool, on the third of March 1900. University press of Liverpool, 1900. 27 S.

The American journal of philology. XXI, 3; whole no. 83 [Report: The journal of Germanic philology].

Krumbacher, Karl, Die Moskauer Sammlung mittelgriechischer Sprichwörter (Separat-Abdruck aus den Sitzungsberichten der philos.-philol. und histor. Klasse der Kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften, 1900, Heft III). S. 339—464. 8. 6 Tafeln.

Groscurth, F., Das Fremdwort in der lateinlosen Schule. Ein nach Stämmen zusammengestelltes Verzeichnis der gebräuchlichsten Fremdwörter. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1901. 146 S.

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. Red. von M. Haberlandt. Wien, Gerold. VI, 3, 4 [F. Höft, Zur Geschichte des Museums für deutsche Volkstrachten in Berlin. — J. Žak, Die Bauernfiedeln der Iglauer Sprachinsel. — A. John, Beiträge zum Volksaberglauben im Egerlande. — J. Blau, Inmann und Bauer in den Ortschaften der Pfarre Rothenbaum. — K. Reuschel, Das geistliche Kartenspiel. — F. Branky, Das Bärentreiben. — E. Lilek, Familienleben in Bosnien und Herzegowina. — Kleine Mitteilungen. Ethnographische Chronik. Litteratur]. VI, 5, 6 [H. Mayerhofer, Rekrutenlieder vom niederösterr. Flachland. — M. Bayerl, Jugendspiele. — E. Lilek, Familien- und Volksleben in Bosnien. Schlufs. — R. Kaindl, Beiträge zur Volkskunde des Ostkarpathengebiets. — Mitteilungen, Chronik, Litteratur]. VI, Supplementheft 1 [J. R. Bünker, Heanzische Kinderreime. — F. P. Piger, Kinderreime und Kindersprüche aus der Iglauer Sprachinsel].

Schweizerisches Archiv für Volkskunde ... herausgeg. von Ed. Hoffmann-Krayer. IV, 4 [E. Bufs, Die religiösen und weltlichen Festgebräuche im Kanton Glarus. Mme Ceresole-de Loës, Chansons valaisannes. S. Meier, Volkstümliches aus dem Frei- und Kelleramt. G. Jenny, Volkslegende von Notker Balbulus. Gottfried Kefsler, Bestallung des Scharfrichters Leonhard Vollmar zu Wil. — Miscellen. Bücheranzeigen. Fragekasten].

Köhler, Reinhold, Kleinere Schriften, herausgegeben von J. Bolte. Berlin, Felber, 1900. II. Band: Zur erzählenden Dichtung des Mittelalters, mit einem Bildnis Köhlers und zwei Abbildungen. XII, 700 S. M. 16. III. Band: Zur neueren Litteraturgeschichte, Volkskunde und Wortforschung, mit drei Abbildungen. XV, 659 S. M. 16.

An English miscellany presented to Dr. Furnivall in honour of his seventy-fifth birthday. Oxford, Clarendon press, 1901. VII, 500 S. 21 sh.

[G. Saintsbury and Stopford A. Brooke, To F. J. Furnivall. — H. C. Beeching, A note upon Waller's distich. — J. Bradley, Some prehistoric river-names. — A. Brandl, On the 'Dictes and sayings of the philosophers'. — J. W. Bright, Concerning grammatical ictus in English verse. — K. D. Bülbring, E and æ in the Vespasian psalter. — P. Butler, A note on the origin of the liturgical drama. — V. A. Craigie, The gospel of Nicodemus and the York mystery plays. — J. Earle, The place of English in education. — E. Einenkel, On the history of the x-genitive in the English language. — O. Elton, Judith 1—121. — E. Flügel, Nicholas Udall's Dialogues and interludes. — M. Th. Förster, Two notes on Old Engl. dialogue literature. — R. Garnett, The romance of the lily. — J. Gollancz, The quatrefoil of love. — F. B. Gummere, The sister's son. — J. M. Hart, Rhetoric in the translation of Bede. — G. Hempl, The Engl. river-names Rea, Ree, Rhee etc. — J. B. Henneman, Barnfield's ode 'As it fell upon a day'. — C. H. Herford, A scene from Ibsen's 'Love's comedy'. — F. Holthausen, Emendations to the text of Havelok. — J. J. Jusserand, A note on pageants and 'scaffolds hye'. — W. P. Ker, Panurge's English. — F. Kluge, Ags. etymologies. — E. Koeppel, Tautological compounds of the Engl. language. — A. F. Leach, Some Engl. plays and players 1220—1548. — J. Lee, Shakespeare and the Elizabethan playgoer. — M. H. Liddell, A new source of the 'Parson's tale'. — H. Logeman, This two too solid flesh. — M. W. MacCallum, The authorship of the early 'Hamlet'. — W. S. McCormick, Another Chaucer stanza? — F. J. Mather, On the date of the 'Knight's tale'. — A. Matthews, The word 'vendue'. — W. E. Mead, Colour in the Engl. and Scot. ballads. — G. C. Moore Smith, Shakespeare's 'King John' and 'The troublesome raigne'. — E. E. Morris, The physician in Chaucer. — L. Morsbach, An Engl. deed of 1376. — A. S. Napier, Contributions to Old Engl. literature: 1) An O. E. homily on the observance of Sunday. 2) The Franks caskel. — G. Neilson, Three footnotes. — G. Paris, 'Sir Amadas et Idoine'. — F. G. Powell, Beowulf and Watanabe-no-tsuna. — R. Priebsch, John Audelay's poem on the observance of Sunday. — W. W. Skeat, 'Andreas' and 'Fata apostolorum'. — W. H. Stevenson, The introduction of English as vehicle of instruction in Engl. schools. — H. Sweet, A source of Shelley's 'Alastor'. — P. Toynbee, Benvenuto da Imola and his commentary on the 'Divina commedia'. — A. W. Ward, 'Tewrdanck' and 'Weisskunig' and their historical interest. — R. Wülker, The Early Engl. Text Society in Germany. — Bibliography of F. J. Furnivall. — The commemoration of Dr. Furnivall's birthday. — List of subscribers]. Im Reichtum des Festbandes spiegelt sich der Reichtum von Furnivalls Lebensarbeit.

Schönbach, A. E., Gesammelte Aufsätze zur neueren Litteratur in Deutschland, Österreich, Amerika. Graz, Leuschner, 1900. XVII, 443 S.

Neubürger, Emil, Nachklänge. [O. O.], Mahlau, 1900. 342 S. 8. [Von den vielen kurzen Aufsätzen über litterarische Dinge, die in dem Band vereinigt sind und denen einiges Humoristische in Prosa sowie ein paar Gedichte beigefügt sind, seien erwähnt 'Neue Hamlet-Erklärungen', 'Shakespeares Othello und Julius Caesar', 'Goethe und Walter Scott', 'Paul Louis Courier', 'Christian Friedrich Dietz, der Vater der rom. Philologie' (der Verfasser hat 1845—6 Vorlesungen bei D. gehört), 'Lazar Geiger'.]

Litteraturblatt für germ. und rom. Philologie. XXII, 1. Januar 1901.

Modern language notes. XV, 8. Dec. 1900 [A. Schinz, The reform of French orthography. — V. Valentin, Die Antezedentien der Helena in Goethes Faust. — J. Heiss, Abroad. — Reviews etc.]. — XVI, 1. Jan. 1901 [H. K. Schilling, Das Wort sie sollen lassen stahn und kein Danck dazu haben. — B. L. Bowen, Inaccuracies in Eugénie Grandet. — F. A. Wood, Some derived meanings. — F. Klaeber, A few Beowulf notes. — Reviews etc.].

Die neueren Sprachen ... herausgegeben von W. Vietor. VIII, 8 [Rudolf Lenz, Über Ursprung und Entwicklung der Sprache. Mit besonderer Berücksichtigung von Jespersens Progress in language (I). K. A. Martin Hartmann, Wie haben sich die Lehrer der französischen Sprache in Deutschland zum Erlasse des französischen Unterrichtsministers Georges Leygues vom 31. Juli d. J. betr. Vereinfachung des Unterrichts in der französischen Syntax zu stellen? — Berichte, Besprechungen, Vermischtes]. 9 [R. Lenz, Über Ursprung u. s. w. (II). J. Ackerknecht, Zur Aussprache des Schriftdeutschen (I). — Berichte, Vermischtes].

The modern language quarterly. III, 1. July 1900 [K. Breul, H. A. Buchheim. — G. A. Atkins, The Goethefeier at Frankfurt a. M. — L. Winstanley, Spenser and puritanism. I. — F. Byse, Milton on the continent. — G. C. Moore Smith, The diary of a schoolgirl of 80 years ago. — H. J. Chaytor, 'La creation du monde'. — L. Wiener, The Tartar myth. — W. W. Skeat, The vox and the wolf. — G. C. Moore Smith, 'A blood'. — A. Cerf, Some remarks on the change of gender of German nouns. — Reviews. Correspondence]. — III, 2. Dec. 1900 [L. Delbos, Prof. Max Müller. — L. Winstanley, Spenser and puritanism. II. — W. W. Skeat, The authoress of the 'Flower and the leaf'. — W. W. Greg, Webster's 'White devil'. — H. J. Chaytor, On the disposition of the rimes in the sestina. — M. E. Marriage, Marlbruck. — F. A. Sandbach, The 'Nibelungenlied' in English. — Reviews. Correspondence].

Sweet, H., The practical study of languages, a guide for teachers and learners. With tables and illustrations quotations. London, Dent, 1899. XIV, 278 S.

Walter, M., Die Reform des neusprachlichen Unterrichts auf Schule und Universität. Mit einem Nachwort von W. Vietor. Marburg, Elwert, 1901. 24 S.

Jakobsen, J., Faerøske folkesagn og aeventyr udgivne for samfund til udgivelse af gammel Nordisk litteratur. 3 haefte. Kopenhagen, Möller, 1900. S. 321—480.

Arnold, R. F., Die deutschen Vornamen. Wien, Holzhausen, 1900 (Vortrag, gehalten im Wissenschaftl. Klub, 9. Febr. 1900). 28 S.

Waag, A., Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes. Auf Grund von H. Pauls 'Deutschem Wörterbuch' in den Haupterscheinungen dargestellt. Lahr i. B.. Schauenburg, 1901. XVI, 200 S.

Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerischen Sprache ... bearbeitet von A. Bachmann, R. Schoch, H. Bruppacher und E. Schwyzer. XLII. Heft (Band IV. Bogen 110—119). Frauenfeld, Huber, 1900. 4.

Vogt, F., Die schlesischen Weihnachtspiele. Mit Buchschmuck von M. Wislicenus, sowie 4 Gruppenbildern der Batzdorfer Weihnachtspiele (Schlesiens volkst. Überlieferungen. Sammlungen und Studien der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, herausgeg. von Voigt. Bd. I). Leipzig, Teubner, 1901. XVI, 500 S. M. 5,20.

Minor, J., Goethes Faust, Entstehungsgeschichte und Erklärung. Bd. I: Der Urfaust und das Fragment. 378 S. Bd. II: Der erste Teil. 288 S. Stuttgart, Cotta, 1901.

Herrmann, M., Jahrmarktsfest zu Plundersweilen, Entstehungs- und Bühnengeschichte, nebst einer kritischen Ausgabe des Spiels und ungedruckten Versen Goethes, sowie Bildern und Notenbeilagen. Berlin, Weidmann, 1900.

Ottilie von Goethe und ihre Söhne Walther und Wolf in Briefen mit persönlichen Erinnerungen von Jenny von Gerstenberger. Stuttgart, Cotta, 1901. 223 S. M. 2.

Hügli, Dr. Emil, Die romanischen Strophen in der Dichtung deutscher Romantiker. Zürich, Zürcher u. Furrer, 1900 (Abhandlungen herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich. VI). VII, 102 S. 8. M. 2,25.

Hoffmann von Fallersleben, Unsere volkstümlichen Lieder. 4. Aufl., herausgeg. und neu bearbeitet von K. H. Prahl. Leipzig, Engelmann, 1900. VIII, 348 S. M. 7.

Prem, S. M., Adolf Pichler, der Dichter und Mensch. Mit einem Bildnis. Innsbruck, Wagner, 1901. 100 S.

Albrecht, O., Die Jugendlitteratur der Gegenwart. Mit 8 Farbendruckbildern. Aus der Praxis. Leipzig, Kempe, 1901. 28 S.

Englische Studien, XXVIII, 3. [W. Wetz, Zur Beurteilung der sog. Schlegel-Tieckschen Shakespeare-Übersetzung. — A. Kroder, Studien zu Shelley's 'Epipsychidion'. — E. Koeppel, Tennysoniana. — Besprechungen, Miscellen.]

Anglia, Beiblatt. XI, 11 u. 12. Dez. 1900.

Grieb-Schröer, Englisch-deutsches und deutsch-englisches Wörterbuch. 33. Lief. [Fluh — groſs]. Stuttgart, Neff. à M. 0,50.

Old English gloſses edited by Arthur S. Napier (Anecdota Oxoniensia, mediaeval and modern series, part XI). Oxford, Clarendon Press, 1900. XLII, 303 S. 4.

Kuhnke, B., Die allitterierende Langzeile in der me. Romanze Sir Gawain and the green knight (Studien zum germ. Allitterationsvers, IV). Berlin, Felber, 1900. 88 S. M. 4.

Jacob's well. An English treatise on the cleansing of man's conscience edited from the unique ms. about 1440 a. d. in Salisbury Cathedral by Arthur Brandeis (Early Engl. text society, 115). London, K. Paul etc. 1900. XVI, 313 S. 10 sh.

Haber, J., John Heywood's 'The spider and the flie'. Ein Kulturbild aus dem 16. Jahrhundert (Schick u. Waldbergs Litterarhist. Forschungen, XV). XI, 113 S. M. 3.

Grumbine, H. C., The misfortunes of Arthur by Th. Hughes and others, edited with an introduction, notes and glossary (Schick u. Waldbergs Litterarhist. Forschungen, XIV). Berlin, Felber, 1900. 265 S. M. 7.

Jürgens, G., Die 'Epistolae Ho-Elianae'. Ein Beitrag zur engl. Litteraturgeschichte (Marburger Studien zur engl. Philol., I). Marburg, Elwert, 1901. 87 S.

Selections from the poetry of Lord Byron ed. with an introduction and notes by F. J. Carpenter. New York, Holl, 1900. LVIII, 412 S.

Tennyson's The princess. Edited with introduction and notes by A. S. Cook. Boston, Ginn, The Athenaeum Press, 1900. XLVI, 187 S.

Collection of British authors. Tauchnitz edition. à M. 1,60.

vol. 3462: A. Hope, Quisanté.
„ 3463: M. Betham-Edwards, A Suffolk courtship.
„ 3464—5: O. Conan Doyle, The great Boer war.
„ 3466: A. Morrison, Cunning Murrell.
„ 3467—8: Humphrey Ward, Eleanor.
„ 3469—70: F. M. Crawford, In the palace of the king.
„ 3471: F. Anstie, The brass bottle.
„ 3472—3: M. Hewlett, The life and death of Richard Yea-and-nay.
„ 3474: W. W. Jacobs, A master of craft.
„ 3475: R. Broughton, Foes in law.
„ 3476: An English woman's love-letters.

Velhagen und Klasings Sammlung franz. und engl. Schulausgaben. English authors.

Lief. 60 B: Collection of tales and sketches I. [G. Eliot, R. Haggard, Ouida, A. Forbes, J. Jerome, M. Twain], herausgeg. von E. Groth. 1898. 101 S. geb.; Anm. 21 S. M. 0,75. — Wörterbuch 0,30.

Lief. 61 B: E. Freemann, History of the Norman conquest of England, herausgeg. von F. Glauning. 1897. 116 S. geb.; Anm. 26 S. M. 1. — Wörterbuch M. 0,30.

Lief. 62 B: Collection of longer English poems. I. [Th. Moore, Cowper, S. T. Coleridge, Percy's Reliques, Goldsmith], herausgegeben von M. Benecke. 150 S. geb.; Anm. 52 S. M. 1,20. — Wörterbuch M. 0,20.

Lief. 63 B: Collection of tales and sketches II. [Mrs. Craik, J. Payn, H. James, R. L. Stevenson, J. A. Froude]. 1893. 130 S. geb.; Anm. 29 S. M. 0,90. — Wörterbuch M. 0,30.

Lief. 68 B: Ch. Dickens, A child's history of England, selected chapters, herausgegeben von H. Engelmann. I. 1897. 118 S. geb.; Anm. 46 S. M. 1. — Wörterbuch M. 0,20.

Lief. 69 B: R. Southey, The life of Nelson, herausgeg. von O. Thiergen. 1897. 160 S. geb.; Anm. 37 S. — Wörterbuch M. 0,20.

Lief. 72 B: A history of English literature, für den Schulgebrauch bearb. von K. Feyerabend. Mit 29 Abbildungen. 1899. 187 S. geb.; Anm. 60 S. M. 1,30. — Wörterbuch M. 0,20.

Lief. 73 B: Anthology of English poetry. Sammlung englischer Gedichte. Herausgeg. von A. Benecke. 1899. 333 S. geb. M. 1.60. — Wörterbuch geh. M, 0,75.

Lief. 75 B: The story of English literature, herausgeg. von Johanna Bube. 176 S. geb.; Anm. 22 S. M. 1.20. — Wörterbuch M. 0,30.

Irving, Washington. Vier Erzählungen, für den Schulgebrauch herausgeg. von Péronne. Einl., Text, Anm. und Wörterverzeichnis (Freytags Sammlung franz. und englischer Schriftsteller). Leipzig, Freytag, 1901. 239 S. Geb. M. 2.

Stretton, Hesba, Alone in London. Für den Schulgebrauch mit Anm. und einem Wörterbuch herausgegeb. von H. Nehry. 2. Aufl. (Modern English writers I.) Wolfenbüttel, Zwifsler, 1900. 96, 34 S. Geb M. 1.

Picturesque and industrial England, für den Schulgebrauch herausgeg. von J. Klapperich. Einl., Text, Anm. und Wörterverzeichnis. Mit 27 Abbildungen und 2 Karten (Freytags Sammlung franz. und engl. Schriftsteller). Leipzig, Freytag 1900. 216 S. Geb. M 2.

Hope, A. R., Young England, für den Schulgebrauch herausgeg. von J. Klapperich. Einl., Text, Anm. und Wörterbuch. Mit 5 Abbildungen (Freytags Sammlung franz. und engl. Schriftsteller). Leipzig, Freytag, 1900. 128 und 70 S. M. 1,10.

Kron, R.. English letter writer. Anleitung zum Abfassen englischer Privat- und Handelsbriefe. Karlsruhe, Bielefeld. 51 S. M. 2.

Englische Übersetzungsbibliothek. Nr. 1: Schiller, Wilhelm Tell, zum Übersetzen ins Englische bearb. von Ph. Hangen. 5. Aufl. 185 S. — Nr. 2: Ein Lustfpiel von Benedix. 156 S. — Nr. 3: Benedix, Doktor Wespe. 8. Aufl. 160 S. Dresden, Ehlermann, 1901. à M. 1.20.

Zauner, Dr. Adolf, k. k. Realschulprofessor in Wien, Romanische Sprachwissenschaft. Leipzig, Göschen, 1900. 167 S. kl. 8. M. 0,80.

Romania ... p. p. P. Meyer et G. Paris. 1900 Octobre. 116 [A. Longnon, Un vestige de l'épopée mérovingienne. E. Galtier, Byzantina. P. Meyer, Le psautier de Lambert le Bègue. C. Salvioni, A proposito di *amis*. — Mélanges: P. Toynbee, Tartar Cloths (Inferno XVII, 14).

A. Longnon, Les deux Coquillart. A. Johnston, Tuscan *mente* and *mento*. R. J. Cuervo, *Acudia*. Ch. Joret, Norm. *écaré*. — Comptes rendus: Festgabe für Hermann Suchier (G. P.). Bruckner, Charakteristik der german. Elemente im Italienischen (C. J. Cipriani). Le Bestiaire de Ph. de Thaün p. p. Walberg (G. P.). Le Chevalier à l'épée p. p. Armstrong (G. P.). Juan Manuel, Libro de los enxemplos herausgeg. v. Knust (M. Goyri). — Périodiques. Chronique].

Revue de philologie française et de littérature ... p. p. L. Clédat. XIV, 4 [L. Clédat, L'arrêté ministériel du 31 juillet 1900 relatif à la simplification de l'enseignement de la syntaxe française. L. Vignon, Les patois de la région lyonnaise; le pronom sujet féminin de la 3e personne. Ch. G., Note sur deus prononciations populaires. — Comptes rendus. Chronique].

Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur ... herausgegeben von Dr. D. Behrens, Professor an der Universität Gießen. XXII, 6. 8 [Referate und Rezensionen].

Velhagen und Klasings Sammlung französischer und englischer Schulausgaben. Bielefeld u. Leipzig, 1897, 1899, 1900. Kl. 8. Geb.

Prosateurs français.

99 B. Pariser Skizzen und Erzählungen aus Les vrais riches par François Coppée. In Auszügen und Anmerkungen von Prof. Dr. Arnold Krause. X, 101, 44 S. M. 1 (Wörterbuch 78 S., M. 0,30).

101 B. L'invasion, souvenirs et récits par Ludovic Halévy ... herausgegeben von Emil Tournier. V, 117, 36 S.

104 B. La science amusante par Arthur Good ... herausgegeben von Dr. Gustav Ramme. VI, 86, 27 S. M. 0,75.

108 B. Journal d'un officier d'ordonnance par le comte d'Hérisson ... herausgeg. von Prof. Dr. Arnold Krause. VII, 134, 62 S. M. 1,10 (Wörterbuch 76 S., M. 0,30).

111 B. A travers Paris. Aus Originaltexten zusammengestellt ... herausgeg. von Prof. Dr. Arnold Krause. VI, 193, 77 S. M. 1,30 (Wörterbuch 62 S., M. 0,30).

113 B. La roche aux mouettes par Jules Sandeau ... herausgeg. von Dr. Karl Strüver. VIII, 60, 25 S. M. 0,75 (Wörterbuch 37 S., M. 0,20).

114 B. Guerre de 1870/71, récits mixtes par Chuquet, Hérisson, Bézier, Halévy, Mme Boissonnas, Doussaint ... herausgeg. von Prof. Dr. Arnold Krause. IV, 118, 46 S. M. 1 (Wörterbuch 41 S., M. 0,20).

115 B. Livre de lecture et d'instruction pour l'adolescent par G. Bruno ... herausgeg. von Dr. Fr. Auler. IV, 123, 18 S. M. 1 (Wörterbuch 51 S., M. 0,20).

118 B. Paris sous la Commune, scènes et épisodes par Montrevel, Du Camp, Évrard, De Lano, A. Daudet, d'Hérisson, Mendès ... herausgegeben von Prof. Dr. Arnold Krause. V, 98, 42 S. M. 0,90 (Wörterbuch 39 S., M. 0,20).

119 B. Au bord du lac par Émile Souvestre ... herausgeg. von Direktor Dr. P. Huot. VI, 114, 27 S. M. 1 (Wörterbuch 49 S., M. 0,20).

120 B. Moscou und Le passage de la Bérézina par Ségur ... herausgeg. von Dr. K. Strüver. XIV, 114, 46 S. M. 1,10 (Wörterbuch 42 S., M. 0,20).

Poètes français.

5 B. François Coppée. Auswahl von 40 Gedichten ... herausgeg. von Dr. Rose. VIII, 88, 28 S. M. 0,75 (Wörterbuch 58 S., M. 0,20).

Théâtre français.

35 B. Mademoiselle de la Seiglière par Sandeau ... herausgeg. von

Prof. Dr. Arnold Krause. VIII, 126, 32 S. M. 1,60 (Wörterbuch 20 S., M. 0,20).

52 B. Les doigts de fée par Scribe et Legouvé ... herausgeg. von Prof. Dr. Arnold Krause. XI, 148, 28 S. M. 1,60 (Wörterbuch 18 S., M. 0,20).

Freytags Sammlung französischer u. englischer Schriftsteller. I. Teil: Einleitungen und Text. II. Teil: Anmerkungen (beide Teile gebunden).

P. Lanfrey, La campagne de 1806—1807 ... herausgegeben von Dr. O. Kähler. XXIII, 166 S. M. 1,50 (Wörterbuch 40 S., M. 0,50).

Les Bardeur-Carbansane, histoire d'une famille pendant cent ans par Jacques Naurouze. Première partie. La mission de Philbert ... herausgeg. von Dr. Theodor Engwer. VI, 166 S. M. 1,60 (Wörterbuch 71 S., M. 0,70).

Weidmannsche Sammlung französischer u. englischer Schrifsteller ... herausgeg. von G. Lücking und E. Hausknecht. 1901. 8.

Le Misanthrope von Molière. Erklärt von Dr. H. Fritsche, Direktor der Friedrich-Wilhelms-Schule zu Stettin. Zweite, sorgfältig durchgesehene Auflage. 142, 66 S.

Siepmann's French Series. Elementary. London, Macmillan & Co., 1901. Kl. 8. Geb.

Une année de collège à Paris par André Laurie. Adapted and edited by Fabian Ware, B. ès Sc. Notes and vocabulary by C. S. H. Brereton, M. A., Lic. ès L. XVI, 168 S. Word- and phrase-book 15 S. Sh. 2.

Au pôle en ballon par Victor Patrice. Adapted and edited by P. Shaw Jeffrey, M. A., headmaster of the Royal Grammar School, Colchester. XX, 172 S. Sh. 2.

Harbottle, Thomas Benfield, and Dalbiac, colonel Philip Hugh, Dictionary of quotations (french and italian) with authors' and subjects' indexes. London, Swan Sonnenschein & Co., 1901. 565 S. 8.

Régnier, Mathurin, Macette (Satire XIII) publiée et commentée par Ferdinand Brunot et P. Bloume, L. Fourniols, G. Peyré et Armand Weil, maitre de conférences et élèves à l'École normale supérieure. Paris, Bellais, 1900. XLIII, 52 S. 8. Fr. 2,50.

Born, Max, Dr. phil., George Sands Sprache in dem Romane 'Les maîtres sonneurs'. Berlin, Ebering, 1901. (Berliner Beiträge zur germanischen und romanischen Philologie XXI. Romanische Abteilung No. 12.) 99 S. 8.

Bierbaum, J., docteur en phil., professeur, et Hubert, B., docteur en phil., directeur, Abrégé systématique de la grammaire française pour servir de complément aux manuels de langue française de Julius Bierbaum. Leipzig, Roſsberg, 1900. VII, 176 S. 8. geb.

Klausing, Gustav, Die lautliche Entwicklung der lateinischen Proparoxytona im Französischen. Inaugural-Dissertation aus Kiel. Kiel 1900. 76 S. 8.

Cuers, Prof. Dr. H., Bildung und Bedeutungswandel französischer Infinitive beim Übergang aus dem Lateinischen. Beilage zum Programm des Lessing-Gymnasiums in Frankfurt a. M. Ostern 1899 (Programm Nr. 413). XXXXII S. 4.

Ernst, Gustaf, Etude sur les pronoms personnels employés comme régimes en ancien français. Lund, Imprimerie E. Malmström, 1900 (Lunds Universitets årsskrift. Band. 37. Afdeln. 1. N:r. 1). 26 S. 4.

(Clédat, Léon) La question de l'accord du participe passé. Paris, Bouillon [1900]. XV, 45 S. (Dem Wiederabdruck der in der *Revue de philologie française 1889, 4e trimestre* erschienenen Abhandlung, die eine groſse Zahl bemerkenswerter Gutachten namhafter Gelehrten enthält, geht ein Vorwort voran, das an Kraft des Ausdrucks nichts zu wünschen übrig

läßt und auch auf andere von dem Ministerialerlaß vom 31. Juli 1900 berührte Punkte eingeht.)

Schenk, A. aus La Heutte (Schweiz), Études sur la rime dans 'Cyrano de Bergerac' de M. Rostand. Inaugural-Dissertation aus Kiel. Kiel, Druck von P. Peters, 1900. 111 S. 8.

Gieschen, Dr., und Barthe, Dr., Oberlehrer am Realgymnasium zu Harburg, Praktisches französisches Übungsbuch für Handelsschulen. Leipzig, Gerhard, 1901. VIII, 184 S. 8. M. 2,20; geb. M. 2,50.

Französische Übungsbibliothek. Dresden, Ehlermann (o. J.). 8.

1. Benedix, Doktor Wespe, Lustspiel in fünf Aufzügen, zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische bearbeitet von Ernst Heim. Vierte Auflage. VII, 151 S. M. 1,50.

Rahn, Dr. J.-R., Cours de Conversation pour le recueil de gravures A travers Paris et la France à l'usage de la conversation française destiné aux écoles supérieures et à l'enseignement personnel. Dresde, chez l'auteur. 56 S. 8. M. 2.

Rahn, Dr. J.-R., Wörterbuch zum Bilderatlas für französische Conversation A travers Paris et la France, 28 gravures de genre choisies, graduées, expliquées. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1901. IV, 68 S. 8.

Hoyer, Richard, Das Auftreten der Geste Garin de Monglane in den Chansons der anderen Gesten. Inaugural-Dissertation ... aus Halle. Halle 1900. 42 S. 4.

Giraud, Victor, ancien élève de l'École normale supérieure, professeur de littérature française à l'Université de Fribourg en Suisse. Essai sur Taine, son œuvre et son influence, avec une reproduction du portrait de Bonnat, des extraits de soixante articles de Taine non recueillis dans ses œuvres, des appendices bibliographiques etc. Fribourg, Librairie de l'Université, Paris, Hachette, 1901. XXIV, 322 S. 8. Fr. 10.

Le roman de Flamenca publié d'après le manuscrit unique de Carcassonne traduit et accompagné d'un vocabulaire, deuxième édition entièrement refondue par Paul Meyer, membre de l'Institut. Tome premier. Paris, Bouillon, 1901. V, 416 S. 8. Fr. 9. [Der erste Band enthält den Text und das sehr reichliche Wörterbuch dazu; der zweite soll die Einleitung, die vollständige Übersetzung samt Kommentar und ein Verzeichnis der Eigennamen bringen.]

Levy, Emil, Provenzalisches Supplement-Wörterbuch. Elftes Heft. Leipzig, Reisland, 1900. S. 257—384 [espera — faire].

Dantes Göttliche Komödie in deutschen Stanzen frei bearbeitet von Paul Pochhammer. Mit einem Dante-Bild nach Giotto von E. Burnand, Buchschmuck von H. Vogeler-Worpswede und zehn Skizzen. Leipzig, Teubner, 1901. L, 460 S. gr. 8. Geb. M. 7,50.

Salvioni, Carlo, Vecchie voci milanesi, nota (Estratto dai 'Rendiconti' del R. Ist. Lomb. di sc. e lett. Serie II, Vol. XXXIII, 1900). 11 S. 8.

Salvioni, Carlo, Noterelle di toponomastica lombarda. Serie terza. Estratto dal 'Bollettino storico della Svizzera italiana, sett.—ott. 1900'. Bellinzona, 1900. 16 S. 8.

Anelli, Prof. Luigi, Vocabolario vastese. Vasto, tipogr. editrice L. Anelli. MDCCCCI. X, IV, 42 S. 8 (a — azzullá).

Breitinger, Prof. H., Italienische Briefe. Zum Rückübersetzen ins Italienische bearbeitet. Zweite Auflage, revidiert und mit einer Sammlung italienischer Originalbriefe versehen von Dr. G. Pizzo, Professor am eidg. Polytechnikum. Zürich, Schultheß & Co., 1901. IV, 166 S. 8. Fr. 2,40.

Giornale storico della letteratura italiana diretto da F. Novati e R. Renier. Fasc. 109 [G. Boffito, L'eresia di Matteo Palmieri 'cittadin fiorentino'. — Varietà: J. Camus, La première version française de l'Enfer de Dante. F. Cavicchi, Una vendetta dell'Equicola. — Rassegna bibliografica: J. Ebner, Beitrag zu einer Geschichte der dramatischen Einheiten in Italien (A. Galletti). T. Concari, Il settecento (E. Bertana). G. Zacchetti, La fama di Dante in Italia nel secolo XVIII (E. Bertana). Bollettino bibliografico. Annunzi analitici. Pubblicazioni nuziali. Comunicazioni ed appunti. Cronaca].

Vofsler, Dr. Karl, Privatdocent der romanischen Philologie an der Universität Heidelberg, Italienische Litteraturgeschichte. Leipzig, Göschen, 1900. 140 S. kl. 8. Geb. M. 0,80.

Del Giudice, P., Flamini, F., Negri, G., Novati, F., Rocca, L., Sabatier, P., Scherillo, M., Tamassia, N., Tocco, F., Arte, scienza e fede ai giorni di Dante, con dodici fotoincisioni e un ritratto inedito del divino poeta (Conferenze dantesche tenute nel MDCCCC a cura del Comitato milanese della Società dantesca italiana. II). Milano, Hoepli, MDCCCCI. XXXI, 323 S. 8. l. 6,50. [Die Beiträge der einzelnen Verfasser tragen, in die Reihenfolge gebracht, in welcher vorstehender Titel die Namen der Urheber aufzählt, die Überschriften: La feudalità italiana nel dugento. Poeti e poesia di popolo ai tempi di Dante. Prefazione. Vita e poesia di corte nel dugento. Il papato e la chiesa nel secolo XIII. Saint François et le mouvement religieux au XIIIe siècle. Dante e lo studio della poesia classica. Vita di popolo nei secoli XIII e XIV. Le correnti del pensiero filosofico nel secolo XIII.]

Seventeenth annual report of the Dante Society (Cambridge, Mass.) May 17, 1898. Boston, Ginn and Co., 1900. XV, 34 S. 8 [Dante's references to Aesop, by Kenneth McKenzie. Additions to the Dante Collection in the Harvard College Library, May 1, 1897 — May 1, 1898, compiled by William Coolidge Lane].

La farsa llamada Salamantina de Bartolomé Palau publiée et annotée par Alfred Morel-Fatio, directeur adjoint à l'École des hautes études. Extrait du Bulletin hispanique d'octobre — décembre 1900. Bordeaux, Feret et fils; Paris, Fontemoing, 1900. 72 S. 8 u. 1 Tafel.

Rennert, Hugo Albert, Mira de Mescua et 'La Judia de Toledo' (Extrait de la Revue hispanique, t. VII). Paris 1900. 24 S. 8. (Wichtige Notizen zur Geschichte des Dichters und Mitteilungen aus dem in Ticknors Besitz gewesenen Manuskript der 'Jüdin'.)

Densusianu, Ovide, Histoire de la langue roumaine. Tome premier: Les origines. Fascicule I. Paris, Leroux, 1901. XXXI, 128 S. 8.

Beilagen:



ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITTERATUREN.

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG,

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL UND ADOLF TOBLER.

CVI. BAND, DER NEUEN SERIE VI. BAND,
3. u. 4. HEFT.

BRAUNSCHWEIG,
BREITESTRASSE 2.
DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.
1901.

Inhalt.

CVI. Band, der neuen Serie VI. Band,

3. u. 4. Heft.

Schlufs der Redaktion 21. Mai 1901.
(Jährlich erscheinen zwei Bände. Vier Hefte bilden einen Band. — Preis pro Band 8 Mk.)

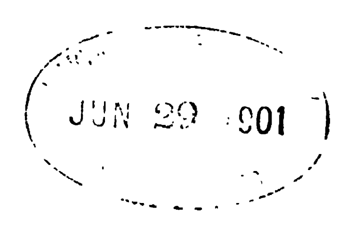
Abhandlungen.

Seite

Kleine Mitteilungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

(Fortsetzung des Inhalts auf der 3. Seite des Umschlags.)



Zur Quellenfrage
von
Schillers Geschichte des Dreifsigjährigen Krieges.

In Schillers Bibliothek soll sich nach Angabe von Alfred Meifsner (Blätter für literarische Unterhaltung, 1870, Nr. 41) eine 'Geschichte des Dreifsigjährigen Krieges' von 'Krause' befunden haben. Dies Buch dürfte mit 'M. Johann Christoph Krause, Lehrbuch der Geschichte des dreyfsigjährigen teutschen Krieges und Westphälischen Friedens. Halle, bey Johann Christian Hendel, 1782' identisch sein, einem Buche, das wenig mehr als eine ausführliche Disposition zu Vorlesungen über den Dreifsigjährigen Krieg ist. Für seine Darstellung des grofsen Krieges hat Schiller aus diesen Blättern kaum etwas übernommen; es konnte ihm aber einzelne Quellen nennen. Ich will auf eine hinweisen. Auf S. 10 nennt Krause: (Anonymi) Geschichte des dreyfsigjährigen Krieges und westphälischen Friedens. 2te Ausg. Gotha 1760. 4.[1]

Auch Christoph Gottlieb von Murr nennt in den 'Beyträgen zur Geschichte des dreyfsigjährigen Krieges' etc. (Nürnberg 1790) dasselbe Werk in zwei Ausgaben, deren bedeutendste Abweichung von dem Gothaer Druck in der Angabe eines anderen Druckortes und einer anderen Jahreszahl auf dem Titel besteht.[2]

Jedes der drei Bücher umfafst bei gleichem Quartformat ein Titelblatt, 4 ungezählte Seiten Vorrede und 178 bezifferte Seiten Text.

---

[1] Kgl. Bibl. Berlin, Bibl. Dieziana Qto 2398.

[2] Franckfurt und Leipzig 1748; ebenda 1750. — Kgl. Bibl. Berlin, Bibl. Dieziana Qto 1688; Kgl. Bibl. Berlin, Ry 5387.

Murr hat für den anonymen Verfasser einen bestimmten Namen angegeben, es soll der Hofrat Buder sein. Doch hat man bei dieser Angabe kaum an den Hofrat und ordentlichen Professor zu Jena, Christian Gottlieb Buder, zu denken; denn in seiner reichen Bibliothek, die nach seinem Tode (1763) in den Besitz der Universität Jena überging, befindet sich das genannte Buch nicht. Wenn Murr meint, dafs im Jahre 1750 nur ein neuer Titel zu der ersten Ausgabe von 1748 gedruckt wurde, so irrt er. Von den drei Drucken, die mir vorliegen, hat man jeden als eine besondere Auflage zu betrachten, wie eine genauere Prüfung zeigt. Das Buch scheint also seiner Zeit ziemlich verbreitet gewesen zu sein, und der Gedanke, dafs die

Geschichte
des
Dreyfsigjährigen Krieges
und
des Westphälischen Friedens.
Zum Behuf
der gegenwärtigen Staats-Begebenheiten.
[Druckverzierung.]
Franckfurt und Leipzig. 1748.

oder eine der anderen Ausgaben unserem Dichter bei seiner historischen Arbeit in die Hand gekommen, ist nicht ohne weiteres zurückzuweisen.

Bei Schiller folgt der Hofstaat dem Friedländer 'in sechzig Karossen' (Bellermanns Ausg. VII, S. 155 3); alle bekannten Vorlagen sprechen, wie Kükelhaus sagt (S. 450), nur von sechs Karossen. — Kükelhaus nimmt nach Boxbergers Vorgang als Quelle für Schillers Worte (Bellerm. VII, S. 154 23 — 155 11) Rambachs Übersetzung von Sarasins Conspiration de Valstein (Vorrede zu Bougeants Historie etc. S. 21 ff.) in Anspruch. Man vergleiche mit Schiller und seiner angeblichen Quelle die Geschichte unseres Anonymus.

Schillers Worte auf S. 154 23—24 finden sich beim Anonymus S. 54 in folgender Weise: 'Und solchergestalt war sein Geist am allermeisten mit hohen und verwegenen Desseins erfüllet, da es schiene, als solte er an nichts gedencken, als ein ruhiges Privat Leben zu führen.'

Er fährt fort: 'Nachdem sich also Wallenstein auf seine Güter begeben: so lebte er auf seinem Pallast zu Prag mehr als ein König, als wie einer der in Ungnade seines Herrn gefallen ist.' — Den gleichen Gedanken findet man bei Schiller S. 154 24—26. Bei Sarasin-Ramb. finde ich den Widerspruch, der darin liegt, daſs der Verurteilte sich mit dem Pomp eines Königs umgiebt, nicht hervorgehoben.

Schiller S. 154 26 — Anonymus S. 54 'Es waren sechs grosse Thore an demselben.'

Sch. S. 154 27—28 — Anon. S. 54 'Den Hof zu bauen, darinnen er wohnen wolte, wurden bey 100 Häuser niedergerissen. So groſs war desselben Umfang.'

Sch. S. 154 29 — Anon. S. 54 'Er hatte noch mehr Lust Schlösser an verschiedenen Orten auf seinen Gütern, die alle nach dem Muster des Pallastes zu Prag angebauet waren.' — Von den Palästen auf den 'Gütern' sagt Sar.-Ramb. nichts.

Sch. S. 154 30 — Anon. S. 55 'Er hatte eine grosse Anzahl Edelleute an seinem Hofe.'

Sch. S. 154 31—33 — Anon. S. 55 'Es waren etliche Cammer-Junckern aus des Kaysers Diensten getreten, und hatten den vergoldeten Schlüssel getragen; die traten bey Wallenstein in eben diese Charge.' — Vom 'Zurückgeben', oder vom Verlassen des kaiserlichen Dienstes, steht bei Sar.-Ramb. nichts, wie schon Boxberger in seiner Ausgabe (Bd. XI, S. 128) bemerkte.

Sch. S. 154 33—34 — Anon. S. 55 'Sein Staat, den er in seinem Privat-Leben führete, war so groſs, daſs er 60 Pagen von gutem Herkommen an seinem Hofe hielte, die die Exercitia von den vornehmsten Maitren erlerneten, die er alle besoldete.'

Sch. S. 154 34—35 — Anon. S. 54 'Funfzig Trabanten hielten jederzeit die Wache vor seinem Vorgemache.' — Sar.-Ramb. sagt im Gegensatz zu Schiller und unserem Anonymus: 'Hellebardiers'.

Sch. S. 154 35—36 — Anon. S. 54 'Man muſste allezeit hundert verschiedene Trachten auf die Tafel bringen, wenn er speiſste.' — Daſs diese Mahlzeit die 'gewöhnliche' war, daſs er allezeit so speiste, sagt Sar.-Ramb. nicht.

Sch. S. 154 36 — 155 1 — Anon. S. 55 'Sein Haus-Hof-Meister war eine vornehme Standes-Person.' — Sar.-Ramb. 'Sein Groſshaushofmeister war ein sehr vornehmer Herr.'

Sch. S. 155 1—4 — Anon. S. 55 'Wann er über Feld reifste, so war sein Train so grofs, dafs man 50 Wägen brauchte, solchem [sic[1]] nachzufahren, jeden mit 6 Pferden bespannet, und wieder 50 andere mit 4 Pferden, benebst 60 Carossen vor Standes-Personen, die seinem Hof-Staat nachfolgten, und 50 Hand-Pferden mit den kostbarsten Decken ausgezieret.' — Schiller schrieb: 'reiste er über Land' und kam dem Ausdruck unseres Anonymus damit sehr nahe. Wenn Boxberger (XI, S. 128) eine Korrektur: 'zog er zu Felde' vorschlägt und dabei auf andere Vorlagen verweist, so entfernt er sich von der Quelle, aus der Schiller seinen Ausdruck nahm. Von dem 'nachfahren' der 100 Wagen sagt Sar.-Ramb. nichts und spricht, wie alle anderen bekannten Quellen, auch nur von 'sechs' Karossen.

Sch. S. 155 4 — Anon. S. 55 'Die Livreyen waren sehr kostbar.'

Sch. S. 155 5 — Anon. S. 54 'Die Zimmer waren überaus prächtig und bequem. Vor allen aber war dasjenige, worinnen er sich befande, auf das prächtigste meublirt.'

Sch. S. 155 6—7 — Anon. S. 55 'Sechs Baronen und sechs Ritter waren immer um seine Person herum, ihm aufzuwarten, wenn er was zu befehlen hatte.' — Sar.-Ramb. sagt, dafs sie 'beständig bey ihm' waren, braucht nicht den Ausdruck, dafs sie seine 'Person' umgaben, wie Schiller und unser Anonymus sagt. Wenn Schiller hier auch das Wort 'beständig' anwendet, das Sar.-Ramb. hat, so scheint mir das eine zufällige Übereinstimmung zu sein, der ich kein Gewicht beilegen kann.

Sch. S. 155 7—11 — Anon. S. 54 'Zwölf Soldaten musten allezeit um seinen Pallast herum patroulliren, damit niemand ein Geschrey oder einige Beunruhigung machen möchte. Weil er nichts weniger vertragen konnte; sondern die Stille und Einsamkeit liebte, seinen weit aussehenden Projecten nachzudencken. Er liefs auch niemand vorbey fahren, sondern die Gassen oft mit Ketten versperren.' — Sar.-Ramb. sagt nichts von 'Patrouillen', wie Schiller, oder vom 'herum patroulliren', wie unser Anonymus; bei ihm heifst es: 'zwölf Leute giengen unaufhörlich um seinen Pallast herum.' Wenn Wallenstein das Lärmen nicht vertragen

[1] Die Ausgaben von 1750 und 1760: 'solchen'.

konnte und darin, wie Sar.-Ramb. sagt, 'bis zur Schwachheit delicat' war, so konnte Schiller aus dieser Angabe noch nicht entnehmen, dafs der Friedländer die Strafsen mit Ketten sperren liefs.

Ein Vergleich mit dem französischen Texte Sarasins (Œuvres, Paris 1694, S. 87 ff.) ändert nichts zu Gunsten von Boxbergers und Kükelhaus' Annahme. Schiller soll den französischen Text ja auch gar nicht benutzt haben. Die Übersetzung Rambachs von Bougeants Historie des dreyfsigjährigen Krieges etc. (Halle 1758 ff.), die in der Vorrede eine Übersetzung Sarasins giebt, ist, beiläufig bemerkt, nicht so selten, wie man aus Kükelhaus' Angabe (S. 443) schliefsen könnte.[1]

Ich will noch zu Schillers Worten S. 154_{23}—155_{11} bemerken, dafs die Reihenfolge, in der uns die Einzelheiten aus Wallensteins Privatleben erzählt werden, ebensowenig der unseres Anonymus wie Sarasins entspricht. Wo aber Schillers Darstellung thatsächliche Abweichungen von Sarasin zeigt, der auch zur Erklärung von bestimmten Angaben, die Schiller macht, nicht genügt, während sich Zeile für Zeile aus des Anonymus Geschichte belegen läfst, ist der Schlufs erlaubt, dafs für die hervorgehobene Partie von Schillers Dreifsigjährigem Kriege Sarasin die Quelle nicht war.

Auch für des Anonymus Darstellung kann Sarasin nicht als direkte Quelle gelten; er fufst vielmehr auf der Lebensbeschreibung Wallensteins im curieusen Bücher-Cabinet (Dritter Eingang S. 480 ff.[2]). Der Verfasser dieser Lebensbeschreibung bediente sich Vassors Histoire du regne de Louis XIII, in der man 'in einer ordentlichen Connexion und mit grosser Unpartheylichkeit, Fleifs, und judicio' alles beisammen fände, was Sarasin, Priorato[3] und andere Autoren über Wallenstein geschrieben. Und Sarasins Be-

[1] Die Kgl. Bibl. Berlin besitzt sie in zwei Exemplaren. Wie mir mitgeteilt wurde, ist sie auch im Besitz der Universitäts-Bibliotheken zu Jena, Halle, Göttingen, Breslau und sicherlich noch in dem vieler anderer Bibliotheken.

[2] Kgl. Bibl. Berlin Qe 1946.

[3] Lebensgeschichte Albrechts von Waldstein etc. aus dem Italienischen des Grafen Priorato übersetzt etc., Nürnberg 1769. — Kgl. Bibl. Berlin Ry 6696.

richt könnte wieder auf Thomas Carves Itinerarium (1. Ausgabe 1639) zurückgehen, dessen caput X. de amplitudine & Pompa Fridlandiae Ducis handelt.

Boxberger, der Sarasin zuerst hervorgezogen, führte auch andere Stellen auf die Conspiration de Valstein zurück. So in Boxbergers Ausgabe XI, S. 124_{6-20} auf Sar.-Ramb. S. 18. Ich vermisse bei Sarasin eine Parallele zu 124_{14-20}; bei unserem Anonymus finde ich sie (S. 53): 'Der P. Joseph war von Richelieu aus Franckreich heimlich geschickt, der spanne damals die meisten Intriquen. Dieser sagte zum Kayser, weil die Fürsten so darauf drängen, so könnte er es ihnen wol zu gefallen thun, damit er dismal erhielte, was er wolte. Er könnte doch nach einiger Zeit solchen wieder hervor ziehen. Aber der schlaue Capuciner wuste wohl, dafs sich nachgehends Wallenstein rächen würde.' — Für die vorhergehenden Zeilen kann ich mit gleichem Recht, wie Boxberger auf Sar.-Ramb. S. 18, auf den Anonymus S. 52 verweisen, der bei dieser Gelegenheit wieder das Bücher-Cabinet citiert. Auch sonst enthält seine Geschichte des Dreifsigjährigen Krieges zahlreiche Verweise auf Quellen verschiedenster Art.

Bei allen anderen Stellen, wo Boxberger auf Sarasin verweist, läfst sich ebensogut auf den Anonymus weisen. Nämlich Boxbergers Ausg. Bd. XI,

S. 126_{10-15} — Anon. S. 53

S. $126_{20\,ff.}$ — Anon. S. 54

S. 127_{8} — Anon. S. 54

S. 232_{5-11} — Anon. S. 74

S. $233_{1\,ff.}$ — Anon. S. 71; Schiller und der Anonymus schreiben: 'Eggenberg', Sar.-Ramb.: 'Echenberg'.

S. $233_{28.\,29}$ — Anon. S. 71; Anon., Vassor, Sar.-Ramb., Priorato u. a. schreiben übereinstimmend 'vier Monate' im Gegensatz zu Schiller, der 'drei Monate' hat.

S. 234_{24-27} — Anon. S. 73

S. $235_{1\,ff.}$ — Anon. S. 72, 73

S. 235_{35-37} — Anon. S. 74

S. 236_{7} — Anon. S. 74

S. 236_{10-11} — Anon. S. 70

S. 237_{25-27} — Anon. S. 74.

Ob Sar.-Ramb. von Schiller für diese Stellen benutzt ist, will ich nicht entscheiden.

Kükelhaus folgte den Forschungen Boxbergers und fand noch mehr Züge, die Schiller Sarasin entlehnt hätte.

Von dem 'Bild des rachebrütenden Wallenstein' (Bellermanns Ausg. VII, S. 264 11 — 265 19) sagt Kükelhaus (S. 448), es sei 'fast aus einem einzigen Satz Sarasins geschöpft'. Leider giebt er uns nicht genauer an, wo wir diesen Satz zu suchen haben. Wenn das Bild auf Wallensteins 'tiefsinnige Gedanken', auf seine Absicht voller Hafs und Rachgier, die Krone Böhmens zu ergreifen, zurückgehen soll, so findet sich dieser Satz bei Sar.-Ramb. von S. 30 bis 32. Entsprechende Erwägungen stellt Wallenstein bei unserem Anonymus an; vgl. S. 71. 72. 'Wallenstein, nachdem er hierauf allein war, fienge er an, seine heimlichen und weitaussehenden Desseins zu entwerfen. Denn mit einem Worte, er wolte König in Böheim werden. Nunmehro dachte er auf Mittel und Wege, solches ins Werck zu richten. Die Wichtigkeit und die Schwierigkeit dieses Unternehmens setzte sein Gemüth in die gröfste Unruhe. Bald stellete ihm die Furcht dasselbe als was unmögliches; bald die Ambition als was leichtes vor. Die Unmöglichkeit, ein Königreich demjenigen aus den Händen zu reissen, der es in Ruhe besitzet; und die Unterthanen aufzuwiegeln, die sich in ihrem Gewissen verbunden achten, ihrem rechtmäfsigen Herrn zu gehorchen; die Gefahr, ein so wichtiges Geheimnifs unterschiedlichen Personen zu vertrauen, ohne welche er doch nichts zum Stande bringen konnte; und die zu besorgende Untreue und Unbeständigkeit derselben; sein augenscheinlicher Schimpf und Tod, wenn es heraus kommen solte; die unaufhörliche Unsicherheit und Gefahr für den heimlichen Nachstellungen, und noch tausend andere Sachen schreckten sein sonst unverzagtes und verwegenes Gemüthe. Auf der andern Seite reitzte ihm [sic[1]] seine Rachgier wegen des vor dem empfangenen Schimpfs, und was das meiste wai, die unermefsliche Begierde zu regieren. Er sahe, dafs der halbe Theil von Teutschland den König in Schweden unterworfen, und der andere wanckend und auf seinem Fall stünde. Alle Potentzen hingegen in Europa,

[1] Die Ausgaben von 1750 und 1760: 'ihn'.

wo sie nicht mit Schweden alliiret, doch heimlich Feinde von Oesterreich und Spanien wären. Diese Conjuncturen schienen am geschicktesten zu seyn, neue Händel anzufangen. Er wuste wohl, dafs die Spanier und der Hertzog aus Bayern nur zum Schein, und aus Noth, in seine Wiedererhöhung gewilliget hätten. Er konnte auch leicht voraus sehen, dafs wenn er das Reich wieder in Ruhe gesetzet, er keine andere Vergeltung bekommen würde, als dafs er in Ruhe dürfte ein einsames Privat-Leben führen. Und dieses stunde ihm nicht an. Also dachte er, es wäre besser, wenn er sich der Macht, die er in seine Hände bekommen solte, bedienete. Er wolte es wagen, seine Feinde zu ruiniren, und sich grofs zu machen. Dieses wäre besser, als dafs dieselbe ihm nachgehends den Untergang bereiten solten. Die Gelegenheit schiene ihm günstig zu seyn. Als General hatte er alle Kriegs-Macht in seinen Händen. Er sahe wohl, dafs ihn seine Soldaten liebten, und bereit waren, die grösten Sachen zu unternehmen. Der Kayser, wider welchen er sich aufzulehnen suchte, war ein Herr von langsamen und trägem Naturell, leicht zu betrügen, und geschickter, Beleidigungen zu difsimuliren, als zu vergelten. Seine gröfste Sorge hierbey war, seine Absicht zu verbergen, und nicht den geringsten Schein blicken zu lassen. In allen seinen Thaten suchte er sich so aufzuführen, dafs es das Ansehen haben möchte, als wäre es zu des Kaysers Nutzen geschehen, da es doch gantz einen andern Zweck führte.'

Für Schiller S. 269 10—15 verweist Kükelhaus neben anderen Quellen auch auf Sarasin S. 93 (Rambachs Übersetzung S. 28), auch für diese Stelle kann ich mit ebenso gutem Recht auf den Anonymus S. 70 weisen.

'Für Wallensteins Kommandoübernahme und Pläne' soll Sarasin 'die erste Stelle' einnehmen (Kükelhaus S. 452). — Ich gebe einzelne Parallelstellen für die Bedingungen, unter denen der Friedländer das Generalat übernimmt, aus unserem Anonymus.

Sch. S. 277 27—29 — Anon. S. 74 'Dafs er Generalifsimus der Kayserl. und Spanischen Armee in Teutschland seyn solte, mit einer absoluten und independenten Gewalt, Krieg und Frieden zu machen.' — Von Armeen des 'spanischen Hauses' sagt Sar.-Ramb. nichts.

Sch. S. 277 30—32 — Anon. S. 74 'Dafs der Römische und Ungarische König Ferdinand III. nicht bey der Armee seyn solte.'

Sch. S. 277 35—278 2 — Anon. S. 74 'Dafs er von allen denen confiscirten Güthern derer Rebellen selbst vor sich disponiren dürfte, ohne dafs sich die Reichs-Cammer darein mische.'

Sch. S. 278 5—6 — Anon. S. 74 'Dafs die Erb-Lande des Kaysers zu den Winter-Quartieren derer Truppen solten destiniret seyn, wenn man vielleicht nicht im Stande wäre, anderwärts dieselbe einzulogiren.'

Sch. S. 278 6—10 — Anon. S. 75 'Ueber diese obige Forderungen aber verlangte er für seine eigene Person noch nachfolgende: Dafs man ihm seine Besoldung in Oesterreich auf gewisse Revenüen anweisen, und im künftigen Frieden das Hertzogthum Mecklenburg vor ihn aussetzen solle. ... Ferner, dafs, wenn er solte seines Amtes erlassen werden, der Kayser verbunden seyn solte, ihm solches 6 Monat vorher zu sagen, damit er die Sache noch in einen solchen Zustand setzen könne, dafs sein Abzug dieselbige nicht in Unordnung bringen möchte.'

Schiller sagt S. 278 12: der Kaiser werde durch diese Forderungen 'aller seiner Souveränitätsrechte' beraubt. Bei unserem Anonymus heifst es S. 75: 'Denn er sahe wohl, dafs der Kayser sich durch diese Bedingungen aller seiner Macht begeben, und dafs dahero die gantze Armee an keinem andern, als an ihm hangen, und er hierdurch die Souverainität dem Kayser aus den Händen reissen würde.'

Schiller sagt S. 279 5: Wallenstein wollte 'den Dictator in Deutschland spielen'. Bei unserem Anonymus heifst es S. 75: 'Er wolte sich in der That zu einem Dictatore von Teutschland aufwerfen, welchen Namen man ihm vorhero schon aus Hafs beygeleget hatte.'

Wenn ich diese einzelnen Bemerkungen überblicke, so möchte ich zweifeln, ob Sarasin-Rambach 'die entscheidenden Züge zu der Persönlichkeit und den Plänen Wallensteins' geliefert hat; ich möchte zweifeln, ob die Übersetzung der Conspiration de Valstein eine 'Hauptquelle Schillers' gewesen (Kükelhaus S. 444). Das Bild eines geschlossenen und einheitlichen Charakters, wie es Sarasins Zeichnung von Wallenstein liefert, giebt auch der Anonymus, der mit unverhältnismäfsiger Ausführlichkeit in sei-

nem Geschichtsabrifs bei der Persönlichkeit des Herzogs verweilt. In Rambachs Vorrede zur Übersetzung des Bougeantschen Werkes ist Sarasins Aufsatz zwar verdeutscht; aber das ist noch kein Beweis, dafs Schiller aus dieser Vorrede geschöpft hat.

Doch, wie schon gesagt, weder unser Anonymus noch Sarasin können Schillers Angabe, dafs Wallenstein 'nur auf drei Monate' das Kommando übernehmen will (Bellerm. VII, S. 273 15), erklären. Es bleibt eine offene Frage, ob nicht noch eine andere Darstellung Schiller vorgelegen hat. Jedenfalls müfste sie teilweise wörtlich mit dem Anonymus übereinstimmen, müfste ebenfalls dem Friedländer sechzig Karossen nachfahren lassen und würde keinen überraschenden Beweis von der üblen Sitte damaliger Gelehrter liefern, den Beweis, dafs sie abschreiben konnten.

Dank Boxbergers und Kükelhaus' Forschungen, die manche kritische Bemerkung geliefert und auf verschiedene Abweichungen Schillers von den bekannten Quellen hingewiesen, ist es mir leicht, mit einzelnen Angaben Schillers den Text des Anonymus zu vergleichen. Ich will prüfen, wie weit unser Anonymus bei solchen kritischen Punkten mit Schiller übereinstimmt.

Kükelhaus sagt (S. 451): 'Der Fehler "Böhmens" statt "Schlesiens" rührt wahrscheinlich von Priorato S. 98 her.' Es handelt sich um den Schlufs des zweiten Buches. Man vergleiche Schiller S. 208 3—5 mit Anon. S. 67 'Zu Halle hielten der König und der Churfürst Krieges-Rath mit einander.'

Sch. S. 208 9—16 — Anon. S. 67. 68 'Man achtete nicht für rathsam, dem Tilly nachzufolgen, der sich durchs Braunschweigische bis an die Weser zohe. Er meinte auf die Art den Krieg den Evangelischen über den Hals zu ziehen, und immittelst die Protestanten in Ober-Teutschland des Feindes Discretion zu überlassen. Man merckte aber dieses, und hielte für rathsam, den Krieg in die Kayserl. und Catholischen Lande zu weltzen. Hierzu waren nun 2 Wege, einer über den Thüringer Wald in Francken, und der andere zur Lincken in die Kayserlichen Erb-Lande. Sachsen meinte: Der König solle in die Kayserl. Länder einfallen, er aber wolle nach Francken gehen. Und in der That, wenn Gustavus in dem ersten Schrecken dahin gegangen wäre, würde der Kayser sehr seyn ins Gedränge gerathen.'

Sch. S. 208_{35} — 209_{8} — Anon. S. 68 'Er [Gustav Adolph] wolte nach Francken gehen, weil Tilly mit Zuziehung von Altringer und Fugger bald eine grosse Armee an der Weser wieder aufrichten solte, und auf den losmarschiren, der sich zur rechten gewendet. Diesen wolte er die Sachsen nicht gern entgegen setzen, die in der Leipziger Schlacht übel zugerichtet waren, und Arnheim zum General hatten, der nicht viel Hertz bewiesen. Wäre der König in des Kaysers Erb-Lande gegangen, solte den Sachsen der gantze Schwarm auf den Hals gefallen seyn.'

Sch. S. 210_{7-9} — Anon. S. 69 'Schweden gienge also nach Hessen, Schwaben, Francken an den Rhein, ja bis in das Elsas.... Sachsen marschirte auf der andern Seite in Böhmen, und eroberte gar die Haupt-Stadt Prag.'

Bei Priorato,[1] auf den Kükelhaus (S. 451) verweist, heifst es auf S. 98 kurz und bündig: 'Le roi avant de quitter l'électeur concerta avec lui ses opérations. Le Saxon promit d'entrer en Bohéme. Les maréchaux de camp Bannier & Todt & d'autres officiers suédois devoient chasser les impériaux des places frontières de la Poméranie ... Gustave ... prit la route d'Erfurt capitale de la Thuringe.' Von umständlichen Beratungen, Erwägungen u. dgl. hören wir nichts bei ihm.

'Unerklärlich bleiben, wie Kükelhaus S. 453 sagt, gewisse Abweichungen Schillers, so 346_{9} "Arnheimen" statt "Fels" und 361_{11} 'zweiundzwanzig" statt "achtundzwanzig".' Auch Boxberger hat auf diese Abweichungen von den bekannten Vorlagen aufmerksam gemacht. Der Anonymus schreibt, wie Schiller, Arnheim statt Fels.

Sch. S. 346_{4-28} — Anon. S. 94 'Ich bin gekommen in dem Vorhaben, einen allgemeinen und ewigen Frieden mit der Cron Schweden und den protestantischen Fürsten zu schliessen. Es soll allen Conföderirten völlige Satisfaction gegeben werden. Und wenn der Kayser nicht gutwillig darein consentiren will, sagte er noch zu Arnheim ins Ohr, so wollen wir denselben vor alle Teufel jagen. ... In der zweyten Entrevue befande sich auch der Graf von Thurn. ... Da erklärte er sich nun deutlicher

---

[1] (Gualdo Priorato) L'histoire des dernières campagnes ... de Gustave Adolphe . traduit de l'Italien par l'abbé de Francheville . Berlin 1772. 4°.

und sagte: Er wolle den Kayser zwingen, allen Reichs-Fürsten ihre Privilegia und Länder zu restituiren; die Jesuiten, als die an aller Unruhe schuld wären, aus Teutschland zu verjagen, der Cron Schweden eine genugsame Satisfaction der Kriegs-Unkosten zu geben; das Pfälzische Haus in die Chur-Würde und Länder wieder einzusetzen, und den Protestanten eine völlige Gewissens-Freyheit in Böheim und anderswo zu concediren. Hingegen forderte er darvor, man solte ihm behülflich seyn, dafs er König in Böheim würde, und solte ihm Mähren an statt des Hertzogthums Mecklenburg zukommen lassen. Sie möchten vielleicht dieses alles für Chimären halten, fügte er hinzu, aber sie solten ihn nur machen lassen. Er wolte mit seiner Armee nach Wien gehen, und den Kayser zwingen, dafs er alle Bedingungen annehmen müfste, die er ihm anerbieten würde.'

Für die Ermordung von Wallensteins Freunden nimmt Kükelhaus (S. 453) die Histoire des conjurations etc. par M. Duport du Tertre in Anspruch, deren zweiter Band (Paris 1754) einige Züge geliefert haben soll. Kükelhaus sieht bei Schillers Worten S. 371 1—12 und 371 29—372 4 einen Einflufs dieser Quelle. — Ich schreibe zum Vergleich die entsprechende Schilderung unseres Anonymus auf S. 107. 108 heraus: 'Indem aber Wallenstein seine Desseins weiter auszuführen bedacht war, so thaten sich drey seiner Officiers, die ihm alle Beförderung zu dancken hatten, Namens Buttler, ein Irrländer, Gordon und Leslie, zwey Schottländer, zusammen, und beschlossen, Wallensteinen samt seinen allervertrautesten 4 Freunden, Tertzki, Kinski, Illo und Neumann, zu massacriren. Damit es aber ohne Tumult zugehen möchte, so luden sie solche zu sich auf die Abendmahlzeit. Wallenstein entschuldigte sich, und kam nicht, es sey nun, dafs er etwas unpäfslich gewesen, oder weil ihm der Verdrufs, dafs ihm sein Vorhaben so widrig ausschlug, nicht zuliefs, in Compagnie zu gehen. Die andern aber stellten sich ein. Buttler aber und Gordon hatten heimliche Soldaten in das Schlofs zu Eger gebracht, auf die sie sich verlassen dorften. Deren stelleten sie etliche in die darneben gelegene Kammer, bis man ihnen ein Zeichen geben würde; andere aber in den Hof, um Achtung zu geben, damit es niemand wahrnehme, und nur allen Zusammenlauf und Tumult zu verwehren. So bald nun Gordon ein Zei-

chen gegeben; so traten die bestellten Soldaten in das Gemach mit dem Gewehr in den Händen, und schrien: Es lebe der Kayser und das Haus Oesterreich! Die Officiers wurden hierüber sehr bestürtzt, und sprungen von der Tafel auf. Kinski und Tertzki wurden umgebracht, ehe sie sich zur Wehr setzen konnten. Neumann entwischte im währenden Tumult aus dem Gemach, und lief in den Hof. Er wurde aber daselbst von der bestellten Wache erkannt, und todt gestochen. Illo aber stellte sich an ein Fenster, warf den Gordon seine Verrätherey vor, und forderte ihn auf einen Duell aus. Nachdem er sich aber tapfer gewehret, und 2 darnieder gestossen; so wurde er endlich von der Menge überwältiget, und starb, als er 10 Wunden empfangen. Es erzehlen etliche dieses von dem Tertzki, und sagen darbey, er wäre fest gewesen, und zuletzt mit den Musqueten todt geschlagen worden.'

Dieser Darstellung kommt Schiller weit näher als dem Bericht des Franzosen.

Dafs 'der Oberste Buttler auf dem Schlosse zu Eger' ein 'Gastmahl' veranstaltete (S. 370 29), das mit der Ermordung der Freunde des Herzogs ja in engstem Zusammenhange steht, konnte Schiller weder aus unserem Anonymus noch aus Duport du Tertre entnehmen. Hätte er aber den letzteren aufgeschlagen, so wäre er wohl Tertres Worten (S. 153): 'Le 15 de Février 1634 Gordon invita à souper …' gefolgt. Dafs Illo 10 Wunden empfangen, sagt der Franzose nicht; es heifst nur (S. 154): 'est enfin percé de coups'. Eher könnte man glauben, Schiller hätte aus Vassor oder Prioratos Lebensgeschichte von Wallenstein statt aus Duport du Tertre geschöpft. Aber es scheint mir u. a. auffallend, dafs Schiller, ebenso wie der Anonymus, Illos tapfere Gegenwehr und seinen ritterlichen Tod an das Ende seines Berichtes gestellt hat. Vassor, Tertre und Priorato, der der Erzählung Loredanos nahe steht,[1] lassen zuletzt den Neumann aus dem Zimmer entweichen. 'Neumann gieng unter der Raufferey aus dem Zimmer, schriehe, er wäre unschuldig, wurde aber von der

---

[1] Lebens Aufsgang deß Wallensteiners etc. Geschrieben von Franciscus Loredanus. Gedeutschet von Samuel Sturm. Im Jahr 1664 (Kgl. Bibl. Berlin Ry 10206).

Wache, da er eben die Treppe vom Saal herabgehen wollte, umgebracht' (Priorato S. 256). Ihr Bericht bekommt dadurch einen anderen Ausklang als der Schillers.

Schiller läfst Buttler den Gastgeber sein. Es ist das ein Zug, der Beachtung verdient. Mögen noch so viele Darstellungen diese Rolle Gordon zuweisen, es gab auch Berichte — ob sie falsch sind, ist eine andere Frage —, die sie Buttlern zuteilten. In einer 'Relation Das ist: Eigentlicher Bericht, wie der Hertzog von Friedland etc. etc. ermordet etc. Gedruckt im Jahr 1634'[1] heifst es: 'Solches auszzuüben hat der Obr. Butler / zu deme sich der Wallenstein jederzeit alles guts versehen / am 15. Februarij ein herrlich Panquet angestellet vnd gehalten ...' Ein 'Wahrhafftiger und eigentlicher Bericht, wie es mit den Egerischen Blutbad zu und abgangen, den 15. Febr. 1634'[2] sagt: 'Sonnabends den 15. Febr. hat der Obriste Büttler uffm Schlofs zu Eger ein stadtlich Abend Panquet angestellet. ...' — Dafs solche und ähnliche Berichte ein Fortleben gehabt, ist anzunehmen.

Mit Schiller S. 374 12—26 möchte ich Anonymus S. 109. 110 vergleichen. 'Den Tag nach der Massacre kam ein Expresser von dem Hertzog von Lauenburg an, der an Wallenstein geschickt worden. Man nahm ihn aber in Arrest und schickte seinen Herrn einen andern Laquayen mit des Wallensteins Liberey bekleidet, und inactirte ihn. So bald er aber kam, wurde er gefangen gesetzt. Ein gleicher Streich wäre fast dem Hertzog Bernhard begegnet. Er erfuhr aber den Tod Wallensteins, da er eben auf dem Wege war nach Eger zu gehen. Man sagt, es solle der Kayser über den Tod des Wallensteins Thränen vergossen haben. Man möchte leicht davor halten, dafs es nur eine Verstellung gewesen. Weil man seine Mörder reichlich beschencket, und seine Güter mit hitziger Begierde eingezogen. Man weifs aber, dafs das erste die Nothwendigkeit erfordert hat; an dem andern aber die Ministers schuld gewesen sind.' In einer Anmerkung auf S. 109 sagt unser Anonymus noch: 'Hiernechst liesse auch der Kayser für alle Entleibte 3000 Messen zu Wien lesen.'

---

[1] Kgl. Bibl. Berlin, Ry 10164.
[2] Kgl. Bibl. Berlin, Flugschr. 1634. 25.

Wie Boxberger und Kükelhaus angeben, sollen die Worte Schillers S. 381 1—2: 'Die Nördlinger Niederlage kostete dem Reichs-Kanzler die zweite schlaflose Nacht in Deutschland' aus Schillers historischem Kalender für Damen für das Jahr 1792 stammen. Körner sagt dort auf S. LXIII: 'Nur zweymal in seinem Leben, versicherte er, hätte er wegen einer Staatsangelegenheit eine Nacht schlaflos zugebracht, einmal nach dem Tode Gustav Adolphs und das zweytemal nach der Schlacht bey Nördlingen.' — Den treffenderen und deshalb besseren Ausdruck 'Niederlage' könnte Schiller ja selbst gewählt haben; aber von einer 'schlaflosen Nacht in Deutschland' sagt Körner nichts. Man vergleiche Anonymus S. 113: 'Die Zeitung von dieser Niederlage machte dem Reichs-Cantzler die andere schlaflose Nacht in Teutschland.'

Schiller schreibt S. 418 12 unrichtig 'Willenberg' statt Wittenberg; auch der Anonymus schreibt 'Willenberg'. Man vergleiche Sch. S. 418 3—32 mit Anon. S. 136: 'Ertz-Hertzog Leopold und Piccolomini suchten Leiptzig zu behaupten. Torstensohn aber rückte ihnen entgegen, um die Stadt nicht im Rücken zu haben. Er kam auf eben den Platz zu stehen, wo vormals sein König, der grosse Gustav einen so herrlichen Sieg erfochten hatte. Und eben da war es, da er dessen Andencken durch eine ähnliche Victorie erneuerte. ... Den Kayserlichen lincken Flügel brachte Willenberg und Stalsantsch [sic], allen Bemühungen des Ertz-Hertzogs ohngeachtet, bald Anfangs in die Flucht. Hingegen ward auch der Schwedische lincke Flügel gleich bey dem Anfange zurück getrieben. Die Bagage fienge schon an durchzugehen, als Torstensohn mit vieler Mühe ihn wieder zu stehen brachte. Das Fufs-Volck stand an beyden Seiten gleich den Mauren, und fochte, nachdem es sich verschossen, mit umgekehrten Musqueten. Endlich wurden die Kayserlichen von allen Seiten umgeben, und aus dem Felde geschlagen. Die Schweden haben bey dieser Schlacht auf 2000 Mann, und unter andern den General-Zeldzeugmeister [sic [1]] Lilienhöck und Schlangen, mit andern Officiren verlohren. Viel ansehnlicher hingegen war der Kayserlichen ihr Verlust. Man zehlete 5000 Todte, und unter denen den General von Soy mit 5 Obristen. Gefangen waren

[1] Die Ausgaben von 1750 und 1760: 'General-Feldzeugmeister'.

4500 mit dem General-Feldzeugmeister von Soy, dem General Fermont und vielen andern Officieren. Die Kayserl. Bagage, die Artillerie, aus 46 Stücken bestehend, des Ertz-Hertzogs Silber-Geschirr, die Cantzeley fiele in der glücklichen Sieger Hände. Kurtz, es war ein vollkommener Triumph.'

Wie Kükelhaus sagt (S. 426), schreibt Schiller irrtümlich 'Bremseboor' statt des früher üblichen 'Bronsebro'; vgl. auch Boxberger XI, S. 369. Es lassen sich auch für diese Partie Parallelen aus unserem Anonymus herausschreiben; auch der Anonymus sagt 'Bremseboor'.

Sch. S. 425 $_{6-9}$ — Anon. S. 139 'Die gröste Schwierigkeit kam darauf an, dafs man dieses unvermerckt ins Werk richtete, damit es durch Gegen-Verfassung nicht schwerer gemacht würde. Es gelunge auch so weit, dafs, da man diese Sache im Monat May verschiedene Tage debattiret, und nöthige Ordres gestellet, dennoch dem Dänischen Minister in Stockholm nicht das geringste davon zu Ohren gekommen. Massen man auch weder Franckreich, noch Holland voraus etwas davon communiciret.'

Sch. S. 425 $_{13-15.\ 18-20.\ 24-27.}$ 426 $_{25-26}$ möchte ich mit des Anonymus Anmerkung auf S. 140, in der er sich unter anderen auf Pufendorf beruft, vergleichen; es heifst dort: 'Hollstein gieng bis auf Glückstadt und Rendsburg verlohren, da indessen eine andere Schwedische Armee in Schonen einfiel, und sich der meisten Oerter bemächtigte. So wurde auch die Dänische Flotte bey Femern übel zugerichtet und verlohr König Christian IV., der sich auf solcher befand, durch einen Splitter sein rechtes Auge. Kurtz, es stund um die Dänen so schlecht, dafs man fürchtete, Tychonis Brahe Weissagungen möchten eintreffen, welcher gesaget, der König würde 1644. mit einem blossen Stecken aus dem Reiche gehen müssen. ... Endlich wurde zu Bremseboor 1645. Friede geschlossen. Kraft dessen die Dänen den Schweden ... abtreten musten. ...'[1]

[1] Diese Anmerkung ist bei den genannten drei Exemplaren der Geschichte des dreyfsigjährigen Krieges in verschiedener Weise auf den vorhandenen Raum verteilt. Mögen diese Verschiedenheiten noch so geringfügig sein, sie beweisen, dafs wir es mit drei selbständigen Ausgaben und nicht mit Titelauflagen zu thun haben. — Bei der Korrektur richtete ich mich im wesentlichen nach der Ausgabe von 1750, die mir zur Hand war.

Die von uns hervorgezogene Geschichte des dreyſsigjährigen Krieges vermag keineswegs alle Widersprüche von Schillers Darstellung zu den Quellen, die — soweit wir wissen — dem Dichter vorgelegen, zu erklären. Aber sie liefert für einzelne Partien schlagende Parallelen, und zwar für Partien, wo die Belege aus anderen Quellen für Schillers Worte nicht genügen. Man wird ihr deshalb Beachtung schenken müssen und sie unter die Werke, welche die Grundlage von Schillers Geschichte des Dreiſsigjährigen Krieges bilden, zu rechnen haben; wenigstens so lange, bis eine bessere Quelle gefunden ist. Bis dieser Fall eintritt, darf man annehmen, daſs Schiller diese Geschichte des dreyſsigjährigen Krieges etc., die zu seiner Zeit in mehreren Auflagen verbreitet war, und aus der sich über fünfhundert Parallelstellen herausschreiben lieſsen, gekannt und benutzt hat.

Auch einem anderen unserer Dichter soll dasselbe Buch, die Geschichte des dreyſsigjähren Krieges vom Jahre 1748, die eben unser Anonymus verfaſst hat, vorgelegen haben. Ich meine Lessing. Dies Werk soll eines der ersten Bücher gewesen sein, die der junge Litterat in Berlin recensierte. Und zwar nicht mit der Milde, die das Urteil seines kritischen Kollegen auszeichnet, der dies Amt bei den Göttingischen Zeitungen von gelehrten Sachen versah (vgl. 22. Stück vom 3. März 1749). Nach Lessings Urteil hätte es dem Verfasser, als er zum Schluſs gekommen, an Zeit und Papier gefehlt, und er sei wie ein Hahn über die heiſsen Kohlen gelaufen. Und 'mit aller Bescheidenheit' hebt der Kritiker hervor, daſs in dieser Schrift oft über die Grenzen historischer Schreibart geschritten sei.[1] Etwa vierzig Jahre später fand Schiller in diesem Buch eine Reihe von brauchbaren Zügen, die er für seine eigene Geschichte des Dreiſsigjährigen Krieges zu verwenden wuſste. Er führte einen Plan Lessings, 'das Beste aus schlechten Büchern' herauszuschreiben, praktisch aus.

---

[1] B. A. Wagner: Lessing-Forschungen, Berlin 1881, S. 64 ff. — Die Ergebnisse von Wagners Untersuchungen hat man mit gröſserer Vorsicht aufzunehmen, als es Muncker in seiner kritischen Lessing-Ausgabe gethan.

Berlin. Ernst Consentius.

Zur altenglischen Quintinus-Legende.

Einen hübschen Beweis, wenn es der Beweise überhaupt noch bedürfte, für die nahen Beziehungen zwischen der angelsächsischen und der gallischen Kirche bietet uns die Thatsache, daſs auch das Martyrium eines specifisch nordfranzösisch-belgischen Heiligen, des St. Quintinus († ca. 285), in altenglischer Sprache behandelt worden ist. Erhalten sind uns davon leider nur die wenigen Zeilen, welche jetzt die untere Hälfte der Rückseite von Blatt 93 der Beowulfhandschrift einnehmen und von Herzfeld in den Engl. Stud. Bd. XIII, S. 145 abgedruckt sind. Daſs aber ursprünglich, wahrscheinlich noch zu Cottons Zeiten, mehr vorhanden war, lehrt die ältere Paginierung,[1] welche von fol. 90 auf fol. 93 überspringt, also den Ausfall zweier Blätter beweist. Indes schon das wenige Erhaltene genügt, um zu zeigen, daſs wir es hier mit einer Übersetzung der *Passio Quintini* zu thun haben, und zwar jener dritten Version (von vier bei den Bollandisten veröffentlichten), die uns in einem Manuskript zu St. Quentin und verschiedenen Brüsseler Handschriften überliefert ist. Man vergleiche Vitellius A. XV, fol. 93ᵛ:

> [*H*]it sagđ, þ*æt* đa geforewritu[2] cyđađ be þara haligra martira lyfe, þ*æt* heora behatu wæron trume to þam sygefestan Criste *and* heora gewinn *and* campdom hyg welwillendlice geendodon *and* timbrunge þæs fullan geleafan

[1] Über die ich Herrn *P.* Huber gütige Mitteilung verdanke.

[2] Dies Substantiv scheint sonst nicht belegt. Doch findet sich das Part. *forewriten* in der Bedeutung 'vorgenannt' Anglia XIII, 276, 540 belegt und hätte im Oxf. Dict. unter *fore-write* aufgeführt werden sollen. Dasselbe Part. meinte wohl Somners *fore-writen* 'praescriptus'.

> hyg on him sylfum fæste geheoldon *and* þone deađes wæg myd [ea]lle[1] forhogedon *and* *þæt* æce rice myd fulfræmednisse hym sylfum geearnodon. Amang þam wæs đe eadiga *and* se halga Quintinus gewilnigende, *þæt* he þam heofonlican Criste hys gewinnu *and* his halgan drohtnunge [*Schlufs der Zeile und des Blattes*]

mit AA. SS. Boll., 31. Okt., Bd. XIII, p. 794:

> Incipit prologus descriptionis vitae beatissimi patris nostri Quintini martyris. Descriptiones vitae sanctorum martyrum praeconia sunt victoriosissima Christi, commendatio eorundem militum certaminum, aedificatio fidelium mentium, via mortis contemptorum, forma aeterni regis[2] agonizantium. Quocirca beatissimi Quintini martyris sancta certamina posterorum memoriae commendare cupiens, paucis describere curavi.

Man sieht, dafs der Angelsachse die schwungvolle, rhetorisch zugespitzte Sprache der Vorlage in nüchternem, aber leicht verständlichem Altenglisch behaglich breit umschrieben hat, inhaltlich aber kaum vom Original abweicht. In ähnlicher Weise mag er fortgefahren sein zu erzählen, wie der Heilige von Rom nach Amieus kam und dort trotz greulicher Martern standhaft bei seinem Glauben beharrte, schliefslich aber von dem römischen Statthalter Rictiovarus enthauptet wurde, und wie dann seine Seele in Gestalt einer weifsen Taube zum Himmel emporstieg. Ob er die in den lateinischen Handschriften angeschlossene *Inventio* der Gebeine mit übersetzt hat, entzieht sich natürlich unserer Kenntnis; Raum wäre jedenfalls auf den zwei ausgefallenen Blättern nicht einmal für die ganze *Passio* in der heutigen Gestalt. Ich sage, in der heutigen Gestalt, weil jene *Passio tertia* schon in der ältesten bekannten Handschrift, jenem aus dem 12. Jahrhundert stammenden Codex zu St. Quentin, nach den Bollandisten[3] eine leicht überarbeitete Redaktion einer älteren

[1] *ed* ist durch einen Fettfleck und Schmutz völlig verdeckt [*P.* Huber].

[2] Des Engländers Vorlage las offenbar *regni*.

[3] Der Herausgeber sagt darüber (S. 730): '*Existimo Raimbertum* [der vermutliche Redaktor] *acta antiquiora hic illic reformasse mutando stylum, addendo nonnulla, quibus explicatius redderet res propius ad locum martyrii et inventionem spectantes, amplificando etiam interrogationes et responsiones, sicut et precationes.*'

(verlorenen?) Fassung darstellt. Da nun aber auch der in Frage kommende Teil unserer altenglischen Handschrift in den Anfang des 12. Jahrhunderts — schwerlich noch ins 11. Jahrhundert, wie Herzfeld will — reicht, so könnte bereits die überarbeitete Fassung möglicherweise dem altenglischen Übersetzer vorgelegen haben.

Wann diese Übertragung abgefaſst sein kann, entzieht sich infolge der eben berührten Unsicherheit über das Alter der Quelle jeder Berechnung. Doch werden wir nicht fehlgehen, wenn wir die Einführung der Quintinus-Verehrung mit der Einführung der in Fleury zur Ausbildung gelangten Gestalt der Benediktiner-Regel in Verbindung setzen, die seit der Mitte des 10. Jahrhunderts in die bedeutendsten Klöster Südenglands, wie Abingdon, Worcester, Winchester, Glastonbury, Ely, Peterborough, Canterbury, Bath u. a., Eingang fand[1] und zu einem andauernden, regen Austausch englischer und nordfranzösischer Benediktiner führte. In reformierten südenglischen Benediktiner-Kreisen dürfen wir daher jedenfalls die Entstehung der altenglischen Übersetzung suchen.

Eine ältere Behandlung der Quintinus-Legende findet sich in dem altenglischen Martyrologium (ed. Herzfeld, EETS. 116, London 1900), welches zum 31. Oktober einen ganz kurzen Auszug aus den Quintinus-Akten, der *Passio* sowohl wie der *Inventio,* darbietet. Trotz der Kürze des Stückes läſst sich auch hier einigermaſsen sicher behaupten, daſs die Quelle hierfür die älteste, bei den Bollandisten an erster Stelle gedruckte Fassung der *Passio et inventio Quintini* (AA. SS. l. c. p. 481 ff.) war; denn nur diese Version enthält den Zusatz *velut rosae et lilii odoris* = *stanc ... swa swote swa rosan blostma ond lilian* (S. 198 Z. 3) gegenüber dem *inaestimabili odore* der anderen Fassungen; hier auch findet sich allein der Satz *Statim exiit de collo eius columba candida tamquam nix, quae caelos penetravit* ganz wörtlich entsprechend dem ae. *þa sona fleah of þam lichoman culfre swa hwit swa snaw, ond seo fleah to heofenum*

[1] Vgl. W. Hunt, The English Church from its Foundation to the Norman Conquest (597—1066), London 1899, S. 334 ff.; W. Keller, Die litterarischen Bestrebungen von Worcester, Straſsburg 1900 [QF 84], S. 9 ff.

gegenüber dem ausgesponnenen *Et mox visa est felix anima eius, carnea mole soluta, velut columba candida sicut nix, de collo eius exisse et liberrimo volatu caelum penetrasse* der anderen.[1] Ob freilich der altenglische Martyrolog wirklich selbst auf die vollständige Legende zurückgegriffen hat, oder ob schon der ihm vorliegende lateinische Heiligenkalender eine so ausführliche Behandlung des Quintinus (und anderer Heiliger) enthielt, läſst sich nicht entscheiden, zumal so lange nicht, als eine genaue Untersuchung der sehr schwierigen Quellenfrage des ae. Martyrologiums fehlt, die leider auch Herzfeld nur leichthin gestreift hat. Mein Eindruck ist, daſs die Quelle des altenglischen Kalenders eine interpolierte Version des Martyrologiums von Beda-Florus gewesen ist, dessen knappe Angaben sehr häufig zu einer ausführlicheren Erzählung auf Grund der vollständigen Legenden und anderer Quellen (von dem Angelsachsen?) ausgesponnen sind.

---

[1] Die Zeitbestimmung der Inventio *'æfter .LV. geara'*, die im Text dieser Version nach der Pariser Hs. 5299 fehlt, findet sich in einer anderen Hs.: s. die Anm. l. c. p. 786.

Würzburg. Max Förster.

Die Lieder der Hs. Add. 5665

(Ritson's Folio-Ms.).

Add. Ms. 5665, früher im Besitze von Joseph Ritson, ist ein aus Papierblättern zusammengeheftetes Liederbuch, das an zehn Stellen mit einzelnen Pergamentfolien durchsetzt ist, so dafs sich im ganzen 149 Blätter ergeben. Die Lieder sind meistens dreistimmig, und jede Stimme ist auf einem besonderen Notenplan eingetragen. Der untere Seitenrand ist gewöhnlich mit dem Text der zweiten und dritten Strophe des betreffenden Liedes überschrieben. Das Ganze ist eine reiche Sammlung von für den Gottesdienst bestimmten Kirchenliedern, teils mit lateinischem, teils mit englischem Text, meistens aber mit einem, mit lateinischen und englischen Versen abwechselnden Strophenbau. An die Kirchenlieder reiht sich eine Anzahl von Weihnachts- und Marienliedern. Diese bilden den Übergang zu den weltlichen Liedern, die in Stil und Auffassung oft weit voneinander abstehen, bald im sehnenden Tone der englischen Liebeslieder erklingen, wie sie uns in Add. 5465, 31922, Royal Ap. 58, Harl. 2252 etc. überliefert sind, bald in den freien Manieren eines Skelton sich bewegen.

Unter den Kirchenliedern befindet sich eine sonderbare Fassung des Te Deum (Nr. 70), einer der ersten Versuche, diesen Hymnus in einem genau übersetzten englischen Text den Noten unterzulegen. Die heutige Form im Prayer Book weicht, abgesehen von den paar lateinischen Stellen, die im vorliegenden Hymnus beibehalten worden sind, eigentlich nur wenig von unserem Text ab. Obschon die Übersetzung der lateinischen Gottesdienstlieder ins Englische erst spät unter Heinrich VIII. unter-

nommen wurde, so ist es doch nicht anzunehmen, daſs unser Lied aus der Reformationszeit oder gar aus der letzten Regierungsperiode Heinrichs VIII. stamme; denn alle in diesem Manuskript enthaltenen Gesänge weisen auf die Anfanszeit Heinrichs VIII., auf Heinrich VII. und Eduard IV. Schon vor der Reformation wurden Kirchenlieder ins Englische übersetzt, besonders die auf die Heiligen sich beziehenden, die in den Kranz der protestantischen Lieder nie eingeflochten wurden. — Unter den übrigen geistlichen Liedern sind die Weihnachtslieder am zahlreichsten vertreten (in 18 Nummern). Die drei hervorragendsten Thatsachen in der Geschichte von Christi Geburt: Marias Empfängnis durch den hl. Geist, Jesus in der Krippe liegend, Gottes Wunsch der Welterlösung, sind jedesmal hervorgehoben. Der Kindermord zu Bethlehem bildet den Gegenstand von drei Gesängen. Stephanus, der erste Märtyrer, Johannes, amicus Christi, und Thomas a Becket werden in 19, 23 und 37 verherrlicht. Selbständiger und durch ihren poetischen Gehalt hervorragend sind 26 (Spes mea) und 41: while y was yong, in denen das Grauen vor dem Tode beim heranschleichenden Alter und das zuversichtliche Bauen auf Gottes Stärke und Gnade mit tiefer Empfindung zum Ausdruck gebracht ist. Nr. 42, das von der reichlichen Quelle der göttlichen Gnade spricht, ist das schönste geistliche Lied in dieser Sammlung. — Unter den weltlichen Liedern ist die Lyrik stark vertreten: Die Klage der Frau, die verlassen ihrer Verzweiflung hingegeben ist (im bekannten Stile der Fairfax-Ms.-Lieder), in 64, 86, 90, 91; die Klage des Mannes, der verstoſsen ist für immer (60, 86), der unter der Unbeständigkeit seiner Herrin leidet (34), der krank am Herzen ist, und der nach der Geliebten sich sehnt (62) oder dem nur die Gegenwart seiner Herrin die Wunde heilen kann (89); überschwengliche Liebesversicherungen (67), derart sind die uns schon bekannten Motive, die damals inspirierten und Interesse erregten. — Das Buch schlieſst ab mit zwei sonderbaren Gedichten; das erste (97), in makaronischen Versen geschrieben, ist die Klage einer Jungfrau, die von einem Klerikus betrogen worden ist; das zweite (Nr. 98) erzählt im Balladenstil das Abenteuer eines Junggesellen mit einer spröden Maid. Ganz ausgelassen im Ton ist Nr. 61. — Durch ein paar andere Lieder geht ein Zug der Weltverachtung:

in 12 wird der niedrige Stand glücklich gepriesen; in 51 spricht der Dichter von der Falschheit und Lügenhaftigkeit seiner Zeit. Das ganze Gedicht ist ein Spiegel der damaligen Kulturzustände: Zwietracht und Feinde im Lande machen allen Gutgesinnten bange, aber noch mehr der Hochmut und die Verweichlichung des Adels, die lächerliche Sitte der langen, spitzigen, gebogenen Schuhe (poulaines). Der Verfasser wendet sich am Schlufs an den König um Abhilfe. Die Sitte der poulaines weist auf Eduard IV. und Heinrich VII.; unter Heinrich VIII. wurden die Spitzschuhe vollständig abgeschafft und an deren Stelle das genaue Gegenteil, flache, breitgedrückte Schuhe, eingeführt. Das Gedicht scheint auf die politische Situation bei Heinrichs VII. Thronbesteigung zu passen. Das Vertrauen der unteren Klassen auf den König ist ein besonderes Kennzeichen in der Regierung dieses Monarchen. — Das bekannteste Lied der Handschrift ist Nr. 92: the ky*n*gs balad, wie es der Schreiber nennt: Passetyme with good company, von dem König verfafst, zu dessen täglichen Beschäftigungen neben ritterlichem Spiel auch Singen, Tanzen, Flötenspiel, Komponieren und Balladendichten gehörte. Dies ist auch das einzige Gedicht, dessen Verfasser oder Komponist uns bekannt ist; denn Namen wie Ric. Smert, John Trouluffe, Ric. Mower, Sir Rychard Pakke, Henry Petyr, Edmund Sturges, John Cornyssh kommen allerdings im 16. Jahrhundert vor, lassen sich aber nicht mit Musikern identifizieren. Keiner unter den genannten Komponisten hat im entferntesten die Berühmtheit eines Rob. Fairfax oder eines Will. Cornyssh (Komponisten der Fairfax-Ms.-Lieder) erreicht. — Zum Schlufs dürfen wir nicht unerwähnt lassen das schöne Lied (Nr. 49) vom alten Jäger, dessen Haare ergraut sind und der nun dem Walde Lebewohl sagt.

Von den 98 Liedern sind schon anderwärts gedruckt: in Ritson's Ancient songs (ed. 1792; nicht III. Ausg.) 6, 7, 61, 91; John Stafford Smith's Musica antiqua 3, 6, 7, 8, 49; Flügels Lesebuch 6, 42, 49, 92 (resp. 88); Rimbault's Little book 49, 94; Chappel's Pop. mus. 94; Reliquiae antiquae 49; Anglia XII 49; Plain song society (1893) 94.

Die Hs. ist zum Teil schwer leserlich, auch in der Orthographie durchaus nicht konsequent.

1. Miserere michi, domine — 3a.
2. Stella Celi — 4a.
3. De Sancta Maria (in John Stafford Smith's Musica antiqua p. 21)

4b: Syng we to this mery companey
Regina celi letare
5a: Benyng lady blessed mote thow be
that barest god in virginite
therfor syng we to the
Regina celi letare
O Quene of heuen þat syttist in se
O comforte of all captiuite
Ryght causeth vs all to syng to the
Regina celi letare.
O blessed branche of Humilite
O causer of all felicete
W*ith* ioy *and* gladdenesse syng we to the
Regina celi letare.

4. De Sancto Johanne — Joh*ann*es a ssecretis — 5b.
5. De innocentibus

6b: Sonet laus p*er* secula
innocentium gloria
7a: Dic erodes impie
what awayleth thy crueltis
in vinculis pro sanguine
yputte in payne w*ith* grete dystresse,
Adiuuat te milicia
6b: Membra figi tenera
Thow gauest thy comowndment
Matrum terens viscera
Thy hope þou loste *and* thyn entent
Sternit dum militia
Deus nunc extinguere
Infynyte *and* most of pyte
Verens regnum perdere
In sorwe *and* woo thy see ys dyztte
Vixit dei milicia.

6. In die natiuitatis

7b: Nowell, nowell. Tydings gode y thyngke to telle

In Ritson's Ancient Songs ed. 1792 (nicht in der 3. Ausg.) p. 127, in Musica antiqua p. 22 und in Flügels Lesebuch p. 124.

7. In die natiuitatis — In Ritson's Anc. S. ed. 1792 p. 128; in Musica antiqua p. 26.

8b: Nowell nowell nowell nowell
Who ys there that syngith so nowell nowell nowell
I am here syre cristesmasse
Wellcome my lord *sir* cristesmasse
9a: wellcome to vs all bothe more and lasse
come nere nowell
Dievs wous garde byews
sirs, tydyngs y zow bryng
a mayde hathe born a chylde full yong
the weche causeth for to syng
nowell
8b: Criste is now born of a pure mayde
In an oxe stalle he ys layde
Wherfor syng we all atte abrayde
Nowell
Bevvex bien par tutte la company
Make gode chere *and* be ryght mery
And syng *with* vs now ioyfully
Nowell.

8. In die natiuitatis — In Musica ant. p. 24

10a: Meruele nozt iosep on mary mylde
forsake hir nozt they (tho) she be *with* chylde
10b: iosep wonder how this may be
That Mary wex gret when y and she
euer haue leuyd in chastite
Iff she be *with* chylde hitt ys not by me
meruell not ioseph.
The holy gost *with* mercifull disstens
In here hathe entryd *with* out offenss
God and man conceyued by his *pre*sens
An [she][1] virgyn pure *with* owte violens
*Me*ruell not Joseph
11a: What the Angell of God to me doth say
Jioseph muste *and* will vmble obay
Ellys *pre*uely y wolde have stole a way
But now will y *ser*ue her tille þat y day
*Me*ruell not ioseph
Josep thow shalt here mayde *and* moder fynde
Her sone redemptor of all mankynde
Thy forefaders of Paynes to vnbynde
Therefor muse not this mater in thy mynde.
*Me*ruell not Joseph.

[1] Von anderer Hand hineingeflickt.

9. In die natiuitatis

11b: Man be ioyfull *and* myrth þou make
ffor crist ys made man ffor thy sake
man be mery I the rede
but bewhar what merthis þou make
crist ys clothed yn thy wede
and he ys made man for thy sake
He cam ffro hys ffader sete
Into this worlde to be thy make
Man bewar how þou hym trete
ffor he ys made man for thy sake
Loke þou mercy ewyr crye
Now and allway rathe *and* late
And he will sette the wonder hye
ffor he ys made man for thy sake.

10. In die circumc*isionis*

12b: Make vs meri this new yere
thankyng god w*ith* hertely chere
Gabriell bryzther then the sonne
graciesly grette that mayden fre
thorffe hir mekenesse c*r*ist haue whe founde
ecce ancilla dom*i*ni
Aue maria virgin bryght
we ioyeth of thy virginite benignite
The holy goste ys vn the lyght
þou hast conceyued thy sone so fre.
Now ys that mayde gret w*ith* chylde
Hir selue a lone also credebily
ffor the fende she shall vs shylde
So sayeth bokys in hure story.

11. Salue sancta parens — 13b.

12. 14b: In eu*er*y state in eu*er*y degre
the mene ys the beste as semyth me
15b: The hyer men clemmeth the sorer ys the falle
Banck*es* that lawe buthe sone ou*er*flow
the dend*er* sownys p*er*ischeth castill ryall
the mene ys best as semyth me.
14b: Hill that buth hye sufferith many showrs
A law vpon the yerthe ys merey to be
Then in hey howsys other grete tours
the mene ys best as semyth me.
Where the hegge ys lawest men doth ou*er*skyppe
To hew abow thy hedde, h*i*t is but vanite,
lest in thy yee ther ffalle a chyppe
The mene ys best as semyth me.

13. De sancta Maria — Aue decus seculi -- 15 b.

14. In die natiuitatis — Soli deo sit laudum gloria — 16 b.

15. In die natiuitatis

17 b: Haue m*e*rcy of me kyng of blisse
as much as thy mercy ys.
18 a: Of mary criste was bore
with owte wem of aney hore,
To saue vs that were forlore
kyng of all kyngs.
17 b: To vs he gaffe a somple abowte
That we shulde nozt be prowte
For he was wrapped in a clawte
kyng of all kyngs.
Pray we Ihe*su* heuen kyng
All so after owre endyng
To hie blysse eu*er*lastyng
kyng of all kyngs.

16. In die natiuitatis — Regi canamus glorie — 18 b.

17. In die natiuitatis

19 b: O radix iesse simplices
te nos inuocamus
20 a: Veni vt nos liberes
quem iam expectamus.
O of iesse thow holy rote
that to thi pepill arte syker merke
We calle to the be thow our bote
In the that we gronde all owr werke.
19 b: Thy laude ys exalted by lords *and* kyngs
No man to p*r*yse the may suffice
Off the spryngith vertu *and* all gode thyngs
Come *and* delyuer vs fro owre malice.
Off the may no malice growe
That þou thy selue arte pure godenesse
In the be rotedde what we showe
And graunte ows blisse after owr decesse.

18. In die natiuitatis

20 b: O clauis Dauid inclita
Dans viam in portis
21 a: Educ nos de carcere
Et de vmbra mortis
O clauis (ut supra)
21 b: O Dauid thow nobell key
cepter of the howse of israell

22a: Thow opyn the gate *and* geff vs way
and saue vs fro owre ffendys ffelle
21b: We be in pr*i*son, vn vs haue mynde
And lose vs ffro the bonde of synne
ffor that þou losest no man may bynde (bis)
And þ*a*t þou losest may no man bynde
Lord bowe thyn yer to the we calle
Delyuer þou vs ffro wyckednesse
And bryng vs to thy ioyfull halle
Wher euer ys lyff w*ith* owten desstresse.

Auf der rechten Seite steht: Trouloufe Ihon (*and*) Smert Ric.

19 (Ritson 20). Sancti Stephani

22b: Pray ffor vs that we saued be
prothomartir stephane
23a: In this vale off wrecchednesse
yprewed was thy mekenesse
ther thow art in ioye and blisse
circumfultus vndique.
22b: W*ith* ffaith yarmed in feld to fyzth
Sad þou stodest as godys knyg*t*h
prechyng the pepill of gods myzth
manes plenus gra*tie*
Before the tyrand þou were brozt
Stroks of payne þou dredest nozt
God was w*ith* the in all thy thozt
Spes eterne glorie.
23a: W*ith* synfull wrecchys þou were take
Thy feyth þou woldest not forsake
But rather to dye for gods sake
Circu*m*fusio sanguine.

20 (21). De innocentibus

23b: Psallite gaudentes, infantum festa colentes
24a: When god was born of mary ffre
herode the kyng of galalee
was meued to malice by kyngs thre
munera portantes, Regem natum venerantes
Herode sende for men armed bryzth
To seke *and* sle the kyng of lyzth
The blessed chylde drow fro herods myzth
Armati sunt perimentes.

21 (22). De innocentibus.

24b: Worchepe we þ*i*s holy day
that all innocentis
ffor vs pray

25a: Herode þat was bothe wylde *and* wode
ful muche he shadde of cristen blode
To sle þat chylde so meke of mode
that mary bare þat clene may
24a: Mary *with* Ihesu forthe y frawzt
As the angell hur towzt
To flee the londe till h*i*t wer sowzt
te epytte she toke hure way.
Herode slow *with* pryde *and* synne
Thowsands of II zer *and* *with* ynne
The body of criste he thozst to wynne
and to destrye the cristen fay.
25a: Now Jhe*s*u þat dyest for vs on the rode
And *c*ristendest innocents in hir blode
By the pr*a*yer of thy moder gode
Bring vs to blysse þat lastith ay.

22 (23). De natiuitate Dei.

26b: O laudamus Te dominum confitemur
27a: O blesse god in trinite
grete cause we haue to blesse thy name
þat now woldest sende downe fro the
the holy gost to stynte our blame
te deum laudamus
26b: Syng we to god fader eternall
That luste to June *with* oure nature
The sone of hym celestiall
Man to be borne, oure saulis to cure
Te deum laudamus.
27a: All te seynts in heuen on hye
And all that buthe in erthe all so
Geff laude *and* thangks deuotelye
To god abowe and syng hym to
Te deum laudamus.

23 (24). De sancto Thoma — Letare contuaria — 27b.

24 (25). De natiuitate

28b: Now make we ioye in this feste
in quo Chr*istu*s natus est
29a: A patre vnigenitus
III zong maydens cum till vs
syng we to hym *and* say well come
Veni redemptor gencium
28b: Agnoscat omne seculum
A bryzth sterre III kyngs made come

A solis ortus cardine
So myzthi a lord ys non as he
Veni redemptor gencium omnium.

25 (26). De natiuitate

29b: Ihesu fili virginis
miserere nobis
30a: Ihesu of a mayde thow woldest be bron
to saue mankynd *þat* was forlorn
and all for owre mysse
miserere nobis.
29b: Born thow wher of mary free
And thow deidist vpon the rode tree
ffor owre mysse
Miserere nobis — Smert.

26 (27).

30b: Spes mea in deo est
When lordechyppe ys loste *and* lusti lekyng with all
When felichepe fayleth, *and* frendechepe dothe falle
then can y no comfort but crye *and* call
Spes mea in deo est.
31a: When maystery ne mayntenaunce manhode ne myght
When reson ne rechesse may rewell me aryght
Then y *with* sorwe *and* care *with* in my herte plyght
Spes mea in deo est.
When age dothe growe then grucche y *and* grone
When febelnesse fallith then fawte y sone
Then can y non other but crye *and* call anone
Spes mea in deo est.

27 (28).

31b: Y pray zeu alle *with* o thozt
Amende me and payre me nozt
Holi write seyth wech no thyng ys sotter
þat no man shulde apayre other
sethe *þ*an in god y am thi brother
amende me *and* payre me nozt
32a: This lore in the gospell eche man may se
Yff I thi brother trespasse the
Bytwixte vs to vp neme *þ*ou me
amende me *and* payre me nozt
Iff *þ*ou se y do gretely a mysse
And no man wote but *þ*ou of this
Make h*i*t not zette so euell as h*i*t ys
Amende me *and* payre me nozt.

28 (29).

32b: Ihesu fili dei miserere me
Glorius god in trinite
well of man *and* pyte
thus cryed the woma*n* of canany
miserere mei, miserere mei — [Trouluffe].

32b: Thou came fro heuen fro thi se
To this worlde a man to be
Ther for y crye deuoteli
Miserere mei
As þou haddest vn hir pyte
So y pray thou haue vn me
Glorius god in trinite
Miserere mei — [Smert].

29 (30). De natiuitate

33b: Tydyngs trew
ther buthe come newe
Blessed be ihesu

34a: Tydings trew tolde ther ys trewe
iesu to be born of a mayde
now ys fulfillede that prophesie sayde
Blessed be ihesu

33b: Tydings trew an angell bryght
song how ther ys sprong a lyzth
To all þ*at* leued aryzth
Blessed be ihesu.

30 (31). De natiuitate

34b: Nascitur ex virgine
sine viri semine

35a: A childe ys born of a mayde
in redempcion of vs all
worshipe we both nyzt *and* day
ffor vs was born in a oxe stall.

34b: We buthe muche bonde to god allmyght
That sende his sone *with* gode entent
To be born of a mayde that ys bryght
That all mankynde shall nozt shent — [Smert].

31 (32).

35b: Do well *and* drede no man,
the beste co*n*cell ys þ*at* y can.

36a: Now to do well how shalt þou do
herke to me *and* y shall the telle
thu *with* saule *and* mynde allso
h*er*tely þou pray then doiste þou well.

35b: Euen as thy selue *with* hole entent
To loue thy neizbore as saith the gospell
Thow hast by commaundement
Obserue thees too then doist þou well

32 (33). De natiuitate

36b: Alleluya, alleluya
now may we myrthis make
37a: ffor vs ihesus manhode hathe take
Alleluya only for owr synnys sake
de virgine maria.
36b: The kyng of kyngs now forth ys brozste
Of a mayde that synned nozthe
Neuer in dede, neuer in thozste
Res miranda, alleluya.
The angell of conseyle þ*a*t day was born
As *pro*phesye sayde beforn
ffor to saue that was forlorn
Sol de stella, alleluya.

33 (34). De Iohanne

37b: Pray for vs thow prince of pesse
Amice cristi Johannes
38a: To the now cristes derlyng
prince of pes the weche was mayden bothe olde *and* yong
mi soule ys sette to syng
Amice Ch*risti* Johannes
37b: On crists breste aslepe he lay
The p*ri*uets of heuen ther he say
ffor hes was so clene a may
Amice Ch*risti* Joh*anne*s.
Criste before pylet was brozste
The clene maydyn forsoke hym nozste
To dye *with* hym was all his thozste.
Amice Ch*risti* Joh*anne*s.
Crists mod*er* was hym be take
A mayden to be a nothers ys make
Trozffe there helpe we shall not be forsake
Amice Ch*risti* Joh*anne*s.

[44 (45) bringt das gleiche Lied ohne die beiden mittleren Strophen. Abweichungen 49a: the weche were mayde — my saule ys sette a song to syng — Be they oure help þat we be not forsake.]

34 (35).

38b: How shall y plece A creature unc*er*teyn
y*our* light (greuans) shall not me co*n*streyn,

to avoyde your custumabyll dysdayn
þat ye loth y love wrappe þat yn your trayn
  How shold y (vt supra)
your on syttyng spech puttyth me to payn
with owt cause god knowyth y do not fayn
with hert y wyll you plece and your love attayn
  How shold y plece A creature vncertayn
When y fynd you stedfast and certayn
y am right glad trstyng hit well remayne
but light [grevens?] turnyth your love agayne
  How sholde y plece A creature oncertayne.
An old seyd saw hasty men sone slayn -
love me lytyll and longe. Hote love doth not Rayne
speke or ye smyte, barke or ye byte
hold yowr handes twayn
  How shold y plece a creature oncertayne.

35 (36). De natiuitate

39b: Proface welcom wellcome
This tyme ys born a chylde of grace
þat for vs mankynde hath take, proface
40a: A kyngs sone and an emperroure
ys comyn oute of a maydynys toure
with vs to dwelle with grete honowre — proface
39b: This holy tyme of cristemesse
All sorwe and synne we shulde relese
and caste away all honynesse — proface
  The gode lord of this place entere
Seith welcome to all þat now apere
Vnto suche fare as (?) ye fynde here — proface
  Wellcome be this new ere
And loke ye all be of gode chere
Oure lorde god be at oure denere — proface

36 (37). Epiphanie

40b: Jhesus autem hodie
Regressus est a iordane
41a: When Jesus criste baptyzed was
the holy gost descended with grace
the faders voys was herde in the place
  Hic est filius meus ipsum audite
40b: There were thre persons and oo lorde
The sone baptized with on accorde
The fader sayde this blessed worde
  Hic est filius meus.
Considere now all cristiante

How the fader sayde bycause of the
The grete mistery of the trinite
Hic est filius meus.

41a: Now *Jesus* as þou art bothe god and man
And were baptized in flom iordayne
Atte oure last ende We *pray* the say than
Hic est filius meus.

[Unter dem Text sind über Seite 40b und 41a die Worte geschrieben: Hyt ys gode to be gracius, sayde John Trouluffe — Wellffare thyn herte, sayde Smert.]

37 (38). Sancte Thome

41b: Clangat tuba martir Thoma
vt liberet sic cristi vinea

42a: Oute of the chaffe was pured this corne
and else the cherch had ben forlorne
To gods grange now where thow borne
O martir Thoma, o martir Thoma, o martir Thoma.

41b: In london was bore this martir sothyly
Of c[anterbur]y Hadde he primacy
To whom we syng deuotely
O martir Thoma etc.

38 (39).

42b: Man asay and axe mercy while þou may

43a: In synne yf þou thi lyffe haue ledde
ame*n*de the man *and* be not adrad.
God for the his mercy hathe sprade
Asay asay

42a: For thof thy synne be neuer so ille
Amende thy sylue man yf that þou wille
God will not that þou spylle
asay, asay
For he that the so dere hathe bozste
mercy he wolde that þou sozste
Iff þou h*i*t axske he nayes h*i*t nozste
asay asay
Thy lyffe vn erthe her thus þou spende
Prayng to Jh*esu* þ*at* þou notte shende
Then ioy *and* blisse shall be thyn ende
Asay, asay.

39 (40). De natiuitate

43b: Jhesu fili virginis
miserere nobis

44a: Jhesu of a mayde þou woldest be born
to saue mankynde that was forlorn

and all for owr synnes
miserere nobis.
43b: Angelis ther wer mylde of mode
song to þat swete ffode
with ioye and blisse.
miserere nobis.
In a cracche was þat chylde layde
bothe oxe and asse with Hym playde
with ioye and blisse
miserere nobis.
Then for vs he shadde his blode
and all so he dyedde on þe rode
And for vs ywysse
miserere nobis.
And then to helle he toke the way
to raunson him þat there lay
with ioye and blisse
miserere nobis.

40 (41).
44b: Jhesu for thy mercy endelesse
Saue thy pepill and sende vs pesse
45a: Jhesu for thy wonds ffyfe
Saue fro shedyng cristayn blode
sese all grete trobill of malice and stryffe
and of our neizbores sende vs tydyngs gode
blessed Jhesu (bis) for thi etc. (vt supra).

41 (42).
45b: The best song as hit semeth me
peccantem me cotidie
46a: While y was yong and hadde carage
I wolde play with grome and page
But now y am ffalle in to age
Timor mortis conturbat me
45b: Yowthe ys now ffro me agon
and age ys come me vpon
Now shall y say and pray anon
parce michi domine.
I pray god y can no more
þou bozsteste me with wondes sore
To thy mercy thow me restore
saluum me fac domine.

42 (43).
46b: To many a will haue y go (in Flügels L. p. 113).

43 (44). Salve Regina misericordie — 47b.

44 (45). [48b:] Pray for vs þou prince of pes — siehe 33 (37b).

45 (46).

49b: O blessed lord full of pete
mane nobiscum domine
This worlde ys but a vanite
50a: subtile *and* fals and no surte
Wher for we pray for charite
mane nobiscum domine — O blessed etc.
49b: Extorcion hathe putte a downe
owt of oure syzth ryzt *and* resone
wherfor we pray vnte sone
mane nobiscum etc.
What shull we do a domys day
Ther shall we crye a well away
But oure lady helpe vs to say
mane nobiscum etc.
O lord þat arte in trinite
In ioye *and* blisse *and* vnite
Helpe vs of this mortalite
mane nobiscum etc.

46 (47).

50b: The beste rede that I can do
do well and drede no man
51a: God sende vs pese *and* vnite
In engeland *with* prosperite
and geffe vs grace to ouer come
all our enemys *and* putte adowne
þat we mow syng As y sayde than
do well *and* dred no man (vt supra).
50b: Now pride *and* couetise all so
A downe ye most *and* many mo
A downe bolsteris *and* peked shon
for hit is derision, þerfor y say as y can
Do well *and* drede no man.
Alas this worlde kepith no *ser*tayne
þorwfe fals lyuyng *and* more no refrayn
h*it* is in wayne þat y complayne
Butte þat oure lorde *and* soue*ra*yne
Graunte vs grace þat we mow say than
Do well *and* drede no man.
51a: Now to the lady we do crye
with thy swete sone sende vs mercy
And geffe vs *per*fecte charite
Grace *and* loue *with* humilite
That we mow say as y began
Do well *and* drede no man.

47 (48). In fine natiuitatis.

51b: For all cristen saulys pr*a*y we
Requiem eternam dona eis, domine.

52a: O god we pr*a*y to the in specyall
ffor all the saulis þat sufferd payne infernall
now Ihe*s*u for thi mercy graunt them lyff eternall
et lux *per*petua luceat eis.

51b: In aspeciall for the saulys þ*a*t hathe most nede
Abydyng in the paynes of derkenesse
Weche han no [no] socoure but al mysdede
Et lux *per*petua luceat eis.
Now god in heuen þ*a*t art so hye
These saulys þou graunte ioy *and* blysse
for wham this day we syng *and* crye
Et lux *per*petua luceat eis.

48 (49). De natiuitate

52b: Blessed mote þou be swete Jhe*s*us
qui hodie natus es nobis.

53a: By thi burthe þou blessed lord
ys made of variaunce now on acorde
therfor we may s[h]yng this
Blessed mote þou be swete Jhe*s*us (bis)
qui hodie natus es.

52b: Vpon this heygh blessed day
Jhe*s*u in hys moderes armys lay
Where for to hym lete vs all say
Blessed mote þou be swete Jhe*s*us. — [Smert].

49 (50). — y haue ben a foster long and meney day — 53b, abgedruckt in Musica antiqua p. 28 — Rimbault's Little Book Nr. 19 — Reliquiae antiquae II, 199 — Flügels Lesebuch p. 151 — Anglia XII, 244.

Fol. 54a enthält ein Musikstück (Ritson Nr. 51).

50 (52). Nesciens mater virgo — 54b [unten steht: ffarewell trouluffe].

51 (53). Ric. Mower (Komponist) — Beata dei genitrix maria — 55b.

52 (54). Nesciens mater virgo — 56b. Über 56b, 57a hin stehen die Worte: Yt is gode to be gracius sayde Trouluffe, und 57b, 58a: Soȝft *and* esely sayde Trouluffe wellffare yeur hertys sayde Smert.

53 (55). Aue regina celorum mater regis angeloru*m* — 58b.

54 (56). Regina cele letare — Ric. Mower — 59b.

55 (57). O lux beata trinitas principalis — 60b.

(58). Copy of a receit in Latin by John Wyll clerk to Halnathe Aryscot rector of Langetre for £ 26 an annual pension to that church; dated 16th October 2d (2d year) Henr. 8.

56 (59). Te mane laudum carmine — 61b.

57 (60). Lumen ad revelacionem — 62b.

58 (61). Secu*n*du*m* verbu*m* tuu*m* i*n* pace — Sir T. Packe — 63b.
59 (62). Stella celi extirpant — Q. Sir William Hawte Miles -- 64b.
60 (63).

65b: My wofull hert of all gladnesse baryeyne
enforsed me this complaynte for to make
wheche y haue songe *with* wepyng yen tweyne
full ozfte or this y shall vndertake
Till gode tydings com my sorwe to slake
y must obey fortune ys ordynaunce
for yet y am all drowned in the lake
of sorfull ioye *and* paynefull plesaunce

66a: ffor sche weche ys of all godely the best
To myn entent *and* so sayeth mo then I
ys full but late ovte of hur kyndely rest
In to gret sekenesse weche holdith hur greuowsly.
Now y pr*a*y god *and* that rizth hertily
That she be voyded owte of the grete grevaunce
ffor all she amende y shall haue nozt truly
But sorfull ioy and paynefull plesaunce.

61 (64). Be pes, ze make me spille my ale
In Ritson's Ancient Songs (ed. 1792, p 103).

62 (65).

67b: Absens of zeu causeth me to sygh and complayne
ffor of my hert ze haue the gouernavnce
And thogh y wolde y kovde me nozt refrayne
ffor zeu dere hert thoff y suffer penaunce
All for zeure sake til god me so avaunce
that y fro zew may hyre sume gode tydyng
that myzth my herte in more ese bryng

68b: The hye desire that y haue ffor to se
the godely and wommanly bewte
Till that y may in zeure presaunce
pr*a*yng to zeure gracies pyte
that zo wilde suche saffe to have mercy on me.
and only to be putte to yeure rememoraunce.

64 (67).

69b: O blessed lord how may this be
that y am thus in heuinesse
And yet y haue do my besynesse
euer to plese hym *with* all my myzth
bothe erly late by day *and* by nyzth.

(68). 70a: Certificate in Latin of the publication of bans of marriage between John Ford *and* Radegund in the church of All Saints in Pycklegh addressed to the perpetual vicar of the parish church of Stoke-Mylton, dated 1st Jan. 1000 h 000.

(69). Power of attorney in Latin from John Whyte master of the new work and chapel of St. Margaret in the mansion called the Court-place in Yest-Tylbury near the cemetery of the parish church there in the county of Essex to receive rents etc. Dated at Pywathy in the county of Devon last day of april in the 3[d] year of H. 8.

65 (70).

70b: Thow man envred *with* temptacion
vn to caluery caste thy mynde
Remembre how feithefull how trew how kynde
this lyon *and* lambe was causyng pyte
and say after me
And be nozt vnkynde
paratus sum semper mori pro te.

66 (71).

71b: Now helpe fortune of thy godenesse
and onse *with* drawe thy aduersite
ffrom thy seruaund the weche hathe plente
of sorwe *and* all heuenesse.

67 (72).

72b: fayre and discrete fresche wommanly figure
that *with* zoure beute and fresche plesaunce pure
Arested hathe my herte in sodeyn wise
y recommende my symple seruice sure
my lyues ladi and my hertis cure
vnly to youre swete grace a thovsand sythe.
Besechyng zeure excuse ther y surprise
sum loue co*m*maunds me this auenture
thorffe *with* zeur bevte that y most loue *and* prise.

68 (73). Thomas Packe — Kyrie eleyson Chr*is*te eleyson — 73b.

69 (74). Missa de Gaudete in D*om*ino, pro hominibus XII notes cu*m*pas — Kyrie eleyson — 84b — Laudamus te benedissimus te — Thomas Pakk — 85b.

70 (75). Sir Thomas packe
(95b) Te dom*inum* co*n*fitemur. (96a) We pr*a*yse the almyzty god, we knowlych the oure mercyfull lord. (96b) All erth worshyppyth the, fader euyrlastynge, lord of heuyn and kynge. All angelys, hevyn and all potestates yn on accorde. (97b) cherubin et seraphyn incessabili voce proclamant and synge: Te deum laudamus. (98b) Sanctus, sanctus, sanctus, D*omin*us deus sabaoth, oure lord most gracyvs. Hevyn and erth be full maiestatis glorie tue and euer shall be. (99b) The most gloryus quere of the apostolys most melodyvs; the laudable numbyr prophetys *with* the cu*m*pany of martyrs laude and pr*a*yse the: Te deum laudamus. (100b) All holy chyrch

doth knowlyche the god thorowe þe worlde vnyversall both lord and kyng, pa*tr*em im*m*ense maiestatis, venerandu*m* tuu*m* veru*m* et vnicu*m* filiu*m* (101 b), *sanctum* q*u*oque paraclitu*m* spiritu*m*, sine fine euyry spyryt praysyth þe euerlastynge ffadyr and son; we synners laude and prayse þe euyr all and sume. (102 b) Cryst kyng of ioy þou art euer beyng savyour and helper of all mankynde, sone of þe fadyr, our lord, oure god, thow dydst not abhore þe blessyd wombe of a vergyn to take ma*n*kynde; thow as lord most gracyus and kynde. Aftyr þ*a*t, thou suffyrdst þe most cruell and bytter deth as a meke lombe (Te deum laudamus). And aftyr thow ressie þe þyrd day fro deth et apperuisti regna celorum credentibus. Tu ad dextram dei sedes y*n* the most gloryvs ioy of þe fader celestyall, ffro hens þou art to cu*m* vs to ivge both qwycke and dede. Te ergo quesumus to have mercy on vs for þi bytter passyon, to þe we alway calle. Eterna fac cu*m* *sanc*tis tuis *glo*ria munerari for þ*a*t gret mercy and pyte. Saluum fac populu*m* tuu*m* d*omi*ne, kyng of all kyngs most gracyvs et benedic hereditati tue þ*a*t we may atayne þ*a*t mery cyte, wher we may se þ*a*t gloryus face in eternu*m* most beotyvs.

71. 103 b: Per singulos dies benedissimus te most m*e*rcyfull lord syttyng *on* þe hye trone et laudamus nomen tuu*m* in *seculum* et in *seculum seculi* our lord full of grace, Alway besechyng þe of m*e*rcy and of pyte; thus to þe we make our mone Jhesu þ*a*t suffyrd þe most bytter passyon and all for our sake *and* for our trespas. Dignare d*omi*ne die isto nos custodire owt of synne and shame. Miserere nostri d*omi*ne, have m*e*rcy on ws. Lord, we synners to þe call, ffiat *misericordia* tua d*omi*ne super nos and kepe ws fro blame quemadmodum speravimus in te þ*a*t we not y*n* dedly synne fall. In te d*omi*ne speraui no*n* *con*fu*n*dar in eternu*m*. ffor eu*e*r y*n* þe my hope ys most and y*n* þy mercy, lord, alway y tryst and of my syn*n*ys me to amende. O most m*e*rcyfull lord y*n* trinite fader son and holy gost. To þ*a*t gret ioy vs brynge wher þou reynyst w*ith* owt ende Amen.

72 (76). 103 b Cryst kyng of ioy þou art eu*e*r beyng — s. 71 (102 b) bis (inkl.) meke lamb (gleicher Text).

73 (77). Festa dies toto venerabilis — 106 b.

74 (78). Gaude virgo, mater cristi — 107 b.

75 (79). Kyrye eleyson, Criste — Et in terra pax — Edmund Sturges — 109 b.

76 (80). Gaude sancta Magdalena — Thomas Pakk — 112 b.

77 (81). Et in terra pax — Henricus Petyr — 113 b.

78 (82). Agnus dei qui tollis peccata — Qd Joh*anne*s Cornysch — 119 b.

79 (83). Benedicamus domino deo gracias — 121 b.

80 (84). Salve festa dies — 122a.
81 (85). Maria virgo intercede — 122b.
82 (86). Ad festu*m* natal*e* d*omi*ni — Nesciens mater — 123b.
83 (87). Salve regina misericordie — 124b.
84 (88). Anima mea liquefacta est — 129b.
85 (89). Nunc Jhesu Te petimus — 131b.
86 (90).

133b: Alone, alone
mornyng alone
and all for one
alas why so
myrth ys gon
for one alone
whych causyth my mone
fortune ys my fo
  sid tyme was I
alone trewly
and now fy fy
a proud fals loue
I loue I deny
hyt ys foly
to loue vaynly
þis do I prove
  wher as I sought
and loue dere bowght
settyth me at nought
þis ys my chaunce
alas w*ith* thought
my hert ys hought
full low forfaught
yn lovys daunce

134b: all louers beware
for y a*m* bare
of yoy *and* care
to lede my lyf
takyn yn a snare
as carles doth an hare
þus evyll y far
lyuing yn stryf
  louing yn payn
had yn dysdayn
what remedy
wher y wold fayn
loue doth refrayn
not louyd agayn
  this euer fynd I
this euer I fynd
my loue vnkynd
turnyng as þe wynd
no place to resorte
I am put behynd
as ma*n* þat ys blynd
all most out of mynde
alone ys no cu*m*fort.

87 (91).

135b: My herte ys yn grete moanyng
my mynd also grete waylyng
The more sorow ys my payn
So onkyndly thus to be slayn
Alas, alas what remedy
my lady hath forsakyn me

IIIius versus:
Such a mastres I may calle
Same petyles yn euery place and all — alas

IIIIus versus:
I trow on me she wolde rewe
Iff my sorow *and* woo she knewe — alas.

88 (92). 136b: Passetyme w*ith* goed cu*m*pany — s. 92.

89 (93).

137 b: So put yn fere I dare not speke
þus vnder sylens I do endure
Vnwety*ng* how my*n* hert to breke
to her which ys my ioyus plesure
of my pore hert she may be sure
and so shall contynew tyll I dye
abydy*ng* yo*ur* gr*a*ce yn hope of mercy

138 b: The sterr of venus which I call her ye
sharper than thorn dyamond or steyll
so depe hath thrylled my hert y*n* wardly
that wondyd soer myself y fele
and no help but fortunys whele
and only she which my wound begunne
þer of right I apeyle
hyr to be surgyon

139 b: She hath me hurt why shuld she not hele
and geve me salf vnto my sore
or els y*n* feyth vnkyndly she doth dele,
for she hath þ*at* I hadde in store
my*n* hert y*n* love what wyll she more
And all othyr for hyr sake to eschew
and neu*er* to chaunge her for no new (drcimal).

90 (94).

140 b: Alone alone her y am myself alone
w*ith* a dulfull chere I make my mone
pyteusly my own sylf alone.
My blossu*m* br*i*ght ys gone
takyn away fro me bycause of hevynes
w*ith* a dulfull chere.

91 (95). In Ritson's Ancient Songs (ed. 1792 p. 122).

141 a: In wyldernes
ther found I besse
secret alone
In grete dystres
Remedyles
maky*ng* her mone
Alas she sayd
y was a mayde
As others be
And at a brayd
y was afrayd
r*i*ght pyteusly
A wanton chyld
spake wordes myld
to me alone
and me begylyd,
goten w*ith* child
and now ys gone
Now h*i*t ys so
lefe of my woe
w*ith* gode devyse
And let hy*m* goo
w*ith* sorow allso
and play the wyse
Now may I wynde
w*ith* oute a ffrynde
w*ith* hert enfayn
In ferre cu*n*tre

men weue I be
A mayde agayn
  This young meu say
yn sport *and* play
go wach a byrde
men tellyth y*n* town
when clothis be downe
the smock ys hyd
  I ca*n* not kepe
but soor y wepe

and all for oone
so fre my hert
shall he not stert
thof he be gon
  Alas þat he
has thus lefte me
my self alone
In wyldernes
remedyles
makyng my moo*n*.

92 (96).

141 b: Passetyme w*ith* good cu*m*pany — hier vollständig [vgl. 136 b Nr. 88 (92)] — s. Flügels Lesebuch p. 146. Unter dem Text steht: the ky*ng*s balad.

93 (97).

142 b: Dicant mic Judei.

94 (98).

143 b: Come our þe burn besse — in Chappel's Old Engl. pop. mus. I 122, in Rimbault's Little book und in Plain song society 1893.

95 (99).

144 b: Votre trey dowce regaunt plesaunt.

96 (100). Miserere domine et exaudi — 145 a.

97 (101).

145 b:
  Vp y arose in verno tempore
And found a maydyn sub quadam arbore
That dyd co*m*playne in suo pectore
Sayng y fele pueru*m* movere
  Adew plesers antiq*u*o tempore
full oft w*ith* you solebam ludere
but for my mysse michi deridere
w*ith* right goed cause incipeo flere
  Now what shall y say mei pare*n*tibus
Bycause y lay w*ith* quidam clericus
They wyll me bete cu*m* virgis ac fustibus
And me sore chast coram omnibus.
  W*ith* the seid child quid faciam
Shall y hyt kepe vel interficiam
yf y sley hyt quo loco fugiam
I shall lose god et vitam eternam.

98 (102).

146 b: Hay how the mavys
on a brere
she satt *and* sang
w*ith* note clere.
I drew me nere

to se her chere
the grenys among
  When y ca*m* ther
she stode yn fere
and seyd no nere

what doyst þou here
Hyt ys grete wrong
147b: I bade her abyde
and stop a tyde
I shull her gyde
to a forest which was brode *and* wyde
she seyd me nay
and flo her way
she wolde assay
to take her pray
þat she had lovyd so long

Whan she was gone
And y alone
makyng my mone
with sorowfull grone
þis ys my song
such (a) on as she
þat a way woll flee
yll must (mote) she the
wher euer she be
yn castell strong.

(103). Some memorandums in husbandry 1563 — 148b.

(104). Vier unleserliche Verse — 148b.

Anmerkung: 24 findet sich mit zwei, 27 mit noch drei weiteren Strophen, 33 (44) mit unbedeutenden Abänderungen in 44, 24, 54 von: Songs and carols ... from a Ms. of the 15th c. ed. by Th. Wright, Percy Soc. 23, London 1847. Auf S. VI sagt Wright: On a comparison of the contents of the two manuscripts (mit dem zweiten Ms. ist Sloane 2593 gemeint), it has been found that a few of the pieces printed in the present volume are found in the Sloane Ms., *one or two are also found separately in other manuscripts, and a diligent search would probably bring to light others.*

Westgate-on-Sea. Bernhard Fehr.

Zu Lord Byrons 'Giaour'.

1.

E. H. Coleridge hat jüngst zum erstenmal das Verhältnis von Byrons 'Giaour' zu William Beckfords orientalischem Roman 'Vathek' genauer und im Zusammenhange dargelegt,[1] während weder K. Hoffmann in seiner Disssertation,[2] wo doch eine derartige Untersuchung sehr wohl am Platze gewesen wäre, noch Kölbing in seiner sehr lehrreichen Anzeige dieser Schrift[3] — allerdings absichtlich — sich mit dieser Frage beschäftigten. Daſs Byron den 'Vathek' für diese Dichtung benutzt hat, sagt er selbst in der Schluſsanmerkung, aber in einer Form, die nicht erkennen läſst, in welch reichem Maſse dies der Fall ist; es heiſst nur: *For the contents of some of the notes, I am indebted partly to D'Herbelot, and partly to that most Eastern, and ... sublime tale, the 'Caliph Vathek'.* Während man diese Worte, was Herbelots 'Bibliothèque Orientale' anlangt, ohne weiteres als richtig und völlig zutreffend anerkennen muſs, besagen sie für Byrons Verhältnis zum 'Vathek' viel zu wenig. Aus ihm hat er so oft und meist so wörtlich geschöpft, daſs die endgültige

[1] In seiner neuen Ausgabe der 'Works of Lord Byron', London, J. Murray, 1900, Bd. III S. 73 ff. in den Anmerkungen.

[2] Über Lord Byrons 'The Giaour', Halle 1898.

[3] Engl. Stud. 26, 284—91; jedoch vergleiche man Kölbings ausführliche Bemerkungen in seiner Ausgabe der 'Siege of Corinth' S. 118 ff. Bezüglich der dort S. 120 erwähnten französischen Ausgaben des 'Vathek' sei noch auf den von St. Mallarmé veranstalteten Neudruck der sehr seltenen ersten Pariser Ausgabe (bei Poinçot) von 1787 hingewiesen (Paris 1876); ein Exemplar davon besitzt die Kgl. Bibliothek in Berlin (Xy 6448).

Klarstellung dieses Verhältnisses nicht bloſs geeignet ist, die Spürsucht quellensuchender Philologen zu befriedigen, sondern sie verstattet uns auch einen höchst wertvollen und lehrreichen Einblick in die geistige Werkstatt des Dichters, sie klärt uns auf über seine Art zu arbeiten und sich mit seinen Quellen abzufinden. Coleridge hat bei den Versen 22, 388, 479, 483, 496, 748 inhaltliche wie wörtliche Entlehnungen Byrons aus 'Vathek' in seinen Anmerkungen nachgewiesen; ich füge noch folgende hinzu:

Zu V. 493—95:

On her fair cheek's unfading hue
The young pomegranate's blossoms strew
Their bloom in blushes ever new;

macht Byron selbst die Anmerkung: *An oriental simile, which may, perhaps, though fairly stolen, be deemed 'plus Arabe qu'en Arabie'.* — Der Ort, woher das Gleichnis *fairly stolen* ist, ist 'Vathek' S. 129/30 [100][1]: ... *his* [Gulchenrouz'] *cheeks became the colour of the blossom of the pomegranate.* (Beiläufig sei im Anschluſs an die zugehörige Note im englischen 'Vathek', die übrigens im Französischen fehlt, bemerkt, daſs im Hohen Liede IV 31 in der Stelle כְּפֶלַח הָרִמּוֹן רַקָּתֵךְ das fragliche פֶּלַח weder *eruptio floris* noch *balaustium* = *flower* bedeutet, sondern in der That, wie Dr. Durell meint, *a piece*; die Vulgata übersetzt *fragmen.*)

V. 505/6. *Circassia* und *Franguestan* finden sich auch Vathek S. 82 und Anm. S. 249.

V. 568. *Bismillah!* und die Anm.: *'In the name of God'; the commencement of all the chapters of the Koran but one, and of prayer and thanksgiving* entstammen der Note auf S. 268 zu Vathek S. 95 [184, 43 zu S. 73]: *The Bismillah*] *This word (which is prefixed to every chapter of the Koran, except the ninth) signifies 'in the name of the most merciful God'.*

---

[1] Ich citiere nach der englischen Erstausgabe (London 1784), die mir vor Jahren aus der Bibliothek des Herrn Prof. Kölbing zur Verfügung stand; in den eckigen Klammern stehen die Seitenzahlen der vorgenannten französischen Ausgabe.

Zu V. 734 und Anmerkung über die Muezzins und ihr Amt vgl. 'Vathek' S. 34 und Note S. 221 [S. 26/7; Anm. fehlt] und Kölbings 'Siege of Corinth' S. 75 ff. (zu 221) und S. 130 zu V. 668.

V. 749 ff. Die ganze Beschreibung ist, was weder Byron noch seine Erklärer angeben, Beckfords Schilderung der Halle des Eblis entlehnt; namentlich erinnert V. 751/2:

And fire unquenched, unquenchable,
Around, within, thy heart shall dwell

an 'Vathek' S. 200 [156/7]: *the Caliph discerned through his* [Soliman's] *bosom, which was transparent as christal, his heart enveloped in flames.* Vgl. auch Kölbing, 'Siege of Corinth' S. 121/2.

V. 784. *Gouls and Afrits*; daſs diese ebenfalls aus Vathek stammen, hat bereits Kölbing a. a. O. S. 123/4 bemerkt.

Zu diesen Stellen, bei denen die Benutzung des 'Vathek' gewiſs ohne weiteres anzuerkennen ist, kommen noch einige andere, bei denen man sehr wohl an eine solche denken kann, ohne daſs dies aber — bei der nur allgemeineren Ähnlichkeit — zwingend notwendig wäre. Es sind folgende:

V. 445 *Leila.* Für den Namen der Heldin ist zu bemerken, daſs er auch im 'Vathek' vorkommt; s. S. 116 [89] und besonders die Anm. S. 294 [187, 53], wo es heiſst, daſs Megnoun und Leileh bei den Arabern als die *most beautiful, chaste, and impassioned of lovers* gelten.

V. 553—55. Die beutegierigen, blutdürstigen Geier haben vielleicht ihr Vorbild in 'Vathek' S. 81/2 und Anm. S. 248 [61. 67]; vgl. indessen Kölbing, S. o. C. S. 121.

V. 612. Bei dem *evil eye* des Giaour darf man wohl an Vatheks *terrible eye* denken; 'Vathek' passim z. B. S. 1, 11, 213 Anm.

V. 689. Die Glocken der Kamele finden wir wieder 'Vathek' S. 91 und Anm. S. 262 [69 und 183 Note 41].

V. 739 *The maids of Paradise,* 741 *the Houris,* 1046 *Houris*; diese und die *Peris,* die Byron auch sonst in seine Dichtungen einzuführen liebt (Kölbing, S. o. C. S. 79 zu V. 255), sind genau beschrieben in 'Vathek' S. 216 (Anm. zu S. 5) und S. 292 (Anm. zu S. 112) [186, Note 52 zu S. 85].

V. 1207 Anm.: *The monk's sermon is omitted* etc. Selbst

für diese harmlose Bemerkung kann man, wenn man will, bei 'Vathek' eine Entsprechung finden; S. 142 [110] heifst es: ... *who [the dwarfs] supported their characters, and delivered an excellent discourse, of a customary length ...*, ohne dafs der Inhalt der Rede angegeben wird.

Diese Stellen beweisen in ihrer Gesamtheit — selbst wenn man die eine oder andere für sich genommen nicht als beweiskräftig ansehen wollte — klar, dafs Byron dem 'Vathek' nicht blofs für *some of the notes partly indebted* ist, sondern dafs er ihn eingehend, oft und sicher auch bewufstermafsen benutzt hat; ja man wird wohl kaum fehlgehen, wenn man annimmt, er habe bei der Niederschrift des Gedichtes und insbesondere der Anmerkungen dazu das ihm ohnehin sehr wohl bekannte Buch nochmals aufgeschlagen, um sich über diesen oder jenen Ausdruck zu vergewissern; auf diese Weise lassen sich die meisten der angezogenen Stellen in ihrer genauen Übereinstimmung mit dem Vorbilde am leichtesten erklären.

2.

Da bereits mehrere Ähnlichkeiten zwischen Gedichten Byrons und S. T. Coleridges festgestellt worden sind,[1] möge auch die folgende zwischen einer Stelle des 'Giaour' und von 'Christabel' erwähnt sein. Es handelt sich um das Gleichnis 'Giaour' V. 842—45:

And like the bird whose pinions quake,
But cannot fly the gazing snake,
Will others quail beneath his look,
Nor 'scape the glance they scarce can brook.

Derselbe Gedanke findet sich in der Traumscene in 'Christabel', nur weiter ausgeführt, S. 122 (Tauchnitz-Ausgabe):

I stooped, methought, the dove to take,
When lo! I saw a bright green snake
Coiled around its wings and neck,
— — — — — — — — —

[1] Am bekanntesten ist die Stelle in der 'Siege of Corinth' 476 ff. — Vgl. darüber Elze, Lord Byron S. 141 Anm.; Elze, Walter Scott I 80 ff.; Kölbings Ausgabe der 'Siege' S. 104 ff. — Zwei andere Übereinstimmungen hat Kölbing, Engl. Stud. XXII S. 130 und 131, angemerkt.

Close by the dove's its head it crouched;
And with the dove it heaves and stirs,
Swelling its neck as she swelled hers!

S. 123 wird nochmals die Eigenart des Schlangenblickes erwähnt: *A snake's small eye blinks dull and shy ...* Es genügt, die übrigens nicht sehr grofse Ähnlichkeit im Gedankeninhalt der beiden Stellen hervorgehoben zu haben; ein Abhängigkeitsverhältnis zwischen ihnen aufdecken zu wollen, dürfte kaum angebracht sein.

3.

Für Byrons Verhältnis zu W. Scotts Dichtungen sind vielleicht noch folgende Punkte von einiger Wichtigkeit. Die Ähnlichkeit von 'Giaour' V. 218/19 mit 'The Lay of the Last Minstrel' I 27, 1/2 hat E. H. Coleridge in seiner Ausgabe hervorgehoben; fast gleichwertig damit ist noch 'The Lady of the Lake' I 2, 9—11, wo es sich um die gleiche Lage und die gleiche gespannte Aufmerksamkeit handelt, der in der poetischen Technik beidemal durch dreifache Anaphora mit *A moment* Ausdruck gegeben wird.

'Giour' V. 182—184 wird das Echo geschildert:

Beneath the clattering iron's sound
The caverned Echoes wake around
In lash for lash, and bound for bound.

Dazu vergleiche man 'Lady of the Lake' I 3, 2 ff.:

Rock, glen, and cavern paid them back:
To many a mingled sound at once
The awakened mountain gave response.
A hundred dogs bayed deep and strong,
Clattered a hundred steeds along ...

Der allgemeinere Gedanke vom himmlischen Ursprung der Liebe findet sich im 'Giaour' V. 1131:

Yes, Love indeed is light from heaven; u. s. f.

und in gleicher Weise 'Lay of the Last Minstrel' III 2, 7:

For love is heaven, and heaven is love

Noch näher stimmt zu jenem ganzen Abschnitt des 'Giaour' die ganze XIII. Strophe des fünften Gesanges des 'Lay of the Last Minstrel', namentlich V. 4:

For happy love 's a heavenly sight

und V. 15:

True love's the gift which God has given

('Giaour' V. 1133 — *by Alla given* —).

[Über sonstige Anklänge bei Byron an Dichtungen Scotts, besonders 'Marmion', s. Kölbing, Anmerkungen zur 'Siege' passim, über weitere Einflüsse von 'Marmion' und 'Rockeby' auf den 'Giaour' s. Hoffmanns Dissertation S. 41 ff.]

4.

Von den gleichzeitigen Recensionen über den 'Giaour' verzeichnet Coleridge nur zwei; Hoffmann hatte bereits eine mehr, Kölbing, Engl. Stud. 26, 289, sämtliche übrigen, wenigstens nach der Stelle ihres Erscheinens, angeführt. — Es wäre sehr zu wünschen, daſs diese für den Dichter und für die Schätzung seiner Werke durch die Zeitgenossen ungemein wichtigen, oft auch in rein philologischer Hinsicht recht belangreichen kleinen Denkmäler, die völlig zerstreut und für den Nichtengländer so gut wie ganz unzugänglich sind, dem modernen Leser einmal in erneuerter Gestalt vorgelegt würden. Kölbing hat auch hier in den Einleitungen zu seinen Ausgaben den Anfang gemacht; ich glaube, eine von kundiger Hand im Britischen Museum vorgenommene systematische und möglichst vollständige Sammlung dieser kritischen Stimmen der Vergangenheit dürfte des wärmsten Beifalls aller Freunde des Dichters gewiſs sein.

5.

Über den Ursprung der Fabel haben Hoffmann und Coleridge das vorhandene Material zusammengestellt, ohne, wie es ja in der Natur der Sache liegt, dabei zu einem klaren und sicheren Ergebnis zu kommen; nur so viel ist vielleicht dazu noch zu bemerken, daſs man auf Sligos viel erwähnten Brief nicht allzuviel Gewicht legen darf, kaum mehr als auf den Medwins. Denn Sligo schrieb seinen Bericht über diese Angelegenheit auf den ausdrücklichen Wunsch Byrons, und es ist kaum anzunehmen, daſs er dem Freunde, dessen etwas reizbaren Charakter er kannte, für diesen ärgerliche Gerüchte oder Thatsachen mitgeteilt hätte, selbst wenn solche vorhanden gewesen wären.

Einen Punkt der Quellenfrage möchte ich aber hier noch

besonders hervorheben, wenn ich auch selbst das Rätsel nicht lösen kann. Alle Kritiker haben bisher in jenem doch sehr fraglichen persönlichen Erlebnis des Dichters den Hauptanlaſs zur Abfassung des 'Giaour' gesehen, und Hoffmann fügt sogar S. 25 rundweg hinzu, die Quellenangabe am Schlusse der Dichtung 'sei wohl eine leere Fiktion'. Das halte ich für entschieden übereilt und falsch. Wenn uns Byron da erklärt, er habe das Wesentliche seiner Geschichte zufällig von einem berufsmäſsigen Erzähler gehört, wie solche in den Kaffeehäusern umherzuziehen pflegen, so sehe ich gar keinen Grund, ihn gerade hier der Lüge zeihen zu wollen; stimmen doch auch seine übrigen Angaben bezüglich seines Verhältnisses zu Herbelot und Beckford. Ja auch über jene zweite, in der Anmerkung erwähnte Geschichte von dem grausamen Schicksal der schönen Phrosyne und ihrer Gefährtinnen durch Ali Pascha von Janina berichtet er vollkommen der Wahrheit gemäſs, wenn er sagt, sie sei noch die Heldin manchen Volksliedes. Das können wir glatt beweisen, denn solche Lieder sind uns erhalten. Zwei deutsche Übersetzungen findet man in H. Lübkes 'Volksliedern der Griechen', 2. Auflage (Berlin 1897) S. 333 (das kürzere Liedchen mit der Jahreszahl 1801); der Urtext des längern steht bei Passow, Popularia carmina Graeciae recentioris (Leipzig 1860) S. 277 Nr. 394. Die erste Strophe möge hier folgen:

ΕΥΦΡΟΣΥΝΗ.

Ἠκούσατε, τί ἔγινε ϛτὰ Γιάνινα ϛτὴν λίμνη;
Ποῦ ἔπνιξαν τὰς δέκ' ἑπτὰ καὶ τὴν κυρὰ Φροσύνη.
Ἆχ Φροσύνη μ' παινεμένη,
Τί κακὸ πάθες καϋμένη;

Ich möchte nun glauben, auch die Geschichte vom Giaour, wie sie Byron erzählt, sei Gegenstand eines Volksliedes, einer Romanze gewesen. Meine eigenen Nachforschungen haben mich freilich zu keinem bestimmten Ergebnis geführt; aber einmal stand mir an der hiesigen Bibliothek nur ein ganz geringfügiges, völlig ungenügendes Material zur Verfügung, so daſs vielleicht ein anderer, der sich ausgiebigerer Hilfsmittel erfreut, beim Nachsuchen mehr Erfolg haben kann, andererseits sagt ja Byron selbst, die Geschichte sei schon zu seiner Zeit halb vergessen

gewesen. Es wäre also am Ende gar nicht zu verwundern, wenn das betreffende Lied in der That allmählich völlig in Vergessenheit geraten und so der schriftlichen Aufzeichnung entgangen ist; hat man doch gerade mit der Sammlung albanesischer Volkslieder erst recht spät begonnen. Dafs aber Lieder, die ein ganz ähnliches Ehebruchs- und Rachemotiv behandeln wie die Giaourgeschichte, wirklich in der albanesischen Volkslitteratur vorhanden sind, beweist ein in der besonderen Ausgestaltung zwar ganz abweichendes, in der ethischen und stofflichen Grundlage aber doch sehr ähnliches Lied, dessen Inhalt Gustav Meyer in seinen 'Essays zur Sprachgeschichte und Volkskunde' I S. 81 vorführt.

Breslau. H. Jantzen.

Die Prosafassung der Legende vom heiligen Julian,

welche den Gegenstand dieser Arbeit bildet, wurde schon auf S. 352 von Band CI dieser Zeitschrift aus Anlaſs der dort besprochenen und im darauf folgenden Bande veröffentlichten gereimten Lebensbeschreibung dieses Heiligen erwähnt. Sie ist in fast durchweg wörtlicher Übereinstimmung überliefert in den Handschriften 6447, 17229, 1546, 23112 der Pariser Nationalbibliothek, denen sich auch die von P. Meyer im Bulletin de la société des anc. textes fr., Jahrg. 1897, S. 75 ff. besprochene Handschrift 1015 der Bibliothek von Tours und die von demselben Gelehrten am gleichen Orte, Jahrg. 1885, S. 40 ff. besprochene Handschrift 772 der Stadtbibliothek von Lyon, soweit ich es nach den gegebenen Proben beurteilen kann, anzuschlieſsen scheinen. Wir dürfen also wohl die in diesen sechs Handschriften erhaltene Gestalt der Legende als ihre am weitesten verbreitete Fassung ansehen. Ein Teil der Handschriften gehört dem dreizehnten Jahrhundert an. Es wird deshalb wohl nicht miſsbilligt werden, wenn wir unten ohne Rücksicht auf die noch zu besprechende abweichende Überlieferung die Legende in dieser Fassung zum Abdruck bringen. Auch darf man wohl die für den Inhalt belanglosen Abweichungen der vier Pariser Handschriften unerwähnt lassen. Bevor wir uns jedoch dem Texte der Legende zuwenden, ist über jene abweichende Überlieferung und ihr Verhältnis zu unserem Texte einiges zu sagen.

Die Bollandisten sprechen unter dem 3. Mai in der Einleitung zur Legende des hl. Ursius von einer vita S. Juliani, die Genaueres über Heimat, Alter, Leben und Buſse des Heiligen

enthalte, und aus den dort gemachten Angaben sieht man, daſs in jener vita eine lateinische Fassung unserer afrz. Legende vorliegt. Um Genaueres über die Handschrift und den Text jener vita zu erfahren, habe ich mich an die Révérends Pères Bollandistes in Brüssel gewandt, die mir in äuſserst liebenswürdiger Weise sofort ihre etwa 1650 nach einer Handschrift des Vatikans angefertigte Kopie jener vita zur Verfügung stellten, augenscheinlich dieselben Blätter, auf Grund deren jener Artikel, welcher der vita S. Ursii vorhergeht, geschrieben wurde. Es ging aber aus diesen Blättern nicht hervor, nach welcher Handschrift kopiert wurde. Durch die Liebenswürdigkeit des gerade in Rom weilenden Herrn Dr. Georg Cohn, den ich deswegen um Auskunft bat, erfuhr ich folgendes: Die Vorlage zu der fraglichen Abschrift befindet sich im Vatikan auf fol. 1—15 r° des Cod. Palat. latin. 862, die Schrift ist die des 14. oder 15. Jahrhunderts, auſserdem enthält der Text einige freilich sogleich berichtigte Fehler, die in der mir vorliegenden Kopie natürlich nicht zu sehen waren, die es aber unzweifelhaft machen, daſs dieser lateinische Text auf dem französischen beruht. Es war mir schon bei der Lektüre der Kopie aufgefallen, daſs einige Stellen des lateinischen Textes, welche inhaltlich vom französischen abwichen, der sachlichen Erklärung Schwierigkeiten boten. So las ich an der Abschn. IV 3 des afrz. Textes entsprechenden Stelle, wo Julian mit dem Segen des Papstes ins heilige Land reist: '... abiit Julianus et reperit plures peregrinos in via et deinde nauem paratam cum tali dispositione maris quod peruenerit in tribus hebdomadis in daciam,' hier wechselt er sein Geld und giebt reiche Almosen, 'deinde intrauit Hierusalem ...' Ebenso heiſst es bei der Rückkehr aus dem Orient (vgl. VI 3) von Julian, nachdem er die Belohnung seiner Dienste abgewiesen hat: 'Sic recessit usque datiam, et ibi inuenit templarios et alios volentes mare transire ...' Hier ist doch ohne Zweifel von Acco, nicht von Dacia die Rede. Ebenso wunderbar schien mir, daſs der lateinische Text bei der Beschreibung des ersten Kampfes, an dem Julian sich beteiligt (vgl. XII 2), nachdem die Burgbewohner zur Verfolgung der Feinde ausgezogen sind, fortfährt mit den Worten: '(et sic congregati sunt extra portam et quidam etiam comes dominusque illius castri principalis dominus

guerrae exiuit primus cum ducentis militibus fortibus et bene pugnantibus) Inimici uero intrauerunt quemdam montem agna nominatum.' Auch an anderen Stellen erwähnt die Kampfesschilderung diesen Berg. Hier lag es nahe, montem agna durch ein Mifsverständnis des im französischen Text an dieser Stelle gebrauchten Wortes montagne zu erklären. Nicht minder auffallend war es, dafs der Ritter, bei welchem Julian in der Burg aufgenommen war und dem er von dem Grafen noch zu besonderer Pflege empfohlen wird (vgl. XV 1), statt der im französischen Text gegebenen Antwort, sagt: 'Mi domine (ait miles) quaecumque habuero mollia uel dura teneor merito secum diuidere sperans quod nunquam a me debeat recedere.' Interessant war auch die Stelle des lateinischen Textes, welche der Zeile 1 des Abschn. XXXIX des französischen entspricht. Dort heifst es: 'statim vendunt cappas suas, infinitos labores et poenas in patientia sustinentes antequam naviculam habere potuissent,' es steht also dem par le païs lat. in patientia gegenüber. Weniger bedenklich schien es, dafs Julians Mutter im lateinischen Texte Anna statt Emma und der Flufs, an dem er sein Hospital errichtet, Gaudo statt Gardo heifst, hier konnten Schreib- oder Lesefehler vorliegen. Sehr verdächtig war es aber endlich, dafs Julians Aufenthalt im heiligen Lande im lateinischen Text nur ein Jahr dauert, während die altfranzösische Legende von sieben Jahren spricht. Es ist klar, dafs die in den französischen Handschriften enthaltene Zahl, mit Ziffern, nicht mit Buchstaben geschrieben, sobald die über den Einerstrichen üblichen Punkte fehlten, von dem Wort 'vn' nicht zu unterscheiden war, dafs also bei Annahme einer Übersetzung aus dem Französischen ins Lateinische die Abweichung des lateinischen Textes erklärbar ist, während sie ohne diese Annahme unerklärt bleibt. Dazu kommt, dafs an einer späteren Stelle beide Texte die Zeit, die Julian fern von der Heimat verbracht habe, auf sieben Jahre angeben. Gesichert aber wird die Priorität der vorliegenden altfranzösischen Version der genannten lateinischen des Vatikans gegenüber erst dadurch, dafs, wie Herr Dr. Cohn mir mitteilt, die letztere an einigen Stellen französische Worte enthält, die dann ausgestrichen und durch die entsprechenden lateinischen ersetzt sind. So heifst es gleich im Anfang: 'Julianus martir fuit filius comitis dangiers,'

das letzte Wort ist ausgestrichen, darüber steht de 'anione'. Ebenso heifst es in der Beschreibung der Gräfin, der späteren Gattin Julians (vgl. XX 3): 'plena tanta bonitate et firma fide. Mais (dies ausgestrichen) sed quia terra sua propter guerram multum erat deuastata ...' Ferner bietet der lateinische Text an der Stelle, wo sich die Erzählung von Julian wieder zu seinen Eltern wendet (vgl. XXV 2): 'Interim quod sic stetit pater suus comes joffredus fuit in anio auinione (in der Mitte über diesen beiden Wörtern steht von gleicher Hand anione).' Somit kann kein Zweifel mehr darüber bestehen, dafs der Verfasser der augenscheinlich in der genannten Handschrift des Vatikans in ihrer ursprünglichen Fassung vorliegenden lateinischen Version diese erst auf Grund des französischen Textes angefertigt hat. Wir können also in dieser lateinischen Legende nicht diejenige sehen, welche dem Verfasser der französischen Prosa nach den Eingangsworten zur Vorlage gedient hat. Der Text des Vatikans hat daher für unsere Untersuchung nur den Wert einer anderen Überlieferung der französischen Legende. Den kann man ihr allerdings nicht absprechen, da sich doch einige inhaltliche Abweichungen von dem uns vorliegenden französischen Text zeigen, die schwerlich blofs durch Ungenauigkeit der Übersetzung zu erklären sind. Grofse Bedeutung für die Bestimmung der ursprünglichen französischen Fassung kommt dieser Übersetzung aber nicht zu. Die Abweichungen erweisen sich meist als mifslungene Besserungsversuche oder geradezu als Mifsverständnisse. Zu den ersteren rechne ich, dafs am Anfang der lateinischen Erzählung nach der überhaupt etwas abweichenden Einleitung der Graf von Anjou Gott um einen Sohn bittet, was ihm denn auch gewährt wird. Ich führe hier die Einleitung nebst der erwähnten Stelle an: 'Quidam Probus scripsit vitam Beati Juliani Martiris credens quod quicunque eam audierit delectaretur in ea. fuerunt inquit duo Juliani, unus martyr alius confessor, unus Episcopus alius hospes. Julianus martir fuit filius comitis de anione qui fuit hospes nunquam curans diuitias temporales nisi causa recipiendi Pauperes quos libentissime ob honorem creatoris recipiebat, nec super hoc aliquod taedium habebat. Contigit autem ut dictus Comes in domo sua oraret pro seipso, et eius uxore ut omnipotens daret eis aliquam prolem et exauditus est,

ita quod eius uxor concepit filium. Quae quadam nocte somniauit quod de eius ventre exibat una bestia quae deuorabat eam et eius maritum dominum suum, et quod illa bestia habebat similitudinem viri uel mulieris; quod somnium eidem dominae generauit magnum taedium u. s. w.' in ziemlich wörtlicher Wiedergabe. Es liegt auf der Hand, daſs die geradezu blasphemische Idee, den zum Elternmord prädestinierten Julian als ein auf besondere Bitte gewährtes Geschenk Gottes hinzustellen, nicht vom Verfasser der Legende herrühren kann. Eine zweite Abweichung ist nur die Folge der ersten, nämlich die, daſs das bedrohte Tier auch in seiner dritten Prophezeiung nur sagt: 'Puer noli me interficere cum tibi dicam veritatem puram, videlicet quia, ut prius dixi, ictu unico Patrem tuum et matrem tuam interficies,' ohne die Möglichkeit einer Abwendung des Unheils durch Gott zu erwähnen. Ein wirkliches, aber verzeihliches Versehen des französischen Autors ist berichtigt in der Beschreibung des ersten Kampfes, an dem Julian teilnimmt (XIII 3). Dort hat Julian seinem Herrn das eigene Pferd gegeben und wird dann von dem Ritter aufgefordert, den Rückzug anzutreten, worauf es heiſst: 'atant laissent lor ceuals corre.' Da nun aber Julian nach dem Wortlaut des altfranzösischen Textes unberitten ist, läſst der Übersetzer den Ritter zu Julian sagen: 'Juliane (ait miles) ascendatis hunc equum et venite post me festinanter, nam uidetis inimicos a dextris et a sinistris ad nos uenire.' Es finden sich aber noch andere Abweichungen im lateinischen Texte. Beim ersten Gespräch zwischen Julians Gattin und seinen Eltern ist erstere nur von zwei Rittern begleitet, und es heiſst dort, als die Eltern um geheime Unterredung bitten: 'domina suos licentiauit,' es sind also keine Zofen zugegen, die wohl der Verfasser des afrz. Textes auch nur aus Versehen statt der Ritter genannt hat. Als die Burgleute nach Julians heimlicher Flucht die beiden Leichen im Schlosse finden (XXVI 3), erzählt auch im lateinischen Text der Kaplan, was er über die beiden Fremden weiſs, spricht aber hier nicht die Vermutung aus, daſs es Julians Eltern seien. Ferner sagt Julian zu dem Bettler, den er am anderen Ufer des Gardo findet (XLI 4), statt 'du bist nicht so arm und so müde, daſs ich dich deswegen geringer achte,' im lat. Text 'non potes esse tam vilis et pauper quin libenter ducam te,' was frei-

lich näher liegt, aber deshalb noch nicht das Ursprüngliche zu sein braucht. Kurz darauf sagt der Bettler, den Julian in seinen Armen zum Schiff tragen mufs, statt 'mache dir nichts daraus, wenn es dir Mühe macht,' 'nec doleas de foetore.' Auf die Abweichungen einzugehen, die offenbar auf nichts weiter als auf Mifsverständnisse oder Ungenauigkeit der Wiedergabe zurückzuführen sind, lohnt nicht der Mühe. Es sei nur noch bemerkt, dafs in der ersten Hälfte selten, in der zweiten oft und namentlich gegen den Schlufs der Erzählung sich beim Übersetzer das Bestreben zeigt, zu kürzen und das nur Ausschmückende, Motivierende zu streichen. Der Gang der Erzählung bleibt natürlich derselbe. Der Schlufs lautet '... et sic martyrio coronati sunt pluribus miraculis manifeste hoc attestantibus, in eodem loco honorifice sepulti fuerunt, sed reuelatione diuina postea translati ad ciuitatem ... praestante eorum hospite domino nostro Jesu Christo in saecula saeculorum benedicto. Amen.' Die Behauptung des Übersetzers, dafs Julian und seine Gattin die Krone des Märtyrertums empfangen hätten, ist merkwürdig genug. Man vergleiche auch wenige Zeilen vorher den französischen Text mit den entsprechenden lateinischen Worten, welche lauten: 'et ita factum est, quoniam sic continuauerunt per septem annos, ita quod fuerunt certificati de eorum coronis, latrones quidam nocturni putantes ipsos fore diuites diuina permissione sicuti eorum Parentibus contigerat unico ictu decapitauerunt eos u. s. w.' Soll 'certificati de eorum coronis' andeuten, dafs Gott ihnen schon die Krone des Märtyrertums verheifsen hatte? (Vgl. unten das über die Handschrift von Alençon Gesagte.) — Ziehen wir in Betracht, dafs, von den für den Gang der Erzählung belanglosen Abweichungen abgesehen, die Übersetzung sich genau, stellenweise wörtlich, an den Text der obengenannten Gruppe französischer Überlieferungen anschliefst, so dürfen wir die Vorlage der Übersetzung wohl auch zu jener rechnen. Diese Zugehörigkeit ist uns aber wieder ein Beweis dafür, dafs wir mit Recht den durch jene Gruppe vertretenen Text als den verbreitetsten bezeichnet haben.

Im Gegensatz zu diesem zeigt die wohl dem fünfzehnten Jahrhundert angehörige Handschrift Nr. 987 der Pariser Nationalbibliothek bedeutende Abweichungen im Gang der Erzählung

und eine Kürzung derselben auf etwa zwei Drittel ihres sonstigen Umfangs. Die erste inhaltliche Abweichung zeigt sich bei der Jagd des Knaben Julian. Dort heifst es: ‘Or avint il vng jour quil alla chasser avec ses serviteurs et compaignons. Et quant ilz furent parmi le boiz, Julien se trouua seul en vne part, et lui sembla quil vit vne beste demener en vng buisson. Adonc tendi son arc u. s. w.’ Er trennt sich also nicht absichtlich von den Gefährten, sondern zufällig. Um eine Vorstellung von der Art der Kürzung dieser Darstellung zu geben, führe ich aus dem Folgenden ein Stück an. Als das Tier zum erstenmal seine Prophezeiung ausgesprochen hat, heifst es: ‘Quant lenffant le oy sy vuelt traire derechief et la beste luy respondi come devant et julien ne veult cesser par les deus foys ainz dressa vers elle pour luy giter. adonc cria la beste et luy dist quelle luy auoit dite verité. que nul ne luy pouuoit destorber fors dieu. Quant lenffant loy si tressua dangoisse. Il prist son arc et ses sagetes si les brissa et dist pute beste tu mentiras de ce que tu as dit car ie ne viuré jamès en lieu ont mon pere ne ma mere soyent u. s. w.’ In Rom scheidet Julian vom Papste mit den Worten: ‘... ich werde in das Land gehen, wo Gott getötet ward und lebte — et amon *seigneur* saint Jacques tout premier Et pour ce vous pri que me donnés la beneicon.’ Dann heifst es weiter: ‘atant se parti de lapostoille et recut la beneicon et alla tant par son chemin et par ces pelerinages que auoit de temps(?). Il ariua lougier en vng chastiau a vng *seigneur* qui estoit conte de celle terre. Or auoit il guerre a vng autre conte son voisin grant *seigneur* plus puissant de luy. Juliens vint lotgier liens. lon le recut illy pour amour de dieu. Celle nuyt demoura liens.’ Hier wird also die Fahrt ins heilige Land zwar geplant, aber erst für die Zeit nach der Wallfahrt zu St. Jacobus. Die letztere aber wird unterbrochen dadurch, dafs Julian sogleich auf das Schlofs kommt, dessen Herr er dann wird. Dafs die beiden versprochenen Wallfahrten nicht mit den oben erwähnten pelerinages gemeint und abgethan sein können, geht daraus hervor, dafs auch in diesem Text später von einer Vollendung der Fahrt nach S. Iago die Rede ist, diese aber hier die frühere sein soll. Die Fahrt ins heilige Land fehlt also vollständig. Die Erzählung fährt fort: ‘Quant vint alendemain la bataille de la partie

arriua deuant le chastiau. Ceulx du chastiau saillirent lors. la mellee fu grant dun costé et daultre, tellement que le *seigneur* du chastiau ont julien auoit lotgié la nuyt [e]nauoit du pire. car ces ennemis ocioient et tuoient ces gens en grant nombre. Mais le cheuallier estoit moult vaillant de sa personne. car la ont il venoit faisoit il faire place amerueilles. Quant Julien qui pelerin estoit vit celle bataille. et que li cheuaillier qui la nuyt lauoit herbergie estoit si vaillant et si cheuallereulx et que ainsi ses gens estoient presque tous mors, sy en (son couraige n)ot pitie, et se pensa en son couraige quil luy aideroit a son pouuoir. Et vint Julien la ont il vit pres dun riuaige vng cheuallier mort bien armé. Sy le desarma et luy mesmes se arma au mieulx quil puet, et print vng cheual entre les mors et monta desus.' Julian beteiligt sich also am Kampfe ohne langes Besinnen, bloſs dem Triebe des Mitleids folgend. Nach einer kurzen Beschreibung von Julians heldenmütigem Eingreifen heiſst es weiter: 'Li conte le *seigneur* a Julien de qui nous parlons estoit vaillant et hardi et tant cheuallereulx que merueilles estoit. Et quant vint au vespre pour tousiours ces gens secourir se mist avant le cheualier et julien après luy qui moult de gens detrenchoient et abatoient. Ores avint se que le conte fu abatu de son cheual et mis par terre. Mais julien li baille son cheual sur lequel il estoit, et le remonta vaillament enmy la presse leurs ennemis. Et puis print Julien sa lance et monta a cheual sus vng aultre cheual. et tellement firent quilz retrairent leurs gens et sen retournerent tous ensemble. Adonc demanda le *seigneur* a Julien qui son cheual luy auoit baillé qui il estoit. Julien li respondi. Sire je suis le pelerin que anuyt aués retenu avostre maison. quant le conte sot quil estoit et que vng pelerin luy auoit faite telle aide. fu molt joyeulx dauoir trouué vng tel home. Il fist venir arnoiz et habilhemens et le habillia et festoia moult honnourablement. Quant Julien fu ainsi armés et habilliéz moult fu joyeulx. Il a oublié le pelerinage saint Jacques. plus ne luy souuient de riens fors que desprouuer son corps en armes et en justes.' Hier scheint der Graf und der Herr, welcher Julian beherbergt hat, dieselbe Person zu sein. Ferner ist hier erzählt, wie Julian sich selbst zu einem Pferde verhilft, nachdem er dem Grafen das seinige gegeben. Es ist aber interessant zu

sehen, daſs diese Lücke des gewöhnlichen Textes hier anders ausgefüllt ist als in der lateinischen Version. Merkwürdig ist, was dieser Text über den Tod des Burgherrn sagt: 'fu feru parmi le corps de yuclyz (od. yuelyz) vng de ces ennemis.' Hier scheint der Name des Mörders genannt zu sein, der uns sonst nirgends begegnet und auch ganz unwesentlich ist. Als dann die Burgherrin überredet worden ist, Julian ihre Hand zu reichen, heiſst es: 'Et après vindrent les cheualiers a Julien et lui dirent de ce que auoient parolé ala contesse, et coment elle auoit respondu aulx cheualliers quelle vouloit Julien pour mary et a *seigneur*. Quant ilz orent bien au lonc conté tout cest afaire a Julien, Julien fu molt honteulx et emvaiz de ce que jamès nauoit plus oy parler de cest affaire. Toutesfois remercie il les cheualliers moult humblement. Que vous iroie je tenent en parolles. Julien et la dame allerent a l'esglie et donerent le corps lun a laultre come en tel cas est acoustumé de faire.' Diese Scene zwischen Julian und den Rittern findet sich sonst nicht, dafür ist hier, wie man sieht, die Verlobung ausgelassen. Bei dem ersten Gespräch zwischen Julians Gattin und seinen Eltern werden in dieser französischen Fassung wie in der lateinischen Version die Zofen nicht erwähnt, es heiſst, wohl im Hinblick auf die Ritter: 'la dame dist maintenant quilz se trais[is]sent arriere.' Diese Fassung zeigt also einige wesentliche Abweichungen von der gewöhnlichen französischen Legende, und obwohl auſser der Stelle über den Mörder des Burgherrn nichts zu dem Inhalt von jener hinzugefügt ist, verwehrt uns doch die im ganzen recht abweichende Ausdrucksweise die Annahme, diese Fassung sei durch bloſse Kürzung aus der anderen entstanden. Wir müssen vielmehr glauben, daſs schon das lateinische Original, auf das sich diese Handschrift wie alle bisher genannten beruft, in verschiedenen Fassungen existiert habe, oder daſs es verschiedene Übersetzungen des gleichen Originaltextes gegeben habe, deren eine hier, entweder gleich beim Anfertigen oder von einem zweiten Bearbeiter gekürzt, vorliege. Auf jeden Fall haben wir hier einen neuen, von der ersten Gruppe wohl zu scheidenden Zweig der Überlieferung.

Eine nicht so selbständige Stellung nimmt, wie es scheint, die Fassung unserer Legende ein, welche in einer Handschrift der

Bibliothek von Alençon überliefert ist. Leider ist die Inhaltsangabe, welche Lecointre-Dupont (La légende de St. Julien le pauvre d'après un manuscrit de la bibliothèque d'Alençon in den Mémoires de la Société des Antiquaires de l'Ouest, Année 1838, Poitiers 1839, S. 190—210) davon giebt, nicht ganz zuverlässig; es scheinen für seine Erzählung noch andere Quellen benutzt zu sein. Die Handschrift stammt aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts. Unhaltbar ist jetzt, wo man zahlreiche Handschriften der Legende kennt, die Annahme jenes Gelehrten, die Legende sei wie ein in derselben Handschrift befindlicher Traktat über die Gaben des heiligen Geistes 1279 von einem Predigermönch auf Geheiſs König Philipps von Frankreich verfaſst. Die Inhaltsangabe zeigt wenig Abweichungen von der Fassung der ersten Gruppe. Es scheint, daſs der Erzähler sich schon, nachdem Julian in S. Gille angelangt ist, wieder den Eltern zuwendet, die auf ihrer Wallfahrt an Julians späteren Wohnsitz kommen, wo ihnen ihre Wirtin dann über Julians Ankunft auf der Burg, seine ersten Heldenthaten, seine Erhebung zum Ritter, den Tod des Grafen und Julians Vermählung mit der Witwe berichtet. Es wäre also nicht der Inhalt, sondern nur die Form der Darstellung verändert; denn daſs die Wirtin den Eltern jene Erlebnisse Julians erzählt, finden wir in der gewöhnlichen Fassung auch. Eine eigentliche Verschiedenheit zeigt sich erst am Schlusse. Dort schlafen Julian und seine Gattin zu beiden Seiten des Aussätzigen ein, der ihnen dann plötzlich in strahlender Herrlichkeit erscheint und ihnen Vergebung und den nahen Tod ankündigt. Sie sterben wenige Tage darauf. 'Einige sagen, sie hätten zusammen den christlichen Glauben bekannt und die Krone des Martyrtums empfangen.' Von dem Tod durch Räuber wird aber nicht gesprochen, wenn man nicht die letzten Worte auf einen gewaltsamen Tod deuten will. Auffallend ist besonders die hier hervortretende Übereinstimmung mit der lateinischen Version. Wenn es heiſst, daſs der Herr verkündet, er habe Julians Buſse angenommen, und dieser werde samt seinem Weibe bald im Himmel den Lohn seines frommen Thuns empfangen, so könnte dies der Gedanke sein, der den oben genannten, allein nicht verständlichen Ausdruck 'certificati de eorum coronis' hervorgerufen hat. Man wird besser thun,

diese Übereinstimmung zwischen dem französischen Text der Handschrift von Alençon mit der lateinischen Version nicht auf direkte Verwandtschaft der Texte zurückzuführen, sondern beiderseits Vermischung mit einer anderen Julianlegende anzunehmen; denn aufser der erstgenannten, freilich nur die Darstellung betreffenden Abweichung entfernt sich der lateinische Text gerade an der letztgenannten Stelle darin von dem französischen der Handschrift von Alençon, dafs das Ehepaar nach der Erscheinung des Herrn nicht bald stirbt, sondern wie in den anderen französischen Texten noch sieben Jahre lebt. Es ist somit schwierig, der Handschrift von Alençon einen bestimmten Platz in der Überlieferung anzuweisen. Immerhin steht sie der ersten Gruppe der französischen Handschriften und der lateinischen Version näher als der durch die vorher besprochene Handschrift Nr. 987 der Pariser Nationalbibliothek vertretenen Fassung der Legende. Genaueres zu sagen, wird man besser sich enthalten, solange keine andere Inhaltsangabe der Handschrift von Alençon als die Lecointre-Duponts vorliegt.

Die anfangs erwähnte gereimte Fassung unserer Legende (vgl. Bd. CI und CII dieser Zeitschrift) ist in der spätestens 1267 geschriebenen Handschrift Nr. 3516 der Pariser Arsenalbibliothek erhalten. P. Meyer hat in Notices et Extraits XXXV 2 S. 54 die Ansicht ausgesprochen, dafs aus diesem Gedicht die französische Prosalegende entstanden sei. Um über diesen Punkt eine Entscheidung zu treffen, will ich vorerst eine kurze Analyse unserer Darstellung geben, bei der ich bereits die Abweichungen hervortreten lasse (vgl. dazu Archiv CI, S. 351—364):

I. Das Leben des heiligen Julian ist aus dem Lateinischen übersetzt. Es gab zwei heilige Juliane, der Herbergsvater ist wichtig als Schutzheiliger der Obdachlosen. Er war der einzige Sohn des Grafen von Anjou. Vor seiner Geburt träumte die Mutter, dafs sie ein Tier gebäre, welches sie und ihren Gatten verschlänge. Sie erzählte den Traum niemandem als ihrem Kaplan; der erklärte ihn als eine Mahnung, Almosen zu spenden, und sie folgte dem Rat. Die Geburt des Kindes ward sehr gefeiert, der Knabe wuchs schnell heran und liebte über alles die Jagd. Einst waren die Hunde ermüdet, und die Gefährten wollten heimkehren. Da schickte Julian sie fort und entwich

denen, die ihm folgen wollten. Er legte an und sah ein Tier im Gebüsch. Als er es schiefsen wollte, rief es: 'Töte mich nicht, ich will dir dein Schicksal sagen, du wirst Vater und Mutter mit einem Schlage töten.' Er erschrak, legte aber noch zweimal an, ward jedoch immer durch den Ruf des Tieres abgeschreckt.

II. Da warf er Bogen und Pfeile fort und floh in der Hoffnung, durch freiwilliges Exil die Erfüllung des Spruches zu vereiteln. Die Eltern liefsen ihn vergebens suchen, und die Mutter klagte sehr.

III. Julian wanderte nun wie ein Büfser umher in Not und Entbehrung, kam nach Rom und erzählte sein Erlebnis dem heiligen Vater. Der bezeichnete es als Trug und riet ihm heimzukehren. Doch das Kind bestand darauf, ins heilige Land zu gehen.

IV. Da gab ihm der heilige Vater 20 Byzantiner, eine Nadel von seinem Mantel, die er zum Kreuze formte, und seinen Segen und versprach, für ihn zu beten. Der Knabe begab sich nach Brindisi, mietete mit anderen Pilgern ein Schiff und kam in drei Wochen nach Acco. Dort wechselte er sein Geld und verwandte es zu Almosen. Dann ging er nach Jerusalem und zum heiligen Grabe, wo er Christus um Verhütung des Frevels bat.

V. Dann verliefs er das Kloster und besuchte alle anderen heiligen Stätten und blieb sieben Jahre in Jerusalem als Diener im Aussätzigenhospital. Da bekam er Lust nach S. Jago zu wallfahrten, um vielleicht von anderen Pilgern Nachrichten aus der Heimat zu erhalten, besonders darüber, ob etwa durch den Tod des Vaters oder der Mutter die Verheifsung als trügerisch erwiesen sei. So kündigte er dem Aufseher seine Abreise an.

VI. Dieser bot ihm reichen Lohn für seine Dienste, aber Julian wies alles ab, auch ein nachgesandtes Geldgeschenk. Er ging nach Acco und wurde dort aus Barmherzigkeit von Templern mit aufs Schiff genommen. 15 Wochen blieben sie auf dem Meere, und viele starben vor der Ankunft, aber Julian kam wohlbehalten ans Land und mit den Reisegefährten nach S. Gille. Dort blieb er zwei Monate, bettelnd und von einem armen Priester beherbergt. Eines Sonntags fand er Pilger, die nach S. Jago gehen wollten und gegenseitige Unterstützung verabredet hatten.

VII. Als Julian hiervon hörte, schloſs er sich ihnen an und kam trotz seiner Armut mit. Am zehnten Tage trafen sie andere Pilger, die ihnen mitteilten, daſs in einer Entfernung von fünf Meilen zwei Grafen Krieg führten, weshalb man nicht weiter reisen könne.

VIII. Da sie das hörten, gerieten sie in Furcht und beschlossen umzukehren. Nur Julian ging weiter und kam zur Burg eines der Grafen, fand aber kein Unterkommen. Er betete deshalb zu Gott.

IX. Das hörte ein Ritter, der ihn rief und nach seiner Herkunft fragte. Julian gab sich als Bettler aus und nahm die angebotene Herberge dankend an. Er speiste dort zu nacht. Da fragte ihn der Ritter, warum er nicht ein besseres Leben suche, worauf Julian erwiderte, er habe sich ganz in den Dienst Gottes gestellt.

X. Er wolle nach S. Jago, sehe aber nicht, wie er dahin gelangen könne wegen des Krieges. Der Ritter erbot sich darauf, ihn in seinen Dienst zu nehmen, und Julian forderte Bedenkzeit bis zum Morgen. In der Nacht bedachte er, wie wenig sich das Leben für seinen Stand schicke und daſs er sich durch Annahme des Vorschlags noch nicht der Erfüllung des Spruches aussetze.

XI. Am Morgen bediente er den Ritter sehr eifrig und erklärte sich auf dessen Frage bereit, den Dienst zu übernehmen. Da befahl ihm der Ritter, immer um ihn zu sein.

XII. Nun hörten sie, daſs die Feinde wieder einen Angriff gemacht hätten. Julian half den Ritter wappnen, der dann mit anderen, vom Grafen geführt, die Feinde bis zu einer Furt und einem Berg verfolgte. Dort sprengten sie den Hügel hinab und trieben jene in die Furt. Julian kam, nur mit einem Stock bewaffnet, wählte sich auf dem Kampfplatz Waffen und ein Roſs und eilte unerkannt seinem Herrn zu Hilfe. Er half ihm sogar zu einem frischen Roſs.

XIII. Auf die Frage des Ritters gab er sich zu erkennen, wurde sehr gelobt und zeichnete sich weiter aus.

XIV. Der Ritter zeigte ihn den anderen und half ihm, bis die Feinde wichen. Dann sandte er ihn in sein Haus und lieſs ihn gut pflegen, und vor dem Grafen rühmte er ihn.

XV. Der empfahl ihm, Julian gut zu pflegen und nicht ziehen zu lassen. Julian liebte nichts so wie den Kampf und haſste die Ruhe. Nach drei Tagen machten denn auch die Feinde einen neuen Angriff und nahmen Beute fort.

XVI. Alle wappneten sich und verfolgten die Feinde ins Gebirge bis auf eine Wiese, dort zeichnete sich Julian wieder vor allen aus und geriet in Gefahr.

XVII. Doch wollte er nicht weichen, und endlich wurden die Gegner besiegt. Diesmal hatte der Graf es selbst gesehen, umarmte ihn sogleich und bat ihn, in seine Dienste zu treten. Julian wollte das aus Rücksicht auf seinen bisherigen Herrn ablehnen, der aber riet ihm selbst, so groſsen Vorteil nicht auszuschlagen.

XVIII. Der Graf nahm ihn also zu sich, fand ihn des Ritterschlages wert und vollzog diesen selbst mit groſser Feierlichkeit. So vergaſs Julian S. Jago und dachte nur an den Krieg.

XIX. Aber um S. Johannis ward der Graf auſserhalb der Stadt von den Feinden überfallen und starb nach drei Tagen an einer Wunde, da wandte sich das Kriegsglück wieder gegen die Bürger.

XX. Die zwanzigjährige sehr schöne Gräfin war machtlos dagegen, so daſs die Edlen des Landes ihr endlich zu einer neuen Heirat rieten und einen tüchtigen Gatten in Aussicht stellten.

XXI. Auf ihre Frage, wer das sei, nannten sie Julian. Ihrem Einwande, daſs man von seinem Ursprunge nichts wisse und daſs er als Bettler ins Land gekommen sei, entgegnen sie, daſs er auch der Königin von Frankreich keine Schande machen würde. Da willigt sie ein.

XXII. Nun wird Julian ins Schloſs geholt und sein Los ihm mitgeteilt. Dann kommt die Gräfin, und die Vermählung findet statt. In der Nacht fragt sie ihn nach seiner Familie und seiner Heimat. Er entdeckt ihr nur, daſs sein Vater Fürst und Grafensohn sei. Da wünscht sie das Land zu kennen, welches er beherrscht, und von ihm Hilfe zu erhalten.

XXIII. Der Gedanke erschreckt Julian, und er verbietet weiteres Fragen. Dennoch bittet sie noch um die Vornamen der Eltern und hört, daſs sie Geoffroy und Emme heiſsen.

XXIV. Am anderen Tage ward die Hochzeit gefeiert und Julian sehr geehrt, dann beendete er den Krieg, zwang die Feinde zum Frieden und kehrte zu seiner alten Beschäftigung, der Jagd, zurück.

XXV. So blieb er dort fünf Jahre, und sieben Jahre vorher hatte er sein Land verlassen. Da beschloſs Graf Geoffroy von Anjou in der Sorge um den verlorenen Sohn nach S. Jago zu wallfahrten, und als seine Gattin das erfuhr, bestand sie darauf mitzugehen, in der Hoffnung, daſs Gott ihnen den Weg zu ihrem Sohne zeigen werde. So brachen sie auf, gefolgt von vielen Armen, die sie reich beschenkten. Sie kamen nach S. Gille und gingen sogleich zum Kloster, wo sie ihre Gaben darbrachten und beteten.

XXVI. Fünf Tage blieben sie in der Stadt, dann schlossen sie sich Pilgern an, die nach S. Jago wollten. Auf dem Wege dahin kamen sie zu der Burg Julians und nahmen bei einer kinderlosen Witwe Herberge. Nach dem Essen gingen sie mit ihr spazieren.

XXVII. Da fragte die Gräfin, wer denn Herr der schönen Burg sei. 'Das Glück fügt es manchmal wunderbar,' erwiderte die Witwe und erzählte, wie der Herr ins Land gekommen und zur Herrschaft gelangt sei. Und als die Gräfin nach seinem Namen fragte, entgegnete sie, er heiſse Julian, sei noch nicht dreiſsig Jahre, dabei sehr schön, blondhaarig und kräftig.

XXVIII. Die Gräfin, sehr erfreut, fragte weiter und erfuhr, daſs seine Lieblingsbeschäftigung die Jagd sei. Da pries sie unter Thränen S. Gille. Dann zogen sich beide in ihr Zimmer zurück und beschlossen, Julian am anderen Morgen anzusehen, wenn er zur Messe gehe. Davon sprachen sie noch lange.

XXIX. Bevor Julian am Morgen auf die Jagd ging, bestellte er bei seiner Gattin ein Bad für die Zeit seiner Rückkehr, sie versprach, es zu besorgen, und bestellte auch für sich eins für die dritte Stunde. Die Eltern kamen früh zur Kapelle und beteten drauſsen, dann fragten sie den herankommenden Kaplan, ob der Graf nicht zur Messe komme. Als sie erfuhren, daſs er auf die Jagd gegangen sei, fragten sie, ob die Gräfin komme. 'Jawohl,' erwiderte er, 'sie kommt regelmäſsig.'

XXX. Sie traten nun mit dem Kaplan in das Gotteshaus und setzten sich in die Ecke unter eine Treppe. Da kam die Gräfin, von zwei Rittern geleitet, und hörte die Messe vom heiligen Geist. Nun traten die Eltern heran und baten, heimlich mit ihr sprechen zu dürfen. Die Gräfin schickte die Begleitung fort und erfuhr, daſs die beiden Alten Graf und Gräfin von Anjou und Maine seien, nach S. Jago wallfahren wollten, um ihren im Alter von sechzehn Jahren verschwundenen Sohn wiederzufinden, der wie der Schloſsherr Julian heiſse.

XXXI. Als sie ihre Namen genannt hatten, erkannte die Gräfin sie und weinte vor Freude und teilte ihnen mit, daſs sie den Sohn wirklich gefunden hätten. Dann bot sie ihnen die bereiteten Bäder an, welche jene widerstrebend annahmen. Im Beisein einer einzigen Magd ward das Paar gebadet und gespeist.

XXXII. Endlich bringt die Gräfin ihre Gäste in ihrem und Julians Bett zur Ruhe, macht das Zimmer dunkel und zieht sich zurück, schickt auch alle anderen aus dem Saale, um die nebenan Schlafenden nicht zu stören. Gegen Mittag verlieſs Julian die Jagdgenossen und kehrte heim, ward jedoch im Schloſshof von niemandem begrüſst und ging sogleich auf sein Zimmer. Dort glaubte er beim Anblick der Schlafenden seine Frau mit ihrem Buhlen zu sehen und hieb, von Wut erfüllt, den Schlafenden mit einem Schlage die Köpfe ab.

XXXIII. Da kam die Gräfin, welche von seiner Rückkehr gehört hatte, und erzählte ihm, daſs sie seine Eltern, den Grafen Geoffroy von Anjou und seine Gattin Emme, gefunden, gebadet, gespeist und in ihr Bett gelegt habe. Julian ward ohnmächtig, und als er sich erholt hatte, eröffnete er mit lautem Wehklagen, was geschehen. Dann brach er zusammen.

XXXIV. Da brach auch sie in Klagen aus und ward gleichfalls ohnmächtig. Julian kam wieder zu sich, als aber seine That ihm wieder einfiel, brach er abermals zusammen. Sie erwachte wieder, warf sich über ihn und gab sich alle Schuld. Da stand er auf und erklärte, er werde als Bettler, wie er gekommen, jetzt das Land verlassen. Sie erwiderte, alles sei ihre Schuld, sie müsse es büſsen, er solle sie nicht verlassen. Obwohl Julian sie auf die Mühsal der Wanderung hinweist, besteht sie darauf, mitzupilgern. So entweichen sie heimlich als Bettler in den Wald.

XXXV. Dort blieben sie drei Tage. Unterdes fanden Julians Jagdgenossen ein Reh, das rief den Verfolgern zu, im Schlosse würden sie ein groſses Unglück finden. Sie kehrten heim, fanden die Leichen, ihren Herrn aber nicht. Sie trugen jene in den Saal.

XXXVI. Auf die Nachricht von dem Unglück kam der Kaplan und erzählte, was er gesehen. Dann wurden jene ehrenvoll bestattet. Julian und seine Gattin setzten ihre Flucht fort. Sie nahmen die Leiden als Zeichen, daſs Gott ihre Buſse annehme, doch bedauerte Julian seine Gattin sehr. Sie gelobten, nie mehr fleischliche Gemeinschaft zu haben. Julian beschloſs nun, die einst unterbrochene Wallfahrt nach S. Jago zu vollenden, und trotz der Leiden der Gräfin erreichten sie es. Dann gingen sie nach Rom, wo der Papst mit Staunen die Erzählung Julians hört, ihnen fleiſsige Buſse empfiehlt und sie mit seinem Segen entläſst. Sieben Jahre wanderten sie so in Not und Elend.

XXXVII. Auch nach S. Gille wanderten sie als Bettler. Dann kamen sie an den Gardon, einen Fluſs in der Provence, und fanden weder Brücke noch Furt. Zwei Bauern setzten die Reisenden über, verlangten aber auch von den Ärmsten zwei Anjougroschen. So erfuhr auch Julian auf seine Bitte um freie Fahrt nur Spott und Hohn, und trotz nochmaligen Bittens fuhren die Bauern ohne ihn ab. Die Büſser beschlieſsen zunächst zu warten, ob vielleicht mildthätige Leute kommen, die sie mitnehmen.

XXXVIII. Die Hoffnung erweist sich jedoch als trügerisch, so beschlieſsen sie, am Ufer zu bleiben und zu betteln, bis sie sich ein Schiff kaufen können, in dem sie dann die Armen umsonst übersetzen.

XXXIX. Sie verkaufen zunächst ihre Mäntel, und nach einiger Zeit haben sie genug, um ein Schiff zu kaufen. Sie bauen eine Hütte und setzen ein Jahr lang Reisende über. Als sie fünfzig Groschen beisammen haben, bauen sie eine Herberge, wo sie die Reisenden auch verpflegen. So lebten sie dort sieben Jahre und thaten den Armen viel Gutes. An einem stürmischen Tage wartete die Frau vergeblich auf Gäste und glaubte, Gott habe sie verlassen.

XL. Auf Julians Frage sprach sie diese Befürchtung aus, worauf er erwiderte, bei solchem Wetter könne man niemand erwarten. Sie gingen zu Bett, doch die Frau klagte weiter. Da hörte sie eine Stimme vom anderen Ufer, die rief: 'Julian, hol über.' Sie freute sich sehr, und der Ruf wiederholte sich. Nun weckte sie den Gatten und sagte, was sie gehört. Da erwiderte er, er fahre nicht bei solchem Wetter. Sie entgegnete, dann werde sie gehen, und kleidete sich an.

XLI. Nun stand Julian auf, gebot ihr ein Feuer am Ufer anzuzünden und fuhr hinüber. Er fand einen armen, kranken Mann und mufste ihn selbst zum Schiffe tragen. Dann setzte er ihn über, und Julian und seine Frau trugen ihn ins Haus.

XLII. Dann wärmten und speisten sie ihn, doch er klagte immer weiter über Kälte und verlangte als einziges Mittel dagegen, bei Julians Frau zu liegen. Julian sträubte sich erst, doch als sie bereit war, erlaubte er es. Er legte sich zuerst ins Bett, dann der Kranke, und die Frau deckte das Feuer zu. Doch als sie sich hinlegen wollte, war der Kranke fort. Sie machten Licht und fanden ihn nicht.

XLIII. Da klagte die Frau sehr. Eine Stimme von draufsen aber rief: 'Ich bin Christus, euch ist vergeben, und wer für euch oder eure Eltern das Paternoster sagt, soll nicht umsonst Herberge suchen.' Da sprach Julian zur Gattin:

XLIV. 'Durch dich sind wir gerettet. Lafs uns auch ferner Gott dienen.' Das thaten sie noch sieben Jahre. Dann kamen Räuber, die sie für reich hielten, und erschlugen beide mit einem Schlage, fanden aber nichts. Grofse Wunder geschahen an ihrem Grabe. Später brachte man sie nach Brides und legte sie in einen silbernen Schrein. — Nun bitten wir Gott, dafs er uns vor dem Teufel bewahre, uns vergebe und uns erlöse zu ewigem Leben. Amen.

Bei einer Vergleichung des Inhalts der Prosalegende und der gereimten Fassung dürfen wir wohl von Einleitung und Schlufs des Gedichtes, soweit sie nur Persönliches enthalten, absehen. Auch von den Stellen sehe ich zunächst ab, an denen einer im Gang der Erzählung berichteten Einzelheit nachträglich widersprochen wird. Die wichtigste Abweichung ist die schon in Band CI dieser Zeitschrift S. 352 Anm. 1 erwähnte. Im

Gedicht wird das Tier von Julian getötet, und der Fluch des Elternmordes fällt auf Julian erst durch diesen Mord eines harmlosen Tieres. Liefse er das Tier leben, so geschähe der Elternmord nicht. Wir sehen nun auch, dafs bei dieser Darstellung der erste Traum, der nach Meyer nur in der erhaltenen Handschrift des Gedichtes fehlte, aber doch zu diesem gehören soll, keinen Sinn hatte. Dagegen konnte er wohl angebracht sein und das Interesse des Lesers gleich auf den wichtigen Punkt richten, wenn, wie in der Prosa, die Episode mit dem Tier im Walde nur dazu dient, Julian mit seinem in seiner Natur begründeten Schicksal bekannt zu machen. Hieran knüpft sich denn auch der principielle Unterschied, welcher sich durch diese beiden Fassungen hinzieht und durch den die meisten übrigen Abweichungen begründet sind. In der Prosa ist Julian von heftigem Charakter und zum Blutvergiefsen geneigt, das zeigt sich in seinem Jagdeifer und in seiner Vorliebe für kriegerische Thaten, dies ist der tiefere Grund seines Schicksals. In der Jugend kann er im Jagen sich nie genug thun, was den Jagdgenossen gegenüber besonders zum Ausdruck kommt, und so wird ihm schon hier durch eine göttliche Fügung jene Prophezeiung zu teil, deren Eintreffen aber nicht davon abhängt, ob Julian das gejagte Tier tötet, sondern davon, ob er seine heftige Gemütsart, die eine solche übereilte Handlung wohl erwarten läfst, ändert. Sie trifft ihn um so härter, als er ihre Möglichkeit einräumen mufs. Überdies bürgt ihm die Begabung eines natürlich ganz gewöhnlichen, nicht etwa menschenähnlichen Tieres mit der Sprache vollkommen für den überirdischen Ursprung der Botschaft, die er nur deshalb Lügen zu strafen nicht verzweifelt, weil er bereit ist, sich nicht nur äufserlich der Mittel zu jener That, des Lebens in der Heimat und der Waffen, zu berauben, sondern auch von nun an ein neues Leben, ein Leben in Demut und Niedrigkeit, zu führen. Bedeutungsvoll genug wirft er bei der Flucht nicht nur Bogen und Pfeile, sondern auch seine fürstlichen Kleider von sich. Dementsprechend läfst er sich von dem hl. Vater, der, weil er Julian nicht kennt und das Tier nicht hat reden hören, nicht an den göttlichen Ursprung der Weisung glaubt, nicht bereden heimzukehren, er geht ins heilige Land, natürlich nicht, um als Ritter Ruhm und Reichtum zu erwerben,

sondern um in einem Hospital niedrige Dienste zu thun — er verfällt aber dem Spruche, sowie er, zurückgekehrt, sich zum Kampfe verlocken läſst und durch Waffenthaten zu Ehre und Reichtum kommt. Wie flach und oberflächlich erscheint demgegenüber das Gedicht. Hier schreckt ihn nicht das redende Tier, das noch dazu ein Menschenantlitz hat, er tötet es, obwohl sich dann der Spruch erfüllen soll, in der Meinung, es habe aus Furcht so gesprochen. Kaum ist das Tier tot, so regt sich der Zweifel, ob es nicht doch wahr gesprochen, und aus Furcht vor dem Elternmorde, namentlich aber vor seinen Folgen, flieht Julian aus der Gegend. Er denkt jedoch nicht daran, durch eine innere Umkehr den Spruch zu entkräften. Die Not und Armut, in die er hier gerät, sind durchaus nicht gewollt. Wir lesen zwar gleich nach der Tötung des Tieres, daſs er als Bettelbruder nach der Bretagne zieht. Es zeigt sich aber V. 544, daſs er noch sein Roſs und die prächtigen Kleider besitzt und sich auch dieser nur entledigt, um sich von dem Erlös weiter zu helfen und eine übrigens recht reichliche Pilgerausrüstung zu kaufen. Sein Ziel ist zunächst nur, sich recht weit von der Heimat zu entfernen. Weder bei der Beichte in S. Iago, noch beim Aufenthalt in Rom erkennen wir, was Julian über sein weiteres Leben denkt. Der Papst scheint wie Julian eine Vermeidung des Elternmordes durch äuſsere Mittel für möglich zu halten und erlegt ihm als Buſse einen zweijährigen Aufenthalt im heiligen Lande auf. Als Julian dort sich ausgezeichnet hat, wird angedeutet, daſs er nun dem Spruch entgangen zu sein glaubt, aber nicht sowohl durch die Demut, mit der er sich die dort verdienten Ehren gefallen läſst, die auch von der Niedrigkeit Julians in der Prosa weit entfernt ist, als durch seine Abwesenheit von der Heimat und die Thaten, welche er im Orient im Dienste der Christen geleistet hat. Er meint sich losgekauft zu haben. Merkwürdig ist auch, daſs er weder bei der Flucht aus der Heimat die Waffen von sich wirft, noch im hl. Lande dem Waffenhandwerk entsagt. Mit der falschen Nachricht von Geoffroys Tode aber beginnt die Kette unglücklicher Zufälle, die er so wenig verschuldet hat, daſs er schlieſslich, als er die That vollführt, nur ein bedauernswertes Opfer äuſserer Umstände scheint. Aus dieser oberflächlicheren Auffassung des Stoffes erklären sich auch noch andere Ab-

weichungen des Gedichtes. Wenn Julian hier schon im heiligen Lande sich als Krieger bethätigt, ja sogar dadurch dem Schicksalsspruch entgegenzuarbeiten geglaubt hat, so kann es uns nicht wundern, wenn er nachher auf der Burg in Spanien, von Mitleid mit den Burgleuten getrieben, für sie streitet. Es ist sogar in gewissem Sinne konsequent, wenn der Dichter dem Helden die Fortsetzung der begonnenen Sühne dadurch möglich macht, dafs er ihn auch hier gegen Heiden kämpfen läfst, während die Prosalegende, wie oben gesagt wurde, hier die Teilnahme am Kampfe, der ja nichts besonders Gott Wohlgefälliges ist, als den ersten Verstofs gegen jene Weltflucht erscheinen läfst, die Julian zuerst als das Richtige erkannt hatte. Die Heirat mit der Gräfin ferner ist in der Prosalegende ein Schritt, dessen Gefahr Julian hätte bedenken müssen, wenn er seinem Vorsatz treu geblieben wäre. Damit also sein Leichtsinn nicht unnatürlich grofs erscheint, befindet sich die Gräfin durch den während Julians Anwesenheit eingetretenen Tod des Gatten in besonders grofser Not, so dafs Julians Ablehnung der Heirat geradezu grausam wäre. Dafs er sie annimmt, ist nur die Folge des ersten falschen Schrittes. Im Gedicht dagegen, wo Julian an Weltflucht nie gedacht hat, wo die Burg auch sicher in Spanien liegt (was im Prosatext nicht angedeutet ist), konnte das Vorhandensein eines Grafen, das in der Prosa zur Motivierung dient, nur den Gang der Erzählung aufhalten, war also entbehrlich. Wir haben hier an seiner Stelle nur einen Burgvogt, der denn auch wie jener von Julian im Kampfe gerettet und wieder beritten gemacht wird. Als dann die unglückliche That geschehen ist, sehen wir im Gedicht, dafs Julian mit seiner Gattin öffentlich von seinen Unterthanen Abschied nimmt, die den ganzen Vorfall erfahren, den Herrn und die Herrin lebhaft bedauern und sie im weltlichen Leben zurückzuhalten suchen. Überraschend schnell treffen auch Boten ein, die Julian nach seiner herrenlos gewordenen Heimat rufen. Alle Beteiligten und der Dichter selbst nicht zum wenigsten sehen den Elternmord durchaus als ein unverschuldetes Unglück an, welches das höchste Mitleid mit dem Thäter erregt. Derselben Ansicht scheint hier auch der Papst zu sein, der ja allerdings auch vorher eine bestimmte Bufse als wirksam empfohlen hatte, also jetzt Julian keinen Vor-

wurf machen darf. So erscheint denn auch dem Mörder selbst die Bufse zu hart, welche er sich vom hl. Vater auferlegen läfst. Viel tiefer gefafst ist das Ereignis im Prosatext, wo Julian sich seines Fehltrittes, seines Treubruches gegen S. Jacques und der Folgen desselben bewufst wird und mit der treuen Gattin in aller Stille aus dem Weltleben in die Niedrigkeit und Not zurückkehrt, die er nicht hätte verlassen dürfen. Auffallend ist noch eine letzte grofse Abweichung des Gedichtes: der Papst schreibt in einer merkwürdig eingehenden Weise vor, wie die neue Bufse zu üben ist. Soll hierdurch vielleicht sein durch die erste Auskunft etwas erschüttertes Ansehen wieder hergestellt werden, indem er diesmal genau vorauszusehen scheint, welche Bufse Gott annehmen wird? Die Episode mit den hartherzigen Fährleuten mufste dann natürlich fallen.

Nachdem wir so die Hauptunterschiede der Darstellung in beiden Legenden hervorgehoben haben, kann es niemandem zweifelhaft sein, welche von beiden konsequenter durchgeführt und tiefer erfafst ist. Wie aber die Prosalegende klarer und zugleich poetischer ist als die gereimte, so darf man wohl auch annehmen, dafs sie der ursprünglichen Form der Legende näher steht. Wer aber auch nicht zugeben wollte, dafs die einheitlichere und gehaltvollere Darstellung deshalb auch die ältere sein müsse, der wird doch wenigstens nicht bestreiten können, dafs Meyers Annahme, die Prosalegende sei aus dem Gedicht entstanden, unhaltbar ist. Dafs der Bearbeiter des Gedichtes den Inhalt bei der Verwandlung in Prosa einer so tiefgehenden Umarbeitung unterworfen hätte, ist nicht denkbar. Aufser durch die allgemeine Auffassung des Stoffes und die sich daran knüpfenden besprochenen Änderungen aber hätte derjenige, welcher das Gedicht in unseren Prosatext verwandelt hätte, auch dadurch zur Verbesserung der Darstellung beigetragen, dafs er eine lange Reihe ganz direkter Widersprüche beseitigt hätte, und zwar nicht durch Weglassung je einer der sich widersprechenden Stellen, sondern durch Veränderung des Ganges der Erzählung. Eine eingehende Betrachtung der Stellen, an denen das Gedicht sich widerspricht, wird es sogar zweifellos machen, dafs die Prosafassung älter ist als das Gedicht und von dem Verfasser des letzteren benutzt wurde.

Vier Punkte der Erzählung werden vom Dichter im Verlauf der Handlung anders dargestellt, als Julian sie nach dem Elternmorde seiner Gattin schildert.

1) Bei der verhängnisvollen Jagd trennt sich Julian ganz zufällig von den Gefährten, was übrigens recht unwahrscheinlich ist, da der Sohn des Herzogs bei einer festlichen Gelegenheit nicht leicht von seinem Gefolge verlassen werden wird. In seiner späteren Erzählung berichtet er aber, daſs er die ermüdeten Genossen heimgeschickt, selbst aber darauf bestanden habe, die Jagd fortzusetzen.

2) Das Tier wird von ihm getötet, obwohl es ihn gewarnt hat. Er erzählt aber, er habe darauf schieſsen wollen, sei dreimal durch die Worte des Tieres abgeschreckt worden und dann entflohen.

3) Julian wandert nach der Bretagne, nach Nantes, wird von Gervais aufgenommen, geht dann nach S. Iago. In seinem Bericht wird von diesem ganzen Abschnitt seines Lebens nichts gesagt, dort behauptet er, sogleich sein Pferd zurückgelassen zu haben und nach Rom gewandert zu sein.

4) In Rom billigt der Papst sein Verhalten und schickt ihn ins heilige Land. In dem Bericht tadelt ihn der Papst, was Julian aber zurückweist, worauf er sich das Kreuz geben läſst.

In allen vier Fällen stimmt Julians späterer Bericht genau mit der Prosafassung überein. Noch andere Widersprüche weist das Gedicht auf:

5) Der Vogt erfährt Julians Heimat, behauptet aber der Gräfin gegenüber, nichts davon zu wissen.

6) Julian geht gleich von Nantes aus nach S. Iago und gelobt später keine neue Wallfahrt dorthin, doch sagt er selbst nach dem Morde zu seiner Gattin, er sei vom Teufel dem Dienste des S. Jacobus entzogen worden, und, als sie von Rom aufbrechen, heiſst es, sie hätten die früher gelobte Fahrt nach S. Iago ausgeführt.

7) Julian bleibt zwei Jahre im heiligen Lande und zwei Jahre auf der Burg, soll aber nach dem Bericht der Eltern zwölf Jahre von Hause entfernt gewesen sein (V. 3113). Wenn auch die Reisen viele Monate in Anspruch nehmen mögen, so bleibt der gröſste Teil der zwölf Jahre doch unausgefüllt.

8) Die Eltern beabsichtigen schon in Le Mans, nach S. Iago

zu gehen, sprechen aber nachher von einer Wallfahrt nach S. Gille und behaupten, erst dort sich entschlossen zu haben, nach S. Iago zu gehen.

Auch in den letzten Fällen entspricht die später gegebene Darstellung genau der Prosalegende, während die eigentliche Erzählung von dieser abweicht.[1] Es liegt auf der Hand, dafs an eine Entstehung der Prosalegende aus dem Gedicht nun nicht mehr gedacht werden kann, ihr Verfasser hätte sich doch in seiner Nacherzählung an die eigentliche Handlung des Gedichtes gehalten und ihr nicht die wenigen, ganz leicht zu übersehenden Andeutungen eines anderen Herganges zu Grunde gelegt. Andererseits aber ergiebt sich aus der Übereinstimmung der letzteren Stellen mit dem Prosatext, dafs der Verfasser der gereimten Legende diesen kannte, und es bleibt nur noch zu erklären, warum er dennoch so oft davon abwich.

Der Teil des Stoffes unseres Gedichtes, der sich in der Prosalegende nicht, auch nicht in veränderter Gestalt, findet, ist wohl als 'dichterische' Zuthat des Verfassers anzusehen. Hierhin gehören viele beschreibende Einzelheiten: die Liebe, in der Julians Eltern beim Volke stehen, das Fest, welches Anlafs zu der Jagd giebt, die personifizierten Abstraktionen, in denen Julians innerer Kampf erst bei der Prophezeiung, dann bei dem Mord vorgeführt wird, die Wanderung nach der Bretagne und Nantes, das Auftreten Gervais', obwohl auch hier der Dichter V. 678

[1] Freilich ist zu dem letzten Punkte zu bemerken, dafs die Handschrift Nr. 6447, nach der wir den Text geben, auch zuerst von einer Fahrt nach S. Iago spricht (Abschn. XXV zweimal), dafs aber nachher in S. Gille Halt gemacht wird, wo die beiden Pilger sich überlegen, ob sie mit einer gerade aufbrechenden Pilgerschar nach S. Iago gehen sollen. Die anderen Handschriften lesen an den beiden ersten Stellen S. Gille und nehmen an, dafs erst an diesem Ort die Wallfahrt nach S. Iago beschlossen wird, während die Hs. 6447 vielleicht richtig liest, wenn man annimmt, dafs in S. Gille nur darüber beraten wird, ob man mit den anderen Pilgern oder allein nach S. Iago weiterwandern soll. Ersteres bedeutet für die Gräfin eine gröfsere Anstrengung. Demnach würde der Vorgang des Gedichtes mit dem in der Hs. 6447 übereinstimmen, die Wiedererzählung sich mit der Darstellung der anderen Handschriften decken; denn die anderen Pariser Handschriften, sogar die fernerstehende Nr. 987, lesen XXV 3 u. 5 statt S. Jake — S. Gille.

sich auf die 'Geschichte' und den 'Roman' beruft, sein Zusammenkommen mit den Eltern, die Kämpfe im heiligen Lande, die genaue Beschreibung der Erlebnisse Julians auf der Rückfahrt, die Art der Annäherung an die Gräfin, deren Name, Julians aufsteigendes Misstrauen gegen sie, als er von der Jagd heimkehrt, seine selbsterzählte Lebensgeschichte und manches andere. Die Änderungen an dem eigentlichen Stoff der Legende aber lassen sich, wie oben angezeigt worden ist, durch die verschiedene Auffassung ihrer Bedeutung erklären. Dass der Dichter mit einer anderen Auffassung an seine Bearbeitung des Stoffes ging, hat wohl in folgendem seinen Grund: Das Fatum, welches in der Prosalegende waltet, ist keine willkürlich eingreifende Macht, die den Menschen schuldlos ins Verderben treibt. Es ist hier, wie schon in der antiken Ödipussage, der Charakter des Menschen, seine innere Natur, die seine Handlungen, also sein Schicksal regiert. Das ist in unserer Prosalegende konsequent durchgeführt, freilich ohne dass der Leser auf die dabei gewahrte innere Gerechtigkeit aufmerksam gemacht wird, ebensowenig übrigens, wie das in der griechischen Sage und ihren Bearbeitungen zu geschehen pflegt. So kam es, dass dem Verfasser der gereimten Legende der ethische Kern des Stoffes entging. Er sah nur ein ohne Grund über Julian hereinbrechendes Verhängnis und empörte sich gegen das scheinbar blindlings waltende Schicksal. Er stellte also den Fluch, unter dem Julian steht, als ein Werk des Satans hin, dem Julian dadurch verfällt, dass er, obwohl gewarnt, das wunderbare Tier tötet. Hieran knüpfen sich dann die übrigen Änderungen.

Ich glaube hiermit erwiesen zu haben, dass die Prosalegende dem Verfasser des Gedichtes bekannt war und dass sogar trotz der grossen Abweichungen die Annahme möglich bleibt, das Gedicht sei durch freie Behandlung und Ausschmückung des Inhalts aus jener allein entstanden. Sicher ist das letztere aber nicht. Man darf sich nicht verhehlen, dass in einigen, freilich nicht sehr wichtigen Punkten die Abweichungen des Gedichtes von der gewöhnlichen Prosafassung in Einklang stehen mit den schon oben hervorgehobenen Abweichungen der Handschrift Nr. 987 der Pariser Nationalbibliothek, dass also auch diese oder eine andere vielleicht noch verschiedenere Fassung das Gedicht mit be-

einflufst haben kann. Wir können aber für die Annahme, dafs gerade unsere Prosaversion oder wenigstens eine ihr nahe stehende auf das Gedicht direkten Einflufs gehabt habe, einen Umstand anführen, durch den Herr P. Meyer sehr mit Unrecht die Priorität des Gedichtes hat beweisen wollen: Unsere Prosafassung stimmt an zahlreichen Stellen im Wortlaut genau mit dem Gedicht überein. Zu bemerken ist dabei noch, was Herrn P. Meyer nicht aufgefallen zu sein scheint, dafs eine solche Übereinstimmung erst von V. 2800 an hervortritt. Von dem Spruch des Tieres, den er als Beispiel der Übereinstimmung anführt, sehe ich deshalb ab, weil die Prophezeiung ihrer Natur nach auch durch sehr viele Zwischenstufen der Überlieferung ihren Wortlaut behalten mufste. Nun erklärt sich auch — was, wenn man das Gedicht für die Quelle hält, unerklärt bliebe —, warum erst so spät wörtliche Kongruenz auftritt: Erst an diesem Punkte der Erzählung — es ist das Wiederauftreten von Julians Eltern in dessen Land — schliefst sich das Gedicht auch inhaltlich wieder enger an die Prosaerzählung an, erst hier stellt sich die Mehrzahl der Widersprüche ein, die zwischen den verschiedenen Teilen des Gedichtes bestehen. Wir kommen also zu dem Schlusse, dafs, wie im Inhalt, so auch im Wortlaut die erste gröfsere Hälfte des Gedichtes zwar stark von unserem Prosatext abweicht, dafs er also hier dem Verfasser vielleicht nicht unmittelbar vorlag, dafs aber der zweite Teil in bewufstem genauem Anschlufs an die Prosa ausgeführt worden ist. Eine genauere Betrachtung einzelner Stellen wird zeigen, wie wenig hier der Verfasser des Gedichtes selbst hinzugefügt hat. Um zu beweisen, dafs man nicht, wie Herr P. Meyer thut, aus dem Vorkommen von ganzen Zeilen des Gedichtes im Prosatext auf die Priorität des ersteren schliefsen darf, gebe ich nur folgendes zu bedenken. Wortgruppen, die sich als achtsilbige Verse verwenden lassen würden, begegnen in unserem Prosatext in zahlloser Menge, auch an den Stellen, die inhaltlich vom Gedicht abweichen. Wir finden sogar durch Reim verbundene Paare von achtsilbigen Versen, die sich ganz zufällig in die Prosa einschleichen. So lese ich Abschnitt XLI 7 der Prosa:

et tuit li truant del pais
avoient bien l'ostel apris,

und dafs hier nicht an Entlehnung aus dem Gedicht zu denken ist, sehen wir daraus, dafs es in diesem V. 4410/11 heifst:

> Tot li truant de la contree
> avoient bien l'ostel apris ...

Das Auftreten von Versen in der Prosa ist also als Zufall anzusehen, ein Zufall freilich, den der Verfasser des Gedichtes sich im zweiten Teile oft zu nutze gemacht hat. Eine engere Anlehnung des Gedichtes an den Prosatext in seinem Gedankengange beginnt, wie schon erwähnt, etwa bei V. 2800, d. h. von dem Augenblick an, wo die Eltern Julians durch die Angaben, die der Wirt über den Landesherrn macht, auf den Gedanken kommen, dies könne ihr Sohn sein. Die Worte, welche die Gräfin dort unter vier Augen an ihren Gatten richtet, zeigen ganz auffallende Ähnlichkeit in den beiden Texten.

2815	*Sire, dist ele, avés öi*	Prosa: *Sire, fait ele, avés öi*
	Con nos dumes estre escarni,	*con nos deumes estre* cunciié
	Con diables nos veut sosduire?	dou diable.
	Mais dex nos veut a el conduire.	*Mais dex nos vaut* ca avoier
	Sire, jo sai bien sans doutance	
2820	Que dex nos a doné pesance,	
	Si nos r*eveut metre en leece.*	por nous *metre fors de tristrece* et
	Par sa volonté nos adrece.	de la paine u nos avons esté maint ior
	Nos avons trové nostre fil,	*Si avons trové nostre fil,*
	Qui tant a esté en escil	
2825	Et lonc travail et longe paine.	
	Jel sai bien par cose certaine	
	Que dex nos a cha amené	
	Et sifaitement asené.	
	Sire, jo vos preng bien a main	
2830	*Sojorner nos covient demain.*	*et si nos covenra demain seiorner.*
	Mes cuers me dist et s'en est fis,	Mais cis nons Juliiens est communs a
	Que cis Julïens est mes fis,	toutes gens, et mains hom aime chiens
	Qui de ceste contey est sire;	et deduit de forest plus ke autre.
	Nus nel me porroit contredire.	Mais se deu plaist,
2835	*Ja por ço n'iere decëue.*	*jo por cou ne serons deceu.*
	Se sa forme ëusse vëue,	*Car se je l'ai une seule fois veu,*
	Sor tos les autres Julïens	
	Sarai bien se ço est li miens.	*Je saurai bien se ce est mes fils.*

In dieser Weise ist der Prosatext von hier an durchweg verarbeitet; was der Verfasser des Gedichtes hinzufügt, sind meist überflüssige Verbreiterungen oder sogar Wiederholungen, was er

ausläſst, wird man zuweilen vermissen. Man vergleiche noch die Stellen V. 2869—2880, 3006—3015, 3023—3037, 3101—3126, 3153—3327, 3345—3361, 3515—3555, 3655—3678, 3755—3792, 3833—3848 mit den entsprechenden Stellen der Prosa. Von der Gründung der Niederlassung an wird der Anschluſs noch enger, so V. 4437—4456 oder an folgender Stelle:

4461	*Li jors failli et la nuit vient,*	Prosa: *Li iors ala. La nuis vint*
	Ostes de nule part n'i vient.	*et ostes ne li vint de nule part,*
	La dame molt *fort se cremoit*	si en fu molt dolante. *Car ele ot paor*
	De ce que nul oste n'avoit,	*ke dex ne se fust coureciés a eux.*
4465	*Et crient, deu ne corouce a li.*	
	Molt sovent li cria merci,	*Molt fist laide chiere* et plora *et cria*
	Al mangier *fist dolante chiere.*	*merchi* a nostre signor. Juliiens ki
	Julïens, qui molt l'avoit chiere,	si la voit corecie, *li demanda ke*
	Li a demandé que ele a.	*ele avoit.*
4470	La dame pas ne li cela.	
	Sire, dist el, merveilles voi;	Sire, fait ele, j'ai grant paour ke
	En mon corage pens et croi	*dex ne soit coureciés a nous,*
	que dex soit vers nos coreciés,	
	U nos nuisent alcuns pechiés	*u ke aucuns pechiés ke nos aions*
4475	*Que aions fait novelement,*	*fait novelement nos nuise,*
	Que il ostes ne nos consent.	quant il ne nos a envoiés ostes;
	Onques puis que nos ça venimes	*car onques puis ke nos venimes ca,*
	Ne que nos cest ostel fesimes,	ne nos avint que *nos fuissons*
	Ostes ne nos faillirent nuit.	*sans ostes fors anuit.*

Die Übereinstimmung wird noch genauer bei der Aufnahme des Bettlers, vgl. z. B. 4599—4621 oder die Worte:

4650	Ele l'esgarde assés de pres,	... et vit celui ki estoit
	Si l'en est molt grant pités prise,	molt mesaisiés, *si l'en prist grans pitiés*
	Se li dist que de son service	*et dist ke ele est toute preste de lui*
	Est tote preste a son pooir.	*servir a son pooir.*
	Li mesieax dist: 'ne puis movoir	*Li mesiaus li dist: 'ie ne me puis*
4655	Ne n'ai d'aler confort assés,	*de ci movoir,* ne ia mais ne serai meus,
	S'entre vos bras ne me portés.'	*se vos ne m'en portés entre vos bras.'*
	A la dame ert de servir tart,	La dame maintenant
	Si l'a saisi de l'une part.	*le saisi d'une part et Juliiens d'autre.*
	Julïëns d'autre part le prent;	
4660	*Molt le porterent doucement*	*Ensi l'en porterent a lor ostel au*
	Jusc'a lor ostel souavet.	*plus doucement ke il porent.*
	Lors aportent *un cossinet,*	*La dame l'assist sor un coussin,*
	La dame en haste sus l'asiet,	
	Puis li a dit que ne li griet	*et puis si li a dit ke nule cose qu'ele*
4665	*Por deu de cose qu'ele face.*	*li face, ne li griet.*

In dieser Weise folgt das Gedicht der Prosa bis zum Schlusse, zuletzt sogar etwas kürzend, so daſs es scheint, als habe der Dichter, der sonst die Breite nicht gescheut hat, rasch zum Ende kommen wollen. Die letzten zehn Verse natürlich rühren auch inhaltlich wie die 62 Verse des Eingangs von ihm selber her. Die Betrachtung des Wortlautes beider Texte ergiebt also, daſs ihre Übereinstimmung, das Auftreten ganzer Verse des Gedichtes in der Prosa, nicht mit der oben bewiesenen Behauptung in Widerspruch steht, daſs der Verfasser des Gedichtes zu seiner Arbeit unseren Prosatext benutzt hat, daſs diese Übereinstimmung sogar geeignet ist, jene Behauptung zu stützen. Die Entstehung des Gedichtes denke ich mir also etwa folgendermaſsen. Für die ersten 2800 Verse hatte der Verfasser keine direkte Vorlage, er folgte hier der Erzählung, so wie sie ihm vom Hörensagen in Erinnerung geblieben war, wobei freilich der tiefere Kern der Legende völlig verloren ging. Was er hinzufügte, ist nicht so überraschend und bedeutsam, daſs man es aus einer anderen Quelle als des Verfassers ausmalender Phantasie herleiten sollte. Nur die Episode mit Gervais muſs durch besondere Umstände, vielleicht durch persönliche Beziehungen zu einem Manne dieses Namens, erklärt werden. Als der Dichter zwei Drittel seines Werkes beendet hatte, mag ihn das Gedächtnis über einzelne Punkte im Stich gelassen haben, vielleicht strebte er auch dem Ende zu, das er mit Hilfe einer Vorlage schneller erreichen konnte. So verschaffte er sich den weit verbreiteten Prosatext und führte an seiner Hand das Gedicht zu Ende, ohne die durch freiere Behandlung des ersten Teils verursachten Inkongruenzen zu beachten.

Es ergiebt sich also als Resultat unserer Untersuchung:

1) Die lateinische Julianlegende, von der die Bollandisten unter dem 3. Mai in der Einleitung zu dem Leben des hl. Ursius sprechen, ist die Übersetzung eines der hier gedruckten altfranzösischen Prosalegende nahe verwandten, gleichfalls altfranzösischen Textes. Übrigens ist das, wie ich nachträglich sehe, auch schon in der Bibliotheca Hagiographica Latina (ed. socii Bollandiani, Brux. 1899, S. 674) kurz ausgesprochen worden, ohne daſs jedoch die Abweichungen erwähnt werden, welche zwischen den verschiedenen französischen Fassungen bestehen.

2) Das Gedicht vom hl. Julian, welches die Hs. 3516 des Pariser Arsenals enthält, ist unter dem Einfluſs der schon vorher existierenden französischen Prosalegende entstanden.

Um so interessanter wäre es nun, über den Ursprung der Prosalegende etwas zu erfahren. Was ihre Entstehungszeit betrifft, so ist eine untere Grenze durch die der Handschrift des Gedichtes, das Jahr 1267, gegeben. Andererseits muſs das Leben Herzog Gottfrieds von Anjou und Maine, der zweifellos für Julians Vater vorschwebt, schon so weit zurückliegen, daſs man nicht mehr auf genaue Kenntnis seiner Familienverhältnisse seitens der Leser zu rechnen braucht. Da er 1151 starb, so kann die Legende erst einige Jahrzehnte danach, schwerlich vor dem Ende des 12. Jahrhunderts entstanden sein. Als Entstehungszeit ist also die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts anzunehmen. Über den Entstehungsort läſst die Legende selbst nichts vermuten. Man möchte an das Land der Thätigkeit Julians, die Provence, denken, wo seine Herberge stand und der Wallfahrtsort S. Gille liegt. Wahrscheinlich war die erste Fassung der Legende lateinisch, obwohl man der Versicherung des französischen Bearbeiters, daſs seine Erzählung aus dem Lateinischen ins Französische übersetzt sei, nicht unbedingt glauben muſs. Ich möchte jedoch annehmen, daſs die Lokalisierung der Legende in Frankreich, ihre Anknüpfung an die Person Herzog Gottfrieds, auf den französischen Bearbeiter zurückzuführen ist. Die ersten Worte unserer Erzählung deuten auch darauf hin, daſs der Verfasser selbst erst eine schon vorliegende Übersetzung des Julianlebens bearbeitet hat. Es wird also zwischen unserer Prosa und dem lateinischen Original eine Zwischenstufe anzunehmen sein, die sich genau an das Lateinische anschloſs und dann erst unter der Hand eines talentvollen Bearbeiters die uns vorliegende erweiterte Gestalt erhielt. Das lateinische Original aber braucht von der durch Vincenz von Beauvais oder der von Jacobus a Voragine überlieferten Fassung nicht sehr verschieden gewesen zu sein.

(Schluſs folgt.)

Charlottenburg. Rudolf Tobler.

Neue bibliographische Mitteilungen.

Die erste Rundschau über bibliographische Hilfsmittel, welche der Unterzeichnete in Bd. XCIX dieser Zeitschrift gegeben, schloſs mit dem Hinweise auf zwei Repertorien, die es sich zur Aufgabe machen, eine Bibliographie der sämtlichen vorhandenen Bibliographien zu bieten, Petzoldts *Bibliotheca bibliographica* und Léon Vallées *Bibliographie des bibliographies*, und erwähnte auch schon kurz, daſs die Arbeit des deutschen Bibliographen wegen ihrer Gründlichkeit und Sachkenntnis vor der des Franzosen den Vorzug verdient. Während Petzoldt jedem von ihm aufgeführten Titel eine bisweilen recht eingehende Würdigung des Werkes beigiebt, die dem Benutzer seines Buches zu beurteilen ermöglicht, ob und wie weit das Hilfsmittel für seine Zwecke brauchbar sein werde, so begnügt sich Vallée mit einer Anhäufung trockener Büchertitel, durch die der Leser nicht selten auf Irrwege geleitet wird, da die verzeichneten Arbeiten oft nicht den bescheidensten Anforderungen genügen, die man an ein bibliographisches Hilfsmittel stellen muſs. Seither sind nun zwei weitere Werke erschienen, die gleichfalls Führer durch die groſse Litteratur der Bibliographien sein wollen, beide von Franzosen verfaſst, zwei Gelehrten, deren Namen infolge eines von ihnen gemeinsam herausgegebenen, sehr nützlichen Werkes über die Bestände der französischen Archive[1] oft nebeneinander genannt werden, dem Archivar Henri Stein und dem Historiker Charles-Victor Langlois, welch letzterer seit einigen Jahren den Studenten der Faculté des lettres zu Paris Vorlesungen über die Elemente der Bibliographie hält, eine Einrichtung, deren Nachahmung an deutschen Universitäten gewiſs nicht ohne gute Früchte bleiben würde. Langlois' Werk, von dem hier zu sprechen ist, erschien 1896 als erster Teil eines *Manuel de bibliographie historique* mit dem Untertitel: *Instruments bibliographiques*. Der zweite, noch nicht erschienene Teil soll in Form einer geschichtlichen Darstellung die hauptsächlichsten übrigen (nicht bibliographischen) Hilfsmittel der

[1] *Les archives de l'histoire de France* par Ch.-V. Langlois et H. Stein. Paris 1891—1893.

historischen Wissenschaften, die hervorragendsten Unternehmungen und Denkmäler moderner Historiographie kennen lehren. In dem Vorwort zu den *Instruments bibliographiques* verweist Langlois auf die Wichtigkeit der Bibliographie als Lehrgegenstand mit beherzigenswerten Worten: 'Die Zahl der Bücher, Broschüren, Zeitschriften und Zeitungsartikel, die veröffentlicht sind und täglich veröffentlicht werden, ist ungeheuer, erdrückend grofs. Wie soll man ohne Führer sich in ihnen zurechtfinden? Die Repertorien selbst sind sehr zahlreich, an Art und Wert sehr verschieden. Wer von ihrer Existenz nichts weifs oder nicht gelernt hat, sich ihrer zu bedienen, ist schweren Gefahren ausgesetzt: er verschwendet seine Zeit und Kraft auf ebenso unerfreuliche als nutzlose Nachforschungen, er tappt im Dunklen und ist nie gut unterrichtet. Die Gelehrten, die Kenner und Fachmänner können nicht arbeiten, ohne täglich die bibliographischen Repertorien zu handhaben. Was soll man nun erst von den Anfängern sagen? Wenn sie nicht rechtzeitig darüber unterrichtet werden, welche Dienste der verständige Gebrauch dieser Hilfsmittel leistet, so befragen sie — und das ist bei den meisten der Fall — nicht die besten Bücher, sondern die Bücher, die ihnen gerade in die Hände fallen, die ersten besten. Weil sie die Elemente der Bibliographie nicht kennen, schreiben so und so viele Leute über längst behandelte und von anderer Seite schon besser behandelte Gegenstände; aus Mangel an bibliographischen Kenntnissen käuen so und so viele Professoren alte Irrtümer wieder. Der Mangel dieser Kenntnisse endlich verschuldet es, dafs die Studenten, selbst am Ende ihrer Studienzeit, zuweilen Mifsgriffe thun und Fragen stellen, die sogar die Diener unserer Universitätsbibliotheken empören.' Und weiter — 'man bringe es ja, wenn reich ausgestattete Bibliotheken zur Verfügung stehen, allmählich dahin, den Gebrauch der wichtigsten Repertorien kennen zu lernen, obwohl nicht ohne Fehlgriffe. Aber,' fährt Langlois fort, 'ich habe, als ich dieses Werk verfafste, Gelegenheit gehabt, die Thatsache festzustellen, dafs viele Fachgelehrte, die die Bibliographien nicht studiert haben und sich über die Fortschritte der bibliographischen Wissenschaft nicht auf dem laufenden erhalten, zu ihrem Schaden von der Existenz von Hilfsmitteln ersten Ranges nichts wufsten; ich selbst habe eine Menge wertvoller Verzeichnisse kennen gelernt, und ich bezweifle nicht, dafs ich mehr als eins noch hätte anführen sollen, das mir und den Bibliographen, die die Korrekturen zu lesen die Güte hatten, entgangen ist.'

Man darf sagen, dafs es nicht Langlois' Schuld ist, wenn auch in Zukunft die Unbekanntschaft mit bibliographischen Hilfsmitteln, die in Deutschland ja sicher ebenso verbreitet ist wie in Frankreich, in der bisherigen Weise andauert. Langlois hat in dem ersten Teil seines *Manuel* ein vortreffliches Werk geboten, um diesem Mangel abzuhelfen. In einem handlichen Bändchen von noch nicht 200 Seiten führt er den an sich trockenen Stoff in klarer, knapper und doch der den Franzosen eigenen anziehenden Form vor. Das erste Buch, *Éléments de bibliographie générale*, bietet das Wissenswerte über solche Hilfsmittel, deren Gebiet nicht auf die geschichtlichen Wissenschaften beschränkt ist, sondern die gesamte

litterarische Produktion umfafst, über Werke also wie die genannten von Petzoldt und Vallée, weiter über solche, die die litterarische Produktion in zeitlicher Beschränkung vorführen, wie Inkunabelnkataloge, über Werke wie Graesses *Trésor de livres rares et précieux*, Brunets *Manuel du libraire*, Bibliothekskataloge, über Repertorien, die ihre Grenze im Nationalen oder in der Sprache finden, wie die *Bibliographie de la France*, der Lorenzsche *Catalogue de la librairie française*, das Kaysersche Bücherlexikon u. a. Von dem zweiten Buche des Langloisschen *Manuel*, das die speciell den historischen Wissenschaften dienenden bibliographischen Hilfsmittel behandelt, interessieren den Philologen vorzüglich der Abschnitt des ersten Kapitels: *Répertoires bibliographiques de documents littéraires* — (ein früherer hatte die *documents d'archives* zum Gegenstande) — und der weitere des vierten Kapitels: *Répertoires de travaux relatifs à la philologie classique et aux diverses philologies*. In letzterem wird unter Philologie romane z. B. verwiesen auf Eberings Anzeiger, auf Vollmöllers Jahresbericht und die im Anhang zu Gröbers Zeitschrift erscheinende Bibliographie, und zwar nicht in aller Kürze: es ist z. B. anmerkungsweise der Plan des Vollmöllerschen Berichtes abgedruckt, es wird über die Einrichtung der Gröberschen Bibliographie gesprochen und bemerkt, dafs sie auch Recensionen verzeichne u. s. w. Unter Philologie germanique sind der Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie und die von der Anglia veröffentlichte Übersicht über die auf dem Gebiete der englischen Philologie erschienenen Bücher, Schriften und Aufsätze genannt. Unter den *Bibliographies d'histoire littéraire* findet man aufser den allgemeinen Repertorien wie Joecher, Vapereau, die *Biographie universelle*, Graesses Litterärgeschichte — für England z. B. Allibone's *Critical dictionary of English literature*, das ältere Werk von Tanner, *Bibliotheca britannico-hibernica sive de scriptoribus qui in Anglia, Scotia et Hibernia ad saeculi octavi decimi initium floruerunt commentarius* (London 1748), das *Dictionary of national biography*, für Frankreich die *Histoire littéraire*, die *Bibliothèque française* von Lacroix du Maine und Du Verdier, die *Nouvelle biographie générale*, die *Grande Encyclopédie*. Erschöpfend sind die Angaben Langlois' natürlich nicht; immerhin bleibt zur ersten Orientierung über die bibliographischen Hilfsmittel der *Manuel* ein sehr brauchbares Buch, aus dem auch der in bibliographischen Dingen Bewanderte allerlei lernen kann.

Höhere Ziele als Langlois hat sich der Verfasser des zweiten Führers durch die bibliographische Litteratur, Henri Stein, gesteckt. Sein Werk führt den Titel: *Manuel de bibliographie générale* (*Bibliotheca bibliographica nova*) und erschien zu Paris i. J. 1898. Langlois hatte nur die Zwecke des Historikers (im weitesten Sinne) im Auge; Stein will wie Petzoldt und Vallée einen Führer durch die gesamte Litteratur der Bibliographien ohne Einschränkung geben. Er ordnet das ungeheure Material nach einem System der Wissenschaften, das die sämtlichen Gebiete des menschlichen Wissens in 17 Kapiteln unterbringt. Man findet also bei Stein die medizinischen, die juristischen, die philologischen Bibliographien beieinander,

jedes gröfsere Gebiet wieder in Unterabteilungen zerlegt. Über die Zweckmäfsigkeit dieser systematischen Anordnung kann man verschiedener Ansicht sein. Im ganzen wird nicht zu bestreiten sein, dafs die Neigung, sich in ein fein gegliedertes wissenschaftliches System einzuarbeiten, bei dem, der schnelle Belehrung in einem Nachschlagewerke sucht, in der Regel nicht sehr grofs ist. Die alphabetisch angeordnete *Table des matières*, die hier helfend eintreten soll, führt auch nicht immer schnell zum Ziele. Gesetzt, ich wünsche durch Stein zu erfahren, ob ein Werk existiere, welches die Litteratur über Phonetik verzeichnet, so finde ich in der *Table des matières* hinter dem Worte *Phonétique* die Zahlen von vier Seiten, auf deren keiner das Gesuchte steht: auf der ersten findet man nach mühevollem Suchen das Wort Phonetik in dem anmerkungsweise abgedruckten Plane des Grundrisses der indoarischen Philologie als Titel eines vielleicht noch gar nicht erschienenen Abschnittes, und ähnliche Enttäuschungen bereitet das Nachschlagen der übrigen drei Seiten. Oder gesetzt, man wolle den Titel eines bibliographischen Hilfsmittels über die 'neue Methode' im Unterrichte der modernen Sprachen mit Hilfe des Steinschen Werkes ermitteln, so findet man zunächst in der Übersicht des wissenschaftlichen Systems — die, obgleich sie den Schlüssel zur Benutzung des Werkes bildet, erst nach einigem Suchen innerhalb der Vorrede entdeckt wird und schwer begreiflicherweise die dringend nötige Beigabe der Seitenzahlen für die einzelnen Abschnitte nicht enthält — keine passende Rubrik, weder unter *Sciences pédagogiques* noch unter *philologie et belles-lettres*. Höchstens könnte man hoffen, bei den *sciences pédagogiques* in der Unterabteilung *répertoires spéciaux* das Gewünschte zu finden. Hat man diesen Abschnitt endlich entdeckt, so stehen dort nur zwei Werke verzeichnet, das eine über Geschichte der Erziehung bei den Israeliten, das zweite über das erzieherische System der Jesuiten. Wer geduldig genug ist, sucht nun in der *Table des matières* unter *langues* in der Hoffnung, dort eine Seitenzahl für *langues modernes* oder *vivantes* zu finden. Vergeblich. Er sucht weiter unter *Enseignement* und findet dort Verweisungen auf Werke über Unterricht in der Botanik, der Geographie, der Musik, Zoologie, Religion, über Taubstummenunterricht, nur nicht über neuere Sprachen, zudem fünf Seitenzahlen ohne näheren Vermerk, auf die er sich nun nicht mehr einläfst. Widerwillig wird er das Buch als untauglich beiseite legen. Und doch fehlt die gesuchte Schrift nicht, nur steht sie freilich an ganz falscher Stelle: unter *Philologie et belles-lettres* bildet Breymann's Werk über die neusprachliche Reformlitteratur für sich allein die Unterabteilung: *Réforme du langage.* Was Stein sich darunter vorstellt, sei dahingestellt; sicher ist, dafs der Kundige die Schrift dort nicht sucht. Solche Mifsgriffe können vorkommen, ja sie sind vielleicht bei einem so umfassenden Werke unvermeidlich, da niemand in allen Sätteln gerecht sein kann. Aber gerade weil man mit ihnen rechnen mufs, sollte die Einrichtung des Buches so beschaffen sein, dafs sie die Auffindung auch eines verstellten Werkes gewährleistete. Eine Anordnung des Materials nach Schlagwörtern mit zahlreichen Verweisungen wäre m. E. praktischer gewesen. Vor allem

hätte nicht versäumt werden dürfen, dem Werke ein Autorenregister beizugeben. Denn, um bei dem gewählten Beispiele zu bleiben, so hätte Steins *Manuel* selbst dem keine Dienste geleistet, dem bekannt gewesen wäre, daſs Breymann der Verfasser des gesuchten Werkes ist, und dem es nur um den genauen Wortlaut des Titels zu thun gewesen wäre. Solche Erfahrungen ermuntern nicht zur Benutzung des Werkes, und das ist lebhaft zu bedauern, weil es sich um eine gewissenhafte, fleiſsige Arbeit handelt, die hoffentlich trotz ihrer praktischen Mängel Beachtung finden wird. Drei Anhänge erhöhen ihren Wert nicht unwesentlich und sollen noch mit einem Worte erwähnt werden. Der erste: *Géographie bibliographique ou liste raisonnée des localités du monde entier qui ont possédé une imprimerie avant le XIXe siècle* steht nicht an Wert, wohl aber an praktischem Nutzen zurück hinter dem zweiten: *Répertoire des tables générales de périodiques de toutes langues*, eine Beigabe, deren Brauchbarkeit man keinem wissenschaftlich Arbeitenden darzulegen braucht, und dem dritten, einem Repertorium der Bücherkataloge der hauptsächlichsten Bibliotheken der ganzen Welt.[1]

Im Anschluss an die Besprechung der Werke von Langlois und Stein sei es gestattet, einen Blick auf die Bestrebungen zu werfen, die seit etwa einem halben Jahrzehnt mit Nachdruck das allgemeine Interesse für die Herstellung eines bibliographischen Weltrepertoriums wachzurufen suchen. Sie gehen aus von einem anfangs privaten, jetzt dem belgischen Unterrichtsministerium unterstellten *Office de bibliographie internationale* und bezwecken nichts geringeres als ein Verzeichnis von allem, was je gedruckt worden ist, sowie in Zukunft gedruckt werden wird — gleichgültig ob als selbständige Schrift oder Aufsatz in Zeitschriften oder Sammelwerken — herzustellen. Das ungeheure Material soll, da an alphabetische Anordnung natürlich nicht zu denken ist, nach dem Decimalklassifikationssystem des Amerikaners Dewey systematisch angeordnet werden. Dies System beruht kurz darauf, daſs das ganze Gebiet menschlichen Wissens in zehn groſse Hauptabteilungen zerlegt wird, die mit den Zahlen 0 bis 9 bezeichnet werden: 0 bedeutet Allgemeines, 1 Philosophie, 2 Religion, 3 Staatswissenschaft, 4 Philologie, 5 exakte Wissenschaften, 6 angewandte Wissenschaften, 7 schöne Künste, 8 Litteratur, 9 Geschichte. Jede Hauptabteilung wird dadurch, daſs man ihrer Zahl wiederum die Zahlen 0 bis 9 anfügt, in 10 Unterabteilungen zerschnitten: z. B. meint 50 exakte Wissenschaften im allgemeinen, 51 Mathematik, 52 Astronomie, 53 Physik u. s. f., 530 demgemäſs Physik im allgemeinen, 531 Mechanik, 532 Hydraulik u. s. w. Diese ins unendliche gehende Ausdehnbarkeit des Systems ist in

[1] Der Abschnitt Berlin macht leider nicht den Eindruck besonderer Sorgfalt. Von der königlichen Bibliothek wird behauptet, sie veröffentliche seit 1892 jährlich ein Verzeichnis ihrer Zeit- und Vereinsschriften, während nur einmal, im Jahre 1892, ein solches erschien; nicht aufgeführt sind die Kataloge der Magistratsbibliothek, der Bibliothek des Hauses der Abgeordneten u. a. Unangenehme Druckfehler, wie Kaiserlicher Gesundheitsamt, Kgl. geologischer Landesanstalt, entstellen leider noch immer selbst sorgfältige französische Arbeiten.

den Augen seiner Anhänger ein so gewaltiger Vorzug, dafs etwaige wissenschaftliche Mängel dagegen gar nicht in Betracht kommen. Denn, da die Menschen bei dem An- und Ausbau ihres geistigen und Kulturlebens auf das System Dewey keine Rücksicht nehmen konnten, so will die Zehnteilung mit den Thatsachen nicht immer übereinstimmen. Aber es wäre doch kleinlich, hieraus eine Waffe gegen die geniale amerikanische Erfindung schmieden zu wollen, also etwa daran Anstofs zu nehmen, dafs Provenzalisch als Teil des Französischen, Portugiesisch als Teil des Spanischen gilt, dafs romanische Sprachen im allgemeinen ihr Plätzchen mit mittelalterlichem Latein teilen müssen, dafs Rumänisch eine Unterabteilung von Wallachisch und dies wieder von Italienisch ist.

Des weiteren denkt man sich die Entwickelung und Herstellung des Weltrepertoriums folgendermafsen: das *Office* druckt für jeden Titel einen Zettel von bereits festgelegter Form, bestimmt genau die Stelle seiner Einordnung in das Deweysche System und druckt die diese Stelle bezeichnende Nummer gleichfalls auf den Zettel, der schliefslich noch eine Ordnungszahl erhält, bestehend aus einem Bruch, dessen Nenner das Jahr des Erscheinens, dessen Zähler die Reihenfolge der Druckaufnahme durch das *Office* bildet. Nach dieser Bruchzahl werden die Zettel innerhalb der Unterabteilungen angeordnet, so dafs die Stelle der Einordnung für jedes Werk unabänderlich feststeht. Die gedruckten Zettel werden monatlich oder vierteljährlich im ganzen oder auch in Portionen, je nachdem man abonniert ist, vom *Office* an die Abonnenten versendet. Und da man doch den Bibliotheken nicht zumuten kann, mit zwei verschiedenen Systemen, dem ihres eigenen Sachkataloges und dem Deweyschen, nebeneinander zu arbeiten, so erwartet man, sie werden allmählich einsehen, dafs aufser dem System Dewey kein Heil sei und daher dieses mit der Zeit an die Stelle ihres eigenen treten lassen.[1] Sollte diese Einsicht ausbleiben, so würde die Erwägung, dafs die Bibliothek bei dauerndem Widerstande dem bibliographischen Boykott verfiele, gute Aufklärungsdienste leisten; denn, darüber kann kein Zweifel sein, bei der absoluten Vollständigkeit des Weltrepertoriums werden in Zukunft alle übrigen Bibliographien, allgemeine und specielle, nicht mehr konkurrenzfähig sein. Man sieht, es handelt sich im Grunde um den bibliographischen Zuchthausstaat. Die Pläne des *Office international* sind geistesverwandt mit den socialdemokratischen auf politischem Gebiete: hier wie dort das gleiche Unverständnis für individuelle Entwickelung, die gleiche Begeisterung für ödeste Gleichmacherei und Schematisierung. Dafs irgend eine Bibliothek sich gegen die Mafsnahmen des *Office* sträuben, an der Weisheit seiner Entschliefsungen zweifeln, über die Einordnung eines Werkes in das System

[1] 'Die Anlage specieller Kataloge', sagt Junker in seiner Schrift über das allgemeine bibliographische Repertorium (Wien 1896), 'wird ein Luxus sein, den sich sehr reich dotierte Bibliotheken vielleicht erlauben werden, während in allen übrigen auf den Zetteln des Repertoriums der Stand des Buches verzeichnet wird, wofern man nicht Mittel und Wege findet, die Bücher überhaupt, wie dies in Amerika der Fall ist, nach der Decimalklassifikation aufzustellen.'

abweichender Meinung sein könnte, damit rechnet man nicht, oder wenn man es thut, so hält man für selbstverständlich, dafs dem idealen Zustand bibliographischer Einheit und Gleichheit zuliebe jeder Bibliothekar auf den Luxus einer eigenen Meinung verzichten werde. Eines Kernes von Wahrheit entbehren ja gleichwohl die Bestrebungen des *Office* nicht: es wäre ohne Frage sehr erwünscht, wenn wir eine möglichst vollständige Liste von allem besäfsen, was in der Welt gedruckt wird, und jeder, der sich aus Neigung oder im Berufe mit litterarischer Produktion zu befassen hat, würde es dem Bibliographischen Amte Dank wissen, wenn es nur die eine Hälfte der Riesenaufgabe, die es sich gestellt hat, löste, nämlich entweder ein Verzeichnis des bisher Gedruckten oder ein solches des von einem bestimmten Zeitpunkte, etwa dem Beginne des 20. Jahrhunderts ab, gedruckt Erscheinenden herstellte. Aber auch dazu ist nicht die geringste Aussicht vorhanden. Nur auf Grund zuverlässiger nationaler, die gesamte Litteratur der Einzelvölker periodisch verzeichnender Bibliographien wäre eine internationale denkbar; diese notwendige Vorbedingung aber ist heutzutage noch keineswegs gegeben. Denn verhältnismäfsig so gut versorgt wie das Heimatsland des *Office international de bibliographie* sind im ganzen recht wenige Länder. Die *Bibliographie de Belgique* hat, das läfst sich nicht leugnen, unter dem Einflusse des *Office* einen bemerkenswerten Aufschwung genommen. Seit 1899 erscheint sie in drei Teilen, deren erster die Bücher, Karten und Pläne verzeichnet, während der zweite und dritte der periodischen Litteratur vorbehalten sind, so zwar, dafs der zweite (*Publications périodiques*) die Titel der erschienenen Hefte und Bände, der dritte (*Bulletin des sommaires*) die in ihnen enthaltenen Aufsätze nach Wissenschaften geordnet aufführt.

Wie in Deutschland und Frankreich die Verhältnisse liegen, habe ich in dem früheren Aufsatze schon angedeutet (vgl. Archiv Bd. XCIX, S. 111 ff.). Aus den Verhandlungen des Bibliothekarkongresses, der bei Gelegenheit der Weltausstellung im August 1900 in Paris tagte, weifs man jetzt, wie weit die *Bibliographie de la France* davon entfernt ist, ein vollständiges Verzeichnis der in Frankreich gedruckten Bücher zu sein. Die Regierungsorgane legen, namentlich in den Provinzen, wenig Wert darauf, dafs die Ablieferung der gesetzlich vorgeschriebenen Pflichtexemplare, die das Material für die amtliche Bibliographie bilden, ordnungsmäfsig vor sich gehe, betrachten es vielmehr oft als ein wohlfeiles Mittel, sich der Gunst ihrer Departements zu versichern, wenn sie auf Durchführung so lästiger Zwangsmafsregeln nicht dringen. Auch die Hinrichsschen Verzeichnisse der Neuigkeiten des deutschen Buchhandels können auf Vollständigkeit keinen Anspruch erheben; und dasselbe gilt von den neben ihnen bestehenden beiden grofsen, von fünf zu fünf Jahren erscheinenden Bücherlexiken, dem Kayser und dem Heinsius, von denen das letztere seit kurzem nach einer Lebensdauer von nahezu 80 Jahren sein Erscheinen eingestellt hat.[1]

[1] Die ersten vier Bände verzeichneten die in den Jahren 1700—1810 gedruckte Litteratur und erschienen in Leipzig von 1812—1817; der letzte Band (über 1889—1892) erschien 1894.

Bei aller Sorgsamkeit, die auf die Bearbeitung der genannten Verzeichnisse verwendet wird, entgeht doch auch ihnen ein nicht unerheblicher Teil der litterarischen Produktion, da sie kein Mittel besitzen, die Selbstverleger, die Veranstalter von Privatdrucken, ja auch die Berufsverleger zur Bekanntmachung ihrer Artikel anzuhalten. Was in der Schweiz erscheint, findet zum Teil schon in den deutschen Bibliographien, zum Teil auch in dem Jordellschen *Catalogue annuel de la librairie française* Aufnahme. Am besten aber, wenngleich keinesfalls lückenlos, unterrichtet über die litterarische Produktion der Schweiz die monatlich erscheinende Bibliographie und litterarische Chronik der Schweiz (Basel, Genf, Lyon, bei Georg u. Co.), die auch von den wichtigeren Zeitschriften regelmäſsig Inhaltsangaben bringt. In England sind die Verhältnisse erheblich weniger befriedigend. Die Neuerscheinungen werden in dem Buchhändlerorgan *Publishers Circular* in ganz ungenügender Weise registriert und alljährlich alphabetisch in einem ebenso ungenügenden Index unter dem Namen *Annual Catalogue* zusammengefaſst. Ob die seit einigen Jahren von englischen Bibliophilen ausgehenden Bemühungen, den Staat zur Redigierung einer officiellen Bücherliste zu bewegen, von Erfolg gekrönt sein werden, ist wohl mehr als fraglich. Italien ist scheinbar günstig daran mit dem von der Biblioteca Nazionale in Florenz herausgegebenen *Bollettino delle pubblicazioni italiane ricevute per diritto di stampa*, denn dieses sorgfältig redigierte Verzeichnis giebt in einigem Umfange auch den Inhalt der neu erscheinenden Zeitschriften an. Aber doch bei weitem nicht vollständig, so wenig als sämtliche selbständig erschienenen neuen Bücher in ihm zu finden sind. Offenbar wissen sich die Verleger ihrer Lieferungspflicht in weitem Umfange zu entziehen. Spanien muſs sich mit einem monatlich erscheinenden Verzeichnisse begnügen, das im wesentlichen den Verkaufskatalog einer gröſseren Buchhandlung (Murillo in Madrid) darstellt.[1] Portugal fällt ganz aus, ebenso Rumänien, Griechenland; für Österreich-Ungarn ist erst in jüngster Zeit eine periodisch erscheinende Bibliographie ins Leben getreten, von der abzuwarten bleibt, ob sie sich als lebensfähig erweist. In Ländern, wo die litterarischen Interessen kaum in den Vordergrund treten, wie Bulgarien, Serbien, die auſsereuropäischen Gebiete — mit Ausnahme der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, deren Produktion in dem sorgfältigen, aber freilich auch nicht vollständigen *Annual American Catalogue* verzeichnet wird —, liegen die Verhältnisse natürlich noch schlimmer.[2]

Es gehört ein nicht geringer Mut dazu, angesichts solcher Sachlage Pläne gleich denen des *Office* in Brüssel zu fassen, ein Mut, der nur in einer Unterschätzung der zu bewältigenden Aufgabe und in einer ebenso starken Überschätzung der günstigsten Falles zu Gebote stehenden Kräfte seine Erklärung findet. Daſs man auch in maſsgebenden Kreisen mit der Verwirklichung dieser Pläne in absehbarer Zeit nicht rechnet, zeigt das

[1] *Boletin de la libreria.* Madrid, Murillo. Jährlich 12 Hefte.
[2] Genaueres findet man in dem oben besprochenen Handbuch von Langlois.

sie ganz aufser acht lassende selbständige Vorgehen der *London Royal Society*, die vor einigen Jahren die Regierungen aller Kulturländer aufgefordert hat, zu einem grofsen internationalen Kataloge der Neuerscheinungen auf dem Gebiete der mathematischen und Naturwissenschaften mitzuwirken, der jedoch nur die in Zukunft veröffentlichten Arbeiten, nicht auch die der Vergangenheit umfassen soll. Abzuwarten bleibt ja auch hier, ob der Plan ausführbar ist, aber die Aussichten dazu sind doch ungleich gröfser, einmal weil das Arbeitsfeld ein beschränktes und zweitens weil mit Sicherheit anzunehmen ist, dafs ein der gewaltigen Aufgabe entsprechendes Kräftemafs verfügbar sein wird. Die *London Royal Society* hat sich durch ihren vortrefflichen *Catalogue of scientific papers* das Anrecht auf die Führerschaft bei dem grofsen Werke erworben, die Regierungen werden nicht zögern, ihre Mitwirkung zuzusagen, haben es grofsenteils schon gethan. Vergessen darf man auch nicht, dafs die exakten Wissenschaften naturgemäfs einer internationalen Behandlung in erheblich höherem Grade fähig sind als die Geisteswissenschaften, als etwa schöne Litteratur, Jurisprudenz, Kunst, die alle viel weniger, zum Teil überhaupt nicht Gemeingut der Menschheit zu werden bestimmt sind. Sicherlich würde, wer etwa darauf rechnete, dafs die portugiesische oder die brasilianische Regierung sich dem Zustandekommen eines Weltrepertoriums zuliebe dazu aufraffen werde, durch ein Bibliographisches Amt alle in ihrem Gebiete erscheinenden Schriften verzeichnen zu lassen, sich auch dann verrechnen, wenn die Teilnahme an dem Riesenwerke nicht durch Fesseln wie das Deweysche System erschwert wäre.[1]

Es ist erfrischend, nach dem Weltrepertoriumgespenst mit dem Hinweise auf ein gesundes, aussichtsvolleres Unternehmen wieder festen Boden zu betreten. Die *Société des études historiques* hat den Plan gefafst, eine Serie kritischer Bibliographien herauszugeben, d. h. Bibliographien, die, von wohlunterrichteten Gelehrten verfafst, über einen bestimmten Gegenstand nur die w e r t v o l l e n Werke und Aufsätze mit kurzen kritischen Würdigungen verzeichnen sollen. Sie geht dabei von der nicht ganz unzutreffenden Anschauung aus, dafs vollständige Bibliographien für den, der sich über das auf irgend einem Gebiete Geleistete orientieren will, nur selten von Wert seien. Die Masse des aufgeführten Materials allein verhindere die Erreichung seines Zweckes. In der *Introduction aux bibliographies critiques*, die das erste Heft der Serie bildet, führt Funck-Brentano

[1] Ich würde von den himmelstürmenden Plänen des *Office* zu Brüssel nicht in dieser Ausführlichkeit gesprochen haben, wenn ich nicht meinte, dafs es angezeigt ist, sie zu bekämpfen, da der krankhafte Gedanke, der ihnen zu Grunde liegt, bereits weitere Verbreitung zu nehmen droht. Es begegnen einem schon jetzt nicht ganz selten in Deutschland auf Büchertiteln rätselhafte Zahlenzusammenstellungen, wie 0345, 12, die bestimmt sind, dem Werke seine Stelle im System Dewey anzuweisen. Dieses für den Laien bestechende System verdankt seine Verbreitung in Europa wesentlich dem Brüsseler *Office*, denn mit ihm steht und fällt das Weltrepertorium. — Wer sich eingehender zu unterrichten wünscht, vgl. Fritz Milkau, Centralkataloge und Titeldrucke, Leipzig 1898 (Beihefte zum Centralblatt für Bibliothekswesen XX), S. 12 ff.

folgendes durch seinen grofsen Mafsstab karikierende, aber doch das Wesen der Sache treffende Beispiel an: Der Bibliograph Stein, der Verfasser des oben besprochenen *Manuel de bibliographie générale*, hat ein Verzeichnis aller auf Jeanne d'Arc bezüglichen Publikationen zusammengestellt: es enthält mehr als 12000 Nummern. Nehmen wir an, ein Historiker wolle eine Arbeit über Jeanne d'Arc schreiben, so wird er 30 Jahre brauchen, um die 12000 Schriften zu studieren, und nach Verlauf dieser Zeit noch keinen der handschriftlichen Texte untersucht, noch keine Urkunde, kein Buch über die Zeit, in der seine Heldin lebte, befragt haben. Und noch weniger als dem Historiker würde einem geringere Anforderungen stellenden Schriftsteller die Steinsche Bibliographie nützen. — Bisher erschienen folgende kritische Bibliographien: Nr. 2. G. Martin, Geschichte der Industrie in Frankreich; Nr. 3. Urbain, Bossuet; Nr. 4. H. de Curzon, Franz Schubert; Nr. 5. Lehautcourt über den Krieg 1870/71; Nr. 6. Guy, Adan de la Hale; Nr. 7. Morel-Fatio und Rouanet, über das spanische Theater; Nr. 8. Dodgson, Lucas Cranach; Nr. 9. Decharme über die deutsche Kolonisation; Nr. 10. Dumoulin, L'histoire du Forez. In Vorbereitung sind weitere über Beaumarchais, über Bismarck, Bourdaloue, La chanson populaire en France, Diderot, Flaubert, Mérimée, Molière, Poésie française aux XIIe et XIIIe siècles (von Jeanroy).

Einen gewissen Ersatz für bibliographische Universalrepertorien, die wohl noch auf lange Zeit hinaus ein, vielleicht nicht einmal frommer, Wunsch bleiben werden, bieten die gedruckten Kataloge grofser Bibliotheken. Ich erwähnte früher bereits den Riesenkatalog des Britischen Museums, der jüngst nach bald zwanzigjähriger Drucklegung zu einem vorläufigen Abschlusse gelangt ist, als ein bei bibliographischen Untersuchungen sehr schätzenswertes Hilfsmittel. Ihm stellt sich jetzt der Katalog der Pariser *Bibliothèque Nationale* an die Seite. Im Jahre 1897 erschien der erste Band unter dem Titel: *Catalogue général des livres imprimés de la Bibliothèque Nationale. Auteurs Tome I. Aachs — Albyville,* ein starker Oktavband von 565 Seiten mit einer 82 Seiten umfassenden Vorrede des Oberbibliothekars Léopold Delisle, die eine eingehende geschichtliche Darstellung der Katalogverhältnisse der *Bibliothèque Nationale* bis zur Gegenwart bietet und über Einrichtung und Plan der Drucklegung ausführliche Nachricht giebt. Demnach soll der ganze Bestand an gedrucktem Büchermaterial in drei grofsen Serien verzeichnet werden: 1) die Werke, deren Verfasser auf dem Titel steht oder bibliographisch ermittelt ist, 2) Anonyme Werke, 3) Publikationen von Behörden, Gesellschaften und Korporationen aller Art, die eine Art Mittelstellung zwischen den ersten beiden Abteilungen einnehmen. Dem ersten Bande, der in alphabetischer Folge ungefähr den vierten Teil aller Werke von Autoren, deren Namen mit A beginnt, verzeichnet, sind im Verlauf des Jahres 1900 drei weitere gefolgt, die das Alphabet bis Aristophile führen. Die Titel sind in aller irgend wünschbaren Ausführlichkeit und mit gröfster Sorgfalt wiedergegeben, dazu Ort, Verleger, Jahreszahl, Format und Signatur. Ein Deutscher wird es nicht mit Freude bemerken, dafs

deutsche Titel (und ebenso dänische, schwedische, holländische) regelmäfsig hinter sich in eckiger Klammer die französische Übersetzung aufweisen, während englische, französische, italienische, spanische nicht übersetzt sind.

Ein Vergleich dieses Kataloges mit dem des Britischen Museums ergiebt als bemerkenswerten Unterschied, dafs der letztere in einigem Mafse auch Sachkatalog neben alphabetischem ist, insofern unter gewissen Stichwörtern innerhalb der alphabetischen Folge der ganze Besitz des Museums an anonymen Schriften über den durch das Stichwort bezeichneten Gegenstand aufgeführt wird. So bietet der Artikel *Academies* ein Verzeichnis aller akademischen Publikationen, der Artikel *Periodicals* ein solches von allen im Besitze des Museums befindlichen Zeitschriften. Weitere derartige Artikel sind *Bible*, *England*, *Liturgies*, *Germany* etc.

Eine ähnliche Einrichtung — die das Nachsuchen sehr erleichtert, da häufig der genaue Titel anonymer Publikationen nicht bekannt ist — hat der Katalog der Pariser Nationalbibliothek nicht. Delisle setzt in der Introduction auseinander, weshalb die rein alphabetische Anordnung mit Mafsgabe jener Dreiteilung gewählt wurde, und man wird seinen Gründen besonders dann die Zustimmung nicht versagen, wenn man bedenkt, dafs die Pariser Bibliothek auch ihren Sachkatalog in einigem Umfange dem Publikum zugänglich gemacht hat: der zwölf Quartbände umfassende Katalog *Histoire de France*, dessen letzter die *Table alphabétique des noms d'auteurs* enthaltender Band im Jahre 1895 erschien, nebst fünf autographierten Supplementbänden ist hier in erster Linie als ein bei allen auf französische Geschichte bezüglichen Untersuchungen sehr wertvolles Hilfsmittel zu nennen; weiter sind der Katalog der medizinischen Wissenschaften, sowie die Abschnitte für englische, spanische, portugiesische Geschichte, die Geschichte Asiens und Afrikas veröffentlicht worden.

Verwunderlich scheint es, dafs der Vorschlag des Leiters der Pariser Bibliothèque Nationale, mit dem Kataloge dieser Bibliothek gleichzeitig die Kataloge der übrigen grofsen Staatsbibliotheken in Paris, der Arsenalbibliothek, der Bibliothèque Mazarine und St. Geneviève zu drucken, die Zustimmung der entscheidenden Kommission nicht gefunden hat. Es wäre diese Mafsnahme nicht nur für das Publikum, sondern auch für die Bibliotheksverwaltungen von höchstem Werte gewesen. Delisle erwähnt z. B. in seiner Vorrede, dafs in den Pariser Bibliotheken insgesamt 1023 Aristoteles-Ausgaben vorhanden sind, von denen die Bibliothèque Nationale nur 741 besitzt. Ein gemeinschaftlicher Katalog würde dem Publikum unnötige Anfragen ersparen und den Verwaltungen ermöglichen, zu vermeiden, dafs besonders kostbare Ausgaben, Inkunabeln[1] und dergleichen, mehrfach angeschafft würden.

[1] Der von dem kürzlich verstorbenen Fräulein Marie Pellechet sehr sorgfältig bearbeitete Katalog der im Besitz der französischen Staatsbibliotheken befindlichen Inkunabeln: *Catalogue général des incunables des bibliothèques publiques de France* (Paris 1897. XIII, 602 S.) weist bisher erst einen Band *(Abano — Biblia)* auf.

Für Preufsen hat man jetzt, nachdem vor langen Jahren Treitschke in den Preufsischen Jahrbüchern die Anregung gegeben, einen ähnlichen Plan gefafst, wie Delisle ihn für Paris vorgeschlagen hat. Es soll ein Gesamtkatalog hergestellt werden über den Besitzstand der Königlichen Bibliothek zu Berlin und der sämtlichen preufsischen Universitätsbibliotheken. Und zwar handelt es sich gleichfalls um einen alphabetischen Katalog, der durch Vergleichung der Bestände der Berliner Königlichen Bibliothek mit denen der Universitätsbibliotheken, zu denen auch der Bücherbesitz der Universitätsinstitute zählt, gewonnen wird.[1] An eine Drucklegung dieses Kataloges denkt man vorläufig nicht.

Vorderhand ist es gegen frühere Zeiten schon ein grofser Fortschritt, dafs seit 1892 alljährlich ein von der Berliner Königlichen Bibliothek herausgegebenes Verzeichnis der Erwerbungen aus der neueren Litteratur erscheint. Anfangs umfafste dieses Verzeichnis nur die Erwerbungen der Königlichen Bibliothek selbst, seit 1898 werden auch die Neuanschaffungen der Universitätsbibliotheken aufgenommen.[2] Natürlich sind diese Zugangslisten, da sie jeder inneren Ordnung entbehrend die Werke nach der zufälligen Chronologie des Erwerbes verzeichnen, nur mit Hilfe der am Schlusse angehängten alphabetischen Register benutzbar, und auch das nur für den, der sich überzeugen will, ob eine ihm dem Titel oder Verfasser nach bekannte, nicht vor 1892 erschienene Schrift auf einer der preufsischen Staatsbibliotheken sich befindet. Aber das mit Leichtigkeit ermitteln zu können, ist doch für den wissenschaftlichen Arbeiter eine nicht gering anzuschlagende Erleichterung, besonders seit der zwischen der Berliner Landesbibliothek und den Universitätsbibliotheken eingerichtete ständige Leihverkehr das Entleihen von Werken auswärtiger Bibliotheken erheblich vereinfacht hat. Während der erste Jahrgang dieser Zugangsverzeichnisse über 6000 Nummern nicht wesentlich hinauskam, umfafst der letzte vom Jahre 1900 13414 Titel; bei solchen Werken, die sich nicht auf der Berliner Königl. Bibliothek befinden, ist durch eine Zahl kenntlich gemacht, welche Universitätsbibliothek sie besitzt.

In das Gebiet internationaler Bibliographie gehört auch ein Werk, das ich nur anführe, um davor zu warnen, da es trotz seiner Mängel viel Anklang gefunden hat. Der Londoner Verleger Swan Sonnenschein veröffentlichte zuerst im Jahre 1887 eine bibliographische Zusammenstellung von Werken aus allen Gebieten menschlichen Wissens unter dem Titel: *The best books. A reader's guide to the choice of the best available books (about 25000) in every department of science, art and literature. A contribution towards classified bibliography by Wm. Swan Sonnenschein.* Ein erstes Supplement dazu erschien 1895 unter dem Titel: *A reader's guide*

[1] Vgl. Instruktionen für die alphabetischen Kataloge der Preufsischen Bibliotheken und für den Preufsischen Gesamtkatalog. Vom 10. Mai 1899. Berlin, Asher, 1899. S. 151—160.

[2] Verzeichnis der aus der neu erschienenen Litteratur von der Königlichen Bibliothek zu Berlin und den preufsischen Universitäts-Bibliotheken erworbenen Druckschriften. Berlin, Asher u. Co. Jährlich ein Band.

to contemporary literature being the first supplement to the Best Books ... by W. S. Sonnenschein. Wenn auch nicht geleugnet werden kann, daſs das Buch mit einem erheblichen Aufwande von Fleiſs und auch mit einem gewissen Geschick kompiliert ist, so fehlt doch dem Verfasser die Sachkenntnis, die ihm nach der Fassung des Titels in hohem Maſse eigen sein sollte, durchaus. Unter romanischer Philologie weist der Unterabschnitt *Magazines and serials* die wichtigsten Zeitschriften: Romania, Zeitschrift für romanische Philologie, Revue des langues romanes, Romanische Forschungen, Studj di filologia romanza, Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie, Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen — nicht auf, während die Revue de l'enseignement des langues vivantes, die mit romanischer Philologie nichts, und die Annales du midi, die mit ihr nur teilweise zu thun haben, aufgeführt sind. Von Monographien über romanische Grammatik kennt Sonnenschein nur folgende vier: Nyrops Abhandlung über die Geschlechtsbildung der Adjektiva, Rydbergs Werk: *Le développement de facere dans les langues romanes,* eine Heidelberger Dissertation von Buchegger über die Präfixe in den romanischen Sprachen und Vising, Die realen Tempora der Vergangenheit. Unter *French Philology,* Abschnitt Metrik, stehen drei Titel: 1) *d'Eichthal, Du rythme dans la versification française,* 2) *Sonnenburg, Wie sind die französischen Verse zu lesen?* dahinter in eckiger Klammer: *'a good little book; 26 pp. 80 pf.'* und 3) *Souriau, L'évolution du vers français au 17e siècle.* Unter *French Grammar* giebt es eine groſse Zahl von Unterabteilungen, unter anderen eine: *Conjunction* (so!), bei der Herr Sonnenschein nur ein bestes Buch zu empfehlen in der Lage ist: *Schnellbächer, Über den syntaktischen Gebrauch des Konjunktivs* (!) in den *Chansons de geste,* eine Gieſsener Dissertation vom Jahre 1891. Auf *Conjunction* folgen friedlich nebeneinander die Unterabteilungen *Noun, Prepositions, Pronoun, Suffixes, Syntax* (!), *Negation, Verb.*

Ich will nun noch auf einige neuere Leistungen auf dem engeren Gebiete der nationalen Bibliographie hinweisen. Eines nützlichen Hilfsmittels habe ich bisher keine Erwähnung gethan, welches die im deutschen Buchhandel erschienene Litteratur in sachlicher Anordnung vorführt, ich meine den in Hannover seit 1887 erscheinenden Schlagwort-Katalog von Karl Georg. Der erste Band verzeichnet die Litteratur der Jahre 1883 bis 1887, der zweite die von 1888 bis 1892, der dritte über 1893 bis 1897 ist im Erscheinen begriffen. Man findet dort z. B. unter 'Sprache, englisch' die einschlägige Litteratur in folgenden Unterabteilungen verzeichnet: Allgemeines, Anschauungsunterricht, Aussprache, Geschichte der englischen Sprache, Grammatiken und Lehrbücher, Konversationsbücher, Lektüre (also Schulausgaben), Methodik, Übungs- und Lesebücher, Vokabularien, Zeitschriften und schlieſslich Englisch für Ausländer. Auſserdem sorgen zahlreiche Verweisungen dafür, daſs vergebliches Suchen möglichst ausgeschlossen ist. Das Werk ist vielleicht in erster Linie für die Zwecke des Sortimentsbuchhandels berechnet, vermag aber für die mannigfachsten Bedürfnisse, nicht zuletzt die des Lehrers, oft hilfreiche Hand zu bieten.

Bis vor kurzem fehlte es uns Deutschen noch ganz an einem ständig erscheinenden Verzeichnisse der in den Zeitschriften niedergelegten Litteratur. Diese Lücke, auf welche im XCIX. Bande des Archivs, S. 109, hingewiesen wurde, ist seither glücklicherweise ausgefüllt worden. Im Jahre 1897 erschien im Verlage von Andräs Nachfolger in Leipzig der erste, das Jahr 1896 umfassende Band einer *Bibliographie der deutschen Zeitschriften-Litteratur*, der den Inhalt von etwa 275 zumeist wissenschaftlichen deutschen Zeitschriften aus allen Gebieten unter Schlagwörtern verzeichnete. Von diesem Verzeichnisse sind mittlerweile sieben Jahrgänge ausgegeben — der achte ist im Erscheinen begriffen —, und man darf sagen, daſs der Eifer der Herausgeber und des Verlegers es verstanden hat, die Brauchbarkeit des Repertoriums mit jedem Bande zu erhöhen. Im siebenten Jahrgange findet man bereits den Inhalt von gegen 1300 Zeitschriften verzeichnet. Als Ergänzung zu dieser Veröffentlichung verspricht der rührige Verleger, in richtiger Erkenntnis der Wichtigkeit des kritischen Teiles der Zeitschriften-Litteratur, vom Februar 1901 ab ein Verzeichnis der in etwa 1000 deutschen Zeitschriften enthaltenen Recensionen deutscher und ausländischer Bücher erscheinen zu lassen, womit dann die deutsche Bibliographie vor der aller anderen Länder einen merklichen Vorsprung gemacht haben wird. Es ist ferner sehr dankenswert, daſs die *Bibliographie der deutschen Zeitschriften-Litteratur* sich neuerdings auch einer besonderen Gattung litterarischer Produktion, die bis jetzt bibliographisch noch ganz verwaist war, angenommen hat. Ich meine die in Festschriften enthaltenen Einzelbeiträge. Unsere Bücherlexika enthalten meist nur den Gesamttitel, von welchem dem Suchenden in der Regel nur das zur Feier Anlaſs Gebende, der Name des gefeierten Gelehrten o. ä., nicht aber das für die Einordnung maſsgebende Stichwort (Abhandlungen, Forschungen, Beiträge o. ä.) samt dem übrigen Titel bekannt ist. Auch die einzelnen Abhandlungen in Sammelpublikationen eines und desselben Verfassers, wie sie als 'kleine Schriften' erscheinen oder in Werken wie G. Paris, *Poésie du moyen âge*, enthalten sind, würden vorteilhaft im Anschluſs an die Zeitschriften-Litteratur registriert werden. Die Amerikaner haben das als praktische Leute längst erkannt und ihrem *Annual Literary Index* anhangsweise einen *Index to general literature* beigegeben, auch hat der Bibliothekar William J. Fletcher im Auftrage der *American Library Association* einen besonderen *Index to general literature* bearbeitet, der, im Jahre 1893 in Boston und New-York erschienen, in einem ansehnlichen Quartbande (329 S.) den Inhalt einer groſsen Zahl englischer und amerikanischer Werke vermischten Inhaltes von dem zweiten Decennium des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart verzeichnet.

Nachdem das Andräsche Zeitschriften-Repertorium für Deutschland ins Leben getreten war, haben die Franzosen nicht gezögert, dem guten Beispiele zu folgen, so daſs denn auch Frankreich jetzt ein sorgfältig bearbeitetes Verzeichnis des wichtigeren Teiles seiner Zeitschriften-Litteratur besitzt. Es erschien zuerst als Beigabe zu dem Jordellschen *Catalogue annuel de la littérature française*, bildet aber jetzt eine selbständige Publi-

kation unter dem Titel: *Répertoire des principales revues françaises.* Der erste Band umfaſst die Litteratur von 1897. Das Andräsche Register ist von Anfang an reichhaltiger gewesen als sein französisches Gegenstück; aber auch dieses hat vom ersten zum zweiten Jahrgange schon einen bedeutenden Fortschritt gemacht: während der erste den Inhalt von nur 146 Zeitschriften verzeichnete, hat es der zweite schon auf 257 gebracht. Die innere Einrichtung hinwieder übertrifft in mancher Beziehung die des deutschen Verzeichnisses. So werden z. B. die Zeitschriften nicht, wie bei Andrä, durch Zahlen bezeichnet, deren Bedeutung man immer von neuem zu ermitteln gezwungen ist, sondern durch leicht verständliche Abkürzungen; auch wird der gesamte Inhalt des Bandes zweimal aufgeführt, erstens unter Stichwörtern, zweitens unter Verfassernamen, während sich das deutsche Verzeichnis mit einem kurzen Autorenindex begnügt. Daſs der Inhalt englischer und amerikanischer Zeitschriften in dem *Annual Literary Index* registriert wird, erwähnte ich schon früher (Archiv Bd. XCIX, S. 109). Reichhaltiger noch als dieses Repertorium ist ein von der *Review of reviews* seit dem Jahre 1890 veröffentlichter *Index to periodical literature*, der z. B. für das Jahr 1898 im ganzen 186 Zeitschriften excerpiert und in einem Alphabet gleichmäſsig unter Stichwörtern wie unter Verfassernamen verzeichnet hat.

Für Italien giebt es ähnliches bisher nicht. Ich bemerkte schon oben, daſs das allgemeine *Bullettino*, welches die Novitäten berücksichtigt, soweit sie der *Biblioteca Nazionale* in Florenz in Pflichtexemplaren zugehen, auch auf den Inhalt der Zeitschriften Rücksicht nimmt. Aber doch in ganz unzulänglicher Weise; höchstens kann man bei akademischen Publikationen mit einiger Sicherheit darauf rechnen, kurze (und leider keineswegs immer zuverlässige) Angaben der Titel der einzelnen Abhandlungen anzutreffen. Ob der im Jahre 1896 in Cremona bei Battistelli erschienene erste Jahrgang eines *Giornale dei giornali. Indice settimanale dei principali articoli contenuti nei periodici italiani o riguardanti l'Italia nei periodici stranieri* Nachfolger gehabt hat und welchen Wert diese Unternehmung beanspruchen darf, kann ich nicht sagen.

Soweit italienische schöne Litteratur in Betracht kommt, kann man sich über das in italienischen Zeitschriften Veröffentlichte durch die Auszüge des vortrefflich redigierten *Giornale storico della letteratura italiana* bestens unterrichten; auf den zu den Bänden 1—24 im Jahre 1895 herausgegebenen Indexband sei bei dieser Gelegenheit empfehlend hingewiesen. Auch Spanien und Portugal haben natürlich keine Verzeichnisse ihrer Zeitschriften-Litteratur aufzuweisen. Aber während man früher über den Inhalt dieser Litteratur nur durch Zufall Kenntnis erhielt, so ist jetzt durch die *Revista critica de historia y literatura española y portugueza*, die es sich angelegen sein läſst, aus den wichtigsten spanischen und portugiesischen Zeitschriften Europas und Amerikas den Inhalt, wenn nötig, mit erläuternden Zusätzen mitzuteilen, seit dem Jahre 1894 eine wesentliche Besserung erreicht. Hoffentlich ist diesem Unternehmen kein zu kurzes Leben beschieden.

Von Neuerscheinungen auf dem Gebiete nationaler Bibliographie seien noch erwähnt der von der *Associazione tipografico-libraria italiana* herausgegebene *Catalogo generale della libreria italiana dall'anno 1847 a tutto il 1899*, dessen fünf erste vor kurzem erschienene Lieferungen das Alphabet bis *Cantù* führen, und die als Ergänzung zu diesem Katalog wie der jährlich erscheinenden italienischen Bibliographie sehr wichtige Verzeichnung der *Nozze*-Publikationen von Casella, die unter dem Titel: *Bibliografia di operette italiane pubblicata nel sec. XIX (Napoli,* 1897 ff.) gegenwärtig bis zur Mitte des Buchstabens *F* fortgeschritten ist.

Wenigstens hingewiesen sei auf den Plan der auf dem Gebiete der Bibliographie so bewährten Hinrichsschen Buchhandlung in Leipzig, einen mit den Veröffentlichungen des Jahres 1898 einsetzenden, nach Verlagsfirmen geordneten und in regelmäfsigen Zwischenräumen von fünf Jahren erscheinenden 'Deutschen Verleger-Katalog' herauszugeben, der den Russelschen (vgl. Archiv XCIX, S. 115) Gesamt-Verlags-Katalog fortzuführen bestimmt ist, und die Bücherverzeichnung nach einem, wenn nicht vom wissenschaftlichen Forscher, so doch vom Bibliophilen nicht zu vernachlässigenden Gesichtspunkte wieder aufnehmen wird. Und in diesem Zusammenhange sei denn schliefslich gestattet, den Hinweis auf ein Werk nachzuholen, das schon in dem früheren Aufsatze um so mehr eine Erwähnung verdient hätte, als es in Langlois' Manuel fehlt, nämlich Georges Vicaire's *Manuel de l'amateur de livres du XIXe siècle*, Paris 1894; bis jetzt ist das Werk in drei vollständigen Bänden und dem gröfseren Teile des vierten Bandes bis zum Artikel *La Mésangère* vorgerückt. Es ist bestimmt, in erster Linie bibliophilen Zwecken zu dienen, und berichtet daher mit peinlicher Sorgfalt über alle nicht in den Handel gekommenen, nur in kleiner Zahl von Exemplaren gedruckten, durch Ausstattung oder aus sonst einem Grunde hoch im Preise stehenden französischen Werke des 19. Jahrhunderts; auch wegen seiner zuverlässigen Angaben über die schwer zugänglichen Veröffentlichungen der französischen Gelehrten und bibliophilen Gesellschaften bildet das Werk eine höchst willkommene Ergänzung zu den bekannten Hilfsmitteln, der *Bibliographie de la France* und dem Lorenzschen *Catalogue de la librairie française.*

Als Schlufs der gegenwärtigen Mitteilungen aus dem Gebiete der Bibliographie mögen einige Worte über ein paar neuere Werke angefügt sein, die ein etwas abseits liegendes Feld der Bibliographie anbauen. Wer wissenschaftlich arbeitet, bedarf nicht blofs der Führer durch die Büchermassen, sondern auch der Führer durch die Anstalten, deren Aufgabe es ist, ihm die Bücher zur Verfügung zu stellen, die Bibliotheken. Für Deutschland besitzen wir von Paul Schwenke, Direktor der Druckschriften-Abteilung bei der Berliner Königlichen Bibliothek, ein musterhaftes Werk: *Adrefsbuch der deutschen Bibliotheken* (Leipzig 1893), in dem mit grofser Umsicht und Sachkenntnis über alle, der unbeschränkten oder beschränkten öffentlichen Benutzung zugänglichen Büchersammlungen staatlichen, kommunalen oder privaten Besitzes das wünschenswerte Material zusammengetragen ist. Nach dem Beispiel dieses Werkes ist neuerdings

auch ein Gegenstück für Österreich-Ungarn herausgegeben worden: *Adreſsbuch der Bibliotheken der österreichisch-ungarischen Monarchie von Bohatta und Holzmann*, Wien 1900. Das Buch enthält wie jenes eine Fülle erwünschter Mitteilungen über alle dem öffentlichen Verkehr irgend zugänglichen Bibliotheken, diejenigen der höheren Lehranstalten nicht ausgeschlossen. Eine gewisse Ergänzung zu dem Schwenkeschen Werke bildet das Verzeichnis der Privatbibliotheken Deutschlands, das im Jahre 1898 als dritter Band eines von der Firma Hedeler in Leipzig herausgegebenen allgemeinen Verzeichnisses umfangreicherer Privatbibliotheken erschienen ist. Als Bd. I gilt eine Liste der Bibliotheken in Kanada, Bd. IV soll Österreich-Ungarn enthalten. Die Bibliotheken sind alphabetisch nach den Namen der Besitzer geordnet, von jeder werden die ungefähre Zahl der Bände und die besonders gut vertretenen Fächer angegeben.[1] Über französische öffentliche Bibliotheken erfährt man das Erforderliche durch den jährlich erscheinenden *Annuaire des bibliothèques et des archives*, endlich hat J. H. Graf in seiner Zusammenstellung: *Bibliographische Vorarbeiten der landeskundlichen Litteratur und Kataloge der Bibliotheken der Schweiz. Bern 1894 (Fascikel Iᵃ der Bibliographie der Schweizerischen Landeskunde)* zuverlässige Nachricht über die Schweizer Bibliotheken gegeben. Im übrigen sei hier nochmals auf den schon erwähnten Anhang zu Steins *Manuel de bibliographie générale* hingewiesen, der eine Übersicht über die gedruckten Bücherkataloge der hauptsächlichsten Bibliotheken der ganzen Welt bietet.

Welche Zeitschriften eine Bibliothek besitzt, wird man aus diesen Katalogen in den seltensten Fällen erfahren, und doch ist das Bedürfnis zu dieser Kenntnis, wenigstens für neuere Litteratur, die in einem so erheblichen Bruchteile in Zeitschriften niedergelegt wird,[2] ein sehr dringendes. Ich erwähnte schon, daſs der Artikel *Periodicals* des *British Museum Catalogue* für dieses Institut die Frage beantwortet. Gleiches wird der Katalog der Pariser Nationalbibliothek in seinem zweiten Teile für diese thun. Für Preuſsen und Deutschland überhaupt liegen die Verhältnisse auf diesem Gebiete bisher recht ungünstig. Auſser dem schon 1892 erschienenen und jetzt natürlich veralteten Verzeichnisse der im Besitze der Kgl. Bibliothek zu Berlin befindlichen, damals noch laufenden Zeitschriften, der zuletzt 1897 erschienenen Zeitschriftenliste der Dresdener Königlichen und dem 'Verzeichnis der laufenden periodischen Schriften der Freiherrlich Karl von Rothschildschen Öffentlichen Bibliothek zu Frankfurt a. M.' (1899) wüſste ich nichts zu nennen. Es bleibt also, da die letzteren beiden Verzeichnisse nicht überall zugänglich sein werden, für den Fall, daſs die

[1] Vor der Gefahr, auf Grund ihrer Mitteilungen um Überlassung von Büchern ersucht zu werden, haben sich die Bibliotheksbesitzer gelegentlich durch Zusätze, 'Bücher werden nur an persönliche Bekannte verliehen,' zu schützen gesucht.

[2] Auf dem gelegentlich der Weltausstellung zu Paris 1900 abgehaltenen Bibliothekar-Kongreſs wurde der Plan erörtert, in litterarischen Centren besondere Zeitschriften-Bibliotheken zu begründen, da die bestehenden mit ihren Mitteln der Zeitschriften-Produktion nicht mehr nachzukommen vermögen.

Berliner Königliche und die nächste Provinzial-Universitäts-Bibliothek eine Zeitschrift nicht besitzen, dem Suchenden nichts übrig als die höchst umständliche Umfrage bei allen einzelnen Bibliotheken. Ehe man sich dazu entschliefst, wird man entweder die Sache aufgeben oder versuchen, bei den Österreichern zu Gaste zu gehen, die seit ein paar Jahren in glücklicherer Lage als wir Preufsen und Reichsdeutschen sind: Im Jahre 1898 erschien zu Wien ein *'Generalkatalog der laufenden periodischen Druckschriften an den österreichischen Universitäts- und Studienbibliotheken, herausgegeben im Auftrage des K. K. Ministeriums für Kultus und Unterricht von der K. K. Universitäts-Bibliothek in Wien unter der Leitung von Dr. Ferdinand Grassauer.'* Man blickt wirklich als Deutscher mit Neid auf dieses saubere, sehr sorgfältig bearbeitete Verzeichnis, das den Österreichern unschätzbare Dienste leisten mufs. Hinter dem Titel jeder Zeitschrift ist genau angegeben, welche Bibliothek sie besitzt, ob der Besitz lückenlos, anderenfalls welche Bände vorhanden sind. Hinter dem Namen der besitzenden Bibliothek findet man die Signatur. Ferner enthält der Katalog ein systematisches Verzeichnis der im Hauptteile alphabetisch angeordneten Titel, so dafs man z. B. die für neuere Philologie auf den österreichischen Bibliotheken vorhandenen Zeitschriften zusammengestellt findet, weiter ein Herausgeberverzeichnis, eine Beigabe von grofser Wichtigkeit, da sehr oft nach den Herausgebern citiert wird: Gröbers Zeitschrift, Virchows Archiv, und endlich ein Sachregister. Sollte es nicht möglich sein, es den Österreichern durch ein Verzeichnis der auf den reichsdeutschen Staatsbibliotheken vorhandenen Zeitschriften nachzuthun? Man kann ja nicht einwenden, dafs der Preufsische Gesamtkatalog dieses Verzeichnis entbehrlich machen werde. Einmal wird bis zur Fertigstellung dieses Riesenwerkes naturgemäfs noch eine längere Reihe von Jahren ins Land gehen, zweitens werden mit seiner Hilfe eben nur die in Preufsen vorhandenen Zeitschriften zu ermitteln sein, und vor allem wird drittens der handschriftliche Gesamtkatalog für die meisten doch nur auf Umwegen, jedenfalls nie mit der gleichen Leichtigkeit zu befragen sein wie ein gedrucktes Verzeichnis, das auch Bibliotheken mit ganz geringen Mitteln anschaffen können. Bei der von Tag zu Tag wachsenden Bedeutung der Zeitschriften-Litteratur würde ein deutscher Zeitschriften-Katalog nicht nur grofsen praktischen Nutzen bringen, sondern als wichtiges wissenschaftliches Verkehrsmittel der deutschen Gelehrtenwelt auch nicht ohne ideelle Früchte bleiben.

Grofs-Lichterfelde-Berlin. Alfred Schulze.

Kleine Mitteilungen.

Zum altenglischen Boethius.

Angesichts der befremdlichen Thatsache, daſs König Ælfreds Paraphrase von des Boethius berühmtem 'Trost der Philosophie', welcher sicherlich auch in seinem schlichten englischen Gewande seine vielbewährte Anziehungskraft nicht verfehlt hat, nur in zwei Handschriften (Otho A. VI und Bodl. 180) aus dem 10. und 12. Jahrhundert sowie einem einzigen Blatte einer dritten Handschrift (Bodl. 86) aus der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts auf uns gekommen ist, darf jede neue Spur ihres Bekanntseins auf Interesse rechnen. Eine solche findet sich unter den Zusätzen, welche der altenglischen Sammlung von Cato-Sprüchen (ed. Nehab, Berlin 1879) schon in der gemeinsamen Grundlage unserer handschriftlichen Überlieferung, die aber keineswegs mit dem Original identisch zu sein braucht, beigegeben sind. Zusatz 1 und 4 nach Nehabs Zählung (in meiner Ausgabe: Spruch 77 und 82) sind nämlich nichts weiter als zwei Stellen aus dem 27. und 32. Kapitel der altenglischen Boethius-Version, nur leicht verändert, vielleicht weil aus dem Gedächtnisse citiert. Der erstere lautet in allen drei Handschriften (Trin. Coll. Cambr. R. IX. 17;[1] Julius A. II; Vesp. D. XIV) übereinstimmend: *Gif đu đe wille don moniges beteran, þonne do þu đe anes wyrsan*, fast genau entsprechend Ælfreds Boethius cap. XXXII, § 1 (ed. W. Sedgefield, Oxford 1899, S. 71, Z. 21): *Gif þu þe wilt don manegra beteran* ond *weorđran, þonne scealt þu þe lætan anes wyrsan.* Ebenso heiſst die zweite Stelle in den Cato-Handschriften[2]: *Gif ænig mon biđ a đe unwiorđra, þe hine monig wis mon forsihđ, đonne biđ ælc dysig mon þe unweorđra, đe he mare rice hæfđ,* offenbar zusammen-

[1] Bei Nehab und nach ihm bei Schleich, Goldberg, Wülker und Körting ist die Signatur dieser Hs. fälschlich als R. q. 17 gegeben. — Diese älteste Cato-Hs. stammt aus der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts, nicht aus dem 12. Jahrhundert, wie Nehab und Schleich meinten. Nach ihr sind die obigen Citate gegeben.

[2] In der Julius-Hs. fehlt der Schluſs und damit auch obiger Spruch.

gezogen aus Boethius cap. XXVII, § 2 (l. c. S. 63, Z. 1): *Gedenc nu hwæđer ænig mon bio a đe unweorđra, þe hine manige men forseon; gif þonne ænig mon a þe unweorđra biđ, þonne biđ ælc dysig man þy unweorđra, þe he mare rice hæfđ, ælcum wisum men.* Dafs wir es hier wirklich in beiden Fällen mit einem Nachhall von Ælfreds Version und nicht mit einer zufällig zusammentreffenden Neuübersetzung des Originals zu thun haben, ergiebt sich leicht, wenn wir den lateinischen Wortlaut vergleichen. Dort heifst es, entsprechend der ersten Stelle: *qui praeire ceteros honore cupis, poscendi humilitate vilesces* (lib. III, cap. 8, ed. Peiper p. 65, Z. 7) und als Grundlage der zweiten: *In quo illud est animadvertendum magis: nam si eo abiectior est, quo magis a pluribus quisque contemnitur, cum reverendos facere nequeat, quos pluribus ostentat despectiores potius improbos dignitas facit* (l. III, c. 4, l. c. p. 59, Z. 1).

Auch litterargeschichtlich ist es nicht bedeutungslos, dafs wir hier den Cato und den Boethius in einer gewissen Verbindung finden. Auf der Grenzscheide zweier Zeitalter entstanden, zwar noch ganz in antik-heidnischer Bildung wurzelnd, aber doch christlichen Anschauungen so nahe stehend, dafs man einen Anflug christlichen Geistes darin zu verspüren meint, mufsten beide Werke trotz tiefgreifender Verschiedenheiten denselben Leserkreis interessieren, zumal in ihrem englischen Gewande, wo in beiden Fällen die knappe, rhetorisch zugespitzte Ausdrucksweise der Originalfassung nach Kräften dem schlichten Tone gnomischer Volksweisheit angenähert erscheint. Und in der That glaube ich, dafs wir die altenglischen Cato-Sprüche zeitlich wie örtlich demselben Milieu zu verdanken haben wie die Boethius-Version.

Würzburg. Max Förster.

Zur Quelle der altenglischen *Fata apostolorum*.

In seiner Besprechung von R. Symons' *Cynewulfs Wortschatz* in diesem Archiv Bd. CV, 134 ff. meint Brandl S. 136, es habe 'Cynewulf wohl Mühe gekostet, von all den zwölf Aposteln herauszubringen, wohin sie gezogen waren'. Nun hat doch schon Sarrazin in der Anglia XII, 380 ff. auf die einheitliche Quelle der Dichtung, eine alte Passionensammlung, hingewiesen, die dem *Breviarium* sowohl wie dem Bedaschen *Martyrologium* nahe gestanden haben mufs. Da ihm ersteres 'nicht zugänglich' war, druckt er die am meisten charakteristischen Stellen aus letzterem ab, die allerdings eine grofse Ähnlichkeit mit dem altenglischen Gedichte zeigen. Das *Breviarium apostolorum* wäre Sarrazin übrigens leicht in Martènes und Durands *Thesaurus novus anecdotorum* III, 1549 f. und in den *Analecta Bollandiana* II, 9 f. erreichbar gewesen. Im ersteren ist es *'ex ms. monasterii S. Germani Autissiodorensis'*, in den letzteren nach einer

Trierer Hs. gedruckt, die beide nur in Kleinigkeiten voneinander abweichen. Man kann sich gar leicht eine lateinische Quelle vorstellen, die auf einer Kombination dieses Textes mit dem Werke Bedas beruhte und etwa den einen oder anderen Zug noch den Einzellegenden verschiedener Apostel entlehnt hatte. Der Dichter der *F. ap.* brauchte deswegen sich noch keine allzu grofse Mühe zu geben, sondern höchstens eine oder zwei Reisen zu machen, um eines lateinischen Werkes habhaft zu werden, in dem er die Schicksale der Apostel aufgezeichnet fand. Höchstens schlug er vielleicht noch die eine oder andere Legende nach, um über das Wirken und Ende einiger Apostel Näheres zu erfahren. Die Eingangsverse unseres Gedichtes möchte ich also nicht allzu ernst nehmen und darin eher poetische Floskeln und Phrasen sehen.

Zunächst fällt der Unterschied in der Reihenfolge der Apostel auf, den bereits Sarrazin erwähnt hat. Im *Breviarium* sind sie folgendermafsen geordnet: *Petrus, Paulus, Andreas, Jacobus* (*Zebedaei filius*), *Johannes, Thomas, Philippus, Jacobus* (*frater Domini*), *Bartholomaeus, Matthaeus, Simon, Judas Thaddaeus, Matthias,* während die englische Dichtung der biblischen Anordnung bei Matth. X, 2 fast genau folgt und den letzten, später hinzugewählten Apostel fortläfst. Im folgenden stelle ich die Stellen des *Breviariums,* die mit den entsprechenden altenglischen Versen übereinstimmen, zusammen, wobei ich die Ordnung der letzteren beibehalte.

Breviarium.	*Fata apostolorum.*
1. Petrus ... Romam pervenit, ibique ... sub Nerone ... cruce suspensus est ... 2. Paulus ... apostolus gentium ... sub Nerone Romae[1] ... capite truncatus ... est.	V. 11 ff. Sume on Rómebyrig | ... feorh ofgéfon | þurg Nérones nea[r]we searwe, | Pétrus ond Paulus; is sé apostolhád | wíde geweorđad ofer werþéoda.
3. Andreas ... praedicavit Scythiam et Achaiam, ibique ... cruce suspensus occubuit ...	16 ff. Swylce Andreas in Áchagia | for Égias aldre genéđde: | ... him éce gecéas | longsumre líf, ... syþþan ... æfter gúđplegan gealgan þehte.
5. Johannes ... dilectus Domini; praedicatur Asiae et in[2] Effeso ...	23 ff. Hwæt, wé éac gehýrdon be Jóhanne | ... sé monna wæs ... Críste léofast | ... hé in Effésia ealle þráge léode lærde ...
4. Jacobus ... frater Johannis. Hic Spaniae et occidentalia loca praedicatur,[3] et sub Herode gladio caesus occubuit ...	33 ff. Næs his bróđor læt, | síđes sæne, ac đurh sweordes bite | mid Júdéum Jácob sceolde | fore Hérode ealdre gedǽlan ...
7. Philippus ... in Hierapoli Phrygiae provinciae crucifixus et lapidatus obiit ...	37 ff. Phílip[p]us wæs | mid Asséum; þanon éce líf | þurh róde cwealm ricene gesóhte, | syđđan on galgan on Géarópolim | áhangen wæs ...

[1] *f(ehlt) A(nalecta).* [2] *f. Th(esaurus).* [3] praedicat *Th.*

9. Bartholomæus ... Lyc[a]oniam praedicavit, ad ultimum in Albano ... per iussum ... Astragis[1] decollatur ...	43 ff. þæt tó Indeum aldre genéđde[2] ... Bartholoméus; þone heht Astrias in Albáno, hǽđen ond hygeblind héafde benéotan ...

Alles, was der Dichter von den genannten Aposteln berichtet, konnte er sehr wohl dem *Breviarium* entnehmen; denn daſs Herodes König der Juden war (V. 35 f.) wuſste er gewiſs schon anderswoher, ebenso daſs Hierapolis eine Stadt Asiens war (V. 38 ff.). Möglicherweise enthielt auch schon seine Vorlage kleine Zusätze, wie das von Sarrazin S. 381 abgedruckte *Martyrologium* Bedas. Die Abschnitte über Thomas, Matthäus, Jacobus II, Simon und Thaddäus stimmen besser zu letzterem, während das *Breviarium* hier gröſsere Abweichungen zeigt, so daſs ich eine Gegenüberstellung für unnötig halte. Vielleicht findet sich noch einmal ein lateinischer Text, in dem alle die von der englischen Dichtung gebotenen Züge vereinigt sind.

Kiel. F. Holthausen.

Zu den angelsächsischen Annalen

bringt H. H. Howorth in *The Engl. hist. rev.* (Okt. 1900, XV 748) manches, was abweicht von Plummer (vgl. Archiv CIV Heft 1). Von W(helocs Vorlage Otho) kennt er das Dubliner Transkript, das 1564 *W. L[ambarde] propria manu* anfertigte. Der Herr Bibliothekar des Trinity College, T. K. Abbott, teilt mir freundlichst mit, es heiſse jetzt E 5, 19 [und enthalte, wie ich aus [Bernards] *Catal. libr. mss. Ang. et Hib.* (Oxon. 1697) II 2 pag. 25 n. 301 vermutete, im Gegensatz zu W keine angelsächs. Gesetze]. Der künftige Editor muſs für W's Lesarten neben Wheloc diese frühere Kopie benutzen, für die ich die Sigle *Wd* (Whelocii codex secundum transcriptum Dublinense) vorschlage. Daſs W einfach aus A (Parker) floſs, bezweifelt Howorth, gestützt auf W's Eintragung 971, auf W's Dialekt, der weniger mercisch [?] laute als A [was beides nichts beweist], und auf W's mit anderen Hss. gemeinsame Abweichungen von A, die er aber nicht anführt. Aus dem Schreiberwechsel in A im 10. Jahrhundert folge nirgends [?] ein Verfasserwechsel. Gegen Gleichzeitigkeit führt er A's chronologische Fehler an: 917. 8. 22. Vielmehr rühre A her von mehreren um 1001 lebenden Schreibern [Paläographie zwingt meines Erachtens, den ältesten Schreiber zwei bis drei Menschenalter früher zu setzen]. Die angelsächsische Form datiere um 915 [das widerlegen Stildifferenzen schon vorher; deutsche Forschung nach Grubitz ist ignoriert]. Mit Recht glaubt er an eine lateinische Vorstufe und nicht an Alfreds Verfasserschaft.

Berlin. F. Liebermann.

---

[1] Astiagis *Th.* [2] *So Grein*, gelædde *Hs.*

Die Gedichte in Ælfreds Übersetzung der *Cura pastoralis*.

Da in Grein-Wülkers 'Bibliothek der ags. Poesie' die beiden Gedichte in Ælfreds Übersetzung von Gregors *Cura pastoralis* seltsamerweise ausgelassen sind, möchte ich hier auf diese Stücke ausdrücklich aufmerksam machen. Ich meine, daſs sie doch ebensogut wie die Gedichte der ags. Chronik oder die Übersetzung der Metra und der Psalmen in eine Sammlung altenglischer Dichtungen gehören.

Das erste derselben steht am Ende vom Ælfreds Vorrede (in (Sweets Ausgabe S. 8 f.) und ist auch in Zupitzas Altengl. Übungsbuch[5] S. 35 gedruckt. Sweet hat selbst in den Notes S. 473 f. die Aufmerksamkeit darauf gelenkt, allerdings mit einem ganz unnötigen Spott über die metrische Form. Er druckt das Gedicht ebenda in Langzeilen nach der Abteilung von Skeat, wobei diesem allerdings der Fehler unterlaufen ist, *gléawmód* V. 6 zur ersten anstatt zur zweiten Vershälfte zu ziehen. Da das Stück bei Zupitza leicht zugänglich ist, kann ich von einem Neudruck hier absehen; ich will nur auf das anglische Prät. *heht* V. 13 statt des westsächs. *hét* aufmerksam machen.

Das zweite Gedicht steht am Schlusse der Übersetzung (bei Sweet S. 467 f.) und ist vom Herausgeber, gerade wie das vorige, als Prosa gedruckt. Sievers hat beide in P. Br. Beitr. X, 465 kurz besprochen und darauf hingewiesen, daſs sie sächsischen Ursprungs sind.

Da das Gedicht meines Wissens noch nicht in metrischer Form gedruckt ist, lasse ich es in solcher hier folgen, wobei ich zugleich die Cäsur markiere.

Ðis is nú sé wæterscipe, đe ús wereda God
tó frófre gehét, foldbúendum.
Hé cwæđ đæt hé wolde đæt on worulde forđ
of đæm innođum á libbendu
5 wætru fléowen, đe wél on hine
gelifden under lyfte. Is hit lýtel twéo
đæt đæs wæterscipes welsprynge is
on hefonríce; đæt is hálig gást.
Ðonan hine hlódan hálge & gecorene,
10 siđđan hine gierdon đá đe Gode hérdon,
đurh hálgan béc hider on eorđan
geond manna mód missenlíce.
Sume hine weriađ on gewitlocan,
wísdómes stréam, welerum gehæftađ,
15 đæt hé on unnyt út ne tóflówed.
Ac se wæl wunađ on weres bréostum
đurh dryhtnes giefe díop & stille.
Sume hine lætađ ofer landscare
riđum tórinnan. Nis đæt rædlic đing,
20 gif swá hlútor wæter hlúd & undíop
toflówed æfter feldum, ođ hit tó fenne werđ.
Ac hladađ íow nú drincan, nú íow dryhten geaf
đæt íow Grégorius gegiered hafađ
tó đurum íowrum dryhtnes welle!

25 Fylle nú his fǽtels, sé ðe fæstne hider
kylle bróhte! Cume eft hræðe,
gif hér ðegna hwelc ðyrelne kylle
bróhte tó ðys burnan, béte hine georne,
ðýlǽs hé forsceáde scírost wætra,
30 oððe him lífes drync forloren weorðe!

Bemerkenswert ist hier nur die anglische Form *hafað* V. 23 (vgl. P. Br. B. X, 471). Ist vielleicht *gegierwed hæfð* zu schreiben?

Kiel. F. Holthausen.

Zum Fragment von Worcester.

Varnhagen hat Anglia III, 423 ff. ein Fragment des 12. Jahrhunderts aus Worcester herausgegeben, in dem die vierte Zeile eine von ihm nicht ergänzte Lücke aufweist. Es heifst da von Beda:

And hē þeo c...ten unwreih þe questiūns hōteþ.

Sinn, Allitteration und Umfang der Lücke verlangen die Ergänzung zu *c[not]ten* 'Knoten'. Varnhagen bemerkt S. 425, dafs hinter dem *c* noch ein senkrechter Strich erhalten sei: offenbar der erste Teil des *n*.

Kiel. F. Holthausen.

Der ae. Spruch aus Winfrids Zeit.

In seinem Grundrifs zur Geschichte der ags. Litteratur S. 145, § 45 behauptet Wülker, unter den Briefen des Winfrid oder Bonifacius sei 'ein angelsächsischer Vers' enthalten, der sich 'in einer Wiener, in einer Mainzer Handschrift' (sic!) finde. Es ist aber bekanntlich ein aus zwei Versen bestehender Spruch (vgl. den Abdruck in Grein-Wülkers Bibliothek der ags. Poesie II, 315), und er steht nur in der Wiener Hs. der genannten Briefsammlung, weshalb auch die Bemerkung S. 146: 'Abgedruckt nach Würdtwein (Mainzer Handschrift) mit Benutzung von Mafsmanns Nachbildung von 1861. Max Rieger ...' falsch ist. Die beiden neuesten Ausgaben der Briefe beweisen dies mit aller Deutlichkeit, nämlich 1) die von Phil. Jaffé,[1] *Bibliotheca rerum Germanicarum, Tom. III,* Berlin 1866: *Monumenta Moguntina* S. 311, Nr. 147, und 2) von E. Dümmler, *Monumenta Germaniae historica, Epist. Tom. III, Merovingici et Karolini aevi I,* Berlin 1892, S. 427 f., Nr. 146. Vgl. noch die Tabelle bei Dümmler S. 216 ff. Nach D. stammt die Wiener Hs., die allein den betreffenden Brief mit dem Spruch enthält (Vindob. 751, Theol. 259), aus der Mitte des 9. Jahrhunderts.

Der ungenannte Verfasser schreibt: *Audio de te, quod iter vis incipere; ortor, ut non deficeris. Eia fac, quod incipisti. Memento saxonicum verbum:* etc.

[1] Von Wülker im Grundrifs nicht erwähnt.

Sowohl Jaffé wie Dümmler geben in den Fufsnoten eine lateinische Übersetzung des Spruches von K. Müllenhoff, die bisher unbeachtet geblieben ist:

Saepe ignavus gloriam amittit,
victoriam quamcunque; moritur ideo solus.

Kiel. F. Holthausen.

Symbolformeln der älteren englischen Kirche.

Zwölf englische Fassungen des Symbolum Apostolicum aus dem 10. bis 16. Jahrhundert finden wir bequem zusammengestellt in der kürzlich erschienenen dritten Auflage von A. Hahns 'Bibliothek der Symbole und Glaubensregeln der alten Kirche' (Breslau 1897) S. 86 bis 94, leider sämtlich ohne Zurückgehen auf die Handschriften einfach aus Heurtleys Harmonia Symbolica (Oxford 1858) wiederholt, obgleich zum Teil zuverlässigere Abdrücke vorliegen, die ich im folgenden hinzufüge. Zunächst haben wir da drei altenglische Texte: 1) aus dem Lambeth-Psalter des 10. Jahrhunderts,[1] 2) aus dem Anhange zu Ælfrics zweiter Homiliensammlung (ed. Thorpe, Vol. II, S. 596) nach dem Ms. Gg. III. 28 der Cambridger Universitätsbibliothek aus dem Anfang des 11. Jahrhunderts und 3) aus der kentischen Psalter-Glossierung des Ms. R. 17. I des Trinity College zu Cambridge aus dem 12. Jahrhundert (ed. Harsley, EETS. 92, S. 264). Es folgen sieben mittelenglische Texte: drei aus Handschriften des 13. Jahrhunderts, nämlich Nero A. XIV (ed. Morris, Old English Homilies I, 217), Cleop. B. VI und Harl. 3724, sowie je zwei aus dem 14. und 15. Jahrhundert. Den Beschlufs machen zwei neuenglische Formeln: vom Jahre 1538 und 1543. Der Abdruck der Texte ist zum Teil recht fehlerhaft.[2] Indes ist recht wertvoll für uns Philologen die dabei durchgeführte Vergleichung[3] mit lateinischen Formeln, aus der sich ergiebt, dafs alle genannten Texte, trotz kleiner Abweichungen, bereits auf dem Textus receptus des Symbolums beruhen. Weitere ae. Formeln verzeichnet Wanleys Catalogus S. 202 (Cleop. B. 13), 221 (Tib. C. I), 240 (Vit. D. 7) und 291.

Die auf die Sage über die Entstehung zurückweisende sogenannte Legendenformel des Symbolums, welche uns auch im *Ayenbite of Inwyt* entgegentritt, behandelt Hahn auf S. 52 f. Derartige lateinische Texte bietet er auf S. 50—52, 53, 76 f., 83, 96 f., 103 f., 122.

Würzburg. Max Förster.

---

[1] Diese Hs., offenbar identisch mit Wanleys Nr. 188, stammt nach Hahn-Heurtley aus dem 9. Jahrh. Dagegen spricht aber Wanleys vertrauenswürdigeres Urteil *Eadgari regis Anglo-Saxonum* [959—975] *temporibus, aut paulo ante exaratus* (Cat. p. 268). Auch die Sprache der Glosse wird frühestens aus dem Ende des 10. Jahrh. herrühren.

[2] Statt des sinnstörenden *iniennesse* (S. 90, Z. 11) ist *imennesse* zu lesen.

[3] Zu korrigieren ist dabei in Anm. 226, dafs *his anlich* natürlich nicht 'sein Ebenbild' bedeutet, sondern genau dem lat. *unicum* entspricht.

Zu dem mittelenglischen Gedicht *Cleanness.*

Obwohl der Dichter der Bibel gegenüber sehr frei mit seinem Stoffe verfährt und ihn mit großser Erfindungskraft ausmalt, scheint er doch an einigen Stellen eigentümliche Züge einem Kommentar oder dgl. entnommen zu haben. Ich habe drei Stellen gefunden, die auffällig an die bekannte *Historia scholastica* des Petrus Comestor (in Mignes Patrol., ser. lat. 198) erinnern, und halte es daher nicht für unmöglich, dafs er dieses Werk gekannt und benutzt hat.

V. 265—268 wird von den Nachkommen Adams gesagt, dafs sie widernatürliche Unzucht miteinander getrieben hätten:

& thenne founden þay fylþe in fleschlych dedez,
& controeued agayn kynde contrare werkez,
& used hem un-þryftyly uchon on oþer,
& als with oþer, wylfully, upon a wrange wyse.

Dazu vergleiche man Com. cap. 31: *exarserunt homines in alterutrum coeuntes.*

Später heifst es von dem Raben, den Noe aus der Arche fliegen liefs, er sei nicht zurückgekehrt, weil er Aas gefunden habe, V. 459—464:

He croukez for comfort when carayne he fyndez;
Kest upon a clyffe þer costese lay drye,
He hade þe smelle of þe smach & smoltes þeder sone,
Fallez on þe foule flesch & fyllez his wombe,
& sone ȝederly for-ȝete ȝisterday steuen,
How þe cheuetayn hym charged þat þe kyst ȝemed.

Entsprechend berichtet Comestor cap. 34 von dem Raben: *forte interceptus aquis, vel inveniens supernatans cadaver in aquis et illectus eo.*

V. 695 f. sagt Gott zu Abraham, dafs er von den unnatürlichen Lastern der Bewohner von Sodoma und Gomorrha gehört habe:

Uch male matz his math a man as hym-seluen,
& fylter folyly in fere, on femmalez wyse.

Davon berichtet die Bibel hier nichts, wohl aber Comestor cap. 52: *usque ad ignominiosam libidinem proruperunt.*

Einige Übereinstimmungen mit Comestor zeigt auch die Schilderung des Toten Meeres V. 1015—1048, doch ist hier die Ähnlichkeit mit cap. IX von Maundeville (worauf schon Mätzner in den Sprachproben I, 206 ff. hingewiesen hat) viel gröfser.

Kiel. F. Holthausen.

Zu *Pricke of Conscience* V. 7651—7686.

In meiner Doktor-Dissertation 'Quellenuntersuchungen zu Richard Rolles Englischen Schriften' S. 36 hatte ich schon bemerkt, dafs die angeblich nach Rabby Moses gearbeiteten Verse 7651—7686 des *Pricke of Conscience* nicht auf dessen Originalwerk *Moreh Nebûchîm* beruhen können. Auch von der alten lateinischen Übersetzung des genannten Werkes, wie sie mir jetzt in MS. Univ. Libr. Cbr. Ii. I. 19

(14. Jahrh.) cap. 143 bekannt geworden ist, weichen Rolles Zahlenangaben bedeutend ab. Unter diesen Umständen dürfte es nicht uninteressant sein, zu sehen, daſs sich in einem auch sonst sehr merkwürdigen Kalender des 14. Jahrhunderts einige Verse finden, die den gleichen Gegenstand ebenfalls unter Berufung auf Rabby Moses und, was das Wesentliche ist, mit fast genau denselben Zahlenangaben wie im *Pricke of Conscience* behandeln. Ms. Rawlinson 939[1] der Bodleiana, welches genannten Kalender enthält, ist nach der Ansicht der Herren Bibliothekare Macray und F. Madan der Bodleiana um die Mitte des 14. Jahrhunderts geschrieben — Rolle starb 1349. Da nun das Vorkommen eines Stoffes in einem Kalender schon in gewissem Maſse die Volkstümlichkeit desselben zur gegebenen Zeit voraussetzt, so dürfte es sich wohl auch hier bewähren, daſs Rolle seine Kenntnisse aus den seiner Zeit landläufigsten Quellen schöpfte.

Ich gebe im folgenden einen einfachen Abdruck der Verse, die in der Hs. auf Blatt 5 wie Prosa geschrieben sind. Das R am Anfang ist eine groſse blaue Initiale, während das *explicit* mit roter Tinte eingetragen ist. Die Abkürzungen sind aufgelöst und durch Kursivdruck gekennzeichnet.

RAbe moyses þe goode clerke.
Spekes and *pr*eueþ a wond*ur* werke.
Ac siker he preueþ it nowth.
Bote thorow hy*m* þat al haþ wrouth.
He says þer beþ planet*us* seuene.
ffro one planete to an oþer þere.
A-mownteȝ þe wey of fyue hondred ȝere.
Þat is also muche space.
As a mon sholde i*n* euene place.
In V. hondred wyntur go
Ȝif he myȝth liuen þer to.
And þanne is fro þe growde to rekene euene.
Þe wey of VII. thowsond wyntur to þe seueþe heuene.
And so forþ to heuene Empire.
Þar resteȝ ihc þat grete syre.
VII. thowsond wyntur and .VII. hondred ȝere.
A mon myȝt walke ar he come þere.
Ȝif he myȝt so longe lyuen.
Bote arst he scholde be al to dryuen.
And loke þat euery ȝere wyth owte striue.
Be of .III hondred dayes and fyue.
And þe iurney euery day.
Moste be foureti myle wey.
And euery myle moste holde by strenkþe.
To thowsond pase cubites in lenkeþ.
Þus telleȝ a mayster Rabe moyses.
And oþer grete clerkus al so it is no lees.
Explicit spacium de terra ad celum ꝏ

Berlin. A. Hahn.

[1] Vgl. Catalogi Codicum Manuscriptorum Bibliothecae Bodleianae Pars V. Fasc. IV, S. 209 f.

Einfluſs der Planeten.

In der gleichen Hs. auf Blatt 3 finden sich einige Verse über den Einfluſs der Planeten. Die Strophen sind abwechselnd mit schwarzer und roter Tinte geschrieben und beginnen mit abwechselnd roten und blauen Initialen.

Þe þat be bi-co*m*men wikked and eny werke wol byghyne.
War ȝow fro þe seueþe planete þat ȝe bi-co*m*mence nowth þer i*n*ne.
Who so bi-gynneþ i*n* þ*at* houre stabul werke *and* goode
ar he brynge it to ende it wol change his mode ꝏ

Þe nexte planete þ*at* comeþ aftur hi*m* uen*us* is his name.
He is good i*n* alle þing wiþoute eny blame.
Bote ȝif he come i*n* þe mydday þ*at* none is nexte.
In þe myddel of þe day wha*n*ne þe so*n*ne is hexste
on herþe.
þa*n*ne is he a schrewe *and* no manere þing worse.

Mercurcus (*sic!*) comeþ aftur hi*m* wel sone on haste.
And also his tide is good so longe so it wole laste.
Al to þe myddel of þe tide good it is y now.
And anone aftur it turneþ alto wow.
On haste.
And so wikkede al wey al þe whyle þe tyde may laste ꝏ

After m*er*curius an oþer comeþ wel sone
þ*at* men kalleþ luna þe tide of þe mone.
Also it luþ*er* is þe soþe for to say.
vn to þe mone be woxen .VIII. day.
And is luna good y now to þe þreteþe day at eue.

Saturn*us* planete for soþe y dar wel say.
In his tyde is wikkede wiþ oute eny delay.
Werk to bi-gynne *and* also to play.
Good for to wynne *and* to none way
to wende
And wikkede to by-gynne strife atte laste ende.

Þenne comeþ Jupiter he is best of alle.
Werk*us* to by-gynne i*n* boure *and* i*n* halle.
Lond*us* for to telie weyes for to wende.
And al þing to bygynne *and* brynge to good ende.
A pliȝt.
þa*n*ne is jupiter fol good by day and eke by nyȝt ꝏ

Mars is good a mon þ*at* haþ to done.
Out take þing*us* þre thorow uertu of þe mone.
Horse forto bugge *and* stryue to by-ghynne.
And froite for to telie i*n* þe gardayne.
To sprynge.
To þei þre mars is a schrewe wiþ owte eny lesynge ꝏ

Berlin. A. Hahn.

Generydes ed. Wright.

(Vgl. Anglia XXIII, 125 ff. und 249 ff.)

Zu meinen letzten Bemerkungen über diesen Text lasse ich hier noch einige Nachträge folgen. [] bedeutet Ergänzung, () Auslassung.

V. 45. *The houndys went after with a mercy crye.* Man streiche *a* und stelle um: *after went.*

V. 197 erg. *And now to yow, madame, [right] thus I saye,* oder: *thus [will] I saye.*

V. 284 erg. *I wold it were kept in [ful] good manér.*

V. 293 erg. *Askyd Medeyn if [that] she hadde done wele.*

V. 297 erg. *The quene anon, withoute[n] wordes moo.*

V. 2235. *Generydes and Anasore in certayn,* streiche *in*; *certayn* kann auch adverbial stehen, vgl. Mätzner und V. 2412.

V. 2474 erg. *Lordes and knyghtez [ther] were hurt right soore.*

V. 2505. *The buscommest folk, the men of higher Ynd.* *Folk* überfüllt den Vers und ist zu streichen.

V. 2750 l. *As for this knyght, whill [that] my life maye (en)dure.* Ich streiche also *en,* das vielleicht durch das folgende Reimwort *ensure* in den Vers gekommen ist.

V. 2755 l. *Of Surre am I born withoute[n] leese.*

V. 3638 l. *And in that tyme withoute[n] eny fayle.*

V. 3902 l. *For as this nyght thei are, withoute[n] lesse.*

V. 4085 l. *To dishonour your doughter (be) eny way,* streiche also *be.*

V. 4221 l. *The fest was made in right solempne [a] wise.*

V. 4582 l. *Though he speke fayre, trost [ye] hym not therfore.*

V. 4668 l. *And told hym [soon] all hir ladyes entent.*

V. 4860 l. *Ye shall haue more long or [that] it be nyght.*

V. 4982 f. l. *Hym to reskew they made [ful] hasty spede; A-long the town Darell rode by and by.* Im letzten Verse hat die Hs. *citee* statt *town.*

V. 5103 l. *That hors and man bothe atte grownde [they] were.*

V. 5105 l. *(Ser) Darell hym toke and led hym to his ost,* streiche also das überschüssige *Ser.*

V. 5184 desgl. *'Trewly, Madame', quod she, '(ser) Darell he high[t].*

V. 6978 erg. *Thanne he was on that euer [yet] bare crown.*

Kiel. F. Holthausen.

Zu Thomas Sackville.

'Thomas Sackville's message from Rome' behandelt F. W. Maitland in *The Engl. histor. rev.* XV (Okt. 1900), 757. Der Dichter ward 1564 in Elisabeths Diensten von Pius IV. empfangen, der versprach, ihre Legitimität und die Kloster-Konfiskation anzuerkennen, wenn sie *ad obedientiam s. sedis reverti voluerit.*

Berlin. F. Liebermann.

Zu Chattertons '*Ælla*'.

Als kleine Ergänzung zu Helene Richters Ausführungen (Thomas Chatterton. Wien 1900) über das Drama *Ælla* (S. 122 ff.) sind

vielleicht folgende Nachweisungen willkommen, da sie einige Beziehungen zu den Gegenständen von Chattertons Lektüre enthalten. Ich citiere nach der Cambridger Ausgabe der 'Poetical Works' des Dichters von 1842, Band I.

Die beiden Zeilen *Ælla* S. 43 (Seconde Mynstrelle)

Ynn womman alleyne mannes plesaunce lyes;
As instrumentes of joie were made the kynde

finden genaue Entsprechung in Chaucers *Nun's Priest's Tale* V. 345:

womman is mannes joye and al his blis.

S. 44 schildert derselbe Minstrel die Erschaffung des Weibes aus einem überflüssigen Gliede des Mannes und bezeichnet es als eine Mischung aus etwas Feuer und viel Nafs. H. Richter sieht darin eine verworrene Anspielung auf heraklitische Anschauungen, 'die wohl auch auf irgend eine unverdaut in Chattertons Kopfe hangen gebliebene Stelle seiner Lektüre zurückgehen' mag. Näher liegt vielleicht noch der Gedanke an eine Erinnerung an jene in Galen wurzelnde, im Mittelalter ganz allgemeine Anschauung, wonach der Mensch aus den vier Elementen zusammengesetzt ist und die Temperamente sich aus dem Überwiegen des einen oder des anderen ergeben. Beachtenswert scheint es ferner, dafs auch Chaucer, den ja Chatterton eifrig gelesen hat, diese kennt; vgl. die Charakteristik des Doctour of Phisik in den *Canterb. Tal.* Prol. V. 419 ff.

S. 57 f. grübelt Celmonde über das Wesen der Ehre und kommt dabei schliefslich zu ganz ähnlichen Anschauungen wie Falstaff in Shakespeares *King Henry IV.* P. I, A. V, Sc. 1 Schlufs. Dafs diese Stelle dem Dichter vorgeschwebt hat, ist höchst wahrscheinlich; insbesondere vergleiche man die beiden ersten Zeilen der letzten Strophe:

Honnoure, whatt bee ytte? tys a shadowes shade,
A thynge of wychencref, an idle dreme

mit Falstaffs Worten: *What is honour? a word. What is in that word honour? what is that honour? air.*

S. 59. Der Gesang des Hie Preeste:

Yee, who hie yn mokie ayre
Delethe seasonnes foule or fayre ...

steht augenscheinlich unter dem Einflusse der Hexenscenen in Shakespeares *Macbeth.* Dafür spricht nicht nur die Ähnlichkeit des Gedankens und die Gleichheit des Versmafses, sondern auch die weitgehende Übereinstimmung im Wortlaut der angeführten Verse mit *Macbeth* I, 1, 10 f.

Fair is foul, and foul is fair:
Hover through the fog and filthy air.

Breslau. H. Jantzen.

Zur Geschichte von Bürgers Lenore in England

liefert die im Jahre 1897 erschienene Briefsammlung *'the Girlhood of Maria Josepha Holroyd: as told in letters 1776—1796'* einen bemerkenswerten Beitrag. Die junge Dame (geb. 1771), die als Schreiberin wie als Adressatin dieser Briefe im Mittelpunkt des Interesses steht, war die Tochter des hervorragenden Parlamentariers und Staatsmannes John Baker Holroyd, Lord Sheffield. Sein Name ist wesentlich durch seine Verbindung mit dem grofsen Historiker Gibbon, dessen Freund und Testamentsvollstrecker er war, auf die Nachwelt gekommen, wie er denn auch Gibbons Memoiren herausgegeben hat. Die Briefe seiner Tochter rechtfertigen in vollem Mafse die hohe Meinung, die Gibbon von dem jungen Mädchen hatte, von der er einmal sagte: *'Lord Sheffield's eldest daughter is indeed a most extraordinary young woman.'* Was sie schreibt, zeugt immer von Anmut, Witz und Verstandesschärfe, gleichviel, ob sie ihre Reise durch das Frankreich der Revolution, ihren Aufenthalt bei Gibbon in Lausanne oder ihr stilles Leben auf dem Landsitz ihres Vaters, Sheffield Place in Sussex, beschreibt. Im Oktober 1796 heiratete sie John Thomas Stanley (später Baron Stanley of Alderley: 1766—1850). Dieser war noch sehr jung 1781 nach Braunschweig gekommen und war dort durch Eschenburg in die deutsche Sprache und Litteratur eingeführt worden.[1] Eine Frucht dieses Aufenthaltes war die fünfzehn Jahre später publizierte Übersetzung von Bürgers Lenore. Eschenburg gab sie in Deutschland (1797) zusammen mit den Übersetzungen von Spencer und Pye heraus. Er sagt darüber in einem Briefe an Gleim, der als Vorrede dient, folgendes: 'In der 1. Auflage seiner Übersetzungen war Herr Stanley dem Ausgange der deutschen Ballade treu geblieben. Bei diesem neuen Abdruck aber machte er aufser mehreren Verbesserungen eine völlige Umänderung des Schlusses. Und dadurch erhielt ... die ganze Geschichte einen völlig neuen und eigenen Charakter, schwerlich aber zu ihrem Vorteile. Was Bürger wirklich als vorgegangen erzählt, löst sich hier am Ende in einen blofsen Traum auf, von welchem Lenore zum Wiedersehen ihres Wilhelms erwacht. Zu dieser Umwandlung der Katastrophe liefs sich der englische Dichter durch ein Mifsfallen mit der moralischen Tendenz des im Original befindlichen unglücklichen Ausgangs bestimmen, der ihm der reineren Begriffe von der Gerechtigkeit und Güte Gottes nicht würdig dünkte.'

Hören wir nun andererseits, was Maria Josepha von dem Werke ihres Bräutigams zu sagen hat. Von einer Verwandten befragt, ob

[1] Als Hofmeister begleitete ihn ein gewisser James Six, der sich auf Eschenburgs Anregung hin an eine Übersetzung des Oberon machte. Proben davon sind im Septemberheft des Deutschen Museums von 1784 gedruckt. Vgl. Böttiger, Litter. Zust. u. Zeitgen. II, 92. Schnorrs Archiv 13, 506.

sie die Übersetzung schon gesehen habe, antwortet sie am 22. Febr. 1796 (a. a. O. S. 368): *'I have seen the little thing called "Lenora" and have got it of my own from the Author, alias Translator, Mr. Stanley: for I suppose you mean a Tale in Verse from the German. I cannot say I am delighted with it. The best parts are the Lines at the End, his own addition* [!]. *Another translation is coming out soon by Mr. Spencer which is likely to be better, but Mr. Stanley was very ill used about it. He lent his translation to Lady Diana Beauclerc, who took advantage of it to make beautiful drawings from it, and Mr. Spencer, her Nephew, I think, undertook to improve the translation and meant to publish it with engravings from Lady Diana's Drawings. Mr. Stanley did not intend to publish, but hearing from this he was affronted and had his translation printed in hot haste.'* Offenbar hat Miss Holroyd nur die zweite Version der Übersetzung vorgelegen, während Eschenburg auch die erste gekannt zu haben scheint.[1]

Noch eine weitere Stelle aus dem Buche mag hier mitgeteilt werden, weil sie für den Mangel an Verständnis, den in England viele Kreise der deutschen Litteratur gegenüber zeigten, charakteristisch ist. Auf S. 302 wird von einem Besuch zweier Gäste berichtet, die im August 1794 in Sheffield Place eintrafen. Der eine ist *'M. de Zeerleder, grandson of Haller'*, der andere *'Baron de Stein, son to Werther's Charlotte, which is a true story, all but the Catastrophe, as Werther is still alive'*.

Berlin. G. Herzfeld.

Zwei englische Faust-Übersetzer.

(Aus dem Wilhelm Schlegelschen Nachlasse in Dresden.)

Robert Talbot an Wilhelm Schlegel.

Palace Hampton Court
July 18th 1836.

Sir

Having an opportunity of sending ....[2] to Bonn, I take the liberty of presenting you, who have so eminently succeeded in naturalising our Shakespeare in the language of Germany, with a copy of [it] an attempt to render Faust in English rhymes. I am not a little ashamed of the many awkwardnesses which will be found in it, owing to its having been printed off without my knowledge, while I was upon sick bed, and before I had given it the last corrections. Should it even be reprinted, I hope, it will appear in a less slovenly condition. In the meantime, however, I have altered with a pen a few of its most glossing errors. Being very anxious that a

[1] Über 'Lenore in England' ist jetzt auf den Aufsatz von W. W. Greg zu verweisen (Modern Quarterly of Language and Literature, Aug. 1899, S. 13—28).

[2] Unleserlich. Der erste Satz hat überhaupt im Texte gelitten.

second Edition (if I might look forward to such a thing) should be as little exceptionable as possible, I venture to propose to you, Sir, a few queries, with regard to certain passages of the exact meaning of which I am in doubt; and even to hope, that you would charitably favor me, by mentioning any other mistakes; many of which doubtless you would discover, should you do me the honor of casting an eye on my performance.

1st "Die Gegenwart von einem braven Knaben". (in the Clown's speech on the prelude on the stage.) leaves me in doubt whether the word "Gegenwart" these means *presence,* or the *present time.*[1]

2ly. (In the first scene)

"Nur was der Augenblick erschafft, das kann er nützen"

This line is very awkwardly given in my translation. I suspect Faust alludes to *Bookknowledge* and the *science* transmitted to us by our Fathers; which are of no use to us, unless we, by *our own study*, appropriate them to ourselves. In this view of the case, would not the passage better thus:

"That's a dull load which we do not employ,
What *we create* alone can we enjoy."

3ly. It has been suggested to me that the words (in the first scene also):

"Harmonisch all' das All" should be "All das All" without the apostrophe; which, I apprehend, would give them a different sense from mine.

4ly. "Mit ahnungsvoller Gegenwart" (in the Cathedralscene). Does the word "Gegenwart" there mean the presence of the child in the womb, or simply the *present time* or *state of things*?

I am inclined to prefer the first.

The above are some of the passages that seem to me, at this moment, as requiring your valuable assistance; but I write in a great hurry, as the person who takes charge of this leaves London to morrow morning. What adequate apology can I make to you, Sir, for this letter? but I trust you will be inclined to excuse an ardent admirror of the Faust, and one who is anxious to have the opinion of the most distinguished Critic in Europe on all litterary subjects.

I have the honor to be

Sir

Your most obedient, humble Servant
Robert Talbot.

PS. I had forgotten to ask you what appear to me as puzzling as anything else; viz; the meaning of the expression "Werdelust" (in the Chorus of the Disciples, scene 1st.)

---

[1] Die kursiv gedruckten Wörter sind im Original unterstrichen. — Die Interpunktionszeichen sind nur so weit gesetzt, als sie sich deutlich und klar erkennen liefsen.

Jonathan Birch an Wilhelm Schlegel.

Jonathan Birch. Nr. 12. Henrietta Street,
Brunswick Square,
7th January 1840.

Permit the honour of presenting to the "Inimitable Translator of Shakespeare" my attempt to render the immortal Goethe's Faust into English verses. — It is with the utmost diffidence I place it before your eyes, conscious, that my best endeavours but imperfectly show forth its beauties of thought diction.

You Sir, who know the english language so thoroughly, know the difficulties I have had to encounter, especially as it determines at starting to tread as nearly as possible in your footstep, as relates to keeping closed to my Author.

I have, as you will perceive commenced the "second Part of Faust" and in increasing difficulties stare me in the face, yet by the plan it have adopted of publishing it in portions and not binding myself down to any stated periods, I feel better able to cope with it, and I have the sanguine hope that it shall succeed. — If you will honour me with your candid opinion of the "Part" done, I shall feel grateful — should it be favorable it will me cheer on — if unfavorable it may curb my ambition and prevent me much labours of thought and outlay of money.

I have the honour to be

Sir, Your most obedient servant
Jonathan Birch.

Wien. Hermann Stanger.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Friedrich Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Sechste verbesserte und vermehrte Auflage. Strafsburg, Karl J. Trübner, 1899. XXVI, 510 S. gr. 8.

In dem Kreise aller derer, die für unsere Muttersprache und ihr Werden ein Interesse haben, erfreut sich das Buch, das uns hier in einer neuen — der sechsten — Auflage vorliegt, so allgemeiner Wertschätzung, dafs es kaum nötig ist, etwas zu seinem Lobe zu sagen. Welchen Fortschritt auf seinem Gebiete es bedeutet, lehrt der flüchtigste Vergleich mit dem, was auf diesem vor seinem Erscheinen allein zur Verfügung stand, und bezeugt die Thatsache, dafs es vorbildlich geworden ist für Bearbeitungen des Wortschatzes anderer germanischer Sprachen. Auch für den Germanisten von Beruf ist es heute ein schier unentbehrliches Rüstzeug, und auch er hat allen Grund, seine weitere Ausgestaltung mit Aufmerksamkeit zu verfolgen.

Und gerade die neueste Auflage des Werkes bedeutet wieder einen grofsen Fortschritt. Kluges ursprüngliches Hauptziel war es offenbar gewesen, Form und Bedeutung der deutschen Worte auf ihre Grundlagen zurückzuführen, und es fehlt auch jetzt nicht an dem Streben, in dieser Richtung weiterzubauen, was indes nur allmählich geschehen kann. Daneben ist aber jetzt den Verschiebungen innerhalb des Deutschen viel gröfsere Aufmerksamkeit geschenkt. Dies macht sich nicht nur durch zahlreiche neuaufgenommene Worte bemerkbar, wie denn beispielsweise die Neuschöpfungen unseres Jahrhunderts aus ererbtem Sprachgut gebührend berücksichtigt sind; es zeigt sich auch in der Erweiterung vieler Artikel, wofür gleich auf der ersten Seite der Artikel Aar ein Beispiel ist. Auf feinere Züge des Bedeutungswandels, auf Geltungsgebiet und Beliebtheit, sowie auf den Verlauf des Kampfes miteinander wettstreitender Worte ist jetzt viel mehr Rücksicht genommen, und während früher schon der Anteil der älteren Sprachperioden und der Fremde an dem Wortbestand des Deutschen klar gelegt war, gewinnt man aus der neuesten Auflage erst den rechten Einblick darein, wie die deutsche Schriftsprache

aus der Sprache verschiedener landschaftlich sowie gesellschaftlich begrenzter Verkehrskreise zusammengeflossen ist. Dafs auch viele nicht schriftsprachliche Ausdrücke behandelt sind, wird nicht nur dem Germanisten, sondern auch jedem andern willkommen sein schon mit Rücksicht auf den Gehalt der Umgangssprache aller Deutschen an mundartlichen Bestandteilen. Leicht fällt einem sogar da und dort ein Wort ein, dessen Berücksichtigung man noch gewünscht hätte, z. B. das oberdeutsche Nock, Nocken 'Klofs' oder das österreichische Jausen 'Vesperbrot' oder selchen 'räuchern' oder Gezäh 'Werkzeug der Bergleute'; auch ausgesprochen Schriftsprachliches, wie das mit Würze 'Gewürz' unverwandte Bierwürze; und wenn Klöpflesnächte erklärt wird, hätte auch den verschiedenen Bezeichnungen der Zwölften ein Artikel gewidmet werden können. Andererseits ist es wirklich nicht einzusehen, warum judendeutsche Dialektworte, wie Daufes, Doches, Schmus, Zores u. a. m. früher schon und auch jetzt wieder Aufnahme gefunden haben, die doch nirgends der deutschen Umgangssprache angehören. Recht dankenswert sind die jetzt zum erstenmal gebrachten Quellenangaben und sprachwissenschaftlichen Nachweise, die allerdings nur Neuhinzugekommenes betreffen, aber gerade in dieser Beschränkung wertvoll sind und auch dem Laien gewifs nicht als Ballast erscheinen werden. Auch das neu hinzugekommene Sachregister im Anhang ist eine nützliche Erweiterung. Einiges zu wünschen läfst auch jetzt noch die Lautbezeichnung der idg. Ansätze übrig, in denen die drei gutturalen Reihen nicht geschieden werden, abgesehen davon, dafs gelegentlich — aber neben *k* — auch das Zeichen *q* verwendet wird. Freilich bedarf es hier, will man genau sein, recht vieler Zeichen, da man auch für Fälle sein Auslangen haben mufs, in denen der Wert des Lautes nicht oder nicht auf eine Reihe genau bestimmbar ist.

Die Einleitung, die in bündiger Form die Geschichte des deutschen Sprachschatzes behandelt, hat sich seit der letzten Auflage gar nicht und sogar seit der ersten nur unbedeutend verändert und ist eigentlich damit ein Zeugnis geworden, wie sehr das Werk über seinen Grundplan hinausgewachsen ist. Hier wird des Einflusses der mitteldeutschen Heimat Luthers auf unseren Wortschatz, des Zuschusses, den dieser aus der niederdeutschen Seemannssprache, der Studentensprache, dem Rotwelschen, dem Schweizerdeutschen empfangen, nicht mit einem Worte gedacht, obgleich diese Dinge den Verfasser bekanntlich eingehend nicht nur im Zusammenhang mit seinem etymologischen Wörterbuch beschäftigt haben. Viele Stellen seiner schönen Freiburger akademischen Antrittsrede 'Über die Entstehung unserer Schriftsprache', abgedruckt in den Wissenschaftl. Beiheften zur Ztschr. d. allgem. dtsch. Sprachver. H. VI liefsen sich ganz gut als Ergänzung der Einleitung seines Et. Wb. beifügen.

Für geradezu rückständig halte ich diejenigen Stellen der Einleitung, an denen von der 'östlichen Heimat' der Indogermanen und dem was drum und dran hängt die Rede ist. Ist es Kluge unbekannt, auf wie schwachen Füfsen die Theorie von der östlichen Urheimat der Indoger-

manen steht? Die Geschichte des Wortes Hanf soll die Wanderfahrt der idg. Stämme, der Germanen insbesondere, durch die südrussischen Niederungen schön beleuchten. Als ob nicht Wort und Sache die Germanen in Deutschland erreichen konnte, gerade wie beides den Griechen in Griechenland bekannt geworden ist. Gewifs ist das Wort *kan(n)abis* schon vor der Lautverschiebung ins Germanische aufgenommen, aber doch kaum in so grauer Vorzeit, dafs man seine Entlehnung — die Einwanderung der Germanen aus dem Osten vorausgesetzt — in die Zeit dieses Wanderzuges verlegen könnte. Warum sollte das Wort gerade den Germanen so viel früher zugekommen sein als den Griechen und als den Litu-Slaven, die es — wie ich, Der germanische Himmelsgott S. 24, gezeigt zu haben glaube — erst nach der Lautverschiebung den Germanen abborgten. Sein Ursprung ist wohl auch gar nicht in Südrufsland zu suchen, vielmehr scheint es mir beachtenswert, was W. Tomaschek, Die alten Thraker II 13 (WSB. 130), darüber bemerkt. Es gehört nach ihm der merkantilen Sprache der Karer und Phöniker an, welche den Stoff aus dem Norden, hauptsächlich Thrake, bezogen und zugleich die Bezeichnung hierfür allüberall verbreiteten. Wie schon Hehn erkannt habe, könne das Wort *κάννα-βι-ς*, *κάνα-βι-ς* durchaus niht von *κάννα*, hebr. *kanah*, assyr. *kanu* 'Rohr, Geflecht' getrennt werden; auch lat. *cana-ba* 'Rohrhütte, Kantine' gehe darauf zurück.

Sprachliche Thatsachen sollen uns den germanischen Stamm mit seinen Herden auf der Wanderung zeigen. Ein dem Mittelhochdeutschen geläufiges *tageweide* hätte als Längenmafs nur bei einem auf der Wanderung begriffenen Hirtenvolk bestehen, nach Rasten hätten nur Nomaden ihre Züge abschätzen können. Aber heifst nicht mhd. *weide* und ags. *wád* allein schon 'Wanderung, Fahrt, Reise, Gang'? Somit hat *tageweide* nie etwas anderes als 'Tagreise, Tagmarsch' bedeutet. Und warum sollen gerade nur Nomaden und nicht auch andere Leute auf der Wanderschaft gelegentlich Rasten halten? Dafs aus dem Begriff 'Wegstrecke, nach der man Rast hält', der einer bestimmten Wegstrecke hervorgeht, ist nicht auffälliger, als dafs ahd. *wîla hwîl*, unser *Stunde* oder dän. *time* die Bedeutung 'hora' annimmt, da doch der Begriff des bestimmten Zeitabschnittes nirgends ursprünglich schon im Worte liegt. Vielleicht war übrigens *rasta* zunächst ein Zeit- und dann erst ein Längenmafs, wie ja auch wir von einer 'Stunde Weges' sprechen, und jedenfalls ist zu beachten, dafs wie *rasta* eigentlich 'Ruhe' bedeutet, so auch *hwîl* zur Wurzel *qi* 'ruhen' gehört. Die Erklärung von Stunde als 'Ständchen, Ruhepunkt' wird sich neben diesen Seitenstücken auch nicht mehr so ungewifs ausnehmen, als sie Kluge S. 386 erscheint.

Die Zeit um 2000 v. Chr. scheint mir auch als spätester Termin für die indoeuropäische Dialektspaltung etwas nieder gegriffen. Doch ist der Begriff Dialektspaltung ein recht verschiebbarer, über dessen Bedeutung bei einer Auseinandersetzung über die Zeitfrage man sich erst einigen müfste. Dafs aber die Niederlassung der Germanen in Deutschland nicht erst gegen das Ende der vorchristlichen Zeit zu erfolgt sein kann, wird

durch die Ergebnisse der archäologischen Forschungen über jeden Zweifel sicher gestellt.

S. XX. heifst es: 'Dem Sprachhistoriker liegt es nahe, den lateinischen Ursprung von Flaum und Kissen, Pfühl und Zieche mit dem Bericht des Plinius in Zusammenhang zu bringen: was der Römer aus Germanien bezog, dafür übernahmen unsere Vorfahren die lateinische Bezeichnung. So bezeugt unser Pfühl mit seiner Sippe den Anteil Germaniens an Roms Verfall!' Kann das richtig sein? Haben denn die Römer Kissen, Pfühle und Ziechen aus Deutschland bezogen? Und handelt es sich hier sicher auch um ein und dieselbe Entlehnungsschicht? Wenn aus *buxus* und *buxis Buchs* und *Büchse* entspringt, ist doch zu erwarten, dafs aus *coxinus Küchsen* geworden wäre; ahd. *kussîn* weist viel eher auf franz. *coussin* als Vorbild und steht also wohl mit Pfühl, Zieche und Flaum gar nicht auf einer Stufe.

Da und dort stimmt die Einleitung nicht ganz zu dem übrigen Texte. So wird S. XVII gesagt: 'Gelegentlich legt die Sprache selbst Zeugnis dafür ab, dafs sprachliche Übereinstimmungen bei den westlichen Indogermanen nur auf Übertragung von einem Volke zum andern beruhen (s. nähen)' ... Aber im Artikel nähen sucht man vergeblich eine Bemerkung darüber, warum es sich hier um ein Lehnwort handeln soll. S. XIV heifst es: 'Die beiden altindogermanischen Lichtgottheiten Diêus und Ausôs haben in dem alemannischen Ziestag und in unseren Ostern ihre letzten Spuren hinterlassen.' Unter Dienstag jedoch wird das alemann. *Ziestac, Zîstig,* beziehungsweise der Göttername ahd. *Zîo,* nur mit idg. *deiwó-s* 'Gott' in unmittelbare Verbindung gebracht. Auch aus Ostern läfst sich übrigens nur auf einen mit Ausôs verwandten Götternamen zurückschliefsen, und man kann nicht sagen, dafs der eine den anderen zur Voraussetzung hat.

Die Namenform Freia, die S. XV und 124 (unter Freitag) gebraucht wird, ist freilich recht eingebürgert, sollte aber von Germanisten durchaus vermieden werden, da sie weder neu- noch althochdeutsch ist und nur aus einer barbarischen Schreibung für *Freyja* oder einer grundfalschen Verquickung dieses anord. Götternamens mit dem der Frei (in Freitag), d. i. der nordischen Frigg, entspringt.

Auf welche geschichtliche Thatsachen die Angabe S. XXI sich gründet, dafs die Alemannen bis 635 unter gotischer Botmäfsigkeit standen, ist mir unbekannt.

Durch das hier über die Einleitung Vorgebrachte werden natürlich auch verschiedene Stellen des eigentlichen Wörterbuchtextes berührt, so die Artikel Acker, Hanf, Erbse, Kissen, Nord, Pflug, Rast, Salz, Silber u. a. m. Einigen Bemerkungen zu anderen, die mir hier noch am Platze zu sein scheinen, stelle ich die betreffenden Stichworte voran.

acht. Wegen des Ausdruckes acht Tage wird auf die geschichtliche Bemerkung unter Nacht verwiesen. Dort findet sich aber nichts, was ihn erklärt. Es wäre auf Seitenstücke wie cymr. *wythnos* (eigentlich

'acht Nächte'), franz. *quinze jours,* lat. *nundinum* zu verweisen gewesen, wo auch Anfangs- und Endtermin zugezählt sind.

-aff. Die mit diesem Suffix gebildeten Flufsnamen sind bekanntlich für ein geographisch zusammenhängendes Gebiet kennzeichnend. Ganz vereinzelt steht nur der Name *Erlaff,* ahd. *Erilaffa,* kelt.-lat. *Arelape,* von dem es daher recht fraglich ist, ob er dasselbe Element enthält, also passend ist, als Beispiel für die mit *-aff* gebildeten Namen angeführt zu werden.

Ahn. 'Die Sippe,' heifst es, 'ist specifisch deutsch, den übrigen germ. Dialekten fremd (doch vgl. angls. *Onela* als Eigenname).' So wahrscheinlich es ist, dafs eine Entsprechung zu *Ahn* einst auch den Angelsachsen bekannt war, darf man *Onela* doch nicht auf deren Rechnung setzen, weil es der Name eines schwedischen Fürsten lediglich in ags. Lautform ist. Bestimmter bezeugen *Áli, Óli, Áki, Áleifr, Ólafr* das Fortleben des Wortes in anord. Namen. Dazu auch got. *Anila, Annila, Anna,* got. oder sonst ostgerm. *Anagastus;* s. Wrede, Spr. d. Ostgot. 107. 156.

Allod. Ahd. *al-ôd,* das hier angesetzt wird, ist nicht belegt, sondern von Graff I 237 aus latinisierten Formen erschlossen. Ahd. wäre aber *al-ôt* zu erwarten.

Alpe. Die Annahme, dafs der Name des Gebirges (kelt.-lat. *Alpes*) jedenfalls auf einem Worte für 'Viehweide im Hochgebirge' beruhe, das in unserem *Alpe* (*Alp, Alm*), mhd. *albe,* fortlebt, ist kaum gerechtfertigt; vielmehr sind umgekehrt diese deutschen Apellativa aus dem Gebirgsnamen geflossen, der aber nicht in seiner lat. Gestalt *Alpes* oder der dieser unmittelbar zu Grunde liegenden keltischen entlehnt wurde, sondern in der altertümlicheren mit *b* statt des nach *l* und *r* im Keltischen da und dort aus *b* sich entwickelnden *p.* Dafs diese Form gerade nördlich der Alpen fortlebte, zeigt das *Alba* bei Vopiscus, Probus 15, für die Rauhe Alb. Unser schriftdeutsches *Alpen* hat in Schrift und Aussprache durch das Vorbild des lat. *Alpes* Einflufs erfahren.

alt. Hier wäre auch krimgot. *alt* zu erwähnen gewesen; weil es abweichend von got. *alþeis* zum Deutschen stimmt.

Altweibersommer. 'In Niederdeutschland,' heifst es hier, 'ist *mettkensamer* (Pommern) — darüber s. unter Metten — weitverbreitet.' Ein aufklärender Artikel Metten findet sich aber nicht.

Amt. Es hat zu heifsen: Das Verhältnis des gemeingerm. Wortes (*ambahtja*) zu dem aus Cäsars Bell. Gall. bekannten gall.-lat. *ambactus* 'Dienstmann' ist viel 'umstritten' statt 'bestritten'.

Au. Lat.-germ. *Batavia* ist aus dem Volksnamen der *Batavi* gebildet wie *Gallia, Brittannia* aus *Galli, Brittanni* und ist daher kein Beispiel für das germ. Wort für 'Insel'. Statt dessen hätte sich *Auster-avia* und *Act-avia* anführen lassen.

Bärme. Dazu cymr. *berwi* 'to boil', ir. *berbaim* 'siede' und gall. *bormo- borvo-* 'warm'.

Bild. Warum ist die einleuchtende Erklärung von *Bild* als 'Gleichnis, Ebenbild' neben *bil* 'aequus', die Detter ZfdA. 42, 55 gegeben hat, nicht berücksichtigt?

Bockshorn. Nicht *Bockhörndl*, sondern *Bockshörndl* ist in Österreich der Name des Johannisbrotes.

Bohne. Von einer 'lat.-german. Benennung der fries. Insel *Baunonia*' darf nicht gesprochen werden. Dieser Name stammt nämlich aus vorrömischer, griechischer Quelle, zunächst aus Timaeus, bezog sich auch kaum auf eine Insel, sondern auf einen Uferstrich, eine Landschaft, und ist in der Lesart *Baunonia* — die Mehrzahl der besten Handschriften hat *Raunonia* — wahrscheinlich verderbt: s. Kossinna, JF. 7, 294. Es wird daher auch geraten sein, auf diesen Namen als einen Beleg für *Bohne* zu verzichten.

Braue. Davon, dafs ahd. *brâwa* von idg. **bhrû* etymologisch ganz zu trennen ist und germ. *brê(h)wô-* voraussetzt, kann ich mich unmöglich überzeugen.

Brücke. Warum fehlt hier ein Hinweis auf gall. *brīva* und aslav. *brŭvĭ?*

Bube. Das oberdeutsche *Bua Bue* ist gewifs nicht eine Kurzform, die man mit engl. *boy*, ags. *Bója* vergleichen dürfte. Sie hat ihr *b* nur verloren geradeso wie mundartliches *Wei*, *Lëzelten*, *be Lei* für *Weib*, *Lebzelten*, *bei Leibe* u. a. m.

Eber. Anord. *jór-bjúga* 'eine Art Wurst' (auf das auch ich, GGA. 1896 S. 897, irrtümlicherweise verwiesen habe) existiert nicht.

Elentier. Wenn Kluge bemerkt: 'anord. *elgr* (aus germ. **algiz* = vorgerm. **alkís*) deckt sich mit dem *alces* bei Cäsar Bell. Gall.', ist das nicht ganz richtig, da germ. *algiz* als *alges* latinisiert worden wäre. Stokes bei Fick, Vgl. Wb.[4] 2, 21, hat *alces*, neben dem auch das abgeleitete Adjektiv *alcīnus* belegt ist (s. Holder, Akelt. Spr. 88), als keltisch beanspruchen wollen, aber kaum mit Recht, und vermutlich ist die dem anord. *elgr* vorausliegende vorgerm. Form (mit der die keltische sich decken müfste) als *olkís* (oder genauer *olcís*), nicht *alkís* anzusetzen. Ist *alces*, wofür ja auch der Wortlaut der Belegstelle bei Cäsar spricht, germanisch, so setzt es ein germ. *alhiz* voraus, und über jeden Zweifel wird die Existenz eines germ. Wortes dieser Gestalt sicher gestellt durch Plinius, der in Scadinavia ein Tier Namens *achlis* (was sicher für *alchis* verschrieben ist) kennt, ähnlich der *alces*, von dem er ganz die gleiche Geschichte von den fehlenden Gelenken und seiner Erjagung mittels angesägter Bäume berichtet, die sich Cäsar hat aufbinden lassen. Ags. *eolh*, das Kluge neben mhd. *ëlch*, *ëlhe*, ahd. *ëlaho* stellt, ist nicht belegt, sondern, wie v. Grienberger, Arkiv 15, 12 ff., zuerst gesehen, *eolx*, eine Bildung wie *Fuchs*, *Luchs*. Zu ihr stelle ich den ersten Teil des durch eine Münzinschrift bezeugten gall. Namens *'Ελκεσο-ουιξ* (Rev. Celt. 9, 31), der sich von dem ags. Wort nur durch den Mittelvokal unterscheidet ähnlich wie etwa lit. *laszisza*, russ. *lososu* von ahd. *lahs*.

Die gangbare, auch von Kluge vertretene Annahme, dafs ahd. *Elend* auf lit. *élnis* 'Hirsch' beruhe, bedarf wohl noch der Nachprüfung. Das Litauische besitzt natürlich ein eigenes Wort für *Elend* (nämlich *brĕdis*), und die Verwechslung, die hier vorausgesetzt werden mufs, macht die

ganze Entlehnung nicht wahrscheinlicher, zumal auch ein nnld. *eland* m. nicht die Form ist, die ein deutsches *Elend* auf seiner Wanderung gegen den Niederrhein hin ohne anderweitige Beeinflussung annehmen konnte. Als die Deutschen sich auf baltischem Boden festzusetzen begannen, war ihnen der Begriff des cervus alces aus ihrer eigenen Heimat noch nicht ganz fremd geworden, sie hatten es also auch nicht nötig, ein Wort dafür dem Litauischen abzuborgen, was ja wieder kein Beweis gegen die Entlehnung ist, aber doch ihre Wahrscheinlichkeit verringert. Ich glaube, dafs in *Elend*, *eland* ein älteres über den deutschen Norden verbreitetes **elhand* fortlebt, das aus *elh* weitergebildet ist mittels eines Suffixes, das auch sonst in Tiernamen eine Rolle spielt; vgl. got. *ulbandus*, *Οὐλοανδος*, ags. *þrówend* 'Skorpion'. Aufserhalb des Germanischen kommt *βόλινθος· ὁ βόνασσος*, Mirab. ausc. in Betracht (s. darüber W. Tomaschek, Die alten Thraker II, 1, 5 [WSB. 130], der slav. *volu* 'Rind' vergleicht; auch an aisl. *belja* 'brüllen von Rindern' liefse sich anknüpfen), ferner slav. *govędo*, **-endo* und *τάρανδος*, eine wie es scheint sauromatische Bezeichnung des Renntieres oder eher ebenfalls des Elches (s. W. Tomaschek, Kritik der ältesten Nachrichten über den skythischen Norden II 27 f. [WSB. 117]), abgesehen von dem gewifs mit *ulbandus* irgendwie zusammenhängenden *ἐλέφας*. Besonders der Name des Wisents kann in altniederdeutschen Formen auf den des Elches leicht von Einflufs gewesen sein, da es sich beim einen und anderen um grofse und unter denselben Verhältnissen lebende Jagdtiere handelt.

Eichhorn. Die Annahme, dafs das wegen ags. *ácweorna* anzusetzende got. **aik(a)wairna* eine diminutive Bildung ist, läfst sich durch die Worte mit Suffix *-ernan-* nicht wahrscheinlich machen, und von diesen unterscheidet es sich doch schon durch sein *w*.

Fächer. Man vermifst eine Bemerkung über die Beziehung dieses Wortes zu *an-*, *ent-fachen*, um so mehr, da es bei anfachen blofs heifst s. Fächer.

Falke. Wie können die *Falchovarii* mit *Falke* etwas zu thun haben?

Fibel. Die Deutung dieses Wortes als vulgäre ahd. Nebenform zu Bibel erfordert einen Aufschlufs über das Lautverhältnis. Man wird an Umkehrung von **Bifel* zu denken haben; vgl. mhd. *biever* neben *vieber*.

Fink. Es wäre auch auf engl. und neuschw. dial. *spink* hinzuweisen, zumal diese Form mit griech. *σπίγγος* vermittelt, und das *p* in ital. *pincione*, franz. *pinçon*, engl. *pink pinch* auf ehemaligen, nach der germ. Lautverschiebung verlorenen *s*-Anlaut hinweist; s. Bugge, Bez. Beitr. 3, 108. Das Wort gehört zur Sippe von idg. *pik* 'malen', lat. *pingere*: s. Schade, AW. 196. Der Fink ist 'der Bunte' gleich dem Specht.

First. Gleich dem aind. *pṛṣṭhá-m*, das buchstäblich der ndd. ndl. Ablautform *vorst* 'Dachfirst' entspricht und 'Rücken, Gipfel, Berggipfel' bedeutet, hat auch das ahd. *first* m. noch die Bedeutung 'jugum, summitas montis'; s. Graff III 698. So auch in den Lokalnamen *Scaranvirst*, *Ennesfirst*, *Perenfirst*, *Steinfirst* in der Hamelburger Markbeschreibung.

Eine dritte Ablautform stellt kelt. *(p)rostos* 'Vorgebirge, Wald' (Stokes bei Fick, Vgl. Wb.[4] 2, 312) dar. S. auch Forst.

Föhre. Nach mhd. *vorhe* müfste man *Fohre* oder *Forche* erwarten, und der Vokal des ahd. Wortes bleibt noch aufzuklären. Vermutlich stammt er aus Zusammensetzungen wie *Föhrenwald, -holz,* in denen eigentlich das Stoffadjektiv vorliegt. In der entgegengesetzten Richtung ist die Ausgleichung erfolgt, wenn wir *Buchenholz* sagen, woneben ja der bair.-österr. Mundart noch Formen wie *a biachas Holz* geläufig sind. Ähnlich wird auch das *i* in *Zirben, Zirm* 'pinus cembra, Arve' zu erklären sein, auf das freilich auch *Zirbel* 'Zirbelnufs' eingewirkt haben kann, das selbst eine Bildung wie *Eichel, Büchel* ist. Das Holz dieses Nadelbaumes wird viel verarbeitet, daher *Zirbenholz* ein sehr gangbares Wort ist. In den niederösterreichischen Alpen gilt die Form *Zerbn, Zerm* (bei Schmeller nicht gebucht), aber mit der Bedeutung 'Krummholz'. Bei *Zirben* ist natürlich die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dafs es sich um ein Verhältnis wie das von ahd. *fiuhta* aus *feuhtjō* zu *fiohta* aus *feuhtō* handelt.

Forst. Nach dem, was unter First vorgebracht worden, kann ich mich nicht entschliefsen, ahd. *forst* davon zu trennen, dessen Herleitung aus mlat. *forestis* doch auch lautliche Bedenken entgegenstehen.

Frank. Dafs der Völkername der Franken eine Ableitung aus einem verlorenen ahd. **franko* 'Wurfspiefs' ist, das sich im Ags. als *franca,* im Anord. als *frakke* erhalten hat, ist nicht wohl glaublich, weil die in röm. Zeit ausschliefslich geltende Form *Franci* auf einen germ. *a*-Stamm neben dem *n*-Stamm hinweist. Das Verhältnis zwischen dem Volksnamen und der Bezeichnung der Waffe wird daher eher das umgekehrte sein. Jenem aber liegt wahrscheinlich ein germ. Adjektiv zu Grunde, das in anord. *frakkr* 'unerschrocken, mutig', aschw. *frakker* 'rask, ansenlig' und einer mundartlichen neunord. Form *frakk* fortlebt an der Seite einer nichtnasalierten Nebenform *frak,* dän. *frag.* Auch zu as. *frôcni* u. s. w. sowie zu *frech* scheint Beziehung zu bestehen; s. Tamm Et. Ob.

Fratze. Sollte das Wort nicht mit *Fresse* und bair.-österr. *Gfrīfs* 'Fratze', also mit *fressen* zusammenhängen? Dazu bair.-österr. *Fråtz* m. 'Range'?

Gaden. Der Ansatz got. **gatm* steht doch in den Lauten von ahd. *gadum, gadam* weit ab.

Haar. Von germ. *hêra-* 'Haar' oder *hêza-* sollte nicht die Rede sein wegen anord. *hár,* das nie *R*-Umlaut zeigt: s. Detter, ZfdA. 42, 55.

Hanse. Hier fehlt neben den Belegen des Wortes aus anderen germ. Sprachen das got. *hansa* 'Schar'.

Himmel. Ob as. *gëƀan,* ags. *geofon* 'Ocean' mit anord. *geime* 'Ocean' zusammenhängt, ist an sich noch die Frage; wenn es der Fall ist, ergiebt sich daraus auch noch nicht, dafs neben *heƀan heofon* ein *heim* oder etwas Ähnliches steht. Die Deutung von Himmel als 'Heim der Götter' ist vollends ganz gekünstelt.

Dürfte man schon auf Zugehör zu der *ei*-Reihe schliefsen, so wäre doch viel eher an got. *skeima* 'Glanz', unser *Schimmer, Schimmel,* afries.

hēm-liacht (über das Kögel, IF. 4, 313, gehandelt hat), schliefslich auch aisl. *heið* 'klarer Himmel' und die ganze Sippe anzuknüpfen. *Himmel* wäre dann ursprünglich nur der lichte Himmel gewesen geradeso wie idg. **diēus*. Doch was steht der landläufigen Erklärung von *Himmel* und seiner Zusammenstellung mit griech. κμέλεθρον 'Dach' ernstlich im Wege? Und was veranlafst Kluge, sie gar nicht einmal zu erwähnen? Auch so vielen anderen Bezeichnungen des Himmels in verschiedenen Sprachen liegt der Begriff 'Dach, Decke' zu Grunde; s. Der germ. Himmelsgott S. 28. Gegen Kluges Deutung fällt auch die ahd., besonders bair. Nebenform *humil* ins Gewicht, die noch als *hümel* in der Mundart der Sette Comuni fortlebt.

Holunder. Auffallend erinnert an dieses Wort καλαμίνδαρ· πλάτανος. Ἠδονιεῖς bei Hesych.

Hornung. Wenn Januar und Februar als *grofser* und *kleiner Horn* bezeichnet werden, scheint das jüngere Entwicklung zu sein, und *-ung* ist hier kaum patronymisch. Kluge selbst erinnert fragend an anord. *hornungr* 'Bastard'. Thatsächlich liegt in *Hornung* eine deutsche Entsprechung hierzu vor, wie aus dem mhd. Monatsnamen *volborn* 'Januar', d. i. = ags. *fulboren*, lgbd. *fulboran* 'legitime natus', und gleichbedeutendem *wolgheboren* im Lüneb. Kal. hervorgeht. Als *hornunc* 'spurius' ist der Februar bezeichnet, weil er weniger Tage hat, also nicht vollwertig ist.

Hüne. Wie unzutreffend die Annahme eines germ. Volksstammes Namens Hünen ist, habe ich schon Der germ. Himmelsgott 23, Anm. gezeigt. Jedenfalls ist mhd. *hiune* 'Riese' aus dem Namen der Hunnen herzuleiten, gerade wie slav. *obrŭ* 'Riese' nichts anderes als der Volksname der Avaren ist, die den Slaven gegenüber eine ähnliche Rolle gespielt haben wie früher die Hunnen gegenüber den Germanen.

Hut. Germ. *hattu-* (= engl. *hatt*) steckt angeblich in dem germ. Völkernamen *Chattuarii*, eigentlich 'Hutleute'. Aber giebt es sonst einen Völkerschaftsnamen auf *-varii* oder anord. *-verjar*, ags. *-ware*, der mit einer Bezeichnung für Tracht oder Waffen zusammengesetzt ist?

Karpfen. Cassiodor, bei dem sich *carpa* findet, wird hier fälschlich als Gote bezeichnet.

Klamm. Das Wort wird als 'Giesbach in Felsspalten' erklärt. *Klamm* bezeichnet vielmehr die enge, ausgewaschene Felsschlucht selbst; überdies sind die wenigsten Klammwässer eigentliche Giefsbäche.

Knolle. Warum ist hier und ebenso bei Stall, Stollen, Keil die von Sievers, JF. 4, 335 ff., gegebene Erklärung des *ll* (oder *l* nach langem Vokal) aus *dl* unerwähnt geblieben?

Kupfer. Die Bemerkung: 'römischer Vermittlung haben wohl die Germanen die erste nähere Bekanntschaft des Kupfers zu verdanken' steht mit der Thatsache in Widerspruch, dafs die Germanen schon mehr als 2000 Jahre vor ihrem Bekanntwerden mit den Römern in die Kupferzeit eingetreten waren, später die Bronzekultur zu einer reichen und eigenartigen Entfaltung brachten und in got. *ais*, anord. *eir*, ahd. *êr*, ags. *ár* das idg. Wort für 'Kupfer' fortbewahrten.

Leiter. Ein anord. *hleiðr* 'Zelt' ist unbelegt. Es existiert nur der Ortsname *Hleiðr* auf Seeland, dessen Bedeutung aber nur erschlossen werden kann, und der möglicherweise aus der vordänischen Zeit der Insel stammt.

Marder. Neben den verschiedenen Benennungen des Marders, die eigentlich 'Braut' oder ähnliches bedeuten, darf man vielleicht auch an dän. *brŭd* 'Wiesel' neben *brūd* 'Braut' erinnern.

Mark. Dafs anord. *mǫrk* 'Wald' bedeutet, ist vielleicht nicht gerade daraus zu erklären, dafs Wälder in der altgermanischen Zeit die natürlichen Grenzen zwischen Völkerschaften bildeten; vielmehr kann das Wort auch als Bezeichnung des nicht kultivierten Aufsenlandes, das die einzelnen Ansiedlungen umgab, die Bedeutung 'Wildnis, Wald' angenommen haben. Auch in ags. *mearc-stapa* als Beiname des Unholdes Grendel, das Bosworth-Toller 674 richtig als 'one who wanders about the desolate mark or border-land' übersetzt, zeigt sich ein Ansatz dieser Bedeutungsentwicklung. Übrigens heifst dän.-schw. *mark* soviel als 'Feld', ein Beweis, dafs auch im Norden 'Wald' niemals die allein herrschende Bedeutung des Wortes gewesen ist. Man beachte auch *Danmǫrk, Þelamǫrk,* d. i. 'Land, Gebiet' der *Danir*, der *Þilir*.

Meer. Dafs Plinius die Form *mori* als kimbrisch bezeugt, ist unrichtig. Nur von einem an die Kimbrer heranreichenden Meere Namens *Mori marusa* ist bei ihm die Rede.

Mund. Mit diesem Wort gehört doch sicher — abgesehen von lat. *mentum* — anord. *mél*, ags. *mídl*, ahd. *ga-mindil* 'Gebifs' zusammen; s. Lidén, Uppsalastudier 79. Daher läfst sich auch vom Germanischen aus nicht an Verwandtschaft mit *Maul* denken.

nüchtern. Wenn es als kaum möglich erklärt wird, hierin eine echt germ. Ableitung zu 'idg. *nŏkt* 'Nacht' (anord. *nótt*)' zu sehen, könnte dies den Eindruck machen, als ob anord. *nótt* auf idg. *nŏkt* zurückzuführen sei, während es sich dabei doch nur um eine regelrechte nordische Lautentwicklung aus *nahts* handelt.

Nufs. Sollte Kopfnüsse wirklich mit got. *hnutô* 'Stachel' zusammenhängen?

Pfeidler. Dieses österr. Wort bedeutet nicht 'Kleiderhändler', sondern 'Erzeuger und Verkäufer von Leibwäsche'.

Pflug. Hier scheint einmal etwas ausgefallen zu sein. In der Aufzählung später verloren gegangener altgerm. Bezeichnungen für Pflug hat es statt 'anord. *arl*' zu heifsen: 'anord. *arðr*, mhd. *arl*'. Der Fehler pflanzt sich bereits seit der ersten Auflage fort und hat vermutlich zu dem Ansatz eines anord. *arl* bei O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte[2] 410, Anlafs gegeben. Erwähnenswert wäre noch der *Hainhaach*; s. E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde 17.

Pott. 'Das germ. Wort,' heifst es, 'soll kelt. Ursprungs sein; vgl. cymr. *pot*, gael. *poit*.' Das sind aber beides nach Ausweis der Laute junge Lehnworte aus dem Englischen.

Segel. Nicht zu übersehen ist die Erklärung dieses Wortes, die

Lidén, Uppsalastudier 86 ff., gegeben hat, wonach von der Bedeutung 'ett afrifvet (tillskuret, tillklippt) stycke, klut, tygstycke' und der idg. Wurzel *sek* auszugehen ist. Nur weisen die kelt. Belege wie mir. *seól*, cymr. *hwyl* nicht, wie er annimmt, auf **seklóm*, möglicherweise aber auf urkelt. **seglóm* zurück. Germ. **segla-* ist also entweder Entlehnung aus dem Keltischen, oder es handelt sich um eine Wurzel *segh*, auf die schliefslich auch aisl. *segi sigi*, aschw. *saghi* 'abgeschnittenes Stück, Bissen', *sigdr* 'Sense', ahd. *segansa* 'Sense' ebensogut wie auf die Wurzel *sek* (von lat. *seco, secula* u. s. w.) zurückgehen könnte. Für eine Wurzelform *seg* ist lat. *seges* ein Beleg, ferner *segestre* und *sagum;* letzteres Wort natürlich nur, wenn es lat. ist, da kelt. *g* auch idg. *gh* sein kann.

Sprenkel. Dazu noch griech. *βρόχος* 'Schlinge' und die Sippe von *Pranger?*

Stamm. Hier ist auf Steven verwiesen, das aber als Stichwort nicht vorkommt.

Ungeziefer. Dafs dies eigentlich 'unreines, nicht zum Opfern geeignetes Tier' bedeutet, ist gewifs unrichtig; vielmehr ist das *un-* hier genau so zu beurteilen wie in mhd. *ungewürme, unvasel, unkunder, untier* und vielen anderen Fällen, in denen es den Begriff nicht verneint, sondern nach der üblen Seite wendet.

Walfisch. Ansprechend haben Lidén, Uppsalastudier 91, und Kretschmer, Einl. i. d. Gesch. d. gr. Spr. 74, 2, hiermit lat. *squalus* 'Meersaufisch' verglichen.

Wetter. Kluge scheint die Zusammenstellung mit slav. *vedro* n. 'gutes Wetter' (*vedru* 'hell, heiter') zu bevorzugen. Aber 'Wetter, Gewitter' *κατ' ἐξοχὴν* ist nicht das heitre Wetter, sondern ungefähr das Gegenteil. Und anord. *vedr* bedeutet hauptsächlich 'Wind' wie noch jetzt in vielen Wendungen dän. *veir*, schwed. *väder*, norw. *veder*. So heifst, um ein Beispiel anzuführen, die Windmühle dän. *veirmølle*, schwed. *väderquarn*. Auch unser *wittern* setzt die Bedeutung 'Wind' (vgl. von etwas Wind bekommen) für das der Ableitung zu Grund liegende *Wetter* voraus. Man wird darum nur an Wurzel *wê* 'wehen' und asl. *větru* 'Luft, Wind' anzuknüpfen haben.

Wort. Das beigezogene ir. *breth* 'Urteil' kann nicht auf idg. *wr̥tho-* beruhen, da anlautendes *vr* im Irischen zu *fr* wird.

Zobel. Dieses Tier ist in den germ. Ländern und Europa überhaupt gewifs erst infolge der Nachstellungen, denen es ausgesetzt war, verschwunden. Jordanes berichtet noch vom Handel mit Zobelfellen aus Schweden und nennt sie *pelles sappherinae*. Vielleicht steckt darin ein echt germanischer mit dem slavischen verwandter Name, der damals leicht noch erhalten war. Er könnte *p* gegenüber dem *b* in russ. *sobol'* enthalten haben, und auch *r* und *l* wechseln oft in den Ableitungen wie in got. *wiþrus* gegenüber lat. *vitulus*, deutsch mundartl. *zamer* (s. ZfdA. 42, 167) gegenüber griech. *δάμαλις*. Doch ist das Wort bei Jordanes sicher auf *sapphirus* umgedeutet, und wie weit es durch Angleichung daran entstellt ist, läfst sich nicht ermitteln.

Als Gegenstück zu diesen Einwänden und Besserungsvorschlägen auf all das Treffliche und Neue, das die vorliegende Auflage des Et. Wb. enthält, im einzelnen auch nur in aller Kürze hinzuweisen, würde viel zu weit führen. Es scheint auch nicht nötig bei einem Werke, das doch jeder Fachgenosse selbst zur Hand nehmen mufs. Ehe wir uns diesmal von ihm wenden, sei nur noch dem Trübnerschen Verlage für die würdige äufsere Form, in der es wiederum auftritt, ein Wort verdienter Anerkennung gewidmet.

Wien. **Rudolf Much.**

Die schlesischen Weihnachtsspiele. Von Friedrich Vogt. Mit Buchschmuck und vier Gruppenbildern. (Erster Band von Schlesiens volkstümlichen Überlieferungen. Sammlungen und Studien der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde.) Leipzig, B. G. Teubner, 1901. XVI, 500 S. 8.

Der rüstige und einsichtige Leiter der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, Prof. Dr. Friedr. Vogt in Breslau, hat nicht blofs den Schlesiern, sondern allen Freunden und Kennern volkstümlichen Lebens und vor allem volkstümlicher Dichtung mit dem vorliegenden Buche ein wertvolles Geschenk auf den Weihnachtstisch gelegt. Im Jahre 1853 haben meine Weihnacht-Spiele und -Lieder aus Süddeutschland und Schlesien zuerst diesen alten und schönen Garten, den die Volksseele bepflanzt hat, wieder aufgethan, und in vielen deutschen Landen wandte Sammlerfleifs und Pflege sich ihm zu. Meine schlesische Heimat war neben Steiermark und Kärnten von mir als noch reich an alten Spielen und Liedern erwiesen, und Grund und Zusammenhang dieser zum Teil ungeschriebenen Litteratur sowie der um die Wintersonnenwende entsprossenen Bräuche war ausgeführt worden. Ich machte einen ersten frischen Anlauf, dem andere gefolgt sind, zuerst mein jüngst (d. 16. Dezbr. 1900) verstorbener Freund Karl Julius Schröer mit seinen Deutschen Weihnachtspielen aus Ungarn (Wien 1858).

Das Beste und Bedeutendste aber, was durch meinen Vorgang entstand, ist das Buch von Friedrich Vogt, das die schlesischen Weihnachtsspiele und damit zusammenhängende Lieder weit vollständiger, als ich es konnte, jetzt vorlegt und eine Entwickelungsgeschichte derselben aufs beste giebt.

Das schöne, auch von der Verlagshandlung trefflich ausgestattete Buch behandelt zuerst das schlesische Adventspiel, unter Nachweis auch der Verbreitung und des Ursprungs der Adventspiele überhaupt; dann das Spiel von Christi Geburt und drittens die Herodesdramen und das Sternsingerspiel.

Das Adventspiel, die Scene von Christkindels Einkehr, ist in Mitteldeutschland zu Hause, im Unterschied von dem bayerisch-österreichischen Oberdeutschland, wo dagegen die Spiele von Christi Geburt zu gröfseren Kompositionen wurden und das Weihnachtslied in grofser Fülle blüht.

Gerade die schlesischen Adventspiele lassen die Ausgestaltung von der einfachsten Scene bis zu vollerem Ausbau verfolgen. Prof. Vogt hat dies lehrreich dargethan und die Wurzeln des Adventspiels in kirchlichen wie in sehr alten volkstümlichen Bräuchen für alle, die sehen wollen und nicht, wie Herr Alexander Tille, unmethodisch, einseitig und dünkelhaft herumfahren, bewiesen. 'Es sind sehr mannigfache Quellen,' sagt Vogt S. 121, 'aus denen die Weihnachtsumzüge und das Spiel von Christkinds Einkehr geflossen sind. Noch heute sehen wir in unseren Adventspielen Überlieferungen christlichen und heidnischen Ursprungs nebeneinander, aber beide haben sich friedlich zum anmutigen dramatischen Märchen vereint, das der Schimmer christlichen Weihnachtsglanzes verklärt.' Er hat dann auf Grund des Vorhandenen ein schlesisches Adventspiel für die Aufführung eingerichtet (S. 122—129), und die damit in Breslau von der Gesellschaft für Volkskunde gemachten Proben haben die schönste Wirkung erzielt.

In gleicher methodischer Weise und unter Nachweis der litterarhistorischen Zusammenhänge sind das Spiel von Christi Geburt und das Herodesspiel von Fr. Vogt behandelt, und auch hier sind Texte für die Aufführung gewonnen worden. Am 12. Februar und am 10. Dezember 1899 ist dieses Weihnachtsspiel in Breslau aufgeführt worden. Sehr richtig führt Professor Vogt in dem Vorwort S. IX aus, daſs die Volksüberlieferungen nicht nur für die Wissenschaft nutzbar gemacht werden sollen, sondern auch für das Leben. Nicht weniges könne man allerdings ohne Bedauern erlöschen sehen; vieles andere aber sei lebenswert und unendlich gesunder als die Ausgeburten groſsstädtischen Wesens.

Daſs in erster Reihe diese einfachen Weihnachtsspiele dazu gehören, haben schon viele erkannt, und das Buch von Fr. Vogt wird noch mehr davon überzeugen. So sei es allen warm empfohlen.

Berlin. K. Weinhold.

Bruno Golz, Pfalzgräfin Genovefa in der deutschen Dichtung. Leipzig, B. G. Teubner, 1897. VIII u. 199 S. 8.

Die rührende Geschichte der Pfalzgräfin Genovefa galt von jeher als eine der geschätztesten Perlen in dem Spielschatz der Wanderbühnen, ihr Ansehen war kaum geringer als das der Faustfabel. Auch für sie eine künstlerische Fassung zu finden, durch die sie zu einem unbestrittenen Wertstück unseres dramatischen Gemeinbesitzes hätte werden können, ist oft versucht und doch niemals rein geglückt, nicht als ob von den Talenten, die sich darum mühten, auch die besten jenem Stoffe nicht gewachsen gewesen wären, sondern im Gegenteil: weil der Stoff als solcher den höchsten litterarischen Forderungen gegenüber versagte. Denn sein eigentlicher und unverwüstlicher Reiz, der ihm in der Kinderstube, vor den Bühnen und den Bücherbuden der Jahrmärkte ein immer dankbares Publikum erhielt, lag nicht in dem unendlich oft variierten Novellenmotiv von der leidenden Unschuld, sondern in der legendenhaft idyllischen Aus-

malung des Schlufsbildes: die hilflose Frau in der Waldhöhle mit ihrem Knäblein und der liebreichen Hirschkuh, sieben Jahre vor allen Gefahren der Wildnis durch himmlischen Beistand behütet, dann von dem Gatten, der sie tot geglaubt, auf einem Jagdzug durch wunderbare Fügung entdeckt und der Welt zurückgewonnen, endlich nach kurzem neuen Eheglück als eine abgeschiedene Heilige in derselben Kapelle verehrt, die der Gemahl zum Gedächtnis ihrer Errettung gebaut, und die nun der Schauplatz neuer Wunder und Gnadenerweise werden sollte. Dafs hier gerade der Stoff seine stärksten Wirkungen hatte, ist wohl keinem Bearbeiter entgangen, und als Hebbel für dieses Kleinod der Genovefasage in dem 'Wirbel' seines fünften Aktes schlechterdings keinen Raum mehr finden konnte, empfand das der theaterkundige Holtei wie eine Versündigung an der Überlieferung und bat den Dichter dringend um einen versöhnenden Schlufsakt: 'ja bis zur Hirschkuh wollt ich Sie bringen'. Hebbel schrieb schliefslich den verlangten Epilog, doch gelang es ihm auch damit nicht, die Zwiespältigkeit des Eindrucks zu mindern, an der seine Genovefadichtung freilich tiefer krankte als ihre zahlreichen Vorläuferinnen, der aber auch von diesen nicht eine hatte entrinnen können.

Ein Stoff, der auf breite epische Behandlung unverkennbar hindrängte und der in den lose verknüpften Scenenfolgen der Wanderbühne diesem epischen Grundcharakter auch niemals untreu geworden war, mufste, in den engen Rahmen des modernen Kunstdramas gespannt, von seiner idyllischen Schönheit vieles einbüfsen; und da er überdies ganz wesentlich auf das Übernatürliche gebaut war, auf den Widerstreit des guten und des bösen Princips und den Triumph des guten kraft himmlischer Hilfe, so blieb er eben deswegen unvereinbar mit der dramatischen Kausalität, den psychologischen Bedürfnissen, dem Motivierungsstreben der neueren Zeiten, und zwar gerade in seinem poetisch anziehendsten Teile, oder er wurde bestenfalls zu einem Zwittergebilde von dialogisierter Legende und Intriguenstück. Die Legende hat am stärksten Tieck betont, aber er machte nicht nur mancherlei Zugeständnisse, die ihr fremdartig sind (z. B. Genovefas heimliche Neigung zu Golo, Golo als ästhetischer Dilettant und andere Anachronismen), er blieb auch im Ganzen hinter allen berechtigten Kunstansprüchen zurück: seine schlecht geordnete Traumwelt mit ihren blassen Umrissen, ihrem lyrischen Gesäusel und dem zwecklosen Überschwang scenischer Bilder ist heute schwer erträglich, um so mehr, als sich in seiner Dichtung weder echte Frömmigkeit noch echte Naivetät verrät, sondern lediglich das angestrengte Verlangen nach beiden. Sollte anderseits der Versuch gemacht werden, die mittelalterlich-legendarische Überlieferung von der 'innocentia victrix' modernen Kunstforderungen gefügig zu machen und ihr vollends dramatische Bewegung abzugewinnen, so blieb nichts übrig, als unter Ausschaltung oder Einschränkung des Wunderhaften das künstlerische Interesse auf die Verführungsintrigue zu sammeln und somit nicht Genovefa, sondern ihren Versucher Golo in die Mitte zu rücken. Das hat zuerst der Maler Müller erkannt, und abgesehen von dem Gelöbnis der Weltflucht, mit dem er sein Stück aus-

klingen läfst, ist er allem Legendarischen entschlossen ausgewichen. Dafür drohten auf dem von ihm eingeschlagenen Wege ganz andere Gefahren: sein durch und durch problematischer Golo, dieser melancholische Grübler, wie ein Spielball hin und her geworfen zwischen thatenscheuen Wertherstimmungen und den dämonischen Antrieben seiner ehrgeizigen Mutter, wirkt nicht nur unter den einfachen und derben Menschen aus der Zeit der Kreuzzüge, der Gottesgerichte und der barbarischen Rechtsvollstreckungen wie eine unglaubwürdige Anticipation, sondern das dramatische Leben, das von ihm und seiner Lenkerin Mathilde ausgeht, erlahmt auch immer wieder unter der breit historienhaften Behandlung mit ihrer unzulänglich beherrschten und allzu sorglos verknüpften episodischen Fülle. In der ungleich straffer geschürzten Tragödie Hebbels offenbart sich allerdings ein weit überlegener Kunstverstand, aber auch hier ist das innere Gebrechen des Stoffes weniger überwunden als verschärft worden. Denn die nicht sowohl kühne als brutale Art, in der das Problem von Hebbel ergriffen und Golo als ein interessanter Fall der Sexualpathologie entwickelt ist, bedeutet eine so groteske Verzerrung des Stoffes, dafs man gern jeder Erinnerung an das naive Urbild sich entschlagen möchte, wenn nur der Dichter dies nicht ganz unmöglich gemacht hätte, nicht blofs durch die Beibehaltung der Namen, sondern noch mehr durch die seltsame Symbolik, die er nachträglich hineingewebt, ohne doch damit das Abnorme uns als ein Typisches vortäuschen zu können. Dahin gehört die Konstruktion einer allgemeinen Verschuldung der christlichen Welt, grell beleuchtet durch die Grausamkeit der Judenverfolgungen auf der einen, durch die sittliche Kraft einer Heidin auf der anderen Seite, dargelegt in mannigfachen Spielarten der Schurkenhaftigkeit und der sittlichen Schwäche, sowie in einer dämonischen Inkarnation des bösen Princips (Margarethe); und nun dem gegenüber, unberührt von dem Gemeinen, Genovefa als der wiederkommende Heiland in weiblicher Gestalt, als die Entsündigerin des 'befleckten Balls der Erde', Golo als neuer Judas, der den Heiland in die Hände der Schergen liefert, um dann an sich selbst das Strafgericht zu vollstrecken, endlich als Retter der Heiligen — ein schneidender Hohn — der 'tolle Klaus', den die Welt als Narren von sich stiefs. Auf solchen Umwegen trachtete Hebbel seiner Dichtung einen symbolischen Gehalt und eine Tiefe der Perspektive zu sichern, wertvoll und bedeutsam genug, um neben der schlichten Ehrwürdigkeit der alten Legende rühmlich zu bestehen. Aber sein Bemühen war nicht erfolgreich: das Emporschrauben der innerlichen Roheit dieser Vorgänge zu typisch-symbolischer Geltung vermehrt nur die Peinlichkeit des künstlerischen Eindrucks, kein Gebot innerer Notwendigkeit hält diesen ausgeklügelten Bau zusammen, und den ethischen Nihilismus, der das Stück durchzieht, vermag auch der künstlich aufgetragene scheinbare Tiefsinn symbolischer Ausdeutung keineswegs zu verschleiern. Man kann sich der erstaunlichen Kraft nicht entziehen, mit der hier die Qualen eines Menschen dargestellt werden, welcher von sich und seinen schlimmen Instinkten in schmerzlichem Ringen loszukommen sucht, der aber weder in sich noch aufser sich den Halt

findet, um solchem Kampfe gewachsen zu sein, und nun wehrlos fortgewirbelt wird von dieser unbezähmbaren Gewalt der Instinkte, weil er sich selbst immerfort ein Rätsel bleibt und zudem über jene unheimliche Art von Dialektik verfügt, der zu beweisen auch nichts unmöglich fällt. Nur ist es unerträglich, daſs dieser pathologische Held Golo heiſst und das Ganze den Anspruch macht, eine moderne Vertiefung der volkstümlichen Lieblingslegende von der unglücklichen Pfalzgräfin zu sein. Welche Schwierigkeiten in diesem Stoff liegen, hat auch Otto Ludwig in langen, nicht zum Ziele dringenden Bemühungen erfahren. Der Gedanke an ein 'Rettungsstück' — auf den die alte Legende doch unzweideutig hinwies — war ihm durch seine Banalität ärgerlich. Daſs er den Zauberspiegel der Legende in seinem Stück nicht entbehren konnte, nannte er einen 'Fehler am Stoff', es war aber ein organischer Bestandteil dieses Stoffes, der nur dadurch zum Fehler wurde, daſs der Stoff selbst in eine ihm widerstrebende Anschauung des Lebens übertragen werden sollte. Die Geschichte der Genovefadramen, wie sie in dem obengenannten Buche von Bruno Golz sich jetzt bequem überblicken läſst, ist durchweg eine Geschichte dichterischer Fehlgriffe; und wenn ein neuerer Beurteiler gemeint hat, der merkwürdige Stoff werde 'die Dichter immer wieder reizen, bis einer einmal die endgültige dramatische Form gefunden und auch dargestellt hat' (Euphorion VI, 333), so wird er damit schwerlich recht behalten, denn die legendenhaften Bestandteile lassen sich ohne gewaltsame Schädigung des Stoffes nicht abstreifen, und was alsdann noch übrig bliebe (schimpfliche Verdächtigung einer treuen Gattin durch die Rachsucht eines zurückgewiesenen Bewerbers, Verstoſsung durch den Gatten, Enthüllung der Intrigue, Bewährung der Unschuld und Buſse des Verläumders), wäre eine Verknüpfung sehr bekannter Motive, die, falls die bezeichnenden Namen vermieden würden, keinerlei Erinnerungen an die Genovefasage zu erwecken brauchten. Wer indes die alten Namen will, der muſs auch die Legende wollen; und wer die Legende nicht will, der mag ihre Handlung, soweit er's vermag, immerhin in ein modernes Intriguenstück umformen, nur soll er seine Helden nicht Genovefa und Golo nennen und damit Ansprüche erregen, die er auf dem heutigen Theater schlechterdings nicht mehr erfüllen kann. Dieser Stoff hat seine Zeit gehabt, und selbst als musikalisches Drama wird er nicht mehr bestehen können; er behalte seinen Platz in unserem Märchenschatze, dem er nie hätte entfremdet werden sollen.

Der zweite Abschnitt des Golzschen Buches, der die deutschen Genovefadramen von Plümicke und Maler Müller bis auf Lahmann (1893) bespricht, gab zu diesen Betrachtungen Anlaſs. Vorausgeschickt ist ihm eine kurze Einleitung über die Entstehung und Fortbildung der Legende, eine Übersicht über die Aufführungsberichte, die Jesuitendramen und die Genovefastücke der deutschen Wanderbühnen, soweit sie in vollständigen Drucken, Handschriften oder in Auszügen vorliegen. Abschnitte III—V behandeln die Komposition, die Volksschauspiele und Puppenspiele, sowie die Gedichte. Ein Anhang bringt den ersten voll-

ständigen Abdruck der Ludwigschen Genovefafragmente. Das Buch ist die Arbeit eines besonnenen und gründlichen Forschers und eines nicht ungeschickten Darstellers. Dafs es in einzelnen Teilen ergänzungsbedürftig, in anderen schon heute überholt ist, liegt in der Natur seines Gegenstandes. Zu den Einleitungsfragen haben neuerdings F. Görres und F. Brüll wertvolle Beiträge geliefert, zum I. und IV. Abschnitt Görres und Bolte, letzterer stellt weiteres in Aussicht. Die Tiecksche 'Genovefa' hat inzwischen durch J. Ranftl (Graz 1899) eine weiter ausholende und tiefer eindringende Würdigung erfahren, die Ludwigschen Fragmente hat H. Kraeger untersucht (Euphorion VI, 304 ff.), und selbst die Müllersche Dichtung ist bereits 1877 von Seuffert ausführlicher und lehrreicher erörtert worden. Auch über Hebbels Stück wurde schon mehrfach Treffenderes gesagt. Solche Einschränkungen sollen aber dem Verfasser den Dank nicht verkümmern, auf den seine fleissige und tüchtige Studie begründeten Anspruch hat. Er hat für Deutschland nach Erschöpfung des Materials gestrebt, vielleicht setzt er seine Untersuchungen mit Einbeziehung der ausländischen Genovefadichtungen fort. Für Deutschland hat er aufserdem mit gutem Erfolg den Gesichtspunkt durchgeführt, den R. Haym schon 1870 für die Genovefadramen angedeutet hatte: 'drei Dichtungen und drei Generationen, drei charakteristisch verschiedene Epochen unserer Litteratur!' (Romantische Schule S. 475). Sein Buch würde noch mehr befriedigen, wenn die Sorgfalt, die dem Stofflichen zugewendet wurde, auch dem Stil gleichmäfsiger zu teil geworden wäre; indessen finden sich mehrfach nicht nur schiefe, sondern auch fehlerhafte Ausdrucksweisen (z. B. S. 4. 63. 66. 82. 144 u. s. w. S. 69 lies 'ideale Ferne' statt 'ideale Form'; S. 108 'angeflogene Sünde').

Berlin. Arnold E. Berger.

Gottsched und die deutsche Litteratur seiner Zeit. Von Dr. Gustav Waniek, Direktor am Staatsgymnasium im II. Bezirke von Wien. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1897. XII, 698 S. M. 12.

Gottsched ist lange bitteres Unrecht geschehen. Der Name des Mannes, der lange Zeit eine litterarische Diktatur in Deutschland ausgeübt hatte, ward plötzlich nur noch mit Spott und Hohn genannt, und sein Tod hinterliefs keine Lücke in der deutschen Litteratur. Er war gründlich vergessen und hat in der deutschen Litteraturgeschichte keine beneidenswerte Rolle gespielt. Lessings und des jungen Goethe viel citierte verächtliche Äufserungen über ihn haben die Hauptzüge zu dem Bilde geliefert, in dem die Leipziger Magnificenz uns jahrzehntelang vor Augen stand: als ein unerträglich tyrannisierender Schulmeister und trockener Pedant, ein aufgeblasener geistloser Gelehrter und platter Poet, ein 'Duns der Litteratur'. Aber mit Herder wufste doch schon der weiter schauende reife Goethe das Lächerliche des Mannes von seiner verdienstvollen Wirksamkeit zu scheiden, und bereits Tieck hat eingehend seine Bestrebungen um das deutsche Theater hervorgehoben. Heute ist die Zeit der Verken-

nung vorüber, seine Verdienste sind unbefangen gewürdigt worden, und wir schlagen keine Litteraturgeschichte mehr auf, die nicht das Gute, was er geleistet hat, festhielte. Besitzen wir doch schon seit mehr als fünfzig Jahren eine Zahl von Arbeiten, die der Ehrenrettung Gottscheds gewidmet sind. Sie alle haben dargethan, was er sich für Verdienste um die deutsche Grammatik und Redekunst, die Erforschung der älteren deutschen Litteratur und das deutsche Theater erworben hat. Breitmaiers maſslose Vernichtung Gottscheds war unschädlich geworden. Freilich war Danzel, der trotz aller nachfolgenden Arbeiten mit seinem Buche 'Gottsched und seine Zeit' maſsgebend geblieben ist, in den Fehler verfallen, sein Material etwas einseitig zu Gunsten seines Helden zu verarbeiten. Dieser Vorwurf, den man dem Buche machen konnte, lieſs zu Zeiten für Gottsched gewonnene Freunde wieder irre werden, die Erinnerung an die von Lessing und Goethe gegen den Tyrannen des Geschmacks geführten Streiche wurde wieder rege, und das Urteil über den Leipziger Professor blieb trotz des trefflichen Danzelschen Werkes unstet und schwankend. Die anderen vorhandenen Arbeiten waren kleinere Schriften, Versuche, die irgend einen Abschnitt seines bewegten Lebens behandelten, und in denen das Biographische sehr in den Hintergrund trat, so noch sogar in Eugen Wolffs ausführlicher Untersuchung 'Gottscheds Stellung im deutschen Bildungsleben'. Es fehlte also noch immer eine vollständige Biographie, die den Gelehrten und den Menschen betrachtete, die uns endlich zu einem richtigen Urteil über den viel gehaſsten Mann verhalf und uns konkrete Vorstellungen von seiner litterarischen Wirksamkeit gab.

Waniek, durch seine Schriften über Pyra und Schwabe bekannt, hat nun dieses abschlieſsende Werk schaffen wollen und hat es geschaffen. Dreizehn Jahre mühevoller Arbeit hat er an seine Aufgabe verwandt, mit emsigem Fleiſs ein Riesenmaterial, Gedrucktes und Ungedrucktes, die entlegensten poetischen Erzeugnisse, Bücher und Briefe, weit zerstreute Handschriften, zusammengetragen und analysiert, alle Urteile über den Helden gesammelt und so mit einem gerecht abwägenden Urteil und gutem historischen Blick eine zutreffende Darstellung geliefert, die Danzel immer da folgt, wo sie lobt und unmotivierten Vorurteilen entgegentritt, sich aber auch häufig in Widerspruch zu ihm setzt, wenn sie unparteiisch die hemmenden Seiten der Gottschedschen Lehren hervorkehrt. Auch den Charakter Gottscheds schildert der Verfasser eingehender als irgend einer seiner Vorgänger, so daſs wir jetzt den ganzen Menschen sehen, wie wir ihn bisher nicht gesehen haben.

Die Anordnung ist streng chronologisch, so daſs Gottscheds Leistungen auf den Gebieten der Philosophie, Sprachgeschichte und Litteratur nicht im Zusammenhange behandelt werden. Auffallend ist, wieviel summarischer die Verdienste in der Sprachgeschichte und Philosophie im Gegensatz zu denen in der Litteratur vorgetragen sind. Der Verfasser hat diese kursorische Behandlung vor sich wohl damit gerechtfertigt, daſs die sprachgeschichtlichen und philosophischen Lehren und Ansichten Gottscheds schon ziemlich abschlieſsend von anderen Forschern dargelegt worden

sind. Dem ist aber doch entgegenzuhalten, daſs innerhalb einer die gesammte Gottsched-Forschung vereinigenden Arbeit des Meisters Wirksamkeit in der Philosophie und Sprachgeschichte die gleiche eingehende Betrachtung verlangte wie die ausführliche Behandlung seiner Verdienste um die litterarische Ästhetik. Hier hätte der Verfasser vor Wiederholungen schon bekannter Dinge nicht zurückscheuen dürfen.

Was Gottsched in der deutschen Litteratur zu reformieren und zu bessern sich bemühte, ist eingehend und klar dargestellt; hierbei sind auch die Angriffe gegen den Diktator und die ihm zu teil gewordenen Verherrlichungen, sowie die hierbei interessierten Männer trefflich geschildert. Worin Gottsched — um nur die besten Abschnitte zu nennen — mit den Zürchern übereinstimmt und worin er sich wiederum von ihnen unterscheidet, ist glänzend entwickelt. Ebenso aufschluſsreich ist der neologische Krieg dargestellt, und die Untersuchung über die 'critische Dichtkunst' ist eins der besten Kapitel des Werkes; nur vermiſst man hier seltsamerweise eine Erklärung des Begriffes critisch (ästhetisch). Trefflich ist auch die geschichtliche Aufgabe Gottscheds erfaſst, wie im Grunde alle seine noch so verschiedenen Lehren zusammenhängen und auf das eine Ziel hinarbeiten, die Litteratur zu einem Gemeingut des Volkes zu machen. Daſs hin und wieder persönliche Eitelkeit die Triebfeder seines Schaffens war, daſs zuweilen Nebenabsichten hervortreten, ist nicht verschwiegen worden. Waniek giebt auch ohne Zögern zu, daſs dem Reformator poetische Begabung abging und Tiefe der Empfindung gänzlich fehlte. Ja, er hätte ruhig sagen können, daſs er als Dichter beinah auf jeder Seite Beispiele unfreiwilliger Komik liefert; denn daſs er als Philosoph ein Kopist, als Kritiker und Asthetiker ein Kompilator war, sind Vorwürfe, die in dieser Allgemeinheit der Begründung entbehren, aber als Dichter ist Gottsched beim besten Willen nicht zu retten.

Weil der Verfasser die reiche Litteratur über seinen Helden so gewissenhaft durchgearbeitet und für seine Arbeit nutzbar gemacht hat, ist es um so mehr zu bedauern, daſs er einige Forschungen, die nicht einmal neueren Datums sind, offenbar nicht kennt. Für seine Ausführungen über Schönaichs Eingreifen in den Litteraturstreit der Schweizer gegen Leipzig hätte er die Kritik Kösters über Sterns Buch 'Beiträge zur Litteraturgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts' im Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Litteratur Bd. 22, S. 367 ff. nachlesen müssen, um daraus zu lernen, was Schönaichs Schriften für diesen Streit bedeuten. Er hat auch Kösters Aufsatz im Euphorion Bd. 1, S. 64 übersehen, in dem die interessante Thatsache nachgewiesen ist, daſs in Gottscheds 'Neuestem aus der anmutigen Gelehrsamkeit' Jg. 1751 die Lessingsche Übersetzung von Voltaires 'Abhandlung von den Verschönerungen der Stadt Paris' enthalten ist. Ihm ist ferner die Abhandlung Spittas über die Beziehungen Sebastian Bachs zu Hunold und Mariane von Ziegler (Histor. u. philol. Aufs. E. Curtius zu seinem 70. Geburtstage gewidmet. Berlin 1884) entgangen, die seinem 10. Kapitel hätte zu gute kommen können. In diesem Kapitel bleibt auch die Charakteristik der Frau Gottsched, so hübsch sie teilweise

auch sein möge, hinter der Arbeit von Schlenther zurück. Dafs selbst die neueste Forschung über Gottsched unberücksichtigt geblieben ist, erklärt sich wohl daraus, dafs Waniek, der dreizehn Jahre an seinem Buche gearbeitet hat, seinen Text stückweise, wie er fortschritt, drucken liefs, so dafs Teile der Arbeit lange gedruckt waren, als neue Untersuchungen ans Licht kamen. So hat Eugen Wolffs Buch 'Gottscheds Stellung im deutschen Bildungsleben' keine Beachtung gefunden. Es enthält viele Thatsachen, die über Wanieks Ermittelungen hinausgehen und ihnen hätten nützlich sein können. Waniek vermifst z. B. (S. 313, Anm. 3) einen Brief Hallers an Gottsched aus dem Jahre 1735. Dieser Brief ist von Wolff im ersten Bande S. 53 nach der Abschrift von Frau Gottsched veröffentlicht. Im zweiten Bande des Wolffschen Werkes hätte Waniek auch einen Abschnitt gefunden, der auseinandersetzt, wie Gottscheds Thätigkeit, als er nach Leipzig kam, durch die Leipziger Kreise bereits vorbereitet war. Er hätte dann sicher den Fehler vermieden, die in Leipzig schon vor Gottscheds Ankunft vorhandene litterarische Tradition zu übersehen und alles als des Professors That, als seine Gedanken hinzustellen.

Unter den zahlreichen Hypothesen, die der Verfasser im Laufe seiner Untersuchungen aufstellt, sind viele, denen wir zweifellos beistimmen werden. So den unbestreitbar richtigen Ausführungen (S. 216 ff.), dafs Lotter der Hauptbegründer der 'Beiträge' ist und Gottsched den Gedanken nur mit Eifer aufgegriffen hat. Als erwiesen darf jetzt auch gelten (S. 574 ff.), im Gegensatze zu Muncker in seiner Klopstock-Biographie (S. 157), zu Goedeke in seinem Grundrifs Bd. 3, S. 354, zu Danzel S. 396, dafs nur der erste Teil des 'Wurmsaamens' von Triller, der zweite Teil von einem Gottsched fernstehenden Unbekannten, der gar nicht Klopstock bekämpft, und der dritte Teil von Börner herrührt. Danzel hatte ja bereits Börner als Verfasser eines 'Wurmsaamens' genannt, ihm aber fälschlich den zweiten Teil zugeschrieben, was um so auffälliger ist, als auf dem Titel des dritten Teiles ('Klopstock und die Klopstockische Secte, Besungen von B. Frankfurth am Mayn. 1752') der Anfangsbuchstabe B des Verfassers ja deutlich angegeben ist. Ich stimme auch der Ansicht Wanieks (S. 576) bei, dafs die Entgegnung auf die gegen Trillers 'Wurmsaamen' gerichtete Streitschrift 'Der Wurmdoktor', betitelt 'Unpartheiische Untersuchung, was von der Schrift der Wurmdoktor zu halten sey. Frankfurt und Leipzig 1752', von Triller selbst ist, und sehe ebenfalls den ersten versteckten Angriff Gottscheds gegen den Messias in der Anzeige des Buches 'Sentimens d'une Ame penitente par Mm. Dr.' (S. 568). Die Vermutung (S. 601), dafs das Epigramm 'Schönaich — Ach! ein Ochs' statt Lessing eher Nicolai zum Autor habe, hat ebenfalls viel für sich. Dagegen läfst sich darüber streiten, ob das 'Ragout à la Mode', das übrigens sicher gegen Gottsched und nicht, wie Danzel in seinem 'Lessing' Bd. 1, S. 199 meint, gegen Schönaich gerichtet ist, nicht von Georg Friedrich Meier, sondern von Zink verfafst ist (S. 598), und ob die Parodie des Gottschedschen 'Cato' wirklich von Rost herrührt (S. 666). Näher zu begründen wäre auch die Meinung (S. 460), dafs Gottsched und seine Frau in der That ihre Hand

mit im Spiele gehabt haben sollten bei den schmutzigen Pasquillen gegen die Neuberin. Und während Waniek (S. 652) schreibt, Frau Gottsched habe das Manuskript ihrer 'Geschichte der lyrischen Dichtkunst' angeblich aus Verdrufs über die Saumseligkeit der Verleger kurz vor ihrem Tode den Flammen preisgegeben, meint Eugen Wolff (Bd. 2, S. 137), dafs sie dies aus Verdrufs über die Ablehnung seitens aller Verleger, denen Gottsched das Manuskript zum Druck anbot, gethan habe.

Irrtümer begeht Waniek, wenn er Steinauer statt in Schweighausen in Strafsburg Vorlesungen halten läfst (S. 252), wenn er das Gedicht 'Der geistvolle Poet' Elias Schlegel statt Adolf Schlegel zuschreibt (S. 395) (vgl. Eug. Wolff in der Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte Bd. 4, S. 393, Anm. 3), wenn er Lessings 'Grabschrift auf Voltairen' plötzlich als von Schiller herrührend nennt (S. 642), wenn er Bahrdts Gefährten in der Verhöhnung Gottscheds Zeller heifst und damit Wilhelm Abraham Teller meint (S. 669). Auch Druckfehler sind zu berichtigen, die übrigens nicht immer ganz harmlos sind. S. 383 mufs es statt 'Leo Arm*i*nius' (Gryphius' Trauerspiel) natürlich 'Leo Arm*e*nius', S. 538 statt 'Die Betschwester*n*' (Gellerts Lustspiel) 'Die Betschwester' heifsen, und der Herausgeber der Deutschen Litteraturdenkmale heifst nicht Seyffert, sondern Seuffert (S. 46, Anm. 4).

Zwei Dinge hätten die Benutzung des Werkes wesentlich erleichtert: eine Bibliographie der Werke Gottscheds und ein Sachregister.

In formaler Hinsicht ist an diesem sonst gewandt geschriebenen Buche das österreichische Kanzleideutsch zu tadeln, das sich bisweilen eingeschlichen hat, und die Verstöfse mancher bildlichen Ausdrücke gegen die sinnliche Anschauung. Und warum begegnet durchweg die Schreibung Leibni*tz*? Die Orthographie der Eigennamen läfst überhaupt zu wünschen übrig: wir lesen Joh. Joachim Win*k*elmann statt Win*ck*elmann, Christian Wol*f* statt Wol*ff*, Ho*ff*mannswaldau statt Ho*f*mannswaldau, Sam. Bu*tt*ler statt Bu*t*ler, Joh. Cat statt Cat*s*, Joh. Ro*tt*e statt Ro*th*e u. a.

Was sich auch alles sonst noch an Kleinigkeiten gegen Wanieks Buch vorbringen läfst, sein Wert wird dadurch nicht beeinträchtigt. Es bleibt ein Buch, an dem keiner vorübergehen kann, der sich mit der Vorgeschichte unserer klassischen Litteratur vertraut machen will. Und angesichts der dicken Bücher und dünnen Broschüren, mit denen jetzt Eugen Reichel Gottsched als den wahren Reformator unseres ganzen Geisteslebens, als den gröfsten Deutschen neben Luther und Bismarck, als den gröfsten Heros der deutschen Geistesgeschichte nachweisen will und gegen alle Andersdenkende mit polternden Vorwürfen loszieht, thut es wohl, zu Wanieks Arbeit zu greifen, die mit lobenswerter Unparteilichkeit die Lichtseiten des Mannes wie seine Schattenseiten zeichnet. 'Mancher Nimbus ist von ihm genommen, manches Schönheitspflästerchen beseitigt, aber wenn man ihn in seiner Gänze betrachtet, umgeben von der Menge seiner geistigen Söhne, so sieht die Magnificenz noch immer respektabel genug aus.'

Posen. Georg Minde-Pouet.

Th. Poppe, Friedrich Hebbel und sein Drama. Beiträge zur Poetik. (A. u. d. T. Palaestra. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie. Herausg. von A. Brandl und E. Schmidt. VIII.) Berlin, Mayer u. Müller, 1900. VIII u. 131 S. 8. M. 3,50.

Poppes Arbeit gehört in jenes Gebiet, wo sich Litteraturgeschichte und Psychologie miteinander berühren; sie ist eine Untersuchung über das innere Wesen der Poesie, über die Art und Weise, wie dichterische Schöpfungskraft bei einem bestimmten Individuum angeregt wird, wie sie sich im Augenblick der Thätigkeit selbst äufsert, wie sie fortwirkt, wie sie allmählich, zeitweise, nachläfst oder ganz aufhört. Solche Untersuchungen sind, wenn sie mit gebührender Vorsicht und Sachkenntnis vorgenommen werden, sehr dankenswert, einmal, weil sie mehr noch als die rein litterargeschichtliche oder ästhetische Betrachtung einen tiefen Einblick in die innerste Natur des Dichters gewähren, zweitens, weil wir von dieser Art nur erst wenige Arbeiten besitzen. Möglich sind sie natürlich nur bei solchen Dichtern, von denen wir eingehende eigene Äufserungen über die Eigentümlichkeit ihrer Begabung und ihrer Art zu arbeiten in Tagebüchern, Briefen oder theoretischen Schriften haben. Die vorliegende Arbeit glauben wir als eine recht gute und sachgemäfse Leistung bezeichnen zu dürfen.

In seinem ersten Kapitel 'Physis und Psyche' behandelt der Verfasser das Verhältnis des Körperlichen zum Geistigen, des Äufserlichen zum Innerlichen bei Hebbel, das u. a. eine merkwürdige Abhängigkeit des Dichters von den Jahreszeiten zeigt; der Herbst ist für seine schöpferische Thätigkeit am günstigsten. Belehrend sind auch vergleichende Blicke auf andere Dichter. Die Untersuchung der 'seelischen Zustände', die zur Zeit erhöhter Produktionsfähigkeit oft sehr verschiedenartig, immer aber, soweit man sie verfolgen kann, ein höchst beachtenswerter und dankbarer Gegenstand psychologischer Beobachtung sind, nimmt das zweite Kapitel ein; das dritte beschäftigt sich mit der Frage, welche 'geistigen Thätigkeiten' am Prozefs des dichterischen Schaffens unmittelbar beteiligt sind. Nach Hebbels eigenen Andeutungen setzt Poppe drei Grundtypen an, von denen die dramatische Thätigkeit ihren Ausgang nehmen kann: 1) In der Phantasie des Dichters herrscht deutlich das Bild eines oder mehrerer Charaktere, wofür sich Situationen und Handlungen erst allmählich hinzufinden. 2) Es herrscht die Vorstellung einer aufserordentlichen Situation, aufserordentlicher Beziehungen; Träger derselben wachsen erst später hinein. 3) Ein Gesamtbild, Charaktere wie Situationen umfassend, tritt auf einmal ins Bewufstsein des Dichters ein. Auch bei dieser Gelegenheit wird zweckmäfsig beachtet, wie sich bei anderen Dichtern die Produktion vollzieht, ob nach einer dieser drei einfachsten Typen oder nach gewissen Komplikationen. Kapitel IV stellt 'Hebbels dramaturgische Ansichten' zusammen, unter denen die über das Lustspiel besonders hervorzuheben sind. Das fünfte, letzte und aus-

führlichste endlich ist eine eindringende Studie über 'Die Dynamik der Phantasie Hebbels', für die in der Hauptsache der 'Rubin' und 'Judith' die Unterlage bilden. Wesentlich ist dabei die Absicht des Verfassers, gegen die Angriffe auf Hebbels 'Reflexionspoesie' den starken Einfluſs des äuſserlich und innerlich Erlebten in seinen Werken klar herauszustellen.

Breslau. H. Jantzen.

Otto Pietsch, Schiller als Kritiker. Königsberg i. Pr., Gräfe u. Unzer, 1898. VI, 147 S. gr. 8.

Ein tüchtiges und belehrendes kleines Buch, methodisch gearbeitet und koncinn geschrieben. Der Verfasser beabsichtigt, die vorhandenen gröſseren Arbeiten über Schillers Verhältnis zur Wissenschaft dadurch zu ergänzen, daſs er Schillers specifisch kritische Leistungen in den Mittelpunkt seiner untersuchenden Betrachtung stellt. Er beschränkt sich dabei jedoch keineswegs auf die eigentlichen Recensionen, sondern er schöpft in gleichem Maſse auch aus den philosophischen Abhandlungen und namentlich dem Briefwechsel. Es werden dadurch manche Gesichtspunkte in den Vordergrund gerückt, die in den älteren Darstellungen zurückzutreten pflegen, wie z. B. Schillers Verhältnis zur Hamburgischen Dramaturgie (S. 7, 39 u. ö.); im ganzen freilich kann ich doch nicht finden, daſs das Ergebnis der bisherigen Arbeiten sich in irgendwelchem wesentlichen Punkte verschiebt, wie denn auch das Material, das Pietsch benutzt, bereits durchweg bekannt und benutzt ist. Dafür bietet die Schrift aber in anderer Hinsicht mehr, als der Titel verspricht: sie giebt in einem verhältnismäſsig engen Rahmen ein gedrängtes und doch klares, durchaus zutreffendes Bild der Hauptzüge in Schillers wissenschaftlicher und philosophischer Entwickelung und dürfte geeigneter sein, den wissenschaftlich Gebildeten in dieselbe einzuführen, als z. B. die flache Popularisierung Kuno Fischers.

Die Behauptung freilich, 'daſs Schillers in specifisch kritischen Arbeiten niedergelegte ästhetische Anschauungen sich von denen seiner spekulativ ästhetischen Untersuchungen oft sehr unterscheiden, bisweilen in direktem Widerspruch mit ihnen stehen' (S. 8), hat der Verfasser nicht zu erweisen vermocht. Für die gedruckten Recensionen ist das einfach unzutreffend: sie sind im Gegenteil oft nur allzu abhängig von dem theoretischen Standpunkte des Recensenten (wie das z. B. auch in Pietschs Behandlung der Bürger-Kritik S. 53 ff. deutlich wird); daſs aber in Briefen das Urteil öfters durch Stimmungen und persönliche Verhältnisse beeinfluſst erscheint, ist nicht eben von Belang; so etwas ist das gute Recht des Briefschreibers, der doch nicht für das Publikum schreibt; und wenn gleichwohl in Schillers Veröffentlichungen so wenig von solchen Einflüssen bemerkbar ist, so erscheint dadurch nur in hellerem Lichte die bewundernswerte Kraft der Selbsterziehung, die Schillers Persönlichkeit so einheitlich geschlossen und eben hierdurch so vorbildlich macht.

Berlin. Rudolf Lehmann.

Kurt Richter: Ferdinand Freiligrath als Übersetzer. Alex. Duncker B. 99 (Forschungen zur neueren Litteraturgesch., XI). 106 S. M. 2,70; Subskr.-Preis M. 2,25.

Richters Arbeit ist vorzugsweise in Bezug auf bibliographische Fragen, doch auch sonst mit eingehender Kritik bereits von Robert F. Arnold (Euphorion 2, 366 f.) besprochen worden — eine Würdigung und Ergänzung, die vielfach mehr leistet als das besprochene Buch selbst. In diesem wird in ziemlich mechanischer Weise jedesmal zweierlei angestrebt: eine genaue Vergleichung von Freiligraths Übersetzungen mit dem Original und eine Prüfung der geistigen Fäden, die zwischen Dichter und Übersetzer hin und her gehen. In ersterer Hinsicht leistet die Studie durch aufmerksame Beobachtung mancherlei: metrische, sprachliche, inhaltliche Abweichungen werden sorgfältig aufgezählt, die Neologismen Freiligraths verzeichnet u. s. w. Dagegen führt die Frage, was den deutschen Dichter zu V. Hugo, Burns, Longfellow geführt und ihn etwa zu Byron in kein engeres Verhältnis habe geraten lassen, nirgends über die nächstliegenden Antworten heraus, die allerdings durch ein paar gelungene Nachweise von Reminiscenzen (S. 39. 62 u. ö.; zum 'Ausgewanderten Dichter' S. 82) gestützt werden. Hübsch ist der Nachweis, wie bei Fr. politische eigene Dichtung mit Übersetzung unpolitischer Lieder Hand in Hand geht (S. 62). — Im übrigen bemüht sich der Verfasser etwas zu ausschliefslich, Freiligraths gewifs urtreffliche Übersetzungen in jedem Punkt zu rechtfertigen; die Konfrontation mit Geibel und Leuthold (S. 101) leistet hier mehr als die blassen Lobworte, die zumal in der Charakteristik von Freiligraths Fortschritten in der Übersetzertechnik (S. 98) die Überhand haben.

Berlin. Richard M. Meyer.

German Lyrics and Ballads, selected and arranged by James Taft Hatfield, Professor of the German language and Literature in Northwestern University. Boston, U. S. A., D. C. Heath and Co., 1900. 224 S.

Dafs der Verfasser Deutschland liebt und kennt, ist wohl aus dem Buch zu ersehen. Doch hätte er ein paar Jahre warten müssen, bis sein Buch reifer würde. Man weifs, dafs die Götter es für unfromm halten, wenn ein Mann ihnen die Frucht unbeschnittener Weine opfert.

Hatfields Buch ist ein ganz anderes als Buchheims Deutsche Lyrik (London, seventh edition, 1889). Buchheim hat ein wenn nicht hervorragendes, doch im allgemeinen viel sichereres ästhetisches Gefühl, sein Buch ist viel einheitlicher, viel planmäfsiger und inhaltreicher, seine Einleitung ist viel klarer und einsichtsvoller, und, was vielleicht das Sonderbarste ist, sein Englisch, obgleich nicht meisterhaft, ist viel richtiger und logischer als das seines amerikanischen Kollegen.

Ein paar Beispiele. S. XVI liest man: *Impressions were made upon*

my heart (said Goethe) and my only duty as poet was to round out and express them in an artistic way. Nicht nur ist die Sprache hier ganz plump ('abrunden' heifst gewöhnlich *to round off,* und die Stellung des *them* erinnert an Dogberrys *call up me*), sondern der Sinn ist auch falsch. Man vergleiche die ganze Stelle mit dem Original, Eckermann, Gespr. III, 117: 'Ich empfing in meinem Innern Eindrücke, und zwar Eindrücke sinnlicher, lebensfroher, lieblicher, bunter, hundertfältiger Art, wie eine rege Einbildungskraft es mir darbot; und ich hatte als Poet weiter nichts zu thun, als solche Anschauungen und Eindrücke in mir künstlerisch zu runden und durch eine lebendige Darstellung so zum Vorschein zu bringen, dafs andere dieselben Eindrücke erhielten, wenn sie mein Dargestelltes hörten oder lasen.' Das wesentliche 'in mir' und das 'künstlerisch' sind also ganz mifsverstanden worden, und Goethes Worte bekommen in der Übersetzung einen lächerlichen dilettantischen Klang.

S. 167: *His eyes run down with tears* = die Augen gehen ihm über. Man könnte wohl *his eyes run over with tears* sagen, oder *the tears run down his cheeks,* oder *his eyes fill with tears* oder *his eyes brim over with tears* u. s. w. Ist denn der erste wunderliche Ausdruck so poetisch notwendig?

S. 170: *The story of this ballad is related by Luther in his 'Table Talk', and falls in the year 1495. To fall* in dem Sinn *to occur, to happen* ist ein Germanismus. *The story of this ballad* ist zweideutig, und der ganze Satz ist unlogisch. Wäre er nicht besser etwa so: *The incident referred to in this ballad is mentioned by L. in his T. T., and belongs to the year 1495.*

Und so sind viele andere unschöne Germanismen in dem Buche (z. B. S. 211 Z. 26, S. 212 Z. 23, S. XVII Z. 7, S. XV Z. 19, S. XXIII Z. 21).

Das sind vielleicht nur Kleinigkeiten, die kaum in Betracht kommen würden, wenn das Werk im allgemeinen zu loben wäre. Das einzige, was an ihm brauchbar ist, sind die Anmerkungen, die meistens schlicht und klar sind. Dagegen wirkt die Einleitung über die Geschichte und Entwickelung der deutschen Lyrik sehr verwirrend durch Mangel an Stil, an Gedankenordnung und an Nüchternheit. Und was nützen einem Schüler solche orakelhafte ästhetische Sprüche wie *By the 'classicism' of Goethe and Schiller we understand an appreciation of pure beauty?* Hat denn die Romantik keine derartige Appreciation? Leere Worte! Vor den ästhetischen Problemen der Dichtkunst ist der Verfasser hilflos und weifs nicht das Gute vom Mittelmäfsigen zu unterscheiden, schwärmt aber für alle beide. Die alten Gemeinplätze der Schulbücher und der Kritik über Romantik und Rousseau und The age of Reason u. s. w. sind hier noch einmal wiederholt. Für den neueren Stoff flüchtet sich Verfasser unter die Ägide von R. M. Meyers 'Litteraturgesch. des 19. Jahrh.'.

Die zwei grofsen Schwierigkeiten für die Verfasser von solchen Büchern aber liegen erstens in der Auswahl des Stoffes und zweitens in seiner glücklichen Anordnung. Wie hat Verfasser diese Schwierigkeiten gelöst? Eine glückliche Auswahl aus einer so reichen und mannigfaltigen Lyrik

wie die deutsche zu treffen, ist nicht jedermanns Sache. Sie setzt einen reifen kritischen Sinn und langes, strenges, sympathisches Studium voraus. Ihr Wert hängt von der Persönlichkeit des Sammlers ab. Er ist dafür verantwortlich, obgleich seine Wahl keineswegs eine willkürliche ist, sondern durch die gesamte Autorität seiner Mit- und Vorarbeiter bedingt werden mufs. Das ist im allgemeinen der Fall mit Buchheims Buch. Mit Hatfields nicht. Hatfields Werk ist auch viel weitschweifiger, obgleich es nur 224 Seiten gegen Buchheims 415 Seiten enthält. Es endet mit mittelmäfsigen poetischen Ergüssen von Nietzsche und Liliencron, will also 'up to date' sein. Auf der allerletzten Seite aber steht Schillers 'Hoffnung' als Hochwassermarke der Lyrik. Kein Wort über die Form, oder ob das anapästisch-amphibrachysche Versmafs künstlerisch angebracht ist. Buchheim mit seiner chronologischen Anordnung endet mit Geibel und geht der modernsten Lyrik still und klug aus dem Wege. Wenn es für Hatfields Zweck unbedingt notwendig war, etwas von Nietzsche und den 'Jungen' zu geben, hätte er statt Zarathustras Rundgesang (dessen zwei ersten Zeilen allein schön sind

O Mensch, gieb acht!
Was spricht die tiefe Mitternacht —

die übrigen sind überschwengliche Prosa) die Verse über 'Venedig' geben sollen. Oder Hans Benzmanns Herbststimmung:

Ich blicke übers fahle Ried
Und lausche dem letzten Vogellied ...
Indefs geht still von Haus zu Haus
Die Nacht und bläst die Lichter aus.

Oder 'Das Mohnfeld' von Gustav Falke. Kurz und gut, obgleich die moderne Lyrik hier vertreten sein soll, ist keine Erwähnung der charakteristischen 'Secessions-Malerei' der heutigen Dichter. Und doch, zusammen mit Gedichten von Goethe, Heine, Platen, Schiller, Chamisso, Uhland tummeln sich in wildem Durcheinander schlecht gewählte Verse von Isolde Kurz, C. F. Meyer, Johanna Ambrosius, Angelus Silesius (!), Nietzsche, Fulda u. s. w.

Was die Anordnung betrifft, ist eine chronologische in solchen Sammlungen die einzig richtige und zweckmäfsige. Die Gedichte sollen, den Perioden nach, unter den Namen der verschiedenen Dichter chronologisch gruppiert werden. Hier aber versucht der Verfasser, die Gedichte nach vermeintlicher Verwandtschaft des Inhalts zu ordnen. 'Jedes Gedicht soll die in seiner Nähe stehenden beleuchten und erklären.' Das ist ein sehr willkürliches und unangebrachtes Verfahren, und wir verlieren dabei allen Überblick über die Entwickelung und den Gang der Lyrik. Denn der Stoff der Dichtung bleibt immer derselbe, die Menschen aber nehmen ihm gegenüber immer neue Stellungen und Anschauungen ein, die wieder nur durch ihren Zusammenhang mit der Zeit, Lebensumständen und Persönlichkeit des Dichters vollständig zu verstehen sind. Und diese ewige Abwechselung der Anschauung und die Bedeutung derselben in ihrem stilistischen Ausdruck sind Sachen der chronologischen

Ordnung, sowohl vom ästhetischen wie vom litteraturgeschichtlichen Standpunkt aus betrachtet. Jedes neue Menschengeschlecht hat das schöne Recht, die Sterne und die Nacht und Liebe und Tod wieder für sich zu entdecken. Die Ergebnisse davon können mehr oder weniger Wert haben, doch müssen sie im ganzen und nicht einzeln beobachtet werden, wenn wir den Gesamteindruck verstehen und mit dem von anderen Epochen vorteilhaft vergleichen wollen.

So komme ich zum Schlufs. Hatfields Buch scheint mir überflüssig. Buchheims Deutsche Lyrik ist viel gediegener und nützlicher in jeder Hinsicht. Man kann aber eine gute Ergänzung auf dem Gebiete der neueren deutschen Dichtung nur herzlich erwünschen. Es müfste ein neues Buch für sich sein, und es wäre, glaube ich, für englische Leser sehr willkommen.

Königsberg i. Pr. F. S. Delmer.

Vollendete und Ringende. Dichter und Dichtungen der Neuzeit, geschildert von R. M. Werner. Mit 19 Porträts. Minden i. W., Bruns' Verlag, 1900. 320 S. gr. 8. Brosch. M. 4,50.

Aus der nationalen Einsamkeit 'in gegnerischer Umgebung' sendet uns Professor Werner in Lemberg ein liebenswürdiges Buch — nicht 'Büchlein', wie er es selbst bescheiden nennt —, worin er mit wohlwollender Sorgfalt eine Reihe von Porträts neuer Dichter entwirft, um Freund und Feind zu zeigen, welch reiche Schätze der Litteratur das deutsche Volk auch in der Jetztzeit aufzuweisen hat. Er wählte mit Absicht für diese Sammlung Vertreter der verschiedensten litterarischen Richtungen — 'von Romantik über Realismus zu neuer Romantik', und zwar durchaus nicht immer die bedeutendsten derselben, um Abwechselung zu bieten und einem inneren Bedürfnisse nachzukommen, für die 'seitab Stehenden' einzutreten. Wir finden hier fast ausschliefslich Epiker und Lyriker besprochen, während das Drama ein andermal zum Worte kommen soll. Den Anfang macht Werner mit einer eingehenden Studie über den 'alten Leitner', dem man jüngst in Graz eine Denktafel stiftete.

K. G. Ritter von Leitner war nach seinem ganzen Wesen ein echter Altösterreicher, sinnig und zierlich, voll idealer Vorstellungen und doch wieder gedrückt wie Grillparzer, ein liberaler, pflichtgetreuer Beamter und guter Bürger, der sein Österreich und besonders die grüne Steiermark liebte und pries — etwa im Stile von J. G. Seidl, mit deutlichem 'deutschen Einschlage'. So läfst er den Vater Rhein 1870 sprechen:

> Nun bin ich wieder wohlgemut,
> Kann wieder stolz erbrausen,
> Seit links und rechts von meiner Flut
> Nur deutsche Brüder hausen.

Die jüngsten nationalen Kämpfe hat der wackere Mann nicht mehr erlebt, er ist am 20. Juni 1890, fast neunzig Jahre alt, in Graz — oder Grätz, wie Leitner noch gern schrieb — verschieden, nachdem er zuletzt

'Novellen und Gedichte' veröffentlicht hatte. Seinen Nachlaß musterte A. Schlossar für eine demnächst erscheinende 'Auswahl'. Leitner war als Dichter nicht vielseitig, aber ein an guten Mustern gebildetes, freundliches Formtalent. Seine Novellen, die Werner mit Recht als 'Gschichtln' bezeichnet, sind veraltet, seine Lyrik ist unbedeutend und der 'malenden Richtung' angehörig, und in der Epik ragen nur einige Romanzen und Balladen über das 'Mittelgut' empor, vor allem 'Der Herr des Meeres'. In der Litteratur seiner engeren Heimat beansprucht Leitner einen Ehrenplatz, in der allgemeinen deutschen Litteraturgeschichte aber wird er sich als Nachahmer Uhlands mit zwei Zeilen begnügen müssen. Werners liebevolle Kritik mag inzwischen verhindern, daß sein Name in dem Getöse des Tages verhalle. Nicht minder aufmerksam und eingehend hat Werner auch den österreichischen Epiker L. A. Frankl v. Hochwart (1810—1894) behandelt, so getreu, daß das Bild des kleinen, freundlichen Mannes im zierlich eingerichteten Studierstübchen am Wiener Opernring lebhaft vor mir auftauchte. Frankl weist ein wenig bewegtes Leben auf, hat aber viel erlebt und viel gewirkt, er ist auch historisch interessant, denn sein Gedicht 'Die Universität' war das erste censurfrei gedruckte Lied in Wien (1848). Als Dichter wurde er ganz von den Klassikern genährt; er ist nicht hervorragend, aber immerhin ein Talent, das sich auch in der Lyrik sehen lassen kann. Hier hat er manches hübsche Motiv gefunden und in geschickter Einkleidung verwertet, freilich nicht immer mühelos, denn Frankl studiert und sinniert oft lange, bis er die richtige Stimmung hat. Als Kostprobe bietet Werner (S. 36) das hübsche 'Asyl', welches auch durch tadellosen Periodenbau hervorragt:

Hast du ein tiefes Leid erfahren
Im wild bewegten Lebensdrang,
Dann flüchte aus der Menschen Scharen,
Zum Walde richte deinen Gang.

Die Bäume und die Felsen wissen
Ein Wort zu sagen auch von Schmerz —,
Der Blitz, der Sturm hat oft zerrissen
Der Felsen Brust, des Waldes Herz.

Sie werden dir kein Trostwort sagen,
Wie anteillos die Menschen thun;
Doch wird ihr Echo mit dir klagen
Und wieder schweigend mit dir ruhn.

Als sein Hauptwerk bezeichnet man das lyrische Epos 'Der Primator' (1864), die düstere Geschichte eines jüdischen Richters im Prager Ghetto; in Österreich wird auch sein 'Habsburglied' (1832) sehr geschätzt, und die Tiroler danken ihm die fleißige Sammlung 'Andreas Hofer im Liede'. Nicht vergessen darf man endlich Frankls Verdienste um das geistige Leben Wiens im Vormärz, sowie seine späteren litterarhistorischen Arbeiten, namentlich über Lenau und A. Grün. Zum Jahre 1848 hat er zahlreiche Erinnerungen zum besten gegeben, ohne damit dauerndes Interesse bei den Jungen zu erwecken, die den in Kleinigkeiten pietätvoll herumklaubenden Mann 'L. A. Schlankl' nannten.

Erschöpfend zeichnet Werner den grofsen Lyriker E. Geibel, in dem wir den Wiedererwecker der Romantik und der deutschen Gefühlspoesie erblicken, als das Schlingkraut der politischen Dichtung die 'blaue Blume' völlig zu überwuchern drohte. Geibel war früh reif — daher gegen aufstrebende Talente streng — und als Schüler der Alten ein grofser Meister der Form, in der Darstellung klar und schön, tief und breit, auch zu breit, wenn wir etwa die herrliche Ballade 'Die Blutrache' hernehmen, die Lewinsky so prächtig vorzutragen verstand. Geibel ist ein rückschauender, nach innen gewendeter Poet, daher seine 'Leidenschaft' nur gedämpft sich äufsert. In der Lyrik, wo manches von ihm zum Volkslied wurde — 'Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus' —, zeigt er sich weitaus origineller als im Drama, aber die Gegenwart ist ihm auch dort untreu geworden. Werner erklärt diese befremdende Erscheinung S. 60 sehr geschickt und überzeugend aus den jetzt herrschenden 'Verhältnissen'. Einen verwandten Zug entdeckt er auch an der Lyrik Paul Heyses. Sie ist so formschön wie jene Geibels, nur noch zierlicher und glatter, da Heyse sich bestrebt, seine Gedanken 'à jour zu fassen', und die 'entscheidende Kraft' vermissen läfst (S. 74). Er ist ein Aristokrat des Lebens, dem alles Gemeine zuwider ist, und findet sich am wohlsten im gestaltenreichen Süden des sonnigen Italien. Von der früh erwachten Vorliebe für dieses Land zeugen nun auch seine jüngst erschienenen Erinnerungen, die man mit stillem inneren Behagen liest. Als ich unlängst an seinem Wintersitze in Gardone Riviera vorüber fuhr, reproduzierte mir die Erinnerung an Heysesche Gedichte und Novellen manche dort herrschende, uns fremde Stimmung, und ich glaubte den Tadlern seiner Muse zurufen zu müssen: Lest sie unter sonnigeren Breiten, als es die Gefilde von Detmold und Memel sind!

Von Paul Heyse zu Adolf Pichler (geb. 1819 zu Erl in Tirol, gest. in Wilten bei Innsbruck am 15. Nov. 1900) ist ein grofser Sprung. Zwar sind sie beide bei den Alten in die Schule gegangen und darum Meister der Form geworden und sind sie beide Verehrer der Kunst und Bewunderer Hesperiens, aber Pichler erscheint nach seiner ganzen Art bodenständiger und wuchtiger, sein Stoffgebiet und sein Handwerkszeug ist ein anderes. Werner hat ihn meines Erachtens sehr gut getroffen, da er zu Pichler ein näheres persönliches Verhältnis hatte, ohne welches eine solche Gestalt nicht leicht zu packen ist; der Aufsatz ist in vielen Punkten aufklärend und grundlegend, namentlich in Hinsicht auf die Beurteilung der 'Form'. Besser reiht sich an Pichler Robert Waldmüller (K. E. Duboc, geb. 1822 als Sohn eines früh eingewanderten Franzosen in Hamburg), obwohl auch hier mehr Unterschiede als Ähnlichkeiten herrschen. Waldmüller war ursprünglich Kaufmann, dann Maler, endlich Poet, ein vielseitiger Mann, der auch in der Dichtung nie den bildenden Künstler verleugnet; er fafst seine Gestalten plastisch und schaut mit dem Auge des Malers, daher sein Wesen mit der Neigung für das Ungewöhnliche oft mifsverstanden wurde. Trotz seiner Gestaltungskraft konnte er sich im Drama nicht behaupten; dagegen ist er als Epiker geschätzt,

obwohl sein Leserkreis nicht groſs zu sein scheint. Wie Pichler auf die Naturwissenschaften, so stützt sich Waldmüller in der Poesie auf die Kulturgeschichte, namentlich in seinen Romanen, und auch in der Art der Einkleidung gleichen sie einander durch die objektive Methode, was Werner S. 121 näher erläutert. Auf dem kulturgeschichtlichen Boden steht noch fester Maximilian Schmidt (geb. 1832), der aus Opposition gegen Auerbach unter die Schriftsteller gegangen ist und den Militärdienst verlieſs, um das Bauernleben gründlich studieren zu können. Dann setzte er den frisierten Schwarzwälderbauern 1863 seine 'Volkserzählungen' aus dem bayerischen Gebirge entgegen und errang bald überaus ermunternde und steigende Erfolge, so daſs er heute in seinem Fache als einer der gröſsten Künstler gilt. Er schaut seine Bauern selbst, wie Rosegger, und stellt sie mitten in die charakteristische Landschaft hinein, wie A. Pichler, oder bringt sie in Gegensatz zu den Städtern, um für die Erzählung Entwickelung und Verwickelung zu gewinnen. Durch kundige Verwertung des kulturellen Elements und durch eine mit gesundem Humor getränkte Art der Lösung novellistischer Konflikte zieht er die Leser an und gewinnt sie dauernd, auch die Bauern, die sich nicht ungern durch sich selbst zum besten halten lassen. Schmidts Domäne liegt in Oberbayern und im bayerischen Walde, wo derbe und doch gutmütige Leute wohnen; erst in der neuesten Zeit scheinen sie sich auch zu modernisieren, während der Historiker Böhmer vor etlichen Jahrzehnten in den Baiwaren noch ein ganz mittelalterliches Volk erblickte. Die steierischen Bauern Roseggers sind dankbarer als die altbayerischen, aber Schmidt hat dafür den breiten, fast unberührt gebliebenen kulturhistorischen Boden unter sich, der ihm für alle Fälle Farben bietet; ich verweise da besonders auf den prächtigen 'Leonhardsritt' und auf die Schlierseer Novellen. Schmidts Romane und Erzählungen sind in zahlreichen Ausgaben und Auflagen verbreitet und haben den Namen ihres Verfassers durch ganz Deutschland getragen. Er ist ein 'Vollendeter' auch nach dieser Richtung. Das läſst sich aber von Th. Justus (geb. 1834) nicht behaupten, denn diese norddeutsche Schriftstellerin ist wenigstens in Süddeutschland unbekannt. Allein sie schreibt so schön und natürlich, daſs sich Werner verwundernd fragen muſs, wie es möglich sei, daſs eine solche Dichterin so lange verborgen bleiben konnte. Das deutsche Schrifttum ist eben so überreich, daſs manches Treffliche unerkannt verschwindet oder erst spät einmal zur Geltung kommt. Überdies muſs endlich auch eingestanden werden, daſs es nicht bloſs für süddeutsche Schriftsteller die 'Maingrenze' giebt, sondern oft auch umgekehrt für norddeutsche! Wie viele wissen z. B. in den deutschen Alpenländern von Sohnrey, den ich den norddeutschen Rosegger nennen möchte? Th. Justus beherrscht nur ein enges Gebiet, aber auf diesem ist sie Meisterin, und Werner stellt sie unter die besten deutschen Schriftstellerinnen der Gegenwart. Ich habe von ihr keine Zeile gelesen, allein nach der schönen Inhaltsangabe von 'Geleite, die drauſsen sind' kann ich Werner nur von Herzen beistimmen. Sehr erwünscht wären mir ein paar biographische Angaben gewesen, die Werner überall — Geibel

ausgenommen — vermeidet, da er es bloſs mit den Büchern zu thun haben will. Eine eigenartige Erscheinung in der neuesten Litteratur ist Clara Viebig, der jüngst auch B. Litzmann im 'Litt. Echo' eine bemerkenswerte Besprechung widmete. Schon ihr Porträt (zu S. 189) mit dem festen und vollen Namenszuge fesselt, und man sagt sich dabei: Da steckt etwas Besonderes! In der That schleuderte diese gesunde Frau mit scharfer Rasanz ihre Werke in die deutsche Lesewelt, zuerst ihre 'Kinder der Eifel' und zuletzt 'Das Weiberdorf', die durchaus dem Boden der Wirklichkeit entsprungen sind und darum ein ungewöhnliches Aufsehen erregt haben. Nicht ganz so glücklich ist Sophie Hoechstetter (geb. 1873), die in ihren Romanen gut zu charakterisieren versteht und nicht ungern eigene Erlebnisse verwertet, aber oft unverständlich bleibt. Wenn sie wirklich stark von Fr. Nietzsche beeinfluſst wurde, so wundert mich die geringe Verbreitung ihrer Schriften auch nicht, denn die im Grunde undeutsche Weltanschauung des genannten Philosophen ist der groſsen Menge gebildeter Leser noch fremd. Es wäre höchst interessant, zu wissen, was sich etwa emancipierte Frauen bei der Schrift 'Goethe als Erzieher' gedacht haben, die also der Hoechstetter angehört (Werner S. 261), doch das wird nicht so leicht zu erfahren sein!? In ihren ersten Erzählungen arbeitete diese Schriftstellerin auch mit ständischen Gegensätzen, jetzt hat sie sich zur Behandlung tiefer seelischer Probleme gewendet — Werner urteilt: mit Glück. Wenn sie nur auch bessere Titel zu wählen verstünde, so wie die Viebig! Oder auch wie Baron Torresani. Dieser ist erst spät aufgetreten, hat sich aber durch seine 'Juckercomtesse' rasch einen Namen gemacht. Mit Vorliebe schildert er das österreichische Soldatenleben und die aristokratische Gesellschaft, wozu ihn guter Blick und glücklicher Humor befähigen. Die Form ist allerdings nicht immer künstlerisch genug; im Salonroman überragt ihn weitaus Robert Byr, mit dem er sonst zu vergleichen wäre.

Stehen die zuletzt genannten Dichter und Dichterinnen durchwegs auf dem realen Boden der Gegenwart, so pflegen ein paar andere, die Werner bespricht, in die Vergangenheit zurückzuschauen, so der Österreicher Wilhelm Fischer in seinen 'Grazer Novellen', die den erfreulichen Einfluſs Gottfried Kellers aufweisen, namentlich die charakteristische Geschichte 'Das Licht im Elendhause', die auch ich nicht warm genug empfehlen kann. Noch schärfer faſst seine Gestalten J. J. David ins Auge, der bei K. F. Meyer in die Schule ging und auf allen Gebieten der Poesie Bedeutendes leistet. Voran steht die Epik. In seiner kleinen Sammlung 'Frühschein' (1896) treten uns Bilder aus der düsteren Zeit nach dem Dreiſsigjährigen Kriege mit erschreckender Wahrheit entgegen; in der 'National-Zeitung' 1897 Nr. 190 habe ich von dem ersten Stücke ('Verstörte Zeit') behauptet, daſs es wie eine historische Urkunde von dem entsittlichten Zustande Deutschlands nach dem groſsen Kriege zeuge, als alle rechtlichen und moralischen Begriffe verschoben waren. Werner nennt es auch künstlerisch das geschlossenste Werk des Dichters. Davids jüngster Roman 'Am Wege sterben' wird noch im Anhange S. 313 ange-

führt. Die letzten der Einzelcharakteristiken Werners gelten modernsten Dichtern: L. Jacobowski, der leider im Dezember 1900 gestorben ist, Karl Busse und — Richard Dehmel, welcher jedenfalls zu den schwer 'Ringenden' gehört und von dem Grade der Vollendung noch weit entfernt ist. Er hat zwar bereits Schüler — allerdings ausgepfiffene —, und Werner bemüht sich redlich, in seiner Poeterei einen Fortschritt nachzuweisen, allein mir kommt vor, als fehlte es diesem Manne schon an Sprachgefühl. Seine neuartigen, äufserlichen poetischen Ausdrucksmittel erscheinen mir einfach — als Marotten. R. M. Werner hätte da und dort etwas schärfer dreingehen dürfen, doch habe ich kein Recht, seine rücksichtsvolle Milde zu tadeln, weil sie durchaus von wissenschaftlichem Ernste getragen und durch einen vornehmen Charakter bedingt ist. In mehreren Schlufsaufsätzen, z. B. über moderne Messiasdichtungen, sucht er seine Ausführungen abzurunden und den Reigen der romantisch-realistisch-neuromantischen Dichter künstlerisch zu schliefsen. Dagegen fällt der Judas-Aufsatz (S. 293) aus dem Rahmen des Buches heraus.

Im ganzen sind Werners Schilderungen wichtige und wertvolle Beiträge zur neuesten deutschen Litteraturgeschichte und zur Geschichte der poetischen Gattungen; seinen in Aussicht gestellten Abhandlungen über modernes Drama und neueste Dramatiker sehen wir darum mit doppeltem Interesse entgegen.

Bozen-Gries. S. M. Prem.

Lewis F. Mott, The poet as teacher. An address delivered before the Men's Club of the Lenox Avenue Unitarian Church. New York, Press of William R. Jenkins, 1900. 14 S.

Der Verfasser stellt eine Anzahl von Zeugnissen über die lehrhafte Mission aller Poesie besonders aus englischen Dichtern zusammen, wobei natürlich Wordsworth (S. 9) als summus vates erscheint. Freilich wird der Sinn des 'Lehrens' so weit genommen, dafs (S. 13) selbst Catulls 'Vivamus mea Lesbia et amemus' als Didaxis aufgefafst wird. Der einmal gefafste Standpunkt wird nicht ohne Geist durchgeführt, aber freilich wäre selbst auf 14 Seiten mehr Vertiefung möglich gewesen.

Berlin. Richard M. Meyer.

August Madert, Die Sprache der altenglischen Rätsel des Exeterbuches und die Cynewulffrage. Marburger Dissertation 1900. 130 S.

Madert unternimmt es auf Grund einer genauen Untersuchung der Sprache und Syntax der Rätsel, die Frage zu beantworten, ob man Cynewulf für den Verfasser halten dürfe, und kommt zu einem negativen Resultat. Er richtet seine Ausführungen vielfach gegen eine vor längerer Zeit erschienene Schrift von mir (Die Rätsel des Exeterbuches und ihr Verfasser, Berlin 1890). Ich stehe nicht an zu bekennen, dafs ich schon

vor dem Erscheinen von M.'s Arbeit meine frühere Ansicht — hauptsächlich unter dem Eindruck der Aufsätze von Sievers und Trautmann — aufgegeben hatte und Cynewulf also nicht mehr für den Verfasser der Rätsel ansehe. Ich gehe sogar noch weiter als M. und glaube auch nicht, dafs die Rätsel das Werk eines Dichters sind. Hierbei stimme ich Bülbring zu, der in der Recension meiner Schrift (Littbl. 1891, Sp. 156) mit Recht bemerkt: Ohne vollkommenen Gegenbeweis solle man lieber annehmen, dafs die Angelsachsen wie mehr als einen lateinischen Rätseldichter, so auch mehrere altenglische gehabt haben. Wie man bei einer Sammlung von Volksliedern schwerlich an einen einzigen Verfasser denken wird, so darf man es meines Erachtens ebensowenig bei diefen Rätseln, die mit geringen Ausnahmen doch auch ein Produkt der Volkspoesie sind.

Der Dissertation von M. ist grofse Sorgfalt nachzurühmen; doch geht der Verfasser in seinem Streben nach Vollständigkeit der Belege zu weit. Es hätte genügt, wenn er die normalen Lautverhältnisse lediglich durch Zahlen festgestellt hätte: das eigentlich Wichtige, die für das Denkmal charakteristischen Formen, wäre dann um so deutlicher hervorgetreten.

Ich beschränke meinen Widerspruch im einzelnen auf zwei Punkte. M. rechnet unter die Rätsel immer noch das in der Handschrift ihnen vorangehende Fragment, obwohl es weder nach Form noch nach Inhalt zu ihnen gehören kann. Man sollte endlich sich dazu verstehen, das Stück als das zu bezeichnen, was es wirklich ist: ein lyrisches Gedicht aus der Heldensage (ten Brink, Littgesch.[2] I, 58 Anm.), und ihm den Titel geben, den Holthausen vorgeschlagen hat: Klage um Wulf (Angl. 15, 188). Die aus diesem Stück entnommenen Belege wären natürlich alle zu streichen.

Ferner halte ich es für unrichtig, bei den Halbversen wonfeax Wale 13, 8 und wonfáh Wale 53, 6 im zweiten Fufse langen Vokal anzunehmen, wie M. es thut (p. 21). Sievers hat (Btrg. X, 230) festgestellt, dafs eine Verkürzung des zweiten Fufses einzutreten pflegt, wenn die Senkung des ersten Fufses durch das zweite Glied eines Kompositums ausgefüllt wird. Auch der Vers mearcpaðas Wala træd 71, 10 scheint auf Kürze des Vokals hinzuweisen. Ich habe (Räts. d. Ex. p. 58) noch den Vers and Wala rīces (Wids. 78) und aufserdem den heutigen Lautstand des Wortes (Wales, nicht *Weales) als Beweise für meine Ansicht angeführt, was M. übersehen hat. Allerdings ist in dem Halbvers swearte Wealas 13, 5 Länge des Vokals möglich. Haben wir hier vielleicht einen Fingerzeig für die Annahme verschiedener Verfasser?

Berlin. G. Herzfeld.

W. A. Neilson, The origins and sources of the 'Court of Love'. (Harvard studies and notes in philology and literature, vol. VI.) Boston, Ginn u. Co., 1899. 284 S.

Neilson hat sich an eine vielumstrittene Dichtung gewagt. Nachdem die alte Ansicht, C. L. sei von Chaucer geschrieben, durch Bradshaw und

ten Brink (Chaucer-Studien S. 168 ff. und 193) beseitigt worden, machte Skeat auf das Datum der einzigen Hs. aufmerksam, die nach 1500 anzusetzen ist (Minor poems, S. XXXI), und bildete sich die Überzeugung, das Werk sei erst nach dem Erscheinen von Thynnes Chaucer-Ausgabe 1532 entstanden (Chauceriana S. LXXVI f.). Um dieselbe Zeit wies ich auf die Möglichkeit hin, C. L. könne noch aus der letzten Zeit Chaucers stammen und von jenem Scogan herrühren, dem Chaucer seine Epistel 'L'envoy to Scogan' sandte (Grundrifs II, 1, 684). Gegen diese Theorie erhob Kittredge Einspruch, aus Gründen der Sprache und der Interpretation, und behauptete: The C. L. is shown by linguistic evidence to belong to the end of the fifteenth century or the beginning of the sixteenth (Harvard studies a. n. 1892, S. 112). Zugleich stellte Schick, 'Temple of glas' S. CXXIX ff., die Übereinstimmungen seiner Dichtung mit C. L. zusammen und zwar so, als ob er C. L. zwischen T. G. (1403) und 'The kingis quair', d. h. ungefähr in das erste Viertel des 15. Jahrhunderts setzen würde. Auch wies J. T. Brown in seiner Studie 'The authorship of the K. Q.' 1896 S. 31 ff. auf Parallelen zwischen diesem gut datierten Gedicht Jakobs I. und C. L. hin, wobei er aus der strengen Einheit des C. L. und der geringen Einheitlichkeit des K. Q. schlofs, C. L. sei Vorbild für K. Q. gewesen. Jetzt findet Neilson sowohl die Gründe Skeats als die Browns unzureichend; Sprache und litterarische Haltung (attitude) des Verfassers erinnern ihn an die Periode des Hawes; 'allowing an interval to account for the loss of some of Hawes's inflections, we shall probably be not far astray in fixing the date about the end of the first quarter of the sixteenth century' (S. 2). Es wundert mich, dafs Neilson eine so subjektive Datierung an den Anfang setzt und darauf erst seine eingehende Quellenuntersuchung folgen läfst. Vielleicht kommen wir eher zu einem verläfslichen Resultat, wenn wir zuerst die Quellenuntersuchung nachprüfen und dann erst die Datierungsfrage nochmals aufnehmen.

Die Quellenuntersuchung hat Neilson insofern sehr gründlich geführt, als er die Hauptmotive des C. L., nämlich den Liebeshof, die Liebesgebote, die Führerin Philobone und die Liebesmette der Vögel, durch die lateinische, provenzalische, altfranzösische, altdeutsche und mittelenglische Litteratur verfolgt, ja in England noch das ganze 15. und in der Hauptsache auch das 16. und 17. Jahrhundert mit berücksichtigt. Dies umfassende Vergleichen giebt seinem Buche einen Wert, der über den einer blofsen Detailstudie beträchtlich hinausgeht. Wie schwer es ist, bei solchen Aufzählungen vollständig zu sein, deutet Neilson selbst in gewissenhafter Weise an. Doch kann ich nicht umhin, das erste englische Gedicht hier nachzutragen, worin der Liebesgott als allegorische Person hereingezogen und zum Schiedsrichter gemacht wird: es ist in der Hs. Harley 2253, also aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts überliefert, steht in Böddekers Ausgabe auf S. 168—171 und beginnt 'Blow, northerne wind'. Nachdem der Dichter die Schönheit der Geliebten in 54 Versen gepriesen hat, geht er auf einmal zu einem neuen Gedanken über:

To Love, þat leflich is in londe,
y tolde him — as ych understonde —
hou þis hende haþ hent in honde
on huerte þat myn wes;
ant hire knyhtes me han so soht:
Sykyng, Sorewyng, and Þoht,
þo þre me han in bale broht
aȝeyn þe poer of pees.

Gegen diese drei Ritter seiner Dame, die ihn angreifen und bedrängen, legt der Dichter bei Love Klage ein und erreicht folgenden Bescheid:

Love me lustnede uch word,
ant beh him to me over bord,
ant bed me hente þat hord
of myne huerte hele;
'ant bisecche þat swete and swote —
er þen þou falle ase fen of fote —,
þat heo wiþ þe wolle of bote
dereworþliche dele'.

Da ist sicherlich die Figur des Liebesgottes als eines Herrschers und Richters voll ausgeprägt, während Neilson dafür vor Gower und Chaucer in englischer Sprache nur die Übersetzung von Grossetestes geistlichem 'Chasteau d'Amour' im Ms. Vernon (c. 1360—70) kennt. Geht man auf solche predigtmäſsige Verwendung der Liebesallegorie ein, so wären übrigens auch die mannigfachen Stellen in 'Piers Ploughman' zu erwähnen, wo Love auftritt. Von Chaucer an ist dann Neilson ziemlich vollständig, durch das ganze 15. Jahrhundert. Aus der Folgezeit, wo er selbst nicht mehr Vollständigkeit erstrebt, sei nur kurz beigefügt, daſs der Liebesgott auch in das Elisabethische Drama als agierende Person Aufnahme fand ('Tancred and Gismunda', 'Rare triumphs of Love and Fortune', Lillys 'Sappho and Phaon'), daſs Spenser in der 'Hymn to Love' eine Umbildung im Sinne des Platonischen Eros versuchte und daſs schlieſslich der Hof der Liebesgöttin in humoristischer Färbung noch als das Sylphenreich in Popes 'Rape of the lock' fortlebt. Es war ein Motiv von weitester Verbreitung in der Kunstdichtung, bis ihm keine neue Seite, weder im Ernst noch im Scherz, mehr abzugewinnen war; in der Volksdichtung aber wird man es vergeblich suchen.

Indem dann Neilson versucht, aus all diesen englischen und kontinentalen Dichtungen die Quellen für C. L. herauszufinden, ergiebt sich das Resultat, daſs neben Ovid-Maximian und dem Rosenroman, den von Mitte des 14. Jahrhunderts an jeder Kunstdichter kannte, nur Chaucer als sicherer Anreger zu betrachten ist. Und zwar ist der Anschluſs speciell an Chaucers 'Legend of good women' so eng und intim, daſs ihn Neilson als 'the most important single element' bezeichnet (S. 229). Nicht bloſs heiſst die Königin hier ebenfalls Alcestis und wird als daisy verherrlicht wie Chaucers gnädige Königin Anna; sondern der König ist geradezu derselbe to whom obeyed the ladies gode ninetene (V. 108), so daſs C. L. fast mehr den Eindruck einer Weiterführung als einer bloſsen Nachahmung der L. G. W. macht. Auch erkennt Neilson an, daſs Chaucers

'Death of Pite' seine Hauptfigur — Pity dead and buried — zu C. L. beigesteuert hat, dafs auf Chaucers 'Anelida and Arcite' eine Anspielung pafst, und noch einige Kleinigkeiten. Dennoch glaube ich, dafs hiemit die Liste der Anspielungen auf Chaucer noch nicht erschöpft ist. Gleich zu Anfang des C. L. erfahren wir, dafs an demselben Hofe Phebus shoon, to make his pease agayn for trespas doon to high estates tweyn, nämlich der Venus und dem Mars, die er in Liebesumarmung gefunden hatte — der Venus war es sehr unangenehm gewesen (V. 83 ff.). Wie diese Stelle wohl lauten würde, wenn sie lediglich eine mythologische Reminiscenz wäre, mag der Vergleich mit Lydgates 'Temple of glas' V. 126—8 zeigen. Hier aber ist das Thun des Phoebus mit auffallender Breite ausgemalt und sein Scheinen als Genugthuung für eine Unbill ausgelegt, die er dem hohen Liebespaar früher zugefügt hatte: dies klingt entschieden wie eine Anknüpfung an ein anderes Chaucer-Gedicht, an 'The complaint of Mars', jene faunische Elegie über die Entdeckung einer Liebschaft zwischen einem Vetter Richards II. und einer verheirateten Prinzessin am englischen Hofe 1373—9, die uns durch eine handschriftliche Bemerkung Shirleys in ihren realen Anspielungen erläutert wird. Ferner dünkt es mich für die Quellenforschung der Vogelmette am Schlufs nicht ausreichend, lediglich auf die allgemeine Thatsache zu verweisen, dafs bei den damaligen Kunstdichtern die Vögel öfters ein Lied auf den Liebesgott singen (Neilson S. 216 ff.). Denn die Vögel sind in C. L. zugleich in einer Weise gruppiert, die an Chaucers Hochzeitsgedicht für Richard II. und Anna, 'The parlament of birds', erinnert: wie bei Chaucer ist den edlen Raubvögeln Adler und Falke eine beträchtliche Rolle eingeräumt; wie die niedrig denkende Gans im P. B. stellt sich hier the mavis in a scorn gegen die Turteltaube, die dort wie hier von ewiger Treue spricht; und in beiden Dichtungen führt der egoistische Kuckuck den Schlufs der Debatte herbei. Auch ist die Wahl von Eule und Weihe als Mitsprecher, obwohl sich diese Vögel weder durch schönes Aussehen, noch durch wohlklingende Stimme, noch durch Liebessagen, noch durch litterarische Tradition empfahlen, beiden Dichtern gemeinsam. Wahr ist, dafs die Vögel im P. B. ein roundel anstimmen und in C. L. eine Art Gottesdienst; aber Neilson selbst erweist die Anlehnung an Kirchengesänge als ein älteres und verbreitetes Motiv der Franzosen, das im London der Chaucer-Zeit nicht mehr erfunden zu werden brauchte; und überhaupt thut das Vorkommen von Neben-Verschiedenheiten der Beweiskraft konkreter Übereinstimmungen keinen Eintrag. Endlich liegt es, wenn in C. L. (V. 872 f.) als Muster treuer Liebhaber gerade Troilus und Antonius (!) und keine anderen genannt werden, gewifs nahe, an Chaucers 'Troilus' und an seine Darstellung des liebesfesten Kleopatra-Gemahls in der ersten L. G. W. zu denken. Für sich allein genommen hat dies Moment freilich nicht viel Kraft; im obigen Zusammenhange aber mag es mit zeigen helfen, wie sehr sich der Dichter des C. L. in der Chaucerischen Sphäre bewegte.

Nach der Ansicht Neilsons ist auch Lydgates 'Temple of glas' eine sichere Quelle. Es dürfte sich von vornherein empfehlen, die Originalität

des reimgewandten Suffolkers nicht zu überschätzen und zugleich in Bezug auf den Dichter des C. L. zu beachten, daſs seine komischen Motive selbst durch Neilsons fleiſsige Umschau in der damaligen allegorischen Liebesdichtung nicht als Nachahmungen zu erweisen waren. Neilson hat jene Parallelen, die er für die gewichtigsten hielt, nämlich die bei der Schilderung der Liebeshindernisse, zu einer Liste zusammengestellt, die ich hier abschreibe; nur übergehe ich die Ähnlichkeiten mit T. G., weil er sie selbst für unsicher erachtet, und füge dafür die entsprechenden Stellen des Rosen-Romans, den Neilson leider nicht im einzelnen mit vergleicht, hinzu.

	R. R.	C. L.	T. G.
Poverty	V. 450	V. 1138	V. 159, 175
Absence	—	252	151
Falseness	165	583	168
Monastic vows	415, 6152	253, 1097, 1149	196.

Die nähere Untersuchung ergiebt folgendes Verhältnis. Bei Poverty wird hervorgehoben: 1) Nacktheit — R. R. und C. L., nicht T. G.; 2) Verschämtheit — mit einem Wort R. R., mit drei Versen C. L., ebenso und zugleich mit Klage der Armen über die stets gewinnenden Reichen T. G., wobei Lydgate vielleicht aus R. R. 1129 mit schöpfte. Von Absence steht nichts in R. R.; ein Wort (ferre) in C. L.; vier Verse in T. G. Falseness wird in R. R. zuerst nur als Felony markiert; später wird sie wiederholt, doch immer nur in allgemeinen Ausdrücken verpönt; C. L. giebt Beispiele von falschen Männern; T. G. von falschen Männern und Frauen. Mönche und Nonnen sind in R. R. durchaus als Scheinheilige gegeiſselt; C. L. läſst sie auch noch *feyne perfeccion*, betont aber schon mehr in mitleidiger Weise, daſs sie oft von ihren Freunden zum Gelübde gezwungen wurden; T. G. kennt nur mehr die mitleidige Auffassung, wobei wörtliche Übereinstimmungen mit C. L. begegnen. Danach ist es, ohne zu künsteln, möglich, C. L. als eine Mittelstufe zwischen R. R. und Lydgate zu fassen. Ich folgere nicht, daſs man es thun müsse; hiezu würde eine viel eingehendere Untersuchung gehören, als ich sie an diesem Orte anstellen kann; aber die Sicherheit, mit der Neilson den T. G. für eine Quelle des C. L. erklärt, ist wenigstens ebenso unbegründet.

Das Ergebnis der Quellenuntersuchung ist, daſs von englischen Autoren nur Chaucer ein zweifelloses Vorbild für C. L. war. Wie steht es nun mit Kittredges sprachlichen und inhaltlichen Einwendungen gegen die Theorie, Scogan könne der Verfasser des C. L. sein?

Die sprachlichen Einwendungen sind folgende:

1) The poem does not contain a single final-*e* that is sounded in the interior of the verse (Harvard studies, 1892, S. 112). — Das ist unrichtig. Skeat hat bereits auf einige tönende End-e im Versinnern hingewiesen (Chauceriana S. LXXVII). Ihre Zahl war ursprünglich noch gröſser, bevor Skeat durch Einsetzung von Flickwörtern in seinen Text sie möglichst entfernte. Wenn er *wére shápen* 136 nicht in *wére [i]shápen* änderte, ist dies wohl nur ein Übersehen, da er sonst das Praefix *i-*, obwohl

er es für archaisierend hält, zu obigem Zwecke sehr freigebig einschob. Dazu kommt, daſs in der uns erhaltenen Handschrift des 16. Jahrhunderts bereits eine Menge rhythmisch unentbehrlicher End-*e* durch ein nachgesetztes *n* gestützt sind, oft in ganz unorganischer Weise, wie Skeat S. LXXVII richtig bemerkt; z. B. — um einen bei Skeat fehlenden Fall nachzutragen — [*I*] *taken* 1056. Skeat nennt dies ebenfalls Archaisieren, nimmt diese Miſsformen bei der metrischen Untersuchung aber doch ohne Anstand hin, als wäre die Handschrift ein Original. Wenn sich ein alter Schreiber und ein moderner Herausgeber so wetteifernd bemühten, die tönenden End-*e* zu vernichten, und diese dennoch nicht ganz verschwunden sind, wie viele müssen dann wohl ursprünglich im Texte gestanden haben!

2) Die Reime vernachlässigen das End-*e* and all of Chaucer's rules. — Das ist richtig. Aber das Verstummen des End-*e* im Reim ist ein Prozeſs, der auch sonst schon bei den frühesten Chaucer-Nachahmern mehr oder minder häufig begegnet; vgl. Vollmer, Anglia XXI 218, betreffs Hoccleve und Schick, T. G. LXII, betreffs Lydgate. Und was die anderen Chaucer-widrigen Reime anbelangt, wer behauptet denn, daſs Scogan gleich ihm ein Londoner gewesen sei? Kittredge selbst hat in dankenswerter Weise zu Tage gebracht, daſs Henry Scogan ein Landbesitzer zu Reinham in Norfolk war; er wurde 1361 geboren und starb 1407. Seine Reimeigentümlichkeiten sind daher vielmehr mit der Sprache der Norfolker Gilden von 1389 zu vergleichen, über die Ernst Schultz 1891 eine gute Dissertation geschrieben hat; auch wird der verwandte Dialekt der Suffolker Lydgate, Bokenam und Capgrave, die alle noch in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Nachahmung Chaucers dichteten, mit Vorteil heranzuziehen sein. Ich übergehe gemeine Reimunreinheiten wie Länge gebunden mit Kürze, *tung* : *long* 737, *length* : *thenkth* 1059, *kepe* : *flete* 309, *here* (?) : *grene* 253, und wende mich zu den dialektischen Abweichungen von Chaucers Sprachgebrauch.

withstand : *Holand* 1230 neben *understond* : *bond* 743, : *yond* 1258; vgl. Gilds S. 6: *-and* neben häufigerem *-ond*; Lydgate blieb bei Chaucers *o*, Bokenam meidet beweisende Reime, Capgrave begünstigt eher schon *a* (Anglia XXIII 179). — *I beganne* : *offencion* 922 hat vereinzelte Parallelen in Gilds S. 5 und Lydgate (Anglia XXIII 178); oder vielleicht ist *I begun* (: *offencioun*) zu lesen, da diese Analogieform in nördlichen Denkmälern seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts bereits bezeugt ist (Wackerzapp, Ablaut S. 55); oder es liegt eine Textverderbnis aus *I have begunne* vor, was durch die Schreibung mit zwei *n* und *-e* in der Hs. (Skeat ersetzt sie durch *begon*) noch wahrscheinlicher gemacht wird. Da wir eine einzige Hs. besitzen und diese ziemlich viele Reime entstellt überliefert, ist aus einem so zweifelhaften Falle wenig zu schlieſsen. Auf die Schreibungen im Versinnern ist vollends kein Anlaſs einzugehen.

herd Part. : *hard* (: *I ferd* = es ging mir, vielleicht aus *I fared*) 149; Verwandlung von *ĕ* in geschlossener Silbe vor *r* zu *a* begegnet auch schon Gilds S. 8, 18, ist selbst bei Lydgate nicht unerhört und bei Capgrave natürlich noch häufiger, vgl. Anglia XXIII 333 f.

where : *stare* 423 neben festem *where* 1240 und *there* 156, 325, 1069, 1156 ist schlechtweg provinziell, daher auch in Norfolk und Suffolk zu finden, und zwar, wie alle Dialektismen, in Reimen häufiger als in Schreibungen (Anglia XXIII 326).

ī : *ē* ist eine Bindung, die in Norfolk und Suffolk besonders früh beliebt wurde, so dafs man sie zu Ende des 14. und im Laufe des 15. Jahrhunderts als das Hauptkriterium dieser Gegend betrachten darf. Sie erscheint in zahlreichen Reimen Lydgates (Schick LXI, Schleich XXXIX) und Bokenams (Engl. Stud. VIII 239), auch Capgraves (Anglia XXIII 348). Dazu stimmen viele Schreibungen in Prosa (Anglia XXIII 352, Quellen d. weltl. Dramas XXII). Hieher dürften aus C. L. gehören *ye* : *degree* 133, : *see* 768 (sonst *ye* 135, 285, 299, 340, 429, 939, 1139, *ny* 990, *fly* 1299, *wrye* 1358, *high* 1420, *dye* 1054, 1152 und *deye* 584, 1375, *sey* 693), *lyke* : *eke* 563, *fere* = Feuer : *yfere* 623, *desyre* : *here* 961, 1302, *mind* : *frend* 1057, *company* : *destine* 1170. — Weit minder charakteristisch, obwohl auch im östl. Mtl. beliebter als anderswo, sind die Bindungen *ĭ* : *e*; wir finden sie hier entsprechend seltener, nämlich in *tretesse* : *worthinesse* 28, *engyn* : *ben* 535, *dent* : *went* 836.

gleyve : *re[y]ve* 544 und *plaint* : *talent* 716 machen auf den ersten Blick den Eindruck sehr später Formen. Wieder jedoch sind diese sonst ungewöhnlichen Monophtongierungen des frz. *ai* gerade auf ostanglischem Boden mehrfach in Reimen zu erweisen. Bokenam bindet *pleynt* : frz. *tenter*, *feynte* : *ble(y)nte* (Engl. Stud. VIII 229) und Capgrave *repayr* : ae. *wer* (Angl. XXIII 189, 356). Entsprechende Schreibungen setzen bei Wiclif, in den Londoner Urkunden und Norfolker Gilds ein und fehlen auch nicht bei Capgrave, wie Dibelius an letztgenanntem Orte zur Genüge gezeigt hat.

right : *write* 14, u. dgl. 145, 453, 790, 872, 1102: das Verstummen des *h* in dieser Kombination ist wieder schon für 1389 durch die Norfolker Gilds (S. 9 f.) reichlich bezeugt. Für den Dialekt Bokenams und Capgraves ist die Häufigkeit solcher Reime geradezu symptomatisch, wie niemand so leicht vergessen wird, der Furnivalls Bemerkungen zu Horstmanns Ausgabe der Capgraveschen 'Katharina' E. E. T. S. 100 gelesen hat.

Die von Chaucers Sprachgebrauch abweichenden Reime brauchen danach nicht als späte gefafst zu werden, sondern können ebensogut für dialektische, speciell ostanglische aus der Zeit von 1389 ab gelten. Ja die letztere Deutung gewinnt noch sehr an Wahrscheinlichkeit, wenn man beachtet, wie alle Bildungssilben in C. L. noch intakt dastehen, soweit nicht die auch unter dem Hauptaccent häufige Bindung *i* : *e* in Betracht kommt; während sonst im 15. Jahrhundert, schon von Lydgate an, die *-oure* und *-ure*, *-eil* und *-el*, *-air*, *-ar* und *-er*, *-ain* und *-en*, *-esse* und *-as* immer mehr durcheinander laufen. Bei dieser Annahme früherer Entstehungszeit verschwindet auch das Auffällige der tönenden End-*e*, der *i*-Praefixe und des Pft. Sgl. *sey* (= ich sah : *way* 692), über das sich Skeat, Chauceriana S. LXXIX, wundert. Skeat sucht sich durch die Hypothese des Archaisierens zu helfen; doch zu welchem Zwecke sollte

ein Liebesdichter vor Spenser altertümeln? Ebensowenig genügt die Behauptung, der Dichter sei eben ein schlechter Reimer gewesen; denn warum sollte er lauter solche Reimfreiheiten wählen, die in Norfolk-Suffolk erlaubt waren? Wenn wir dagegen den Dichter für einen Mann dieser Gegend halten, so ist von 1389 ab durch einige Jahrzehnte, bis die Suffixvokale sich verwirren, alles in Ordnung.

3) Kittredge vergleicht noch die Reime von C. L. mit denen der sicher von Scogan herrührenden 'Moral balade' (Chauceriana S. 237 ff.) und findet, letztere contains several such (tönende) end-*e*'s in the interior of the verse, and is fairly observant of Chaucerian canons in rhyme. — Was die End-*e* der M. B. betrifft, so zähle ich als sichere Fälle nur *I aske* 17 und *in youthe* 36, wobei ich mich freilich auf die Lesarten der Handschrift (Ashmole 59, 15. Jahrh.) stütze, nicht auf die durch Partikeltilgung oft gekürzten Verse Skeats, und auch nicht mit Skeat *réson* : *séson* 142 skandiere, sondern in gut me. Weise *resó[u]n* : *sesó[u]n*. Das ist gegenüber den wahren End-*e*-Verhältnissen in dem viel späteren Ms. des C. L. gewifs kein nennenswerter Unterschied. — Eher könnte ein solcher betreffs der Reime konstatiert werden, denn diese sind in M. B. in der That rein Chaucerisch. Aber betrachten wir den Umfang der beiden Gedichte: M. B. hat 168 Verse von Scogan, C. L. 1442: wieviel mehr Gelegenheit zu Reimfreiheiten war da geboten! Und betrachten wir erst die Qualität der beiden Produkte: M. B. ist zum Vortrag vor den Prinzen des königlichen Hauses geschrieben, für einen feierlichen Anlafs, zu ernst belehrendem Zwecke, überdies mit Chaucers vollcitierter Ballade 'Gentilnesse' in der Mitte, was auch für das übrige die gewählte Sprache des Meisters forderte; C. L. dagegen ist eine Humoreske mit einem Stich ins Derbe, gegen die höfischen Liebeshuldigungen Chaucers gerichtet und für einen privaten Kreis, angeblich sogar für die Geliebte des Dichters bestimmt (V. 40); da hatte die Einmischung des Dialektes stilistische Berechtigung und konnte behaglich wirken. Kam es doch auch sonst vor, dafs ein und derselbe Dichter in verschiedenen Werken eine verschiedene metrische Technik gebrauchte; Chaucer hat die 2. 3. Sgl. Praes. Ind. mit *s* nur in Reimen des B. Duch. und H. Fame und die nördliche Dialektform *hand* nur im Munde des Studenten in der 'Reeves tale'; Skelton verwendet in 'Colyn Clout' unreinere Reime als in seinen anderen Dichtungen, z. B. *complain* : *men*, *ure* : *dore*, *rescite* : *directe*, *barke* : *carpe* : *art*, *Christ* : *priest*, *trapped* : *stopped*, *neven* : *haven*, dem volkstümlichen Humor dieser Satire entsprechend, während seine feierlichen Hofelegien auf den Tod Eduards IV. oder Northumberlands tadellos gereimt sind.

Nun zu Kittredges inhaltlichen Einwürfen.

1) Die Epistel does not necessarily imply that Scogan's offence against the god of love was committed by way of a poem. — Aber Chaucer redet nicht von einer Beleidigung des Liebesgottes schlechtweg. Er sagt, Scogan habe *the laws of love* verletzt, und solche Liebesgesetze gab es doch nicht in Wirklichkeit, nur in den Gedichten vom Gerichtshofe des Cupido. Er bemerkt ferner, Scogan habe ein *rebel word* nicht blofs selbst gesprochen,

sondern den Gott Cupido noch in höhnischer Weise zu einem *record* veranlaſst: man mag dies *record* deuten, wie man will, immer bleibt eine allegorische Situation bestehen, die nur in ein Gedicht paſst. Wie käme endlich Chaucer gegen Schluſs seiner Epistel dazu, zu sagen, er wolle sich *excuse ... in no rime*, wenn er nicht in Reimen angegriffen worden war?

2) Das Liebesvergehen Scogans, führt Kittredge aus, habe nach Chaucers Epistel wohl nur darin bestanden, daſs Scogan seine Dame, weil sie ihn nicht erhören wollte, aufgab, und zwar gerade auf Michaelis, to make this act of renunciation as formal as possible. Scogan hätte also der Geliebten in Wirklichkeit bedeutet: ich kündige dir auf Michaelis. Auch Skeat huldigt einer solchen realistischen Auffassung und versetzt deshalb sogar die Entstehung der Epistel kurz nach Michaelis (des Jahres 1393, wie man aus der Eingangsanspielung auf ein besonders nasses Jahr zu zu schlieſsen pflegt). — Ich setze zunächst die Verse Chaucers, soweit sie sich auf dies Motiv beziehen, hieher.

> Hast thou not seyd, in blaspheme of this goddis,
> Through pryde, or through thy grete rekelnesse,
> Swich thing as in the lawe of love forbode is:
> That, for thy lady saw not thy distresse,
> Therfore thou yave hir up at Michelmesse?
> Allas, Scogan! Of olde folk ne yonge
> Was never erst Scogan blamed for his tonge.

Zunächst handelt es sich um den Ausdruck *at Michelmesse*. Ich zweifle, ob es selbst im England des späten Mittelalters je vorkam, daſs jemand ein Liebesverhältnis auf einen Termin aufgab wie einen Mietsvertrag, und noch mehr, ob Chaucer derlei zu einem Gegenstand eines freundschaftlich-humoristischen Gedichtes gemacht hätte. Wenn man in Mätzner-Bielings Me. Wb. sieht, wie gern man damals nach diesem Termine rechnete, z. B. *fro Myhelmasse to Myhelmasse* = durch das ganze Jahr, so wird man geneigt sein, das Wort eher Chaucer zuzuschreiben, um das Abspringen Scogans als ein höchst decidiertes, wie durch einen Vertrag formuliertes zu belächeln. Statt eines plumpen Geschehnisses hätten wir dann eine schalkhafte, Chaucer durchaus anstehende Ausdeutung. — Nach dieser Interpretation erhebt sich die weitere Frage: kommt solches in C. L. vor? Ich gebe von der einschlägigen Partie den Inhalt. Der Dichter, Philogenet genannt, kommt an den Hof des Königs Cupido und der Königin Venus. Eine Kammerfrau der Königin, Philobone, führt ihn durch den Palast. Cupido verweist ihn auf die Gesetze (*statutes*) der höfischen Liebe, die er in einem Buche zu lesen bekommt; sie schreiben vor, der Dame immer treu ergeben zu sein, sie zu verteidigen, sich nach ihr unendlich zu sehnen, sie als makellos zu verehren und ihr immer zu geben, Geschenke und Liebe, aber niemals von ihr etwas zu verlangen. Wohl tausend Liebende beten in diesem Sinne zu Venus. Auch der Dichter richtet sein Gebet an sie, *my lady free, my goddes bright*. Er schwört, daſs er ihr — *his lady* ist also die höfische Liebe in Person — ewig treu sein und dienen will (V. 639). Doch fügt er sogleich die Bitte hinzu, die

Herrin möge ihm ein gewisses Weiblein *of mene stature, lusty and fresh,* zuweisen, von dem er kürzlich geträumt habe; *for hote I love — help, lady goddess, that possessioun I myght of her have!* Mit Diana wolle er sich durchaus nicht vertragen: *a fig for all her chastitee!* Das Gebet geht aus in eine Vertragsbedingung, wie sie nicht entschiedener urgiert werden kann. Sie verstöſst aber durchaus gegen das Wesen des Liebeshofes, an dem Mitleid von seiten der Dame nicht lebt, sondern nur ein Grabmal hat. Indem Philobone dem Dichter ein Mittel angiebt, an sein Ziel zu gelangen, nämlich *hot corage,* verrät sie ein verpöntes Geheimnis; erführe es die Liebeskönigin, sagt sie, *in court no lenger shuld I, oute of dowt, dwellen, but shame in all my life endry* (V. 726 f.). Hiemit führt sie ihn zur lustigen Rosial, einem Weiblein *with pregnant lippes and thik to kiss,* das ihm bald alles Mitleid erweist — diese ist ihm jetzt *Princesse and Quene* (V. 843). Während er bisher Lieder zu Ehren des Königs und der Königin der Liebe machte und dabei *sad* war, will er jetzt *full mery sing* (V. 897—900). Unleugbar ist dies ein Abfall des Dichters von seinem anfänglichen Dienste der hohen Liebe, der *goddes eterne* (V. 592), die alle Dinge in der Welt zusammenhält (V. 693) und zu Güte, Ehre, Vollkommenheit erzieht (V. 600 ff.), freilich ohne Gewährung von Liebesgenuſs, zu dem eines irdischen, aber die Sehnsuchtsqual heilenden Weibes; ein Abfall von provenzalischem Frauenkult zu einem sinnlichen Verhältnis; zugleich ein Abfall ohne Bedenken, gleichsam mit juridischer Berechtigung durchgeführt, weil die erste Dame eine wesentliche Bedingung nicht erfüllt hatte. Wie im Verlaufe der Handlung der ganze Liebeshof sich verändert, Pitee zu neuem Leben erwacht und Philogenet den Segen von Cupido und Venus gewinnt, gehört nicht weiter hieher, ist auch bei der fragmentarischen Überlieferung des Gedichtes nicht so leicht herauszufinden. Wer zwischen höfischer Liebe (= Venus zu Anfang) und Liebe im natürlichen Sinn (= Rosial) unterscheidet, wird zugeben, daſs der Dichter des C. L. in der That *yave up ... his lady*; und da dies Venus selbst war, begreift man, daſs sie von Chaucer als gelästert und überaus klagend beschrieben wird.

Aber C. L., wenn auf Chaucer gemünzt, macht es zugleich begreiflich, wie Chaucer dazu kam, zu antworten. Denn gegen seine Art der Damenhuldigung, wie er sie in Death of Pitee, B. Duch., P. B., H. Fame, L. G. W. gepflegt hatte, wendet sich der Dichter des C. L., um sie vom Standpunkt des gesunden Menschen aus zu belachen und zu überwinden. Vielleicht war Chaucer V. 964 f. sogar persönlich gestreift als der streng höfische Liebhaber, *that hath this twenty yere ben here,* ohne doch Liebe zu erlangen. Denn Chaucer hatte öfters, zuletzt noch H. F. II 120, betont, daſs ihm Liebe von seiner Dame niemals zu teil geworden sei. So herausgefordert hätte Chaucer eigentlich Anlaſs gehabt, sich in einem neuen Gedichte über die Liebe zu *excuse* (Epistel V. 36); doch lehnt er dies im Hinblick auf sein Alter und auf die Eitelkeit alles menschlichen Schaffens ab: *al shall passe that men prose or ryme, take every man his turn as for his tyme* (V. 41 f.).

3) Kittredge findet, dafs noch eine Stelle der Chaucer-Epistel zu C. L. nicht passe. Sie heifst:

> Thou drowe in scorn Cupyde eek to record
> Of thilke rebel word that thou hast spoken, —
> For which he wol no lenger be thy lord.

Nach Kittredge bestand Scogans *rebel word* darin, dafs er seine Dame aufgab, und dazu habe er Cupido selbst called to witness: this is the only conceivable meaning of '*drowe ... to recorde*'. — Ich bestreite zunächst, dafs *record* nichts anderes bedeuten könne als 'Zeugnis'. Prof. F. Liebermann belehrt mich, dafs es hier, wo es sich um Gesetzesbruch und Rechtsverhandlung dreht, als juridischer terminus technicus steht in der Bedeutung 'unumstöfslicher Gerichtsspruch'. Zu solchem *recorden* war nur *the king's court* befugt (Pollock and Maitland, Hist. of Engl. law II 666), aber nicht ein blofses Barons- oder Stadtgericht. Dem Cupido als König steht es naturgemäfs zu. Was giebt das nun für einen 'scorn', wenn Cupido die Untreue Scogans durch königlichen Machtspruch ahndet? Und selbst wenn man bei Kittredges 'Zeugnis' bleibt, ergiebt sich eine rätselhafte Situation: Cupido als Bezeuger einer Liebesuntreue gegen seinen eigenen Willen, so dafs er dafür Strafe verhängt. Darum möchte ich *rebel word* von der in der vorausgehenden Strophe erwähnten Untreue Scogans trennen; zumal das *eek* in der ersten Zeile unserer Strophe anzudeuten scheint, dafs zu dem Verbrechen gegen Venus ein zweites gegen Cupido dazu kam. Es wäre dann zu übersetzen: 'du Spötter liefsest überdies Cupido mit Machtspruch jenes (bewufste, unwiederholbare) Rebellengebot verfügen, das du gesprochen hast' (während es Cupido niemals zu sprechen einfiele). Was hiebei noch an Klarheit fehlt, ergiebt sich durch die Heranziehung des C. L. Da sind nämlich die Gesetze der Liebe von Cupido mit besonderem Nachdruck verfügt, in einem Buche niedergeschrieben, durch Rigour noch eingeschärft und durch kein Mitleid abzuwenden. Unter diesen Gesetzen aber ist sicher das sechzehnte ein *rebel word*, nämlich: *seven sith at night thy lady for to plese — kepe it if thow may* (V. 436). Der Dichter des C. L. hat es überdies noch mehrfach mit Nachdruck erwähnt: bevor Philogenet die Gesetze Cupidos beschwört (*though my body sterve*, V. 515), dann wo er sich mit Rosial verständigt (*the sixteenth statut doth me grete grevaunce, but ye must that relesse or modifie*, V. 1013 f.), endlich bei einer Prahlrede von Avaunter (*I kept the statut whan we lay yfere*, V. 1238); es konnte daher als 'das bewufste' markiert werden. Dafs es, obwohl höfischer Liebe aufs derbste widerstrebend, doch ihrem König Cupido als Kronspruch in den Mund gelegt wird, ist 'scorn' und verdient Strafe; diese besteht nach Chaucer darin, dafs Cupido sich nicht mehr um Scogan kümmern will, was offenbar eine schalkhafte Drohung für die Zukunft ist und wieder aus dem C. L. Bedeutsamkeit gewinnt, denn diese Dichtung schliefst mit Vogelliedern auf die Hochzeit des Autors, wobei immerfort der *Lord of love* angerufen wird.

Recht hat dagegen Kittredge, wenn er auf Grund seiner biographischen Funde über Scogan (vgl. jetzt dazu D. N. B.) bemerkt, dafs wir Chaucers

Andeutung über sein graues (*hore*) Aussehen nicht zu ernsthaft nehmen dürfen; denn Henry Scogan, der als Dichter der 'Moral balade' wohl ausschliefslich in Betracht kommt, war selbst bei Chaucers Tode noch nicht vierzig Jahre alt. Um so lieber gebe ich im Hinblick darauf zu, dafs mein erster Eindruck, der Dichter des C. L. rede über die Liebe wie ein Alter, falsch war.

Der Gewinn, den die englische Litteraturgeschichte zöge, wenn es gelänge, C. L. als das von Chaucer gemeinte Gedicht Scogans zu erweisen, wäre nicht zu verachten. Vor allem würden beide Werke dadurch erst recht verständlich; wie sehr namentlich in Chaucers Epistel jeder Satz, fast jedes Wort an Witz und Prägnanz zunähme, hat sich wohl aus den obigen Darlegungen bereits ergeben. Ferner bekämen wir einen interessanten Beitrag zur Aufnahme Chaucers bei seinen Zeitgenossen. Endlich wäre zu beobachten, wie rasch sich gegen die überpathetische, konventionelle Liebesauffassung, die Chaucer nach französischen Mustern in London zur Geltung brachte, der englische common sense erhob und ihr ein komisches Heldenepos an die Seite stellte. Aber wer wagt so leicht ein entscheidendes Urteil auf diesem spät-me. Gebiete, wo noch lange nicht alle Denkmäler ans Licht gezogen sind und jeder Tag neue Zeugnisse oder Texte oder feine Sprachbeobachtungen bringen kann?

Berlin. A. Brandl.

Macmillan's library of English classics edited by Alfred W. Pollard. A series of reprints of standard works in library form. 8°. Cloth elegant. 3 s. 6 d. net per vol. London, Macmillan & Co., 1900.

In vorzüglicher Ausstattung werden hier Meisterwerke der englischen Prosa geboten, die zu kennen in England zur allgemeinen Bildung gehört. Bei der Auswahl haben offenbar Buchhandelverhältnisse mitgesprochen; wenn ein schönes Werk schon bei Macmillan eine gute Ausgabe gefunden hatte, oder wenn es überhaupt noch nicht bequem zugänglich war, so wurde es aufgenommen; das giebt der Sammlung nicht einen systematischen, eher einen praktischen Charakter. Beim Druck wurde regelmäfsig die Ausgabe letzter Hand zu Grunde gelegt, die Orthographie in der heutigen Weise durchgeführt und jede Auslassung oder Änderung, sowie Druckfehler, streng vermieden. Die Einleitungen wollen bibliographisch orientieren; Pollard hat manchmal nur zwei Seiten dazu gebraucht; das Hauptgewicht beruht auf dem Text. Sehr bequem sind die Personen- und Sachregister am Ende jedes Werkes (ausgenommen Fielding, Sterne und Sheridan). So sind 25 Bände erschienen, mit durchschnittlich je 4—500 Seiten; der Preis dafür ist so billig, dafs man der Verlagsbuchhandlung sehr guten Absatz zutrauen und wünschen mufs.

Fragen wir, was die einzelnen Bände in wissenschaftlicher Hinsicht neues bieten, so ergeben sich zwei Klassen: die eine ohne, die andere mit gelehrtem Fortschritt.

Zu den bloſsen Neudrucken gehören:

Izaak Walton, The complete angler; The lives of Donne, Wotton, Hooker, Herbert and Sanderson, 1 Band. 'Der Angler' ist hier nicht nach der ersten Ausgabe von 1653, in der die Figur des Auceps noch fehlte, wiedergegeben, sondern, wie gewöhnlich, nach der letzter Hand von 1676, weil dies die umfangreichste ist. Die Lebensbeschreibungen Waltons finden wir hier ebenfalls in der landläufigen Form der Ausgabe von 1678; jedoch auch die Veränderungen, die der siebenundachtzigjährige Autor 1681 in der zweiten Auflage anbrachte, sind verzeichnet. Auf die groſse Rolle, die Walton in der Entwickelung der Biographie auf englischem Boden spielte, braucht hier nicht erst hingewiesen zu werden.

Fielding's Tom Jones, 2 Bände.

Sterne's Tristram Shandy and Sentimental journey, 2 Bände. Nicht eine Gesamtausgabe von Sterne, denn es fehlen die 'Letters' und 'Sermons'; doch mit den drei kurzen Prosastücken 'A political romance' (später 'The history of a watch-coat' genannt), 'Fragment in the manner of Rabelais' und 'Memoirs of his life and family'.

Boswell's Life of Johnson, 3 Bände, nach der Globe edition 1893.

G. White's Natural history and antiquities of Selborne, 1 Band, der erste treue Neudruck, der zugleich den aus White's Nachlaſs herausgegebenen 'Naturalist's calendar' enthält.

Sheridan's Plays, 1 Band, nach Thomas Moores Ausgabe von 1821, mit Weglassung der nicht von Sheridan, sondern von Tickel gedichteten Operette 'The camp'.

Dequincey's Confessions of an opium-eater and other essays, 1 Band, nach der Gesamtausgabe von 1853.

Carlyle's French revolution, 2 Bände, nach der Ausgabe von 1857, aber mit einigen Druckfehlerverbesserungen nach der ersten Ausgabe, die sorgfältiger revidiert wurde.

Den Übergang zur zweiten Klasse bildet die Ausgabe von

Bacon's Essays, Colours of good and evil, Advancement of learning, 1 Band. Dies ist zwar in der Hauptsache nur ein Neudruck der Ausgabe letzter Hand (1625), enthält aber auch die Vorreden der früheren Ausgaben (1597 und 1612) und das erst 1657 gedruckte Fragment 'On fame', was man alles in der sonst mit reichem Zubehör versehenen Clarendon press edition nicht findet.

Zu den Bänden, die unser Wissen entschieden bereichern, gehören:

The history of the valorous and witty knight-errant Don Quixote of the Mancha by M. de Cervantes, translated by Thomas Shelton, 3 Bände, hier mitgeteilt nach der ersten Gesamtausgabe 1620. Bisher war nur der erste Teil 1612 zugänglich gewesen durch F. Kellys Neudruck in den 'Tudor translations'. Der erste Teil war nach der Brüsseler Ausgabe des spanischen Originals 1607 gemacht, wohl noch in demselben Jahr begonnen, und erschien noch vor der ersten französischen Übersetzung (1614). Als das Britische Museum 1895 ein Exemplar von Shelton erwarb, kannte man nur noch ein einziges in einer Privatbibliothek. Über das Leben

von Shelton erfahren wir, dafs er 1599 im Dienste des Lord Deputy in Dublin war und sich in eine verräterische Korrespondenz mit Spanien einliefs — daher seine Kenntnis dieser Sprache. Seine Familie scheint aus Norfolk zu stammen. Sein Gebaren als Agent in Irland wäre aus den 'State papers' noch näher zu erforschen. Die Übersetzung liest sich vorzüglich und ist ein wertvolles Zeugnis für das grofse Cervantes-Interesse, das im 17. Jahrhundert in England herrschte.

Thomas Malory's Le morte d'Arthur, 2 Bände, vollendet 1469—70, also knapp vor der Einführung der Buchdruckerkunst in England, hat erst vor wenigen Jahren durch Dr. Sommer eine gründliche Ausgabe und Durchforschung erfahren, auf die sich Pollard natürlich stützt. Neues zu bieten hatte er nur in biographischer Hinsicht, dank einigen Artikeln im Athenaeum. Pollard glaubt, dafs der hier nachgewiesene Sir Thomas Malorie, ein Ritter von Lancashire, der als Anhänger des Hauses Lancaster gefangen gehalten und 1468 von einer Amnestie ausgeschlossen wurde, diese klassische Zusammenfassung der Arthur-Romane verfafste. Zugleich hält er ihn für identisch mit einem Thomas Malory, der 1469 zu Papworth (Cambridgeshire) starb. Sicher gewinnt, wenn der Autor in der Gefangenschaft schrieb, die Schlufsbemerkung in B. IX, Kap. 37 eine rührende Bedeutung; sie besagt, Krankheit sei 'the greatest pain a prisoner may have'.

J. G. Lockhart's Memoirs of Sir Walter Scott, 5 Bände, wurde seit einiger Zeit mit besonderem Interesse erwartet, weil in den Blättern zu lesen war, Pollard werde ungedrucktes Material mit verwenden. Dies ist jetzt insofern geschehen, als eine Anzahl Bemerkungen, die Lockhart in einem Auszug 1848 gemacht hatte, am Ende der Bände als Addenda beigegeben wurden. Wir erfahren daraus: verschiedene im Text unterdrückte Namen; Beweis von der Unwahrheit des Gerüchtes, wonach W. Scotts Frau, geb. Carpenter, eigentlich die Tochter des Lord Downshire gewesen sei; einiges Finanzielle; Beschreibung von Kapt. Hall, der an W. Scotts Tisch mit einem Notizbuch auf dem Knie dasafs, was der Dichter bemerkte, aber nicht weiter beachtete; den Grund, warum ein so schwerer Granitblock auf sein Grab gelegt wurde (damit selbst der Zusammenbruch der daneben stehenden Dryburgh-Ruine es nicht beschädigen könne), und namentlich interessante Daten über Leben und Tod seiner beiden Söhne. Die Nachträge sind nicht wesentliche Ergänzungen von W. Scotts Bild, aber für einen genauen Biographen doch nicht gut entbehrlich. Zu bemerken ist noch, dafs in dieser Lockhart-Ausgabe das Register vollständiger und genauer ist als in jeder früheren.

The travels of John Mandeville, 1 Band: dies ist für den englischen Philologen der wertvollste Teil des Ganzen. Man merkt, dafs Pollard hier am meisten in seinem Elemente war. Er giebt uns zunächst den englischen Mandeville-Text nach einem Cotton-Ms., das, obwohl die beste Fassung enthaltend, bisher nur einmal — beim Druck von 1725 — ediert worden war und damals in leichtsinniger Weise, mit Auslassung von Wörtern und ganzen Sätzen. Wenn man bedenkt, welch grofse Bedeu-

tung dem englischen Mandeville, als dem ersten grofsen Prosawerk weltlichen Inhalts in der Volkssprache, zusteht, wird man sich über diese wortgetreue Wiedergabe freuen, wenn auch die Einführung der modernen Schreibung vom sprachhistorischen Standpunkt aus bedauerlich ist. Jetzt kann man auch dem Verhältnis der vorhandenen Fassungen (des Cotton-Ms., des Wynkynschen Drucks von 1499 und des Egerton-Ms. ed. Warner für den Roxburghe Club 1889) bequemer nachgehen und das Werk syntaktisch ausbeuten. Zugleich hat Pollard die Gelegenheit benützt, um drei Quellenschriften, die zum sogenannten Mandeville benützt worden waren, mitzuteilen, nämlich die asiatischen Reiseberichte des Johannes de Plano Carpini und Wilhelm de Rubruquis aus dem 13., des Beatus Odoricus aus dem frühen 14. Jahrhundert, alle drei in der Übersetzung des Elisabethiners Hakluyt. Die Parallelstellen sind mit Hilfe des Registers leicht zu finden.

So hat Pollard, ohne den praktischen Charakter des Unternehmens zu beschweren, es doch mit einigem wissenschaftlichen Gehalte ausgestattet.

Berlin. A. Brandl.

W. Franz, Shakespeare-Grammatik. Halle a. S., Max Niemeyer. Erste Hälfte 1898, S. I—XII, 1—272. Zweite Hälfte 1900, S. I—XII, 273—427.

Die jetzt zum Abschlufs gelangte Shakespeare-Grammatik von W. Franz ist hervorgegangen aus einer Reihe von Untersuchungen, welche der Verfasser in den Jahren 1892—1895 in den Engl. Studien Bd. XVII, XVIII, XX zur Syntax des älteren Neuenglisch (Pronomen, Adverb, Präposition) veröffentlicht hat. Den Wunsch nach einer weiteren Fortführung, welchen diese von gründlicher Sachkenntnis zeugenden Aufsätze allgemein erweckten, hat nunmehr Franz durch seine Shakespeare-Grammatik in dankenswertester Weise erfüllt.

Schon Abbott hatte in seiner Shakespearian Grammar (New Edition, London, Macmillan 1884) denselben Gegenstand behandelt. Aber so verdienstlich und nutzbringend sein Werk auch für seine Zeit gewesen ist, so ist es doch bereits in vielen Punkten veraltet und kann den Anforderungen der Gegenwart nicht mehr genügen. Einmal weist Abbotts Buch viele Lücken auf und läfst wichtige Kapitel, wie das Geschlecht, den Genetiv, die Substantivierung des Adjektivs durch *one*, ganz vermissen (vgl. Franz I p. IV); sodann sind Abbotts Untersuchungen, die sich nicht immer auf streng historischer Grundlage erheben, durch die Resultate neuerer Forschungen, welche gerade auf syntaktischem Gebiete in den letzten Jahrzehnten besonders fruchtbar gewesen sind, überholt worden.

Nach Abbott hat noch K. Deutschbein eine Shakespeare-Grammatik geschrieben (Shakespeare-Grammatik für Deutsche, oder Übersicht über die grammatischen Abweichungen vom heutigen Sprachgebrauch bei Shakespeare. Zweite verbesserte Auflage. Köthen, 1897. Vgl. Archiv Bd. CI S. 184, Engl. Stud. XXIV 297). Aber diese kurze Darstellung von 84 Seiten

verfolgt weniger wissenschaftliche Zwecke als vielmehr das praktische Ziel, 'eine Übersicht über die grammatischen Abweichungen vom heutigen Sprachgebrauch bei Shakespeare zu geben, die, wenn auch nicht gerade erschöpfend, so doch ausreichend ist, um den grofsen Dichter nach der eben bezeichneten Seite hin leichter verstehen und mit gröfserem Genusse lesen zu können.' Aus diesem Grunde finden sich bei Deutschbein nur gelegentlich historische Hinweise auf die ae. oder frz. Sprache. Auch hat er für die Belegstellen zu den einzelnen grammatischen Erscheinungen nur eine beschränkte Anzahl von Dramen Shakespeares herangezogen und, dem begrenzten Plane seines Buches entsprechend, von den in Betracht kommenden neueren Forschungen nur eine verhältnismäfsig sehr geringe Anzahl verwertet.

Infolgedessen blieb auch trotz der genannten Werke eine umfassende systematische Darstellung der charakteristischen Züge des elisabethanischen Englisch auf streng wissenschaftlicher Grundlage und mit ausgiebiger Berücksichtigung aller neueren Einzelforschungen ein grofses Desideratum. Franz hat diese Aufgabe in meisterhafter, geradezu glänzender Weise gelöst. Als sein Ziel bezeichnet er in der Vorrede: 'Auf der einen Seite sollen die seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts abgestorbenen, dem gebildeten Verkehrsenglisch fremd gewordenen Sprachformen genau gekennzeichnet und gegen die moderne Sprache kontrastiert werden, auf der anderen Seite werden sprachliche Vorgänge, die in Sh.'s Zeit erst in den Keimen vorliegen oder noch schwach ausgebildet sind, in ihrer Bedeutung für die Neuzeit eingehender erörtert werden.' In der richtigen Erkenntnis, dafs die sprachlichen Erscheinungen aus ihrer historischen Entwickelung heraus erklärt werden müssen, geht Franz überall, wo es die Erläuterung des geschichtlichen Zusammenhanges irgendwie erfordert, auf die älteren Perioden des Englischen oder auf das Französische zurück. Dabei hat er nicht nur die bei Abbott und zum Teil auch bei Deutschbein fehlenden wichtigen Kapitel in gründlichster Weise behandelt, sondern hat auch alle für das elisabethanische Englisch in Betracht kommenden neueren Untersuchungen für seine Shakespeare-Grammatik in selbständiger Weise benutzt oder doch zu ihnen Stellung genommen, so besonders die Arbeiten von Jespersen, L. Kellner, C. Stoffel, Sweet, W. A. Wright, W. G. Clark, H. Spies, H. Hoffmann, O. Breitkreuz, L. Claus, E. Gerber, C. A. Ljunggren, G. Stern, G. König, D. Rohde, F. Pfeffer, H. Bahrs, H. Willert, Einenkel u. v. a. Ein nicht geringes Verdienst des Verfassers ist es auch, dafs er das reichhaltige Belegmaterial, welches in A. Schmidts trefflichem Shakespeare-Lexikon enthalten ist, in ausgiebigem Mafse verwertet und so in systematischer Ordnung dem Leser das zugänglicher gemacht hat, was bisher, je nach dem Zufall der alphabetischen Reihenfolge über die verschiedensten Stellen des Schmidtschen Werkes verstreut, dort oft versteckt und unbeachtet geblieben war. Um ein möglichst vollständiges Bild der grammatischen Verhältnisse des elisabethanischen Englisch zu geben, hat Franz aufser Shakespeare auch die Werke der Zeitgenossen und unmittelbaren Nachfolger Sh.'s in den Bereich seiner Untersuchungen gezogen.

Der Stoff verteilt sich in folgender Weise über die beiden Teile des Werkes: Die Erste Hälfte (1898) enthält die gesamte Formenlehre (§ 1—29 Das Zeitwort; § 30—61 Das Substantiv; § 62—82 Das Adjektiv; § 83—90 Das Zahlwort; § 91—102 Das Adverb; § 103—109 Interjektionen) und folgende Kapitel der Syntax: § 110—122 Der bestimmte Artikel; § 123—131 Der unbestimmte Artikel; § 132—224 Das Pronomen; § 225—305 Das Adverb; § 306—392 Die Präposition. — Die Zweite Hälfte (1900) enthält die übrigen Kapitel der Syntax: § 393—440 Die Konjunktion; § 441—478 Das Zeitwort; § 479—491 Der Konjunktiv; § 492 Der Imperativ; § 493—502 Der Infinitiv; § 503—507 Das Particip; § 508—511 Das Gerundium; § 512—520 Kongruenz zwischen Subjekt und Prädikat; § 521—526 Wortstellung. — Ein ausführlicher alphabetischer Index S. 411—427 erleichtert das Auffinden der einzelnen grammatischen Erscheinungen. Das Buch erweckt in allen seinen Teilen den Eindruck rühmlicher Sorgfalt, scharfer Beobachtung, großser Übersichtlichkeit und absoluter Zuverlässigkeit, so dafs es allen, die sich mit dem Studium der Sprache Shakespeares beschäftigen, aufs angelegentlichste empfohlen werden mufs. Auch der Druck ist sehr korrekt. Aufser den wenigen hinten berichtigten Druckfehlern sind mir nur noch aufgefallen: Neuenglish S. 95 und Humphry (statt Humphrey) Clinker auf S. VII der Ersten und S. XII der Zweiten Hälfte.

Zu einzelnen Paragraphen des Werkes möchte ich mir noch die folgenden Bemerkungen und Zusätze gestatten.

Zu § 85. Die auffallende Erscheinung, dafs bei Sh. *thousand* neben der jetzt üblichen Form mit dem unbestimmten Artikel noch sechsmal ohne Artikel vorkommt, während *hundred* nie ohne letzteren erscheint, ist in analoger Weise noch bei Byron zu beobachten. Hier findet sich *thousand* ebenfalls bald mit, bald ohne Artikel, letzteres etwa fünfzehnmal, während *hundred* auch bei Byron nie ohne den unbestimmten Artikel vorkommt.

Zu § 131. Eigentümlich ist, so heifst es hier, der Gebrauch des unbestimmten Artikels vor Namen, die als Schlachtruf dienen. *A Clifford! a Clifford!* we'll follow the king and Clifford, Hy 6 B IV_8 52. — His soldiers spying his undaunted spirit | *A Talbot! a Talbot!* cried out amain, Hy 6 A I_1 127. — Es erscheint mir jedoch zweifelhaft, ob wir es in diesem von Franz nicht weiter erklärten Falle überhaupt mit dem unbestimmten Artikel zu thun haben. Ich halte es für wahrscheinlicher, dafs hier eine archaische Schreibung der Interjektion *Ah* vorliegt. Vgl. darüber auch Murray, A New English Dictionary I S. 4.

Zu § 161. Es hätte hier auf ähnliche französische Wendungen hingewiesen werden können, wie *le céder, l'emporter*.

Zu § 206. Wenn die merkwürdige Thatsache der wachsenden Abneigung gegen den Gebrauch von *who* und *which* erwähnt wird, sowie der Umstand, dafs *that* im britischen Englisch bis auf den heutigen Tag das im Verkehr weitaus begünstigte Relativ geblieben ist, während *who* und *which* ganz zurückgetreten seien, so könnte man hier auf das ganz analoge Verhältnis bei den deutschen relativen Fürwörtern *welcher, e, s* und *der, die, das* hinweisen.

Zu § 254. Die ae. Satznegation *ne*, die sich schon bei Sh. in der Bedeutung *not* nicht mehr findet und bei ihm nur zweimal in dem Sinne von *nor* belegt ist, hat Byron an einigen Stellen von 'Childe Harold's Pilgrimage', wo er mit bewufster Absicht archaisiert, wiedererstehen lassen (siebenmal), und zwar in der Bedeutung von *not* und *no*. Bei ihm findet sich auch noch das bei Sh. schon nicht mehr vorhandene *nathless* (statt *nevertheless*), Don Juan V 104.

Zu § 392. 'Unter dem Zwange des Metrums und zur Herstellung des Reims werden mehrsilbige Präpositionen zuweilen hinter das zugehörige Substantiv gesetzt *(go the fools among).*' Diese Nachstellung der Präposition, die, wie Franz richtig bemerkt, noch bei modernen Dichtern beobachtet werden kann, beschränkt sich jedoch keineswegs auf die mehrsilbigen Präpositionen, wenn auch diese vorzugsweise davon betroffen werden. Franz selber citiert ja aus Macb. III_4 11: anon we'll drink a measure | the table *round*. — Ich möchte noch aus Byron die folgenden Stellen für die (stets durch den Reim bedingte) Nachstellung einsilbiger Präpositionen anführen: He feared his neck to venture such a nag *on*, Don Juan III 99. — Our ancient fathers living the desert *in*, Morgante Maggiore 25. — To wander this desert *in*, ib. 54. — He writhed his native mud *in*, Don Juan XI 13. — And as he passed Juan *by*, ib. XVI 21. — A moderate century *through*, Don Juan XI 81. — The beacons blaze their wonted stations round, Corsair III 8.

Zu § 396. Für die Wiederaufnahme einer vorangehenden Konjunktion durch *that* zur Vermeidung lästiger Wiederholungen *(before* we met or *that* a stroke was given) bietet der Gebrauch des französischen *que* eine ganz analoge Erscheinung.

Zu § 468. Von der Auslassung eines Verbums der Bewegung nach *will*, *shall*, *must*, *let*, *be* in Begleitung eines Adverbs oder einer präpositionalen Bestimmung sagt Franz: 'Diese Freiheit, welche das moderne Schriftenglisch nicht mehr gestattet, läfst sich das ganze 17. Jahrhundert hindurch noch beobachten.' Sie ist jedoch auch noch im 19. Jahrhundert zu finden; bei Byron z. B. ist sie durchaus gang und gäbe, wie folgende Stellen zeigen: I will unto my pillow, Werner III 2. — I will to the door, ib. I 1. — Sir, you will with me, ib. I 1. — I must to my cabinet, Marino Faliero II. — But I must after my young charge, Deformed Transformed II 1. — I am not sleepy, yet I must to bed, Werner III 2. — You and my mother must away to-night, ib. III 1. — But let us to our chamber, ib. I. — Come, let us to the islet's softest shade, Island II 1. — But let us to our story, Don Juan V 39; VI 28.

Zu § 521—526. Das Kapitel über die Wortstellung gründet sich auf die Prosa Sh.'s und ist infolgedessen sehr kurz, da sich hier Abweichungen vom modernen Sprachgebrauch nur in geringer Zahl finden. Vielleicht wäre es wünschenswert gewesen, dafs der Verfasser auch die Wortstellung in der Poesie näher untersucht hätte, um zu zeigen, bis zu welchem Grade der dichterischen Freiheit sich Sh. in der Wortstellung der gebundenen Rede versteigt.

Durchaus zu billigen ist die Wahl des Textes, den Franz seinen Untersuchungen zu Grunde gelegt hat. Es ist die neunbändige Ausgabe der Werke Sh.'s von W. A. Wright (London 1891—1893). In Fällen, wo diese nicht ausreichte, sind noch die älteren Quarto-Ausgaben (faksimiliert von W. Griggs) und die erste Folio-Ausgabe von 1623 (in der Ausgabe von Staunton) herangezogen worden.

Berlin. **Albert Herrmann.**

Leben und Werke Peter Pindars (Dr. John Wolcot) von Dr. phil. Theodor Reitterer (Wiener Beiträge zur englischen Philologie, Heft 11). Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, 1900. 150 S. Mk. 4.

Just vor hundert Jahren hat der bekannteste Satiriker seiner Tage, Dr. John Wolcot oder, wie er sich seit 1782 nannte: Peter Pindar, indem er sich als weitläufigen Verwandten des böotischen Epinikiensängers scherzhaft ausgab, den ernsthaften Ausspruch gethan:

> I boast *one* consolation, I allow:
> *My* name will never be forgotten;
> When to Posterity I make my bow,
> Those rogues are in oblivion rotten.

Da hat sich der gute Peter Pindar freilich gründlich getäuscht, in begreiflicher Überschätzung ephemeren Ruhms. Er ist vergessen; nicht nur vom Volk, sondern auch von den meisten Litteraturgeschichten. Nur die Redensart 'Peter Pindar's razors are made to sell (not to shave)', die noch heut in Cornwall und Devonshire im Schwange ist, zeugt noch von der Popularität, deren seine Dichtungen einstens genossen.

Es ist eine edle und lockende Aufgabe für den Litterarhistoriker, das Andenken an solche zu Unrecht verschollene Männer aufzufrischen. Theodor Reitterer hat sich ihr mit sichtlicher Liebe und bemerkenswertem Geschick unterzogen. Er hat es in so amüsanter Weise gethan, als ob ein Funke von seines Helden Laune auf ihn übergesprungen sei. Nicht minder erfreulich ist es, daſs ihn die eingehende Beschäftigung mit seinem Gegenstand nicht etwa zu einem unbedingten Lobredner gemacht hat, wie es nur zu häufig den Knappen, die den litterarischen Ritterschlag erwerben wollen, begegnet; sondern Reitterer weiſs sich den nötigen Abstand zu wahren und kommt in seiner Schluſsbetrachtung zu folgendem Urteil: 'Er ist eine rechte Eintagsberühmtheit geblieben. Sein Ehrgeiz war es, der Sittenrichter seiner Zeit, der Juvenal seines Jahrhunderts zu werden. Das ist ihm nicht gelungen. Als Verfasser von Satiren hat er sich ein zu enges Feld, die kleinen Ereignisse des Tages, ausgewählt' (S. 150). Eben darum scheint mir aber der Vergleich mit Heine (S. 149) nicht angebracht: dessen Satiren tragen den Ewigkeitszug, während Wolcots Spötteleien die Weite der Perspektive fehlt.

Anfechtbar, weil unorganisch, ist Reitterers Einteilungsprincip: I. Wolcots Leben; II. Wolcots Dichtungen; III. Allgemeine Charakteristik und

Würdigung Wolcots. Unter I wird II gestreift; unter II kommt das meiste zur Sprache, was unter III zusammengefaſst wird. Das Verfahren rächt sich, indem der Verfasser auf Schritt und Tritt genötigt ist, auf frühere Angaben in Fuſsnoten zu verweisen. Daraus ergeben sich allzu häufige Wiederholungen. Und doch wäre es ein leichtes gewesen, I und II, die so eng zusammengehören, zu verschweiſsen. Die Inhaltsangabe mehrerer nichtssagender Reimereien hätte ohne Schaden wegbleiben dürfen, um die Darstellung nicht übermäſsig mit Proben zu belasten.

Gegen Einzelheiten wäre Verschiedenes einzuwenden. Wülkers hausbackene Bemerkung, die Lausiade, Wolcots Hauptwerk, sei 'schwerlich ein Stoff für die Poesie' (S. 47), hätte R. nicht zu einer feierlichen Zustimmung bestimmen dürfen: er brauchte sich nur in Goethe oder in Byrons Don Juan umzusehen, um zu erkennen, daſs es schlechterdings nichts giebt, was der poetischen Behandlung trotzt; es kommt eben stets darauf an, in wessen Hände ein Stoff gerät. — Völlig entgleist ist der Satz: 'Er ist eben eine durchaus originelle Erscheinung' (S. 145). Eine Zeile vorher wird uns gesagt: 'Er hat von allen gelernt und angenommen', und es wird im einzelnen nachgewiesen, wie etwa die Lausiade von Popes 'Lockenraub' abhängig ist. Was heiſst da: 'Eine durchaus originelle Erscheinung?' Originell ist dann schlieſslich jeder neue Witz, weil ihn noch kein anderer vorher gemacht hat. — Auffällig ist das Fehlen jeder Angabe, daſs Peter Pindar der Revisor der englischen Lieder in Thomsons Sammlung war, zu der Burns die schottischen Gedichte beisteuerte. — Daſs Mozart zu zweien von Wolcots lyrischen Gedichten, wie sich der Verfasser absunderlich ausdrückt, 'die Melodie und die Begleitung geschrieben' (S. 14) hat, ist gewiſs irrtümlich; die Sache wird sich vielmehr so verhalten, wie es in der Anmerkung dargestellt wird: schon vorhandene Mozartsche Melodien wurden den Texten von Wolcot untergelegt.

Auf die Drucklegung ist viel Sorgfalt verwandt. Kleinere Versehen sind auf S. 35, 51, 55, 57, 78, 93, 128, 143 stehen geblieben.

Berlin. Max Meyerfeld.

Hermann Pesta, George Crabbe. Eine Würdigung seiner Werke (Wiener Beiträge zur englischen Philologie X). Wien und Leipzig 1899. VI, 71 S.

Über Crabbe gab es bisher in Deutschland nur eine Arbeit: die Hallenser Dissertation von F. Stehlich aus dem Jahre 1875. Wie unzulänglich dieselbe in vieler Hinsicht ist, hat der Verfasser der vorliegenden Monographie gezeigt, die jedenfalls einen erheblichen Fortschritt über jene frühere Leistung hinaus bezeichnet.

Der Verfasser behandelt in vier Abschnitten Crabbes Leben, dann seine Werke, ferner seine Stellung und Bedeutung in der Litteraturgeschichte; endlich bringt er einige Bemerkungen zur Metrik. Er hätte wohl daran gethan, nicht bloſs das zweite und dritte Kapitel (wie der Recensent im Beiblatt zur Anglia XI, 161 mit Recht verlangt hat), son-

dern zugleich auch das erste zu einer Einheit zu verschmelzen. Dadurch wäre er des Stoffes besser Herr geworden und hätte seine Darstellung knapper zusammenfassen können.

Im einzelnen enthält die Schrift eine Reihe von guten Bemerkungen und treffenden Beobachtungen. Es mufs aber doch gesagt werden, dafs sie der Ergänzung und gelegentlich auch der Berichtigung bedarf. Was die von dem Sohne des Dichters verfafste Biographie an Material enthält, hat der Verfasser nicht genügend ausgenutzt. Man darf wohl behaupten, dafs bei Crabbe eine sehr wichtige Seite der dichterischen Begabung, die Phantasie, nur schwach entwickelt war. Er war wesentlich von Eindrücken der Aufsenwelt abhängig und beschrieb (oft nur mit geringen Änderungen), was er vor sich gesehen hatte. Sagt er doch selbst von seinen Gestalten in einem Briefe an Mrs. Leadbeater (Life p. 232): 'There is not one of whom I had not in my mind the original; but I was obliged, in some cases, to take them from their real situations, in one or two instances to change even the sex, and in many the circumstances ... Indeed, I do not know that I could paint merely from my own fancy, and there is no cause why we should etc.' Sein Sohn, gewifs ein nachsichtiger Kritiker, sieht sich genötigt, Crabbes mangelnden Sinn für Ordnung und Harmonie hervorzuheben (p. 165: it is certain, that this insensibility to the beauty of order was a defect in his own mind: arising from what I must call his want of taste). Er hatte auch kein rechtes Vergnügen an Gegenständen der Kunst oder an einer schönen Landschaft; viel mehr lagen ihm seine naturwissenschaftlichen Studien am Herzen. Mit diesem Mangel seiner Begabung hängen aufs engste zusammen die Schwächen der Komposition in seinen Werken, die ihre Wirkung hauptsächlich gelungenen Einzelpartien verdanken. Dies Verhältnis ist um so merkwürdiger, als der Dichter bekanntlich während eines langen Lebens vergleichsweise nur wenig veröffentlichte und gewifs Zeit genug hatte, zu feilen und zu bessern. Viele Produkte seiner dichterischen Thätigkeit scheint er etwas skeptisch beurteilt und der Erhaltung nicht für würdig befunden zu haben (vgl. den Bericht über ein Autodafé seiner Manuskripte a. a. O. 134), wofern nicht Autoritäten wie Burke, Fox, Johnson u. a. sie vorher gebilligt hatten. Dieser Unsicherheit des Urteils über seine Leistungen haben wir wohl die auffallende Erscheinung zuzuschreiben, dafs Crabbe über zwanzig Jahre lang (1785—1807) nichts erscheinen liefs, so dafs er beinahe ganz in Vergessenheit geriet. In der Einsamkeit seiner Landpfarre fehlte es ihm an der lebendigen Berührung mit dem litterarischen Leben seiner Zeit, das sich mehr und mehr in der Hauptstadt konzentrierte. Allerdings bot ihm das Landleben wiederum vielfach Vorwürfe zu dichterischer Gestaltung, ein Vorteil, der anderen Schriftstellern abgehen mufste. Dies sind Einzelzüge zur Charakteristik Crabbes, die in der vorliegenden Schrift teils gar nicht, teils nicht scharf genug hervorgekehrt sind.

Einen wichtigen Punkt hat der Verfasser mit Recht betont: dafs die hergebrachte Anschauung, Crabbe sei ein Vertreter des Pessimismus, durchaus irrtümlich ist. Den Grund dafür giebt er auch richtig an: dafs näm-

lich die Grundstimmung in seinen Jugendwerken herben Erfahrungen des Dichters entprechend eine vorwiegend düstere ist. Dazu wäre hinzuzufügen, daſs ein groſser Teil des Publikums lediglich Bruchstücke dieser Dichtungen aus einer verbreiteten Anthologie kennen lernte, die u. a. die ergreifende Schilderung des Armenhauses aus 'The Village' enthielt, und sich hauptsächlich danach sein Urteil über Crabbe bildete. Ein Beweis dafür ist der Brief von Scott (abgedruckt Life p. 191) und ferner die Äuſserung von Wordsworth (Works II, 83).

Nicht sehr glücklich ist der Vergleich von Crabbes dichterischer Tendenz mit der Thackerays; die betreffenden Ausführungen (p. 52) klingen etwas gezwungen. Die Übereinstimmung mit Dickens ist ja viel gröſser; hier hat sich aber der Verfasser den Hinweis auf die Sketches entgehen lassen, die in der lehrreichen Arbeit von Benignus (Straſsburg 1895) genau untersucht worden sind. Derselbe weist nach, wie bei Dickens die Schilderung des Pfarrers, des Armenhauses, des Trunkenbolds offenbar von Crabbe beeinfluſst ist. Der Traum des verurteilten Verbrechers (Borough ch. 23) zeigt deutliche Berührung mit dem 'Visit to Newgate' bei Dickens, der übrigens dasselbe Motiv später in Oliver Twist weiter ausgeführt hat.

Es bleiben noch einige thatsächliche Unrichtigkeiten zu erwähnen. Belvoir Castle (p. 10) liegt nicht in Suffolk, sondern in Leicestershire. Über die 'Rejected addresses', in denen auch Crabbe parodiert wurde, ist der Verfasser offenbar mangelhaft informiert. Er sagt (p. 43): 'Das Buch erschien im Jahre 1812 und stammt von mehreren Verfassern: genannt wird nur ein Mr. Horace Smith.' Auſser diesem ist bekanntlich nur sein Bruder James an der Abfassung beteiligt. Daſs Thackeray einer altadeligen Familie entstammte (p. 52), darf man schwerlich behaupten.

Die Arbeit liest sich im ganzen gut, gelegentlich kommen jedoch stilistische Härten und Unebenheiten vor wie z. B.: die Schenkung einiger Werke über Botanik des Colonel Conway (p. 3); er wurde als notwendige Hand in der Hauswirtschaft verwendet (p. 4: Anglicismus!); auf den inneren Menschen ist es nicht mehr von Bedeutung (p. 11); Novellen, die er teils aus eigenem Miſsfallen, teils ... vernichtete (p. 14); Standesbevorzugte (p. 51) u. s. w.

Die kritischen Bedenken gegen Einzelheiten dürfen aber kein Grund sein, der fleiſsigen Arbeit das Lob vorzuenthalten, das ihr trotz alledem gebührt.

Berlin. Georg Herzfeld.

Einige neuere Erscheinungen auf dem Gebiete des englischen Romans.

Wenn der englische Roman von heute so gut wäre, als er verbreitet ist, so müſste man die Gegenwart als das goldene Zeitalter der englischen Epik preisen. Er ist aber nicht von solcher Güte, und seine Verbreitung als Gattung dankt er gewiſs nicht den vereinzelten, wirklich litterarischen Erfolgen. Sie sind schon zu selten, um als Lockvögel auszureichen.

Übrigens wären sie gar nicht die richtigen Lockvögel für die Lesermasse. Diese erwählt sich zu ihrem Lesefutter nicht etwa Surrogate, also täuschende Nachbildungen des litterarischen Romans, sondern greift unverzagt nach dem unlitterarischen Roman. Er ist auch leicht zu greifen. Schon im sensationellen Titel schreit er seine Eigenart in die Welt hinaus. Dieses Selbstvertrauen beruht auf seinen Erfolgen, und die Erfolge entspringen seiner Kraft. Dafs diese nicht litterarischer Art ist, macht ihm keine Sorgen. Er lebt lustig sein Leben schwerer Auflagen. Blofs den litterarischen Leuten bereitet er die Sorge des ungelösten Rätsels, freilich nicht lange. Sie streichen die offene Frage von der Tagesordnung ihrer Interessen verächtlich weg. Ich glaube mit Unrecht. Denn die Thatsache steht fest: der unlitterarische Roman wirkt stark, weithin und in die verschiedensten Gesellschafts- und Bildungsschichten des buntgewürfelten Publikums hinein. Nur die Zeit scheint seiner Kraft gewachsen zu sein, er ist von kurzer Lebensdauer. Man merkt wenigstens im allgemeinen, dafs — um litterarisch zu sprechen — von alten Büchern nur gute, nicht schlechte gelesen werden. Man könnte also wohl eine Geschichte des unlitterarischen Romans schreiben. Es wäre die Geschichte des unlitterarischen Geschmackes, mithin des Geschmackes der Majorität der Leser aller Zeiten. Doch bleiben wir bei unserer beschränkten Aufgabe. Sie besteht dermalen blofs in ein paar bescheidenen und zufälligen Stichproben aus dem Gebiete des neueren englischen Romans. Auch durch das Sieb der Tauchnitz-Edition fallen genug moderne, unlitterarische Romane. Hieraus sollen die Beispiele für diese mehr kräftige als erfreuliche Erscheinung auf dem Büchermarkt der Gegenwart geholt werden. Weil die Wirkung so stark ist, lohnt es sich wohl, nach der Ursache Ausschau zu halten.

Greift man also nach einem Roman mit dem gewissen 'geheimnisvoll-auffälligen' Titel, so bietet sich aus letzter Zeit:

A roman mystery by Richard Bagot (Tauchnitz edition vol. 3410, 3411).

Folgt man den äufseren Umrissen des Romans, so gewahrt man, dafs die Geschichte nicht nur in unseren Tagen spielt, sondern dafs auch die Gegenwart mit ihren leibhaftigen 'historischen Persönlichkeiten' wie Leo XIII., Prinz von Wales in die Geschichte hineinspielt. So gewinnt der Stoff aktuelles Interesse für den Leser, ja er mutet ihn intim an. Für den englischen Leser wird dieser Vorzug noch besonders gesteigert. Anfang und Ende der Geschichte spielen in England: jener in London, das jedem Engländer ans Herz gewachsen, dieses im schottischen Hochland, wofür jeder Engländer schwärmt. Die Heldin ist Engländerin. Mit ihr ist jeder Engländer von vornherein auf du und du. Andererseits ist der Held Römer, und so spielt denn die Hauptgeschichte in und um Rom. Es ist mithin auch für das exotische Element gesorgt. Italien mufs nach ältestem, litterarischem Gebrauch wieder einmal für die Romantik herhalten. Heimat und Fremde finden in solcher Art ihre ewig

dankbaren Rollen. Für die Abwechselung in Zeitton und Ortsfarbe ist also in geschickter Spekulation auf die Massenpsychologie des Lesepublikums gesorgt.

Geht man auf die Fabel des Romans ein, so bietet sie die Geschichte einer jungen Ehe im ersten Jahre. Sie ist voller Ereignisse und Aufregungen. Das Bezeichnende hierbei aber ist, daſs Held wie Heldin daran ganz unschuldig sind. Nicht sie schaffen eine Handlung aus dem Gegensatz ihrer Charaktere, also aus ihrem sich etwa kreuzenden Wollen und Thun; sie passen ja zueinander und lieben sich, wie sich's für die zwölf Honigmonde gebührt. Sie werden auch nicht etwa durch Ereignisse ihrer Auſsenwelt innerlich bestimmt, einander nähergebracht oder entfremdet, so oder so umgebildet; sie verharren vielmehr in ihrer angestammten Tugend und Liebenswürdigkeit unerschüttert von Anfang bis Ende. Was vorfällt, das sind Ereignisse ihrer Auſsenwelt, Geschehnisse, die ihnen — wie man zu sagen pflegt — 'passieren'. Die regen sie auf, aber nicht an, die gehen ihnen nicht auf Hirn und Herz, nur auf die Nerven. Und darum natürlich auch nur auf die Nerven des Lesers, der sich ja, wie immer, dem Helden sympathisch einverleibt. Um also die Fabel unseres Romans knapp zu charakterisieren: sie ist nicht psychologisch, sondern pathologisch. Sie ist äuſserlich im leersten Sinne des Wortes. Sie ist nicht organisch empfunden, sondern künstlich gemacht. Diese Künstelei hat ihre notwendigen unkünstlerischen Folgen. Dem Ganzen fehlt die Einheit im Sinne notwendiger Entwickelung. Das Ganze besteht nämlich aus zweieinhalb Geschichten. Sie verlaufen folgendermaſsen:

Erste Geschichte: Die junge, reizende Witwe Mrs. Vesey verlobt sich in London mit dem jungen, reizenden Prinzen Brancaleone, obwohl sie weiſs, daſs seine Familie mit Wahnsinn erblich belastet war. Das letzte Ziel der Hochzeitsreise bildet das einsame Stammschloſs Brancaleone bei Rom, wo die Fürstin-Mutter das junge Paar empfängt. Hier macht die junge Frau schrittweise in aufregender Steigerung eine grausige Entdeckung. • Das Schloſs beherbergt — ohne Wissen ihres Mannes — im entlegenen Trakt abgesperrt, einen lupomanaro, einen Wahnsinnigen, der zur Zeit seiner Anfälle in Stimme und Gang wolfähnlich wird. Und er gleicht in Gestalt ihrem Manne. Unbemerkt von den anderen wäre sie bald zum Opfer der blutdürstenden Bestie geworden. Doch sie schweigt über den Vorfall und zieht mit ihrem Mann ins Stadtpalais nach Rom und ist glücklich im neuen Heim. Nur der Leser hört, daſs der lupomanaro der ältere, totgeglaubte Bruder des jungen Fürsten ist. Bloſs die Mutter und ein alter Diener wissen um das Geheimnis. Hiemit ist die erste Geschichte zu Ende.

Zweite Geschichte: Ein Bauarbeiter am Schlosse ist gleichfalls hinter das Geheimnis gekommen, und zwar hinter das volle, denn er hat den lupomanaro gesehen und ein Gespräch zwischen Fürstin und Diener erlauscht. Er vermeldet das dem Kardinal Savatelli, dem Freunde der Fürstin-Mutter. Dieser gedenkt daraus eine Waffe zu schmieden gegen den jungen Fürsten, der gegen Familientradition ins Lager der Liberalen abschwenken will. Der

Arbeiter entpuppt sich als Anarchist, den der Kardinal von der weltlichen Gerichtsbarkeit hinter Schlofs und Riegel setzen läfst. So ist die frühere Geschichte zu neuem Leben erwacht, bricht aber hier ab und bewahrt sich dadurch die Selbständigkeit eines Fragmentes. Es ist die 'halbe Geschichte'.

Dritte Geschichte: Die Fürstin-Mutter auf Schlofs Brancaleone wird plötzlich sterbenskrank. Das junge Paar eilt von Rom hinaus. Die junge Frau erhält aus den ihrem Manne unverständlichen, zerrissenen Fieberphantasien der Kranken die Gewifsheit, dafs der lupomanaro der Erstgeborene des Hauses ist. In der folgenden Nacht bricht dieser aus, gerät ins Schlafzimmer der einsamen jungen Frau, will sie morden. Der junge Fürst rettet sie, will den Fremden niederschiefsen. Der alte Diener kommt rechtzeitig und vereitelt den Brudermord. Der Wahnsinnige stürzt sich aber auf den Bruder, im Handgemenge entladet sich die Waffe zufällig gegen den lupomanaro und erlöst ihn von seiner schaurigen Existenz. Die dritte Geschichte ist zu Ende.

Im Epilog erfreuen sich die jungen Gatten in Schottland ihres nun gesicherten Glückes.

Die Einheit des Ganzen liegt also nur im Brutal-Stofflichen. Weil der Geist fehlt, mufs er surrogiert werden. Das geschieht in sehr geschickter Art. Da er sozusagen konstruktiv aus dem Innern der zerstückten Fabel dieses Kolportageromanes nicht erwachsen kann, so wird er ornamental angebracht, äufserlich aufgeklebt. Es ist der Geist der Politik. Das Haus Brancaleone ist päpstlich gesinnt, der junge Fürst liberal und so auch seine junge Frau. Hieraus entwickelt sich ein Kampf der Geister. Der dringt nicht in die Tiefen des menschlichen Gemüts, es entstehen keine Seelenkonflikte. Das wäre ja Psychologie. Es wird mit den Überzeugungen nur paradiert. Das giebt aber Anlafs zu einer Reihe von famosen politischen Momentbildern aus der heutigen Gesellschaft Roms, aus ihren schwarzen, weifsen und grauen Schichten. So erwächst hieraus wiederum keine Handlung, aber es entstehen Situationen, die nicht blofs im Fabulistischen stecken bleiben, sondern von Ideen wenigstens durchzogen sind. Es ist die erste Stufe von Vergeistigung des Stoffes. Zugleich wirken diese eingesprengten Bruchteile durch ihre lebensfrische Aktualität. Wahr an sich verleihen sie dem Ganzen einen Schimmer von Wahrheit. In gleicher Art verwendet der Autor auch anderweitige Schilderungen aus dem Kulturleben des heutigen Italien. Er wird darin Realist, um der irrealen, phantastischen Hauptgeschichte Realität anzuschminken. Der Kniff wirkt.

Selbstverständlich kann durch solche Spiegelfechtereien die Eigenart der Hauptgeschichte nicht umgebildet werden. Mit eiserner Konsequenz zeitigt diese an der Charakteristik der Figuren und am Bau der Handlung ihre bösen Früchte.

Die Figuren bleiben infolge des Mangels an Psychologie im Typisch-Einförmigen stecken. Die Helden sind brav, der Intrigant-Kardinal ist schlimm, der alte Diener treu, der junge Arbeiter Anarchist, die Fürstin-Mutter Familien-Märtyrerin auf der schiefen Ebene.

Die Handlung krankt an zwei unabwendbaren Gebrechen: sie ist allzu unwahrscheinlich in der Vorgeschichte und allzu wahrscheinlich in der Hauptgeschichte. Dieses in dem Sinne, daſs hier alles geschieht, was der Autor zur Fortführung braucht. Im wahrhaften Leben ist das umgekehrt.

Als dritter Zeuge für die Miserabilität der Hauptgeschichte tritt der Stil der Darstellung auf. Er ist nach der alten, abgegriffenen Schablone ohne Individualität. Er schillert in allen Mitteln. Die vielen eingesprengten Exkurse sind trocken-verstandesmäſsig gehalten, die berichtenden Partien werden in flottem Erzählerton geführt, unterbrochen von der Üppigkeit phantastischer Schilderei und von oft atemlos hinhastendem Dialog, wo vom Drama die Wucht des gegenständlichen Eindruckes geborgt wird.

Wurde bisher dieser unlitterarische Roman in Vergleich gesetzt mit dem litterarischen, um die negativen Unterschiede gattungsmäſsig zu verzeichnen, so muſs er nun an sich betrachtet werden. Denn bisher war ihm ein Unrecht geschehen, er wurde mit falscher Elle gemessen. Da kommt er schlecht weg. Er hat aber seine Vorzüge, und die sind nicht gering anzuschlagen, wenn sie auch unlitterarisch sind.

Geht man von der Wirkung aus, von der Wirkung auf den erwünschten, mithin naiven, d. h. litterarisch nicht voreingenommenen Leser — und ein solcher schmeichle ich mir zu sein für die Dauer der ersten Lektüre —, so ist der Eindruck mächtig. Man kommt beim Lesen nie aus dem Interesse heraus, und dieses steigert sich gar oft zu völligem Selbstvergessen, gipfelt mitunter in fiebrischer Erregung. Wodurch gewinnt der Autor diese Macht über seinen Leser? Ich glaube durch seine köstliche Einseitigkeit. Er spielt auf einer Saite, stimmt seinen Leser auf einen Ton, das aber in virtuoser Manier. Er wendet sich ausschlieſslich an unsere Phantasie und bannt sie so stark in seinen Zauber, daſs wir gar nicht merken, wie wir dem Leben und der Wahrheit entrückt werden. Die Kritik unserer alten Welt verstummt in dieser neuen Welt. Wir schauen bloſs. Aber nicht wie in ein Märchen, das den fremden Inhalt auch in fremde Formen gieſst, sondern wie in eine scheinbar bekannte Welt — nur die Äuſserlichkeiten sind uns dank der realistischen Schminke bekannt, das Wesentliche hingegen bleibt buntes Spiel, das durch seine Buntheit berückt. Nach der Lektüre finden wir uns zur Wirklichkeit zurück, rütteln die pathologischen Eindrücke ab wie die eines schweren Traumes. Verstand und Gemüt sind leer ausgegangen, aber an den Nerven hat uns der Autor tüchtig gezerrt. Das muſs wohl für viele angenehm sein, wenigstens als Unterbrechung in der lauen Langeweile ihres einförmigen Daseins, das ihre Phantasie darben läſst. Nur so begreife ich die weite Verbreitung des unlitterarischen Romans. Seine Einseitigkeit ergänzt die Einseitigkeit seiner Leser.

In Reinkultur genossen, macht sich die Sache nicht schlecht. Sehr bedenklich aber wirken die Mischformen. Wenn nämlich der Autor zweien Damen dienen will, der Litteratur und der Sensation, da geht die Sache schief.

Ein trauriges Beispiel bietet

Through fire to fortune by Mrs. Alexander (Tauchnitz edition vol. 3414).

Wäre es erlaubt, die Eigenart dieses Romans analogisch zu bestimmen, vom modernen englischen Drama her, so könnte man knapp sagen, er ist ein derbes Melodrama mit feinen Genrescenen.

Das Melodrama ist rasch erzählt. Ein armes, aber innerlich vornehmes und schönes junges Mädchen von unklarer Abstammung entläuft ihrer tyrannischen, ordinären Stiefmutter und dem brutalen Liebeswerben eines halbwüchsigen Bengels. Das Haus brennt nämlich plötzlich nieder, und man mufs glauben, Cara sei spurlos mit verbrannt. Mittellos steht die Arme in der Londoner Nacht. Ja sogar ihren Namen, ihre Identität mufs sie opfern, um in Freiheit leben zu können. Im Dienstvermittelungsbureau trifft sie endlich auf eine alte Dame, die sie gegen Kost und Quartier als 'Mädchen für alles' aufnimmt. Sie ist geizig und übellaunig. Begreiflich, eine alte Schauspielerin, die von den geliebten Brettern hat scheiden müssen. Gar bald merkt die Alte, dafs in der Jungen Talent für die Bühne liegt. So bildet sie sich das Mädchen zur Schauspielerin aus, sie hofft mit ihr Geld zu verdienen. Nach Jahresfrist ist die Kleine so weit, dafs sie ihre bescheidenen, ersten theatralischen Versuche wagen kann. Vorläufig in der Provinz. Hier kommt Mrs. Bligh mit ihrem alten Gönner Lord Ellersdale zusammen, der unweit auf Ellersdale vereinsamt haust in Gesellschaft seines jungen, allzu flotten, aber liebenswürdigen Neffen und Erben Herbert. Vorübergehend lebt da auch dessen Freund Trevelyan. Nach übermütiger Frühjugend ist dieser zum ernsten Manne gereift. Südafrika hat seinen zerrütteten Finanzen nicht aufgeholfen. Doch hat er sich aus dem äufserlichen Zusammenbruch den reinen Namen und die Kraft zu neuem Leben gerettet. Er will Litterat werden, und er ist der specifisch englische, reduzierte Gentleman. Mrs. Bligh und Cara machen auf dem Schlofs besten Eindruck. Besonders Cara, mit der Herbert gern eine Liebelei eingehen möchte, während Trevelyan sich ernstlich verliebt. Zugleich stürmt Staunton heran. Er ist der Bengel von ehedem, der über Südafrika, wo er reich geworden, seine spröde Jugendliebe nicht vergessen hat. Nachdem er mit Trevelyan, der ihm unten zufällig das Leben gerettet, nach der Heimat zurückgekehrt war, hat er Cara freilich als tot betrauern müssen, hat sie aber eben auf der Bühne gesehen, hält sie zwar für eine andere, will nun aber wenigstens die Ähnliche à tout prix heiraten, hört vom Besuch der Schauspielerin auf Ellersdale und bricht in den Park ein. Er wird von der tödlich Erschrockenen, die ihn wiedererkennt, sich aber verleugnet, abgewiesen. Dies die Einleitung — langatmig wie bei jedem 'Melodrama'. Fortsetzung: Cara wird immer erfolgreichere Schauspielerin. Der frivole Herbert wie der brutale Staunton verfolgen sie gleich aussichtslos mit ihrer Liebe, ihr Interesse gilt Trevelyan, der — weil derzeit nicht in der Lage, freien zu können — seine Liebe unterdrücken will und nach Kräften verheimlicht. Staunton,

in seiner Leidenschaft durch die fortwährenden Abweisungen zum äufsersten gereizt, greift zu List und Gewalt: er entführt Cara auf seiner Jacht. Herbert gelingt es durch Zufall, sie auf offenem Meere zu befreien. Staunton verliert völlig den Kopf. Er verrät Cara, dafs er gegen Trevelyan, den 'Nebenbuhler', ein Attentat vorhabe. Cara kommt ihm zuvor, rettet Trevelyan. Staunton flüchtet. Die Liebenden gestehen sich ihre Liebe, finden sich fürs Leben. Herbert heiratet eine reiche, aristokratische Erbin, wie sich's gehört.

Marlitt wäre mit ihrem Latein zu Ende. Nicht so das Melodrama. Hinter Caras Rücken hat der alte Lord mit Hilfe von Mrs. Bligh Nachforschungen über die Herkunft der Heldin angestellt. Sie ist seine Grofsnichte und gesetzliche Erbin. Er schliefst sie und mit ihr den sympathischen Trevelyan in seine Arme. Nun sitzt Cara mit ihrem jungen Mann als Schlofsfrau auf Ellersdale. Staunton aber ist ins Meer gesprungen und ertrunken. Dies das Melodrama.

Die rührselige Schauergeschichte genügt aber der Autorin nicht. Sie will auch Genremalerin werden. Das Londoner Milieu der Bohème lockt verführerisch, und Mrs. Alexander erweist sich als Meisterin. Eine bunte Fülle von lebenerschauten Gestalten aus der Theaterwelt zeichnet sie mit wenigen, aber scharfen Strichen: die Direktoren und Agenten, die aktiven und inaktiven Schauspieler und Schauspielerinnen bis herab auf den Chor. Kunstgetriebe und Geschäftsbetrieb schildert sie in gleicher Eindringlichkeit und immer wahr, ohne satirische oder verhimmelnde Übertreibung. Man hat seine Freude an der Kraft und Echtheit der Darstellung. Um so mifsmutiger wird man aber auch, wenn dann wieder das Melodrama hereinspielt. Denn diesem begegnet man hier kritisch, und es erscheint einem ebenso albern wie brutal.

Die Mischung von Kunst und Künstelei ist eben unmöglich. Denn Kunst wie Künstelei erzeugen ihre eigenartigen Stimmungen, leben von ihnen, weil nur in der Stimmung dem Leser die Illusion ersteht, welche ihm das Werk individuell verlebendigt. Die beiden Stimmungen schliefsen jedoch einander aus wie Feuer und Wasser und vernichten einander, wenn sie gewaltsam aneinander gebracht werden.

Dafs der Roman aber auch das Gegenteil von 'Roman' im üblen Sinne des Wortes sein kann, dafs in dieser Form der Dichtung die wahrste Lebensdarstellung geboten werden kann, das haben die Engländer gleichermafsen erwiesen und erweisen es noch immer. So möge zum Schlufs auf einen echten litterarischen Roman der letzten Zeit aufmerksam gemacht werden, der im stärksten Gegensatz zu den früheren steht, auf

A duet by A. Conan Doyle (Tauchnitz edition vol. 3354).

Hier ist alles Gemachte, Theatralische und Exotische verbannt. Ja selbst für das Auffällige und — im gewöhnlichen Sinne — Interessante ist kein Platz. Zeit: Gegenwart; Ort: London und die Vorstadt Woking; sociale Sphäre: die Mittelklasse; Dauer: ein Jahr; Hauptpersonen: ein junger Kaufmann und seine kleine Frau; Nebenpersonen: ihr braver Vater

und flotter Bruder-Leutnant, sein unbedeutender Freund und seine gewöhnliche Jugendliebe, beider ungeschicktes Stubenmädchen; Handlung: keine. Also Menschen vom Dutzend, Vorkommnisse vom Alltag. Man kann sich — in den Elementen — nichts Uninteressanteres denken als diese Dichtung. Und doch Dichtung? Gewiſs. Es wird einem eben ein Stück abgerundetes Leben vorgeführt, das geschaut ist durch ein künstlerisches Temperament. Die Abrundung wird besorgt durch die verinnerlichende Zeitperiode: Geschichte zweier junger Leute von der Verlobung bis zur Geburt ihres ersten Kindes. Daher der Titel: *A Duet*. Die künstlerische Gestaltung dankt der Autor seinem Wahrheitssinn: wirkliches Leben wirkt bedeutend, wie anspruchslos es auch immer nach auſsen hin scheinen möge. Der Reiz der Dichtung wurzelt im zart webenden Humor des geistig souveränen Dichters. Von einer 'Fabel' ist nicht zu sprechen. Das Ganze ist ein Konglomerat von Episoden, für die jeder Kausalnexus fehlt, deren jede aber 'im ersten Jahr' möglich ist. Und zwar nur im ersten Jahr. Daher der Nexus der Stimmung und damit die künstlerische Einheit.

Für uns Deutsche gewinnt dieser Roman noch einen Zufallsvorzug. Er bringt uns Fremden modernste Kulturbeschreibung in Genrebildchen, deren Wahrheit selbst den überzeugen wird, der nicht in der glücklichen Lage ist, hiedurch an das jetzige England in ergötzlicher Rückerinnerung frisch gemahnt zu werden.

Wien. R. Fischer.

The forest lovers. Von Maurice Hewlett (Tauchnitz edition vol. 3353).

Es ist die Geschichte von Isoult, genannt la Desirous, wegen eines blutenden Mals, das sie an der Brust hat, und von Prosper le Gai, einem jungen fahrenden Ritter, die uns erzählt wird. Derselbe heiratet Isoult, um sie vom Tode zu retten, wobei sie nur die eine Bedingung stellt, daſs sie nie zusammenkommen sollen, wenn nicht wahre Liebe sie verbände. Darauf geht er unbesorgt ein, denn er liebt sie nicht. Er bringt sie in einem Kloster unter und tritt in den Dienst der Gräfin Isabel von March, Hauterive etc., wo er groſsen Ruhm gewinnt. Aber Isoult wird aus dem Kloster weggelockt, es gelingt ihr jedoch, zu entfliehen und das Schloſs der Gräfin zu erreichen, wo sie sich für Prospers Pagen ausgiebt. Während er eines Tages abwesend ist, wird ihr Geschlecht entdeckt, sie wird halb tot geschlagen und mit Schimpf und Schande davongejagt. Zurückgekehrt teilt er der entsetzten Gräfin mit, daſs es seine Frau war, die so schmählich behandelt worden. Er zieht aus, sie zu suchen. Beide haben noch viele romantische Abenteuer zu bestehen, aber schlieſslich jagt er sie seinem Hauptgegner, einem abtrünnigen Mönch Namens Galors, ab und tötet ihn. Die Liebe zu ihr ist inzwischen in ihm erwacht, und als sie nach dem Schloſs der Gräfin zurückziehen und nachts im Walde lagern, da lodert die von Isoult so heiſs ersehnte Liebe hell zwischen

ihnen auf. 'Und sie wurde rot und liebte ihn sehr.' Die Sterne, die Bäume des Waldes sind Zeugen ihres Glücks. Isoult la Desirous ist nunmehr Isoult la Desirée — und ihre heimliche Wunde hört auf zu bluten. Auf dem Schlofs angelangt, werden sie mit grofsen Ehren empfangen, denn die Gräfin hat inzwischen entdeckt, dafs Isoult ihre verlorene Tochter aus einer ersten, heimlichen Ehe ist. Auch Prosper hört hier zum erstenmal, wer seine Frau ist, die er nur als Pflegekind armer Bauersleute gekannt hatte. Alles ist glücklich und — 'wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch'.

So möchte man schliefsen. Es ist ein Märchen, das wir zu lesen bekommen, und doch kein Märchen — dazu ist es zu wahr, zu rein menschlich. Spensers Faërie Queene, de la Motte Fouqués Zauberring, Kleists Käthchen von Heilbronn — aber auch Jacobson und Maeterlinck kommen dem Leser in den Sinn. Aber trotzdem ist Hewlett durchaus originell und hat fürwahr in Prosper und Isoult zwei poetische Gestalten geschaffen, für die wir ihm Dank sagen. Um diese beiden gruppiert sich alles. In Prosper hat der Verfasser uns auf das glücklichste den abenteuerlichen, thatendurstigen Jüngling gezeigt, der sich so grofs und überlegen dünkt und alle Opfer, die ihm gebracht werden, ganz selbstverständlich findet — dazu ist eben das Weib da — oder noch öfter sie gar nicht merkt. Bis Isoult ihn lehrt, die Liebe des Weibes als das zu erkennen, was sie wirklich ist — ohne die er, der grofse Kriegsheld, sich elender, ärmer fühlt als der niedrigste seiner Gefolgsmannen. Einen Prosper im Leben getroffen würde man beneiden, eine Isoult anbeten. Das Mütterliche in ihrer Liebe — auch schon bei ihr, die doch noch ein halbes Kind ist —, das Scheue, Demütige und doch Sehnsüchtige, all das ist meisterhaft geschildert. Es ist nicht möglich, den Zauber des Buches in wenig Worten wiederzugeben, aber dafs ihn jeder Leser empfinden wird, dafür möchten wir wohl die Garantie übernehmen. C. Sherwood.

Library of contemporary authors (with notes). Annotated by C. Grondhoud and P. Roorda. Bd. III: A tale of a lonely parish, by F. M. Crawford. Bd. IV: The fowler, by B. Harraden. Groningen, P. Noordhoff, 1900. Fl. 1,50.

Die beiden ersten Bände dieser zunächst für holländische Leser bestimmten Sammlung moderner Romane sind bereits im Archiv Bd. C p. 208 f. angezeigt worden. Was an jener Stelle Empfehlendes über Bd. I und II gesagt worden ist, gilt auch für Bd. III und IV: Druck und Ausstattung sind vorzüglich; der Inhalt ist nicht nur fesselnd und spannend, sondern auch geeignet, die Kenntnisse des Lesers über englische Sitten und Einrichtungen zu vermehren. Die Texte sind in geschickter Weise gekürzt worden. Dafs das Princip, die Anmerkungen in englischer Sprache zu geben, hin und wieder durchbrochen und die Muttersprache des Lesers (hier das Holländische) zu Hilfe genommen worden ist, kann im Interesse der Deutlichkeit nur gebilligt werden. Ja, vielleicht wäre es wünschens-

wert gewesen, dies in noch reicherem Maſse zu thun. War es beispielsweise überhaupt nötig, zu *brierwood pipe* eine Anm. zu geben, so wäre es natürlicher, sicherer und einfacher gewesen, die Übersetzung unten anzugeben statt einer englischen Beschreibung des *brier or briar*, wonach nicht jeder Leser erraten dürfte, um welche Pflanze es sich denn eigentlich handelt. Dasselbe gilt u. a. auch für die IV 79 zum Worte *limpet* hinzugefügte englische Definition. Oder wenn III 13 von dem nach Cambridge gehenden Cornelius gesagt wird: *He hoped he should not be pulled when he went up,* und dies in einer Anmerkung so erklärt wird: *He hoped that he should not be plucked when he went up for his examination*, so bleibt es fraglich, ob der Leser, der das *pulled* nicht verstand, nun das *plucked* versteht. Im groſsen und ganzen freilich muſs zugegeben werden, daſs die Herausgeber in ihren englischen Anmerkungen die Gefahr, ein schwieriges englisches Wort durch ein anderes ebenso schwieriges zu ersetzen, sehr geschickt vermieden haben. Zu III 13 *the backs of the Colleges* wäre eine Anmerkung über diese gerade für Cambridge so charakteristischen *backs* erwünscht gewesen. Wenn zu III 196 *She was one and twenty years of age* die Anmerkung hinzugefügt wird: In England, a person comes of age at twenty-one, so könnte dies zu einer irrtümlichen Auffassung der Stelle verleiten. *Of age* steht hier einfach für *old*, wie man ja auch sagen kann: *He is sixteen years of age.* — In der Vorrede zu IV wird über die Verfasserin gesagt: *For some time she was a student of Dresden University*; doch giebt es keine Dresdener Universität. Zu bedauern ist, daſs in Bd. III und IV so häufig auf die Anmerkungen der früheren Bände verwiesen wird, die doch nicht als im Besitze eines jeden Lesers befindlich vorausgesetzt werden können.

Berlin. Albert Herrmann.

The Gruno series I. Little Lord Fauntleroy, by Frances H. Burnett. Annotated by L. P. H. Eykman and C. F. Voortman, teachers of English at Amsterdam. Groningen, P. Noordhoff, 1900.

Der bekannte, schon mehrfach für deutsche Schulen herausgegebene Roman vom Little Lord Fauntleroy liegt hier in einer für holländische Schulen bestimmten Ausgabe vor, die ihren Herausgebern alle Ehre macht. Die Anmerkungen sind in englischer Sprache unter gelegentlicher Zuhilfenahme des Holländischen abgefaſst; sie sind durchweg klar und zutreffend. Auch einige Abbildungen sind den Anmerkungen zur Veranschaulichung einzelner engl. Begriffe beigegeben worden. Druck und Ausstattung des Werkes sind vorzüglich, so daſs es sich auch in dieser Gestalt sicher eine groſse Zahl neuer Freunde erwerben wird.

Berlin. Albert Herrmann.

English reader, historical and literary, by R. A. Hugenholtz, teacher at the H. B. S. at Gœs. Groningen, P. Noordhoff, 1900.

Zweck des vorliegenden Buches ist, die oberen Klassen holländischer Schulen mit einigen Hauptzügen der englischen Geschichte und Litteratur

bekannt zu machen. Diesem Zwecke wird Hugenholtz in sehr geschickter Weise gerecht. Die einzelnen Lesestücke bieten teils eine verständige Auswahl aus den einschlägigen Werken von S. R. Gardiner, Anna Buckland, Sir Walter Besant, J. R. Green, Macaulay u. a., teils kommen in ihnen die englischen Dichter selber mit einigen charakteristischen Proben ihrer Werke zu Worte. Dem gediegenen Inhalt entspricht auch die Ausstattung des Werkes, die, wie bei allen Schulbüchern aus dem Verlage P. Noordhoff, einen sehr vorteilhaften Eindruck macht.

Berlin. Albert Herrmann.

Freytags Sammlung frz. und engl. Schriftsteller. Robert Lewis Stevenson. Across the plains and An Inland voyage. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Prof. Dr. Ellinger. I. Teil: Einleitung und Text. 102 S. II. Teil: Anmerkungen und Wörterverzeichnis. 204 S. Mit 2 Karten. Wien und Prag, F. Tempsky, 1900. Mk. 1,70.

Es war ein glücklicher Gedanke des Herausgebers, für die Sammlung etwas von L. Stevenson zu bearbeiten, der unter den neueren englischen Erzählern eine der ersten Stellen verdient. Seine Erfindungsgabe ist unerschöpflich und seine Darstellung so lebendig, dafs man, was er erzählt, sieht und hört und miterlebt. In den von Ellinger auszugsweise gebrachten Erzählungen Stevensons von Selbsterlebtem kann naturgemäfs nur die zweite Gabe zur Geltung kommen; derlei hat aber den Vorteil, Abkürzungen zu vertragen, was mit seinen frei erfundenen Abenteuergeschichten nicht der Fall ist. Die erste der gewählten Erzählungen beruht auf einer Reise, die St. von New-York nach St. Francisco in einem Auswandererzuge gemacht hat. Obwohl er selbst nicht eigentlich Auswanderer war, so meint man doch, er müsse es gewesen sein, so hat er sich in die Seele solcher Leute versetzen können und vermag uns selbst ihr Fühlen mitempfinden zu lassen. Mit Meisterstrichen zeichnet er jede Scene so, dafs man in ihr steht. Das Ganze hat begreiflich einen düsteren Ton; dafür entschädigt das zweite Stück, die Schilderung einer Bootfahrt, die St. mit einem Freunde auf belgischen und französischen Wasserläufen, von Antwerpen aus, die Schelde, Sambre und Oise hinauf gemacht hat; sie erfreut durch ihren gesunden Humor. — Zu erklären war genug, aber Ellinger hat sich nichts entgehen lassen, was vom Sachlichen wie Sprachlichen gilt. Wir haben hier ein Stück Arbeit vor uns, das von seiner Gewissenhaftigkeit ebenso zeugt wie seiner Vertrautheit mit der englischen Sprache. Hätten wir ein halbes Dutzend solcher Ausgaben, so könnte man daraus ein gutes handliches Sachwörterbuch ausziehen.

Nur einige kleine Bemerkungen und Wünsche seien hier angefügt. Ob *to get under way* eine Analogiebildung zu *to get under sail* ist, scheint mir fraglich, da auch wir unterwegs haben. — *His mouth was full of brimstome* wird nicht jeder verstehen, es ist damit das Fluchen des Agenten gemeint. — *The whole system had broken down under the strain of so*

many passengers, unter dem Ansturm; diese Bedeutung vermifst man bei *strain*. — Bei *progress* die von Weitergehen (S. 5 Z. 12). *Our own grim vessel with her list to port* (S. 6 Z. 12), mit seiner Neigung nach Backbord. — *far from dry* (S. 7 Z. 14) würde ich übersetzen: alles andere als trocken = *anything but dry*. Auch der Ausdruck *a strange town not small enough to grow too soon familiar, nor so large as to have laid itself out for travellers* (S. 66 Z. 21) wird vielen Schwierigkeiten machen; Sinn: dafs sie hauptsächlich für Fremde angelegt ist. — Bei *My pipe, pretty well 'trousered', as they call it* (S. 73 Z. 12); kann man noch besonders darauf hinweisen, dafs Stevenson das frz. Wort nur scherzhaft nachgebildet hat. — S. 7 Z. 26 mufs es wohl *others* statt *other* und S. 38 Z. 21 *he* für *I* heifsen. — *The rear was brought up by the conductor in what, if I have it rightly, is called his caboose* würde ich übersetzen mit 'wenn ich recht verstanden habe' statt 'verstehe' (Anm. S. 115 zu S. 22 Z. 5) und *I entered into articles of agreement* mit 'ich schlofs einen Vertrag ab' statt 'ich begann zu unterhandeln' (ibid. zu S. 24 Z. 5). Ist es so sicher, dafs *scoring points* dem cricket-Spiel entlehnt ist? Jedenfalls gebraucht man es auch vom Billard. Interessant wäre mir, die Quelle der Notiz zu erfahren, 'dafs *landau*, der Landauer, so genannt sei, weil Josef I. in einem solchen Wagen safs, als er 1702 vor Landau zog'. Diese Erklärung ist mir ganz neu; ich habe bisher immer geglaubt, dafs er, wie die *berline* nach Berlin, deshalb nach Landau benannt worden sei, weil diese Form dort zuerst gebaut wurde.

Das Heftchen Anmerkungen hat mir eine Fülle an Anregungen geboten, wofür ich dem Geber wirklich dankbar bin. Das Buch sei den Fachgenossen angelegentlich empfohlen.

Berlin. G. Krueger.

Three Christmas stories from Ch. Dickens' 'Household words' and 'All the year round'. Herausgegeben und erklärt von Dr. Hermann Conrad, Professor an der Haupt-Kadettenanstalt. I. Teil: Einleitung und Text. II. Teil: Anmerkungen. Leipzig, G. Freytag, 1900. Beide Teile geb. Mk. 1,10.

Aus den im Jahre 1898 bei Chapman & Hall neugedruckten 'Extra Christmas Numbers' der von Dickens nacheinander herausgegebenen Zeitschriften 'Household Words' und 'All the Year round' aus den Jahren 1854, 1856 und 1862, 1866, 1867 hat Conrad die folgenden drei Erzählungen ausgewählt: I. A Fatal Letter von Wilkie Collins, aus 'Seven Poor Travellers', 1854. II. The Pavement Painter und III. The Chair of Truth, beide von Dickens aus 'Somebody's Luggage', 1862. Die erste Erzählung enthält die Geschichte eines betrogenen Betrügers. Das Lebensglück eines verlobten Paares wird durch einen Schurken in Frage gestellt, der einen Brief, welcher das Andenken des verstorbenen Vaters der Braut kompromittiert, an sich gebracht hat und nun droht, ihn zu veröffentlichen, wenn er nicht fünfhundert Pfund Schweigegeld

erhält. Dem schlauen Freunde des Bräutigams, einem jungen Advokaten, gelingt es jedoch, den Erpresser zu überlisten und ihm den verhängnisvollen Brief wieder abzujagen. — Die zweite Geschichte schildert die Erlebnisse und Empfindungen eines heruntergekommenen Künstlers, der sich seinen Lebensunterhalt dadurch erwirbt, daſs er mit bunter Kreide Stillleben und andere Bilder auf die Steinfliesen belebter Straſsen malt. Da er selbst zu stolz ist zu betteln, vermietet er diese Malereien gegen Entgelt an andere, welche sie für ihr eigenes Werk ausgeben und dafür die Kupfermünzen mitleidiger Passanten einheimsen. — Der Held der letzten Erzählung ist Mr. Blorage, ein grundehrlicher, aber bis zur Schwachheit gutmütiger Mann, dessen Gefälligkeit denn auch von seinen Mitmenschen weidlich ausgenutzt und miſsbraucht wird. Wegen seines Fleiſses und seiner Tüchtigkeit wird ihm die Leitung des groſsen Bankhauses übertragen, in das er einst als Lehrling eingetreten, und nun denkt er daran, sich einen eigenen Herd zu gründen. Im Traume erscheint ihm die Fee Verita und verzaubert seinen Armstuhl, so daſs ein jeder, der sich darauf setzt, seine wahre Gesinnung äuſsern muſs. Auf diese Weise erhält Mr. Blorage, immer noch im Traum, einen Einblick in die innersten Gedanken seiner Umgebung und wird in den Stand gesetzt, seine wahren Freunde zu erkennen und sich die für ihn passende Frau zu wählen.

Wenn auch diese 'Christmas Stories' (dieser Name könnte übrigens irreführen, da der Inhalt der Erzählungen mit Weihnachten nichts zu thun hat) bei weitem nicht an Dickens 'Christmas Carol' oder 'The Cricket on the Hearth' heranreichen, so sind sie doch fesselnd und in leichter, flieſsender Sprache geschrieben und können als Schullektüre durchaus empfohlen werden. Die dem Texte beigegebenen Bemerkungen zeugen von groſser Sorgfalt und Sachkenntnis. Sie erstrecken sich vorzugsweise auf sachliche Verhältnisse; auſserdem sind einige Ausdrücke der familiären und vulgären Sprechweise erklärt. Anfechtbar erscheint mir nur die Anmerkung zu S. 23, 2: '*by the pile being smoothed over it*: dadurch, daſs der Plüsch darüber geglättet war. — Das Subjekt des Gerundiums *(the pile)* ist hier unverändert davorgesetzt, 1. weil es eine Sache ist, 2. weil das Gerundium eine zusammengesetzte Form ist *(being smoothed)*.' — Beide Gründe sind nicht stichhaltig. Man vergleiche das von I. Schmidt in seiner Grammatik § 367 Anm. 2 und § 378, 3 angeführte Beispiel: *I insist upon Miss Sharp appearing*, wo sich bei einem persönlichen Subjekte und in einer einfachen Verbalform dieselbe Erscheinung findet. Auch handelt es sich bei der vorliegenden Konstruktion wohl nicht um das Gerundium, sondern um das verbundene Particip. — Zu der Form *having heerd* S. 56, 7 bemerkt der Herausgeber: '*heerd* vulg. für *heard*. Die unteren Klassen haben den ī-Laut auch in denjenigen Wörtern durchgeführt, deren *ea* den alten ē-Laut behalten hat: *greet* für *great*, *breek* für *break*, *theere* für *there* etc.' — Bei der Form *heerd*, die man ja auch *heared* schreiben könnte, ist vielleicht eher daran zu denken, daſs der gemeine Mann mit Vorliebe das Praeteritum und Partic. Perf. der sog. unregelmäſsigen (schwachen und starken) Verben unter Beibehaltung des Stammvokals des Infinitivs

nach Analogie der regelmäfsigen schwachen Verben durch Anhängung von *-ed* bildet.

Folgende Druckfehler sind mir aufgefallen: S. 28, 14 *oft* anstatt *of*; S. 30, 32 I *cnofess;* S. 82, 7 des Städtchen; S. 82, 8 *sqire;* S. 89, 3 ums einen (um seinen); S. 101 *Biue-Coat School.*

Druck und Ausstattung des Büchleins sind, wie bei allen Bändchen der Freytagschen Sammlung, mustergültig.

Berlin. Albert Herrmann.

William Wright, The beginner. Ein Lehrbuch der englischen Sprache zur schnellen Erlernung derselben durch Selbstunterricht. System: The repeater. Berlin, Rosenbaum & Hart, 1901. 208 S. Mk. 2.

Da dies Buch für den Selbstunterricht bestimmt ist, so ist der Darstellung der Aussprache ein besonders breiter Raum gewährt. Soweit es überhaupt erreichbar ist, ohne die Hilfe eines Lehrers, lediglich durch Selbstunterricht, die Anfangsgründe der englischen Sprache zu erlernen, scheint Wrights Buch, das auf jahrelange praktische Erfahrung gegründet ist, ein durchaus geeignetes Hilfsmittel für den gedachten Zweck zu sein. Es zeigt ein grofses Geschick in der Anordnung des Lehrstoffes. Zu bedauern ist nur, dafs die Übungsbeispiele und Leseübungen fast nur aus kurzen Einzelsätzen nach dem bekannten Ollendorffschen Muster bestehen. Zusammenhängende Stücke, wie Anekdoten, Briefe, Gespräche und kurze Beschreibungen, wären gerade bei einem für den Selbstunterricht bestimmten Buche besonders erwünscht und zweckdienlich gewesen, um den Stoff für den Lernenden zu beleben und interessant zu machen.

Berlin. Albert Herrmann.

Zusammenhängende Stücke zum Übersetzen ins Englische. Von Prof. Dr. F. J. Wershofen. Dritte, verbesserte Auflage. Trier, Jacob Lintz, 1900. 163 S. Mk. 1,30.

Das vorliegende Buch enthält eine Sammlung zusammenhängender Stücke, welche zur Einübung der grammatischen Regeln bestimmt sind. Die gebotenen, durchweg sehr interessanten Stücke sind teils belehrenden, teils unterhaltenden Inhaltes; auch verschiedene Muster von Briefen fehlen nicht. Mit Recht sind englische Verhältnisse und englische Geschichte bevorzugt. Das am Schlusse beigegebene Wörterverzeichnis läfst leider die Angabe der Aussprache vermissen. — Ohne Zweifel wird auch die vorliegende, schnell nötig gewordene dritte Auflage des bewährten Buches ihren Zweck erfüllen 'als ein Hilfsmittel zur schnellen Repetition und Einübung des gesamten grammatischen Pensums in den oberen Klassen.' Der Druck ist sorgfältig und korrekt. Mir sind nur folgende Kleinigkeiten aufgefallen: S. 152 *so* (statt *to) excel;* S. 158 *intrique;* S. 159 hätte die englische Form *Agincourt* für *Azincourt* angegeben werden können.

Berlin. Albert Herrmann.

Karl Breul, Betrachtungen und Vorschläge betreffend die Gründung eines Reichsinstituts für Lehrer des Englischen in London. Dem IX. Allgemeinen Deutschen Neuphilologentage gewidmet. Leipzig, Dr. P. Stolte, 1900. 16 S.

In seiner Abhandlung über 'Die Organisation des höheren Unterrichts in Grofsbritannien' (München, 1897. Sonderabdruck aus A. Baumeisters Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen) hat Breul bereits von der Stellung und den Aussichten deutscher Lehrer in England gesprochen und eine Reihe von trefflichen, auf langjähriger Erfahrung beruhenden praktischen Ratschlägen über die bestmögliche Ausnutzung eines Studienaufenthaltes in England gegeben. In der vorliegenden kleinen Broschüre, die dem IX. Deutschen Neuphilologentage zu Leipzig gewidmet ist, an welchem persönlich teilzunehmen der Verfasser leider durch Amtsgeschäfte gehindert wurde, unterbreitet Breul, einem längst gegebenen Versprechen gemäfs, den in Leipzig versammelten Fachgenossen einige Gedanken und Vorschläge betreffend die Gründung eines Reichsinstitutes für Lehrer des Englischen in London. Dafs eine solche Anstalt, in der richtigen Weise eingerichtet und von einer geeigneten Persönlichkeit geleitet, für alle diejenigen, die zur Befestigung und Erweiterung ihrer Kenntnis der englischen Sprache und der sogenannten Realien nach England gehen, ungemein segensreich wirken könnte und daher sehr erwünscht wäre, steht aufser Frage.[1] Die Lage des Instituts, so heifst es bei Breul S. 7, sollte möglichst im Mittelpunkt von London, an irgend einem Square des W. C. gewählt werden. Das Gebäude, das von aufsen würdig und im Inneren geräumig und freundlich aussehen sollte, mufs die Dienstwohnung des Vorstehers, die Wohnung des Pförtners, zwei kleinere Hörsäle und einen grofsen Empfangssaal, ein Lesezimmer, die Bibliothek, ein Wasch- und Ankleidezimmer enthalten. Deutsche Zeitungen sollen grundsätzlich dem Lesezimmer fernbleiben, aufser etwa der 'Leipziger Illustrierten Zeitung' und der 'Deutschen Rundschau' und natürlich sämtlichen neuphilologisch-anglistischen Fachzeitschriften. Warum Breul gerade zu Gunsten der genannten beiden Zeitschriften eine Ausnahme machen will, ist nicht recht ersichtlich. — An die Spitze der Anstalt, führt er dann weiter aus, sei ein als Pädagoge und womöglich auch als Gelehrter tüchtiger Mann zu stellen, ein deutscher Anglist von Fach, tüchtig, feingebildet, praktisch, fest, weltmännisch im besten Sinne und fähig und gewillt zu repräsentieren. Für dieses Reichsinstitut solle Deutschland halbjährlich je fünfzig Lehrer auf sechs Monate auf Staatskosten als ordentliche Mitglieder entsenden, die sich verpflichten müfsten:

a) Ihre ganze Zeit und Kraft innerhalb der sechs Monate dem Institut und dessen Zwecken zu widmen, keinerlei Privatunterricht für Geld zu erteilen oder Journalistik irgend welcher Art zu treiben.

b) Regelmäfsig gewisse ihnen vom Vorsteher nach vorheriger Besprechung empfohlene Vorlesungen innerhalb oder aufserhalb des Instituts zu besuchen.

[1] Ausschliefslich englische Umgebung scheint mir doch vorzuziehen! A. B.

c) Am Ende ihrer Zeit sich einer Prüfung zu unterziehen behufs Ausweis erfolgreich betriebener Studien, auch auf Verlangen eine Klausurarbeit in englischer Sprache anzufertigen.

d) Vorträge im Institut über gewisse Punkte des englischen Lebens zu halten, zu hören und zu beurteilen. Auch Vorträge über englische Bücher oder Kunstwerke wären vom Vorsteher zu veranlassen und von ihm und den Mitgliedern zu kritisieren, Berichte über eben aufgeführte englische Bühnenstücke zu liefern u. dgl.

Von diesen S. 10 angegebenen Forderungen scheint mir nur die dritte unangebracht und ganz zwecklos zu sein. Oder soll im Falle des Nichtbestehens dieses Examens den doch schon in der Heimat genug geprüften und mit dem Oberlehrerzeugnis versehenen Mitgliedern des Instituts das bereits gewährte und verausgabte Reisestipendium nachträglich wieder entzogen werden?

Sehr richtig und zutreffend ist, was Breul über die Gegenstände der an vier Wochentagen regelmäfsig zu veranstaltenden Vorlesungen sagt, sowie über die Notwendigkeit daneben hergehender fleifsiger Besuche der Theater, Schulen und Sehenswürdigkeiten Londons. Auch die nähere und weitere Umgebung der Hauptstadt, insbesondere historisch oder litterarisch wichtige Orte Englands, seien von London aus leicht und schnell erreichbar. Die Gesamtkosten des Reichsinstituts würden sich nach Breuls Schätzung auf etwa 200 000 Mk. jährlich stellen einschliefslich der Wohnung und Beköstigung eines jeden Mitgliedes in einer vom Vorsteher zu bestimmenden passenden englischen Familie. Der Verfasser weist dabei auf die Summen hin, welche das Reich seit langen Jahren für deutsche archäologische Institute auf dem klassischen Boden von Hellas und Rom, botanische und zoologische Stationen, Tiefseeforschungen und reichlich ausgerüstete Polarexpeditionen aufwendet. Hoffen wir mit ihm, dafs seine Anregungen an mafsgebender Stelle auf fruchtbaren Boden fallen. Freilich, was der einen neueren Fremdsprache recht ist, mufs der anderen billig sein. Und so müfste denn gleichzeitig für Paris eine ähnliche Einrichtung ins Leben gerufen werden. Breuls Bedenken, dafs vorderhand Frankreich für die praktische Lösung einer solchen Aufgabe gröfsere Schwierigkeiten biete als England, vermag ich nicht zu teilen.

Auf jeden Fall sind die im vorstehenden kurz skizzierten Ausführungen Breuls überaus fesselnd, anregend und interessant zu lesen, und die deutschen Fachgenossen schulden ihm für diese freundliche Gabe zum Neuphilologentage den wärmsten Dank.

Berlin. Albert Herrmann.

Die Quellen des Esope der Marie de France von K. Warnke. Sonderabzug aus: Forschungen zur rom. Philologie, Festgabe für Hermann Suchier. Halle, Niemeyer, 1900. IV, 124 S. 8.

In der vortrefflichen Einleitung zu seiner Ausgabe der von Marie de France aus dem Englischen in altfranzösische Verse übersetzten Fabeln

hatte sich Warnke S. XLVII bereits kurz über die Quellen derselben geäufsert, zugleich aber eine genauere Untersuchung über sie in Aussicht gestellt. Mit dieser beschenkt er nun in einer Festgabe, wie sie des grofsen Gelehrten, dem er sie gewidmet, würdig ist, die Wissenschaft, und man wird erkennen, dafs er für die vergleichende Fabelforschung einen Beitrag von ganz aufserordentlicher Bedeutung geliefert hat. Indem er die scharfsinnigen Schlufsfolgerungen Malls anerkennt und weiter stützt, stellt Warnke fest, dafs die ersten vierzig Fabeln auf die unter dem Namen Romulus Nilantii bekannte lateinische Romulus-Bearbeitung zurückgehen, der übrigbleibende gröfsere Teil der Sammlung aber nicht aus einer für uns erkennbaren, einheitlichen Quelle geflossen ist; die Fabeln dieses zweiten Teiles habe der englische Gewährsmann der Dichterin, Alfred, selbst gesammelt. Da sich die Fabeln somit in zwei grofse Gruppen scheiden, so wechselt auch die Aufgabe der Untersuchung. Die Fabeln der ersten Gruppe galt es daraufhin zu prüfen, wie die Dichterin, genauer Alfred, mit der lateinischen Vorlage umgegangen war, also die Abweichungen von derselben, die als Änderungen, Zusätze oder Auslassungen bei ihr begegnen, aufzuweisen und zu rechtfertigen. Die Fabeln der zweiten Gruppe machten es notwendig, nach dem Ursprunge der Stoffe, die sie verarbeiten, überhaupt erst zu forschen und dann das Verhältnis klarzulegen, in welchem die altfranzösische Bearbeitung zu der als Quelle anzusehenden Fassung stehe; im Falle der Unmöglichkeit aber die Herkunft aufzuklären waren die Anklänge der französischen Darstellung an die aus Altertum, Mittelalter und mündlicher, noch heute bestehender Volksüberlieferung bekannten Versionen des gleichen Stoffes oder ihre Abweichungen von denselben hervorzuheben und zu beleuchten. An die Lösung dieser vielseitigen Aufgabe geht Warnke mit reicher Kenntnis der einschlägigen Litteratur heran, und er vollzieht dieselbe mit einer Vertiefung in den Gegenstand und einer Umsicht im Urteil, die man bewundert. Die Ergebnisse, zu denen er im einzelnen gelangt ist, sind denn auch zum weitaus gröfsten Teile unanfechtbar, wie zugleich auch der Versuch, als Ganzes den Fabeln der Dichterin den gebührenden Platz in der Entwickelungsgeschichte der Fabel anzuweisen, vortrefflich durchgeführt und mit schönstem Erfolge vollendet erscheint.

In einem zweiten Teile seiner Abhandlung sondert Warnke die Fabeln, die er in dem ersten Teile derselben in ihrer überlieferten Reihenfolge auf ihren Ursprung hin untersucht hat, nach der Gemeinsamkeit ihrer Herkunft, bei dieser Gelegenheit die dichterische Thätigkeit des englischen Übersetzers oder Kompilators charakterisierend. Die 62 Fabeln der zu Anfang abgesonderten zweiten Gruppe scheidet er hier auf Grund ihrer Abstammung in zwei Kategorien; die eine umfafst solche Fabeln, welche gleich denjenigen der ersten Hauptgruppe auf das Altertum zurückweisen, und das thut die Mehrzahl, die andere solche volkstümlichen Ursprungs. In einem ersten Abschnitt bespricht er zunächst die aus dem Romulus Nilantii entlehnten vierzig Stücke. Er weist darauf hin, dafs Alfred seine Vorlage nicht starr übersetzt, sondern oft und in mehrfacher Hinsicht

frei bearbeitet habe; er schliefse sich an jene auch im Stil nicht eng an, er bediene sich vielmehr einer weit klareren und schlichteren, kurz volkstümlicheren Ausdrucksweise, wie er denn den Geschmack des Volkes auch in einer Erhöhung der Anschaulichkeit im einzelnen zu treffen gesucht und verstanden habe. Seine Abweichungen von der Quelle kehrten entweder in anderen Fabelsammlungen als Züge wieder, und dann könnten sie hier wie dort nur auf die mündliche Überlieferung des Klosters und des Volkes zurückgehen, oder sie begegneten, was der häufigere der beiden Fälle sei, nur bei Alfred, und dann dürften sie als Erzeugnisse seiner eigenen dichterischen Phantasie angesehen werden. In einem zweiten Abschnitt setzt Warnke auseinander, dafs die erste Kategorie der zweiten ursprünglichen Hauptgruppe wiederum verschiedene Gattungen von Fabeln umschliefse. Die Fabeln der einen hätten in dem gewöhnlichen Romulus, genauer in der mündlichen Tradition aus diesem geflossener Stoffe, wie sie im Kloster fortlebte, ihre Quelle; andere Stücke beruhten offenbar auf Umbildungen von Fabeln des Phaedrus; wieder andere gingen auf Bearbeitungen Avianischer Fabeln zurück. Einige weitere lehnten sich geradezu an griechische Stoffe an, deren Kenntnis dann auf verschiedenen Wegen nach England gelangt sein könne. Eine kleine Zahl fernerer Fabeln wurzele höchst wahrscheinlich gleichfalls im Altertum, wenn sich auch eine bestimmte Grundlage im einzelnen Falle nicht angeben lasse. Für einige wenige Stoffe sei auch der Orient als Heimat in Betracht zu ziehen. In einem dritten und letzten Abschnitte geht Warnke auf diejenigen Fabeln ein, die aus dem Schatze der einheimischen Volkserzählungen entlehnt wurden. Diese Stücke seien nur der Form nach Fabeln, ihrem Inhalte nach seien sie Tiergeschichten und andererseits Anekdoten und Schwänke. Der Verfasser rechtfertigt ihre Einverleibung in eine Fabelsammlung und sichtet die Stoffe, die sie verarbeiten, des genaueren. Die Gliederung, mit der sich dieser zweite Teil von Warnkes Schrift beschäftigt, ist sorgfältig durchdacht und klar entwickelt und hat ihm Anlafs zur Äufserung treffender Gedanken gegeben.

Das Variantenmaterial hat der Verfasser aus einer reichen Fülle von Werken, die er am Schlufs seiner Abhandlung verzeichnet, geschöpft; auch die Litteratur über die einzelnen Fabelstoffe kennt er genau. Ob ihm etwa dort oder hier etwas entgangen sei, habe ich mich nicht bemüht festzustellen. Aber auf eine kleine Abhandlung, die er nicht herangezogen hat, möchte ich doch hinweisen, da sie zwei Fabeln der Dichterin als Varianten in den Kreis der Betrachtung zieht. W. Grimm, Thierfabeln bei den Meistersängern, gelesen in der (Berl.) Akad. d. Wiss. am 11. Januar 1855, bringt S. 12 die Fabel 91 (nach Warnkes Zählung) in Beziehung zu Stück 160 der aus Meistergesängen zusammengesetzten Handschrift Ms. Germ. fol. 23 der Königl. Bibl. zu Berlin (: drei Lehren der Weisheit seitens des alten Löwen an seine beiden Söhne; aufserdem verglichen: Pauli, Schimpf u. Ernst Kap. 18; Fr. Pfeiffer, Haupts Ztschr. 7, 349; Steinhöwel Nr. 16, Augsburger Ausgabe von 1487 Bl. 62. 63, Freiburger von 1555 Bl. 72. 73; Barachja Nr. 106) und S. 14, vgl. auch S. 15, Fabel 92 (nach

Warnke) in Beziehung zu Stück 249 der gleichen Sammlung, das, wie auch die Fabeln untereinander, mit jenem erstgenannten verwandt ist (: Wölfin warnt ihr Junges vor den Nachstellungen der Jäger; aufserdem verglichen: H. v. Trimbergs Renner 14915—28; Bonaventure Des Pieres, lies Des Périers, Contes ou nouvelles recreations et joyeux devis; Rollenhagens Froschmeuseler bei Wackernagel, Lesebuch 2, 210—214; J. Balth. Schuppius, Fabelhans S. 837, mitgeteilt in Hausmärchen Nr. 157; auch ein esthnisches Volkslied bei Neuss 3, 444; allgemeinere Betrachtungen zum Thema nebst Nachweisungen S. 17). Die Tierfabeln selbst, drei im ganzen, hat W. Grimm am Schlufs seiner Abhandlung abgedruckt.

Die aus der Vergleichung des altfranzösischen Textes mit der lateinischen Grundlage oder aus der Deutung desselben an sich gewonnenen Ergebnisse des Verfassers für die Art und Weise, wie die Dichterin oder ihr englischer Vorläufer den schriftlich oder mündlich überlieferten Fabelstoff bearbeitet habe, verdienen, wie bereits bemerkt worden, in der überwiegenden Mehrzahl Zustimmung. Einige unter ihnen scheinen mir jedoch nicht völlig gesichert zu sein, und zwar hauptsächlich deswegen, weil der Text an den betreffenden Orten nicht so lautet, wie er in der Originalübersetzung der Dichterin gelautet haben dürfte. Um die wenn auch nur wenigen Beanstandungen, die ich mache, im Princip zu rechtfertigen, mufs ich zunächst etwas weiter ausholen.

In seiner eingehenden Untersuchung des Verhältnisses der 23 Handschriften zueinander, welche die Fabelsammlung der Marie de France, meist zwar unvollständig, enthalten, war Warnke (Einleitung zur Ausgabe S. XIX, 7; CXIX und CXX) zu dem Schlusse gekommen, dafs die zu einer Gruppe α zusammengeschlossenen Handschriften ADMY den Text in der dem Archetypon O am nächsten stehenden Form überliefern. Innerhalb dieser Gruppe ständen die Hss. A und D, die, eng miteinander verwandt, aus einer gemeinsamen Vorlage abgeschrieben seien, wiederum über Y und M; denn Y (vgl. S. XIII, 2; XVI, 4; XVIII, 6; XXVI, 14; XXVIII, 16) sei mit charakteristischen Elementen der Gruppe β der übrigen Hss. durchsetzt, also eine kontaminierte Hs., und M (vgl. S. XXVI, 14) zeige vielfach Änderungen, die sein Schreiber eigenmächtig getroffen habe. In demjenigen Abschnitte der Einleitung, der den ursprünglichen Dialekt des Textes festzustellen bestimmt ist (S. CXIX), räumt Warnke die Führerschaft unter den Gliedern der Gruppe α im besonderen der Hs. A ein, und zwar wegen ihrer Vollständigkeit (in D fehlt die 32. Fabel), ihres relativen Alters (sie ist etwa 70 Jahre jünger als die Dichtung selbst), auch wegen des Umstandes, dafs in ihr allein die Lais und die Fabeln enthalten seien. Zunächst zwar dient diese Bemerkung zur Rechtfertigung der Absicht, die mundartliche Form dieser, gleich anderen in England geschriebenen Handschrift zur Grundlage der mundartlichen Gestaltung des kritischen Textes zu machen, sie sagt jedoch auch über den Vorzug der Textüberlieferung an sich in A etwas aus. In der That wird jede nachprüfende Vergleichung der Lesarten bestätigen, dafs A in Verbindung mit D die besten Handschriften sind und M und Y als Stützen im ein-

zelnen Falle für sie in Betracht kommen. Auf A + D, von Warnke α^2 genannt, war demnach der kritische Text aufzubauen, und nur dann erlaubte die Methode von ihnen abzugehen und nach der letzten gemeinschaftlichen Vorlage y der übrigen Handschriften $\beta + \gamma$ zu lesen, wenn in ihr ein augenscheinlicher Fehler von AD vermieden erschien, indem sich in sie die ursprüngliche Lesart mutmafslich fortgepflanzt hatte. Aber nicht alle Verderbnisse von AD, zumal wenn sie durch M + Y oder durch M oder Y gestützt wurden, waren von vornherein zu verwerfen und durch das zu ersetzen, was y an ihrer Stelle scheinbar empfahl. Der Vorzug von AD, um nicht auch M und Y zu erwähnen, besteht gerade darin, dafs sie den Text von O am besten bewahrten: sie haben nicht nur das Gute, sondern auch das Mangelhafte aus dieser Vorlage, die, wie Warnke zugiebt, das Original selbst noch nicht darstellen kann, überkommen; daher dürfen wir y an Stellen, wo es Verderbnisse von AD in einer Weise beseitigt zeigt, die die Entstehung derselben nicht erklärt, durchaus nicht trauen, sondern glauben, dafs sein Schreiber nach eigenem Geschmacke daselbst geändert habe, wie er dies auch sonst beliebt habe. Die Verderbnisse von AD waren in solchem Falle auf ihre Ursache zurückzuführen, und die richtige Lesart mufste rein aus ihnen mit Hilfe der zur Verfügung stehenden Kriterien nach Möglichkeit erschlossen werden.

Es scheint mir, als habe Warnke die Lesarten von AD zuweilen ohne Not als Fehler betrachtet oder Verderbnissen in ihnen nicht die gewifs verdiente Beachtung gezeigt. Er hat die Fehler der Gruppe α als ganzer wie in den innerhalb derselben denkbaren Kombinationen auf S. XXIV bis S. XXVI der Einleitung zusammengestellt. Ich möchte, um für meine Behauptung den Beweis nicht ganz schuldig zu bleiben, einige der dort aufgeführten Stellen besprechen; ist es gleichwohl eine Abschweifung (aber einige Stellen giebt es sowieso zu berühren, und dann verweise ich auf den betreffenden Ort), so möge sie verziehen werden. Ich kann aus jeder Rubrik, soweit ich vorgehe, die erste Stelle wählen.

10. Gemeinsame Fehler von ADMY: Fabel 14, 36. S. zu dieser meine Bemerkung S. 449.

11a. Gemeinsame Lücken in ADM: Fabel 11, 35—36. S. hierzu nachher S. 445.

11b. Gemeinsame Fehler in ADM, die durch den Reim bekundet werden: Fabel 8, 31. Die beherbergte Hündin droht der bewirtenden: *Se ja mes l'en oeit parler* (dafs sie mit ihren Jungen die Hütte verlassen solle), *Que si chael la detraireient E hors a l'us la butereient.* Dann heifst es: *La force ert lur en la maisun: Fors l'en unt mise senz raisun.* So liest Warnke gegen die Hss. ADM, welche bieten: *La force ert lur e la vigur: Fors l'en unt mise a deshonur.* Denn er hält *la vigur* als Nominativform für unstatthaft. Allerdings hat der Nominativ der weiblichen Substantiva der dritten Deklination nach seinen Ermittelungen sowohl in den Lais (s. Einltg. S. XXXIV; nach der soeben erschienenen zweiten Auflage kann ich noch nicht citieren) als auch in den Fabeln (s. Einltg. S. XC 2b) durchweg das flexivische *s*. Aber zwei Momente können *la vigur* als

Nominativ gleichwohl stützen. Einmal der Sachverhalt an einer Stelle der Lais. Warnke liest Elid. 671 *Vus estes ma vie e ma morz, En vus est trestuz mis cunforz* (wo ich *trestuz* nach der Konjektur Toblers, Zeitschrift X 164 ff., einführe). Die Hs. hat aber in der ersten Zeile *ma mort* und in der zweiten *tut mun confort.* Aus *tut mun confort* den Nominativ *tuz mis cunforz* herzustellen, halte ich nicht für richtig. Stände in der Hs. *tuz mis cunfort,* so wäre die Änderung in *cunforz* nicht zu beanstanden. So aber hat man bei der handschriftlichen Überlieferung zu bleiben und diese Stelle denjenigen anzureihen, an denen der Obliquus in der Verwendung des Nominativs entgegentritt, letztderen Unabweisbarkeit Warnke, Einltg. zu d. Fabeln S. LXXXIX f., jetzt anerkennt. Denn es handelt sich nicht um eine bloſse Vernachlässigung der Nominativflexion, sondern thatsächlich um eine Funktionserweiterung des Obliquus seitens der Dichterin; das haben wir aus dem Wortlaut von Stellen wie den folgenden zu schlieſsen: *Il amot li e ele lui; Mes d'une chose ert grant ennui, Que* ... (und nicht *granz ennui*), Biscl. 24; *Guarde que en prenges cunrei, U par servant u par meschine, Que presenté li seit le cisne* (und nicht *li cisne*; höchstens *presentez* trotz Hs. zuzugeben), Mil. 172; und wegen des voraufgehenden Pronomens besonders analog *Ceo fu s'entente e sun espeir: El le quidot del tut aveir* (und nicht *sis espeir*), Elid. 581; vgl. auch aus dem Purgat.: *Tels sunt les peines enfernals E les mesaises e les mals,* Purg. 1412 (wo der Herausgeber Jenkins *les mals* nicht in *li mals* hätte ändern sollen); *A la porte vint de cler jur; Encuntre lui vint le priur* (wo der gleiche Herausgeber aus *vint* unnötig *vit* gemacht hat), Purg. 1904. So halte ich denn auch Elid. 671 die Überlieferung *En vus est [tres]tut mun cunfort* für gut. Sie sichert zugleich für die vorhergehende Zeile das handschriftliche *ma mort* als syntaktischen Nominativ. Im Purgatorium findet sich noch an zwei weiteren Stellen der Obliquus des Femininums der 3. Deklination in der Funktion des Nominativs: *Fichiez furent espessement. Sur cez eros pendeient la gent,* Purg. 1128; *Quant il entrent en la maisun Qu'est de Deu espurgaciun,* Purg. 2008. Das andere Moment ist abstrakt folgernder Natur. Die Substantiva, die in den Fabeln, den Lais und im Purgatorium im Casus obliquus statt im Nominativ stehen, sind, wie Warnke S. LXXXIX f. der Einltg. zu d. Fab. angiebt, nachgestellte Subjekte (übrigens lieſse sich Fab. 37, 54 durch Umstellung von *fussums cumpaignuns* der Nominativ *cumpaignun* gewinnen, indessen darf es bei der Überlieferung bleiben). Sieht Warnke in der Nachstellung des Subjekts eine Rechtfertigung für den Casus obliquus, so entsteht der Satz: Ist das Subjekt nachgestellt, so darf es, wenn es ein Subst. ist, im Casus obliquus stehen; dann ist aber von vornherein nicht begreiflich, warum ein Femininum der 3. Deklination als nachgestelltes Subjekt sich in diesen Satz nicht zu fügen brauche. Auch *la vigur* wäre in dem obigen Verse nachgestelltes Subjekt. Nach allem scheint mir ein Fehler hier nicht vorzuliegen; der Reim ist vielmehr ganz in Ordnung. Gegen die Ausdrucksweise selbst: *La force ert lur e la vigur* (die Stärke und Lebenskraft war auf ihrer, der beherbergten Hunde, Seite) ist nichts einzuwenden.

force und *vigor* finden sich oft gepaart. Besonders beliebt waren die Wendungen *par force et par vigor* (so Rol. 3683; Jourd. Bl. 3874; Aiol 10686; Bast. Bouill. 1071) und *a force et a vigor* (so Aiol 10701; Mitth. 180, 32; 204, 31; Bast. 4737). Vgl. ferner Bast. 5663. In den folgenden Vers tritt somit statt *senz raisun* das lebendigere *a deshonur* ein.

11c. Gemeinsame Fehler in ADM, die sich aus der Silbenzahl ergeben:

α) + 1: Fabel 23, 7. Der Löwe ruft alle Tiere und der Adler alle Vögel zusammen: *Bataille deivent od li tenir.* So stehe in ADM fehlerhaft für *Bataille deveient tenir,* was Warnke denn auch in den Text gesetzt hat. Allerdings haben ADM hier eine Silbe zu viel, aber schwerer erklärt sich *deivent od li* aus *deveient,* als letzteres aus jenem. Das *deveient* von y, mit entweder Adler und Löwe oder Vögel und Tiere als Subjekt, glättet offenbar die Verderbnis von ADM aus, die wir nicht nur bereits in *α* (man könnte auch auf die Lesart von Y: *Bataille deiuent tenir,* — 1, verweisen, braucht es aber nicht, wie auch Warnke, wenn auch wohl aus anderem Grunde, es nicht thut), sondern sogar schon im Archetypon O vermuten dürfen. Auch inhaltlich befriedigt der Wortlaut *Bataille deivent od li tenir* nicht, auf wen auch immer man das Subjekt des Verbums (am nächstliegenden auf Vögel) und *od li* beziehen möge. Daher wäre die Stelle nicht geheilt, wenn man die naheliegende Umstellung in *Bataille od li deivent tenir* vornähme. Für die ursprüngliche Lesart halte ich *Bataille deit od lui tenir* (*li* in der Handschrift für *lui* wie öfter, vgl. Einltg. S. CXLIV 36): er, der Adler, von dem zuletzt die Rede war, mufs mit ihm, dem Löwen, eine Schlacht abhalten. Der Schreiber von O schrieb irrigerweise *deivent* statt *deit,* weil ihm die vorhergehenden Plurale offenbar noch im Sinne lagen (*Tux les oisels ki eles* u n t *E ki* v o l e n t *en l'air amunt* oder, um bei der unanfechtbaren Lesart von AD nebst Y zu bleiben, *lamunt,* vgl. zu diesem Suchier, Reimpred. S. 107 zu 20c). In dem Verse war das Subjekt in einem eigenen Worte nicht ausgesprochen, und so hat der Irrtum leicht Eingang finden können. Hier ist also, wie ich meine, eine in *α* vorhandene Verderbnis nach y nicht zu berichtigen.

β) — 1: Fabel 16, 14. Eine Maus, die mit anderen Mäusen spielt, läuft unvorsichtigerweise über den schlafenden Löwen und weckt ihn hierdurch auf. Er ist wütend, fängt sie und will sie töten. Sie sagt zu ihrer Entschuldigung, dafs jede böse Absicht ihr ferngelegen habe. Darauf läfst er sie frei: *Petit d'onur, ceo dit, avreit De la surix, s'il l'ocieit.* So schreibt Warnke im Anschlufs an y. ADM haben in der letzten Zeile *De li s'il* (*se il*) *la ocieit,* eine Lesart, in der allerdings eine Silbe zu vermissen ist. Nun ist zwar die Silbenzahl in y vollständig, dafür fehlt aber in ihm eine Bestimmung von Wert, von der ich in der Lesart von ADM noch eine Spur erblicke. Man darf sagen, verdiente Strafe trifft den Schwachen mit demselben Rechte wie den Starken, und nur eine unrechtmäfsigerweise an jemandem, sei er stark oder schwach, vollzogene Strafe bringt dem sie Vollziehenden keine Ehre ein. Das letztere erwartet man auch von dem Löwen an obiger Stelle zu vernehmen, und er sagt es thatsächlich, wenn

man aus der Lesart von ADM mit leichter Besserung herstellt: *De li, se il la l'ocieit.* Die erwähnte Spur sehe ich also in dem unelidierten *la,* das ich für das Adverbium *là* halte; 'da' sagt hier so viel wie 'unter diesen Umständen', wie z. B. auch (*Gurun* ...) *L'abëie oreistre voldra, De sa terre tant i durra, Dunt a tuz jurz l'amendera; Kar il i volt aveir retur E le repaire e le sejur. Pur aveir lur fraternité La a grantment del soen doné,* Lais, Le Fr. 278. Der Irrtum ist wiederum schon in O entstanden. Bei der Fülle der aufeinander folgenden *l* ist dem Schreiber das letzte derselben entglitten. Viermaliger *l*-Laut in fünf, selbst schon in vier aufeinander folgenden Silben aber ist der Dichterin nicht anstöſsig erschienen, vgl. z. B. *Un os ki el col li vola,* Fab. 7, 2; *Li seneschals mult le voleit,* Lais, Eq. 274; *Le paile e l'anel li bailla,* Le Fraisne 309; *De l'un liu a l'altre veneient,* Purg. 1606, und begegnet, wie ich seit Ebelings Bemerkung in der Auberee S. 138 d. A. nicht mehr belege, auch sonst in den Denkmälern. So scheint mir auch an dieser Stelle eine Verderbnis von *a* nicht nach y gebessert werden zu dürfen.

d) Der Sinn in ADM genügt nicht: Prolog Z. 37. Die Dichterin sagt, es gebe innerhalb der Fabelsammlung, die sie übersetzen wolle, *plusurs paroles,* die es sich für sie, als Frau, eigentlich nicht zieme zu erzählen. Dann fährt sie fort: *Mes neporuec cil m'en* (*a me*) *sumunt Ki flurs est de chevalerie, D'enseignement, de curteisie; E quant tels huem m'en a requise, Ne vueil laissier en nule guise Que n'i mete travail e peine, Ki que m'en tienge pur vileine; Mult dei faire pur sa preiere.* So druckt Warnke. Die Zeile, auf die es ankommt, ist die letzte. Sie lautet in ADM *De fere mut pur sa preiere* (oder lautkritisch eingerichtet *De faire mult p. s. p.*). Meines Erachtens haben diese Worte im Zusammenhange einen annehmbaren Sinn, und daher haben wir nicht einmal das Recht, wie ich meine, denjenigen Wortlaut einzuführen, der als Quelle für die eine wie für die andere Lesart denkbar wäre, nämlich (Punkt oder Semikolon vorher, sodann *Qui que m'en tienge pur vileine,*) *Dei faire mult pur sa preiere*; wir haben diesen scheinbar vermittelnden Wortlaut abzulehnen und in der Lesart von y eine selbständige Änderung seitens des Schreibers dieser Vorlage zu erkennen. Der Text bedeutet nach ADM: Und da ein solcher Mann mich aufgefordert hat, so will ich nicht unterlassen, Mühe und Arbeit daran zu setzen, wer auch immer mich für niedrig halten mag darum (davon her), daſs ich um seiner Bitte willen viel thue, d. h. viel im Verhältnis zu dem Maſse, als mir, als Frau, gebührte, also: zu viel thue, zu weit gehe. Auch sprachlicherseits liegt kein Bedenken vor. Das vorausnehmende *en* findet sich mehrfach bei der Dichterin. Einem *que*-Satz greift es vor: *Merveille en orent li plusur Qu'il mist sun sens en tel labur,* Fab. Prol. 21 (s. auch Warnke, Glossar sub *en*); *Cumença sei a purpenser Cument s'en purra delivrer Que nuls sa fille ne quesist,* Lais, Dous Am. 38; *Guarde que en prenges cunrei Que presenté li seit le cisne,* Milun 170; einem Satz mit *com*: *Ceo n'i a mie, Ainz en avrai mun cunseil pris A la sage gent del päis Cum purrai le liu eshalcier, U d'abëie u de mustier,* Elid. 925, und einer *de*-Bestimmung selber: *Dit vus en ai*

la verité Del lai que j'ai ici cunté, Chievref. 118; *Vint e cinc furent cil de ça, Trente en pristrent de cels de la,* Elid. 222. Der Infinitiv mit *de* bezieht sich nicht auf das Subjekt wie präpositionale Infinitive auch sonst; ein ferneres Beispiel ist: *Seul de veoir sa contenance, Sa grant biauté et sa saulance A* (hat Erec) *si les cuers de toz a lui Que tuit redotent son enui,* Erec 5537.

Über *mult* in dem Sinne von: zu viel vgl. Tobler, V. B. I S. 122c (*cort* zu kurz, *po* zu wenig) und jetzt auch Ebeling, Ztschr. XXIV S. 535 zu Meraugis 1478 (*lonc* zu lang, *tart* und *à tart* zu spät, aus dem Französischen, und Nachweis des gleichen Sprachverfahrens in anderen Sprachen). Ich füge noch ein paar französische Beispiele hinzu: Salomon opferte *sur le grant altel ..., kar li altre altels de araim que Moyses out fait, ert petiz à tanz granz sacrefises e a teles oblatiuns* (lat. *quoniam altare aereum, quod erat coram Domino, minus erat et capere non poterat holocaustum et sacrificium*), LRois S. 266; *D'amasser ai* (der *avers*) *tel apetit Que li trop li samble petit,* Ly. Ysop. 3070; *Ne vos soit po!* Erec 3510 (in der Anm. entsprechend gedeutet); *Et Floires respont en plorant: 'Cis termes,' fait il, 'est trop grans'. Li portiers li fu respondans: 'A moi est cours: car ...',* Floire Blanchefl. 2280; *Cist lius u nus manuns od tei est estreiz* (lat. *Ecce locus in quo habitamus coram te angustus est nobis*), LRois S. 365 (Luther IV 6, 1: ist uns zu enge); *Vieux suis pour à l'escolle aller,* Charl. d'Orl., Rond. CXIX (ed. D'Héricault II S. 145). Besonders oft begegnen *tart* und *à tart,* vgl. noch für *tart* Erec 2538 (mit Anm.); Ly. Ysop. 2996 (Scheler deutet auch Baud. Condé 42, 316 so) und für *à tart* Trouv. Belg. I 21, 16 (mit Anm.); Roi de Cambr. 79 (in Ztschr. 22, 54), auch in der Wendung *c'est à tart* Adam 529, Mir. ND. 31, 1108. Und was *moult* selbst anbetrifft, so führt Godefroy V S. 378a *c'est moult* aus einer Stelle mit dem Sinne von *c'en est trop* an. So meine ich denn, man darf der Überlieferung von ADM an der obigen Fabelstelle folgen und lesen: ... *travail e peine Ki que m'en tienge pur vileine De faire mult pur sa preiere.*

Gleich bemerken möchte ich hier, daſs auch der folgende Vers des Prologes, den Warnke, Quellen S. 3, anführt, *Ci comencerai la premiere Des fables qu'Esopes escrist,* Z. 38, sehr wohl nach AD nebst M mit *si* statt *ci* beginnen darf. Godefroy s. v. *si* S. 413c sondert die Bedeutungen dieses Wortes nicht hinreichend. An unserer Stelle bedeutet es 'da dem so ist', 'somit', 'so — denn', wie unendlich häufig; nur ein paar Beispiele sind: *Asez fu quis e demandez; Mes n'en porent mie trover, Si lur estut lessier ester* MFce, Biscl. 132; *Mes or li voudra amander Et del chevalier demander Le non et l'estre et le linage, Si s'umelie come sage Et dit: ...,* Yvain 1794; *De ce s'est il mout correciez Que je ne li ai ja bailliez; Si m'estuet que je li anvoi, Qu'autre delivrance n'i voi,* Clig. 1431; *Lui demora et moi fu tart Que ça m'an venisse avec lui; Si nos an venimes andui, Que nus ne le sot fors que nos,* Erec 6286; *Je sui ocoisons del pechié, Par moi sont andoi depechié, S'en doi faire la penitance,* Julian 3641.

12. ADY gehen zusammen (und zwar nach Warnke in dem Fal-

schen): Fabel 1, 10. Der Hahn scharrt auf einem Misthaufen, um sich Nahrung zu suchen, und findet einen kostbaren Edelstein. Darauf heifst es in Warnkes Text: *'Jeo quidai' fet il 'purchacier Ma viande sur cest femier. Or t'ai ici, gemme, trovee; Ja par mei n'en iers remuee! S'uns riches huem ci vus trovast, Bien sai que d'or vus honurast.* Dagegen lauten die beiden mittleren Verse in AD (teils + Y, teils + M): *Or ai ici gemme trovee; Ja ni ert pur mei honuree;* im folgenden Verse fehlt das (entbehrliche) *ci*, und im letzten steht in AD *aurnast* statt *honurast*. Auch in diesen Versen bekenne ich mich zu den Lesarten von AD.

Zunächst eine kurze Bemerkung zu einem Nebenpunkt. Der Wortlaut *ni ert* in der Zeile *Ja ni ert pur mei honuree* (AD 10) läfst eine zwiefache Auslegung zu. Man kann verstehen *n'i ert* (d. i. dann kritisch *n'i iert*): sie wird hier nicht ... (zu *i* als 'hier' vgl. Ebeling, Anm. zu Auberee 380). Das geht, zumal wenn man berücksichtigt, dafs die auf *ero* zurückgehende Futurform meist undiphthongiert in A und D entgegentritt. Aber der Sinn erfordert das *i* nicht gerade. Daher wäre es auch erlaubt, *ni ert* zu deuten als *n'iert* und in diesem eine nachlässige Schreibung, die aus der gemeinsamen Vorlage von A und D stammen wird, für *nen iert* zu sehen, ganz so wie Fabel 77, 20 *nert* statt *nen ert* in A und D geschrieben steht. Zu der Angabe des Herausgebers im Glossar S. 405, dafs *nen* nur vor Formen von *aveir* begegne, liefse sich gleichfalls an letztere Stelle erinnern (*E ja par lui nen iert aidiez*); auch die Lesart, die Warnke in Fab. 23, 46 bevorzugt, wiese *nen* vor einer Form von *estre* auf. Aus den Lais vgl. ferner Guig. 350, Yon. 38 u. a.; dazu ferner *nen amera*, Guig. 723.

An *honuree* (AD nebst Y) selbst nun ist nichts auszusetzen. *remüee* (vom Platze entfernen) zieht zunächst nur die logische Folgerung aus dem *trover*; *honuree* bringt sofort scharf zum Ausdruck, was der Hahn von dem Edelstein hält. Augenscheinlich ist dem Schreiber, der *honuree* durch *remüee* ersetzt hat, der Wortlaut *Ja pur mei nen iert honuree* nicht klar gewesen. In der That bedeutet *iert honuree* hier nicht 'wird geehrt werden'; es liegt nicht eine Zeitform des Verbums *honurer* vor, sondern *honuré* hat adjektivische Geltung und heifst 'Ehre verdienend, Ehren würdig, ehrenwert'. Diese Bedeutung hat sich ergeben aus 'in Ehren stehend, Ehre geniefsend' (als eine Wirkung gefafst und dann auch die Ursache zu bedeuten fähig), was *honoré* oft besagt, vgl. z. B. (*Eufemïens*) *Donc prist muilier vailant et honorede, Des mielz gentils de tote la contrede,* Alexius 4 d; *Aucassins, gentix et ber, frans damoisiax honorés,* Aucass. 13, 7; *Se vous crïex, fait ele, par la Virge honnoree, Vous arés ja moult tost cele teste coupee,* Berte 460; *O lui fu Corbarans, li bons roys honnerés,* Bast. 1402, und so oft. Die nachträgliche Bedeutung hat das Wort an der gleichfalls leicht zu mifsdeutenden Stelle (der Hirsch sieht sein Ebenbild im Wasser und freut sich über sein Geweih): *Il se regarde et se remire, Ses cornes lo cuer li font rire. Longues furent et bien ramees, Mout li samblent estre honorees. Con plus regarde en la fontainne, Plus s'esjohit per gloire vainne,* Ly. Ysop. 2552; vgl. ferner auch Godefr., Compl. s. v. *honorer*. Unsere Stelle besagt also zunächst: Nimmer wird er für mich

ein in Ehren stehender sein, und somit: einer sein, der Ehre verdient, ein zu ehrender sein. So ist denn auch *pur mei*, wie in AD steht (sonst meist *par mei*), ganz zutreffend; M und zwei weitere Hss. (OF) haben *por mei nen iert* noch bewahrt (freilich wäre es nach Warnkes Stammbaum für OF eine selbständige Variante). Das *honuree* blieb dem Schreiber, der *remuee* einführte, im Gedächtnis; er vertauschte zwei Zeilen später *aurnast* mit *(h)onurast*, welchem *aurnast*, und das mag zu der Vertauschung mit verleitet haben, in der Vorlage vielleicht ähnlich sah.

Wie man Z. 10 bei der Lesart von AD: *Ja pur mei nen iert honuree* bleiben darf, so auch Z. 9: *Or ai ici gemme trovee* (statt *Or t'ai i. g. tr.*). Somit verlieren beide Zeilen die Form der Anrede, die aufser in AD auch in M und einem Teile der übrigen Handschriften fehlt, von Warnke jedoch zugelassen worden war. Mit Recht hatte der Herausgeber den Wechsel zwischen *tu* und *vus* (Z. 9—10 *tu*, Z. 11—14 *vus*, Z. 15—16 *tu*) an dieser Stelle eigentümlich gefunden, vgl. Einltg. S. XCVIII; jetzt bleibt nur noch der Übergang von *vus* in *tu* übrig, und dieser kann nicht auffallen. In den Fabeln erscheint nämlich der Gebrauch von *vus* (als Form der Anrede an nur eine Person) und von *tu* in bestimmter Weise geregelt. Es läfst sich zweierlei wahrnehmen. Das eine ist: *tu* pflegt nicht in *vus* überzugehen, wohl aber *vus* in *tu*, und zwar geschieht dies dann, wenn der Anredende den Angeredeten seine begründete Mifsachtung, oft darum zugleich seine eigene Überlegenheit in welcherlei Hinsicht auch immer, ausdrücklicher fühlen lassen will; vgl. z. B. den Anredewechsel in Fabel 3, 61: Frosch zu Maus, Fabel 9, 44: Waldmaus zu Stadtmaus (gegen Z. 10), Fabel 85, 14: Biene zu Fliege, und so auch in unserer ersten Fabel Z. 15. Das andere ist: von vornherein sagt der in welcherlei Hinsicht auch immer Überlegene oder sich überlegen Fühlende zum Schwächeren, Geringeren *tu*, dieser zu jenem *vus*, vgl. z. B. Fab. 2 (Wolf zu Lamm *tu*, umgekehrt *vus*), Fab. 48 (Zauberin zu Dieb *tu*, umgekehrt *vus*), Fab. 68 (Löwe zu Fuchs *tu*, umgekehrt *vus*), Fab. 93 (Wolf zu Bock *tu*, umgekehrt *vus*), vgl. auch Fab. 7 (Wolf zu Kranich *tu*), Fab. 16 (Maus zu Löwe *vus*). Scheinbar unter die erstere Rubrik fällt Fab. 26, 5 f.; der Hund zwar sagt immer *vus* zum Wolf, dieser aber beginnt in jenen beiden Versen mit *vus* und geht nachher zu *tu* über, wenn die von Warnke vertretene Lesart *Frere, fet il, mult estes beals, E mult est luisanz vostre peals* die richtige ist. Nun haben aber AD, gestützt von M, *ta peals* statt *vostre peals*, und darum darf Fab. 26 trotz des Fehlens einer Silbe in der handschriftlichen Überlieferung des zweiten der beiden Verse (das M durch Einschiebung von *par* vor *est* beseitigt hat) den Beispielen für den zweiten Fall (Fab. 2 u. s. w.) zugesellt werden; es wird nämlich zu lesen sein: *Frere, fet il, mult es tresbeals, E mult est reluisanz ta peals.* An der von Warnke, Einltg. S. XCVIII, noch aufgeführten Stelle Fab. 72, 70: ... *Fors tant que tu roises a li, Si li criez pur deu merci* (wenn man ADM folge) dürfte *criez* in *cries* umzuschreiben sein (vgl. *preisez* statt *preises* 35, 8 und andere Beispiele, wie sie Warnke, Einltg. S. CXXXIV 21, angiebt), so dafs die 2. S. Konj., abhängig noch von *que*, herauskommt (zum *e* der

Endung im Konj. Präs. s. Einltg. S. CII 5). Daher die Anredeform an letzterer Stelle wohl nicht wechselt.

Kurz sei schliefslich noch der beachtenswerten Thatsache gedacht, dafs die Hs. M in dem *remuee* und dem *honurast*, Fab. 1, Z. 10 und Z. 12, mit den Gruppen β und γ, also y, zusammengeht. Warnke, Einltg. S. XXVII d, hält die Übereinstimmungen von M mit Handschriften von β und γ für mehr zufällig. Gleich geartet müfste dann auch die vorliegende sein, die er natürlich nicht aufführt, da er ja in *honuree* einen Fehler für *remüee* sieht. Wie man auch denken möge, bleibt M eine wichtige Hilfsquelle für die Einrichtung des kritischen Textes; sollte die Stellung im Stammbaum, die Warnke ihm angewiesen, nicht völlig feststehen, so kann seine Bedeutung in jener Hinsicht nur wachsen.

Bei der Überlieferung von A D, gestützt durch Y, bleiben darf man auch in derselben Fabel, Z. 13 und 14: nicht *clarté* : *bealté*, sondern *bealté* : *clarté* (der helle Glanz des fassenden Goldes erhöht die Schönheit des Edelsteins), auch wenn die Harmonie mit Z. 6: *clere la vit*, nunmehr gestört erscheint. Das sei hier erwähnt, weil Warnke der Stelle in den Quellen S. 7, I, 2 Erwähnung thut.

Auf weitere von Warnke als Fehler von α oder von Teilgruppen innerhalb desselben bezeichnete Stellen gehe ich hier nicht ein. Wenn ich auch zuweilen anderer Meinung hinsichtlich der Wahl der Lesarten bin, so ist die Ausgabe doch eine vortreffliche Leistung, ganz abgesehen davon, dafs die Durchführung der mühseligen Aufgabe, einen Text nach dreiundzwanzig Handschriften kritisch herauszugeben, an sich schon Bewunderung verdient. Der Herausgeber hat mit liebevoller Hingabe und tief nachdenkend gearbeitet, und Ausstellungen im einzelnen, die, insoweit sie von dem Unterzeichneten kommen, vielleicht nur subjektiv sind, können seinen Ruhm nicht schmälern.

Die gemeinsame Vorlage von α und y ist, wie Warnke, Einleitung S. XXI 9, feststellt, schon eine lückenhafte und von Fehlern nicht ganz freie Handschrift gewesen. Die Folgerung, dafs sie Fehler enthalten habe, hat das Vorhergehende gleichfalls Gelegenheit gegeben zu ziehen. Es ist an Stellen der Fall gewesen, denen gegenüber der Herausgeber einen anderen Standpunkt eingenommen hat, die ihm also nicht als Belege für jene Behauptung haben dienen können. Die Lücken, die er selbst beobachtet hat, bestehen in dem Mangel einer Fabel, zu der das Fabelfragment 65 b die Moral oder eher eine Art Glosse zu bilden scheine, und des Epimythion zu den Fabeln 26, 30, 31 und 32 (zu deren vorletzter zwar A D, gestützt durch die weiter ausführende Hs. M, ein solches bieten). Auf fehlerhafte Lesarten im Archetypon schliefst Warnke aus der Beschaffenheit der Überlieferung in Fabel 47, 45 und 79, 25.

Die erstere lautet in α und auch, mit Ausnahme weniger Hss., in β: *Icil qui entre eus esteient* (*Et le vilein parler oeient, Le tornerent a,* A D *en, gaberie; N'i a celui qui ne s'en rie*). Der Bauer macht den Kaufpreis für sein Pferd, über den er sich mit dem Käufer nicht einigen kann, von der Schätzung des ersten besten, der ihnen begegnen werde, abhängig. Einem

Einäugigen fällt diese Aufgabe zu, aber er bewertet es mit zehn solz dem Verkäufer zu niedrig. Der Käufer verlangt vergeblich die Innehaltung des Vertrages und nötigt ihn deshalb vor den Richter (*a la justise l'a mené*). Hier erklärt der Bauer, er könne die Schätzung des Einäugigen nicht anerkennen, weil sie doch nur der Hälfte des Pferdes habe gelten können: *Ne pot mie d'un ueil veeir Que li chevals deveit valeir*. Dann folgt das Obige. Statt *entre* hat Warnke *entor* aus der Hs. Q der Gruppe β in den Text gesetzt. Anstoſs an der Überlieferung haben noch zwei weitere Hss. von β und die ganze Gruppe γ genommen; doch haben ihre Abänderungen uns nicht zu kümmern. Auch *entor els* ist nur eine eigenmächtige Besserung seitens des Schreibers von Q; AD, gestützt von M und Y, auch von der Mehrheit der Hss. von β, haben nun einmal *qui entre eus esteient,* wie unklar dieses auch sein mag, da sich *eus* nur auf die beiden Streitenden und höchstens den Zeugen hinzu beziehen kann. Den Fehler vermute ich nicht in *entre*, sondern in *eus*. Die Vorlage für das Archetypon zeigte wohl *ens* (oder *enz*); *n* und *u* waren leicht verwechselt, und *s* ist in diesem Text öfters in *z* umzuschreiben (vgl. Warnke, Einltg. S. CXXXIV 21). *entre* aber ist nicht die Präposition *entre*, sondern das Participium von *entrer*. Die Stelle dürfte also zu lauten haben: *Icil qui entré enz estoient* (sc. beim Richter während dieser Verhandlung). *entrer enz,* eintreten, ohne weitere Bestimmung, begegnet auch Fabel 39, 4; Lais, Yon. 318.

Der anderen Stelle, Fab. 79, 25, geht voraus: Habicht und Eule haben ein gemeinsames Nest und brüten gemeinsam ihre Jungen aus. So der Habicht einst zugleich die seinigen und die der Eule. Er fliegt darauf auf Nahrungsuche aus. Als er zurückkommt, findet er das Nest besudelt. Er schilt die Jungen ob dieser Ungebühr heftig. Die aber lassen den Tadel nicht auf sich sitzen, sondern sagen: *Lui mëismes deit enculper: Kar lur deriere unt ëu foire* (Durchfall), *Pur ceo est dreiz qu'en sun ni paire.* Er giebt ihnen recht und fügt hinzu: *De l'oef les poi jeo bien geter ..., Mais nïent fors de lor nature* (aber nach AD, denen man auch hier durchaus folgen darf: *De l'oef poeie bien geter ..., Ne poi forsmetre de nature,* mit Streichung von *le* vor *poeie* und Aufgebung des *l* in *nel*). Die schwierigen Zeilen sind *Kar lur deriere* bis *paire.* Warnke bemerkt Einltg. S. LXXXIII, daſs er den Reim *foire* : *paire* nur der Not gehorchend eingeführt habe; der Dichterin gehöre er schwerlich an. Vgl. auch seine Anm. S. 366. *pere* steht in allen Handschriften auſser S, die vorhergehende Zeile lautet aber nur in den Hss. ADMY, nebst N, übereinstimmend, nämlich *Kar lur deriere unt eu frere.* Graphisch läge es nahe, *frere,* genauer *fraire,* in *frete, fraite* (Bruch, Riſs, Öffnung) zu ändern. *avoir* hätte dann die Bedeutung 'erhalten, bekommen', die es auch Fab. 3, 16 (*Pieç'a qu'en oi la seignurie*), Fab. 93, 26 (*Tu n'avras ja de mei merci*), Lais, Fraisne 15 (*A sun bon veisin le manda, Que sa femme a dous fiz ëux*), ib. 35, 482, Mil. 95 (*La meschine ot un fiz mult bel*) und in anderen Denkmälern gleichfalls oft genug hat. Jedoch würde der Reim durch die Einführung von *fraite* zu einer Assonanz herabgedrückt, die

die Berechtigung fehlte für die Dichterin zuzulassen; auch befriedigt *fraite* im Zusammenhang nicht recht. Wäre folgendes denkbar? *frere* könnte im Archetypon undeutlich für *feere* (= *faire* in bekannter anglonormannischer Schreibung, vgl. Stimming, Boeve de Haumtone S. 195) geschrieben gestanden haben. Dann könnte der Wortlaut herauskommen *Kar lur deriere unt e ù faire? Pur ceo est dreiz qu'en sun ni paire.* Die erforderliche Bedeutung von *faire* ('und wo ihre Notdurft verrichten?') kann ich aus dem Altfrz. allerdings nicht belegen; das neufrz. *faire* hat sie, vgl. Littré, faire No. 48, Sachs, faire II 15, auch vgl. im Lateinischen *facere* bei Petron., Coena Trim. 47 u. 66 und dazu Friedlaenders Anm. auf S. 251 seiner Ausgabe. Zum Infinitiv in dem Fragesatze vgl. Alfred Schulze, Fragesatz § 154.

Eine dritte Stelle: *Puis defendi qu'en nule guise Al vilein qu'il n'i adesast,* Fabel 53, 16 f., hat nach Warnke entweder gleichfalls im Archetypon Verderbnis erfahren, oder aber sie zeige eine auch sonst bekannte Nachlässigkeit der Dichterin. Man darf sich, glaube ich, den Wortlaut gefallen lassen. Es handelt sich in ihm um Verschränkung von Redegliedern (vgl. Tobler, V. B. II S. 28, und Ebeling, Anm. zu Auberee 399). In der Wiederaufnahme der Konjunktion *que* stimmt die Stelle im besonderen zu dem ersten Beispiel Toblers, Clig. 4716. Unter Betonung der Möglichkeit einer zweiten Auffassung führt Tobler aus Marie de France Elid. 685 als Beleg für die Verschränkung an; auch auf Elid. 981 darf man vielleicht hinweisen. Wiederholung des *que* nach einem Zwischensatze (vgl. zu dieser Erscheinung Tobler a. a. O. S. 29 Anm.) begegnet auch Fab. 14, 19; doch scheint der Herausgeber sie nicht zu billigen (vgl. seine Anm. S. 358, wo er auch Purg. 257 heranzieht).

Es ist mir im vorhergehenden darauf angekommen, sowohl darzuthun, daſs die Lesarten von AD noch öfter Vertrauen verdienen, als der Herausgeber ihnen schenkt, und sogar Verderbnisse in AD der scheinbar besseren Überlieferung in $\beta + \gamma$ oder y vorgezogen werden müssen, als auch mit Warnke zu betonen und womöglich weiter zu erhärten (vgl. einige der anläſslich der scheinbaren Fehler in AD besprochenen Stellen), daſs schon das Archetypon O mit Mängeln behaftet gewesen ist. Als Zweck habe ich dabei die Berechtigung im Auge gehabt, hie und da einmal einen anderen Schluſs auf die Art und Weise, wie die Dichterin, oder Alfred, die lateinische Vorlage bearbeitet habe, zu ziehen, als Warnke in den 'Quellen' gethan hat. Zu diesen gehe ich nunmehr über; weit werde ich allerdings hier nicht vordringen, da ich zugleich auch ein paar der dort citierten Stellen in sprachlicher Beziehung betrachte, wenn ich einen äuſseren Anlaſs dazu erblicke. Die vorliegende Schrift Warnkes ist beim Lesen des Textes ein nicht zu entbehrendes Hilfsmittel, und das rechtfertige es.

II, 1. Die hier angeführten Worte: *Ireement parla li lous, Ki mult esteit cuntrarious, Par maltalent parla a lui* sind anders interpungiert als in der Ausgabe; in dieser steht nach *contrarious* ein Semikolon. Aber das Komma ist besser. Bei der stilistischen Erscheinung, die es andeutet,

verweile ich einen Augenblick. Sie besteht darin, dafs ein Satzteil, oder eine Verbindung von Satzteilen, nach etwas Anderweitigem innerhalb desselben Satzes wiederholt oder durch einen synonymen Ausdruck, bezw. eine synonyme Verbindung, wieder aufgenommen wird. Handelt es sich um die Wiederholung oder die Wiederaufnahme eines Verbums, so wird die Erscheinung dem ἀπὸ κοινοῦ verwandt, wie Tobler, V. B. I 117, einerseits *Et i pendirent par les mances Le haubierc et les cauces blances As brances de l'arbre pendirent Et l'escu,* Percev. 40252, und I 116 andererseits *Des treis filles ot non l'ainznee Andromacha fu appelee,* Troie 2938, innerhalb des der Erscheinung ἀπὸ κοινοῦ gewidmeten Abschnittes aufführt. Als Beispiele für Wiederaufnahme des Verbums in einem synonymen Verbum dürfen auch gelten: *Une serpenz trespassot ja Par mi un champ se translança,* MFce, Fab. 82 (in AD fehlt *se* zwar); *Pur c'iert li lais de mei nomez Le Chaitivel iert apelez,* MFce, Lais, Chait. 226. Wiederholt ist das Verbum auch: *Illuec fist Dieus un glorious miracle Que de sa main s'en ala droit la cartre A la pucele s'en ala a la place,* Alexius S 1089 (wo das nach *cartre* gedruckte Kolon nicht erforderlich ist); *Mere au vray Dieu, royne franche, Vueillez m'en donner le pardon Ou par penitence ou par don Donner pour le vray roy puissant, Qui nous puist sauver nostre enfant,* Mir. ND. I 263. An unserer obigen Fabelstelle ist die Verbindung *ireement parla* durch *par maltalent parla* aufgenommen worden; vgl. zur Wiederholung einer Verbindung von Satzteilen: *Chier saint pere, j'ay pere et mere, Qui en leur joenne jour servoient Dieu(,) et sa mere [et] tant amoient, Grant temps avant que je fu nez Et avant que fusse engendrez, Tant les servirent et amerent Que pour eulx chaasté vouerent,* Mir. ND. I 851. Blofs das Participium als Teil des Prädikats ist wiederholt: *Si n'est pas* (sc. *li paremenz*) *tailliés ne cousus De main vilainne, ains fust copée, De coi dont? de lance u d'espee, Tailliés et cousus, sans perece, De hardement et de prouece Et de vigour de chevalier,* ... BCond. 83, 105. Aufnahme eines Substantivums durch ein synonymes Substantivum möchte ich an der folgenden Stelle vermuten: *La dame dist a ses puceles: 'Tornés de ci' as damoiseles, Et al clerc et al chapelain En a fait segne de sa main* (indem ich die Interpunktion ändere), Julian 3060 (vgl. zur Bezeichnung *damoiseles* Z. 2927, 2933). Aufnahme eines mit einer Präposition verbundenen Substantivums durch ein betontes Personalpronomen mit der gleichen Präposition findet statt: *D'un vilein vueil ici cunter, Ki od sa femme vit aler Vers la forest sun dru od li,* MFce, Fab. 45, 3; hierzu vgl. *Mais en la chose a tant d'amer, C'on dit que le nain fu trouvé Avec ma dame tout prouvé Couchié avec elle en son lit Et la en faisoit son delit,* Mir. ND. XII 967. Die aufgenommene Verbindung von Substantivum mit Präposition ist sogenannte adverbiale Bestimmung: *El demain a la matinee Li sire lieve a l'ajurnee Et dit que* ..., MFce, Yon. 301; *Li autre a une voiz tretuit Li escrïerent a. i. bruit: Fi! fi! li coarz chevaliers!* Claris 9998; ein adverbialer Accusativ liegt vor: *Totes voies grant alëure Cevalce plus que l'anblëure Sor son ceval tot a eslais,* Julian 497.

Wiederholte adverbiale Bestimmung liegt auch vor: *Car por voir li chevaliers sui Qui fis le serement por voir, Si n'i doit nule part avoir,* Claris 23641 (wo das zweite *por voir* nicht in den Relativsatz hineinzubeziehen ist); *Adont vauroient sans demeure Enfant et parent et cousin Qu'enföis fusses sans demeure,* Dit dou Cors (Zeitschr. 22, 51) 70 (wo auch das erste *sans demeure* begrifflich erst in den abhängigen Satz gehört). Auch reine Adverbia werden wiederholt oder durch ein synonymes aufgenommen. Von der Wiederholung solcher hat jüngst Ebeling, Zeitschr. 24, S. 518 f., zu Meraugis 588 gehandelt (er belegt sie für *ja, puis, mes, onques, ainçois, ainz, nis, ci, ainsi, plue, ades*).[1] Wiederaufnahme eines Adverbiums in einem synonymen Adverbium zeigt sein Beispiel Ille 3426: *ainçois — ainz*; ebenso liest man: *Tien or ainçois ces .ii. soupapes, Fet sire Hains, ainz que je muire,* Mont. Rayn. I 105, 254, und ferner vergleiche man: ... *Qu'il ne voist tantost a l'estor Lues que paien vienent sor ax,* Julian 1049; *Que tout errant qu'il l'avera ocis, Iert Karahues erranment rassaillis,* Enf. Og. 3772; *Le present porterent esrant Devant le conte maintenant,* Eust. 1846; *Li cusent trop plus mal lo moinne Essex que dou chemin la poinne,* Ly. Ysop. 3184. Adverbia, die aus Adjektiven mittelst *-ment* gebildet sind, zeigen sich natürlich ebensowohl aufgenommen, so beispielsweise in *De sa chemise estreitement Bende sa plaie fermement,* MFce, Guig. 139; *Les cevals brocent roidement Li uns vers l'autre fierement,* Blancand. 4404. Ebeling spricht an letzter Stelle von der Wiederholung von *totus*. Seine Beispiele für diese sind aus anderen romanischen Sprachen entnommen; daher füge ich aus dem Französischen welche hinzu: *Et tut l'or e l'argent que il pout truver al temple e en ses tresors tut enveiad al rei des Asyriens,* LRois S. 399; *Tot li borgois, si con moi samble, S'estoient esmut tot ensemble Por garantir lor borgois sage,* Julian 885; so auch *omnis* in einem lateinischen Text des 12. Jahrhunderts: *Omnia quae vici me vincunt omnia,* Anon. Nevel. (ed. Foerster) XVI 7.[2]

II 2. Statt *altresi* in den Worten *Altresi m'en irai, ceo crei, Cum jeo vinc ça, mourant de sei,* Z. 13, haben die Handschriften AD nebst M

---

[1] Zu *ainsi — ainsi com* Mont. Rayn. V 50 bei Ebeling vgl. umgekehrt *ainsi com — ainsi,* so *Qu'ensi com il la devise Ensi le trueve om sans faille,* Rob. de Rains (Ztschr. 23, 110) VI 4; *Tout ensi con la nois remet Quant li rais dou soleil l'ataint, Tout ensi remet ...,* BCond. 51, 174. Vgl. ferner auch *tant com — tant* Ly. Ysop. 2449; *de tant com — de tant* Ly. Ysop. 1368; *de tant com plus — de tant plus* Ruteb.2 III 387, 137, Mir. ND. II 66; III S. 104; *autant come — autant* BCond. 70, 210; Mir. ND. IX 675; *pour ce que — pour ce* Mir. ND. XI S. 92; XVIII 1192.

[2] Man kann bei dieser Gelegenheit auch den pleonastischen Gebrauch von *tout* berühren, wie er beispielsweise vorliegt: *Assanbler fist totes ses gens, Puis dist a tos: ...,* Julian 3931; *Et* (sc. *fuire*) *de sor tos ceax qui ont mis Trestos lor cuers en toi amer,* Julian 297. Er erinnert seinerseits an einen Pleonasmus folgender Art: *Li Caldeu furent li premier Cui Dex volt primes ensaignier, Comfaitement se bestornerent As elemens K'il aourerent,* Barl. Jos. 170, 17; *Or fu cel Adan del serpent Vaincu; pour ce secondement Fu un second Adan formez, Vierge, par lequel fu matez Li maus serpens qui le tempta,* Mir. ND. XX 1308.

ariere, und bei diesem darf man bleiben. Die Wendung *aler s'en ariere* ist häufig (so auch *Ariere s'en vet la mesenge*, Fab. 46, 41), und *com* bedarf eines Beziehungswortes wie *altresi* od. dgl. nicht (vgl. auch *Li liuns li a demandé, Se li semblot cum einz ot fet. Dist li vileins: Altrement vet!* Fab. 37, 51).

V 1. Der Hund hat nach der französischen Fassung einen Käse, nach der lateinischen Quelle ein Stück Fleisch gestohlen. Der Käse ist nach Warnke vielleicht infolge von Anlehnung an die Mondfabel, Fab. 58, hier hineingekommen. Den Anstofs zu dieser Vertauschung, bezw. Anlehnung, könnte undeutliche Schreibung des lateinischen Wortes für Fleisch (*caro* Fleisch, *caseus* Käse) in der Handschrift, die der englische Übersetzer benutzt hat, gegeben haben.

IX 3. Bei Marie de France gestehe, sagt Warnke, die Stadtmaus erst auf die Frage der Waldmaus, dafs es ihr bei ihr nicht gefalle. Die Bemerkung des Verfassers ist hier leicht misszuverstehen. Der Text lehrt nämlich, dafs nicht die Waldmaus, sondern die Stadtmaus eine Frage gestellt hat; die Auskunft, die die Stadtmaus erhält, veranlafst sie dann, eine Weile bei jener zu bleiben. Seine Worte 'der Waldmaus' meint Warnke also als Dativ, gehörig zu 'sagt'; der unbefangene Leser wird sie aber als Genetiv, abhängig von 'auf die Frage', auffassen.

IX 5. Die Dichterin hat nach Warnke einen Fehler vermieden, der sich im Romulus Nilantii finde. In diesem heifse es seltsam, dafs nach dem Verschwinden des Kellermeisters *mures undecumque colligentes se ad consuetas epulas rediere*, obwohl doch sonst von weiteren Mäusen nicht die Rede sei. Bei Marie beziehe sich hingegen *les suriz* in den Worten *Les suriz revindrent mangier* Z. 36, richtiger also, auf die Stadtmaus und die Waldmaus allein. Ganz sicher ist diese Auslegung von *les suriz* jedoch nicht. Vorher hiefs es: *La boscage fu esbaïe, Ki lur estre ne saveit mie*, und nicht *Ki sun estre n. s. m.*; also hausen wohl auch nach der französischen Version dort noch weitere Mäuse und naschten bis zum Erscheinen der *buteilliers*. Auf die Waldmaus pafst das *revenir mangier* auch insofern nicht, als die Efslust ihr infolge der ausgestandenen Angst, *pöur de mort*, sicher verloren gegangen ist; sie ist *murne* und *en dolur* und giebt der Stadtmaus eine Absage, die unbegründet sein würde, wenn sie das Naschen fortgesetzt hätte oder auch nur hätte fortsetzen wollen. Die Zeile 32 (*Si tost cum il*, die Kellermeister, *ovrirent l'us*,) *Les suriz fuient as pertus* lautet in AD, gestützt durch M, *La suriz s'en fuit es pertus* (M: *La suriz fuit en ses p.*, auch als *ens es p.* deutbar). Man braucht die letztere Fassung (die auch in einer Hs. der Gruppe γ, nur mit *el* statt *es*, begegnet) nicht zu verwerfen. *es pertus*, das auch einer gröfseren Zahl von Handschriften der Gruppe y, teils als *el*, steht, kann Warnke nicht zulassen, weil die Waldmaus nicht in ein Mauseloch zu fliehen weifs (s. seine Anm. S. 357); *as pertus* versteht er als 'zu den Löchern'. Bei der Lesart von AD bleibt *es pertus* nicht zu beanstanden. Der Anfang der Zeile, *La suriz s'en fuit*, läfst a priori zwei Deutungen zu. Subjekt ist entweder die Stadtmaus allein, zwar als *la suriz* bezeichnet, das aber der Zusam-

menhang unfehlbar beziehen lehrte; gleich der folgende Vers sagt ja dann: *La boscage fu esbaïe.* *es pertus* mit *el pertus* zu vertauschen, läge kein Grund vor: es mag von einem Loch in andere gehen; zudem vgl. *Asez i ot ki li mustra* (dem Milun) *De quel part il esteit venuz* (der Ritter) *E ses armes e ses escuz*, MFce, Lais, Mil. 394; *Luin des hafnes s'est herbergiez*, Lais, Elid. 764 (gegen *Al hafne vint a Toteneis*, ibid. 809). Die andere Deutung ist: *la suriz* ist Einzahl in dem von Tobler, V. B. II S. 46, erläuterten Sinne; die Aussage gilt zunächst von jeweilen der Maus, die man unter den vorhandenen gerade ins Auge faſst, dann auch von so vielen Angehörigen der Gattung Maus, als vorhanden sind, von allem was Maus ist und sich an dem Orte befindet. Vgl. auch V. B. II S. 102 Anm. und dazu aus dem Altfrz.: *si que nuls n'en remest fors li poverins de la terre* (lat. *nihilque relictum est exceptis pauperibus populi terrae*), LRois S. 433, und ebenso: *Mais del poverin de la terre i laissad partie que il s'entremëissent de la guaignerie* (lat. *Et de pauperibus terrae reliquit vinitores et agricolas*), LRois S. 436. *es pertus* legt man hier am besten *κατὰ σύνεσιν* aus. Diese zweite Deutung ziehe ich der ersteren vor. Sie setzt voraus, daſs die Dichterin an eine Mehrheit vorhandener Stadtmäuse gedacht habe, und das *lur estre* Z. 34, von dem oben schon die Rede gewesen, bestätigt diese Voraussetzung.

IX 6. Die Dichterin schildert die Gefahren der Maus nach Warnke anschaulicher als der lateinische Verfasser. Den Worten: *aut tenso muscipulo tenearis aut captus a cato comedaris* entspricht bei ihr: *Ore as tu pöur de la gent, De chaz, d'oisels tut ensement E des engins qu'um fet pur tei.* Was aber *oisel* hier zu suchen haben, kann ich nicht begreifen. Eher als die im Hause lebende Stadtmaus hätte die Waldmaus selbst, die jenes sagt, noch Ursache, sich vor den Vögeln zu fürchten. *chaz d'oisels* zusammenzubegreifen (Vogelkatzen, wie *chien d'oiseau* Vogelhund, Art Jagdhund, s. Godefr. Compl. s. v. chien, bedeutet), hätte wenig Sinn. Etwas, was gegen den gesunden Menschenverstand verstöſst, ist der Dichterin nicht zuzutrauen, und darum mag der Text hier nicht zutreffend überliefert sein.

XI 2. Die Fabel zerfällt in zwei Teile, deren erster nur eine Variante des zweiten ist (vgl. Warnkes Anm. S. 14). Am Anfange des zweiten Teiles drücke sich die Dichterin nicht deutlich aus, bemerkt der Verfasser, wenn sie sage: *Une altre feiz ot li lëuns El bois* (AD nebst Y u. a. Hss. *en bois*) *od lui plus cumpaignuns; La chievre e la berbiz i fu*, Z. 27 ff. Ich finde, der Gedanke ist klar. *une altre feiz* bedeutet, da ein mit einem früheren gleichartiger Vorgang berichtet wird, 'ein zweites Mal' in dem Sinne von 'noch ein anderes Mal, nochmals', ebenso: *Mandez i fu* (der Hirsch); *n'i vint nïent, ... Une altre feiz i fu mandez*, Fab. 70, 11; *Une autre fois entra en mer Od grant navie por passer* (sc. Eustache), Eust. 2264 (das erste Mal 2252 ff.). *plus* bedeutet 'hinzu, auſserdem', ebenso: (Waldmaus zur Stadtmaus, die sich zu ihr verirrt hat:) *J'en ai asez* (sc. *de viande*). *Venez avant e si veez! Se plus ëussiez cumpaignie, S'en seriez vus bien servie*, Fab. 9, 13; (*plusur Ki areir unt e granz honurs*)

Uncor voldreient plus ouillir Ceo qu'il ne pueent retenir, Fab. 67, 21; über *plus* im Neufranzösischen in dem Sinne von *outre cela* vgl. Littré, *plus* 22°. Das wären die einzigen Punkte, die vielleicht eine Bemerkung verdienten, im übrigen nichts (zum Singular des Verbums nach den beiden vorausgehenden Subjekten vgl. Diez, Gramm.³ III 300, der zwar altfranzösische Belege nicht giebt, die man aber findet bei Meyer-Lübke, Syntax § 345; so auch *Li reis e la rëine i fu E li plege unt Lanval rendu*, MFce, Lanval 419 oder Eust. 999, Julian 473, 677, 1830, J. Cond. I 274, 85, Erec 4866, 6748, Percev. 45306, Barl. 155, 4 und zahllos oft).

Die drei Tiere, Löwe, Ziege und Schaf, fangen einen Hirsch. Dann heifst es weiter: *En quatre parz vuelent partir. Li lëuns dit: 'Jeol vueil saisir. La greindre parz deit estre meie, Kar jeo sui reis, la curz l'otreie. L'altre avrai, kar jeo i curui, E la tierce, kar plus forz sui. La quarte ai jeo si divisee, Que nuls ne l'avra senz meslee*; so hat Warnke den Text eingerichtet. Von einer Vierteilung des Hirsches bei drei Teilnehmern an der Jagd, wie sie hier beabsichtigt erscheint, ist in der lateinischen Grundlage, vgl. Quellen S. 13, XI 2, nicht die Rede. Sie besitze aber, sagt Warnke, in der Dreiteilung bei zwei Teilnehmern, Äsop 258, ein Analogon. Ich halte jedoch die Überlieferung hier stellenweise nicht für ursprünglich und bin der Meinung, dafs der Gedanke der Vierteilung nicht von der Dichterin herrührt. Übrigens enthält die Anmerkung zu 13, 31, S. 358 der Ausgabe, in welcher die *vacca* als das vierte Tier des lateinischen Textes bezeichnet ist, in dem Worte 'vierte' einen Irrtum für 'dritte', vgl. 'Quellen' a. a. O. Meine Auffassung will ich kurz darlegen.

Die Worte *En quatre parz vuelent partir* lauten in A *En quatre parz le voleient partir* und in D *En quatre le voleient partir*, haben also in A zwei Silben, in D eine Silbe zu viel. Berücksichtigen wir aber, dafs die Schreiber beider Handschriften Anglonormannen gewesen sind und darum *voleient* sehr wohl zweisilbig haben aussprechen können, so hat, relativ genommen, A nur noch eine und D nun keine Silbe mehr zu viel. Auch M hat *en quatre parz*; wir dürfen *parz* also bereits in α und weiter im Archetypon, aus dem es auch in y übergegangen ist (alle Hss. von β und γ weisen es auf), vermuten und somit sagen, dafs D das Wort *parz*, aus welchem Grunde auch immer, sei es aus Gefühl für Versbau, sei es aus blofser Nachlässigkeit, aufgegeben habe. Dem *vuelent* steht in AD *le voleient* gegenüber; auch M zeigt *le*, ebenso Y. Das Pronomen vermute ich darum gleichfalls schon im Archetypon; die Form *voleient* aber nicht minder. M hat an dieser seine bessernde Thätigkeit erprobt und sie, um die richtige Silbenzahl zu gewinnen, durch *funt* ersetzt (schreibt also: *En quatre parz le funt partir*); Y hat gleichfalls nach eigenem Belieben geändert und *le vunt departir* eingeführt. In das Archetypon verlege ich also als Lesart für diese Zeile: *En quatre parz le voleient partir*. Sie hat auch hier scheinbar zwei Silben zu viel. Auf zwei Momente ist hierbei aber zu achten. Einmal ist der Schreiber des Archetypons ebenso wie diejenigen von A und von D ganz zweifelsohne ein Anglonormanne gewesen; daher kann auch für ihn schon *voleient* zweisilbige Geltung gehabt

haben. Sodann ist entweder er selbst, wahrscheinlicher aber der Schreiber seiner Vorlage, die ich noch nicht für das Original selbst halte, teils ändernd oder ergänzend, teils, und auf diesen Punkt kommt es hier an, glossierend an dem Texte thätig gewesen; seine Glossen aber sind, zuweilen an Stelle des Ursprünglichen eingesetzt,[1] zuweilen erläuternd eingeschoben, auf uns gekommen. Als Glosse aber betrachte ich das *parx*; es will über die Bedeutung von *en quatre* keinen Zweifel lassen (: in vier Teile, wie z. B. *Sun arc li tolt, si l'en feri, Lo chief en quatre li parti, La cervele li espandi*, Münch. Brut 1356; zu *en treis* vgl. Tobler, V. B. I S. 115 Anm.). So war denn im Archetypon oder in seiner Vorlage als Wortlaut: *En quatre le voleient partir* gemeint. Für den Schreiber mag derselbe nun zwar die notwendige Silbenzahl gehabt haben, für die Dichterin selbst aber kann dies nicht der Fall gewesen sein. Wie sie vermutlich geschrieben hat, wird sich nachher ergeben.

Von den Worten, die dem Löwen in den Mund gelegt sind, fehlen merkwürdigerweise die Zeilen *L'altre avrei, kar jeo i curui, E la tierce, kar plus forx sui* in den Handschriften A D und auch M, und in Zeile 37: *La quarte ai jeo si divisee* finden wir in denselben drei Handschriften nicht *la quarte*, sondern einen anderen Ausdruck (*le surplus*). Aus dem Mangel jener beiden Verse in den führenden Handschriften, gestützt von M, ist zu folgern, dafs sie im Archetypon O noch nicht gestanden haben, sondern seitens des Schreibers der gemeinsamen letzten Vorlage von β und γ, y, interpoliert worden seien. Auch ein Kriterium positiver Art besteht für ihre Unechtheit, und zwar in den Worten der Zeile 33 *la greindre parx* (*deit estre meie*), deren Ursprünglichkeit feststeht. Denn neben dem gröfseren Teil von einem Ganzen kann es nicht den zweiten Teil, den dritten Teil und den vierten Teil desselben, sondern nur den kleineren Teil oder den anderen, noch übrigbleibenden Teil geben. Es haben also die Zeilen 35 und 36 zu fallen, und so ist es denn auch nicht mehr merkwürdig, dafs die Worte *kar jeo i curui*, Z. 35, auf einen Vorgang hinweisen, der vorher gar nicht gemeldet war. Zugleich wird auch in Z. 37: *La quarte ai jeo si divisee*, die Bezeichnung *la quarte* hinfällig. Allerdings bieten ADM, in denen diese Zeile *Le surplus ai* (M fehlerhaft *a*) *si divisee* lautet, in *le surplus* einen unannehmbaren Ersatz für dieselbe, wie der Ausgang des Participiums *divisee* (im Reim zu *senx meslee*) zeigt. *le surplus* trägt hier ganz offenkundig den Charakter einer Erläuterung oder Glosse, die der betreffende Schreiber an die Stelle des Glossierten gesetzt hat, und das Glossierte ist nach meiner Meinung *l'altre part*, das der Glossator noch ausdrücklich nicht etwa als den zweiten Teil, sondern als den Rest zu verstehen hat anweisen wollen. So lautet denn der kritische Text für Warnkes Zeilen 35—38 in meinen Augen: *La*

[1] Ein treffendes Beispiel für diesen Fall (vgl. auch im folgenden) sehe ich in dem *criere* von Fab. 23, 34 und 39 statt *sepande* (also gedeutet als 'Schöpfer'), das 74, 10 und 96, 7 in A D geblieben ist. Man beachte die Nominativform *crïere*, während beidemal der Obliquus erforderlich ist. ADM stimmen an beiden Stellen überein, nur hat M an der zweiten 23, 39 in *creator* gebessert.

greindre parz deit estre meie, Kar jo sui reis, la curz l'otreie. L'altre part ai si divisee, Que nuls ne l'arra senz meslee.

Die Frage, was den Schreiber von y zur Interpolation von Z. 35 und Z. 36 angeregt haben möge, beantwortet sich leicht. Zwei Motive können zusammengewirkt haben. Einmal hatte er kurz vorher, Z. 31, niedergeschrieben, man wolle den Hirsch *en quatre parz* teilen, und ferner mag er an die Vierteilung gedacht haben, die ihm beim Abschreiben des ersten Teiles der Fabel begegnet war. Er ist auch hier, wie oft, willkürlich mit seiner Vorlage umgegangen; nur *la greindre parz* hat er zu ändern versäumt.

Zu beschäftigen hat uns nunmehr die Vierteilung, die im ersten Teile der Fabel zur Sprache kommt. Der Text hat dort Z. 15—24 für Warnke die Form: *Li lëuns a dit e juré Que tuit sevent par verité Que la premiere part avreit Pur ceo qu'ert reis e dreiz esteit; E l'altre part pur le guaain, Qu'il ot esté li tierz cumpain; L'altre partie avra, ceo dist, Raisuns esteit, kar il l'ocist: Se nule beste la perneit, Sis enemis mortels sereit.* In Z. 16 ziehe ich, wie ich zunächst bemerken möchte, die Lesart von AD nebst M vor und schreibe: *Li lëuns a dit e juré Que tuz iert suens* (sc. der Hirsch) *pur verité*; desgleichen folge ich Z. 18 der Fassung von AD nebst Y und schreibe, das *e* vor *dreiz* streichend, *Pur ceo que reis ert, dreiz esteit* (vgl. die Analogie in der Satzfügung zu Z. 34). Die Zeilen 19 und 20: *E l'altre part pur le guaain Qu'il ot esté li tierz cumpain* fehlen nun in AD, und nur in ihnen. Der Schreiber ihrer gemeinsamen Vorlage, α^2, hat sie thatsächlich übergangen, wie in Z. 23 die in A und in D (auch M hat sie) wiederkehrende Lesart *E ki la q u a r t e part prendreit* darthut. Diese Lücke erklärt sich ohne Schwierigkeit. Man liest für Z. 19 in M: *l'autre partie* (*pur le gu(a)ain*) statt des in den Text gesetzten *e l'altre part* (*pur le guaain*). Nimmt man nun an, wie man darf, daſs in der Vorlage für α^2 der gleiche Wortlaut wie in M gestanden habe, also *L'autre partie pur le gu(a)ain,* und berücksichtigt man, daſs auch das folgende Verspaar mit *l'altre partie* beginnt, so begreift man, daſs der Schreiber von α^2 aus Z. 19 leicht in Z. 21 hat abspringen können. So verlege ich denn den Wortlaut *L'altre partie pur le gu(a)ain Qu'il ot esté* (oder in engerem Anschluſs an M: *Que il esteit*) *li tierz cumpain* nach α und damit gleichzeitig in das Archetypon O; eine Sache für sich ist, daſs der erste dieser beiden Verse für die Sprache der Dichterin selbst eine Silbe zu viel aufweist. Die vorhin herangezogene Z. 23 hat den Wortlaut *E ki la quarte part prendreit* (ADM) mutmaſslich auch im Archetypon gehabt; die Fassung *Se nule beste la perneit,* die Warnke für die gültige hält, ist eine Änderung, zu der der Schreiber von y durch die Beobachtung veranlaſst worden sein wird, daſs es sich ja nur um drei beteiligte Tiere handle; auch war der Wunsch nach einer Vierteilung vorher nicht ausgesprochen worden. Berührt sei noch, daſs Z. 17: *Que la primiere part avreit* in AD das einleitende *que* nicht aufweist, das übrigens für diese beiden Handschriften sowie für M nur die Bedeutung 'da, denn' haben könnte; obwohl M *qu'il* statt dieser Lücke darbietet, traue ich ihm hier

doch nicht, da *qu'il* ebensowohl selbständig von M eingeschaltet worden sein wie es die Überlieferung darstellen kann. Von dem *que* in y gilt das gleiche. Meine Ansicht ist vielmehr, dafs der Vers im Archetypon: *La premiere part avereit* (mit dem dem Anglonormannen geläufigen Gleitlaut) gelautet habe. Im Archetypon O hat somit der Text der Zeilen 17—24 nach meiner Meinung diese Gestalt gehabt: *la premiere part avereit* *pur ceo que reis ert e dreiz esteit* (mit irrig eingeschobenem *e*) | *l'altre partie pur le guaain* | *qu'il ot esté* (oder *que il esteit*) *li tierz cumpain* | *l'altre partie avra, ceo dist* | *raisuns esteit, kar il l'ocist* | *e ki la quarte part prendreit* | *sis enemis mortels serreit* (worin das zweite *l'altre partie* 'der dritte Teil' zu bedeuten hätte, vgl. Auberee, Var. EBH v. Z. 459).

Zu ergründen ist nun, wie dieser Abschnitt des Textes in der Originalniederschrift der Dichterin gelautet haben werde. Bemerkt habe ich schon, dafs der Wortlaut *L'altre partie pur le guaain* in dieser aus sprachlichem Grunde unmöglich gewesen ist; *guaain* ist für Marie de France zweisilbig. Das Verspaar 21 und 22: *L'altre partie avra, ceo dist, Raisuns esteit, kar il l'ocist* ist ein recht ungeschicktes Machwerk. Die Anwendung von zwei Füllseln, *ceo dist* und *raisuns esteit*, die den Raum tüchtig ausfüllen, zeugt von Hilflosigkeit. Auch darf man wiederum sagen, dafs die Berufung des Löwen darauf, dafs er den Hirsch getötet habe, eine vorher nicht verkündete Thatsache ausspricht; im Gegenteil hiefs es Z. 9 f. ganz allgemein von allen drei Jagdteilnehmern: *Un cerf troverent e chacierent* (oder im Anschlufs an AD nebst teils M, teils Y: *Un cerf truevent ci sil chacierent*); *Quant pris l'orent, si l'escorchierent.* Ich sage gleich positiv, wie ich mir den ursprünglichen Wortlaut von Warnkes Z. 17—24 denke: *La greignur part, ceo dist, avreit Pur ceo que reis ert, dreiz esteit. Ki l'altre partie prendreit, Sis enemis mortels serreit*; nur diese beiden so geänderten Verspaare lasse ich als ursprünglich zu. Gleicher Reim in zwei unmittelbar aufeinander folgenden Verspaaren begegnet auch Fab. 4, 7—10 (*reneia* : *presta, demanda* : *a*); 12, 15—18 (*rochier* : *depescier, desirier* : *mangier*); 13, 8—11 (*desirier* : *mangier, essaier* : *engignier*); 13, 21—24 (*chantera* : *perdra, comença* : *eschapa*); 18, 37—40 (*merci* : *enemi, respundi* : *suffri*) und noch öfter. Die Änderung deute ich mir folgendermafsen.

An die Stelle von *primiere* in Z. 17 habe ich *greignur* gesetzt auf Grund der Erwägung, dafs der erste Teil dieser Fabel als eine Umarbeitung ihres zweiten Teiles anzusehen ist (vgl. Warnke, Quellen S. 14 Anm.) und thatsächlich innerhalb der hier angehenden Zeilen sowohl die 18. wie die 24. denselben Gedanken wie im zweiten Teile die 34. und die 38. aussprechen (beidemal einerseits das Motiv der Königswürde, andererseits Kampf oder Todfeindschaft im Falle des Einspruchs). Zu den Zeilen 23 f. hebt Warnke, Quellen S. 13 XI 1, noch ausdrücklich hervor, dafs sie auf die zweite Fassung im Romulus Nilantii zurückgehen. Der Schreiber der Vorlage des Archetypons O hat *primiere* nach meiner Meinung infolge von Mifsdeutung des Ausdrucks *l'altre partie* in dem nächsten Verspaar (*Ki l'altre partie prendreit* ...) eingeführt. In gedankenloser Weise hat er es nicht als den 'anderen, übrigbleibenden' Teil, sondern als den 'nächsten,

zweiten' Teil genommen, falsch verstanden oder als irrig deutbar befunden hat er das *altre* ja auch in der zweiten Hälfte der Fabel, Z. 37, wie ich oben berührt habe, wo er *l'altre part* durch *le surplus* zu erläutern oder geradezu zu ersetzen für nötig erachtet hat. Die Einführung von *premiere* für *greignur* hatte nun zwei Wirkungen. Einmal mufste das den Vers über die gebührende Silbenzahl hinaus verlängernde *ceo dist* aus ihm weichen; scheinbar fiel hiermit eine Silbe zu viel, doch glich dem Anglonormannen *avereit* für *avreit* den Verlust wieder aus. Sodann wurde *primiere* Anlafs zu einer Interpolation. Der Schreiber fand in seiner Vorlage nur die Besitzergreifung zweier Teile des Hirsches seitens des Löwen motiviert; aus der Teilnahme dreier Tiere an der Jagd entnahm er aber die Notwendigkeit, auch den Anspruch des Löwen auf den Anteil des dritten Tieres zu rechtfertigen. So kam es, dafs er zuvörderst, wie ich meine, die Zeilen *L'altre partie avra, ceo dist, Raisuns esteit, kar il l'ocist* hinzudichtete, und zwar bestimmte er ihren Platz gleich nach dem Verspaar *La primiere part — dreiz esteit* und vor dem Verspaar *Ki l'altre partie prendreit, ...,* in welch letzterem er eine positive Begründung zum Ausdruck gebracht vermifste. Die Elemente, aus denen er seine Interpolation zusammensetzte, entlehnte er sich zum Teil aus beiden Verspaaren. Aus dem folgenden (*Ki l'altre partie prendreit ...*) nahm er die Anfangsworte *L'altre partie,* aus dem vorhergehenden die soeben dort aufgegebenen Worte *ceo dist* und die Bestimmung *dreiz esteit* her, in der er *dreiz* durch *raisuns* ersetzte. Das *kar il l'ocist* ersann er sich allerdings selbst. Wiederum aber genügte ihm darauf der in den Worten *Ki l'altre partie prendreit, Sis enemis mortels serreit,* die sodann zu folgen hatten, ausgesprochene Gedanke nicht; er wollte den Anspruch auf den dritten Teil des Hirsches wirklich begründet haben und schaltete darum, des *l'altre partie* sich auch hier bedienend, die weiteren zwei Verse: *L'altre partie pur le guaain Que il esteit li tierz cumpain* ein, in denen er also das Objekt *l'altre partie* von dem voraufgehenden *avra* abhängig machte. Nun erst liefs er das in seiner Vorlage befindliche Verspaar *Ki l'altre partie prendreit, Sis enemis mortels serreit* folgen. Ein drittes Mal *l'altre partie* zu schreiben, scheute er sich jedoch, und so verwandelte er sich den Anfang dieses Verses einfach in *E ki la quarte part,* statt dessen ein *Ki la quarte partie* den Vers um eine Silbe zu lang gemacht hätte. So stelle ich mir den Hergang vor. Die Verspaare 19 f. und 21 f. waren also in der Vorlage für das Archetypon O noch umgestellt.

Jetzt läfst sich auch über die Zeile 31, als deren Lautung für die Vorlage des Archetypons sich oben *En quatre le voleient partir* ergeben hatte, klar sehen. Der Schreiber derselben trug den Gedanken der Vierteilung, den er in der ersten Hälfte der Fabel soeben aus sich heraus geschaffen hatte, auch in die zweite Hälfte der Fabel hinein und schrieb *quatre* statt desjenigen Zahlwortes, das seine Vorlage an dessen Stelle zeigte. Und das letztere ist ohne Zweifel *treis* gewesen. Zu den drei Strichen, die dieses darstellten, fügte er also einen vierten hinzu. Nunmehr befriedigt die Zeile metrisch vollkommen. Sie lautete bei der Dich-

terin *En treis le voleient partir.* Heifst es nachher *la greindre parz,* so hat man an zwei Drittel des Hirsches zu denken; das folgende *l'altre part* ist das letzte Drittel.

Das Gesamtergebnis aber ist: auch die Dichterin kennt eine Vierteilung so wenig wie ihre lateinische Quelle, und zwar nicht blofs für die zweite, sondern auch für die erste Fassung der Fabel.

XIII 4. Zu den hier angeführten Worten *Puis n'ot il cure de sun chant, Que del furmage ot sun talant,* Z. 27 f., sei bemerkt, dafs *que* in den Handschriften AD nebst M, welches die fehlende Silbe durch Verwandlung von *ot* in *fist* gewinnt, nicht vorhanden ist, also erst in y eingeschaltet worden sein kann. Ich würde lesen: *Del furmage en ot sun talant* (*en*: davon her, demzufolge). Einer zweiten Vermutung: *E del furmage ot sun talant* (*e*: und als Folge, Wirkung, wie z. B. *Li viels fait son conjurement Et une riviere descent Grans et lee* ..., Eust. 108) braucht es hierneben nicht.

XIV 1. Den Worten: 'Alle wollen wissen, ob der Löwe (mit dem Leben) davonkommen kann' entsprechen im Texte die Worte: *E saveir vuelent li plusur Se en lui a mes nul retur.* Die erste dieser Zeilen lautet in AD *E saveir voleient li plusur.* Daher möchte ich lesen: *Saveir voleient li plusur* (vorher stärkere Interpunktion als Komma). Das *e* hatte sich bereits im Archetypon O befunden und vielleicht schon in der Vorlage für dieses eingenistet; für den anglonormannischen Schreiber der letzteren, der *voleient* zweisilbig hat lesen können, war der Vers trotzdem nicht überlang. Die folgende Zeile *Se en lui a mes nul retur* verstehe ich: ob es bei ihm fürder, je wieder eine Zuflucht gebe.

XIV 2. 3. 4. Die Umbildungen im einzelnen, die die Dichterin, wie Warnke beleuchtet, sich erlaubt hat, hängen vielleicht auch mit der Behandlung des Stoffes in gebundener Rede zusammen. Besonders dem Reim zuliebe mag zuweilen eine andere Wahl getroffen worden sein.

XIV 6. In Zeile 36 aus der Moral möchte ich wieder bei der Lesart von AD, gestützt durch M und Y, bleiben: *Se pert sa force e sun saveir,* statt *sun aveir. saveir,* das nicht das konkrete Wissen, sondern das abstrakte Verstehen, das geistige Erkennen, daher die Verstandeskraft bezeichnet (vgl. auch Fabel 17, 4; 21, 8; Lais, Equit. 246; Lanv. 84; Erec 538; 2117; 4563; Clig. 5982; Vr. An. 1, und oft), paart sich mit *force,* der körperlichen Kraft, in angemessener Weise zu dem zusammenfassenden Begriff *nunpoeir,* Z. 35. Zudem weist die Fabel selbst nicht auf eine Betonung des Verlustes der Habe im Epimythion hin.

XV 3. Folgen wir wiederum AD, wie wir müssen, so sagt der Esel (Z. 13), er stehe nicht aufser an Gröfse an *belté,* sondern an *bunté,* an Güte, d. h. an Wert, Tauglichkeit, über dem Hunde.

XVI 1. In den Worten 'Diese Anhöhe wird ... bei Marie besser von den Mäusen allein gemacht' ist 'von den Mäusen' ein Versehen für 'von dem Löwen'.

Den Inhalt der Abhandlung verlasse ich hiermit bereits. Zu etwas Äufserem aber gestatte ich mir noch eine Bemerkung.

Der Verfasser hat seiner Schrift den Titel 'Die Quellen des Esope der Marie de France' gegeben, wie er die Fabelsammlung auch schon in der Ausgabe nach S. CXLVI als Esope bezeichnet hatte. Gewifs hat er sich zu der Benennung Esope durch die Worte *Esope apelë um cest livre,* Epilog Z. 13, S. 326, bestimmen lassen, aber, wie ich glaube, mit zweifelhaftem Rechte. Auf den Wortlaut an sich weist offenbar auch die Überlieferung in den Handschriften AD, die in *apelum* eine naheliegende Zusammenziehung von *apelë um* bieten mögen; *apelë um* statt *apele l'um* findet man auch Lais, Fraisne 230, Chait. 6 (s. Warnke, Einltg. zu den Fabeln S. CC) geschrieben (vgl. auch *Le Läustic l'apele hum,* Laust. 160). Zu der Deutung 'Äsop nennt man dieses Buch' zwingt nun aber dieser Wortlaut keineswegs. Man wäre a priori mindestens ebenso berechtigt Esope in dieser Zeile als Casus obliquus im Sinne des Genetivs aufzufassen und sie demnach zu übersetzen: 'des Äsop (d. h. das Buch oder das des Äsop) nennt man dieses Buch'; vgl. zur Auslassung des Substantivums oder eines es vertretenden determinierenden Pronomens: *Un lai en firent li Bretun: Des Dous Amanz reciut* (d. Vb. nach Toblers Besserung) *le nun,* Lais, Dous Am. 6 (wo auch Warnke offenbar nicht deutet: von den beiden Liebenden her, nach den beiden Liebenden, wie scheinbar auch verstanden werden könnte, vgl. Dous Am. 15; *Li doi enfant, quant furent né, De la feste furent nomé,* Floire Bl. 172; *et de son nom de Criste estes appelez chrestiens,* Joinv. 258 nach Littré s. v. *nom*) und ferner *V je poroie öir nouviele D'un chevalier que on apiele As .ij. espees,* Chev. II Esp. 6190 (neben *Et que il estoit apieles Cil as .ij. espees par tout,* ib. 6797); etwas Verwandtes bei Tobler, V. B. I S. 7 und 91. Diese Auslegung bevorzuge ich um dessenwillen, was auf diese Zeile folgt. Es heifst weiter: *Kil translata e fist escrivre, De Griu* (AD *del*) *en Latin le turna.* Im Text trennt Warnke diese beiden Zeilen von der vorhergehenden durch ein Komma. Hinterher hat er sich aber zu einer ihm von Suchier (s. d. Anm.) angedeuteten anderen Möglichkeit jene auszulegen bekannt und Einleitung S. XLIV statt des Kommas ein Semikolon nach *cest livre* gesetzt, auch dies in der Voraussetzung, dafs *Esope apelë um cest livre* bedeute: Äsop nennt man dieses Buch. Thatsächlich würde bei letzterer das Semikolon eher am Platze sein. Das Komma würde zwingen, *Esope* das eine Mal, in dem übergeordneten Satze, als Buchtitel, das andere Mal, für den Relativsatz, als Personenbezeichnung aufzufassen, und für die Möglichkeit eines derartigen, von der Art nachfolgender Bestimmungen abhängigen Wechsels des Sinnes wären Beispiele erforderlich gewesen. Anders liegt der Fall ja erstens in *Pur ço qu'iluec sunt espurgiez Cil qui entrent de lur pechiez, A nun cil lius Espurgatoire, Qui tuz jurs [mes] ert en memoire,* Purg. S. Patr. 372 (das *mes* vermute ich), wo sich der Relativsatz auf *cil lius* bezieht, sodann in *Por moi qui ai non Rustebuef, Qui est dit de rude et de buef, Qui ceste vie ai mise en rime,* Ruteb.[2] II 309, 1286; *Sire, sachiez bien sanz doutance Que hom m'apelle Rutebuef, Qui est dis de rude et de buef,* ebenda II 219, 45, wo der Relativsatz den Namen Rutebuef deutet und Rutebuef auch innerhalb desjenigen Satzes, in dem es

als Satzteil steht, Namenbezeichnung, nicht Personenbezeichnung ist, und ferner in der Ausdrucksweise, welche Stellen zeigen wie *Gauvains ai non, fix le roi Lot*, Yvain 6267; *Sire, Yders li fix Nut ai non*, Erec 1046; *Dame, Yders ai non, li fix Nut*, Erec 1213; *tous soies certains Que ie sui apielés Gauuains, Li ainsnés des fiex le roi Loth D'Orchanie*, Chev. II Esp. 7054; *Et avoit non Meneläis, Sire du Castiel Paorous*, ibid. 7300; *Sire, j'ai a non Mauferas, Englisseman de Canestuet*, Eust. 2198 (wo die Versuchung übrigens nahe liegt, *Canestuet* in *Cantestuet* zu ändern: 'Thu-Böses' aus 'Wann's-nötig'); in diesen letzteren Beispielen handelt es sich um Benennung eines persönlichen Seienden und mischten sich, was deshalb als Möglichkeit gegeben war, zwei Vorstellungen: 'heifsen' und andererseits (daher die Apposition) 'sein' ineinander, so dafs denn *Erec, fix le roi Lac, ai non*, Erec 3880, gedanklich auf dasselbe hinauskommt wie *Erec li fix Lac estes vos?* Erec 667. Bei dem Ersatz des Kommas nach *cest livre* durch das Semikolon versteht Warnke den Relativsatz *Kil translata e fist escrivre* als Subjekt zu *Del Griu en Latin le turna. qui* würde sich hier auf eine bestimmte Person, nicht auf eine beliebige unter vielen beziehen, wie es dies oft thut, z. B. *Mes tant di que träix nos a Qui a ma dame t'esposa* (sc. Lunete), Yvain 2766 (s. dazu Pietsch, Beitr. z. altfrz. Relat. S. 5); die Dichterin würde allerdings, da sie vorher im Epilog noch nicht von dieser Person gesprochen hat, den Leser oder Hörer stillschweigend dazu anweisen, sich derselben aus dem Prolog zu erinnern. Das *translata* würde man eigentlich nicht in dem Relativsatze, den letzteren vielmehr nur zur Wiedergabe des Gedankens: 'wer es schrieb oder verfafste' ausgesprochen erwarten. Die Schwierigkeiten oder Auffälligkeiten hören aber auf, wenn man liest (und dabei *Esope* als 'des Äsop' versteht): *Esope apele um cest livre, Kil translata e fist escrivre: Del Griu en Latin le turna.* Hier bleibt *Esope* Personenbezeichnung und verträgt darum den Relativsatz. An ein gleichartiges Glied der aus mehreren Gliedern bestehenden Bezeichnung, die einem Gegenstande verliehen worden ist, schliefst sich ein Relativsatz an, wenn es heifst: *Pur ço que le bastun duna Deus a sun serf e cumanda, Apele l'um icel bastun Le bastun Deu qui'n fist le dun*, Purg. S. Patr. 296 (wobei es Nebensache ist, dafs der Relativsatz einen soeben ausgesprochenen Gedanken wiederholt). So meine ich denn, dafs man statt von einem 'Esope der Marie de France' zu sprechen nur von einem 'libre Esope in der Bearbeitung der Marie de France' sprechen dürfe. Bemerkt sei bei dieser Gelegenheit noch, dafs die guten Handschriften, A und D, auch Y und M, keine Überschrift aufweisen, und unter denjenigen der übrigen, welche dies thun, die Handschriften E (*Incipit liber qui dicitur Esope*) und T (*Ci commence Esopes* und am Schlufs *Explicit Esopes*) augenscheinlich an Esope in dem besprochenen Vers anknüpfen und der Rest, WKLSVZ, in deren Betitelung ebenso wie für Esope in letzterem die Form Ysopes oder Ysopet erscheint, von dem bereits lebendigen Namen Ysopet ausgegangen sein können, den sie dann auch in die erwähnte Zeile, infolge der gleichen Mifsdeutung von Esope, hineingetragen haben.

Es käme übrigens bei der von mir vorgeschlagenen Auslegung diese Epilogstelle zu den beiden von Warnke, Quellen S. 3, herangezogenen Stellen hinzu, aus welchen der Verfasser folgert, dafs die Dichterin für den ganzen Esope eine einheitliche lateinische Vorlage angenommen zu haben scheine.

Berlin. Georg Cohn.

Victor Giraud, Essai sur Taine, son œuvre et son influence. Fribourg (Suisse), librairie de l'Université; Paris, Hachette, 1901. XXIV, 322 S. gr. 8. Frs. 10.

Wie des Verfassers früheres Buch über Pascal (Archiv CV, 457), so ist auch dieses neue aus Vorlesungen hervorgegangen, die an der Dominikaner-Anstalt (sogen. Universität) in Freiburg (Schweiz) gehalten worden sind. Es würde vielleicht gewonnen haben, wenn es etwas weniger eilig dem Druck übergeben worden wäre. Denn, enthält es auch manches Wertvolle an zuvor unbekanntem oder doch weit zerstreutem und schwer zugänglichem Material, wie z. B. die Wiederholung der ersten Drucke von vielen Aufsätzen, die Taine manchmal erst in starker Umarbeitung in seine Bücher aufgenommen hat, oder zahlreicher in Zeitungen erschienener Artikel, die ihm des Neudrucks weniger wert erschienen sind, oder die Wiedergabe fleifsig gesammelter Urteile namhafter Kritiker über Taine, Anhänge, welche (mit Typen von ermüdendster Kleinheit gedruckt) zusammen mit einer willkommenen Bibliographie der Schriften von Taine und derer über ihn die Hälfte des Bandes einnehmen, so ist doch die Hauptsache, die Darstellung des Lebens und die Charakteristik der Hauptwerke, zu rechter Vollendung nicht gebracht. Über dem eifrigen Zusammenraffen bedeutsamer Stellen aus Taines Schriften und gewifs beachtenswerter Äufserungen anderer über ihn hat Herr Giraud zu sehr dasjenige versäumt, was an Arbeit seinem eigenen Eindringen und seinem Vermögen der Kennzeichnung und der ernstlichen Würdigung vorbehalten blieb. Dazu kommt, dafs erst nach Abschlufs des Druckes die Kenntnis des handschriftlichen Nachlasses und der Korrespondenz Taines dem Verfasser erschlossen wurde, so dafs er selbst laut seiner Vorrede das zur Zeit Gegebene als eine 'provisorische' Lösung seiner Aufgabe ansieht und sich vermutlich über kurz oder lang entschliefsen wird, die Persönlichkeit Taines nach ihrer litterarischen und nach ihrer rein menschlichen Seite hin mit reicheren Mitteln aufs neue darzustellen. An einem reichen Mafse jener Zuneigung für den zu verstehenden und verständlich zu machenden Menschen, die eine Bedingung des Gelingens war, fehlt es Herrn Giraud keineswegs, wenngleich der Freiburger Professor, sobald es sich um seines Helden Verhältnis zu Religion und Kirche handelt, sich zu manchen Vorbehalten genötigt glaubt. Er hat auch den besten Willen, nach Taines eigener Vorschrift die geschichtliche Persönlichkeit auf dem Wege der Beantwortung der vier Fragen nach *race, faculté maîtresse, milieu, moment* zu begreifen, einem Wege, der sich gerade in diesem Falle als nicht be-

sonders empfehlenswert erweist. Er versäumt nicht, hier der Historiker, dort der litterarischen Kritiker, dann wieder der Philosophen zu gedenken, deren Einwirkung auf Taine spürbar werde, und weifs darüber mehr oder minder zutreffende Äufserungen anderer beizubringen. Es ist aber zu wünschen, dafs in dem endgültigen Buche der Verfasser denn doch etwas mehr als jetzt darüber zu sagen wisse, was in einem so berühmten Buche wie die *Intelligence* gewollt und was erreicht sei; dafs er von der 'Geschichte der englischen Litteratur' doch eine gewisse Vorstellung auch dem zu gewähren vermöge, der sie noch nicht kennen sollte, und eine bebegründete Antwort auf die Frage zu geben versuche, ob dem Werke dauernder Wert beizumessen sei, ob seine Anlage und seine Ausführung Fortschritte im Verhältnis zu anderem darstellen. Taine auf allen Wegen seiner mannigfaltigen Arbeit als selbständig Nachprüfender zu folgen, ist freilich nicht ganz leicht; dafs aber Herr Giraud es kaum wo anders thut als in seinem dritten Kapitel, das von Taine als *poète* (gemeint ist 'Stilist') handelt, kann wahrlich nicht genügen; und wieviel ist doch dem Kritiker durch Kenner der Einzelheiten bereits vorgearbeitet, wenngleich Herr Giraud die eindringenden Beurteilungen der *Origines* durch Stern, Philippson, v. Sybel u. a. nicht kennt!

Ob der Einflufs Taines auf die neuere Litteratur seines Landes nicht zu hoch angeschlagen ist? Ich glaube ja, soweit der moderne Roman in Betracht kommt. Denn ohne Zweifel steht dieser viel mehr unter der Einwirkung der Praxis (Dickens neben Balzac) als der ästhetischen Theorie. Dagegen kann die französische Geschichtschreibung seit 1870 den Anstofs nicht verleugnen, den Taine gegeben hat; und gleiches gilt von der litterarischen Kritik, namentlich soweit deren Vertreter den Übergang von der Betrachtung der schönen Litteratur zur Betrachtung des Lebens und zur Einwirkung auf die gesellschaftlichen Verhältnisse suchen und finden.

Die phototypische Wiedergabe des ansprechenden Bildes, das Bonnat 1889 von Taine gemalt hat, gereicht dem Bande zur Zierde.

Berlin. Adolf Tobler.

Th. B. Harbottle and col. Ph. H. Dalbiac, Dictionary of Quotations (french and italian). London, Swan Sonnenschein & Co., 1901. 565 S. 8.

R. Alexandre, Les mots qui restent, supplément à la troisième édition du 'Musée de la conversation', répertoire de citations françaises, expressions et formules proverbiales avec une indication précise des sources. Paris, Bouillon, 1901. XIV, 220 S. 8.

Im vorigen Jahre ist die zwanzigste Auflage von Büchmanns 'Geflügelten Worten' erschienen, einem Werke, das nicht nur in Deutschland verdienten Ansehens sich erfreut, sondern offenbar im Ausland gleichfalls reichlich benutzt wird, auch bei jedem neuen Erscheinen erweiterten Umfang gezeigt und eine nie ruhende Aufmerksamkeit der Herausgeber be-

wiesen hat, denen die Sorge dafür anvertraut gewesen ist (über die 19. Auflage s. Archiv CI, 399). England und Frankreich, aus denen seiner Zeit Büchmann die erste Anregung zu seinem Unternehmen empfing, sind bei den Büchern des englischen Anonymus von 1853 und des Franzosen Fournier von 1855, die dem Deutschen zum Muster gedient haben, auch nicht stehen geblieben; auch dort sind Auflagen den Auflagen gefolgt, und dieses Jahr sind die zwei neuen Bücher erschienen, deren Titel diesen Zeilen voranstehen. Beim ersten Anblick erinnern sie an Büchmann, zeigen von ihm jedoch nicht unbedeutende Abweichungen in Anlage und Ausführung, sobald man sie genauer ansieht.

Das englische Buch, eine Sammlung ausschliefslich französischer und italienischer Citate, welcher eine von Herrn Dalbiac herrührende Sammlung englischer und eine durch Herrn Harbottle veranstaltete klassischer Citate vorangegangen sind und eine mit vereinten Kräften ins Dasein zu führende von solchen aus deutschen und aus spanischen Schriften folgen soll, berührt sich mit dem Büchmanns darin, dafs es in sehr vielen Fällen wie dieses nachweist, woher gewisse Aussprüche in gebundener oder ungebundener Rede stammen, die man oft in bestimmtem Wortlaut verwendet hört oder sieht, und zwar (in der Regel wenigstens!) in der Voraussetzung verwendet findet, der Hörer oder Leser erkenne darin eine früher gleichlautend von einer bestimmten und bekannten Person bei bestimmtem Anlafs gethane Aussage. Da nun diese Voraussetzung sehr oft nicht zutrifft, ja auch der Citierende selbst nicht immer weifs, woher der Ausspruch ihm geläufig geworden ist, können Hilfsbücher willkommen sein, die zuverlässigen Aufschlufs über den Ursprung derartiger in die Rede weiter Kreise aufgenommener Aussprüche gewähren. Solchen Dienst leisten Fournier, Büchmann, Fumagalli u. a. jeweilen für die Gebildeten ihres Volkes und nehmen billig zu den Aussprüchen auch einzelne Wendungen, ja einzelne Wörter hinzu, die in gleicher Weise den Stempel persönlicher Schöpfung bei bestimmtem Anlafs tragen oder getragen haben. Der Schatz der den gebildeten Kreisen geläufigen Citate wechselt natürlich von Kulturvolk zu Kulturvolk; die heimische Litteratur liefert zwar einem jeden den überwiegenden Teil, aber die Bibel, die Klassiker des Altertums steuern hierhin und dorthin reichlich bei, und die Teilnahme, die heute und schon lange die Völker der litterarischen Thätigkeit der Nachbarvölker zuwenden, mehrt die Menge der Citate auch aus neuerer Litteratur, die in keinem der Nachweisbücher fehlen dürfen. So giebt denn auch das neue Buch aus England vieles, was man an französischem und an italienischem Material bei den genannten Konkurrenten bereits findet, übrigens oft vermehrt um Parallelstellen, die neben dem ältesten erreichbaren Fundorte spätere Verwendung kennen lehren (so S. 40 Stellen, die den ersten Schritt ins Leben als den ersten zum Tode bezeichnen, S. 254 solche über die Schönheit des Sterbens vor Liebe u. dgl.). Freilich bleibt in dem Werke der zwei Engländer, da die verschiedenen Sprachen darin auf verschiedene Bände verteilt sind, der Nachweis des ersten Vorkommens leider innerhalb der Grenze der in der Abteilung in Betracht kommenden

Sprache, welcher Übelstand durch das Bestehen verschiedener, jeweilen mit Indices versehener Bände nur unvollkommen ausgeglichen wird. *Briller par son absence* finden wir hier nicht früher als bei J. Chénier nachgewiesen; daſs Tacitus' Verdienst um die Schöpfung des Ausdrucks nicht gering ist, erfahren wir nicht, und beim Fehlen des Hinweises auf älteres Vorkommen wird einem Unkundigen kaum einfallen, in dem englischen Sachindex des Bandes der klassischen Citate unter *absence* nachzuschlagen.

Die beiden englischen Verfasser gehen aber über das von Fournier, Büchmann und Genossen Angestrebte und Erreichte insofern weit hinaus, als es ihnen ebenso sehr wie auf das oft Citierte auch auf das nach ihrer Meinung Citierenswerte, auf dasjenige ankommt, was als gelegentlicher Schmuck der öffentlichen oder der Tischrede, als Motto für ein Buch oder ein Kapitel, als Stammbuchblatt, wo dergleichen noch besteht, sich würde verwenden lassen. Wer über Liebe, über Schein und Wesen, wahres Glück, Freiheit, Wissen u. a. etwas sonderlich Neues in gewählter Form aus eigenen Mitteln vorzubringen nicht in der Lage ist, für den sagt der Lustspieldichter Étienne (hier S. 19): *c'est pourtant une chose bien commode que les livres! on y trouve de l'esprit tout fait,* und da in den Büchern das völlig Geeignete sich auch nicht immer gleich aufdrängt, so stellt der Realindex unserer Verfasser sich und eine reiche Auswahl von Worten namhafter Autoren zur Verfügung. Es ist kaum denkbar, daſs etwas zur Not Taugliches sich da nicht finden sollte, und zwar ausgestattet mit genauestem Nachweise des Fundortes. Manches freilich darunter ist von solcher Banalität des Gehaltes und dabei von so geringem Reize der Form, daſs, wenn man wirklich aus eigener Kraft Ansprechenderes nicht zu bieten vermag, man besser thun wird, sich auch des Citierens so dürftigen fremden Gutes zu enthalten (ich denke dabei an die kümmerlichen in Reime gebrachten Sprichwörter aus Goldoni, die platten Sentenzen aus Metastasio und ähnliches).

Die Einrichtung der zwei in dem starken Bande vereinigten Teile, von denen der französische dem italienischen vorangeht, ist die, daſs die Citate in der alphabetischen Folge der Anfangswörter, also nicht etwa nach Autoren noch auch nach dem Inhalt geordnet, vorgeführt werden. Das könnte ein Übelstand scheinen, wird aber durch die nachher zu erwähnenden Indices gut gemacht. Eher ist zu bedauern, daſs die Verfasser sich aller Erläuterung aus dem Zusammenhang enthalten, in dem das citierte Wort zuerst aufgetreten ist, und den man in manchen Fällen doch kennen muſs, um es seinerseits angemessen wieder zu verwenden. Was derjenige im Auge hatte, der zuerst sagte *ceci tuera cela,* erfährt der Leser nicht, wenn er nicht selbst die angeführte Stelle in Hugos Notredame nachschlägt; und nicht jeder hat immer die Bibliothek zur Hand, mit deren Hilfe das Nötige zu ermitteln wäre. Die scharfen Worte *C'est ce petit rimeur* u. s. w., in denen Gilbert die Laufbahn eines Dichterlings über lauter Miſserfolge bis zum Stuhl des Akademikers kennzeichnet, bedürfen gleichfalls für viele eines kleinen Kommentars. Gleiches gilt von

Molières *C'est faire justement comme le chien du jardinier*, von Waces *Cil due* (l. *dui*) *vassals* (l. *vassal*) *qui tant cunquistrent* u. s. w., von Molières *Comment se porte Mme Dimanche?*, von *patenostre du singe* 43, *paternostro della scimmia* 289, von *alfin s'invecchia amore Senza quest'arti* 246, wo nichts erkennen läſst, von welchen Künsten Tasso spricht, von der Stelle aus D'Azeglios Ricordi 309, wo erst aus dem Zusammenhang klar wird, von wessen Beispiel der Autor redet, und so von vielen anderen.

Den Citaten selbst, die im allgemeinen richtig gegeben sind (doch sollte es z. B. S. 6 nicht heiſsen *Il a bien changé en route*, sondern, wie das Versmaſs verlangt, *sur la route*), folgt der Nachweis des ersten Auftretens des Spruches oder Wortes, und zwar unter genauer Angabe der Stelle, auch, wo es not thut, der Ausgabe und (bei Citaten aus dramatischen Werken) der Person, der der Spruch in den Mund gelegt ist. Hier ist nun freilich in nicht seltenen Fällen leicht möglich, das Vorkommen eines Ausspruchs in früherer Zeit darzuthun, als die beiden Engländer vermocht haben. Sie geben z. B. manches als Dictum Rabelais', was vor ihm als Sprichwort in altfranzösischen Texten begegnet: *à bon entendeur ne fault qu'une parole* ist gleich *a bons entendeurs pou de langaige souffyt*, Cte d'Artois 26; *aucun n'est prophète chez soi* S. 10 darf man nicht Lafontaine zuschreiben; es gehört, wenn man innerhalb des Französischen bleiben will, den Bibelübersetzungen, findet sich auch bei Watriquet S. 118. *bon sang ne peut mentir* S. 13 hat lange vor Lesage der Dichter des Baudouin de Sebourc IX 411 gesagt. *cependant que le fer est chault, il le fault battre* S. 22 sagt freilich Rabelais, wiederholt aber bloſs, was sich schon in Ille et Galeron 727 und an manchen anderen Orten findet. *celuy est bien gardé qui de Dieu est gardé* 25 hat man lange vor H. Étienne gesagt, und zwar auch französisch. Für das Sprichwort von der 'gebrannten Katze' 30 sind in den Proverbes au vilain 195 ältere Belege gesammelt. Hat Guillaume de Lorris vielleicht wirklich zuerst von *châteaux en Espagne* gesprochen, so hat Gautier de Coinsy 486 von *chastiaus en Brie* in gleichem Sinne geredet. Ähnliches wäre zu sagen von dem 'Ausruhen auf seinen Lorbeern' 34, von dem 'Aufwecken der schlafenden Katze' 49. *fai que dois, aviegne que puet* 51 trifft man schon bei Hue de Tabarie (Barb. u. Méon I 77), 'mit den Wölfen heulen' 55 bei Gilion le Muisi I 377. Auch in der italienischen Abteilung ist öfter Gelegenheit zu derlei Berichtigungen gegeben: *di cosa nasce cosa* 287 findet man bei Machiavelli, Mandrag. I 1.

Regelmäſsig ist dem Citat die Übersetzung ins Englische beigefügt, bei Dichterstellen meist in Versen. Diese Übertragungen sind, soviel ich gesehen habe, sinngetreu und, wie mir scheint, geschmackvoll ausgeführt. Fehlerhaftes habe ich selten bemerkt. Unrichtig ist freilich Giustis *d'una gente morta Non si giova la storia* 243 wiedergegeben mit *in a nation dead History takes no delight*, unrichtig Michelangelos *ama, anz'ardi* 248 mit *love and be bold*, unzutreffend Giustis *se il libro fatto non rifà la la gente* 314 mit *unless the book, when made, remakes the nation*; falsch und dazu unverständlich geben die Verfasser von Giustis Versen *Ma il*

libro di Natura Ha l'entrata e l'uscita; Tocca a loro la vita E a noi la sepoltura die Übertragung 315: *'Tis writ in Nature's book How each man comes and goes; She took their life from those, From us she burial took.*

Den Schlufs des Bandes bilden die hier ganz besonders wichtigen Indices, zuerst einer der französischen und der englischen Schriftsteller, aus denen Citate nachgewiesen sind, nebst Hinweisen auf die Seiten, wo das geschehen ist; dann ein französischer der Gegenstände, von denen in den französischen Sprüchen die Rede ist, oder auch der Stichwörter, mittels deren am ehesten gelingen mag, einen im Gedächtnis aufsteigenden oder im Gespräch oder beim Lesen begegnenden Spruch vorn aufzufinden; darauf ein gleichartiger für die italienischen Stellen; endlich ein englischer für beide Teile des Bandes.

Sehr zu bedauern ist, dafs einem mit so scharfen, wenn auch kleinen Typen auf so schönes Papier gedruckten Buche die Wohlthat einer sorgfältigen Korrektur vorenthalten geblieben ist. Man wird kaum eine Seite lesen können, ohne auf einen oder mehr Druckfehler zu stofsen, Fehler, die freilich nur in seltenen Fällen das Verständnis erschweren, aber durch ihre gar so grofse Zahl dem, der auf saubere Arbeit hält, trotzdem Verdrufs bereiten. Ist es auch ein Druckfehler oder wie mag es kommen, dafs das oft citierte, wohlbekannte Werk *'Théâtre français au moyen âge'* von Monmerqué und Michel immer (S. 7, 12, 45, 49, 56 ...) mit dem Zusatz *'Ed. Desrez 1839'* angeführt wird? Es giebt doch von dem Buche nur die eine, bei Delloye und Didot, Paris 1839, erschienene Ausgabe, bei der meines Wissens niemand Namens Desrez irgend beteiligt war.

Von dem zweiten der in der Überschrift dieser Zeilen genannten Bücher kann kürzer gesprochen werden, da es nur die Ergänzung eines schon 1892 erschienenen, seit 1898 in dritter, bedeutend vermehrter Ausgabe vorliegenden Werkes ist, das einer Empfehlung auch für deutsche Leser zwar im hohen Grade würdig ist, aber wohl kaum mehr bedarf. Buch und Supplement unterscheiden sich von der Arbeit der beiden englischen Sammler einmal dadurch, dafs man es darin nur mit französischen Sprüchen und Wörtern, mit ausländischen nur insofern zu thun hat, als diese in französischer Wiedergabe auch bei des Verfassers Landsleuten geläufig geworden sind (*L'éternel féminin; ce jour-là nous ne lûmes pas d'avantage; à demain les affaires sérieuses* u. dgl.); dann aber auch dadurch, dafs der Verfasser selbst in ansprechend geschriebenen kleinen Monographien, die bisweilen den Umfang von mehreren Seiten erreichen, das Wort führt. Fremde Aussprüche der Beachtung erst zu empfehlen, macht er sich nicht zur Aufgabe; um so sorgsamer ist er bemüht, für das bereits im Umlaufe befindliche Gut an Worten und an Wörtern, die aus vielgelesenen Autoren, aus beliebten oder beliebt gewesenen Bühnenstücken, aus der Geschichte oder dem, was man dafür hielt, aus persönlicher Laune stammen, jedesmal den ursprünglichen Wortlaut oder den ersten Sinn, das früheste Auftreten nachzuweisen. Der Fleifs und die Genauigkeit, die Herr Alexandre aufgewendet hat, um seiner Aufgabe nichts schuldig zu bleiben, sind des höchsten Lobes wert. Er hat vielleicht

hie und da Dinge mit aufgenommen, die streng genommen an diese Stelle nicht gehörten, wie z. B. die (allerdings recht ergötzlichen) Reklamen, die er Musée 421 ff. kennen lehrt, aber an Kurzweiligkeit wenigstens hat sein Buch dadurch nicht eingebüfst, und sicher ist, dafs es dem Leser französischer Zeitungen oder anderer aufserakademischer Litteratur in anmutiger Vortragsweise eine Menge wertvoller Auskünfte gewährt, die man von gleicher Zuverlässigkeit anderwärts nicht finden würde. Nicht einmal die in diesem Archiv LXXXVI, 293 und 393 (1891) gegebenen Aufschlüsse über *Chauvin* scheinen dem Verfasser entgangen zu sein. Für manche mag es auch ganz erspriefslich sein zu hören und zu beherzigen, was er über die Neigung zu unnötigem Citieren und zur Aufnahme der albernsten *soies* in den eigenen Redeschatz Verständiges äufsert.

Berlin. Adolf Tobler.

Otto Zimmermann, Die Totenklage in den altfranzösischen Chansons de geste. Berlin, E. Ebering, 1899. (Berliner Beiträge zur germ. u. rom. Philologie XIX.) 136 S. 8.

Zu den stehenden Requisiten der Darstellung im altfranzösischen Nationalepos gehört der den Verstorbenen gewidmete *regret*. Die zahlreichen Stellen, an denen in den Chansons de geste solche Totenklage begegnet, sind in vorliegender Arbeit zusammengetragen worden. Seiner Übersicht schickt der Verfasser im ersten Kapitel eine kurze Betrachtung über die gebärdlichen Äufserungen des Schmerzes in den Chansons de geste voraus und giebt Belege für das *soi pasmer*, das Weinen und das Küssen des Leichnams, das Raufen der Haare und ähnliche Trauerkundgebungen. Den umfangreichsten Teil der Arbeit (S. 22—99) bildet die Anführung der einen Nachruf enthaltenden Stellen, welche in eine schematische Ordnung gebracht und zum gröfsten Teile vollständig mitgeteilt werden. Auf eine vergleichende Sichtung und Bewertung des beigebrachten Materials hat der Verfasser im allgemeinen verzichtet; ästhetische Kritik scheint nicht gerade seine Sache zu sein. Eine gewisse Ungewandtheit, welche der Darstellung überhaupt anhaftet, macht sich hier besonders geltend. Eine befriedigende Gruppierung der Stoffmasse war keine leichte Aufgabe. Um ein übersichtliches Bild zu gewinnen, hätte der Verfasser indes wohl besser gethan, nicht so bis ins einzelne das persönliche Verhältnis des Klagenden zum Beklagten, den genauen Verwandtschaftsgrad u. dgl. als mafsgebend anzunehmen. Ob die Person, auf deren Tod sich ein *regret* findet, der Neffe oder der Vetter des Klagenden ist, bleibt für die Sache doch ziemlich gleichgültig. Der Verfasser hat wohl selbst bemerkt, dafs die sich auf diese Weise ergebende Einteilung vielfach gezwungen und inhaltlich nicht begründet sein mufste.

Die gesammelten Stellen beziehen sich fast sämtlich auf einen gewaltsamen Tod, und darunter sind die Nachrufe, die einem im Kampfe Gefallenen gewidmet werden, weitaus in der Mehrzahl. Die Leichenklage auf dem Schlachtfelde erwächst ja im Volksepos ohne Zwang aus sich

immer wiederholenden Situationen heraus. Bei der Betrachtung der gemeinsamen Grundgedanken der *regrets* (S. 100—125) ergeben sich dem Verfasser die nämlichen inhaltlichen Bestandteile — Klage über den Verlust, Lob, Fürbitte —, welche auch die Hauptmomente des *planch* der Trobadors ausmachen. Im Anhang sind die dem *regret* nahestehenden 'Klagen um Gegenstände' (ein Rofs, wie in der Chevalerie Ogier, ein Schwert, wie im Rolandsliede) angeführt, und schliefslich wird der häufigen Stellen gedacht, die Abschiedsworte Sterbender enthalten und in Ausdruck und Gedanken ebenfalls mit den Klagen um Tote eng verwandt sind. Auf jeden Fall ist die Sammlung des umfangreichen Materials, in welcher der Schwerpunkt der Arbeit liegt, sehr dankenswert. Schade ist es, dafs dem Verfasser mehrfach, gewifs unbeabsichtigt, wörtliche Anlehnungen an verschiedene einschlägige Untersuchungen mit untergelaufen sind (vgl. z. B. S. 14, 16, 19 Anm. und Albrecht, Vorbereitung auf den Tod ... in der afrz. Dichtung, Halle, Diss. 1892, S. 41, 40, 67 Anm.).

Auf die Frage nach dem Ursprunge der Totenklagen des französischen Epos geht die Arbeit nicht ein. Gautiers Verteidigung der *origine toute française* der Klage um gefallene Kämpfer, zu welcher der Verfasser hätte Stellung nehmen können, ist wohl nicht mehr als eine gelegentliche Phrase; der germanische Ursprung des Brauches läfst sich unschwer erkennen. Im Beowulf verkünden die Edlen feierlich das Lob des toten Helden, die Leiche ihres im Schlachtgewühl gefallenen Königs Theoderich bargen die Goten nach Jordanes Kap. 41 unter preisenden Gesängen, und im Nibelungenliede (vgl. Str. 2282, 2317—2319, 2374, 2379 ff.) werden die erschlagenen Degen von ihren Genossen mit Nachrufen bedacht, welche dem Typus der *regrets* der Chansons de geste bis ins einzelne entsprechen. Von den Totenklagen der volkstümlichen lateinischen Dichtung unterscheiden sich die *regrets* im allgemeinen Charakter ziemlich wesentlich. Die rhythmischen Planctus, die, wie die überlieferten Melodien darthun, gesungen wurden, setzen in ihrer feierlichen Breite eine Art Trauerceremonie voraus; sie wollen einer trauernden Menge das Bild des Verstorbenen und die Gröfse des Verlustes nahebringen, wobei erzählende und beschreibende Einzelheiten eine grofse Rolle spielen. Im Gegensatz dazu sind die *regrets* des Epos zumeist rein persönliche Nachrufe, die sich ihrer Einkleidung nach als impulsiven Ausdruck der Trauerstimmung im Augenblicke des Todesfalles oder der Todesbotschaft hinstellen. Die Situation einer poetisch gehobenen Klage bei Bestattung oder Leichenfeier liegt dem französischen Nationalepos fern.

Berlin. Hermann Springer.

Kleines Lehrbuch der italienischen Sprache. Von A. Zuberbühler, Lehrer an der Sekundarschule Wädensweil. III. Auflage. Zürich, Orell Füssli, 1900. VIII, 131 S. Fr. 1,90.

Vorliegendes Werkchen ist für die Schule bestimmt, bei der es auch Beifall gefunden hat. Eine Grammatik ist es nicht und will es nicht sein.

Es ist derart angelegt, dafs auf ein paar elementare Bemerkungen über Aussprache und Schrift gleich Lese- und Übungsstücke folgen, an denen die Sprache durch ausgiebige Verarbeitung gelernt werden soll. Da die Stücke mit Sinn für das Praktische und Wesentliche ausgewählt und in langsamem Übergang vom Einfachsten zum Schwierigen geschickt angeordnet sind, werden bei Anweisung durch einen tüchtigen, das Italienische völlig beherrschenden Lehrer — aber auch nur dann — die Schüler wohl lernen, sich über die nächstliegenden Dinge einigermafsen fliefsend in der fremden Sprache zu äufsern. Die unentbehrliche Aneignung eines festen, ausgedehnteren grammatikalischen Wissens mufs natürlich einem höheren Kursus vorbehalten bleiben. Das gebotene Italienisch ist fehlerfrei und idiomatisch. Fast alle zusammenhängenden Übungsstücke sind bekannten Schriftstellern entnommen. An Aussprachehilfen wird die Bezeichnung des offenen *e* und *o*, jedoch nur bei den jeweilig neu hinzutretenden Vokabeln, gewährt. Nützlich wäre auch die Kennzeichnung der weichen *s* und *z* gewesen. Der Druck ist grofs, sauber und korrekt; das Papier hat, den Bedürfnissen der Schule entsprechend, einen für die Augen angenehmen gelblichen, matten Ton.

Berlin. **Oskar Hecker.**

Betonungswörterbuch der italienischen Sprache. Ein Hilfsbuch zur richtigen Betonung der italienischen Wörter, einschliefslich der Zeitformen und Eigennamen, mit Angabe der Aussprache. Eine Ergänzung zu allen italienischen Wörterbüchern von Dr. Heinrich Sabersky. Berlin, B. Behrs Verlag (E. Bock), 1900. XX, 173 S. 12. Kart. M. 1,20.

Dieses sauber und sorgsam auf gutem Papier gedruckte Büchelchen wird jedem, der nur ein kleineres Wörterbuch ohne oder auch mit Aussprachebezeichnung besitzt, von Nutzen sein und bietet selbst zu dem umfangreichen Rigutini-Bulle manche willkommene Ergänzung, da der Verfasser besonders auch seltenere Ausdrücke der Wissenschaft und Technik berücksichtigt und sogar in weiterem Umfange auf den Sprachschatz früherer Zeiten zurückgegriffen hat. Verständigerweise sind von ihm — mit wenigen besonders begründeten Ausnahmen — nur die Proparoxytona aufgenommen worden und von diesen auch noch die ausgeschieden worden, welche mit häufig vorkommenden Wortausgängen (wie *-ábile*, *-ęsimo*, *-érole*, *-íbile* u. s. w.) schliefsen. Dankbar mufs man dem Verfasser auch dafür sein, dafs er sich nicht mit Angabe des Tons begnügt, sondern bei *e* und *o* uns auch sagt, ob es offen oder geschlossen ist, und ferner die stimmhaften *s* und *z* sorgfältig kennzeichnet.

Bei eingehenderer Durchsicht sind mir einzelne Mängel aufgefallen. In den nützlichen Bemerkungen zur Aussprache heifst es (S. VII), das *g* vor *i* laute wie *g* vor *e*, mit dem Zusatz 'der i-Laut ist hierbei kaum vernehmlich, z. B. *giácchera*'. Es mufste als Beispiel ein Wort wie *girándola* oder *girigǫgolo* gegeben werden, denn in dem (gänzlich veralteten) *giácchera*

ist das *i* wie in *giorno, giusto* u. a. doch reines Schriftzeichen, also nicht nur 'kaum', sondern als i-Laut gar nicht vernehmbar. Dasselbe mufste bei dem nach *sc* vor einem breiten Vokal stehenden *i* (*sciame, sciọpero, sciupare*) bemerkt werden. Erfreulich ist der Hinweis auf das sogenannte Verdoppelungsgesetz, das jedoch nicht ganz korrekt gefafst erscheint; es wird doch nur der anlautende Konsonant gedehnt. In der langen Liste der 'überaus häufigen' Ausgänge, die ein Wort von der Aufnahme in das Buch ausgeschlossen haben, werden u. a. aufgeführt: *-ẹggolo, -ẹgico, -ẹgrafo, -ẹrridi, -ẹstruo, -ẹumo, -ọccige, -ọcomo, -ọstrico, -ọttrico.* Weshalb nur? Die mit diesen Ausgängen gebildeten Wörter kann man doch an den Fingern herzählen! Dagegen vermifst man weit ergiebigere Ausgänge wie z. B.: *-ẹria, -ẹrie, -íngere, -ọgliere, -úria.* Aus praktischen Rücksichten hätte obige Liste nach Möglichkeit eingeschränkt werden müssen, um dem Benutzer doppeltes Nachschlagen thunlichst zu ersparen.

Von einem Betonungswörterbuch kann man so wenig wie von einem anderen Lexikon Vollständigkeit erwarten, aber ganz Gebräuchliches sollte doch nicht fehlen. Vergeblich sucht man in unserem z. B.: *bíbbia, bíblico, bímano, bíschero, cámera, capẹ́zzolo, crẹdulo, mámmola, mọ́rbido, píccolo, quattọ́rdici, quíndici, teọ́sofo*; *Antiọ́chia, Argọ́via, Ásia, Fiọ́nia, Fríuli, Lappọ́nia, Morávia, Scọ́zia, Sọ́focle, Svẹ́via.* Unangenehm berührt das Fehlen einer gröfseren Zahl der üblichsten Infinitive mit dem Ton auf der drittletzten Silbe, z. B.: *afflíggere, conọ́scere, cọ́rrere, difẹ́ndere, ẹ́ssere, fọ́ndere, giúngere, inflíggere, lẹ́ggere, mẹ́ttere, nascọ́ndere, opprímere, pọ́rgere, rọ́mpere, scrívere, tẹ́ndere, úngere, vọ́lgere.* Diese Lücken sind um so auffälliger, als sonst die entlegensten Ausdrücke gewissenhaft verzeichnet sind; ich will nur erwähnen: *anastọ́mosi* Ineinanderwinden der Adern, *nẹ́uma* Schlufswiederholung im Kirchengesang, *paracímeno* Vergangenheitsform der Zeitwörter, *rọ́ssola* Frauentäubling, *żáffera* geröstetes Kobalterz.

Einige Versehen sind richtig zu stellen. Falsche Qualität des Tonvokals zeigen: *gọ́mito* (S. VII), *mẹ́ntre* (S. VIII); *cẹ́nere, cẹ́rchia, dọ́nnola, frọ́ttola, gọ́cciola, mọ́ccolo, ọ́rdine, pẹ́lago, tọ́rbido, vẹ́rgine, żẹ́ffiro.* Keine Proparoxytona sind: *aire* (*prender l'*), *guagnelo, offerere, pariete, pudico!* *Cámice* ist männlich, *fọ́rcipe* weiblich.

Die Verdeutschung könnte mitunter treffender sein. *Cálice* ist ebensowenig Becher wie *fẹ́more* Schenkel, *fẹ́ria* Fest, *fortúito* unvermutet, *ovvẹro* oder auch, *ṡbrendolare* herabflattern, *scoccolare* abzupfen, *valicare* durchwaten, *żáino* Ledertasche. Dafs die eine oder andere dieser Bedeutungen sich auch in den besseren Wörterbüchern findet, ist kein hinreichender Grund, sie mit geschlossenen Augen zu übernehmen.

Berlin. Oskar Hecker.

Frédéric Mistral, Mirèio, poème provençal. Édition publiée pour les cours universitaires par Eduard Koschwitz. Avec un glossaire par Oskar Hennicke. Marburg 1900. XLIII, 436 S. gr. 8.

Die vorliegende Ausgabe von Mistrals Mirèio ist nach Angabe des Titels zunächst für Vorlesungen an Universitäten bestimmt. Es ist dabei

wohl besonders an Übungen in den Seminarien gedacht mit Studierenden, die schon durch Vorlesungen über Altfranzösisch und Altprovenzalisch in die romanischen Sprachstudien eingeführt sind. Für solche mit genügenden sprachhistorischen Kenntnissen ausgerüstete Schüler wird es sicher überaus belehrend sein, nun auch diese eigenartige Sprachgestaltung kennen zu lernen, zu sehen, wie sich hier auf Grundlage des *Rhodanien* durch den Einfluſs und die bewuſste Thätigkeit eifriger Männer eine neue Litteratursprache gebildet hat, in ähnlicher Weise wie im Mittelalter sich hauptsächlich auf Grundlage der Mundarten des Limousin die Sprache der Troubadours entwickelte. Gegenüber von Anschauungen, denen es fast als höchster Zweck des neusprachlichen Unterrichts erscheint, *maîtres de conversation française et anglaise* heranzuziehen, halten unsere Universitätslehrer ja in anerkennenswerter Weise an dem Bestreben fest, ihre Schüler zur Vertiefung ihrer sprachlichen Studien anzuregen, und dazu kann auch die Lektüre einer neuprovenzalischen Dichtung ein sehr nützliches Hilfsmittel sein, wenn auf der einen Seite genaue Erforschung des Einzelnen und der Besonderheiten dieser Sprachform geübt wird, andererseits in die Kette der romanischen Sprachen ein neues Glied eingefügt und so vermehrtes Material gewonnen wird zur Erkenntnis sprachlicher Erscheinungen auf romanischem Gebiete. Der Versuch jedoch, mit Studierenden das Werk Mistrals zu lesen, die nur die Elemente des Neuprovenzalischen sich angeeignet haben, denen aber diese grundlegenden Vorstudien fehlen, wird nur höchst mäſsige Ergebnisse für die wissenschaftliche Ausbildung derselben haben. Die sprachliche Seite muſs notwendig für den Universitätslehrer bei dieser Lektüre die Hauptsache bleiben; die litterarische Bedeutung Mistrals kann doch, bei aller Anerkennung, die gerade auch der Verfasser dieser Zeilen wiederholt über die Eigenart dieses begeisterten Sängers ausgesprochen hat, nicht so hoch veranschlagt werden, daſs man die Kenntnis der Werke dieses Dichters als gleichwertiges Glied in den Kreis der romanischen Studien des Universitätsunterrichtes einreihen dürfte. Man könnte sagen, daſs man durch eine solche Vorlesung in die neuprovenzalische Litteratur einführen wollte. Aber von einer solchen kann man doch immer noch nicht reden und wird es auch in absehbarer Zeit nicht können. Man wird ja einzelnen litterarischen Erscheinungen aus dem Kreise der Feliber poetischen Wert nicht absprechen; aber alles, was irgend welche Bedeutung hat, behandelt nur das eine, die eigentümliche Schönheit der provenzalischen Landschaft und die Sonderart, die sich die ländliche Bevölkerung dieser Gegenden noch bewahrt hat. Das, was das Wesen einer litterarischen Entwickelung bildet, die Einwirkung der religiösen, wissenschaftlichen, politischen Ideen auf die Gesamtheit des Volkes und den einzelnen, der Kampf dieser verschiedenen Geistesrichtungen, ihr Entstehen, Wachsen, Abnehmen, die künstlerische Auffassung dieses Widerstreites je nach der Individualität der Schriftsteller, kurz alles, was Leben und Bewegung in der Litteratur eines Volkes ausmacht, fehlt hier völlig, und doch nur eine derartige Litteratur wird für den Universitätsunterricht eine Bedeutung in Anspruch

nehmen dürfen. Unsere akademische Jugend hat wichtigeres zu thun, als sich mit dieser unheimlichen Fülle von *sirventes, sonnets, brindes, petits billets, épithalames, chansons, descriptions* u. s. w. zu beschäftigen, die bei jedem Feliberfeste zu Dutzenden auftauchen und dann gewissenhaft in den Almanachen, litterarischen Blättern und *recuei* der Feliber auch der Nachwelt erhalten werden. — Man könnte noch von einer Vorlesung über Mistrals Mirèio für die Einführung in die Volkskunde Gewinn erwarten, in die Kenntnis der provenzalischen Sagen, Sitten und Gebräuche. Doch in dieser Beziehung genügen wohl für die Studierenden gelegentliche Hinweise. Das Bildungselement, das in diesen Studien liegt, denen man durch die Bezeichnung 'Folklore' ein wissenschaftliches Gewand gegeben, ist doch nicht groſs genug, um ihnen im Universitätsunterricht eine besondere Stellung einzuräumen.

Wenn so der Gebrauch dieser Ausgabe bei Vorlesungen gewissen Einschränkungen unterliegen wird, die sich aus der geringeren Bedeutung der neuprovenzalischen Studien für die Heranbildung der Studierenden ergeben, so bietet sie andererseits ein vortreffliches Hilfsmittel zum selbständigen Studium der Sprache, die man jetzt allgemein nach dem Vorgange von Gaston Paris und Koschwitz von den verschiedenen heutigen Mundarten in Südfrankreich als *langue des félibres* unterscheidet. Denn gerade zu eigener Arbeit für solche Schüler, die sich mit den Grundlagen der romanischen Sprachwissenschaft vertraut gemacht haben, ist eine Beschäftigung mit dem Neuprovenzalischen sehr zu empfehlen. Als Hilfsmittel hierfür hat Koschwitz 1894 seine *Grammaire historique de la langue des félibres* veröffentlicht, über die O. Schultz im Achiv XCV, S. 326 berichtet hat. Seitdem ist erst ein gründlicheres Betreiben dieser Sprache für weitere Kreise möglich geworden, da die *Grammaire provençale* von Savinian, Avignon 1882, nur recht dürftiges Material bot. Es scheint, als ob die Grammatik von Koschwitz vor allem auf die Feliberkreise selbst einen recht heilsamen Einfluſs ausgeübt hat, die mit Ausnahme von Mistral selbst und einigen an den südfranzösischen Fakultäten und Akademien thätigen Gelehrten nur höchst mäſsige sprachhistorische Kenntnisse hatten. Man findet in ihren Veröffentlichungen, soweit sie sprachliche Erscheinungen betreffen, jetzt entschieden verständigere Berücksichtigung der Errungenschaften der neueren Sprachwissenschaft. Freilich laufen noch immer Veröffentlichungen unter, wie die erst 1899 zu Toulouse erschienene Grammatik von Émile Mâzuc: *Grammaire languedocienne, dialecte de Pézénas.* Hier wird noch das Französische als *Royale Fille de la langue d'Oc* bezeichnet; es sei aus dem Lateinischen vermittelst des Provenzalischen abgeleitet; auch seine Syntax sei derjenigen der langue d'Oc nachgebildet und ähnliches. — Zum weiteren Studium waren die Studierenden bisher auf die Originalausgaben der südfranzösischen Schriftsteller angewiesen. Teilweise bieten diese nur den Text mit einigen sachlichen Anmerkungen, und so konnte man zum Verständnis dieser Werke nur gelangen vermittelst des Tresor von Mistral, der doch nicht jedem zu Gebote steht. Teilweis sind sie, wie die Dichtungen Mistrals sämtlich,

erschienen *avec la traduction française en regard.* Diese Übersetzung ist aber dem eingehenden Studium der Sprache entschieden nicht förderlich gewesen. Man kann besonders bei Nordfranzosen, die sich für die litterarische Bewegung des Südens interessieren und über die Dichtungen der Feliber ganz gut unterrichtet sind, häufig die Beobachtung machen, daſs ihnen die grammatischen Elemente der Sprache ganz fremd geblieben, da die bequeme Übersetzung sie des genauen Erfassens des Wortlautes überhob. So hat Koschwitz entschieden richtig gehandelt, dem neuprovenzalischen Texte keine Übersetzung, sondern ein Glossar mitzugeben, so daſs nun selbständiges Eindringen in das Verständnis der Dichtung notwendig, aber auch dem Lernenden möglich gemacht ist.

Was die Anordnung der Ausgabe anbelangt, so hat Koschwitz eine Einleitung vorausgeschickt, die eine Übersicht über die Entwickelung des Félibrige, eine Biographie Mistrals, eine Würdigung seiner dichterischen Bedeutung, insbesondere seiner Mirèio enthält. Den ersten Teil hat ja Koschwitz selbst schon in seinem Vortrage: Über die provenzalischen Feliber und ihre Vorgänger in ausreichender Weise behandelt, und er hätte ja den Inhalt desselben in französischer Sprache wiedergeben können. Er hat vorgezogen p. I—XX den Artikel *Félibrige* von Paul Mariéton aus der bei Lamirault et Cie. erschienenen *Grande Encyclopédie* mit einigen Auslassungen und Zusätzen abdrucken zu lassen, und wenn er nichts Eigenes geben wollte, so konnte er sich allerdings an keinen gründlicheren Kenner der Feliberbewegung wenden als an den Verfasser der *Terre provençale*, den Kanzler des Feliberbundes und Organisator der Festspiele zu Orange. *Lyonnais d'origine, provençal de volontaire adoption, moult s'occupa de poésie et plus encore de méridionalisme.* sagt Austin de Croze von ihm, und Mistral, als dessen *lieutenant* man ihn bezeichnet, sendet ihm *lou lioun d'Arles* mit dem *mandadis: Mariéton. bèu counquistaire, Tu qu'as fa moun païs tiéu, E fas béure si cantaire Dins li fèsto de l'estiéu.* Seine Artikel über *l'évolution félibréenne*, seine litterarischen Berichte in der *Revue félibréenne* beweisen, daſs er mit Verständnis und Eifer die weitere Entwickelung der südfranzösischen Dialektlitteratur verfolgt, und jedenfalls hat er, wie auch Koschwitz p. IV A hervorhebt, als Redacteur der *Revue félibréenne* den groſsen Vorteil, daſs ihm alle die kleinen, in allen Winkeln des mittägigen Frankreichs erscheinenden Veröffentlichungen der Dialektschriftsteller zugehen und er so sich ein eigenes Urteil über ihren Wert oder Unwert bilden kann, während man sich im Auslande das einschlägige Material nur schwer beschaffen kann. — Koschwitz hat die einleitenden Bemerkungen, in denen Mariéton über die Bedeutung der Feliberbewegung im Kampfe gegen die Centralisation spricht, nicht mit abdrucken lassen. Sie sind geeignet, den Studierenden von vornherein eine richtige Auffassung der Eigentümlichkeit dieser Renaissance zu geben, der Auflehnung der Provinzen *contre ce vampire politique, la centralisation*, des Bestrebens, den einzelnen Landesteilen, im Gegensatz zu der überwiegenden Stellung von Paris, selbständige Centren des geistigen Lebens zu schaffen. Ebenso hat er die Schluſs-

bemerkungen über die Organisation gestrichen, druckt aber dafür in der Anmerkung p. XI die Statuten des Bundes ab. Die sonstigen Änderungen sind geringfügig; nur p. XVI u. XVII hat er Bemerkungen über die Beachtung, die die Feliberbewegung im Auslande gefunden, hinzugefügt. Es wäre für Koschwitz sehr leicht gewesen, die Angaben über die südfranzösische Dialektlitteratur der neuesten Zeit aus den Bibliographien und den litterarischen Besprechungen der *Revue félibréenne*, der *Revue des langues romanes*, des *Aiòli*,[1] des *Armana prouvençau* u. s. w. noch bedeutend zu vermehren; indes hat er mit Recht darauf verzichtet, da das gebotene Material zur Orientierung der Lernenden reichlich genügt und weitere Aufzählung dieser *bagatelles de la poésie*, wie sie Legré bezeichnet, keinen Wert hat.

Daran schliefst sich eine Würdigung der litterarischen Bedeutung von Mistral, wobei er, ebenfalls mit Zustimmung des Verfassers, die Studie zu Grunde gelegt hat, die Gaston Paris zuerst in der *Revue de Paris I* u. *II*, dann in seiner Sammlung *Penseurs et Poètes*, P. 1896, p. 62 ss., hat erscheinen lassen. p. XX—XXII findet man zunächst einige Reminiscenzen aus dieser Abhandlung p. 95 u. 97, sowie aus Rev. fél. XIII, p. 10 u. 84; p. XXII—XXX geben dann den gröfsten Teil der Abhandlung wörtlich wieder, aber teilweis anders geordnet; auch p. XXXIII—XXXV u. XXXVII u. XXXVIII findet man wieder wörtliche Wiedergabe von Sätzen jener Abhandlung, so dafs Koschwitz selbständig hinzugefügt hat p. XXX—XXXII Bemerkungen über die Nachahmung Homers von seiten Mistrals und p. XXXVIII—XLIII Ausführungen metrischer und ästhetischer Art.

Man wird Koschwitz zugeben, dafs einem Leser, der die Einleitung liest, ohne die Grundlage zu kennen, die verschiedene Herkunft der einzelnen Teile nicht besonders auffallend sein wird. Mariéton, G. Paris und Koschwitz haben die gleiche Auffassung und die gleiche Wertschätzung der Poesie der Feliber und insbesondere Mistrals; soweit es sich um thatsächliche Angaben handelt, ist die Individualität des Verfassers nicht von Bedeutung; die mehr individuelles Gepräge tragenden Bemerkungen von G. Paris befinden sich nebeneinander im Hauptteile; die Verbindung ist angemessen hergestellt, so dafs ein Hervortreten disparater Elemente vermieden wird.

Doch ich gestehe offen, dafs ich wenigstens die Abhandlung von G. Paris lieber in unveränderter Gestalt abgedruckt gesehen hätte. Es macht auf jeden, der sie kennt, einen zu sonderbaren Eindruck, die Gedanken der Abhandlung, die nach meinem Urteil in ihrer Art ein kleines litterarisches Kunstwerk ist, hier anders geordnet und dadurch manche Stelle ihres ganzen stilistischen Reizes beraubt zu sehen, dann auch manchmal, wenn man glaubt Bemerkungen von Koschwitz zu lesen, auf

[1] Dieses zu Avignon erscheinende Blatt, zu dessen Herausgebern Mistral selbst gehörte, hat nach einer Mitteilung in der Märznummer der R. d. l. rom. 1900, p. 184, zu erscheinen aufgehört.

einmal wieder Sätze von G. Paris zu finden. Es ist leicht möglich, dafs diese auszugsweise Wiedergabe die Studierenden zu ihrem Schaden abhält, sich diese Abhandlung anzusehen, die doch von allen, die sich mit Neuprovenzalisch beschäftigen, sorgfältig durchgegangen werden mufs. Kann man ihnen *Penseurs et Poètes* in die Hand geben, dann freilich um so besser. Sie werden dadurch angeregt werden, die anderen Abhandlungen dieser Sammlung zu lesen und so neue Züge zum Bilde dieses Führers der Romanisten in Frankreich gewinnen; denn hier erfreut dieser Gelehrte den Leser ebenso durch die verständnisvolle Auffassung anderer moderner Geistesrichtungen, wie er durch anziehende und elegante Darstellung zu fesseln weifs. Da aber das Buch nicht jedem, der sich mit Mistral beschäftigt, zugänglich ist, so war es zu empfehlen, diese vortreffliche litterarische Skizze so darzubieten, wie sie sich der Verfasser gedacht hatte, und so auch die köstliche, für die Verhältnisse in Südfrankreich so charakteristische Einleitungsscene mitzugeben, wo G. Paris erzählt, wie in Maillane an den Festtagen die feindlichen Parteien auf dem einzigen Platze feierlich auf und ab wandeln, streng gesondert, auf der einen Seite die Freidenker und Radikalen, auf der anderen die Konservativen und Katholiken, unter ihnen Mistral. Aber was wichtiger ist, man will doch die Jugend der Universitäten zum Studium der Quellen und zu selbständigem Urteil erziehen, und so ist es für sie, bei den vielumstrittenen Fragen über Berechtigung und Wert der Feliberbewegung, über die Art, wie sie die lebenden Mundarten für ihre Veröffentlichungen benutzten, über die Bedeutung der Sprache der Feliber für sprachgeschichtliche Untersuchungen, von der gröfsten Bedeutung zu wissen, was ein so bedeutender Forscher wie G. Paris darüber für eine Meinung hat, und das ist ihnen bei der Anordnung der Kochwitzschen Einleitung nicht leicht gemacht.

Es wird den meisten Ausländern ergangen sein wie dem Berichterstatter, dafs sie sich doch recht unsicher fühlten in ihrem Urteil darüber, was in dieser sprachgestaltenden Thätigkeit Mistrals Berechtigtes sei, die, indem sie die Orthographie fixierte, zugleich auf Phonetik und Morphologie einwirkte, altertümliche Worte und Wendungen wieder aufleben liefs, den Wortschatz seiner Litteratursprache aus allen Dialekten Südfrankreichs bereicherte. Wenn nun ein Gelehrter wie G. Paris, der für die Beantwortung dieser Fragen zu seinen umfassenden sprachwissenschaftlichen Kenntnissen das Sprachgefühl des geborenen Romanen mitbringt, der Thätigkeit Mistrals solche Anerkennung zu teil werden läfst wie p. 102—119 seiner Abhandlung, so werden doch wohl nun die abfälligen Urteile über diese 'künstlich gestaltete Sprache' auf ihr richtiges Mafs zurückgeführt werden.

Für die Feststellung des Textes hat sich Koschwitz der Beihilfe Mistrals selbst erfreuen können; es ist vor allem auf gleichmäfsige Schreibung geachtet worden und, den jetzigen Grundsätzen Mistrals entsprechend, bei vielen Worten eine gelehrte, auf etymologischen Erwägungen beruhende Wortform eingeführt. Mistral, und ihm folgend die Feliber, die sich des

Rhodanien bedienen, sind ja zu der heutigen Orthographie erst allmählich gelangt. Die erste gemeinschaftliche Veröffentlichung von Bedeutung, *Li Prouvençalo,* folgt noch mehr phonetischen Grundsätzen und bietet gerade so, indem sie sich bemühte, die Worte der Volksaussprache gemäfs wiederzugeben, für sprachliche Studien interessantes Material. In den verschiedenen Ausgaben der Mirèio kann man verfolgen, wie Mistral immer genauer seine orthographischen Grundsätze durchführt. So schreibt, um einige Beispiele von stummen Endkonsonanten anzuführen, die I. Ausgabe von 1859 überall *tan*; jetzt setzt Mistral durchaus *tant*, obgleich das *t* selbst bei der Bindung nicht lautet; A. 59 noch manchmal im Reime *tèm,* cf. II 4 *tout-d'un-tèm,* II 50 *trop de tèm*; K. überall *tèms*; A. 59 *biai,* wenn zu *-ai* gereimt wie II 4; sonst z. B. I 19 u. (vor Vokal) II 21 *biais*; K. überall *biais*; A. 59 *li Bau, lou ro de Bau-maniero* etc.; K. *Baus*; das *s* ist auch hier stumm, wie Hennicke im Glossar nach Mistral richtig angiebt, ebenso wie in *baus = escarpement, précipice.* Koschwitz erwähnt dies § 22 p. 45 der Gramm. hist. unter den Ausnahmen nicht, wo auch *claus, descaus, sièis, pèis* u. ä. hinzuzufügen und Z. 1 *plais* zu streichen wäre, dessen *s* wenigstens in Redensarten wie *quand vous plais* u. ä. nie lautet. Hierher gehört auch A. 59 *lontèms,* K. *long-tèms*; A. 59 *fouligau,* K. *fouligaud.* Andererseits ist jetzt die Schreibung der Interjektion *dau* durchgeführt, während die älteren Ausgaben *d'aut* hatten. Dagegen *d'aut* = *de haut, en haut* z. B. V 1 u. VII 22. — Der von K. erstrebten Gleichmäfsigkeit der Schreibung entsprechend wäre auch VIII 24 *calanc* im Reime zu *plan* zu schreiben. — Der Komparativ zum Adverb *bèn* ist im Rhodanien *miés* (im Tresor noch *mies*), die einzige Form, die Koschwitz § 120 anführt und die in der neuen Ausgabe an Stelle von *miéu* getreten. *miéu* ist ein Gallicismus, ist aber in Redensarten, die dem Französischen entlehnt sind, durchaus volkstümlich. Daher schrieb auch A. 59, der Aussprache entsprechend, z. B. II 33 *lou miéu sarié.* Jetzt schreibt Mistral hier *miéus* und will das *s* auch gesprochen haben. So auch im Tresor *vau miéus, ama miéus, tant miéus* (gegenüber dem volkstümlichen *tan mies*). Dem Rhodanien wirklich zugehörig ist daneben *meiou*; so in der Redensart *vai pas meiou.* — In der 3 sing. pr. von *èstre* scheint Mistral, der im Tresor I p. 968 s. v. *es* die Form *es* oder *eis* als üblich vor Vokalen, *ei* vor Konsonanten bezeichnet, den Gebrauch von *èi* nur noch vor Sibilanten zulassen zu wollen; wenigstens finde ich in der neuesten Ausgabe aus dem I. u. II. Gesange nur noch II 11 *èi saureto*; sonst ist *es lou rai, es just, es morto, s'es roustido* geschrieben, wo A. 59 überall *èi* hatte. Auch VII 52 ist *èi* im Reim zu *rièi* beibehalten. Vgl. darüber Savinian, Gramm. prov. p. 46, der *es devant les consonnes fortes comme* c p r t anwenden will, sonst *èi,* und Koschwitz, Gramm. fél. § 90 u. 45, der doch danach die Anwendung von *èi* in weiterer Ausdehnung zulassen will, als er es in seiner Ausgabe, jedenfalls auf Mistrals Anregung, gethan hat. — Aus der Formenlehre führe ich noch an, dafs Mistral alle Formen von *douna* im Stamm mit *ou* geschrieben haben will, während A 59 noch z. B. II 11 *doner,* II 32 *dono-te* bietet;

das part. pass. von *couire* schreibt er jetzt *cue* (fem. *cuecho*), A. 59 *quiue*. Hierher gehört die Streichung des Accents bei der Subjunktivform *beguen*, wo A. 59 *beguèn* hatte; ferner die Schreibung der I. s. cond. in A. 59 *perdréu*, *vendréu*, der Volksaussprache gemäß, die, wenn dem *r* noch mehrfache Konsonanz vorhergeht, den Diphthong an Stelle des Triphthongs hören läßt; K. gleichmäßig *perdriéu* etc. — Für *ce* ist überall *ço* eingesetzt; so II 55, wo A. 59 *en ce que dise*. cf. auch A. 59 *enjusqu' à la primo* I 65, *enjusqu'à l'anco* II 18, wo K. *enjusquo à* ... — Die volkstümliche Frageform mit *-ti* erscheint Mistral für den höheren Ausdruck nicht mehr überall passend. So hat er *fuguèssi-ti* II 22 und *vous aurié-ti* II 26 geändert in *quand fuguèsse* ... und *vous a belèu* ... Doch hat er diese Frageform auch in der neuen Ausgabe z. B. XII 25 u. 52 beibehalten, wohl um den naiven Charakter dieser Worte mehr hervortreten zu lassen; so auch IV 18 *pourriés-ti* im Reim zu *sourti*. Auch II 54 hat er *me fagués pa' ncrèire de causo* durch ... *pas crèire* ... aus gleichen Gründen ersetzt. — Die Steigerungspartikel schreibt die Ausgabe von K., gegenüber dem Schwanken noch im Tresor, durchaus *pu*, vor Vokalen *pus* (so II 30 *pus auto*), während für das Adverb der Quantität und der Negation die Schreibung *plus* beibehalten ist. Hat demnach in dem Liede von Sufrèn Str. XIII Mistral absichtlich stehen gelassen *E si vièi marin jamai l'an pu vist*, um den volkstümlichen Ton dieses Liedes anzudeuten? Gleich darauf I 63 hat K. wieder *jamai-plus*. Vielleicht soll auch XII 34 u. 59 die Beibehaltung der Schreibung *plu* bei K. volkstümlicheren Ton der Rede bezeichnen. Die Ausgabe von Hachette P. 1884 hat auch bei Komparativ fast ausschließlich die Schreibung *plus*; doch hat Mistral wohl den Text dieser Ausgabe nicht selbst revidiert. — Ich erwähne noch, neben Änderungen der Interpunktion, die Beseitigung der großen Anfangsbuchstaben bei Appellativen, so in *dimenche*, *fouletoun* (= *follet*), *larg e gregàli* (= *vent largue et vent grec*); die Verwendung des Trema an Stelle von *h* zur Bezeichnung des früheren mouillierten Lautes in *aguïo*, *aguïoun*, *aguïado* u. ä. (A. 59 *aguhio* etc.), während bei früherem *ilh* die Schreibung mit *h* beibehalten ist (*abiho*, *auriho*, *couquiho* etc.; cf. Gramm. fél. § 17 1); die strenge Durchführung der Accentuierung: A. 59 *fio*, *ie*, *gabio*, *en-lio*, *Jeuse* u. a.; K. *fìo*, *ié*, *gàbio*, *en-liò*, *Jèsu*, wo überhaupt die gelehrte Namensform für die volkstümliche eingetreten ist; ebenso tragen *pèr* u. *èstre* jetzt überall den Accent, der früher, wohl nur aus Unachtsamkeit, öfter weggeblieben war. — Die Regelung des Gebrauchs des *trait d'union* bei Zusammensetzungen und adverbiellen Ausdrücken erscheint Mistral besonders wichtig; doch ist Gleichmäßigkeit noch nicht erzielt. Wo A. 59 schrieb *galabontèms*, *toutaro*, *entremescle*, *lontèms*, *subretout*, *Bèucaire*, *entre mitan*, *au mai* etc., schreibt K. *galo-bon-tèms*, *tout-aro*, *entre-mescle*, *long-tèms*, *subre-tout*, *Bèu-Caire*, *entre-mitan*, *au-mai*, während Koschwitz Gramm. *tout aro* u. *au mai* schreibt. Hierher gehört auch der adverbielle Ausdruck *velou*, wofür Mistral jetzt *vès-lou* vorzieht. Auch schreibt er jetzt *vès-la* für *vela*, doch *ve-lèi* für *velèi*, und so auch VIII 65 wohl mit absichtlicher Modifizierung *ve-lou*. Andererseits hat K. *dequé* (doch II 30 *de que*), während A. 59 *de-que*

schrieb; *pas-pu-lèu* u. *per-de-que* erscheinen jetzt als *pas-pulèu* u. *per-dequé*. *pau à pau* schrieb A. 59 mit doppeltem trait d'union, K. schreibt es, wie auch der Tresor und Gramm. § 121, ohne dieselben; doch ist II 58 *pau-à-pau* stehen geblieben. — Auch bei der Verbindung eines Pronom mit dem Verbe ist genauer der grammatische Zusammenhang beachtet. Während A. 59 ohne Unterschied schrieb: *venès-nous sauva, vène-lèi querre* und *leissas-lèi s'emplana*, läſst die vorliegende Ausgabe nur im letzten Falle das trait d'union zu, wie natürlich bei *rendès-me la visto* I 41 u. ä.

Die angeführten Beispiele lassen ja die Richtung, in der sich die Fixierung der sprachlichen und orthographischen Wortformen durch Mistral bewegt, klar erkennen. Verwendung volkstümlicher Wortformen wird man billigen; andererseits glaubt Mistral seiner Sprache mehr den Charakter einer Litteratursprache zu geben, indem er, nach dem Vorbilde des Französischen, orthographische Zeichen reichlicher verwendet und Buchstaben wieder aufleben läſst, die in der Volkssprache völlig geschwunden sind. Denn selbst bei der Bindung lassen sich in der Aussprache des Volkes sehr selten, und nur in einigen formelhaften Redensarten, sonst verstummte Endkonsonanten noch nachweisen. Natürlich konnte Koschwitz, bei der Bedeutung Mistrals als Sprachgestalter, nicht anders als die Schreibung anwenden, die der Dichter jetzt für die richtige hält. Im übrigen ist jedenfalls zu wünschen, daſs Mistral, und mit ihm die Feliber, diesen unnützen sprachlichen Kleinkram möglichst einschränken. Eine auf phonetischen Grundsätzen beruhende Feststellung der Wortschreibung, wobei auf alle orthographischen Künsteleien zu verzichten wäre, wird Mistrals Zwecken nicht minder förderlich, der Sprachwissenschaft aber bei weitem nutzbringender sein. Vielleicht wirkt in dieser Beziehung die neue Tendenz in der französischen Orthographie vorteilhaft ein, die sich doch ihrerseits auf langen Schriftgebrauch berufen kann.

Die Anmerkungen sind ausschlieſslich sachlicher Art, geographische, historische, naturwissenschaftliche Bemerkungen; natürlich sind vor allem, was ja der Inhalt der Dichtung notwendig macht, alle Gebiete des Folklore herangezogen. Auch hier bilden Mistrals eigene Erläuterungen sowie Citate aus dem Tresor die Grundlage; doch hat Koschwitz das Material aus der schon so umfangreichen Litteratur dieses Wissenszweiges sehr vermehrt. Ob es für die Studierenden nicht doch vorteilhaft gewesen wäre, bei schwierigeren Stellen in den Anmerkungen daneben mehr grammatische Erläuterungen zu bieten, lasse ich dahin gestellt. Koschwitz setzt natürlich voraus, daſs alle Leser dieser Ausgabe im Besitz seiner Grammaire fél. sind. Aber auch dort finden sich nur wenig Bemerkungen syntaktischer Art, weil nach seiner Meinung p. II *la syntaxe des félibres ne diffère pas beaucoup de celle du français littéraire.* Dies mag wohl im allgemeinen zuzugeben sein; im einzelnen aber sind auch im Texte der Mirèio eine ganze Anzahl von Stellen, deren grammatisch richtige Auffassung dem Studierenden nur aus dem Französisch heraus nicht möglich sein wird. Da die Besprechung schon zu ausführlich geworden, verweise

ich hier nur auf die kleine Schrift von Eugen Herzog, Materialien zu einer neuprovenzalischen Syntax, und die Besprechung derselben von L. Vignon in der *Revue de philologie française* XIV 3, p. 234.

Das Glossar ist von Oskar Hennicke sorgfältig entworfen. Als noch aufzunehmen notiere ich *despièi* = *depuis*, *bato* s. f. = *sabot* VIII 50. Er hat auch, soweit es mit einiger Sicherheit geschehen konnte, die Etymologie hinzugefügt. Bei Substantiven und Adjektiven hat er in der für Glossare bequemen und üblichen Weise den Accusativ des vorauszusetzenden Grundwortes angeführt. Da das Buch für Lernende bestimmt ist, hätte vielleicht in den Bemerkungen p. 257 hinzugefügt werden können, dafs es sich dabei um den casus obliquus an sich, in seiner von der Betonung des Nominativ abweichenden Betonung, handelt und dafs die spezifische Endung des Accusativ für die Wortbildung nur ausnahmsweise von Bedeutung ist. — II 43 lautet der Text bei Koschwitz *deja, mé lou front clin*, während A. 59 hatte *deja, 'mé* ... Ist der Apostroph nur durch ein Versehen ausgefallen, oder will Mistral jetzt, wozu ihn der Sprachgebrauch des Volkes berechtigt, in gewissen Fällen *mé* für *emé* einsetzen? Dann wäre es im Glossar zu erwähnen und auch an anderen Stellen einzusetzen. — *miéus* ist nach dem oben Gesagten nicht ohne weiteres als gleichwertige Komparativform neben *miés* zu setzen. — Die Notizen über die Aussprache sind nach Angabe des Verfassers von Mistral durchgesehen, und so war es mir von grofsem Interesse, bei der wichtigen Frage der stummen Endkonsonanten, zu sehen, dafs bei den Adjektiven *primet, sauret, soulet, verdoulet, viroulet, vióulet* das *t* als lautend bezeichnet war. Ich konnte mir denken, dafs Mistral auch bei dem Masc. der Adj. auf *-et* das *t* wieder aufleben lassen wollte, das nach Bringuier in einigen Mundarten des Südens deutlich zu hören sein soll. Unwahrscheinlich ist dies schon bei dem Subst. *roudet, roudelet, ventoulet, vertoulet, verbouisset*, zumal nach Bertuchs Angabe für *ventoulet* und *vertoulet* Mistral noch 1893 Verstummen des *t* verlangte. Oder liegt, da andererseits bei den Adj. *bessounet, enfantounet, pauret, penjoulet, pichounet, negret, nouvelet* u. a., den Subst. *aubret, aucelounet, coulet, coublet, poutounet* u. a. das *t* als stumm bezeichnet wird, ungenaue Revidierung vor? Wenigstens vermag ich kein Princip in diesen Verschiedenheiten zu erkennen; ebensowenig bei *sourènt, susarènt*, deren *t* als lautend bezeichnet wird, gegenüber von *ardènt, tenènt, sourgènt*; bei *menut* u. *mignot*, im Gegensatze zu *pichot, poulit* etc.; bei *plantat* gegenüber von *nougat* u. a. Auch bei dem subst. *clot* und dem n. p. *Vincenet* ist der Endkonsonant als lautend bezeichnet. Koschwitz (§ 22, 1 und für Adj. § 37, 2 u. § 40 Gramm. fél.) hat nichts von diesen Unterscheidungen.

Berlin. Bernhard Schneider.

Verzeichnis

der vom 15. Februar bis zum 5. Mai 1901 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

The American journal of philology. XXI, 4.

Goldstaub, Max, Der Physiologus und seine Weiterbildung besonders in der lateinischen und in der byzantinischen Litteratur (Philologus, Supplementband VIII, drittes Heft, S. 339—404).

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. VI, 5—6 u. Supplementheft 1 [B. Mayerhofer, Rekrutenlieder vom niederösterreichischen Flachland. — M. Bayerl, Jugendspiele. — E. Lilek, Familien- und Volksleben in Bosnien und der Herzegowina. — R. Kaindl, Beiträge zur Volkskunde des Ostkarpathengebietes. — Heanzische Kinderreime gesammelt von J. R. Bünker. — Kinderreime und Kindersprüche aus der Iglauer Sprachinsel, gesammelt von C. P. Piger].

Varnhagen, H., Zur Geschichte der Legende der Katharina von Alexandrien. Sonderabdruck aus der Festschrift der Universität Erlangen zur Feier des 80. Geburtstages des Prinzregenten Luitpold von Bayern. Erlangen, Deichert, 1901. 14 S. 4. M. 0,60 [I. Über ein unbekanntes lateinisches Gedicht. II. Zu den me. Bearbeitungen. III. Über Dramatisierungen der Legende auf deutschem Sprachgebiete].

Keidel, G. C., Romance and other studies. Nr. II: a manual of Aesopic fable literature. A first book of reference for the period ending a. d. 1500. 1. fascicule (with 3 facsimiles). Baltimore, The Friedenwald Company, 1896. XXVI, 76 S.

Osterfeiern, herausgegeben nach einer Zwickauer Handschrift aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts von P. Stötzner. Zwickau, Zückler, 1901. (1 lat., 2 vorwiegend deutsche Osterspiele und ein deutscher Planctus Mariae Salomeae. Originalfassungen, vielleicht zur Aufführung in Joachimsthal bestimmt.)

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. XXII, 3—4, März—April.

Modern language notes. XVI, 1, Januar 1901 [H. K. Schilling, Das Wort sie sollen lassen stahn. — B. L. Bowen, Inaccuracies in Eugénie Grandet. — F. A. Wood, Some derived meanings. — F. Klaeber, A few Beowulf notes. — Reviews etc.]. 2, February [N. Flaten, The personal pronomen in the Poema del Cid. — P. Allen, A Volkslied as source of two of Wilhelm Müller's Songs. — F. J. Davidson, The origin of the French alexandrine. — C. M. Lewis, Notes on transverse allitteration. — J. A. Walz, The folklore elements in Hauptmann's 'Versunkene Glocke']. 3, March [J. A. Walz, The folklore elements in Hauptmann's 'Versunkene Glocke'. — E. W. Scripture, Speech curves. I. — A. Schinz, The reform of French orthography. — W. L. Phelps, 'Learn' and 'teach'].

Die neueren Sprachen ... herausgegeben von W. Vietor. VIII, 10 [R. Lenz, Über Ursprung und Entwicklung der Sprache III. J. Ackerknecht, Zur Aussprache des Schriftdeutschen III. Berichte. Besprechungen. Vermischtes].

Schweizerisches Archiv für Volkskunde ... herausgeg. von Ed. Hoffmann-Krayer. V, 1 [M. E. Marriage und John Meier, Volkslieder aus dem Kanton Bern. M. L. Courthion, Coutumes de la vallée de Bagnes. Miscellen, Bücheranzeigen, Bibliographie].

The journal of Germanic philology. III (1900), 2 [O. F. Emerson, Transverse allitteration in Teutonic poetry. — F. J. Carpenter, Notes on the anonymous 'Richard II'. — H. Z. Kip, Zur Geschichte der Steigerungsadverbien in der deutschen geistl. Dichtung des 11. und 12. Jahrhunderts. — W. Kurrelmeyer, The genealogy of the pre-Lutheran bibles. — Reviews].

Americana Germanica, ed. by M. D. Learned. New York, Macmillan. III, 3—4 [F. G. Schmidt, Syntax der Rieser Mundart. — Ch. B. Wilson, The grammatical gender of English words in German. — D. B. Shumway, Egestorff's translation of Klopstock's 'Messias', compared with other early translations. — F. A. Wood, Germanic etymologies. — W. Kurrelmeyer, J. Walther's 'Fourth group of Bible translations'. — C. W. Prettyman, Goethe's 'Vorklage'. — J. T. Hatfield and E. Hochbaum, The influence of the American revolution upon German literature. — C. W. Eastman, W. Hauff's 'Liechtenstein'. — Reviews and miscellanies].

Zehme, A., Germanische Götter- und Heldensage, unter Anknüpfung an die Lektüre für höhere Lehranstalten, namentlich für den deutschen Unterricht, sowie zur Selbstbelehrung nach den Quellen dargestellt. Leipzig, Freytag, 1901. XI, 258 S. Geb. M. 2.

Waag, A., Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes. Auf Grund von H. Pauls 'Deutschem Wörterbuch' in den Haupterscheinungen dargestellt. Lahr i. B., Schauenburg, 1901. XVI, 200 S.

Wunderlich, H., Der deutsche Satzbau. 2. vollständig umgearbeitete Auflage. 1. Band. Stuttgart, Cotta, 1901. XLII, 418 S.

Hatfield, J. T., und Hochbaum, E., The influence of the American revolution upon German literature. Reprint from Americana Germanica III, nos. 3 and 4. New York, Macmillan, 1901. 48 S.

Immermann, H., Der Oberhof. Mit Proben aus dem Roman 'Münchhausen' für den Schulgebrauch herausgeg. von H. Muchan. Mit 5 Abbildungen (Freytags Schulausgaben). Leipzig, Freytag, 1901. 256 S. Geb. M. 1,20.

Pitt Press Series:

Die Journalisten. Lustspiel in vier Akten von Gustav Freytag. Edited with introduction, notes and index by H. W. Eve, M. A. Cambridge, University Press, 1900. XIX, 183 S. Sh. 2, 6 d.

Englische Studien. XXIX, 1 [Dorothy Kempe, A M. E. tale of Troy. — F. Bobertag, Popes Verhältnis zu der Aufklärung des 18. Jahrhunderts. — Besprechungen. Miscellen].

Beiblatt zur Anglia. XII, 1—3, Jan. — März 1901.

Muret-Sanders, Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Teil II, Lfrg. 21: Stimmen — tröpfeln. Berlin, Langenscheidt, 1901. S. 1921—2016. M. 1,50.

Beowulf and the fight at Finnsburg, a translation into modern English prose with an introduction and notes by John R. Clark-Hall. With 12 illustrations. London, Sonnenschein, 1901. XLV, 203 S.

Hittle, Erla, Zur Geschichte der altengl. Präpositionen 'mid' und 'wið' mit Berücksichtigung ihrer beiderseitigen Beziehungen (Anglistische Forschungen herausgeg. von J. Hoops, 2). Heidelberg, Winter, 1901. VIII, 184 S.

Seamer, M., Shakespeare's stories, für Schulen bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von H. Saure. 4. Aufl. Berlin, Herbig, 1901. VIII, 154 S. M. 1,60.

Fuller, Harold de W., The sources of Titus Andronicus. With a note on 'Titus and Vespacia' and 'Titus and Ondronicus' in Henslowe's diary by G. P. Baker. (Reprint from the Publ. of the Mod. Lang. Assoc. XVI no. 1. Aus dem holländischen und deutschen Tit. Andr. wird ein von Shakespeare benütztes englisches Stück konstruiert und hierauf die Eigenarbeit Shakespeares herausgeschält. Die Hensloweschen Eintragungen sollen auf das vor-Shakespearische Stück gehen. Die Verfasser haben viel Scharfsinn bewiesen; die Frage ist nur, was man unter Shakespeares 'revision' versteht. Wo wir es deutlich studieren können, ist es ein gründliches Umgiefsen, auch in seiner Erstlingszeit.)

Shakespeares Julius Cäsar. Nach der Schlegelschen Übersetzung herausgeg. und mit Einleitung u. Anmerkungen versehen von H. Schmitt (Schöninghs Ausgaben ausländischer Klassiker mit Erläuterungen. I). Paderborn, Schöningh, 1901. VI, 206 S. M. 1,20. (Biogr. Einl. S. 1—19. Quellen des J. Cäsar S. 20—75. Entstehung und Grundrifs des Dramas S. 76—78. Der Text ist kommentiert. Anhang: I. Bau, II. Grundgedanke und Charaktere des Dramas. Das Ganze ist liebevoll gearbeitet.)

Shakspere's Macbeth. Tragödie in fünf Akten übersetzt von F. Th. Vischer. Mit Einleitung u. Anmerkungen herausgeg. von H. Conrad. Stuttgart, Cotta, 1901. 208 S.

Thorndike, The influence of Beaumont and Fletcher on Shakspere. Worcester, O. Wood, 1901. VII, 176 S. (Eine sorgsame Arbeit. Der allgemeine Einflufs von Beaumont und Fletcher, und der specielle von ihrem Drama 'Philaster', wird besonders an Shakespeares 'Cymbeline' erwiesen. 'Pericles' ist nicht so sehr eine Romanze, but rather a return to the old chronological, narrative dramatization of stories of wonderful adventures. Immerhin hätte ein Ausblick auf die vorausgehenden romantischen Komödien die Anfänge der Romanzen noch klarer legen können.)

Wege zur Kunst. III. Vorlesungen über Kunst. Eine Gedankenlese aus den Werken des John Ruskin. Aus dem Englischen übersetzt und zusammengestellt von Jakob Feis. Aus seinem Nachlafs herausgeg. von S. Sänger. Strafsburg, Heitz, 1901. 87 S. Geb. M. 2.

Collection of British authors. Tauchnitz edition. à M. 1,60.
vol. 3478—9: R. L. Stevenson, In the South seas.
„ 3480: Mrs. Alexander, A missing hero.
„ 3481: R. Whiteing, The life of Paris.
„ 3482—3: J. M. Barrie, Tommy and Grizel.
„ 3484: E. W. Hornung, Peccavi.
„ 3485—6: E. Phillpots, Songs of the morning.
„ 3487: Ouida, Street dust and other stories.
„ 3488—9: S. Whitman, Life of the Emperor Frederick.
„ 3490: Frances Mary Peard, Number one and number two.
„ 3491: Gertrude Atherton, The doomswoman.
„ 3492: T. Hopkins, The man in the iron mask.

Oliphant, Mrs., Agnes Hopetown, Schools and holydays, the experiencies of a little girl. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Elisabeth Täubenspeck (Französische und englische Schulbibliothek herausgeg. von Dickmann, Reihe C, Band XXXIII, Englisch, Stufe II). Leipzig, Renger, 1900. 88 S.

Jerome, J. K., Three men on the bummel. Zum Schulgebrauch

ausgewählt und mit Anmerkungen und einem Wörterbuch versehen von F. Kriete. Halle, Gesenius, 1901. VIII, 70 u. 45 S.

Hausknecht, E., The English student. Lehrbuch zur Einführung in die englische Sprache und Landeskunde. 5. vermehrte, bis zur Thronbesteigung Eduards VII. fortgeführte Auflage. Berlin, Wiegandt, 1901. 366 u. 144 S. Geb. M. 3,50.

Görlich, E., Englisches Übungsbuch. 2. Auflage. Paderborn, Schöningh, 1901. 202 S.

Barton, John, A new commercial letter writer in English, German, Dutch, Spanish and French. Five parts. Hamburg, Kloſs, 1901. 2. verb. Aufl. 112 S.

Færøroske folkesagn og æventyr udgivne for samfund til udgivelse af gammel nordisk litteratur ved J. Jakobsen. 3. hæfte. København, Møller, 1900. S. 321—480.

Grundriſs der romanischen Philologie ... herausgegeben von G. Gröber. II. Band. 3. Abteilung. 4. Lieferung. Straſsburg, Trübner, 1901. S. 385—603. 8.

Romania ... p. p. P. Meyer et G. Paris. 1901 Janvier. 117 [F. Lot, Nouvelles études sur la provenance du cycle arthurien. A. Piaget, *La belle dame sans merci* et ses imitations. A. Morel-Fatio, Le débat entre Anton de Moros et Gonzalo Davila. S. de Grave, Les mots français dialectaux en néerlandais. — Mélanges: Ov. Densusianu, *primus* et **antaneus* en roumain. A. Dauzat, *amaiza; urgere* en roman. R. J. Cuervo, *canoa; saràna.* F. Lot, Le cri de la bête dans le *Daniel* du Stricker. — Comptes rendus: Schlessinger, Die altfranzösischen Wörter in 'Machsor Vitry' (L. Brandin). *Orson de Beauvais* p. p. Gaston Paris (H. Suchier). Adan de le Hale, *Canchons und Partures* herausgeg. v. R. Berger (J. Jeanroy, G. P.). Potanine, Les motifs orientaux dans l'épopée occidentale (A. Anitchkof). — Périodiques. Chronique].

Revue des langues romanes. XLIII, 5, 6 [Stengel, Le chansonnier de Bernart Amoros (suite). A. Vidal, Vieilles prières albigeoises. Trentième anniversaire de la fondation de la Société des langues romanes (mit Auszügen aus den bei dem Anlaſs gehaltenen Vorträgen]. 7, 8 [Gedichte und Erzählungen in südlichen Mundarten. L. Lamouche, Notes sur la classification des dialectes de la langue d'oc. W. Suchier, *La venjance Nostre Seigneur,* poème en vieux français. Bibliographie. Chronique]. 9, 10 [H. Teulié, Note sur la déformation des proverbes. J. Vianey, Le modèle de Ronsard dans l'ode pindarique. L.-G. Pélissier, La jeunesse d'un félibre arlésien; Amédée Pichot à Paris. E. Rigal, *Le Glaire* de V. Hugo et sa source. Bibliographie]. 11, 12 [Castets, *I dodici canti* (suite)].

Studj di filologia romanza pubbl. da E. Monaci e C. De Lollis. Fasc. 23 (vol. VIII, fasc. 3º) [G. Bertoni, Rime provenzali inedite (aus dem Liederbuch Campori γ). G. Petraglione, Il 'romance de Lope de Moros'. F. Guerri, Intorno a un verso di Lanfranco Cigala. D. Tamilia, Postille al vocabolario latino-romanzo del Körting dalla provincia di Campobasso. P. Marchot, Lat. vulg. (de la Gaule du Nord), *Vausio, *Estausio et *Dausio, Bullettino bibliografico].

Körting, Gustav, Lateinisch-romanisches Wörterbuch. Zweite, vermehrte und verbesserte Ausgabe. Paderborn, Schöningh, 1901. VI, 1252 Sp. 4. M. 22, geb. M. 25.

Bos, le Dr. A., Les doubles infinitifs en roman: ardoir, ardre; manoir, maindre, etc. etc. Paris, Welter, 1901. 59 S. 8.

Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur ... herausgeg. v. Dr. D. Behrens, Professor an der Universität zu Giefsen. XXIII, 1 u. 3. Der Abhandlungen erstes und zweites Heft [L. Koehler, Die Einheiten des Ortes und der Zeit in den Trauerspielen Voltaires. C. Sachs, Goethes Beschäftigung mit franz. Sprache und Litteratur. A. L. Stiefel, Jean Rotrous 'Cosroès' und seine Quellen].

La France, revue mensuelle, rédacteur: Dr. H. P. Junker, éditeur: B. G. Teubner, Leipzig, 1900. [Jedes Heft 48 S.; Preis halbjährlich M. 3. Die zahlreichen, kurzen Aufsätze des ersten Heftes, die vermutlich alle französischen Zeitungen und kleinen Zeitschriften entnommen sind, unterhalten und belehren den Leser angenehm über heutiges Leben Frankreichs und mögen vielen einen willkommenen Lesestoff bieten. Eine knappe 'Bibliographie' am Schlusse verzeichnet neueste Veröffentlichungen des französischen Buchhandels, welche weitere Kreise interessieren können, und giebt in je zwei oder drei Zeilen Andeutungen über das, was in dem einzelnen Buche zu finden sei. Papier und Druck sind sehr schön; von dem Französisch des beigegebenen Prospektes ist gleiches nicht zu rühmen.]

Mussafia, Adolf, Zur Kritik und Interpretation romanischer Texte. Fünfter Beitrag. Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Philosophisch-historische Klasse. Band CXLIII. XI. Wien, Gerolds Sohn, 1901. 27 S. 8 (Über Foersters Ausg. des RCharr.)

Veterator (Maistre Patelin) und Advocatus, zwei Pariser Studentenkomödien aus den Jahren 1512 und 1532. Herausgeg. von Johannes Bolte. (Lateinische Litteraturdenkmäler des 15. u. 16. Jahrhunderts. Herausgeg. von Max Herrmann. 15.) Berlin, Weidmann, 1901. XXXII, 122 S. 8.

Einige Gedichte Friedrichs des Grofsen in ursprünglicher Fassung nach den Manuskripten der Königlichen Archive in Berlin zum erstenmal herausgegeben von Prof. Dr. Wilhelm Mangold. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Askanischen Gymnasiums zu Berlin. Ostern 1901. Programm Nr. 50. Berlin, Gaertner, 1901. 31 S. 4.

Alfred de Musset. I. Teil. Dichtungen, deutsch von Martin Hahn. Goslar, Lattmann [o. J.]. XXVII, 360 S. 8.

Gobineau, Graf, Nachgelassene Schriften herausgegeben von Ludwig Schemann, Dichterische Werke: I. Alexandre le Macédonien. Tragédie en cinq actes. Strafsburg, Trübner, 1901. XVIII, 101 S. 8. M. 2.

Alexandre, Roger, Les mots qui restent, supplément à la troisième édition du 'Musée de la conversation', répertoire de citations françaises, expressions et formules proverbiales avec une indication précise des sources. Paris, Bouillon, 1901. XIV, 220 S. 8. Fr. 4.

Schulbibliothek ... herausgeg. v. L. Bahlsen und J. Hengesbach. Berlin, Gaertner, 1901.

41. Lettres sur l'histoire de France par Augustin Thierry. Auswahl. Zum Schulgebrauch herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Karl Beckmann, Oberlehrer am Kgl. Gymn. Carolinum zu Osnabrück. XVI, 112 S. Geb. M. 1,20.
42. La guerre 1870—71. Mit Anmerkungen für den Schulgebrauch herausgeg. von Dr. J. Hengesbach, Oberlehrer. Mit 4 Kärtchen. VI, 147 S. Geb.
43. Histoire de France depuis l'avènement des Capétiens jusqu'à la fin des Valois (987—1589). Für den Schulgebrauch bearbeitet und mit Anmerkungen herausgeg. von Dr. Heinrich Gade. Ein Wörterbuch ist gesondert erschienen. VIII, 111 S. Geb.

Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller. I. Teil: Einleitung und Text. II. Teil: Anmerkungen.

Eugène Muller. La jeunesse des hommes célèbres. Im Auszuge für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. A. Mühlan, Oberlehrer. V, 106 S. Geb. M. 1. Wörterbuch 38 S., steif broschiert M. 0,40.

Französische und englische Schulbibliothek herausgeg. v. Otto E. A. Dickmann. Leipzig, Renger, 1901. 8.

Erzählungen aus dem französischen Schulleben. Für Mädchenschulen bearbeitet von Prof. Dr. F. J. Wershoven. 143 S.

Glossaire des patois de la Suisse romande. Deuxième rapport annuel de la Rédaction 1900. Neuchâtel, Attinger, 1901. 14 S. 8 und eine Probekarte aus dem 'Atlas phonétique de la Suisse romande', die über die Schicksale von *ca* und *ga* in *campu, galbinu, vacca, larga* Auskunft giebt (s. Archiv CIV, 477).

Born, Max, Dr. phil., George Sands Sprache in dem Romane *Les maîtres sonneurs*. Berlin, Ebering, 1901. 98 S. 8. M. 3. (Berliner Beiträge zur germ. u. rom. Philol. XXI. Rom. Abteilung Nr. 12.)

Meyer-Lübke, Wilhelm, Die Betonung im Gallischen (Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, Philosophisch-historische Klasse. Bd. CXLIII). Wien, Gerold's Sohn, 1901. 71 S. 8.

Pirson, Jules, lecteur et privat-docent à l'Université de Munich, La lange des inscriptions latines de la Gaule. Bruxelles, Société belge de librairie, 1901. (Bibliothèque de la Faculté de philosophie et lettres de l'Université de Liége, fasc. XI.) XVI, 328 S. 8. Fr. 7,50.

Vising, Johan, Franska Spràket i England II. Göteborg, Wald. Zachrissons Boktryckeri, 1901. 26 S. 8 (Inbjudning till de offentliga Föreläsniger med hvilka Professorn ... Wadstein och Professorn ... Sylwan komma att tillträda sina Ämbeten vid Göteborgs Högskola).

Stumpff, Emil, Oberlehrer, Das lateinische Suffix *-osus* im Französischen. I. Teil u. II. Teil. Wissenschaftliche Beilagen zu den Jahresberichten der Hohenzollernschule in Schöneberg. Ostern 1900 und Ostern 1901. (Progr. Nr. 67 und 89.) Schöneberg bei Berlin. Zusammen 52 S. 4.

Polentz, Emil, Die Funktionen des französischen Relativpronomens *lequel*. I. Teil. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Andreas-Realgymnasiums zu Berlin. Ostern 1891. Berlin, Gaertner, 1900. Programm Nr. 99. 43 S. 4.

Die neuen Vereinfachungen der Syntax. Nach den amtlichen Vorschriften vom 28. Februar 1901. Herausgeg. und erklärt von Dr. J. Cron, Oberlehrer am Bischöflichen Gymnasium. Strafsburg i. E., Herder, 1901. 20 S. kl. 8. M. 0,20.

Köhler, Dr. Friedrich, Die Allitteration bei Ronsard. Erlangen und Leipzig, Deichert, 1901. XVI, 152 S. 8. (Münchener Beiträge zur rom. u. engl. Philol. Heft XX.) M. 4.

Boerner, Dr. Otto, Oberl., Lehrbuch der französ. Sprache. Mit besonderer Berücksichtigung der Übungen im mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch der Sprache. Ausgabe D, für preufsische Realanstalten und ähnliche Schulgattungen. Mitbearbeitet von Dr. Friedrich Schmitz, Oberlehrer. I. Abteilung, Unterstufe. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1901. XII, 198 S. 8. Geb. M. 1,80. — Vereinfachte Bearbeitung der Ausgabe B, für Mädchenschulen. II. Teil. Stoff für das zweite Unterrichtsjahr. Hierzu ein grammatischer Anhang. Eb. VI, 114, 56 S. 8. Geb. M. 1,60.

Mackay, D., M. A. of Ayr Academy, N. B. and F. J. Curtis, Ph. D., B. A. of Vienna University, late of Dollar Institution, N. B., First french book, according to the 'new' method of teaching modern languages. With forty-four illustrations. London, Whittaker u. Co., 1900. XVIII, 343 S. 8. Geb. S. 2, d. 6.

Lotsch, Dr. Fr., Oberlehrer an der Weststädtischen höheren Mädchenschule und Lehrerinnenbildungsanstalt zu Elberfeld, Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Leipzig, Renger, 1901. VI, 60 S. 8. M. 0,90.

— Exercices de style. Die französischen Originaltexte zu den Stücken des vorherangeführten Buches. IV, 55 S. M. 1,20.

Bechtle, J., Reallehrer in Backnang, Französische Sprachschule für die Unterstufe. Mit einem Kärtchen und 7 Bildern. Stuttgart, Neff, 1901. VIII, 240 S. 8. Geb. M. 2,40.

Böddeker, Prof. Dr., Direktor der Kaiserin Auguste-Viktoria-Schule in Stettin, und J. Leitritz, Kgl. Gymnasial-Oberlehrer in Stettin, Frankreich in Geschichte und Gegenwart. Nach französischen Autoren zur Einübung der französischen Grammatik. Ein Übungsbuch zu jeder französischen Grammatik, insonderheit zu Böddekers 'Die wichtigsten Erscheinungen der französischen Grammatik'. Mit 1 Karte von Frankreich und 1 Plane von Paris. Leipzig, Renger, 1901. XIX, 227 S. 8. M. 3.

Boerner, Dr. Otto, La France. Sa description, son histoire et son organisation politique et administrative. Sonderabdruck aus der zweiten Doppel-Auflage der Ausgabe A der Oberstufe zum Lehrbuch der franz. Sprache. Mit einer Karte von Frankreich. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1901. S. 214—289. Geheftet M. 0,80.

Schmidt, Gustav, professeur à l'Oberrealschule de Heidelberg, Manuel de conversation scolaire, recueil de termes techniques pour l'enseignement du français. Berlin, Gaertner, 1901. VI, 67 S. 8.

Braunholtz, E. G. W., M. A., Reader in Romance in the University of Cambridge, Books of reference for students and teachers of french, a critical survey. London, Wohlleben, 1901. 80 S. 8.

Mey, Dr. Oscar, Oberlehrer, vormals Direktor der deutschen Knaben- und Realschule der evangel. Gemeinde zu Bukarest, Frankreichs Schulen in ihrem organischen Bau und ihrer historischen Entwickelung mit Berücksichtigung der neuesten Reformen. Zweite, vollständig umgearbeitete und wesentlich vermehrte Auflage. Leipzig, Teubner, 1901. XII, 222 S. 8. M. 4,80.

Pfuhl, Oberl. Dr. Heinrich, Beiträge zur unterrichtlichen Behandlung der französischen Syntax. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der Fünften Städtischen Realschule zu Berlin. Ostern 1901. (Programm Nr. 121.) Berlin, Gaertner, 1901. 30 S. 4.

Zur Geschichte des Friedrichs-Gymnasiums 1850—1900. Nachtrag, enthaltend Gedächtnisreden: 1. von Karl Kempf auf Robert Püschel († 1884) ... 3. von Johannes Müller auf Fritz Bischoff († 1894) ... Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Friedrichs-Gymnasiums zu Berlin. Ostern 1901. Programm Nr. 53. Berlin, Gaertner, 1901. 36 S. 4.

Antoine, Ch., licencié ès lettres, professeur de l'Université de France, Résumés pratiques de littérature française (depuis les origines jusqu'à nos jours) ... Revus et édités par Dr. K. Eule, Oberlehrer am Friedrichs-Real-Gymnasium zu Berlin. Leipzig, Wöpke, 1900. 200 S. 8. M. 2,40, geb. M. 2,80.

Meyer, Paul, Notice d'un légendier conservé à la Bibliothèque impériale de Saint-Petersbourg. Tiré des Notices et extraits des manuscrits de la Bibliothèque nationale et autres bibliothèques. Tome XXXVI. Paris, Imprimerie nationale, 1900. 49 S. 4. 1 Héliogravure.

Paris, Gaston, Sur 'Amadas et Idoine' [Furnivall's Miscellany, 1901). 11 S. 8.

Suchier, Hermann, Die gekürzte Fassung von Ludwigs Krönung (Français 1448). In 'Bekanntmachung der Ergebnisse der Akademischen Preisbewerbung vom Jahre 1900 und der neuen für das Jahr 1901 gestellten Preisaufgaben'. Halle 1901. 5 S. 4.

Paris, Gaston, de l'Académie française, François Villon. Paris, Hachette, 1901. 190 S. 8 (Les grands écrivains français). Frs. 2.

Becker, Ph.-A., Marguerite duchesse d'Alençon et Guillaume Briçonnet évêque de Meaux d'après leur correspondance manuscrite (1521—1524). Extrait du *Bulletin de la Société de l'Histoire du Protestantisme français* et de la *Revue de théologie de Montauban*, 1900. 172 S. 8.

7 Rigal, Eugène, Le théâtre français avant la période classique (fin du XVIe et commencement du XVIIe siècle). Paris, Hachette, 1901. VIII, 363 S. 8. Fr. 3,50.

Colson, Oscar, Le 'cycle' de Jean de Nivelle, chansons, dictons, légendes et type populaire. Aus 'Wallonia' t. VIII (1900).

- - - -

Rassegna critica della letteratura italiana pubbl. da E. Pèrcopo e N. Zingarelli. V, 5—8 [P. P. Parrella, Le 'Pistole volgari' di Nicolò Franco e il libro primo delle 'Lettere' dell'Aretino. C. T. Aragona, Riscontro dantesco. — Recensioni: L. Grilli, Le egloghe pescherеccie di J. Sannazaro e altre poesie latine dei secoli XV e XVI, recate in versi italiani (G. Rosalba). F. Pintor, Delle liriche di B. Tasso (E. Proto). A. Borzelli, Il cav. G. Marino (P. P. Parrella). — Bollettino, Annunzi ecc.]. V, 9—12 [G. Zaccagnini, L'autore delle 'Dichiarazioni' alla 'Secchia rapita'. M. Porena, Per l'interpretazione del sonetto petrarchesco 'Anima bella'. E. Mele, Di alcuni versi di poeti italiani nel 'Don Quijote'. F. Sandone, A proposito di Lapo Gianni. A. Borzelli, Ancora dell' autore del 'Pianto d'Italia'. — Recensioni: A. Belloni, Il seicento (P. P. Parrella). B. G. Lo Casto, Ricostruzione della Valle Inferna (M. Porena). — Bollettino, Annunzi ecc.].

Fava, Guido, La Gemma purpurea del maestro Guido Fava ricostituita nel testo volgare con l'aiuto di quattro codici (da Ernesto Monaci). Roma, Forzani e c. MCMI. 11 S. 8. Nozze Spezi-Salvadori. [Der durch Rockinger und dann durch Monaci in seiner Crestomazia italiana dei primi secoli veröffentlichte Text des wichtigen Briefformulars ist hier auf Grund von vier Hss. des 13. Jahrhunderts in wesentlich verbesserter Gestalt gegeben; der kritische Apparat soll später bekannt gemacht werden.]

Die Reimpredigt des Pietro da Barsegapè. Kritischer Text mit Einleitung, Grammatik und Glossar herausgegeben von Emil Keller. Beilage zum Programm der Thurg. Kantonsschule für das Schuljahr 1900/1901. Frauenfeld, Huber u. Co., 1901. VIII, 96 S. 4.

Petrarca. Die Triumphe Francesco Petrarcas in kritischem Texte herausgegeben von Carl Appel. Halle, Niemeyer, 1901. XLIV, 476 S. 8 und 6 Tabellen. M. 14.

Collezione di opere italiane per uso di scuola e di lettura privata. Leipzig, Rofsberg, 1901. 8. Vol. III. Storia dell'arti belle di Paolo Tedeschi. Con permesso dell'editore abbreviata per cura di Moritz Ramshorn, maestro di lingua italiana nella scuola di commercio di Lipsia. 147 S. M. 1,80.

Meyer-Lübke, Wilhelm, Grammatica storico-comparata della lingua italiana e dei dialetti toscani. Riduzione e traduziene ad uso degli studenti di lettere per cura di Matteo Bartoli e Giacomo Braun. Con aggiunte dell'autore. Torino, Loescher. 1901. XVI, 269 S. 8. L. 12.

Vidossich, dott. Giuseppe, Studi sul dialetto triestino. Estratto dall'*Archeografo Triestino.* Nuova Serie, vol. XXIII, fasc. II. Trieste, 1901. 64 S. 8 [wird fortgesetzt werden].

Rolin, Prof. Dr. Gustav, Bericht über die Resultate seiner mit Unterstützung der Gesellschaft behufs Dialektforschungen unternommenen Reisen in den Abruzzen (März-April, August-September 1900). Mitteilung Nr. XIV der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Prag, Verlag der Gesellschaft zur Förderung u. s. w., 1900. 40 S. 8.

Kleinpaul, Dr. Rudolf, Italienischer Sprachführer. Konversations-Wörterbuch. Dritte Auflage, neubearbeitet von Prof. Dr. Berthold Wiese. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut [o. J.]. VI, 575 S. kl. 8. Geb. M. 2,50. (Meyers Sprachführer.)

D'Ovidio, Francesco, Studii sulla Divina Commedia. Milano-Palermo, Sandron, 1901. XVI, 608 S. 8. L. 5. [Von den zahlreichen und höchst wertvollen Arbeiten, in denen D'Ovidio sich mit Dante beschäftigt hat, erscheinen hier die auf die Komödie sich beziehenden in einem schön gedruckten Bande vereinigt und werden damit auch denen leicht zugänglich, denen die vielen Zeitschriften und Zeitungen schwer erreichbar waren, wo sie zuerst gestanden hatten. Weitere Dante betreffende Aufsätze sind einem zweiten Bande vorbehalten. Das hier Gegebene hat übrigens sorgfältige, manchmal tiefgreifende Bearbeitung erfahren, und nicht wenig ganz Neues ist hinzugekommen. Ausführliche Namen-, Sach- und Stellenregister sind eine willkommene Zugabe. Auch der Vorrede sei noch gedacht, welche unter anderem eine kurze Charakteristik der Dante-Studien des abgelaufenen Jahrhunderts giebt und in den Worten der Erinnerung an Bartoli und an Scartazzini die liebenswerte Eigenart des Verfassers wieder hervortreten läfst, welche das Studium seiner Schriften ebenso wohlthuend macht, wie es jederzeit anregend und fördernd ist.]

Cornell University Library. Catalogue of the Dante Collection presented by Wilhelm Fiske compiled by Theodore Wesley Koch. Vol. I. Preface, introduction etc. XVIII S. 4. Part II. Works on Dante (A—G) S. 95—268. Vol. II. Part II. Works on Dante (H—Z). Supplement, Indexes, Appendix (S. 271—606). Ithaca, New York, 1898—1900. [Eine beschränkte Zahl von Exemplaren des ganzen Katalogs ist im Handel zum Preise von 6 Doll.] S. Archiv CI, 256.

Koch, Theodore Wesley, The growth and importance of the Cornell Dante Collection. Ithaca, New York, MDCCCC. 10 S. 8.

Koch, Theodore Wesley, Hand-list of framed reproductions of pictures and portraits belonging to the Dante-Collection. Ithaca, New York, 1900. VII, 20 S. 8.

Juan Ruiz, arcipreste de Hita, Libro de buen amor, texte du XIV[e] siècle publié pour la première fois avec les leçons des trois manuscrits connus par Jean Ducamin, agrégé de l'Université, professeur au collège de Castres. Toulouse, Privat, 1901. LVI, 343 S. 8. Fr. 20 (Bibliothèque méridionale publiée sous les auspices de la Faculté des lettres de Toulouse. I[re] série, t. VI). [Man darf den Titel nicht so verstehen, als ob ein Ineditum gegeben würde. Was man erhält, sind die durch Sanchez und dessen Nachfolger wohlbekannten Gedichte, nur dafs die von Sanchez benutzte Hs. hier genauer und ohne Kürzungen wiedergegeben ist und man zum erstenmal die Abweichungen zweier anderer Hss. vollständig kennen lernt.]

Diego de Negueruela, Farsa llamada Ardamisa, réimpression publiée par Léo Rouanet (Bibliotheca hispanica). Barcelona, 'L'Avenç'; Madrid, Murillo, 1900. VII, 77 S. 8. Pes. 4.

Coleccion de autos, farsas y coloquios del siglo XVI, publiée par Léo Rouanet. T. I (Bibliotheca hispanica). Eb. 1901. XVI, 526 S. 8. Pes. 15.

Bibliothèque espagnole. Paris, Picard; Toulouse, Privat, 1901. 8.

I. Ambrosio de Salazar et l'étude de l'espagnol en France sous Louis XIII par Alfred Morel-Fatio. 230 S. Fr. 4.

II. Le diable prédicateur, comédie espagnole du XVII[e] siècle traduite pour la première fois en français avec une notice et des notes par Léo Rouanet. 273 S. Fr. 4.

Barten, John, Nuevo epistolario comercial en inglés, alemán, holandés, francés y castellano. Cinco partes. Parte V. Castellano, traducida por Carlos Klöckner. Hamburgo, Kloss [o. J.]. 109 und dazu 24 nicht numerierte Seiten, 8.

Crescini, V., Rambaut de Vaqueiras et le marquis Boniface I de Montferrat, nouvelles observations. Extrait des *Annales du Midi*, tomes XI, XII et XIII, 1899—1901. Toulouse, Privat, 1901. 82 S. 8.

Sainéan, Lazare, docteur ès lettres, ancien professeur-suppléant à l'Université de Bucarest, lauréat de l'Université et de l'Académie roumaine, Une carrière philologique en Roumanie (1885—1900). I. Les péripéties d'une naturalisation, mémoire autobiographique. Bucarest, Storck; Paris, Larousse, 1901. VIII, 56 S. 8. Frs. 2. [Unbefangene Leser werden sich der Teilnahme für einen Mifshandelten und vielleicht auch der Entrüstung über seine Verfolger schwerlich erwehren, wenn sie hier erfahren, wie Böswilligkeit der einen und Schwachheit der anderen verschuldet haben, dafs man einem Manne von unbestreitbaren wissenschaftlichen Verdiensten die Einbürgerung bei einem Volke versagt hat, unter dem er geboren ist und dessen Sprache und Überlieferungen der Gegenstand seiner langjährigen und erfolgreichen Arbeit gewesen sind; ihm versagt hat, was die Voraussetzung jeder dauernden amtlichen Wirksamkeit in Rumänien bildet, nur weil er Jude ist.]

Manassewitsch, K., Die Kunst, die russische Sprache durch Selbstunterricht schnell und leicht zu lernen (Kunst der Polyglottie, 4. Teil: Die russische Sprache). 5. Aufl. Wien, Hartleben, 1901. 192 S. Geb. M. 2.

Nachtrag zu S. 348.

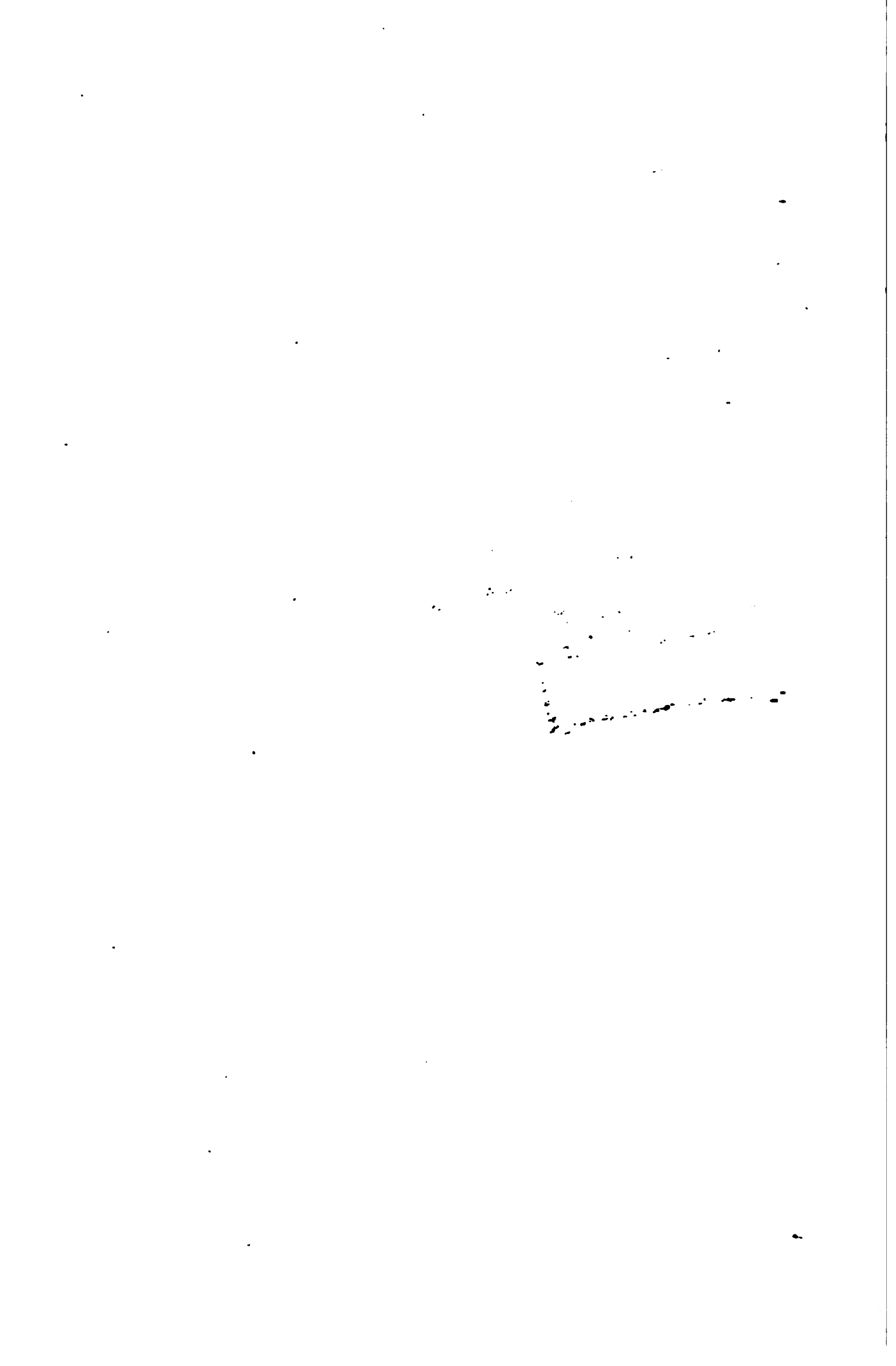
Das Glaubensbekenntnis aus Tib. C. I, fol. 159b ist in Anglia XI, S. 100 f. von H. Logemann veröffentlicht.

Beilagen:

Von der **N. G. Elwert'schen Verlagsbuchhandlung** in Marburg i. H.
Von Herrn **Ferdinand Schöningh** in Paderborn.
Von der **Université de Genève.**
Von Herrn **Carl Winter's Universitätsbuchhandlung** in Heidelberg.



Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
Vollständige
Neubearbeitung!
Zwei Teile in einem Bande.
gr. 8. 1392 S.
Preis geb.
10 Mk.
Thibaut
145. Auflage.
Wörterbuch
der
französischen
und
deutschen Sprache.
Vollständig umgearbeitet von
Prof. Dr. Heinrich Wüllenweber.






Widener Library
3 2044 098 634 363